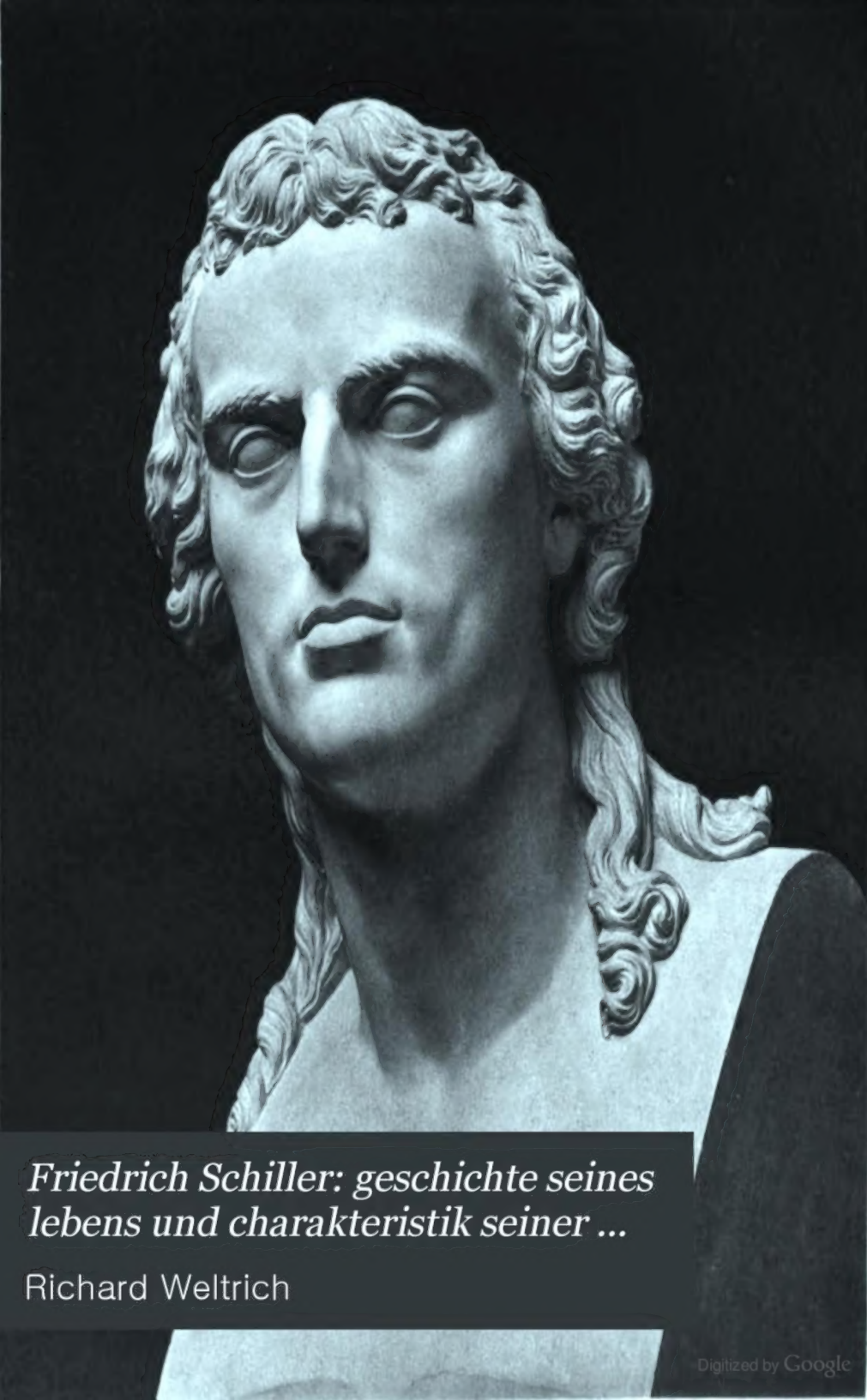


Friedrich Schiller: geschichte seines lebens und charakteristik seiner ...

Richard Weltrich

Digitized by Google

J. B. Wahr.

PROPERTY OF
University of Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Friedrich Schiller

Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen

Von

Richard Weltrich

kgl. Professor a. D. der Kriegsakademie und des Kadettenkorps zu München

---

Erster Band

Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste

Stuttgart 1899

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Digitized by Google

838
.3.3.40
W464f

Alle Rechte vorbehalten.

Der vorliegende erste Band ist in drei Lieferungen erschienen, die in den Jahren 1885, 1889 und 1899 ausgegeben wurden.

Digitized by Google

Hermann
Walter
2-19-53
82263
v.1 (all published)

2-26-53 1/FP

Dem Andenken

meines Lehrers und Freundes

Friedrich Theodor von Vischer

gewidmet.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorrede . . . . . V—XII

Erstes Buch.

Erste dramatische Periode.

Erstes Kapitel. Geburt und Elternhaus . . . . . 3— 35

Zweites Kapitel. Heimat und Kindheit . . . . . 36— 82

Drittes Kapitel. Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen . . . . . 83—140

Viertes Kapitel. Schiller als Zögling der herzoglichen Militärakademie . . . . . 141—330

Fünftes Kapitel. Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart. Die Räuber. Die Gedichte der Anthologie. Schillers Flucht . . . . . 331—722

Anhang zum ersten Bande. (Nachweise und Nachträge) . 723—874

Register . . . . . 875—900

Stammtafel I der Familie Schiller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

1885.

Digitized by Google

Friedrich Schiller.

Geſchichte ſeines Lebens und Charakteriſtik ſeiner Werke.

Unter kritiſchem Nachweis der biographiſchen Quellen.

Von

Richard Weltrich,

kgl. Profeſſor an der Kriegsakademie und dem Kadettenkorps zu München.

Erſter Band.

Mit dem Bildniß der Dannecker'ſchen Schillerbüſte.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1885.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Meinem Lehrer

Herrn Dr. Friedrich Theod. von Vischer

kgl. Professor am Polytechnikum zu Stuttgart

in treuer Verehrung

gewidmet.

Vorrede

zum ersten Bande.

Das Leben Schillers dem deutschen Volke zu erzählen, ist eine Aufgabe, welche oft genug unternommen wurde, um in den Augen des Dilettantismus einen neuen Versuch zu erleichtern, in den Augen derer, welche es mit der Wissenschaft ernst nehmen, ihn zu erschweren. Denn während der fingerfertige Kompilator ein reichlich zusammengetragenes Material bequemen Sinnes willkommen heißt, empfindet der Andere zur Last, daß die Zahl der Vorgänger die Selbständigkeit einer neuen Arbeit hemmt; er fühlt die Verantwortung, welche er auf sich nimmt, indem er das Publikum einlädt, einen begangenen Weg in anderer Weise und gegen das Versprechen einigen Gewinnes an seiner Hand zu machen. Wer freilich ein Kenner der Schillerlitteratur ist, dem braucht man nicht erst zu sagen, daß die Notwendigkeit, in unsern Tagen das Leben des Dichters von Neuem zu schreiben, gekommen ist. Auf die Leistungen meiner Vorgänger dankend und prüfend Bezug zu nehmen, wird dieses Buch oftmals veranlaßt sein; hier muß ich mich auf wenige Andeutungen zur Geschichte der Schillerbiographie beschränken. Während das deutsche Volk seinen Dichter wärmer und wärmer ins Herz schloß, waltete über der Beschreibung seines Lebens in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tode kein günstiger Stern. Spärlich und dürftig, dabei verstreut in Zeitschriften, waren die Berichte, welche die Jugendfreunde Schillers über seine erste Lebensperiode gaben; die Familie des Dichters hielt aus Pietät für den Entschlafenen mit öffentlichen Aufschlüssen zurück, und gewissenlose Fälscher begannen eilig das wenig geschützte Feld anzubauen. Einen Kram unwahrer und absurder Nachrichten brachten J. G. Gruber und K. W.

Oemler in Umlauf, unter dem frechen Anspruch, den Dichter zu ehren; Oemler insbesondere in den Büchern: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben“ (Stendal 1805) und „Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem früheren Leben“ (Stendal 1806). Man hält es kaum für möglich, wie lange Zeit und in wie weite Schichten hinein diese Fälschungen nachwirkten. Oemler hatte eine Reihe von Anekdoten aus der Kindheit des Dichters erfunden, er fabricirte Tagebücher und Briefe von Schiller, darunter die Briefe an „Karl“ Moser; sie trugen das Gepräge der Geziertheit und Unkindlichkeit auf der Stirne, aber Hoffmeister und Gustav Schwab verwerteten in ihrer Biographie dieses Material. Ein Gedicht, angeblich von der Mutter Schillers stammend, in der That aber ein Produkt von Oemler, hörte ich vor wenigen Jahren in Marbach wieder aus Volksmund. Die Unechtheit der Moserschen Briefe wies Eduard Boas zum Gelächter des Publikums nach; aber die Berliner Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt scheute sich nicht, im Jahr 1870 eine neue Titelausgabe ihrer 1856 erschienenen Sammlung der Briefe Schillers zu publiziren, und 1870 wie 1856 wurden die Briefe an Moser dem Publikum aufgetischt. Zuvor hatte Heinrich Döring eine unkritische und flüchtige Sammlung der Briefe veranstaltet; auch mit einer Beschreibung von Schillers Leben trat er hervor, als er schockweise Dichterbiographien in den Handel brachte. Das erste umfassende und ernste Werk schrieb Karl Hoffmeister (1838); eine wissenschaftliche Leistung, welche noch heute Achtung verdient, wenn sie auch unsern Ansprüchen an Methode nicht mehr genügen kann, wenn auch das geschichtliche Material, über welches sie verfügte, längst überholt ist und für die Beurteilung der Werke des Dichters Hoffmeisters ästhetische Begabung nicht zureichte. Diese Biographie wurde in populärer Kürzung durch Viehoff dem Publikum zugänglicher gemacht. Veraltet sind heute beide Werke. Gustav Schwab folgte mit einem von kleinlichem Geiste diktirten, auch stofflich armen und unkritischen Buch. Die gröbsten Irrtümer zeigte Eduard Boas ihm auf, der zu bleibendem Verdienst zuerst eine strengere Prüfung der Quellen versuchte (1856).

Die Schwägerin Schillers, Karoline von Wolzogen, hatte inzwischen (1830) die erste Auflage ihres Lebens Schillers veröffentlicht; ihr noch heute gelesenes Buch ist ein Werk warmer und feiner Empfindung, und die Ausführlichkeit, mit welcher sie bei der familiären Seite des Dichterlebens verweilte, die große Zahl der Briefe, welche sie beigeben konnte, brachte vieles Neue von dauerndem Wert. Aber die weibliche Feder, wie die Sinnesart der Verfasserin verraten sich merklich; die Komposition ist lässig und willkürlich, und die strenge Wahrheit wurde zuweilen der schöneren Färbung untergeordnet. Einen großen Erfolg erzielte die Biographie von Emil Palleske, welche heute in 11. Auflage vorliegt. Ohne Frage sind an Palleske Fleiß, Wärme, fesselnde Darstellung zu rühmen; aber sein Feuer ist doch oft Strohfeuer, sein Stil Rhetorik und Deklamation. Palleskes ästhetische Kritik steht nicht viel über dem Niveau eines Enthusiasten; durchgebildetes Urteil und strengere Maßstäbe fehlen. Auch H. Düntzer hat im Jahre 1881 ein Leben Schillers publizirt, ein mit Illustrationen versehenes Buch; mit Verzicht auf jede Untersuchung der geistigen Bedeutung des Dichters, auf jede Analyse der Werke; wenig mehr als eine kalenderartige Aufzählung der Ereignisse. Von kleineren, mehr den Charakter der Skizze tragenden Arbeiten möchte der Aufsatz von Körner, die Biographie Schillers von Karl Goedeke und Rud. v. Gottschalls interessanter, im „Neuen Plutarch" veröffentlichter Essay in erster Linie zu nennen sein. Carlyle und Bulwer gaben dem englischen Volke ein Bild des Dichters.

Die nationale Begeisterung für Schiller hat im Jahre 1859, um die Zeit des Säkularfestes, einen Höhenpunkt erreicht. Für die litterarhistorische Forschung ist Schiller in den letzten Dezennien einigermaßen in den Hintergrund getreten, zum Vorteil Goethes, welchem das liebevollste Studium zugewendet wurde. Goethes vielseitige, ein reiches und ausgereiftes Leben füllende Thätigkeit erschloß sich schwerer dem Verständniß der deutschen Nation. Aber daneben hat immer eine kleinere Gruppe der tüchtigsten Forscher dem schwäbischen Genius sich willig zum Dienste gestellt, und nachdem in der großen, siebenzehnbändigen

historisch-kritischen Schiller-Ausgabe Goedekes ein litterarisches Monumentalwerk fast sondergleichen geschaffen war, hatte das strengere Studium Schillers die unentbehrlichste Unterlage gewonnen. Die Publikation der großen Briefwechsel durch Goedeke, Vollmer, Fielitz schloß sich an, Urlichs, Speidel und Wittmann brachten neues briefliches Material zu Tag, monographische Arbeiten von Fielitz, Boxberger, Klaiber, v. Schloßberger erhellten einzelne Fragen. In einem Werke von epochemachender Bedeutung untersuchte Tomaschek die wissenschaftliche Thätigkeit Schillers: Kuno Fischer, Ueberweg und Andere waren in gleicher Richtung thätig. Gerade das letzte Jahrzehnt hat in reichlicher Menge neue Quellen erschlossen. Gegenüber diesem gewaltigen, von Seite der Biographen noch allzuwenig verwerteten, mit älteren, stets wiederholten Traditionen oft in Widerspruch befindlichem Material wurde es zur Pflicht, die gesammte Ueberlieferung von Schiller einer Revision zu unterziehen. Dies ist die Aufgabe, welche ich mir stellen zu müssen glaubte: und eine durchgängige Aufzeigung der Quellen unter Wahrung des authentischen Textes der Originalzeugnisse mußte die Kontrole bieten. Doch zum Mindesten das gleiche Gewicht wollte ich auf die kritische Erörterung der Schöpfungen Schillers legen. Nicht nur die dichterischen Werke allein durften hiebei im Vordergrund stehen: schon ihr genetischer Zusammenhang mit den philosophischen und historischen verbot diese Einseitigkeit. Aber allerdings sollte die dichterische Thätigkeit und mit besonderer Betonung Schillers dramatische Produktion die Zeichnung des Bildes beherrschen.

Ich übergebe meinen Versuch hiemit dem deutschen Volke. Mein Buch wird zweifelsohne seine Mängel haben; aber, da man seines Fleißes sich ja rühmen darf, so will ich sagen: es war ein schweres Stück Arbeit. Und es ist ehrliche Arbeit. Zur Ehre Schillers war mein Wahlspruch.

Es ist ein eigentümliches Geschick, daß gerade mein Buch, welches grundsätzlich bestrebt ist, die Quellennachweise durchaus zu geben, Jedem das Seine zu lassen und in Darstellung und Ausdruck möglichst selbständig zu bleiben, noch vor seinem Erscheinen von einer Ausbeutung der schlimmsten Art betroffen

worden ist. Dem Leser, welcher meine Arbeit mit der zu Ostern des laufenden Jahres im Verlag des Bibliographischen Institutes zu Leipzig veröffentlichten Biographie „Schillers Leben und Dichten" von C. Hepp vergleicht, wird partienweise eine überraschende Aehnlichkeit auffallen. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich über die vier ersten Kapitel meines Buches, und sie betrifft sowohl den Plan, den stofflichen Inhalt, die Anordnung und Gliederung des Materials im Ganzen, den Gedankengang, als auch die stilistische Ausdrucksweise vieler einzelner Stellen. In Wahrung meiner Rechte habe ich unter dem 16. April in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 19. April 1885 „Protest" „zum Schutz des geistigen Eigentums" erhoben; ich habe den Grad und die Art der Uebereinstimmung dort eingehend untersucht und aus einer großen und in sich zusammenhängenden Reihe von Thatsachen die Schlußfolgerung gezogen, daß C. Hepp mein Manuskript zur Ausarbeitung seiner Schillerbiographie widerrechtlich benutzt hat. Für diejenigen meiner Leser, welche diesen Protestartikel nicht kennen gelernt haben, bemerke ich in Kürze folgendes. Am 14. April 1880 schloß die Meyersche Verlagsbuchhandlung zu Leipzig, das Bibliographische Institut, aus freiem Entgegenkommen mit mir einen Vertrag bezüglich Abfassung einer biographischen Einleitung zu Schillers Werken. Das Unternehmen zerschlug sich, da meine Arbeit über den beabsichtigten Rahmen weit hinauswuchs; ich selbst machte unter dem 17. August 1882 dem Bibliographischen Institut den Vorschlag der Vertragslösung. Derselbe wurde angenommen. Nach dem von mir im Jahre 1881/82 eingelieferten Manuskriptstück war inzwischen bei Meyer der Satz begonnen worden; die ersten 9 Druckbogen des Buches waren mir zur Korrektur zugegangen. Diese ersten 9 Bogen umfaßten bis auf wenige Seiten den Inhalt meiner vier ersten Kapitel. Bei Lösung des Vertrags erhielt ich von Meyer nach Tilgung aller meiner Verbindlichkeiten unter dem 3. November 1882 mein bis dahin im Bibliographischen Institut aufbewahrtes und dem Versprechen nach unter Verschluß gehaltenes Manuskript sowie eine Anzahl von Korrekturabzügen zurück. Den Verlag meines Werkes, welches nach

jeder Richtung hin zu erweitern und zu vertiefen mein Wille war, übernahm die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart; sie begann den Druck im Sommer 1883. Vor etwa 4 Wochen, zu Ostern 1885, hat C. Hepp im Verlag des Bibliographischen Institutes die obengenannte Schillerbiographie veröffentlicht. C. Hepp ist der Prokurist des Bibliographischen Instituts. C. Hepp hat in den Jahren 1880—1882 die gesammte geschäftliche Korrespondenz mit mir geführt und mein Manuskript, beziehungsweise die darnach gefertigten Korrekturabzüge gelesen.

Nachdem infolge durchgreifender Ueberarbeitung meines ursprünglichen Textes die ersten vier Kapitel des Buches, welche im Meyerschen Druck 9½ Bogen gegeben hatten, nunmehr im Cottaschen Druck über 21 Bogen sich erstrecken, ist die Aehnlichkeit zwischen dem Heppschen Text und dem meinigen eine etwas versteckte geworden. Zur Seite liegen ließ C. Hepp ohnehin von meiner ursprünglichen Arbeit Alles, was er nicht verstanden hat oder was ihm für seinen „populären" Zweck nicht rentabel erschien. Dennoch wird ein vergleichender Blick die Spur der Uebereinstimmung mit Leichtigkeit verfolgen, und je mehr meiner biographischen Vorgänger in die Untersuchung hereinbezogen werden, um so schärfer muß das Verhältniß, welches zwischen dem Heppschen Buch und meinem Eigentum waltet, in das Licht treten. Ich habe keine Probe zu scheuen und halte meine Beschwerde in ihrem ganzen Umfang aufrecht. Herr Hepp hat unter dem 24. April eine „Entgegnung" auf meinen Protest veröffentlicht und diese Flugschrift in vielen tausenden von Exemplaren verschickt. Unwürdig im Ton, ist sie dem Inhalt nach ein Gewebe von Unwahrheit und Sinnlosigkeit; das werde ich dem Publikum in den nächsten Tagen in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" beweisen.

Die unmittelbare Folge des erzählten Vorkommnisses ist, daß ich mich gezwungen sehe, mein Buch unverzüglich, soweit der Druck gerade fertig ist, zu veröffentlichen. Der erste Band erscheint somit in zwei Lieferungen. In dieser Art der Publikation liegt für mich mancher Nachteil. Mein Buch ist als ein Ganzes gedacht; die Verteilung des Stoffes kann sich erst, wenn das Ganze vorliegt, vollständig rechtfertigen; Manches, dessen

Aufnahme vielleicht auf den ersten Anblick befremdet, wird als Teil des Gesammtplanes nach und nach erst sich erklären. Ich möchte die Kritik bitten, darauf einigermaßen Rücksicht zu nehmen. Ein Druckfehlerverzeichniß folgt zu Ende des ersten Bandes; einige besonders störende Druckfehler und notwendig gewordene Ergänzungen muß ich jedoch sogleich hier anführen. Auf Seite 3 wie Seite 4 ist durch ein Versehen Ludwigs XIV. anstatt Ludwigs XV. stehen geblieben. Zu S. 7—8 folgt im Anhang zum ersten Band eine detaillirte Untersuchung über das Datum der Geburt und der Taufe Schillers. S. 16 ist der Satz: wie Schwab meint, zu streichen. S. 73, Anm. ist der Satz: Vielleicht ist aber der Name doch Herold zu lesen bis: amtirte, zu streichen. Nachdem der Bogen 5 gedruckt war, veranlaßten mich mancherlei Widersprüche, welche in den Angaben über Schillers Schulzeit zu Ludwigsburg sich finden, zu einer erneuten Untersuchung der einschlägigen Fragen; ich stieß in den würtembergischen Staats-Adreßbüchern des vorigen Jahrhunderts auf ein bisher nicht ausgenütztes Material und kam zu völlig neuen Ergebnissen. In den Jahren 1767 und 1768 hatte nach den Adreßbüchern auf diese Jahre die lateinische Schule zu Ludwigsburg 3 Klassen; und zwar war Lehrer der ersten oder untersten Klasse Präzeptor Abraham Elsässer; Präzeptor der zweiten Klasse war M. Phil. Christian Honold; Lehrer der dritten Klasse und Oberpräzeptor war 1767 M. Georg Christian Benz, 1768 M. Joh. Friedr. Jahn. Von 1769 an wird die Schule vierklassig. Nunmehr erscheint als Lehrer der 4. Klasse oder „Professor der höheren Klasse" M. Johann Ulrich Schwindrazheim, in den Jahrgängen 1769, 1770, 1771, 1772. Neben ihm ist Lehrer der dritten Klasse noch bis 1771 Jahn; 1772 aber Oberpräzeptor M. Philipp Heinrich Winter. Honold und Elsässer bleiben die Lehrer der beiden unteren Klassen. Der junge Schiller kam zu Anfang 1773 auf die Solitude. Näheres mit den hieraus folgenden Berichtigungen meines Textes findet der Leser im Anhang zum ersten Band. — S. 147 ist Nies anstatt Nieß zu lesen, S. 154 Dezember anstatt November und 1782—1793 anstatt 1781—1792.

Schließlich bin ich schuldig, Allen, welche zu meinen Forschungen mir Material beigesteuert haben, herzlichen Dank auszusprechen. Ich nenne insbesondere den Chef der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Freiherrn Karl von Cotta, sowie Herrn Dr. Wilhelm Vollmer zu Stuttgart und den Geschäftsführer der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Herrn Rudolf Koch; ferner die Schwiegertochter des Dichters, die k. Oberförsterswittwe Freifrau Luise von Schiller und die Enkelin des Dichters, die k. k. Majorswittwe Freifrau Mathilde von Schiller zu Stuttgart, und die Freiherrn Heinrich Adelbert und Heinrich Ludwig von Gleichen-Rußwurm, deren Gastfreundschaft mir das Schillerarchiv im Schloß Greifenstein ob Bonnland geöffnet hat. Neben ihnen die Herren Prof. Dr. Friedrich Theod. v. Vischer, Archivvicedirektor v. Schloßberger, Herrn Bibliothekar Prof. Dr. Herm. Fischer zu Stuttgart, Herrn Dr. Michael Bernays, Professor an der Universität München, Herrn Dr. Erich Schmidt, Professor an der Universität Wien, Herrn Fabrikant O. Merkel zu Eßlingen. Auch des jüngst verstorbenen Hofrates Dr. Wilhelm Hemsen zu Stuttgart und des Reichsarchivassessors Dr. Karl Stieler zu München muß ich hier gedenken. Manche Unterstützung, welche mir im Uebrigen gewährt wurde, findet im Texte des Buches ihre Erwähnung; rühmen muß ich noch die gütige Bereitwilligkeit, mit welcher die kgl. öffentliche Bibliothek zu Stuttgart und die großherzogl. Universitätsbibliothek zu Heidelberg seltenere Werke mir zur Verfügung stellten; und ganz besonders lebhaften Dank schulde ich der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, deren Direktorium und Beamte mir in liberalster Weise die Schätze ihres Hauses zur Benützung gaben. Endlich danke ich es der Güte des Herrn Prof. Adolf Donndorf zu Stuttgart, daß die Büste Schillers von Dannecker in einem des Dichters wie des Künstlers würdigen Bildniß das Buch eröffnet.

3. Mai 1885.

Richard Weltrich.

Erſtes Buch.

Erſte dramatiſche Periode.

Erſtes Kapitel.

Geburt und Elternhaus.

Es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Deutſche lagen im Kampf gegen Deutſche; des alten Reichs morſcher Bau wankte, und das Ausland, das gierige, half im Blutvergießen. Mit den Ruſſen, mit den Franzoſen Ludwigs XIV. und der Marquiſe von Pompadour, war das öſterreichiſche Kaiſerhaus im Bund, um niedergehende Macht und zum Spott gewordene politiſche Ordnung zu ſtützen, verlorenes Land, verlorene Kriegsehre zurück zu erobern. Und der Gegner, der in den Beſtand des Reiches die Breſchen legte und den doch altheiligen Bau untergrub, war der König, der nach Jahrhunderten wieder die Herzen entflammte, zu fühlen, es gebe etwas wie deutſche Kraft, deutſchen Waffenruhm und deutſche Ehre. Und wenn auch er ſelbſt, Friedrich II., ſobald das Kriegshandwerk ruhte, an franzöſiſcher Bildung ſich ſättigte, ſo war doch der Staat, in dem er das Regiment führte, der Schirmſtaat des Proteſtantismus und die Hoffnung der freier denkenden Geiſter. Und ſchwankte die Neigung und Meinung des deutſchen Volkes in innerem Zwieſpalt: ſelbſt dem Gegner ſtahl ſich das Bild des thatkräftigen, im Unglück ungebeugten, durch Klarheit des Willens und Kühnheit des Handelns ſich emporringenden Königs in die Seele. Die Politik freilich, ihre öffentliche Bethätigung und die Teilnahme an der Kriegsführung geſtalteten die gekrönten Herren des Volkes nach eigener Kaprice, und die Mehrzahl der kleineren deutſchen Fürſten fand es nicht ſchimpflich, im Solde Frankreichs zu ſtehen.

Auch der Herzog von Würtemberg hatte mit Frankreich seinen Vertrag abgeschlossen und sich verbindlich gemacht, auf sechs Jahre 6000 Mann zu stellen, welche auf Requisition des Königs von Frankreich jeden Augenblick marschbereit sein sollten; dagegen übernahm „des Königs Majestät die Aufstellungskosten, den Unterhalt und Sold für diese Truppen sowohl zu Friedens- als zu Kriegszeiten [1]." Als nun der Siebenjährige Krieg ausbrach, erschien in Stuttgart ein französischer Kommissar mit der Forderung schleuniger Erfüllung des Vertrags, während zugleich die kaiserliche Regierung zu Wien das würtembergische Kontingent zur Reichsexekutionsarmee aufbieten ließ. Nicht die Hälfte der erforderlichen Truppen war vorhanden, und da die Subsidiengelder, welche Frankreich bereits bezahlt hatte, für andere Dinge verbraucht waren, so ersetzte Gewaltthat die fehlenden Mittel. Dabei bewährte sich der Major und Geheime Kriegsrat Rieger dem Herzog Karl als ein findiger Mann. Aber die Stuttgarter Garnison empörte sich, als der Kommissar Ludwigs XIV. eben die Musterung vollzogen hatte, und die eingebrachten Deserteure beriefen sich darauf, daß man sie gewaltsam von ihren Familien weg zu den Fahnen geschleppt habe, und daß sie das Bewußtsein entrüste, an eine fremde Macht verkauft zu sein, um gegen den Beschützer des protestantischen Glaubens zu fechten. Erst mußte ein Generalpardon zugesichert werden, ehe die Regimenter und Bataillone zu Felddienstübungen in einem Lager bei Ludwigsburg zusammengezogen werden konnten.

Am 10. August 1757 erfolgte der Ausmarsch über Kannstatt nach Günzburg. Hier wurde ein Teil der Truppen auf der Donau eingeschifft; meuterische Szenen wiederholten sich; „sowohl bei Geißlingen, als in dem Lager bei Linz revoltirten viele von dem General von Spitznas'schen und Prinz Louis'schen Regiment, aus einer von Uebelgesinnten ausgestreuten Furcht vor einem Religionskriege." So berichtet von den Beteiligten einer, welcher bald unser näheres Interesse in Anspruch nehmen wird. Von

[1]) v. Stadlinger, Geschichte des Württembergischen Kriegswesens. Stuttgart 1856.

Linz marſchirten die Truppen im September vor Schweidnitz; Herzog Karl führte das Kommando über die Würtemberger und Baiern. Die Feſtung kapitulirte am 12. November. Die Schlacht bei Breslau folgte, die Gefangennahme des Prinzen von Bevern durch die Oeſterreicher, der Rückzug der Preußen hinter die Oder, die Uebergabe der ſchleſiſchen Hauptſtadt. Aber nun rückte der preußiſche König ſelber heran, und die Schlacht bei Leuthen entſchied das Kriegsglück; die Preußen blieben Sieger, und die würtembergiſche Armee ſchmolz auf die Hälfte zuſammen. Und im flüchtenden Rückzug war einer, der das Pferd verlor und im Moraſt der Breslauer Feſtungswerke in der Nacht darauf beinahe das Leben: Johann Kaſpar Schiller, der Vater des Dichters.

Er hatte bei ſeinem „gnädigſten Landesherrn“ ſich anwerben laſſen, war im Regiment Prinz Louis 1753 Fourier geworden, hatte den Ausmarſch mitgemacht und die Ernennung zum Fähnrich und Adjutanten erlangt. Nun, als die Schlacht von Leuthen für die Kaiſerlichen einen ſo unglücklichen Ausgang genommen hatte, ging er mit dem Reſte der würtembergiſchen Truppen „traurig“ zurück in die Winterquartiere nach Böhmen. Dort, um Saaz, wo das Hauptquartier lag, und in Leonſchütz, wo ſein Standort war, raffte ein heftig ausbrechendes Faulfieber von den übrig gebliebenen Truppen noch einmal die Hälfte dahin. Johann Kaſpar Schiller entging bei ſehr mäßiger Lebensart und beſtändiger Bewegung in freier Luft und auf der Jagd der anſteckenden Krankheit; die chirurgiſchen Kenntniſſe, welche er in ſeiner Jugend ſich erworben hatte, wurden jetzt in Anſpruch genommen, da der Regimentsfeldſcher geſtorben war; ja der thätige und gewandte Mann fungirte ſelbſt als Feldgeiſtlicher und übernahm, da es auch an geiſtlichen Aerzten fehlte und die noch geſund gebliebene Mannſchaft in einiger Religionsverfaſſung erhalten werden ſollte, auf Befehl die Gebetsvorleſungen und das Liederabſingen. Im März 1758 wurde er zum Lieutenant ernannt. Die Truppen wurden zur Ergänzung der Diviſion in das Vaterland zurückberufen, denn der Subſidienvertrag mit Frankreich war noch nicht abgelaufen. Neue Werbungen und

Aushebungen begannen. Lieutenant Schiller wurde zum General von Romannſchen Regiment verſetzt, und als im Lager bei Kornweſtheim die Truppen formirt waren, marſchirte er wieder mit aus, in heſſiſches Land, da die Würtemberger diesmal die Beſtimmung hatten, ſich mit dem dort ſtehenden franzöſiſchen Corps des Prinzen von Soubiſe zu vereinigen. Am 10. Oktober 1758 wurde das hannöverſche Corps des Generals von Oberg, eines Detachirten des Herzogs von Braunſchweig, durch Franzoſen und Würtemberger bei Lutterberg nächſt Landwehrhagen geworfen; die deutſchen Hilfstruppen kamen in Kantonirung in und bei Kaſſel, dann in Winterquartiere nach Unterfranken. Die Subſidienzeit ging jetzt zu Ende; der Herzog von Würtemberg rief ſeine Truppen in die Heimat zurück; hier trafen ſie in den letzten Tagen des Jahres 1758 ein. Lieutenant Schiller kam mit dem Stab nach Winnenden, und den in Kriegsnöten abermals gnädig Bewahrten begrüßte wieder ſein junges Weib in Sehnſucht und Liebe.

Aber nicht lange erfreute das Land ſich der Ruhe. Herzog Karl ſchloß mit Frankreich einen neuen Traktat und verpflichtete ſich, 12000 Mann auf ein Jahr zu ſtellen. Eine ſolche Soldatenzahl im kleinen Lande aufzubringen, vermochte nur ärgſte Erpreſſung und Grauſamkeit. Am 29. Auguſt 1759 rückten ſämmtliche Haustruppen in ein Lager bei Ludwigsburg; in Exerzitien und Felddienſtübungen gingen die nächſten Monate hin. Da küßte manche Mutter zum letztenmal ihren Sohn. Und Eva Dorothea Schiller machte von Marbach ſich auf, ihren Gatten im Lager zu beſuchen. In ſeinem Zelte überraſchten ſie die erſten Anzeichen naher Entbindung; doch vermochte ſie in ihr Haus zurückzukehren, um dort die Niederkunft zu erwarten. Der Ausmarſch der Truppen erfolgte am 28. Oktober in der Richtung nach Heilbronn und Möckmühl, und während ſie am Main ſtanden in Unterfranken, ward dem abweſenden Vater daheim zu Marbach Sonnabend den 10. November ein Sohn geboren, einſt beſtimmt, ein Fürſt im Frieden des Geiſtes zu werden, doch auch ein Held ſeines Volkes und ein Vorkämpfer im gewaltigſten Streit. Denn das Kind, das dort in der Wiege lag im ärm-

lichen, winkligen Eckzimmer des Hauses zu Marbach, ward des andern Tags in das Kirchenbuch eingetragen unter dem Namen Johann Christoph Friedrich Schiller.

Die würtembergischen Truppen passirten am 11. November den Main und vereinigten sich mit dem französischen Corps des Marschalls Broglio bei Fulda. Hier warf sie ein Ueberfall des Prinzen von Braunschweig aus ihren Stellungen und dezimirte ihre Zahl. Noch bis in den ersten Monat des neuen Jahres währten Streifzüge um Fulda und im Hessen-Darmstädtischen; infolge Befehls vom 13. Januar wurden die Winterquartiere — im Bisthum Würzburg — bezogen, das würtembergische Hauptquartier war Brückenau. Am 15. Mai 1760 erfolgte der Rückmarsch in das Vaterland; Johann Kaspar Schiller kam mit dem Stab nach Vaihingen. Und nun wird er in Vaihingen oder in Marbach zum erstenmal sein „Büble" auf den Armen gehalten haben [1]).

---

[1]) Ueber das Datum der Geburt Friedrich Schillers vgl. den Anhang des Buches. Daß sie nahezu im Lager erfolgt wäre, ist mit Unrecht bezweifelt worden. Charlotte v. Schiller in ihrem Aufsatz „Schillers Leben bis 1787", abgedruckt bei Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, I, 78, und Karoline v. Wolzogen in „Schillers Leben" bestätigen den Vorgang. Vgl. Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte IV, S. 228, 229. Auch die Abwesenheit des Vaters bei der Geburt ist aufs Beste bezeugt. Zwar behauptet Streicher in seiner Schrift „Schillers Flucht" das Gegenteil, hiezu veranlaßt durch einen an ihn gerichteten Brief der Christophine Reinwald vom 17. Januar 1828. Aber diese Angabe wird durch entscheidende Zeugnisse widerlegt. Zunächst durch den Wortlaut der Aufzeichnung im „curriculum vitae meum" des Vaters selbst: „1759 im August ging das Corps in die zweite hessische Campagne; wir kamen bei Fulda zu stehen, ein Ueberfall des Prinzen von Braunschweig aber delogirte uns. Nach beschlossenem Feldzug kamen wir ins Würzburgische, eine Zeit lang in die Winterquartiere und hernach im April 1760 ins Land zurück. 1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren." Sodann durch die Aussage der Frau Christine Kölen im Marbacher Protokoll des Jahres 1812, publizirt bei Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie, S. 25: ihr Mann, Jakob Kölen, und Hauptmann Schiller seien an Simon und Judä 1759 aus dem Land marschirt. Der Tag Simon und Judä ist der 28. Oktober. Endlich sprechen Christophinens eigene Worte in ihrer Skizze

Nicht ohne Abſicht haben wir den Gang äußerer Ereigniſſe bis zu dem Punkte verfolgt, da aus dem Schoße würtembergiſchen Landes und Volkes ein Menſchenleben entſpringt, an deſſen Betrachtung und Erkenntniß die Jahrhunderte zu arbeiten haben. Wir ſtehen an der Frage nach den Lebensquellen einer genialen Menſchennatur, vor dem Geheimniß der Exiſtenz des Genius. Die Totalität ſeiner perſönlichen Anlage kann nimmer gefunden

---

„Notizen über meine Familie, geſchrieben im October 45", publizirt von Wendelin v. Maltzahn in „Schillers Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Chriſtophine und ſeinem Schwager Reinwald", gegen ihre Aeußerung an Streicher. Nachdem ſie von ihrer eigenen Geburt erzählt hat, fährt ſie fort: „ . . . nach 1½ Jahre befand ſie [die l. Mutter] ſich abermals wieder in geſegneten Umſtänden als eben der 7jährige Krieg ausbrach, wo auch unſer Vater mit ins Feld mußte, dieſe Trennung, in dieſen Umſtänden griff meine Mutter ſehr an." Auf ein aus archivaliſchen Quellen ſchöpfendes Werk, welches den Bericht Johann Kaſpar Schillers über ſeine Feldzüge weſentlich ergänzt, bezw. präziſirt, auf Stadlingers Geſchichte des würtemb. Kriegsweſens, hat zuerſt Wilhelm Fielitz hingewieſen; mit feinem Takte und ruhig-ſichrem Blicke verwertet er in ſeinen „Kritiſchen Beiträgen zu Schillers Jugendgeſchichte", Archiv für Litteraturgeſchichte IV, 224—243, die bei Stadlinger gefundenen Aufſchlüſſe. Das Datum des Einrückens der Truppen in das Ludwigsburger Lager iſt bei Fielitz verdruckt; nach Stadlinger S. 430 iſt es der 29. Auguſt. Die ſchlichte Ausſage der Marbacher Stadtknechtsfrau Chriſtine Kölen erfährt nun aus offiziellen Akten die ſchönſte Beſtätigung: „Dieſes Truppencorps" — erzählt Stadlinger — „verließ am 28. Oktober das Lager bei Ludwigsburg, marſchirte unter der unmittelbaren Führung ſeines Herzogs über Heilbronn, Möckmühl . . . . . Steinfeld, Gemünden, paſſirte am 11. November den Main und ſetzte den Weg weiter fort über Hammelburg, Brückenau und Motten nach Fulda, wo das herzogliche Hauptquartier am 21. November eintraf." Man ſieht, daß Chriſtophine und mit ihr Streicher über den Verlauf der Campagne nicht unterrichtet waren, als ſie die Angabe machten, Johann Kaſpar Schiller habe die Zeit der Winterquartiere benützt, um mit Urlaub zur Geburt ſeines Sohnes nach Hauſe zu reiſen. Nur geringe Truppenreſte waren im Lande zurückgeblieben, welche als „Uebercomplet oder Garniſons-Compagnien" zuſammengeſtellt wurden. Zu Fielitz' Mitteilungen läßt ſich noch ergänzen, daß Stadlinger in dem zum Ausmarſch beſtimmten Truppencorps das Regiment Romann ausdrücklich anführt, dasjenige Regiment alſo, bei welchem Johann Kaſpar Schiller ſtand; es gehörte zur „dritten, leichten Brigade", welche in Hersfeld, 9 Stunden von Fulda, Aufſtellung erhielt.

werden aus allem Zusammentragen von Detail über die Eltern, die ihn erzeugten, über die Lehrer, die ihn bildeten, über das Land, das ihn nährte. Und wenn die Kulturgeschichte den Zusammenhang seiner That und Arbeit mit verwandten Bestrebungen der Zeit nachweist, so erklären solche Bemühungen im letzten Grunde doch nicht seine Leistung und seine Kraft. Wie Schatten leben auf und schwinden hin zahllose Menschen, nur Abbilder, nur Teilstücke von andern; die geniale Natur aber ist in potenzirtem Sinne Individualität, selbständige Macht des Geistes und der Seele. Nur eine flach-mechanische Weltanschauung möchte im Genie lediglich die Summirung einer Reihe in der Zeit sich vordrängender Bestrebungen erkennen. Die großen, schöpferischen Menschen, welche das Denken und Empfinden eines ganzen Volkes umzugestalten, mitlebender und nachfolgender Zeit die Signatur ihres Geistes aufzudrücken vermögen, beginnen unter dem Zujauchzen oder unter dem Widerstreben der Menge ihren Adlerflug. Wohl ist keine geschichtliche Erscheinung ohne alle Beziehung auf Vorausgegangenes; wohl faßt das Genie in seinem individuellen, einzelnen Geiste zusammen, was eine Welt dunkel bewegt, spricht es aus, gibt ihm Form und Gesetz; aber läge darin das Ausschließliche seiner Wirksamkeit, so hätte es nichts Neues in die Welt zu werfen. Die Rechnung, welche aus vorausliegenden physischen, psychischen, kulturellen Faktoren die persönliche und die geschichtliche Existenz des Genius konstruiren möchte, kann nirgends restlos geführt werden. Ein Posten fehlt, ein ungreifbarer, undefinirbarer. In diesem fehlenden Posten aber liegt eben die Durchbrechung regelmäßiger Entwicklung, das freie Geschenk der Natur, die Erscheinung eines außerordentlichen Schöpfungsaktes, und für die geschichtliche Bewegung ist damit die Potenz zu einem ruckweisen, einem plötzlichen Fortschritt gegeben. Wenn aber der Natur eine solche Organisation gelingt, so vollzieht sie ein Ereigniß, das ich mit jenen Momenten der tellurischen Schöpfungsgeschichte vergleichen möchte, in denen sie unter dem günstigsten Zusammentreffen zeugender Bedingungen den ringenden Formen organischen Lebens die gewissermaßen definitive Gestalt, den höchstmöglichen Typus gab.

Es iſt nicht notwendig, hierin etwas Myſtiſches zu ſuchen. Phyſiſch und pſychiſch ſind wir Alle dem Grundbeſtande der Anlagen nach ein Produkt unſerer Vorfahren und eine Kombination von Elementen, deren Spuren Generationen aufwärts unter weſentlicher Erhellung der ſpäteren Individualität ſich überall verfolgen ließen, wenn Familiengeſchichten mehr zu ſein pflegten als Genealogie. Die Vererbungsgeſetze ſind ſo intereſſant als rätſelvoll; ich erinnere nur an den Umſtand, daß die Aehnlichkeit der Familienglieder vom Enkel häufig auf die Großeltern, die Eltern des Vaters, zurückſpringt, daß dieſe in ihm deutlicher erneuert erſcheinen als der Durchgangspunkt, der Vater. Während aber im Kinde, im Enkel Neigungen und Fähigkeiten bis auf die kleinſten Züge wieder auftauchen, handelt es ſich hiebei weder um eine bedingungsloſe Wiederkehr noch um eine bloße Summirung von Kräften; vielmehr ruft die Miſchung der elterlichen Kräfte dynamiſch jedesmal etwas bis zu einem gewiſſen Grade Neues hervor und ſcheidet auch ſicherlich Ueberlieferungen aus, paralyſirt ſie. Das Dunkel dieſes ganzen Prozeſſes wächſt nun gegenüber dem Genie; denn die ihm eigentümliche außerordentliche Kraft pflegt auch dem Kreiſe ſeiner Vorfahren gegenüber als etwas erhöht Fremdes zu erſcheinen. Dennoch bringt die Natur auch das Genie nicht anders hervor als auf Grund einer Reihe von Zeugungen, und was ich als außerordentlichen Schöpfungsakt bezeichnet habe, iſt nichts anderes als die Thatſache, daß aus fortgeſetzter Miſchung von Kräfteelementen an einem Punkte einmal eine Individualität reſultirt, welche nach einer beſtimmten Richtung hin die in der Natur ruhende Geiſtespotenz rein und ganz offenbart und ſo in ſich einen Höhenpunkt menſchlicher Organiſation darſtellt.

Konzentrirteſte Eigenart der Perſönlichkeit, Originalität der produktiven Kraft ſind die erſten Merkmale des Genius. Er iſt den Suchenden der Pfadfinder; und was er empfängt, gibt er verändert zurück, als ein anders Geartetes durch die Berührung, die es im Grunde ſeiner Seele erfahren hat, im dunklen Schoß, welchen ein Hauch bewegt vom Urgrund alles Lebens her und alles Geiſtes. Infolge dieſes Prozeſſes erhält die ge-

ſchichtliche Bewegung neue Kryſtalliſationspunkte. Aber in ſolchem Verhältniß erſcheint zugleich mit der iſolirten Kraft des Genius auch ſein Zuſammenhang mit Zeit und Volk. Dieſer iſt ſichtlich hergeſtellt durch ſeinen Eintritt in die Geſchichte; aber er liegt ſchon urſprünglich vor, tiefer, verdeckt. Denn eben damit, daß das Weſen des Genies Naturkraft iſt, daß die Natur ſelber in eminentem Sinn in ihm als Geiſt hervortritt, reicht es mit ſeinen Wurzeln unmittelbar zu dem allem Leben, allem Geiſte und und einem ganzen Volke gemeinſchaftlichen Mutterboden hinab. So iſt es wieder mit Allen weſensgleich, nur ſtärker, nur treuer der gemeinſamen Heimat verbunden. Und indem ſein Empfinden dafür ausgebreiteter und tiefer iſt, als das in andern durch Zerſtreuung des Anteils, durch Verluſt echter Ueberlieferung abgeſchwächte, zeigt ſich das zweite Merkmal des Genies: die außerordentliche Sicherheit und Feinheit ſeiner Rezeptivität für das, was der Zeit not thut, was ihr mangelt, was aus den Regionen des Unbewußten zum Bewußten ſich geſtalten möchte.

Wenn nun die Biographie vor allen Dingen die durch einen außerordentlichen Naturakt gegebene Kraftgröße zu konſtatiren hat, wenn ſie ſich ſagen muß, daß ſie hier eine Thatſache hinzunehmen hat, welche die Unterſuchung nicht weiter zu verfolgen vermag, ſo fällt ihre Aufgabe deßhalb doch nicht mit bloßer Aufzeigung geſchichtlich greiflicher Thatſächlichkeit zuſammen. Vielmehr da auch die gewaltigſte Geiſtesanlage in ihrer Lebensäußerung und Kräfteoffenbarung von der umgebenden Welt gefördert oder gehemmt wird, ja da im Widerſtand gegen die Reaktion der Zeit und der Umſtände kaum jemals eine geniale Natur ſich vollkommen auszuleben, kaum jemals das ganze Innere nach außen zu wenden vermag, ſo ſieht ſich die biographiſche Unterſuchung vor die Aufgabe geſtellt, ſämmtliche von außen kommende Störung wie Förderung nach dem Grade ihres Einfluſſes auf die urſprüngliche Richtung ſolcher Naturen zu erwägen und nachzuweiſen, ob und wie weit das geniale Individuum mit jenen begleitenden Faktoren einen Kompromiß eingegangen hat. Prüfend und ahnend mag ſie verſuchen, ob es ihr gelingt, das Idealbild des Mannes zu konſtruiren, aufzuzeigen, was zu Stande

zu bringen ihm urſprünglich gegeben war, was an vollbrachter Leiſtung ſeiner inneren Welt rein entſpricht, was davon hinter dieſer zurückblieb, ſei es durch Schuld der Zeit oder des eigenen Lebens. Denn auch das Leben verlangt ſeinen Zoll, und die geiſtige, göttliche Kraft, die Fleiſch geworden iſt, büßt die Verwicklung in das Endliche und Körperliche durch Trübung ihrer reinen Geſtalt. Und dieſe wiederzuerkennen durch alle Verdeckung und alle Trübung, im Geiſte den Menſchen intuitiv zu ſchauen, ihn wieder zu denken, wie ihn die ſchaffende Natur ſelber gedacht hätte, wenn ſie denken würde wie wir: das wäre Endziel und feinſte Blüte der biographiſchen Geſchichtsſchreibung. Auf ſolchem Wege, bei ſolcher auf kontinuirliches Vergleichen der Abſicht und des Vollbringens, der treibenden Kraft und der Leiſtungsermöglichung gerichteten Intention würde die hiſtoriſche Wahrheit ebenſo ganz ihre Berückſichtigung finden, als klar und leuchtend, ein Marmorbild, das Weſen des Geiſtes hervorſpränge, der innere Bildner des Menſchen, die freie, mit den Schlacken des Lebensprozeſſes nicht behaftete Seele.

Es wird demnach das Beſtreben der Biographie ſein, allen Momenten des perſönlichen Lebens nachzugehen, das Erbteil der Eltern, die Wiegengeſchenke der Heimat, die Zuthat der Erziehung, die Anſtöße des Schickſals, die Nötigung der Zeit in Rechnung zu ziehen und überall zu fragen, welche Aſſimilation im Leben des Mannes ſtattgefunden hat, und welchen Kern ſeines Weſens die Art der Aneignung erweiſt. So würde ſich die Betrachtung des perſönlichen Lebens zur Aufdeckung eines pſychologiſchen Prozeſſes vertiefen; und zugleich ergibt ſich für die Unterſuchung die innere Notwendigkeit, alle Fäden, welche vom Allgemeinen und Zeitgeſchichtlichen zum Einzelnen und Individuellen herüberführen, aufzunehmen. Hiebei iſt es ebenſo die Pflicht der Biographie, alle weſentlichen Züge in konzentrirte Betrachtung zu rücken, als ihre Freiheit, alles Unweſentliche, leer Zufällige, Nichtcharakteriſtiſche auszuſcheiden. Wo ſie zu dieſem Prinzip ſich nicht erhebt, iſt die Biographie nichts als ein Inventar von Notizen, gelehrtes Handwerk. Wie das Leben jeder höher gearteten Natur, das Leben des Weiſen ſelber im Wachſen der Tage ein Kunſtwerk wird,

darauf gerichtet, aus dem Wege zu räumen, was Nichtiges, Gleichgültiges sich anheftet, was die Offenbarung des Willens und Wesens der Seele stört, und alles Aeußere mehr und mehr so zu gestalten, daß es ein Abbild wird des inneren Menschen: so darf auch die biographische Geschichtsschreibung den Mut haben, sich anzunähern an das Verfahren des Kunstwerks, welches die reale Erscheinung von fremdem, wesenlosem Beiwerk befreit und so eine zweite und höhere Natur darstellt. Daß ein derart idealisirendes Verfahren mit der Schmeichelei der Apotheose nichts gemein hat, ist kaum nötig zu sagen; hat doch die Bloßlegung des Kernes der Individualität so gut deren Begrenzung als Größe zu erweisen.

Und so gehe mit mir noch einmal zurück, freundlicher Leser, zum Geburtshaus und zur Geburtsstunde des Dichters, an dessen Leben du dein Herz mit teilnehmender Liebe erfüllen willst, an dessen Werken ein Sternenhimmel dir aufgerollt liegt, den zündenden Lichtblitz dir in die eigene Seele zu werfen und mit dem milden Glanze einer besseren Welt dein Auge wohlthätig zu erhellen.

Unter nicht alltäglichen Umständen hat die Mutter, die wir genannt haben, ihren Sohn zur Welt gebracht. Kriegszeiten sind, und mit Widerwillen wird würtembergisches Land und Volk in politische Händel verwickelt zu Sorge, Druck, Aufregung und Beängstigung der Gemüter. Und der Vater des Kindes ist fern, als es geboren wird, und seit Jahren wird der Gattin nur seltenes, kurzdauerndes Wiedersehen zu Teil. Im Schicksal des Gatten trifft sie die Unruhe der Zeit. Sie lebt wie im Wittwenstand vereinsamte Tage, und bänglich muß Gegenwart und dunkel die Zukunft auf ihrem Herzen gelastet haben. Und die spärlichen Posten, die nach den Verhältnissen damaliger Zeit einliefen, ersehnt, gefürchtet, gehofft, wie mußten sie eine weichere, warmfühlige Seele in Spannung halten, in Bereitschaft, jetzt das Erschreckendste zu vernehmen, jetzt fortgerissen zu werden zum Aufsturm der Freude. Das Alles mußte ein gesteigertes Gemütsleben hervorbringen, eine Neigung und Vertiefung nach innen, und in der herzensfrommen Sitte der

Zeit und des Volkes ein Suchen nach Troſt in ſtiller Ergebung. Und dann wieder erfüllte ſich die Phantaſie der jugendlichen Frau mit Bildern des größeren Weltlaufes, aus dem Tumult und Glanz des Soldatenlebens nahm ſie friſchbewegende Eindrücke in ſich auf, und als ſie den Sohn unter dem Herzen trug, im Lager zu Ludwigsburg, wird an das Ohr des Ungeborenen der Lärm der Trommeln und das Schmettern der Trompeten geſchlagen haben, und ſeine werdende Seele ward miterſchüttert von den Aengſten des Abſchieds. Es iſt nur ein Zeugniß vorhanden, welches über Frau Eva Dorothea Schillers damalige Gemütszuſtände urkundlich Aufſchluß gibt, die Stelle in Chriſtophinens Aufſatz „Notizen über meine Familie", welche in ihrem ganzen Zuſammenhang lautet: „Als die l. Eltern 9 Jahre verheyrathet waren, wurde ich das erſte Kind gebohren. Die l. Mutter wählte ihr Wochenbette in Marbach zu halten um nahe bey ihren Eltern zu ſein und ihrer Pflege zu genieſen, nach 1 ½ Jahre befand ſie ſich abermals wieder in geſegneten Umſtänden, als eben der 7jährige Krieg ausbrach, wo auch unſer Vater mit ins Feld mußte, dieſe Trennung in dieſen Umſtänden, grif meine Mutter ſehr an, und in der Folge noch mehr die traurigen Nachrichten die vom Kriegs Schauplatz hier einlieſen, daher mein Bruder von Jugend auf immer ſchwächlicher war als ich — und ſeine nachherige Schikſale waren auch nicht von der Art, daß ſein Körper recht erſtarken konte."

Die Seele des Kindes empfängt beſtimmende Eindrücke vor der Geburt und der pſychiſche Einfluß der Mutter auf den Sohn ſcheint zumeiſt größer zu ſein, als der des Vaters, wie vielleicht umgekehrt zwiſchen Tochter und Vater die größere Seelenverwandtſchaft beobachtet wird. In Schillers Weſen iſt eine merkwürdige Miſchung von Weichheit und Strenge. Seine Weichheit äußert ſich als Herzensgüte, als Senſibilität des Gemüts, auch als Sentimentalität. Man möchte aber ſagen, auch der militäriſche Beruf, der militäriſche Geiſt des Vaters habe bedeutſame Linien auf ihn übertragen. Die ſtrenge Disziplin, die Friedrich Schiller an ſich übte, wie kaum ein Zweiter, die Gewalt kategoriſchen Willens, die ſich zu vollendeter Beherrſchung des eigenen Lebens

in ihm entwickelte, hat etwas Militärisches, etwas von der gefesteten, die Zügel immer gespannt haltenden Ordnung und Thätigkeit des kriegführenden Standes. Aber Gewalt und Frische früher Eindrücke dieser Richtung spiegeln sich auch im Dichter. Das lebendige Bild des kriegerischen Lebens in „Wallensteins Lager" bringt Charlotte von Schiller in ihren „Erinnerungen" ausdrücklich in inneren Zusammenhang mit einem mehrtägigen Aufenthalt des achtjährigen Knaben im Lager bei Ludwigsburg, da der Herzog die Truppen musterte, und Schillers Vater als Hauptmann beteiligt war. Es wird später bei den Wallensteindramen, bei der „Jungfrau von Orleans" und anderen Dichtungen hervorzuheben sein, welchen Blick Schiller hatte für Alles, was Heerlager, Kriegsbewegung, Soldatenwelt ist, welche Freude und Ursprünglichkeit in diesen Schilderungen sich ausspricht; sie gehören zu seinen besten poetischen Partien und sind voller Kraft, voll pulsirenden Lebens und im Dramatischen selbst von der epischen Größe und Fülle des breiten Weltlaufs.

Wir haben im Vorausgehenden von Schillers Eltern gehört unter Beschränkung auf Zeit und Zeitumstände, die in der Nähe des Jahres liegen, welches ihren eigenen Namen der Vergänglichkeit entreißen sollte, und ich habe vom Vater des Dichters und seinem Anteil am siebenjährigen Kriege erzählt nach Angabe des „curriculum vitae meum", das er selber im Jahre 1789 niedergeschrieben hat, doch auf Grund der in Stadlingers „Geschichte des Württembergischen Kriegswesens" niedergelegten archivalischen Forschungen mit Berichtigung einzelner Daten, bei welchen das Gedächtniß des alten Herrn sich als nicht völlig treu erwies, und mit Ergänzung weniger Züge [1]). Es ist nun Zeit, die Familie, aus welcher der Dichter hervorging, kennen zu lernen.

Ihre Heimat ist das untere Remsthal, und die Stammorte sind die Dörfer Großheppach und Bittenfeld. Die Rems entspringt in der Nähe von Aalen und fließt in ostwestlicher Rich-

[1]) Die Originalhandschrift des curr. v. m. ist aufbewahrt im Schillerhause zu Marbach. Ein Abdruck in „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" (herausgegeben von Emilie v. Gleichen und Alfred v. Wolzogen), Stuttgart 1859, bei Cotta.

tung, an Schwäbisch-Gmünd, an Lorch, Schorndorf, Großheppach vorüber, um unterhalb der alten Stadt Waiblingen in den Neckar zu münden; ihr Thal ist fruchtbar und von Schorndorf abwärts reich an Wein. Der mittlere und südliche Teil Würtembergs ist altschwäbisches Stammesgebiet; im Norden des Landes aber berührt und vermischt sich schwäbisches Volk vielfach mit fränkischem. Fränkische Einwanderung hat sich im Thale der Murr weit hereingedrängt, und wenn man heute die Rems aufwärts die Bahnlinie fährt, welche die würtembergische Hauptstadt mit Aalen, Ellwangen, mit Franken verbindet, so bemerkt man überrascht hinter Ellwangen das Verschwinden des schwäbischen Dialekts, und die Bauern, die auf den Stationen einsteigen, haben mehr den schlankeren Körperbau, das schmälere, länglichere Gesicht, die kürzere Redeweise des fränkischen Stammes. Marbach, die Heimat der Mutter des Dichters, liegt an der Grenze der schwäbisch-fränkischen Mischungszone und zwar bereits jenseits der Grenzlinie; die Ortsnamenendung bach weist eher auf fränkische Gründung und der Ort selbst hieß ursprünglich Markbach (Grenzbach). Großheppach jedoch und Waiblingen liegen innerhalb altschwäbischen Stammesgebietes, und nur eine Stunde nördlich von letzterer Stadt steht der Kirchturm von Bittenfeld.

Der Name Schiller wird etymologisch gleicher Bedeutung sein mit „Schieler"; denn das Wort schielen ist gleichen Stammes mit schillern und ein altdeutscher Mannsname, aus welchem Schiller hervorgegangen wäre, findet sich nicht. Wohl mag der würtembergische Wein, der den Namen Schiller führt, diese Bezeichnung erhalten haben mit Bezug auf seine vom Gelb in das Rötliche hinüberspielende Farbe; daß aber Schillers Ahnen, wie Schwab meint, ihren Namen erhielten vom Schillerwein, den sie bauten, entspricht nicht der Weise unserer Namengebung. Vielmehr scheint Schiller unter diejenigen Familiennamen zu gehören, zu deren Schöpfung eine körperliche Eigenschaft Anlaß gab, im konkreten Falle also ein „Schieler"; die römischen Namen Strabo und Pätus besagen dasselbe.

Die Vorfahren des Dichters gehören dem bürgerlichen Gewerbe an, sie sind Bäcker, soweit wir von ihnen wissen; doch be-

kleideten Mehrere des Geschlechts daneben Gemeindeämter, als Schultheißen, Gerichtsbeisitzer und Gerichtsschreiber. In den Großheppacher Kirchenbüchern erscheinen als die ältesten Vorfahren Jacob Schiller, zur Zeit der Reformation, und sein Sohn Georg, geboren 1587; letzterer ist der Vater von Ulrich Schiller, als dessen Geburtsjahr 1617 angegeben wird. Von Ulrich Schillers Söhnen ist der Eine, Johann Georg, Bäcker zu Waiblingen, und von ihm stammt ein Bäcker zu Marbach ab, des Namens Johann Kaspar Schiller, dessen Sohn Johann Friedrich, der studiosus philosophiae, uns bei der Taufe des Dichters noch einmal begegnen wird; der andere von Ulrichs Söhnen Johann Kaspar, wandert von Großheppach nach Bittenfeld aus und gründet die Linie, welcher der Dichter selbst angehört [1]).

[1]) Diese Geschlechtsfolge dürfte gesichert sein. In den Großheppacher Kirchenbüchern wird eine Familie Schiller von Jakob Schiller bis auf den am 13. März 1650 geborenen Hans Schiller herabgeführt. Da nun letzterer im Kopulations- und im Todtenbuch sich nicht mehr findet, andrerseits aber der zu Bittenfeld am 4. Septbr. 1687 im Alter von 37 Jahren 8 Monaten verstorbene Johann Kaspar Schiller nach Ermittlungen des dortigen Pfarramts von Großheppach nach Bittenfeld gezogen ist (vgl. Schwab, Urkunden S. 10), so ist er wohl mit jenem Hans Schiller identisch; die Altersdifferenz von ein paar Monaten wird ein kleiner Fehler des Eintrags sein. Die Verwandtschaft der Bittenfelder und der Marbacher Linie wird übrigens auch durch die Person des studios. philos. Johann Friedrich Schiller bezeugt; er heißt in der Familie des Dichters stets der „Vetter". Der Bäcker Johann Georg Schiller zu Waiblingen erscheint im Großheppacher Taufbuch als „Jerg", Bruder von Hans Schiller. — Auffallend ist, daß in Tirol eine Familie von Schiller vorhanden war, welche ein mit der schwäbischen Familie übereinstimmendes Wappen führte: das Einhorn im Schild findet sich ebenso auf dem silbernen Petschaft, das der Vater des Dichters 1749 in seinem „Zubringens-Inventar" verzeichnet (vgl. Schwab, Urkunden S. 15 und Adelbert Kühn, Schiller. Zerstreutes zu einem Denkmal gesammelt; I, 2 S. 126). Ein sicherer Zusammenhang hat sich jedoch nicht erweisen lassen; die Spur der Tiroler Familie verliert sich in Mühlau, der Vorstadt von Innsbruck; die bei Düntzer erwähnte Familie „Schiller von Herdern" führt ein anderes Wappen. (Letzteres nach persönlicher Mitteilung der Freifrau Mathilde v. Schiller, der Wittwe von Schillers Enkel).

Johann Kaspar Schiller zu Bittenfeld, geboren 1650, gestorben 1687, wird als Bäcker und Beisitzer des Gerichtes genannt. Sein Sohn ist Johannes Schiller, Bäcker und Schultheiß daselbst, geboren 1682, verheiratet mit Eva Maria Schatz aus Alfdorf. 1733 ist sein Todesjahr; er hinterließ der Wittwe acht unversorgte Kinder und ein geringes Vermögen. Eines seiner Kinder führt wieder den Namen Johann Kaspar, und dieser ist der Vater des Dichters. Geboren am 27. Oktober 1723 zu Bittenfeld, hatte er mit Hilfe eines Hauslehrers bereits einigen Grund im Lateinischen gelegt, als mit dem Tode des Vaters jede Aussicht auf Studien oder Erlernen der „Schreiberei" aufgegeben wurde und der Knabe sich zur Feldarbeit anhalten lassen mußte. Nach Christophinens Erinnerung erzählte er in der Folge oft seinen Kindern, wie schwer es ihm geworden sei, sich einige Kenntnisse zu verschaffen, wie er mit seiner Grammatik sich hinter dem Holze verborgen habe, „weil es die Mutter nicht gern sah", und rühmte ihnen dagegen, wie glücklich sie wären, da er Alles anwende, ihren Geist zu bilden und sie so zu gewöhnen, daß sie einst durch eigene Kraft sich durch die Welt bringen könnten. Die Mutter entschloß sich nach vielen Bitten, ihn die Wundarzneikunst lernen zu lassen; und so gab man ihn in die Lehre zum Klosterbarbier nach Denkendorf, wo er bei den Alumnen sein weniges Latein repetirte und auch vom Probst „ein und anderes in der Kräuterkunde" erlernte. Später kam er, der Lehre freigesprochen, nach Backnang in Kondition, ging auf die Wanderschaft, blieb in Lindau bei „dem Chirurgo" und nachher in Nördlingen bei dem dortigen Wundarzt Cramer. „In Gesellschaft dessen Sohns David, meines edlen Freundes, welcher gegenwärtig gräflich Degenfeldischer Amtmann zu Altdorf bei Speier ist," berichtet Johann Kaspar Schiller im curriculum vitae, „lernte ich in etwas die französische Sprache und besuchte den Fechtboden."

Man sieht, es war von Kind auf eine Strebsamkeit in ihm und er benützt jede Gelegenheit, die sich bietet, um sich auszubilden; vielleicht gab schon der Vater diesen Trieb ihm mit auf

den Lebensweg; denn es ist damals sehr ungewöhnlich gewesen, daß ein Bäcker seinen Sohn im Lateinischen instruiren ließ. Johann Kaspar Schiller war zudem keine Natur, die zu Haus zu versitzen Lust hatte; kein Stubenhocker. Es zieht ihn in die Welt, in ein bewegtes Leben; als das bairische Husarenregiment Graf Frangipani, das an holländische Dienste überlassen war, durch Nördlingen reitet, nimmt er vom Wundarzt seinen Abschied, geht dem Regiment nach und wird zwar nicht als Feldscher, wie er gehofft hatte, angenommen, darf aber doch en suite marschiren und rückt im November 1745 mit den Husaren in Brüssel ein. Der österreichische Erbfolgekrieg war ausgebrochen; die Franzosen berannten Brüssel und das Frangipanische Regiment kam nach Bergen im Hennegau. Wegen Mangel eines Pferdes ging unser Freund mit dem Regiment in einer Nacht 10 Stunden und in der folgenden Nacht wieder 10 Stunden bis Charleroi. Das konnte auch die zweiundzwanzigjährige Jugendderbheit nicht aushalten, ohne Ruhe zu bedürfen. Als aber Johann Kaspar Schiller darnach versuchte, gegen Brüssel zurückzugehen, um mit der Bagage und den Kranken zusammenzutreffen und so wieder Anschluß zu bekommen, wurde er von den Franzosen als Spion aufgefangen und nach Gent abgeführt, wo er mit anderen Schicksalsgefährten auf der Hauptwache bei Wasser und Brod so lange hingehalten wurde, bis er sich entschloß, in französische Dienste zu treten. Als gemeiner Soldat kam er diesmal auf gegnerischer Seite in die Stadt Brüssel, rückte dann vor Antwerpen, vor Bergen und gegen Charleroi. Auf diesem Marsche ward viel Hungersnot ausgestanden, und als man die Klugheit und Anstelligkeit Schillers zu Fouragewagnissen benutzte, fiel er abermals in die Hände der Feinde. Aber es waren Oesterreicher, bei welchen er sich als ehemaliger Angehöriger des Frangipanischen Regimentes zu seinen Gunsten legitimiren konnte; man gab ihm Unterstützung und einen Paß. In der Nähe von Lüttich traf er die Frangipanischen Husaren und kam sogleich in Aktion; denn die alliirte Armee lieferte den Franzosen dort eine Schlacht, wobei sie jedoch unter empfindlichem Verlust retiriren mußte. Johann Kaspar Schiller bezog mit seinem Regiment die Winter-

quartiere zu Maaseyk und erhielt Anstellung als Eskadronsfeldscher. Neue Scharmützel und Feldaffairen des Jahres 1747 sind hier nicht weiter von Belang. Das Regiment, dem Johann Kaspar Schiller angehörte, stand zumeist hinter den Linien von Bergen op Zoom; und ich will nur erwähnen, daß letzterem bei Nispen einmal das Pferd unterm Leibe erschossen wurde. Die nüchterne, Ruhmredigkeit abweisende Bemerkung, welche er darüber in seiner Lebensgeschichte beifügt, hat etwas Charakteristisches: „Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachtheil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger, sich damit groß zu machen. Wer austheilt, muß auch wieder einnehmen." Dagegen ist er sich seines „Hanges zu immerwährender Thätigkeit" deutlich bewußt und gibt ihm nach, indem er es durchsetzt, daß er „wie die Wachtmeisters auf Commando" auf Unternehmungen ausreiten durfte, wobei manche Beute gemacht und wieder eingebüßt wurde. Im Winter nahm ihn der Rittmeister seiner Eskadron mit in den Haag, im darauffolgenden Winter 1748 mit nach Amsterdam und London. Der Aachener Friede beendete den österreichischen Erbfolgekrieg, eines der widerlichsten Exempel jener mit erkaufter, zusammengewürfelter Soldateska geführten Kabinetskriege, welche im 17. und 18. Jahrhundert die Länder Europas verwüsteten und langweilten, ohne allen Gewinn der Völker und ohne jeden national-ethischen Gehalt, des Gedächtnisses kaum wert, altmodisches Inventar aber noch des heutigen Jugendunterrichtes.

Feldscher Schiller wollte die Reduktion seines Regimentes nicht abwarten und ritt, da er sich nach seinem Vaterlande sehnte, im März 1749 von Borckel in Holland weg der Heimat zu. Am 14. März war er in Marbach; dort wohnte seine Schwester Eva Margareta, verheiratet an den Fischer Stolpp.

Wir erfahren von ihm, daß er in der Herberge „zum goldenen Löwen" einkehrte, daß er die in Murr wohnende Mutter, seine Geschwister in Ludwigsburg, Bittenfeld und Neckarrems besuchte; Heiratsgedanken stellen sich ein und wurden betrieben; in Neckarrems „hatte meine Schwester Christine eine Heurath mit des

dortigen Chirurgi Rudolfen Tochter ausersehen, welche aber bei meiner Ankunft schon mit einem Andern versprochen gewesen. Inzwischen wurde ich mit der einzigen Tochter meines Wirths in Marbach, Elisabetha Dorothea Kodweisin bekannt, mit der ich mich unter Gottes Beistande 1749 den 22. Julii verehelichte." Alles ganz kalendermäßig, bürgerlich-ehrsam, ganz nüchtern erzählt, ohne daß die Feder des Autobiographen zur flüchtigsten Schilderung des Romans sich verirrt hätte. „Sie ist geboren den 14. Dezember 1732. Ihre Mutter war Anna Maria Mautzin von Lohrach-Hof." Alsdann hören wir sogleich vom Chirurgischen. Und so sei auch romantische Zuthat unserer Biographie ferne.

Aber das „Dorle" müssen wir schon ein wenig genauer zeichnen, als es ihrem Freier nachmals, da er auf der Solitude saß und für seine Baumzucht im Großen lebte, wie zuvor fürs Militärische, bei Verfassung der Autobiographie in den Sinn kam. Ein kleines, außerordentlich ansprechendes Oelbild ist uns erhalten, das Ludovike Simanowiz im Jahre 1793 gemalt hat; zur Zeit in Stuttgart aufbewahrt, portraitirt es die Züge der zwar schon 60jährigen Frau, ist aber in Ausdruck und Beseelung weit lebendiger und auch technisch geschickter als das größere Oelgemälde, von welchem eine Kopie den Besuchern des Schillerhauses zu Marbach gezeigt wird. Es ist ein gutes, frohes, helles Gesicht, und die Spuren des Alters haben die Züge einer feineren Anmut nicht zu verdrängen vermocht; sie haben nur den Ausdruck der mütterlichen Sorge und des Lebensernstes hinzugegeben. In dem großen Kreise der Portraits der Familie Schiller und der ihr nahestehenden Geschlechter gehört das Bild der Mutter des Dichters zu denen, welche den meisten zuvor Auge und Seele zu fesseln vermögen. Güte vor Allem, tiefe Herzensgüte, eine milde Resignation und eine das Leben freundlich und willig sich zurecht legende Seele sprechen aus diesem Gesicht. Die blauen Augen sehen groß und offen dem Beschauer ins Herz; die Augenbraunen sind schön gewölbt, die Stirne ist gut gebaut, die Nase gerade und kräftig, die Oberlippe feingeschwungen, und das ganze Oval umrahmt ein reicher Haarschmuck, von welchem zwei Locken auf Schultern und Halstuch herabfallen. Es ist nicht

schwer, zu diesem Bilde, von welchem ein vortrefflicher Stich in dem Buche „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern“ dem Leser leicht zugänglich vorliegt, sich den Reiz der Jugendblüte zu ergänzen, sich die 16jährige Braut in Lieblichkeit und naiver Lebendigkeit vorzustellen; und wir erkennen auch, je mehr wir uns mit diesem Angesicht vertraut machen, daß das Seelenvolle, das vom Sohne alle Welt weiß, sein Erbteil von der Mutter war. Ich füge die Worte hinzu, mit welchen Andreas Streicher, der Jugendfreund des Dichters, ihre Erscheinung kennzeichnet: „Diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirne kündigte eine kluge, denkende Frau an.“ Als im Jahre 1812 bezüglich des Geburtshauses Friedrich Schillers ein amtliches Protokoll zu Marbach aufgenommen wurde, erinnerte sich eine Zeugin der „Frau Hauptmännin“ Schiller als einer „sehr schönen Frau“.

Auch den Feldscher und Chirurgus, der die Braut heimführte, wollen wir uns näher betrachten. Ihn hat gleichfalls Ludovike Simanowiz im Jahre 1793 für den Dichter gemalt; und ein zweites, größeres Oelgemälde, ein Pendant zu dem jetzt in Möckmühl befindlichen Original der Gattin, ist in Marbach. Beide Bilder zeigen eine derbgesunde, rote Gesichtsfarbe, etwas Derbkräftiges überhaupt in seinem Wesen; aber Bravheit, praktische Tüchtigkeit, Wohlwollen und redlicher Ernst sprechen auf das Entschiedenste sich aus. Die Nase ist stumpf und wie die Stirne etwas kurz im Verhältniß zu dem längeren Kinn und den unteren Gesichtsteilen; doch ist letztere von gut gewölbtem Bau. Die Backenknochen sind stark, die Augen blau, lebhaft und klug. Unmittelbare Aehnlichkeit mit den Zügen des Sohnes ist weder im Bilde der Mutter noch in dem des Vaters bemerklich, aber von jener erbte er die Sommersprossen, von welchen die Zeugen seiner frühen Kindheit erzählen, und die eigentümliche Stirnfalte und Einsenkung der Stirne über der Nase hat er vom Vater. Johann Kaspar Schiller war von kleiner, gedrungener, kräftiger Statur und behielt in Haltung und Gang sein Leben-

lang etwas Militärisches. Indem wir für die Charakteristik seiner Erscheinung das der Hochzeit nächstfolgende Jahrzehnt mit beanspruchen, nehmen wir aus dem Marbacher Bilde von äußeren Dingen Einiges hinzu: wir sehen ihn als Lieutenant in dunkelblauer Uniform mit hellrotem Rockaufschlag und hervorblickendem Panzerstahlhemd, auf dem gepuderten Kopfe den goldbordirten Dreimaster, an der Seite den Degen.

Dorothea war die Tochter von Georg Friedrich Kodweis, Löwenwirt, Bäcker und Holzmesser bei dem herzoglichen Floßwesen zu Marbach. Das Datum ihrer Geburt ist im curriculum vitae nicht genau angegeben; es ist nicht der 14. sondern der 13. Dezember, wie der Gatte selbst, übereinstimmend mit dem Kirchenbuch, in drei Briefstellen bezeugt [1]). Da die älteren Kirchenbücher der Stadt Marbach bei ihrer Einäscherung durch die Franzosen im Jahr 1693 zu Grunde gegangen sind, so läßt sich die Familie nicht über das 17. Jahrhundert hinaus verfolgen [2]). Der erste bekannte Vorfahr ist Johann Kodweis, geboren 1640, Bäcker und Bürgermeister zu Marbach. Dabei möchte ich einen kleinen Umstand erwähnen, welcher dem mit würtembergischer Landessitte nicht Vertrauten fremd ist; die schwäbischen Bäckerstuben (Beckenstuben), in welche die Genealogie des Dichters so wiederholt uns führt, pflegen nicht so brodtrocken zu sein als anderwärts; es ist dort gar häufig Sitte, daß das Bäckerhaus ein „Weinstüble" in sich schließt, und wenn du dort eintrittst, durstiger Wanderer in Stadt und Land, so wird dir ein Schoppen vom heimischen Gewächs nicht versagt und du kannst am blankgescheuerten Tisch neben dem großen Ofen stille Betrachtungen anstellen über Weltlauf und Volksart oder auch mit dem Töchterlein des Hauses ein gemütlich ruhiges Gespräch vollführen.

---

[1]) Vgl. Schillers Bezieh. S. 85, 88, 104 und Schwab, Urk. S. 5.

[2]) Andreas Streicher hat die Notiz überliefert, die Familie Kodweis stamme von einem durch unglückliche Zeitumstände zurückgekommenen Geschlechte von Kattwitz. Aber nicht eine einzige Quelle wiederholt diese Nachricht; und alle späteren Um- und Nachfragen haben sie verneint. (Persönliche Mitteilung der Freifrau Mathilde v. Schiller zu Stuttgart.)

Das Inventar der von beiden Seiten in die Ehe mitgebrachten Habe hat ſich erhalten und der neugierigen Leſerin könnte noch heute aufgezählt werden, wie viel Granatenmuſter, auch wie viel ſammtene Hauben, „Tüchle“ und Strümpfe die Braut als Ausſteuer aufwies; andrerſeits fehlt nicht ein mit Silber beſchlagener Stock, eine kleine Sammlung chirurgiſcher Inſtrumente und ein bibliothekariſcher Beſtand von acht Büchern, zumeiſt mediziniſchen Inhalts, doch auch ein Geſangbuch darunter und eine „Erkenntnuß ſein ſelbſt“. Das zuſammengebrachte Vermögen belief ſich auf 716 Gulden und der Anteil des Bräutigams betrug faſt die Hälfte. Schwiegervater Kodweis iſt urſprünglich wohlhabend geweſen; aber durch unvorſichtiges Bauen und Güterkaufen, oder, wie andrerſeits berichtet wird, infolge einer Ueberſchwemmung ging ſein Holzrechnungsweſen abwärts und das Vermögen ſchwand. Johann Kaſpar Schiller hatte kurz vor der Hochzeit ein chirurgiſches Examen abgelegt, war dann in Marbach als Bürger aufgenommen worden und betrieb nun bis zu Anfang des Jahres 1753 die Wundarzeneikunſt. Als aber die Vermögensumſtände ſeines Schwiegervaters immer bedrohlicher wurden, und aus einiger Enttäuſchung Zerwürfniß mit letzterem ſich einſtellte, verdroß ihn das Leben in Marbach und „um der Schande des Zerfalls eines ſo beträchtlich geſchienenen Vermögens auszuweichen“, trachtete er, von dort ganz wegzukommen. Dies war der Anlaß zu ſeinem Wiedereintritt in militäriſche Dienſte, zu ſeiner Beteiligung am 7jährigen Kriege, die wir verfolgt haben bis zur Geburt des Sohnes. Die junge Frau wohnte bis zum Zuſammenſturz des Kodweis'ſchen Vermögens noch bei ihren Eltern, dann mietweiſe in fremdem Hauſe, 1759 im Hauſe des Säcklers Schölkopf nächſt dem Niklasthor im Erdgeſchoß. Die Geburt ihres erſten Töchterchens, Chriſtophine, erfolgte, während der Gatte auf dem Marſche von Linz nach Schweidnitz war, am 4. September 1757. Der alte Kodweis verſah in ſeinen letzten Jahren den Wächterpoſten beim Niklasthore und bewohnte ein Häuschen an demſelben; er ſtarb 1771; 1773 ſeine Frau. Thor und Häuschen wurden 1833 niedergeriſſen. Die Herberge zum goldenen Löwen war außerhalb des Thores.

Bei Friedrich Schillers Geburt wurden als Taufzeugen eingetragen Christoph Friedrich von der Gabelenz, Obrist und Kommandant des Regiments, bei welchem Schillers Vater damals stand, und jener Johann Friedrich Schiller, philos. studiosus, den wir als Vetter der Familie kennen gelernt haben. Unter den sieben weiteren Taufzeugen ist der Bürgermeister von Vaihingen genannt wie der von Marbach. Obrist v. Rieger „hat sich nachher dazu angegeben". Ein solches Namensverzeichniß und die Anzahl der „susceptores" bezeugt das Ansehen, welches die Schillersche Familie genoß; doch kann Obrist v. d. Gabelenz, wenn auch zum Paten gebeten, so wenig wie der Vater persönlich zugegen gewesen sein. Der Vetter ist eine etwas bedenkliche Erscheinung. Durch den einzigen Brief, der von ihm erhalten geblieben ist, gerichtet an einen armen Teufel von Kandidaten, geht ein widerwärtiger Ton von Herablassung, Geheimnißkrämerei, Renommage mit fürstlicher Gnade, mit wichtigen Geschäften; und doch werden diese Geschäfte, wie Boas richtig zu vermuten scheint, kaum in etwas Anderem und Honetterem bestanden haben, als im Verkauf von deutschen Landeskindern für holländische oder englische Dienste. 1731 geboren, kam er im 28. Lebensjahre als Studiosus der Philosophie, der Kameralien und der Geschichte von Halle zurück, wandte sich wie es scheint, nach Steinheim an der Murr nächst Marbach und wurde kurz darauf mit Johann Kaspar Schiller bekannt. Durch seine „Aufmunterung . . bekam ich Lust, mich auch ein mehreres . . . auf die Litteratur zu legen", berichtet letzterer. Zwischen September 1759 und März 1760 reiste Johann Friedrich Schiller in Holland, in Hessen und im Würtembergischen umher, „in Affairen" vom Herzog verwendet, bei denen er „reussirte". Es wäre also möglich, daß er zum Tauftag sich in Marbach aufhielt [1]). Später finden wir ihn in

[1]) Vgl. Schwab, Urk. S. 11, Brief an „Monsieur Weiblen, Candidat en Theologie" in Halle. Die bezügliche Stelle lautet: „Stuttgart, den 2. März 1760. Mein lieber Herr Weiblen, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit dem September in Holland gewesen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Hessen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Hessen, und vom Herzog zum zweiten Male nach Stuttgart geschickt worden, so sage ich Ihnen viel" u. s. w.

England, wo er Robertsons Geschichte Amerikas übersetzte und der Königin Charlotte mit einer schmeichlerischen Widmung dedizirte; schon 3 Jahre zuvor, 1774, hatte er Hawkesworths Geschichte der Seereisen des Commodore Byron übersetzt. Auch eine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" schrieb er in England. 1779 traf ihn Christian Gottfried Körner, der nachherige Freund unsres Dichters, zu London; die Schilderung, die er von ihm gibt, zeigt ihn als einen Sonderling und Hagestolz: „Seine Stube und Haushaltung hat das Eigenthümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, 11 Katzen, 1 Hund, 1 Haushälterin, die ihre Sachen zum Theil in seiner Stube hat[1])". Im Jahre 1784 besaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Kartause zu Mainz; hier ließ er eine Anthologie von Fabeln und Erzählungen aus dem Englischen drucken. Trotz dieser Regsamkeit „wollte es nicht recht mit ihm fort". So berichtet Christophine im Februar 1815, wie es scheint kurz nach seinem Tode, an die Wittwe des Dichters; „der Vetter" sei in seiner Jugend oft bei ihren Eltern gewesen, die ihn seines guten Kopfes wegen geachtet und freundschaftlich unterstützt hätten; später habe er nicht das Geringste mehr von sich hören lassen und um seinen Paten habe er sich niemals bekümmert.

Aber der Vater mochte die Verantwortung fühlen, die ihm das Schicksal auf die Schultern gelegt hatte. Aus einem Aufsatze von seiner Hand ist uns die bedeutende Stelle überliefert: „Und du Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank

---

Boas sieht darin den Erweis, daß der Studiosus bei Schillers Taufe nicht zugegen war; und so verhält sichs, falls Joh. Friedr. Schiller von Holland direkt nach Hessen reiste, woselbst sich der Herzog mit den Truppen seit Mitte November befand. Eher für seine Gegenwart spricht der Wortlaut bei Christophine (Schillers Bezieh. S. 346): „Als der l. Bruder geboren ward, trug er sich als Pathe bei ihm an."

[1]) Aus Körners Brief an Gallisch, bei Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers.

dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest [1])!"

Ich verfolge die Schicksale der Schillerschen Familie in diesem Abschnitt noch bis zu dem Zeitpunkte, wo sie mit der Uebersiedelung auf die Solitude fernerhin nicht mehr veränderten Aufenthalt und neue sichere Heimat gewinnt. Denn zunächst ging der Vater noch einmal außer Land, und die unmittelbar folgenden Jahre wechseln den Aufenthaltsort der Familie wiederholt. Der Herzog formirte, da nun von Oesterreich an Würtemberg das Ansinnen kam, ein Hilfscorps zu stellen, zwei neue Brigaden; und mit ihm marschirte Lieutenant Schiller im Juli 1760 über Heilbronn ins Unterfränkische, nach Thüringen und Sachsen. Begegnungen mit preußischen Truppen erfolgten mehrmals und die Hin- und Hermärsche im sächsischen Land dauerten bis in den November; mit Neujahr 1761 trafen die Brigaden wieder in der Heimat ein, und obwohl der Friede von Hubertsburg erst im Jahre 1763 den Siebenjährigen Krieg beschloß, so war doch die Beteiligung Würtembergs an den Feldzügen nunmehr beendet, und auch Johann Kaspar Schiller blieb von jetzt an im Vaterlande.

Zunächst kam er mit dem Stabe nach Urach, im Februar 1761 nach Kannstatt, 1762 mit dem Regiment nach Ludwigsburg, Stuttgart und wieder nach Ludwigsburg. Das Hauptmannspatent erhielt er im August 1761.

Daß die Familie nach Kannstatt zum Vater übersiedelte, ist nicht wahrscheinlich. Zwar erzählt Karoline v. Wolzogen von Besuchen, welche der Knabe von Kannstatt und Ludwigsburg aus bei den Großeltern in Marbach gemacht habe, aber diese Nachricht steht völlig vereinzelt. Christophinens Aufzeichnungen erwähnen einen Kannstatter Aufenthalt nirgends; und der Kalender Schillers zählt in der Reihe seiner Wohnorte Kannstatt nicht auf. Dazu scheint mir der Ausdruck des Vaters: „Ich kam . . . nach Kannstadt in Kantonnirung" gegen eine Vereinigung mit der Familie

[1]) Zuerst mitgeteilt in Körners „Nachrichten von Schillers Leben", Gesammtausgabe der Schillerschen Werke vom Jahre 1812; Körners Quelle war wohl Christophine. Der von ihm als „noch vorhanden" bezeichnete Aufsatz scheint leider verloren zu sein.

zu ſprechen, da unter Kantonnirung doch Einquartierung außerhalb der Garniſon verſtanden wird. Dagegen iſt Ludwigsburg als Aufenthaltsort der Familie ſicher; und zwar ſcheint ſich ihr erſter Aufenthalt daſelbſt auf die Zeit von 1762—1764 zu erſtrecken. Es iſt nämlich die Reihenfolge der Orte in Schillers Kalender folgende: Ludwigsburg, Gmünd, Lorch, Ludwigsburg, Solitude, Stuttgart; und Chriſtophine bemerkt in ihren „Notizen über meine Familie“: „Hier (in Ludwigsburg) wohnten wir aber nicht lange“ und an ſpäterer Stelle: „Wir zogen nun (von Lorch) nach Ludwigsburg wieder zurück“. Säckler Günther deponirte allerdings im Marbacher Protokoll, die Familie Schiller habe in Marbach bis 1764 gewohnt; aber gegen dieſes Zeugniß ſind eben jene Gegengewichte zu ſtark. Mir ſcheint hier ein kleiner Irrtum vorzuliegen; nach ſo langen Jahren verwechſelte der Zeuge den Wegzug der Familie von Marbach mit ihrem Wegzug aus der Gegend; die Zeit, während welcher Frau Schiller in der Nähe von Marbach, in Ludwigsburg, lebte und die Beſuche bei ihren Eltern fortſetzte, ſchob ſich ihm in der Nacherinnerung mit der Dauer des Aufenthaltes in Marbach ſelbſt zuſammen. Denn 1764 erfolgte die Ueberſiedlung nach Schwäbiſch-Gmünd. Gegen die Vermutung Fielitzs, daß die Familie den Umzug von Kannſtatt nach Ludwigsburg mitgemacht habe und, als auch hier der Vater kein Bleiben fand, nach Marbach zurückgekehrt ſei, ſpricht zunächſt der Umſtand, daß eben Kannſtatt ſchwerlich jemals Wohnort der Familie war. Und in Ludwigsburg — den offenbar vorübergehenden Aufenthalt in Stuttgart abgerechnet — blieb ja der Vater, bis er zum Werbegeſchäft nach Schwäbiſch-Gmünd berufen wurde, alſo bis Ende 1763. Dazu beachte man den Wortlaut bei Chriſtophine: „Hier in Ludwigsburg wohnten wir aber nicht lange, weil die Offiziere an die Grenzen berufen wurden, um junge Leute zu Soldaten anzuwerben;“ ſie bringt alſo den Abzug aus Ludwigsburg urſachlich mit der Berufung des Vaters nach Gmünd in unmittelbaren Zuſammenhang.

Als Datum der Verſetzung nach Schwäbiſch-Gmünd gibt das curric. vitae den 24. Dezember 1763 an; „Anno 1760

nach Gmünd und Lorch — Anno 1766 im Dezember aus Lorch nach Ludwigsburg", verzeichnet Schillers Kalender, ersterenfalls mit unrichtiger Jahreszahl. Auch Christophinens Skizze „Schillers Jugendjahre[1])" ist im Irrtum; nicht von 1765—1768 war der Vater in Schwäbisch-Gmünd und Lorch, sondern von Ende 1763 bis Ende 1766. Dieser Wohnortswechsel, oft unrichtig dargestellt, bedarf der Präzisirung. „Der Vater reißte" — erzählt Christophine in den „Notizen über meine Familie" — „sogleich an den bestimmten Ort, und machte Anstalt uns nachkommen zu laßen." Nähere Auskunft über den Ort seines Aufenthaltes gibt sie indessen nicht an dieser Stelle, sondern in der Skizze „Schillers Jugendjahre". Sie schreibt: „Im Jahre 1765 berief der Herzog von Würtemberg Schillers Vater als Werbeofficier an die Würtembergische Grenze, nach Schwäbisch Gemünd. Aber der kostspielige Aufenthalt daselbst bewog Schillers Vater den Herzog um die Erlaubniß zu bitten sich mit seiner Familie in den nächsten Würtembergischen Ort zu begeben und von dort aus seine Werbungen zu besorgen, welches ihm auch erlaubt wurde." Darauf gibt sie Bericht von Lorch. Gmünd war freie Reichsstadt.

Die Mutter kam mit den Kindern also nach, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1764; die hübsche Stelle im Briefe des Vaters an seinen Sohn[2]): „Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen," scheint auf diese Reise zu gehen; Schorndorf liegt zwischen Ludwigsburg und Gmünd. Wie lange die Familie in Gmünd geblieben ist, kann nicht mehr ermittelt werden; da aber der kostspielige Aufenthalt daselbst wohl bald fühlbar geworden sein wird, und da Schillers Kalender den Umzug nach Gmünd und Lorch in das nämliche Jahr, wenn auch in ein unrichtiges, setzt, so halte ich für wahrscheinlich, daß der Umzug nach Lorch noch in das Jahr 1764 fällt.

In Lorch wurde der Familie Schiller am 24. Januar 1766

---

[1]) Veröffentlicht von Robert Boxberger im Archiv für Litteraturgeschichte I, 452—460.

[2]) Schillers Bezieh. S. 79.

das dritte Kind geboren, Louiſe. Ein ſparſames und eingeſchränktes Leben war Gebot; denn Diätengelder und Gage blieben Jahre lang im Rückſtand. Am 23. Dezember 1766 wurde Hauptmann Schiller zurückberufen und kam in die Garniſon Ludwigsburg. Für die Kindheit des kleinen Weltbürgers, der uns intereſſirt, hätten wir ſomit die Stationen: 1759 bis ins Jahr 1762 Marbach; 1762 bis zu Anfang 1764 Ludwigsburg; 1764 Schwäbiſch-Gmünd; 1764—1766 Lorch; ſodann Ludwigsburg zum zweiten Male.

Der Aufenthalt der Familie in Ludwigsburg dauerte nun bis Ende des Jahres 1775. In dieſe Zeit, in die Jahre 1768 und 1773, fällt die Geburt zweier Mädchen, Maria Charlotte und Beata Friederike; 1774 ſtarb das eine, 1773 das andere. „1775, den 5. Dezember," berichtet das curriculum, „kam ich aus dem nexu militari als Vorgeſetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf die Solitude."

Den Anlaß zu dieſem Wechſel von Ort und Beruf gab die Neigung des Hauptmanns für landwirtſchaftliche Beſchäftigungen. Es iſt der Mühe wert, einen Augenblick dabei zu verweilen; uns erfreut der Gedanke, daß Schillers Vater im Land tauſend ſchattengebende und fruchtbringende Bäume pflanzte; darin liegt etwas Patriarchaliſches, ein ſegensreiches und ein naturfreudiges Thun. Und mit welcher Energie, welchem Fleiß zäher Beharrlichkeit förderte er ſeine Unternehmungen! Und auch mit welchem Bewußtſein! Darin iſt er ein ganzer Mann. Er erzählt uns, wie er lange der angeborenen und anerzogenen Neigung nicht habe folgen können, ohne „in den Augen des vornehmen Pöbels" ſeinen Offizierscharakter zu beleidigen; wie er dann endlich auf die Baumzucht geraten ſei und hinter ſeiner Wohnung in Ludwigsburg eine kleine Baumſchule angelegt habe, von der er auf die Solitude über 4000 Stück junge Obſtbäume mitbringen konnte; wie er dortſelbſt ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, Erdreich und Anlagen zu verbeſſern, ſo daß es ihm endlich nach 11 Jahren gelungen ſei, „die Anzahl von 22400 Stücken an Obſtbäumen, Pappeln, Kaſtanien und Strauchhölzern theils nach Hohenheim, theils an die hieſige Gärtnerei (der Solitude) ab-

geben zu können, und sich mit Anfang 1789 . . an kleinen und großen dergleichen Bäumen und Hölzern wohl über 30000 Stücke in dieser Forstschule vorfinden mögen, auch nebenbei die meisten im Lande wachsenden Hölzer in besonderen Abtheilungen angelegt, und alle Alleen und Wege . . mit hochstämmigen Bäumen besetzt sind."

Solche Thätigkeit ist nach Richtung und Betrieb höchst respektabel. Dazu nehme man die litterarischen Arbeiten, in denen er aus Nachdenken und Erfahrung die Summe zieht. Er publizirte, zuerst anonym zu Leipzig 1793, den Aufsatz „Gedanken über die Baumzucht im Großen"; derselbe scheint verloren zu sein, aber der Inhalt, vielleicht der Text selbst, findet sich wieder in der zweiten Vorrede zu seinem größeren Werke, das zu Neustrelitz 1795 unter dem Titel erschien „Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen, von J. C. Schiller, Herzoglich Wirtembergischen Major". Man sehe das dazu gehörige, nun im Schillerhause zu Marbach aufbewahrte Manuskript mit seinen ungezählten Abbildungen von Apfel- und Birnsorten, Alles in sauberster Malerei und Schrift, auf jeder Seite ein Zeugniß der sorgsamsten Mühe, eine Arbeit, wie sie nur die hingebendste Liebe zur Sache zu Stande bringen kann.

Aber auch die Motive, welche in der als „Vorläufige Gedanken über die Baumzucht im Großen" hinzugegebenen Vorrede entwickelt werden, sind beachtenswert und charakterisiren den Mann. Vom Praktischen, von umständlich und zuversichtlich vorgetragenen Nützlichkeitsgründen aus steigen sie höher zu ideelleren Auffassungen. Johann Kaspar Schiller appellirt die Fürsten und Vornehmen: „Ihr Mächtigen in der Welt, hohe Landes-Regenten und Obrigkeiten! — Niemand ausgeschlossen, welcher Macht und Vermögen hat, den Wohlstand seiner Zeitgenossen und Nachkommen zu befördern — lasset euch zur Stiftung eines Denkmals bewegen, das dereinst noch von der Größe eurer wohlthätigen Unternehmungen und von eurem rühmlichen Dasein auf der Welt zeugen wird. Die Erde ist gleichsam ein Stoff, den euch die Vorsehung ausgetheilt und unter eure Hände gegeben

hat: sie soll nicht nur auf die würdigste Art zum Nutzen der Menschen gebraucht, sie soll auch verschönert werden. Dem niedern Landmann sind eure Lusthäuser, eure Gärten verschlossen; entschädigt ihn mit dem Anschauen und Genuß von tausend Baum-Alleen, und seine Enkel werden euch dafür segnen." Und ist es nicht merkwürdig weitblickend gedacht und nach Art eines Wahlspruches den willensstarken Charakter des Verfassers bezeichnend, wenn er ausruft: „Beharrlichkeit kann endlich noch die pontinischen Sümpfe austrocknen!"

Johann Kaspar Schiller hatte schon früher, 1767—69 zu Stuttgart, die Schrift „Betrachtungen über Landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgesezt von einem Herzoglichen Offizier" herausgegeben; sie sollte den ersten Band eines größeren Werkes „Oekonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes" bilden; doch erschien keine Fortsetzung. Auch sie ist durchweht von Gemeinsinn, von patriotischem, auf Hebung des Landeswohles gerichtetem Willen und verrät einen klugen, gesunden Blick und tapferen, vorwärtsdringenden Unternehmungsgeist. Es war nicht nur die leidliche Schreibart, wie er meint, infolge deren sie Aufsehen machte, sondern auch ihr zum Nutzen des Landes sehr beherzigenswerter Gedankengehalt; und indem sie in ihren einzelnen Teilen sich über Weinbau, Ackerbau, Viehzucht, Baumzucht, ländliche Gewerbe ausspricht, erkennt man überall, wie selbständig, wie nachdenkend der Mann in der Welt sich umgesehen, wie fleißig er jede Gelegenheit benützte, um seine Kenntnisse zu mehren, seine Erfahrungen zu bereichern und die Lücken seiner Bildung zu beseitigen. Hat er sich doch in Holland, während des Feldzugs bei Bergen op Zoom, mit der Torfbereitung bekannt gemacht, im Würzburgischen mit dem fränkischen Weinbau, im Hessischen mit Baumanlagen, in Schwäbisch-Gmünd mit dem Holzhandel, in Lorch mit Bodenverhältnissen. Die Monographie von Oskar Brosin „Schillers Vater" hat zuerst auf den Inhalt dieser Schrift aufmerksam gemacht.

Ich führe nur noch zwei Stellen an, die in ihrer naiven Art ein Licht auf J. K. Schillers persönliches Wesen werfen und

seiner Schriftstellerei etwas von subjektiver Färbung geben. Einmal schreibt er: „Immer studire ich auf neue Vortheile, und wenn ich denn glaube etwas schickliches ausgedacht zu haben, so kommt es mir beynahe so lustig für, als wenn der Mathematiker einen Lehrsatz gefunden oder der Poet die wohlgerathenen Verse noch ganz warm seiner Phyllis vorliesest." Und ein andermal bemerkt der Autor, daß er zwar wohlgemeinte Erinnerungen sich gern gefallen lassen, hingegen aber gar nicht leiden werde, wenn solche nur nach eitler Tadelsucht schmecken sollten, „als in welchem Fall ich deren Urheber gleichbalden die Fehde ankündigen müßte".

Endlich sind noch die Gebete zu erwähnen, welche Vater Schiller teils für einzelne Wochentage, teils in Betracht allgemeiner Zustände verfaßt hat; eines darunter, ein „Morgenopfer" in gereimten Zeilen, pflegte er täglich seiner Familie vorzulesen. Sie sind von einer gewissen Trockenheit und gehen in Sprache und Gedanken nicht über den Kreis der hergebrachten theologisch-moralisirenden Vorstellungen hinaus. Aber uns, die wir den geistigen Boden kennen lernen wollen, auf welchem Friedrich Schiller erwuchs, sind sie ein Zeugniß, daß dort das religiöse Element gepflegt wurde in gläubiger Sitte der Zeit, in Selbstprüfung, in fromm sich ergebendem und bescheidendem Gottvertrauen.

So rücken zum Charakterbild von Schillers Vater die Linien allmälig zusammen. Er war eine durchaus tüchtige, kraftvolle Natur und ein innerlich gesunder Mensch. Er hat in seinem Lebenskreise sich überall männlich bewährt und diesen Kreis sich mehr und mehr zu erweitern gesucht. Was ihn am meisten auszeichnet, was im Sohne unmittelbar von ihm wiederkehrt, ist die Arbeitslust, die immer rege Beschäftigung. Er war voll Strebens, gewandt, rasch, entschlossen; im Dienste des Amtes treu und über Pflicht unermüdlich; nirgends, wo wir ihn finden, dilettantisch, überall sein ganzes Wesen einsetzend; praktischer Bethätigung zugewandt aber doch von lebendiger Vorstellungswelt und hellen Sinnes; von einer gewissen Herbigkeit einer einfachen Zeit aber auch von ihrer Geradheit; ein redlicher Charakter und

ein Mann, der so starb, daß der Sohn von ihm sagen durfte: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als Er von dem seinigen.“ Man hat aus Anlaß der Briefe, welche er an den Sohn richtete, während dieser zu Mannheim lebte, auf Grund seiner ängstlichen Mahnungen und manchen hartlautenden Vorhalts, den er dem jugendlichen Dichter gemacht hat, den Vorwurf der Beschränktheit gegen den Vater erhoben. Eine solche Meinung ist thöricht. Des Sohnes Wachsen an Geistesgröße hat er späterhin mit herzlicher Freude, mit väterlichem Stolze begleitet; aber daß er in jener Periode, wo der Unerfahrene an Abgründen hinging, eine warnende, zurechtweisende, erinnernde Stimme sich nicht nehmen ließ, war Vaterpflicht und Pflicht des Augenblicks.

Wohl sind Naturen, die gleich ihm sich selber erzogen und emporgebracht haben, selten frei von einem herrischen Zuge des Wesens, da Uebung gewaltsamen Willens ihnen ins Blut übergegangen ist; und sie pflegen auch zu wissen, was sie sich selber verdanken, ein deutliches Gefühl eigenen Wertes und eigener Leistung entwickelt sich mit und springt zuweilen nach außen hervor; das gibt der Individualität eine derbere Festigung hinzu oder erhöht die von Natur bereits mitgebrachte. Auch wendet sich Interesse und Teilnahme eines so unternehmenden Kopfes vom Nächsten und Engeren des Lebens und des Hauses leicht ab zu Entfaltung der Kräfte in größerem Kreis, in öffentlicher Wirkung. All' diese Züge finden sich bei Schillers Vater wieder; aber hier setzt zum Segen der Kinder die Mutter ein, des Herdes milderer, stillerer, stätiger Schutzgeist.

Dorothea Schiller hing in zärtlich treuer Liebe an ihren Kindern, und sie zu erziehen und ihre Herzen zu bilden zum Gehorsam, zur Tugend und Gottesfurcht, nannte und übte sie als ihre höchste Pflicht und als die nachhaltigste Lebensfreude. Etwas empfindliches, leicht aufwallendes Naturell scheint auch sie gehabt

zu haben und die rauhere Art, der ungestüme Wille des Gatten schreckte zuweilen ihr weicheres Herz. Aber durch ein langes, von Mühsal und Kummer viel heimgesuchtes Leben war sie ihm die treue, sich selber aufopfernde Hausfrau und in nicht endender Sorge für ihre Kinder nährte und stärkte sie ihr Herz in reinen und unversiegbaren Freuden. Ihre leisere Hand wußte der geistigen Bildung der Mädchen manchen fördernden Umstand zuzuwenden, wenn des Vaters vorsichtige Sparsamkeit oder sein nach außen gerichteter Thätigkeitssinn hier ein Uebersehen befürchten ließ. Eine tief empfundene, herzlich warme und wahre Religiösität bildete einen Grundzug ihres Wesens. Die Verse, mit welchen sie einst an Neujahr ihren Gatten begrüßt haben soll, sind unecht; sie stammen wie so vieles, was ältere Biographie und mitunter noch jüngere Berichte von des Dichters Jugendzeit erzählen, aus der Schrift des Lügners Oemler. Aber sie las ihren Kindern gern aus dem neuen Testament vor und ein so glaubwürdiger Zeuge, wie Andreas Streicher, erwähnt, daß sie gute Bücher leidenschaftlich geliebt habe, zumal naturgeschichtliche, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, Gedichte, geistliche Lieder, und von den Poeten ihrer Zeit, mit denen sie vertrauter war, werden insbesondere Uz und Gellert genannt.

Schillers jüngste Schwester Christiane, in der Familie gewöhnlich Nanette oder Nane genannt, wurde am 8. September 1777 auf der Solitude geboren. Im Uebrigen füge ich der Schilderung des Elternhauses hier nur noch den Umstand bei, daß Johann Kaspar Schiller im März 1794 vom Herzog Ludwig Eugen den Majorscharakter oder nach damaliger Bezeichnung den Titel Obristwachtmeister erhielt; wogegen er in seiner amtlichen Stellung auf der Solitude als Vorgesetzter der herzoglichen Hofgärtnerei und Forstschule mit dem Namen eines „Intendanten" bezeichnet war. Mit den sonstigen Schicksalen der Familie uns vertraut zu machen, wird ein späteres Kapitel Gelegenheit geben; jetzt da wir die Eltern kennen, welche dem Dichter das Leben gaben, wendet ihm selbst, den Zeiten seiner Kindheit, den Stätten der Heimat, welche zuerst sein Auge sah, die aufmerksamere Betrachtung sich zu.

Zweites Kapitel.

Heimat und Kindheit.

Es ist eine bürgerliche Familie, aus welcher Friedrich Schiller erwächst. Sie hebt sich aus geringem Stande zu höherer Stufe; aber sie vertritt und bewahrt durchaus bürgerliche Sitte und Haushaltung, und weder leichten Ringens noch reichlich erwirbt sie sich die ökonomischen Mittel der Existenz. Das ist in Anbetracht der Kindererziehung durchschnittlich eher ein günstiges als ein ungünstiges Moment. Aus den mittleren Lebenskreisen, aus dem Bürgertum und den bescheideneren Stufen des Beamtenstandes, des gelehrten und des geistlichen Standes sind dem deutschen Volke zumeist seine Führer erwachsen. Nur die andauernde Umgebung brutaler Not, nur der herabziehende Bann grobniedriger Aermlichkeit gefährdet das Aufleben eines Talentes. Aber jene mittleren, zwischen Genuß und Entsagung gestellten Stände sind in Deutschland die Repräsentanten der geistigen Strebsamkeit, des wahren und tieferen Sinnes für Bildung. Die Welt des Geistes ist ihnen in Entbehrung das immernährende Lebensbrod, in äußerem Druck die heiß empfundene Bürgschaft der Freiheit; so tragen sie alle im Innersten das Verlangen nach vorwärts, nach aufwärts und erziehen sich und ihre Familien zum Ernste des Willens, zur Pflege der Arbeit. Dagegen wiegen sich die mühelos besitzenden Stände leicht in der Täuschung, als wären die geistigen Güter nichts weiter als feine Genußmittel, und aus ihrem verwöhnten Behagen quillt die Stimmung nicht, innerhalb deren die Heranwachsenden zur Stählung des Willens, zur Anspannung der geistigen Kräfte erzogen werden.

Und es ist ein protestantisches Haus, in welchem der Dichter geboren wurde. Konfessionelle Empfindlichkeit hat nicht nötig, an Erwähnung dieser Thatsache Anstoß zu nehmen. Ein Ferment protestantischer Bildung und protestantischen Geistes hat längst die Mehrzahl auch der katholischen Provinzen unseres Vaterlandes durchdrungen, und andrerseits ist der Protestantismus als solcher bereits eine geschichtliche Erscheinung, überholt von dem Geiste moderner, durch Philosophie und Naturwissenschaft zu größerer Helle geführten Kultur. Aber es ist doch kein Zufall, daß die Führer, die Schöpfer unseres Gedankenlebens, unserer intellektuellen Nationalität als Protestanten geboren wurden, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Das ist nun einmal nicht abzustreiten, daß die gesammte Entwicklung modernen Geistes in Deutschland und von Deutschland aus in aller Welt mit der befreienden Macht der Reformation in innigem Zusammenhang steht. Einen Zug der Freiheit, und einen Zug zur Innerlichkeit, Subjektivität und Selbstbestimmung, zur Einkehr und Vertiefung des Menschen in sich selbst gab der Protestantismus allen Völkern, die ihn aufnahmen. Und die Familien der protestantischen Länder, weit mehr unbewußt als bewußt, erstarkten in diesem Segen; sie waren im Großen und Ganzen den katholischen Generationen in der Heilighaltung der Vernunft, in der Empfänglichkeit für geistige Kulturbewegung immer um einige Schritte voraus; und da ihre Religion mehr im Herzen lag als im Kultus, so war auf ihrer Seite auch allgemeiner die Bewegung und Bereicherung der Gemütswelt. In solchem stillen Erbe, solcher still gepflegten Tradition aber wurden sie die natürlichen Träger des Geistes der Zukunft und ihre Söhne die Vorkämpfer im Denken und Dichten.

Das Land aber, in welchem die Wiege des Dichters stand, ist Süddeutschland, ist Schwaben. Wenn einst die Völker, die heute leben, zerfallen sind; wenn wirklich einmal deutsches Blut in keinem Pulse mehr schlüge und deutsche Sprache verklingen könnte, so würde die Sage von uns doch leben und unsere Geschicke und Thaten würden in der Weltgeschichte nach-

tönen wie ein übermächtig voller Akkord. Und in ihm klängen mit die Stimmen aller unſerer Stämme. Aber Niemanden zulieb und Niemanden zuleide: ferne Prüfung wird vielleicht noch reiner erkennen als unmittelbare Gegenwart, wie reich die Quelle iſt, die aus ſüddeutſchem Boden dem geiſtigen Leben des geſammten Vaterlandes zufloß.

Es iſt mißlich, an dieſen Punkt zu rühren, aber furchtſam, an ihm vorüberzugehen. Durch die politiſche Präponderanz Norddeutſchlands iſt das Gleichgewicht der Teile heute verſchoben; die Schweiz und Deutſchöſterreich ſind vom Mutterlande getrennt, und ihre ſtaatliche Ablöſung bedingt einen beſonderen Kulturgang, ſo ſehr dieſe Völker im Ganzen und Großen als Kinder ſüddeutſchen Geiſtes erſcheinen. Innerhalb des Reiches ſind die Süddeutſchen der numeriſch kleinere Beſtandteil und ſie ſind unter ſich ohne ausreichende geiſtige Zentraliſation. Wenn nicht die künſtleriſche, ſo doch die litterariſche Kultur und Produktion Deutſchlands hat heute im Norden die zahlreicheren Agitationsherde, den größeren Markt; dort iſt nicht nur im Politiſchen, ſondern auch im Geiſtigen weit mehr geſchloſſene Kraft. Wäre es möglich, daß bei dieſer Lage der Dinge ſüddeutſcher Geiſt und ſüddeutſche Art zurückgedrängt oder in ihren Wirkungen beſchränkt würden, ſo wäre es zum Schaden Geſammtdeutſchlands.

Freilich ſind die Gegenſätze zwiſchen Süd und Nord nur relativ, und überdies hat ein Teil der deutſchen Lande immer eine vielfach vermittelnde Rolle geſpielt. Aber es ſind doch Gegenſätze: im Norden mehr Abſtraktion, im Süden mehr Herrſchaft der Phantaſie; dort mehr verſtandesmäßige Bildung und reflektirende Bewußtheit, hier mehr Naturintellekt, Naturgefühl auch innerhalb des Geiſtigen und intuitive Begabung; dort mehr organiſatoriſches Talent, ſozialer Formſinn, mehr Aktivität und reale Betriebſamkeit, hier mehr Individualismus, Freiheitsſinn und träumeriſches Sichverſenken in das Reich des Gedankens. Nicht als ob die Eigenſchaften, welche auf die Seite der Süddeutſchen geſtellt ſind, im Norden fehlten; ſie erſcheinen in Einzelnen ſelbſt konzentrirten Grades; ſondern um das Maß der Ausbreitung handelt es ſich, um den Typus der Mehrheit. Norddeutſcher Geiſt

hat sein schärfstes Gepräge als Intelligenz des Verstandes, und andrerseits ist nun auf Grund großer Tugenden und wertvoller Eigenschaften die Führung im Realen, im Politischen dem Norden anheimgefallen. Aber die Merkmale, in denen der süddeutsche Geist sein tiefstes Wesen erkennt, sind in eminentem Sinn deutsche. Von ihnen aus hat die gesammte Nation in Kunst und in Dichtung die mächtigsten Impulse erfahren; mit ihnen gerade charakterisirt uns das Ausland zu unserer Ehre; wir sind das Volk der idealen Innerlichkeit und des freien Gedankens; das Poetenvolk unter den Völkern, die Sinnenden, die Träumer; nicht so als ob wir schuldig wären, dafür die Püffe des Auslands geduldig-gutmütig hinzunehmen; das haben wir ja gezeigt, daß deutscher Heldengeist den Gegner in Waffen noch heute niederzuwerfen vermag, wie einst, als die Könige der Germanen mit leuchtendem Schwert an den Thoren des römischen Reiches erschienen. Aber der Kriegsruhm ist nicht unser Höchstes, und wir haben noch Besseres zu thun auf der Welt. Und wir würden unser Wesen verlieren und mit ihm unsere Heldenkraft, wenn wir uns hingeben würden an Veräußerlichung, wenn wir in praktischem Kurzsinn die Güter der realen Welt höher zu schätzen uns gewöhnen würden als das Leben des Geistes und aus verständiger Nüchternheit vergäßen, daß wir dereinst zu träumen vermochten von Himmel und Erde und phantasiebegabt zu horchen auf die Sprache der ewigen Natur. Wenn also die süddeutschen Stämme wirklich, wie ihre Geschichte zu zeigen scheint, an jenen elementaren Grundzügen deutschen Wesens einen breiteren Anteil haben als rein norddeutscher Typus, so liegt es in ihrer Pflicht, sie mit gesammelter Kraft geltend zu machen und damit zum Besten des ganzen Vaterlandes ausgleichend zu wirken.

Die Sprache Süddeutschlands hat in Wortschatz und Satzbildung größere Anschaulichkeit und Naivetät, mehr Ursprüngliches, Konkretes, Sinnliches sich erhalten, als die später entwickelte, schulmäßiger und konventioneller abgeschliffene norddeutsche Sprechweise. Bildlichkeit, phantasiereicher Witz und Humor durchtränkt die erstere, und der vollere Vokalismus bewahrte ihr ein stärkeres musikalisches Element. Individuell-

kräftige Art, die Welt, die Dinge zu ſehen, leiht dem Ausdruck ein beſtimmter perſönliches Gepräge, mehr Blut, ein ſatteres Kolorit. Dabei ſind auch die geiſtig gebildeten Klaſſen dem Volkstum näher geblieben als im Norden. Und was auf die Stimmung der Seele, ihre Entlaſtung von Druck, ihre Erregſamkeit zu Freude und ſchöpferiſcher Lebensluſt von ſo mächtiger Wirkung iſt, die Schönheit der Natur, die wärmere Luft, die Farbenfülle der Landſchaft, das iſt durch die Gunſt der Geſtirne dem Süden im reichſten Maß zugefallen. Das Alles hat hier für die Blüte der Kunſt und der Dichtung den Boden günſtiger geſtaltet.

Die ethnographiſchen Verhältniſſe Süddeutſchlands bedürfen einer Klarſtellung, bevor von der geiſtigen Eigenart des einen oder des andern unſerer Stämme die Rede ſein kann. Die Charakteriſtik des ſchwäbiſchen Stammes nicht allzudürftig zu halten, iſt um des Dichters willen, mit dem wir uns beſchäftigen, eine unerläßliche Aufgabe; die vorliegende Biographie möchte aber überhaupt auf Art und Erſcheinen des deutſchen Volkstums, wo immer ein Anlaß gegeben iſt, Bezug nehmen.

Dem Süden Deutſchlands angehörig iſt der bairiſche oder bajuwariſche Stamm, und zwar, indem wir die politiſchen Grenzen des deutſchen Reiches überſchreiten, in ſeiner ganzen Ausbreitung; alſo die Bevölkerung der Kreiſe Oberbaiern, Niederbaiern, Oberpfalz, ſowie des größten Teiles von Deutſchöſterreich; ferner der ſchwäbiſche Stamm, welcher, wie ſogleich zu zeigen ſein wird, mit dem alamanniſchen identiſch iſt; endlich ein Teil des fränkiſchen Stammes.

Bezüglich der Herkunft der Alamannen hat neuerdings Franz Ludwig Baumann unter Widerlegung älterer Hypotheſen den glänzenden Nachweis geführt, daß es die Altſueben, die Semnonen ſind, welche als das Kernvolk des Alamannenbundes in der germaniſchen Völkerbewegung erſcheinen [1]). Die Theorie

[1]) Vgl. „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte“, herausgegeben von der hiſtor. Kommiſſion der kgl. bair. Akademie der Wiſſenſch. Bd. 16, Heft 2, Göttingen 1876. Paul Stälin in der neuen Ausgabe der „Wirtembergiſchen Geſchichte“ von Chriſtoph Friedrich v. Stälin hat ſich der Baumannſchen

Baumanns gründet sich auf eine reiche Fülle historischer Nachrichten, deren Prüfung und Kombination mit soviel Vorsicht als Scharfsinn vollzogen wird, gründet sich aber auch auf sprach- und rechtsgeschichtliche Untersuchungen. Zu den Zeiten des Tacitus sitzen die Semnonen an der Spree und in der Lausitz, als der älteste und vornehmste Stamm der Sueben, das Haupt des Suebenbundes; in ihrem Gebiet lag das Nationalheiligtum, in welchem alljährlich die Vertreter aller suebischen Völkerschaften dem Stammgott Ziu blutige Opfer brachten, der Götterhain, den Niemand anders als gefesselt betreten durfte; der Name Semnonen selbst bedeutet Feßler. Gleich den anderen Ostgermanen [1]) haben die Semnonen zu Ende des 2. Jahrhunderts ihre alten Stammsitze verlassen; sie schlugen sich durch die hermundurischen Mainlande hindurch und nahmen das Dekumatland, das heutige Würtemberg und Baden, in Besitz. Von hier aus erfolgte ihre Ausbreitung über das Elsaß und den größeren Teil der Schweiz. Aber auch nordwärts zu beiden Rheinseiten faßten sie Fuß, nachdem das burgundische Reich zusammengebrochen und der Wormsgau frei geworden war; erst die Konsolidirung der fränkischen Macht setzte hier ihrem Vordringen die Grenze. Die Katastrophe von Zülpich warf die Alamannen über den Neckar und an die oberste Donau zurück; doch ist in den nördlichen Teilen von Baden und Würtemberg jene Mischungszone alamannischer und fränkischer Bevölkerung geblieben, deren schon einmal gedacht wurde. Der Name Alamannen, doch wohl im Sinne von Bundesgenossen, Volksgenossen, kam in der Zeit der Wanderungen auf; die römischen Schriftsteller, die gelehrte Litteratur fixirten ihn; aber als der eigentlich volksmäßige, der vom Stamme selbst und den übrigen Deutschen gebrauchte erhielt sich in allen Theilen alamannischen Landes der Name Sueben, Schwaben. Eine ununterbrochene

Theorie angeschlossen. Nur die Etymologie des Namens Alamannen („Leute des Götterhains") wird aus sprachlichen Gründen abzulehnen sein.

[1]) Die Begriffe Ostgermanen und Westgermanen sind hier nicht in dem von Müllenhoff festgestellten Sinne der Sprachgeschichte gebraucht, sondern im Anschluß an Tacitus.

Reihe von Urkunden aus neun Jahrhunderten bezeichnet Alamannen und Schwaben als identiſch; erſt die politiſche Sonderentwicklung elſäſſiſchen und badiſchen Landes, die Abwendung der Schweizer vom deutſchen Reich beſchränkte den Namen Schwaben auf das heutige Würtemberg und den bairiſchen Lechkreis. Aber Ein Volk iſt es, das vom Lech weſtwärts durch die mittleren und ſüdlichen Teile von Würtemberg, von Baden und dem Elſaß, in Vorarlberg, in der Schweiz ſitzt; in letzterer bis zum Jura, denn weſtlich von dieſem wohnt romaniſirtes burgundiſches Volk. Lokale, durch lange Zeiträume wirkende Einflüſſe haben den ſchwäbiſchen Stamm in ſeinen Verbreitungsbezirken körperlich und geiſtig differenzirt, haben auch Dialektgegenſätze hervorgerufen; indeſſen erweiſt gerade auf ſprachlichem Gebiet die jüngſte Erkenntniß wieder die Einheit des Stammes.

Bekanntlich iſt der Uebergang von der mittelhochdeutſchen Sprachſtufe zur neuhochdeutſchen durch eine Lautſteigerung charakteriſirt, welche in der Hauptſache darin beſteht, daß î und û zu ei und au werden; aus mîn wird mein, aus hûs wird haus. Dieſer Prozeß beginnt mit dem Ende des 12. Jahrhunderts; er hat ſeinen Urſprung bei den Bajuwaren und ergreift nach und nach die Dialekte der Schwaben, Oſtfranken, Thüringer, Rheinfranken. Augsburg, an der Grenze des bairiſchen Landes, iſt die erſte ſchwäbiſche Stadt, welche die neuhochdeutſchen Laute aufnimmt; nach Weſten fortſchreitend iſt um 1550 im ganzen heute „ſchwäbiſch“ redenden Lande der Uebergang zur neuhochdeutſchen Sprache vollzogen. Ablehnend aber verhielten ſich die übrigen Teile altſchwäbiſchen oder alamanniſchen Stammesgebietes Baden, das Elſaß, die Schweiz, Vorarlberg, einzelne Bezirke um den Bodenſee und im Allgäu; ihre Dialekte beharrten mehr oder minder auf mittelhochdeutſcher Sprachſtufe. „Das Idiom der jetzt ſogenannten Alamannen iſt keine ebenbürtige Mundart der neuhochdeutſchen Sprache, ſondern ein auf der Lautſtufe des mittelhochdeutſchen ſtecken gebliebener Dialekt. Das Schwäbiſche dagegen iſt die zur neuhochdeutſchen Lautſtufe geſteigerte und darum den anderen oberdeutſchen Mundarten ebenbürtige Sprache.“ Baumann macht den beachtenswerten

Vorschlag, den Gesammtstamm Schwaben zu nennen und nach seinen mundartlichen Gegensätzen ihn zu gliedern in Rheinschwaben, Südschwaben und Nordschwaben; letztere sind die Schwaben heutiger Bezeichnung.

Die Baiern gelten als die Nachkommen der Markomannen und ihrer Gefolgschaften; sie sind von Böhmen her in die Oberpfalz und über die Donau vorgerückt. Komplizirter liegen die Verhältnisse bei den Franken; hier ist eine genauere Betrachtung gefordert.

Der alte Bund der Franken, der Freien, gliedert sich in drei Hauptabteilungen: Salische Franken, Niederfranken; ripuarische Franken, aus den Amsivariern hervorgegangen; chattische Franken. Der Wohnsitz der salischen Franken ist Südholland; sie sind es, die über die Schelde sich ausbreiten, unter Chlodwig das fränkische Reich gründen, mit den romanisirten Kelten Galliens vermischt den germanischen Hauptbestandteil in den heutigen Franzosen abgeben. Die Sitze der ripuarischen Franken oder Uferfranken sind um Köln, Aachen und an der Ruhr; die Heimat der chattischen Franken aber ist Hessen, Althessen. Von diesen drang ein Teil westwärts vor und besetzte die Gebiete an der Mosel, um Trier, Metz, Toul; ein anderer Teil blieb diesseits des Rheines zurück und hat bis heute seine Sitze behauptet: die Hessen im oberen Wesergebiet sind die Nachkommen der im Stammland gebliebenen Chatten. Ein dritter Teil breitete südwärts sich aus, über Main- und Neckargegenden, im nördlichen Baden und Elsaß. Hier begegneten sie den Alamannen. Wie lange, wie vielfach wechselnd im Stromgebiete des Oberrheins Ansiedelungen der Franken und der Alamannen neben einander hergehen, indem bald der eine Stamm an Terrain gewinnt, bald der andere, das hat Wilhelm Arnold auf Grund der Ortsnamen in einem methodisch-geistreichen und bedeutsamen Werke nachzuweisen versucht [1]). Wahrscheinlich erfolgte ein größeres Zurückweichen der Alamannen erst nach der Niederlage, welche die Geschichte als die Schlacht von Zülpich verzeichnet.

[1]) Wilhelm Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme. Marburg 1875.

Landschaftlich hat sich der Name Franken nur für das Main- und Regnitzgebiet, das heute politisch zu Baiern gehört, erhalten. Indessen ist hier die Bevölkerung nicht ungemischt fränkisch. Vielmehr ist ihre Unterlage, zumal in den Kreisen Ober- und Mittelfranken, hermundurisch, und die ganze Provinz gehörte zum Thüringerreich. Dazu macht sich die Mischung mit alamannischen Niederlassungen geltend. Der Nordosten war eine Zeit lang slavisches Gebiet, und slavisch-wendische Ansiedelungen, vielleicht mit Absicht in germanisches Land verpflanzt, „um des slavischen Volkes Zusammenhalt zu zersplittern,“ [1]) reichten in einzelnen Linien in das Regnitzland herein. Karl der Große war es vorzüglich, welcher die slavische Macht zurückwarf; was als bedeutungsloser Rest blieb, ist seit 1000 Jahren germanisirt, wenngleich somatisch noch kenntlich. Auch in diesen Landschaften waren es Chatten, welche als fränkische Bevölkerung zuerst vordrangen; und nachdem das gesammte Gebiet dem fränkischen Reiche einverleibt und mit fränkischen Kolonien durchschossen war, erhielt es den Namen Ostfranken, nachher Frankonien. Aber die Zusammensetzung der Bevölkerung ist bis heute bemerkbar: in Unterfranken bis in die Gegend von Würzburg herrscht hessisch-fränkisches Element vor, weiter östlich hat suebisches, aus hermundurischen und alamannischen Resten gemischtes Volk die Oberhand. Der Tonfall der Sprache steht im Herzen des Landes dem thüringischen Idiom näher als dem rheinfränkischen; im westlichen Mittelfranken beginnt eine Mischung mit schwäbischem Dialekt, in Nürnberg mit oberpfälzischem; der Wortschatz nach seinem Hauptbestande, die Bildung der Diminutiva und zahlreiche kleinere Spracheigentümlichkeiten schließen dem Schwäbischen sich an. Ethnographisch dürfte diese chattisch-suebische Bevölkerung als Ostfranken zu bezeichnen sein.

Aus der bisherigen Darlegung ergibt sich für die Beziehungen der Süddeutschen unter sich wie der deutschen Stämme überhaupt eine Reihe wichtiger Schlüsse; man darf

---

[1]) Vgl. „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern“, Bd. III, S. 1109.

nur ein paar weitere historische Momente hinzunehmen. Und zwar die folgenden. Zu Beginn unserer beglaubigten Geschichte zeigt sich nicht so sehr ein Gegensatz nord- und süddeutscher Bevölkerung als vielmehr der Gegensatz von Ost- und Westgermanen; jener vermag, unter Wirkung topischer und kultureller Einflüsse, sich erst herauszubilden, nachdem das Dekumatland und die Alpengebiete in den Besitz der Deutschen gelangt, nachdem die Fluten der Völkerwanderung zum Ablauf gekommen sind. Aber uralte Verbindungen der Blutsverwandtschaft werden dadurch nicht völlig aufgehoben; in dieser Hinsicht ist die Natur von einer merkwürdigen Energie. Nun bilden die Sueben eine östliche, durch Gemeinschaft von Kultus, Tracht und Sitte, durch nähere Blutsverwandtschaft von den übrigen Germanen abgesonderte Gruppe, und Tacitus zählt zu ihnen außer dem Hauptvolk des Bundes, den Semnonen, als jüngere Suebenstämme die Hermunduren, die Markomannen, Narisker, Quaden, Langobarden u. s. w. Ihnen gegenüber stehen, nicht als eine unter sich verbundene und gleichartige Masse, aber als Westgermanen, die Chatten, die Chauken, die Cherusker, Friesen und andere Stämme. Die Westgermanen sammeln sich nach der einen Seite hin als Franken, nach der anderen als Sachsen; Cherusker und Chauken bilden den Hauptbestandteil der Sachsen. Es mag erlaubt sein, einzelne Leser daran zu erinnern, daß die Ethnographie mit dem Namen Sachsen nicht die Bevölkerung des heutigen Königreichs Sachsen bezeichnet; letztere ist ein Mischvolk von Thüringern und Franken mit starkem slavischen Zusatz. Im Gegensatz zu den Niedersachsen, den Sachsen im ethnographischen Sinne, heißen sie die Obersachsen; niedersächsisches Volk aber sitzt in der Mark Brandenburg, in Hannover, Braunschweig, Westfalen, kolonisirte auch Pommern und Mecklenburg; bildet also die Hauptmasse der Bevölkerung in demjenigen Staate, welcher von einem besiegten und aufgeriebenen lettischen Volk den Namen Preußen annahm.

Indem nun aus den Markomannen die Baiern, aus den Semnonen die Schwaben hervorgegangen sind, erhellt die ursprüngliche Verwandtschaft der beiden süddeutschen Hauptstämme.

In nähere Beziehung zu ihnen treten die Oſtfranken Baierns wegen ihres doppelten ſuebiſchen Zuſatzes: hermunduriſche Unterlage, Miſchung mit Alamannen. Zugleich aber ergibt ſich eine verwandtſchaftliche Beziehung der Oſtfranken zu den heutigen Thüringern; denn dieſe ſind aus den ſelbſtändig gebliebenen Reſten der Hermunduren erwachſen. Andrerſeits reicht heſſiſch-fränkiſches Blut weit in den Süden Deutſchlands herein, und der fränkiſche Stamm überhaupt, indem er von den Rheinmündungen aus bis gegen die Mitte Baierns und Würtembergs ſich verbreitet, treibt einen weſtgermaniſchen Keil in die ſuebiſche Bevölkerungsmaſſe und hebt ethnographiſch die Trennung von Nord- und Süddeutſchen auf. Wir gewinnen ſomit auch für den geiſtigen Gegenſatz, der zwiſchen Nord- und Süddeutſchland konſtatirt wurde, eine Reihe ausgleichender Momente und höchſt wertvoller Uebergangsſtufen.

Zunächſt, dem Wortſinn nach, ſind die Begriffe Norddeutſchland, Süddeutſchland rein topographiſch, örtlich. Nur eine in der natürlichen Bodenbeſchaffenheit ausgeſprochene Grenzmarke enthält den nötigenden Zwang, die eine Hälfte des Landes als die nördliche, die andere als die ſüdliche zu bezeichnen. Gefordert iſt eine Linie größeren Zuſammenhangs, welche von Oſt nach Weſt zieht; und ſie muß ſo geeigenſchaftet ſein, daß ſie in ihrem ſinnlichen Erſcheinen ſtark genug iſt, um auf die Vorſtellung einen unmittelbaren Eindruck zu machen; ſo auch, daß ſie die Natur der zu trennenden Länderräume weſentlich alterirt, daß ſie klimatiſche und Bodenunterſchiede einleitet. Nach einem Fluſſe zu ſuchen, welcher in Deutſchland irgendwie eine ſolche Linie abzugeben vermöchte, wäre kein ernſt zu nehmender Einfall; wohl aber iſt eine Grenzmarke jener Art vorhanden, und die geographiſche Wiſſenſchaft erkennt ſie im ſogenannten Hauptkamm der deutſchen Mittelgebirge. Nahezu ununterbrochen erſtreckt er ſich von den Oderquellen bis jenſeits des Rheins; und zwar bilden ihn die Sudeten in ihrem ganzen Zug von der mähriſchen Pforte bis zum Elbdurchbruch, ſodann der Kamm des Erzgebirges, das voigtländiſche Bergland, die Kammlinie des Frankenwaldes und des Thüringerwaldes, wie ſie im Rennſteig erſcheint, die

Berghaufen der vorderen Rhön und des Vogelsgebirges, der Kamm des Taunus, der Hunsrück. Am Rhein endet ſüddeutſches Land bei Bingen; Frankfurt und Mainz, noch ſüdlich vom Taunuskamm und innerhalb der oberrheiniſchen Tiefebene, ſind ſüddeutſche Städte. Die Erhebung der genannten Gebirge iſt bedeutend genug, um auf die klimatiſchen Verhältniſſe der anliegenden Zonen differenzirend zu wirken, um das landſchaftliche Gepräge zu verändern, um einen Wechſel der Bodenbeſchaffenheit auch für die ſinnliche Wahrnehmung, für das Allgemeinbewußtſein zu markiren. Und dieſe phyſikaliſch-geographiſche Linie rückt zugleich in die höhere Bedeutſamkeit eines kulturellen und phyſiologiſchen Faktors. Felsregion und Hochwald trennte vor Alters hier die Bewohner; zahlreiche Flüſſe ſtrömen von den waſſerſcheidenden Rücken herab, die einen nach Norden, die anderen nach Süden ſich wendend; ihre Thalebenen ſind natürliche Straßen, und ihre Richtung gebot den Bewohnern der einen Seite, mit den Zentren des Nordens, denen der anderen Seite mit den Zentren des Südens den größeren Verkehr, den kulturellen Anſchluß zu ſuchen. Und verbreitete ſich auch der nämliche Volksſtamm nordwärts wie ſüdwärts: eben die Unterſchiede der Landesnatur veranlaßten doch den Wechſel von Anbau, Nahrung, Erwerb, veränderten leiſe die körperlichen Merkmale, das ſprachliche Idiom, die Tracht, den Hausbau, die Lebensweiſe, die Volksſitte.

Wird alſo Nord- und Süddeutſchland ſchlechtweg in Gegenſatz geſtellt, ſo iſt die örtliche Vorſtellung die entſcheidende und der genannte Gebirgswall iſt die trennende Linie. Daneben aber drängt ſich, hervorgehend aus der Beobachtung unſerer ethnographiſchen und ſprachlichen Verhältniſſe, der Begriff einer mitteldeutſchen Bevölkerung auf. Eine topiſche Vorſtellung ſpielt hier mit, aber eine natürliche Abgrenzung läßt ſich auf ihrer Grundlage nicht gewinnen; nicht das „Land", ſondern die „Leute" geben den Ausſchlag. Dabei bleibt etwas Unſicheres, Konventionelles; der Begriff hat, wie alle Uebergangsbegriffe, etwas Schwankendes. Wird nach den größeren Dialektgegenſätzen gruppirt, ſo unterſcheidet man Oberdeutſche, Mitteldeutſche, Niederdeutſche. Aber Dialektſtämme unmittelbar mit Bevölke-

rungsstämmen zu identifiziren, ist an sich nicht richtig; das Moment der Blutsverwandtschaft darf nicht völlig beseitigt werden, und die örtliche Vorstellung, der Wohnsitz mit seinen natürlichen Konsequenzen, ist doch zu starken Gewichts, als daß man auf Grund sprachlicher Gliederung darüber hinwegsehen dürfte. Man würde Gegenden gleicher geographischer Breite und Stämme von relativ gemeinsamer Volksart, nahe verwandten geistigen Gepräges auseinanderreißen, wenn man den Begriff Mitteldeutschland ohne weiters auf die Zone der sogenannten mitteldeutschen Dialekte übertragen wollte.

Dem Allgemeinbewußtsein gelten als die vorzüglichsten Repräsentanten der Mitteldeutschen die Hessen und die Thüringer; sodann die Obersachsen nebst den Schlesiern und die Bewohner um den Mittelrhein. Diese Vorstellung hat ihr gutes Recht; hiebei treffen alle Momente zusammen, welche einen Uebergangsbegriff einräumen. Denn während die genannten Bevölkerungen von den Süddeutschen durch jenen großen Gebirgswall getrennt bleiben, stehen sie doch der Abstammung nach zu diesen in vielfacher Beziehung; es sind Völker fränkischen, beziehungsweise suebischen Blutes, und erst nordwärts von ihnen, mit den Niedersachsen, beginnt eine in starkem Blutsgegensatz befindliche Bevölkerung. Sprachlich stehen sie den Oberdeutschen näher als den Niederdeutschen; die Furche zwischen dem Niederdeutschen und dem Mitteldeutschen ist im Allgemeinen viel tiefer als die zwischen dem Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen; und wieder sind es die Niedersachsen, welche, als das Hauptvolk der niederdeutschen Zunge, sich scharf ablösen. Kulturell aber und nach dem Gange unserer Geschichte haben Thüringer, Hessen, Obersachsen, Schlesier, Mittelrheinländer von Norden her die reicheren Einflüsse erfahren, insbesondere die drei zuletzt genannten, da bei den Einen die in die Mark verlaufende Ebene, bei den Anderen ein ununterbrochenes und lebhaft kommunizirendes Flußthal seit Alters die Einwirkungen des Nordens gesteigert haben. Es erhellt nun aber, daß als der eigentliche Träger des rein norddeutschen Typus der niedersächsische Volksstamm zu gelten hat, dessen Initiative und Macht gewachsen ist, seit

er im preußiſchen Staat zu einer lebensvollen Schöpfung ſich konzentrirte.

Ich hoffe nicht mißverſtanden zu werden. Dennoch möchten um des Vorausgegangenen und des Nachfolgenden willen einige Bemerkungen hier einzufügen ſein, welche das Recht und den Wert der Völkercharakteriſtik allgemeinhin erläutern.

Alle Determinationen des Charakters und des geiſtigen Typus eines Volkes haben ihr Prekäres, weil ſie die Freiheit des Individuums begrenzen und weil innerhalb eines Volkskreiſes überall Erſcheinungen ſich zeigen, welche mit der hergebrachten oder angenommenen Regel ſich nicht decken. Immer wieder muß man empfindliche Naturen daran erinnern, daß jede derartige Aufſtellung nur den durchſchnittlichen Eindruck fixiren, nur ausſprechen will, was in einer Geſammtheit von Individuen als das ihnen Allen am meiſten Eigentümliche, als das den Meiſten Gemeinſchaftliche bemerkt wird. Ohne Zuſammenhang mit irgend einer Seite dieſes typiſchen Komplexes iſt aber Niemand. Und mag der Einzelne durch Kraft des Willens, durch bewußte Bildung, auf der Höhe eines reichen Lebens von ſeinen Anfängen ſich noch ſo weit entfernt haben: immer werden doch Züge ihm bleiben, durch welche die Erinnerung an Gattungsmäßiges, an Art und Charakter des Volkes und Volksteiles, dem er zugehört, wieder erweckt wird. Wie auf einem Gemälde die Grundfarbe nach der Intention des Malers allen darüber liegenden Farben den Ton gibt, ſo erhält vom Mutterboden der Heimat her die Perſönlichkeit eines Menſchen ihre Grundſchicht; und was immer ſein Eigenſtes, ſpäter Hinzugekommenes iſt, durch die urſprüngliche Mitgabe der Natur erfährt es eine leiſe Nuance. Die Abhängigkeit vom Typus zeigt ſich gerade in jenen Gebieten, welche auf der Grenzlinie von Sinnlichem und Geiſtigem ſtehen, in den unbewußteren Regionen des Empfindens, in der unmittelbaren Art und Weiſe, ſich nach außen zu geben, ſich mit der Welt und den Dingen in Verhältniß zu ſetzen. Dahin gehört ein guter Teil der natürlichen Geſte; dahin gehört auch die Sprache in ihrer heimatlichen Modifikation. Außerhalb des Dialektes, auf dem Boden der Schriftſprache ſtehen, heißt noch

lange nicht des Wortschatzes und der Ausdrucksweise, des Tonfalls im Wort- und Satzgefüge, welchen die engere Heimat überliefert hat, sich entäußern; und solche Dialektspuren vertilgt nicht sowohl die höhere Bildung als vielmehr gewaltsame Gewöhnung und Unnatur, ohne daß deßhalb das feinere Ohr des Sprachkenners sich täuschen ließe.

Indessen stellt sich der Tragweite und Gültigkeit ethnographischer Charakteristik eine tiefergegründete Schwierigkeit in den Weg. Da nämlich alle Völker als Glieder des menschlichen Geschlechtes einen gewissen Komplex gemeinsamer Art und Sitte haben und die unterscheidenden Modifikationen in demselben Grade spärlicher werden, je mehr ein Volk dem andern durch Verwandtschaft und Kultur sich nähert, so kann es sich bei der Fixirung der Eigenart eines Volkes im Vergleiche mit einem andern nur um relative, nicht um absolute Gegensätze handeln. Noch flüchtiger, schwerer zu fassen sind die Charakterzüge eines Volksstammes im Vergleich mit den andern Stämmen desselben Volkes; denn die einzelnen Stämme sind psychisch und physisch eben dadurch Glieder eines Volkes, daß ein gemeinsamer Charakter in ihnen allen erscheint, und was sie trennt, ist bereits eine feinere und jüngere Differenzirung als der Gegensatz zwischen Volk und Volk. Bei solchem Verhältniß gilt es oft mehr, Uebergänge als Unterschiede zu konstatiren. Nun aber neigt die Sprache schon um der Kürze der Bezeichnung willen zu einem gewissen Positivismus; sie vermag nicht überall sich in dialektische Auseinandersetzungen einzulassen; sie sucht in der Mehrzahl der Fälle nach einem resoluten, markirenden, begrifflich scharf abgegrenzten Ausdruck, sie stellt aus den augenfälligsten Beobachtungen eine Anzahl von Prädikaten mosaikartig nebeneinander. Dies gibt dem Ausdruck eine gewisse Härte, läßt das Urteil leicht als ein unbilliges erscheinen, steht im Widerspruch mit den tausendfachen Vermittlungen der lebendigen Natur, dem Ineinanderfließen ihrer Linien. Aber auch wenn eine dialektische Darlegung die Einzelstücke des Urteils zu verbinden, scheinbar Widersprechendes zu höherer Einheit zusammenzufassen, die in den Begriffen liegende Dehnbarkeit und Spielweite nachzuweisen versucht, wird sie sich

doch von der Schwierigkeit ihres Bemühens bald überzeugen; denn die Totalität eines Naturwesens läßt sich zwar mittelst der Phantasie auf einem Punkte konzentriren und anschauen, aber mit begrifflicher Auseinandersetzung niemals einholen.

Wenn aber alle Völkercharakteristik sich der Relativität ihrer Bestimmungen bewußt sein soll, so ist sie selbst doch dem vergleichenden, die Welt der Erscheinung ordnenden Menschengeiste eine Notwendigkeit. Auf einer instinktiven und ununterbrochenen Beobachtung baut das Stammesbewußtsein des gemeinen Mannes sich auf, pointirt sich im Sprichwort, in traditionellen Neckereien, in Vorneigungen und Antipathien. Jede Berührung mit dem Fremden, jede Reise vermehrt das gesammelte Material; daß der Mensch sich mit dem Menschen vergleiche, ist einer der vorzüglichsten Reize des Verkehrs, ist begleitender Akt der Selbstempfindung. Die Wissenschaft folgt nur ihrem auf Systematik gerichteten Trieb, indem sie das aus solchen Elementen aufquellende Material zu ordnen, zu präzisiren den Versuch macht.

Es mag scheinen, daß der Verkehr der Völker und der Menschen, der Wohnortswechsel der Personen, beide in unserm Jahrhundert gesteigert und begünstigt wie nie zuvor, die Abschwächung nationaler, die Vernichtung stammlicher Eigenart langsam herbeiführen. Sicherlich wird sich auf diesem Wege einiges Ausgleichen und Abschleifen vollziehen. Aber man darf auch die so geübten Einflüsse nicht überschätzen. Soweit es sich dabei um Blutmischung handelt, hat man es numerisch doch zumeist mit einem geringen Prozentsatz zu thun; gerade das eigentliche Volk, das grundbesitzende und die breite Schicht der Ansässigen, hat überall etwas mehr oder minder Stabiles, in seinem Zusammenhang Zähes. Und fast nur in den Schoß der größeren Städte strömt erheblicher die Zuwanderung; das Landvolk, im Gegensatze zur Stadt, bleibt intakt, bewahrt Natur und Sitte des Stammes, ist der gesparte Fond, der verborgen rauschende Quell, aus dem Nation und Stamm ihre eigentümlichen Kräfte immer wieder erneuern. Man nehme aber selbst eine größere Stadt, eine Bevölkerung von hunderttausend Seelen: zehntausend Zugewanderte, Eingeheiratete ändern an ihrem typischen Gepräge nur

wenig, und wenn nicht die Kinder der Fremden, ſo doch die zweite Generation unterliegt in Sprache und Gewöhnung dem genius loci. Findet aber die Blutmiſchung in größerem Maße ſtatt, ſo entſteht eben wieder ein neuer Typus, eine zuvor nicht vorhandene Modifikation, wenn auch die ſtärkere Raſſe, die intenſivere Naturkraft in dieſer Miſchung die Oberhand behält. Soweit es ſich dagegen nur um kulturelle und geſellſchaftliche Einflüſſe handelt, ſo bewegen dieſe vielmehr die Oberfläche, als den ſeeliſchen Grund; das Intimere, dem Willen und Wiſſen ſich Entziehende, das Naturmäßige wird davon nur wenig berührt. Ich glaube, daß auch in dieſen Dingen die Macht der Erblichkeit ſich als eine um ſo größere erweiſen wird, je mehr man der Frage der Erblichkeit die Unterſuchung zuwendet.

Merkwürdig genug iſts, daß das nämliche Zeitalter, welches dem internationalen Verkehr jede Schranke hinwegzuräumen verſucht, mit Aufnahme des Nationalitätsprinzips ſich einer nicht minder leidenſchaftlichen Gegenſtrömung hingibt. Dieſes Prinzip beherrſcht die Politik der Gegenwart, wird in einer noch lange nicht erſchöpften Anzahl hiſtoriſch-politiſcher Fragen konkret. Aber es vermöchte wohl nicht im Herzen der Völker ſo tiefe Wurzel zu faſſen, wenn es in ſich iſolirt wäre. Vielmehr ſteht ſein Erſtarken, wie mir ſcheint, in innerſtem Zuſammenhang mit der aller Naturerkenntniß aufs Willigſte geöffneten Stimmung der Zeit, mit der anthropologiſchen und phyſiologiſchen Richtung des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Ahnung hat die Völker ergriffen, daß ſie als ſolche Naturweſen, Naturorganismen ſind, Kollektivindividuen der Menſchheit, denen im Zuſammenfaſſen ihres eigenen Selbſt, in der natürlichen Gemeinſchaft ihrer Glieder beſtimmte Aufgaben, Einzelaufgaben der Menſchheit zu löſen beſchieden iſt. Wir haben vom philoſophiſch abſtrahirten, kosmopolitiſch-philanthropiſchen Ideal des 18. Jahrhunderts uns abgewendet; oder vielmehr, wir erkennen, daß wir der Idee der Menſchheit am kräftigſten und ehrlichſten dienen, wenn jedes Volk ſeiner eigenſten Begabung ſich intenſiv bewußt wird, wenn es in Arbeit und Treue ſie raſtlos entfaltet. Und ſoll frei, hemmungslos verwirklicht werden, was die einzelnen Völker ver-

mögen, so ist allerdings ihre staatlich organisirte Absonderung gegen einander, die Zusammenschließung der nach Herkunft und Sprache näher verwandten Menschen in Nationalstaaten das erste Gebot. Die Menschheit, die ganze, steht noch immer am Horizont, als ein erhebendes Bild; aber da der Boden selbst, der die Strahlen empfängt, von ungleicher Art ist, so ist auch die Spiegelung des Bildes verschieden, und naturgesetzlich zeigt sich das Menschheitsideal in der Empfindung der Völker differenzirt.

Auf diese Dinge wird an späterer Stelle zurückzukommen sein, wenn die kosmopolitischen Anschauungen, denen unsere Klassiker huldigten, zu würdigen sind; dort darf auch die Frage nach dem allgemeinen Kulturwert der nationalen Tendenzen wieder aufgenommen werden. Im gegenwärtigen Zusammenhang ist nur ein Punkt noch klar zu stellen. Kunst und Wissenschaft gelten als internationale Güter und sie sind es, nach ihren letzten Absichten und Wirkungen. Aber ihr Werden und ihre Geschichte ist national; nach Empfindungs- und Vorstellungskreisen, nach Methode und Arbeitsrichtung spiegelt in ihnen der seelische Gegensatz der Nationen sich wieder. Warum vermögen wir uns Beethoven nicht als Italiener zu denken, warum Voltaire nicht als Deutschen? Ja, man muß für den Künstler, für den Dichter die Formel so stellen: nur der hat wahres Leben, in welchem der wirkliche, der konkrete Geist seines Volkes sich wiedererkennt, sich selbst entbindet, dem Schaffen den Puls gibt.

Was aber für die Völker, die Nationen hier gesagt ist, gilt auch, wenngleich schwächeren Grades, in leiseren Linien, für die Volksstämme. Wendet sich heute in Deutschland der Geschichte der provinziellen Heimat, ihren Dialekten und ihrer Volksart ein wärmeres Interesse zu als vor zwei oder drei Generationen, so ist dies eine Nachwirkung des größeren Dranges, der in den Nationalitätstendenzen nahezu alle Kulturvölker ergriffen hat, ist nur Erscheinen der letzten, feineren Wellenringe derselben Bewegung. Denn der modern gesteigerte Sinn für das Naturmäßige, in der menschlichen Physis Begründete, der dort Nationen von einander schied, zeigt sich hier im liebevollen Aufmerken auf

das mehr Familiäre, das Intimere der einzelnen Stämme, in der Freude an der Wahrung körperlicher und geistiger Stammesart. Historisch ist überall das Stammesbewußtsein das früher entwickelte, die rohe Naturstufe; erst von außen kommende Gewalt oder Beginn einer umfassenderen Kultur läßt die verwandten Stämme zur Nation sich zusammenschließen. Uns wuchs an den Schöpfungen unserer Dichter und Denker, unserer Künstler zuerst das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit groß; ein ehernes politisches Band dafür zu schmieden, zwang uns das Ausland, und das Genie und die Stahlkraft Preußens schuf uns die Form. Freien Willens, in entflammtem Hochgefühl fügte jeder Teil dem Ganzen sich ein; daß die nationale Strömung an Tiefe und Breite noch gewinne, ist die Forderung unserer nächsten Geschichte. Aber so Schweres wir vordem unter den zentrifugalen Wirkungen des Stammesgefühles gelitten haben: höchst fruchtbar ist doch das Sichausleben unterschiedener Neigung und Begabung für die allgemeine Kultur Deutschlands geworden. Und in diesem Individualismus des Denkens und Empfindens liegt auch für die Zukunft das Geheimniß unserer geistigen Kraft. Ihn uns zu erhalten, ihn so zu lenken, daß er nichts Anderem dient als der Ehre und Größe des gesammten Vaterlandes, ist wohl höchste Aufgabe unserer inneren Politik. Und wenn uns dies gelingt, so wird nicht nur die freche Faust zersplittern, wenn sie das Ausland zum zweitenmal gegen uns erhebt; sondern alsdann bleibt uns auch die Befähigung, den geistigen Wettkampf mit den andern Nationen auf so vielen Gebieten weiter zu führen, daß es den Anschein hat, als wären wir nicht ein einziges Volk, sondern eine Gruppe von Völkern.

Ich kehre zur Schilderung des schwäbischen Stammes zurück. Man kann sagen, die Eigenschaften, in welchen vorhin der Typus des Süddeutschen gesucht wurde, erscheinen im würtembergischen Schwaben gedrängt, verdichtet. Es sind innerliche Menschen; tiefkräftig, schwer zugänglich, in sich gefestet, voll Eigenwillens; natürlich begabt für jede höchste Thätigkeit des Geistes, auf das Phantasieleben angelegt, das in Lied und Sage, in der Anschaulichkeit der Rede gleich einer immer sprudelnden Quelle hervor-

bricht, nicht minder jedoch auf den philosophischen Gedanken, auf die unerbittliche Strenge der Forschung. Daß in Naturen, wie Schelling und Strauß, wie Keppler und Robert Mayer sich zum Geiste der philosophischen Abstraktion, der naturwissenschaftlichen Beobachtung ein Hang zur Phantasiethätigkeit gesellt, ist ein Charakterzug aus dem Fundament des schwäbischen Wesens; und indem ein Intellekt, der vor keinem Probleme zurückscheut, sich tragen läßt von den Adlerschwingen der Phantasie, drängt schwäbischer Geist nach den Fragen über das Welträtsel sich hin, sucht in Spekulation, in Theosophie, in Mystik seine Lösung.

Und der Hauch des Gemüts bewegt die Seele des schwäbischen Volkes. Es gibt dort vielleicht mehr warme Menschen als anderswo. Das verrät sich in der Sprache, in ihrem Herzenston, ihren traulich-naiven Wendungen. Kein anderer Dialekt ist an ihnen so reich, keiner fügt dem Hauptwort so gern die Verkleinerungssilbe an; dies ist nicht Spiel, wenn es auch zur leeren Gewöhnung herabsinken kann, sondern natürliche Neigung des Volkes, die Dinge näher an sich heranzuziehen, durch eine Hinzugabe aus dem Subjektiven sie sich persönlicher lebendig, dem Gemüt zu eigen zu machen. Dennoch ist das schwäbische Naturell nicht gerade weich, und gegen ein Zurschautragen der Empfindung sperrt sich die Volksart. Etwas Scheues ist in ihr, und darin liegt eine Gewähr für vorhandene Tiefe und ein Schutz; aber zur Erhaltung gesunder Natur wirken noch andere Erbstücke mit: die praktische Derbheit, von welcher der gemeine Mann sein tüchtig Anteil besitzt, ein starkes Element kritisch-wachen Geistes, der überall ausgebreitete Sinn für Neckerei und Schalkhaftigkeit und des Volkes helle und unverwüstliche Lust am Humor. Schwäbischer Typus, reingeprägt, läßt einen so festen Knochenbau der Seele erkennen, wie er in Verbindung mit solchem Reichtum der Anlagen in einem andern der deutschen Stämme kaum wiedererscheint.

Indem ich bei den Charakterzügen des würtembergisch-schwäbischen Volkes noch kurz verweile, sehe ich mich billig nach einem Zeugen um, der, ein Sohn des Landes, mit ihm vor Andern vertraut ist und gerecht gegen seine Heimat, aus

urſprünglich treuer Liebe zu ihr und aus Kraft eines freien, eine weite Welt vergleichenden Blickes. Die Schilderungen ſchwäbiſchen Landes und Volkes, die in Friedrich Viſchers Roman „Auch Einer", im Tagebuch Albert Einharts, ſich eingeſtreut finden, fließen aus ſolchem Munde und leihen mir das ſicherer bezeichnende, das detaillirtere Wort. Es ſind aphoriſtiſche Bemerkungen, kurzgefaßte Betrachtungen, wie ſie vom Reiſenden mit raſchem Griffel ſkizzirt werden. Ich hebe einige Züge und Prädikate heraus.

„Meine, ſie nun zu kennen, dieſe Schwaben. Schwerblütig, unvermögend, ſich aus ſich herauszuleben. Wie leichtlebig dagegen ſelbſt unſere mitteldeutſchen Stämme! — Und dabei merkwürdig ſtarkes Stammesgefühl."

„Nachdenkliches Weſen, viel Talent, aber ſtellt das T und L um, bleibt latent. Sind ſo geſcheut, wie nur irgend Jemand, haben aber wie die Schildbürger beſchloſſen, heimlich geſcheut zu ſein. Will nichts heraus. Kein Zuſammenleben, keine Geſellſchaft .... kein Geſpräch, will ſagen kein geſelliges, verbreitetes, Städte durchfliegendes Ventiliren neuer Dinge, die Jedermann intereſſiren .... Scheint mir auch verſtockter Eigenſinn zu Grund zu liegen, machen Geſichter, die ſagen: jetzt, weil Jedermann davon ſpricht, weil alle Welt meint, davon müſſe die Rede ſein, jetzt erſt gerade recht nicht. Sind übrigens auch fremdenſcheu, fremdeln."

„Auch Gutes in dieſer Verſtocktheit? Haſſen windiger Volubilität? Flunkerhaften Leichtredens? Gewiß, und darin viel Recht. Begründeter, gerechter Widerwille gegen das Umſichwerfen mit vergriffener Sprachmünze bei ſo manchen Norddeutſchen, gegen die Schwatzvirtuoſität und Wohlweisheit des Berliners. — Auch eine gewiſſe edle Scham, das Innere nur ſo geſchwind herauszugeben? Selbſtgefühl, das ſich gegen Modelebtag ſperrt? Ja, auch davon ein Korn, im Uebrigen Phlegma, oder iſt es anders zu bezeichnen? Man meint oft, dieſe Leute müſſen ja Fiſchblut haben, wird aber irre, wenn man wieder den nachhaltigen Zorn ſieht."

„Die Schwaben ſind zornig .... Schiller hat dieſen Zorn

zum Zorn gegen das Gemeine veredelt .... Beamter in Stuttgart, klarer Mann, fähig, aus Vogelperſpektive zu ſehen, ſagte: was ein rechter Schwab iſt, wird nie ganz zahm. — Sehr häufig die „oculi truces“ des Tacitus.“

„Formloſigkeit prinzipiell gemacht: ſie gilt für wahre Natur; Form gilt für affektirt, vor Allem: höher belebte Form, doch auch einfach richtige Form, zum Beiſpiel reines Deutſch. Wiſſen aber doch in Kunſt und Wiſſenſchaft ſehr wohl, was große Form iſt.“

„Vieles offenbar auch Folge der langen Abgeſchloſſenheit vom großen Verkehr. Weltloſigkeit, Verſeſſenheit, Stagnation.“

„Das viele Talent ſichtbar in viel Humor. Aber dieſer Humor öfters ins Kleine, eng Lokale verkräuſelt. Lach- und Spottneigung: gefährlich, kehrt ſich leicht gegen wahres wie gegen falſches Pathos. Spottluſt dadurch etwas entſchuldigt, daß man ſie ſelbſt viel verſpottet und doch viel mit Unrecht. Auch ihren Dialekt verſpottet man oft ungerecht; unter all ſeiner Unſchönheit iſt doch ein feiner Sprachſinn verborgen, ein Ohr, ein Nerv von viel Schärfe für Sprachfehler moderner Abſchleifung, naturloſer Sprachkultur.“

„... die Sitte im Ganzen und Großen noch etwas intakter, als anderswo. — Viel Tüchtigkeit. — Schulweſen höchſt ſolid.“

„Das iſt übrigens auch wahr: keinen einzigen blaſirten Menſchen habe ich gefunden und bin doch mit Vielen umgegangen. Dieß beſagt nicht wenig.“

„Summa: Völklein ſchwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelt wie kaum irgendwo. Ueberraſcht aus ſeiner engen Exiſtenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man ſagen: unter dem dichten, knorpligen Schildkrötenſchild ein ſtets geſparter, obwohl auch viel zu ſehr geſparter Schatz von Talent und Kraft.“

Dieſen Bemerkungen dürfte wenig hinzuzufügen ſein; ſie deuten Vorzüge und Fehler, welche als Veräſtelungen aus Einer Wurzel ſchwer von einander zu löſen ſind.

Weltgewandter und wortgewandter, der Welt offener, be-

weglicher, auch leichtblütiger ist der Franke; das Temperament seines Stammes ist das sanguinische. In Naturen wie Ulrich von Hutten, wie Willibald Pirkheimer erkennt man gerne den fränkischen Typus; denn ein streitlustiger Freiheitssinn wie ein dem Lebensfrohen zugewendeter edel-humanistischer Bildungsdrang scheint ein weitverbreitetes Erbteil des Stammes zu sein. Goethe in seiner allseitigen Empfänglichkeit, geistigen Versatilität, harmonischen Milde und freudigen Lebensbeherrschung ist die feinste und glücklichste Spiegelung des fränkischen Geistes; Schiller in der Macht seines Ideenlebens, in seiner Hingabe an idealistische Seelenstimmung, in der Hoheit und Strenge seines ethischen Willens ist der großartigste Repräsentant des schwäbischen Geistes. Freilich sind sie Beide über ihren ursprünglichen Boden weit hinausgewachsen, haben ihre Wurzeln gestreckt und überschatten nun wie Riesenbäume das deutsche Land; aber Erbgüter ihrer Heimat sind an der Art ihres Wuchses erkennbar geblieben. Wie schwer übrigens eine allgemeine Charakteristik des fränkischen Stammes fällt, erklärt sich schon aus seiner großen örtlichen, den verschiedenartigsten Einflüssen unterliegenden Verbreitung; und gerade die Regsamkeit und Empfänglichkeit des fränkischen Naturells drängt einer Bestimmung der Eigenart sich entgegen. Ein Gegensatz der Volksart macht sich bereits innerhalb des süddeutschen Frankenlandes geltend, wenn man diesen Begriff im Sinne der Ethnographie nimmt: dem pfälzischen Volk fühlt sich der Ostfranke wenig vertraut; Jean Paul könnte in Schwaben geboren sein; aber die Rheinpfalz wäre schwerlich als seine Heimat zu denken.

Den Kontakt des Schillerschen Geistes mit schwäbischer Eigenart, auch den Widerspruch, in dem er zu ihr sich befindet, zu bemerken, wird wiederholt Veranlassung sein; hier mag es genügen, einige Linien vorauszunehmen. Bürgerliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, ein wohldisziplinirtes Familienleben sah Schiller im elterlichen Hause; und diese Züge brechen später seiner eigenen Familie gegenüber oft in schlichter und einfacher Weise wieder bei ihm hervor. Das vertiefte Gemütsleben seines Stammes geht in Schillers Dichtung als eine

von deren wirksamsten Mächten über; aber das Gemüt gibt weder seinem persönlichen Wesen noch seiner Dichtung so ganz die bestimmende Färbung, erscheint auch nicht so weich, wie etwa fränkischerseits bei Jean Paul. Auch am Humor seines Volkes hat Schiller Anteil und von Hause aus mehr, als der erste Blick erkennen läßt. Er kommt mit Naivem zugleich zuweilen zu Tage, so sehr im Ganzen Schillers direkt sittliches Pathos und seine spätere Richtung auf Adel der Form beides überdeckt. Schiller nähert sich dem schwäbischen Volksgeist, wo er naiv ist; er entfernt sich von ihm, wo er in Prosa oder in Poesie seine glänzende, pointirte, in Antithesen zugeschliffene Rhetorik entfaltet. Im Allgemeinen geht die poetische Begabung des schwäbischen Stammes weit mehr auf die Lyrik als auf das Drama; darin steht Schiller seinen Landsleuten fast isolirt gegenüber.

Das Städtchen, in welchem Friedrich Schiller geboren wurde, liegt am Neckar nicht weit von der Stelle, wo die Murr in den größeren Fluß sich ergießt. Kommt man von Süden her, von Ludwigsburg, auf der Straße, welche über Neckarweihingen nach Marbach führt, so scheint die Lage des Ortes nichts Bemerkliches zu haben; die Landschaft hat einen weichen, sanften Charakter, und während der Fluß, umschattet von Pappeln und Erlenbäumen, seine Wellen thalabwärts trägt, dehnen zu beiden Seiten sich Weinberge und Ackerfelder hin, bis zur Rechten ein waldiger Hügelzug die Straße begleitet und die Häuser des Städtchens in den Gesichtskreis rücken. Aber sobald man dem Thore sich nähert, erkennt man die ansteigende Lage des Ortes; und die Terrasse, auf welcher das ganze Städtchen erbaut ist, erscheint auf das deutlichste, wenn man zur entgegengesetzten Seite, gegen Norden zu, Marbach verläßt. Dann liegt der ganze Ort hoch, und die alten steildachigen, grauen Häuser drängen ihre Giebel neben einander, und wie ein Burgdorf streckt und hebt sich die Stadt über umgürtende Gräben und Mauerreste, doch freundlich geschmückt von einer Fülle an Hügel und Häuser sich anschmiegender Obstbäume. Und dort außen an der Straße ruht der kleine Friedhof, erhebt sich wie verlassen eine einzelu-

ſtehende Kirche, ſpitzen, ſchlanken Turmes. Das Alles zuſammenwirkend gibt ein ernſtes und liebliches Bild und damals, als ich dort ſtand und des kleinen Friedrich Schiller gedachte und der alten Väter der Stadt, die vor mehr als hundert Jahren dort ihn ſpielen ſahen, und die ganze ferne Zeit mir heraufkam mit allem Schönen, was ſie ahnend und verſchloſſen noch in ſich barg, da warf auch der Mond ſein Silberlicht über Hügel und Dächer und hüllte ſie in weiche, zitternde Umriſſe, ſo daß ſie ſelber wie ein Bild wurden aufſteigend aus Traum und Vergangenheit. Und jetzt hallte von fernher zu mir herüber ein kräftigtönendes Lied, ein Volkslied vom ſchwarzbraunen Mägdelein, das abziehende Burſche in die Nacht hinaus ſangen, und rief mir die Luſt und Liebe des Volkes an ſeinen Liedern in die Seele und ſeine alte, ſchöne Gewohnheit, und wieder mußt' ich des Dichters gedenken, der hier, wo ſo reine und echte Eindrücke deutſchen Weſens und deutſcher Heimat in das Gemüt ſich ſenken, in der Sprache unſeres Vaterlandes zu reden und zu empfinden gelernt hat.

Auf dem Turme jener einzeln ſtehenden Kirche, der Alexanderskirche, eines aus dem 15. Jahrhundert ſtammenden gotiſchen Baues, der zu gottesdienſtlichen Zwecken nicht mehr benützt wird, aber als ein Zeugniß größerer Blüte des Ortes in früherer Zeit ſich erhält, hängt jetzt die Schillerglocke, die 1859 von Deutſchen in Moskau gegoſſen und geſtiftet ward zum Zeichen des Widerhalls, welchen das Schillerfeſt in fernem Lande gefunden hat; und auf der kleinen Anhöhe an der öſtlichen Seite des Städtchens, wo der Blick in prächtigem grünen Thalgrunde den Neckar verfolgt und über Weinberge und Felder bis zu den Türmen von Ludwigsburg, der Pappelallee von Monrepos und den Bergen von Maulbronn in die Ferne ſchweift, ſteht nun umgeben von Buſchwerk und Kronen der Ahornbäume die eherne Statue des Dichters herniedergrüßend zu ſeinem Geburtsort. Gehen wir aber an der Alexanderskirche und dem Friedhof vorüber und zurück in das Städtchen, ſo kommen wir an der „Herberge zum goldenen Löwen" vorüber, wo Vater Kodweis ſein Hausweſen führte, als er noch ein begüterter Mann war, und an der Stelle, wo einſt das Niklas-

thor ſtand und das Thorhäuschen, das er bewohnte, ehe er ſtarb. Wenige Schritte weiter einwärts iſt das Geburtshaus des Dichters, einſtöckig, klein, mit rundlichem Thorbogen und überhängenden Geſimſen; das hohe Giebeldach iſt der Straße zugekehrt, die weiße Mauerfläche von grauem Gebälk durchzogen. Aeußeres und Einrichtung iſt, ſeit es beſtimmt ward, profanen Zwecken entzogen zu ſein und als Aufbewahrungsort zahlreicher Schillerreliquien zu dienen, nach Möglichkeit in den früheren Zuſtand verſetzt. Nur ein einziges Fenſter hat das Erdgeſchoß; es gehört zu der Stube, in welcher die Wiege des Dichters ſtand. Die Straße erweitert ſich hier ein wenig, und gegenüber erhebt ſich der Brunnen mit dem Standbild des „wilden Mannes", welcher der Sage nach in großem Walde einſt hier gehauſt hat und aus den Hirnſchalen erſchlagener Menſchen Wein trank. Wir wandern weiter durch enge, zum Teil hügelige Gaſſen, kommen am ärmlichen Geburtshaus des Aſtronomen und Mathematikers Tobias Mayer vorüber, an der Stadtkirche, zum obern Thorturm; wir ſehen die Winzer mit ihren Karren von der Arbeit heimkehren, die Kühe zum Brunnen treiben; dort hämmert Meiſter Schmied, dort zeigt ein kleiner Kaufladen ſeine beſcheidenen Schätze; Eindrücke und Bilder einer Miſchung ländlichen und kleingewerblichen Lebens, welche dem Bewohner vor hundert Jahren kaum anders ſich gezeigt haben werden, als heute.

Nur ſehr ſparſam ſind die echten Berichte, welche von Schillers erſter Kindheit, ſeinem Aufenthalt in Marbach ſich erhalten haben. Es iſt rührend, daß noch im Jahre 1812 ein Schmied zu Marbach ſich zu erinnern wußte und amtlich deponirte, er habe „den Buben der Hauptmännin Schillerin, den man Friz geheißen", manchmal gewiegt, oder wenn eine Zeugin im nämlichen Jahre die Angabe zu Gericht gibt, daß ſie „mit Frau Hauptmännin Schillerin und zwei Kindern, wovon eines ein Mädchen und das andere ein Söhnchen, das noch nicht habe laufen können, nach Vaihingen gegangen ſei, um dem Hauptmann Schiller, der dort mit dem Regiment, wozu er gehörte, im Quartier lag, eine Freude zu machen". Fällt auch der Wegzug der Mutter bereits in die früheſten Lebensjahre Schillers, ſo ſind doch die Eindrücke,

welche er in Marbach empfing, um so weniger der Beachtung unwert, da er als Knabe später wiederholt in seinen Geburtsort gekommen ist. Eine zweite Zeugin des Protokolls vom Jahre 1812 deponirte, daß sie sich noch erinnere, „den Friz Schiller, der ein rothes Haar und Roßmucken (Sommerflecken) gehabt, wenn er von Ludwigsburg, wo nachher sein Vater gewohnt, zu seinen Großeltern nach Marbach gekommen, gesehen zu haben; er möge damals in einem Alter von 10—12 Jahren gestanden sein." In wenig frühere Jahre scheint jener Vorgang zu fallen, von welchem Christophine Mitteilung machte[1]): „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den Jüngern mit, denen sich, auf ihrer Wanderung nach Emmaus, Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor." Man glaubt gerne, daß Schiller diese Wanderungen zum großelterlichen Hause zu den freundlichsten Erinnerungen seiner Jugend zählte und so herzlich ergreifend es ist, uns die fromme Mutter und die schuldlos betenden Kinderaugen zu denken, am Ostertage in freier Natur ihr Opfer bringend, so tief sind sicherlich solche Eindrücke auf den Knaben gewesen. Auch ein Bericht in der biographischen „Skizze" Christophinens erweckt uns die Vorstellung des von weichreligiösen Empfindungen bewegten Knaben; er mag sich auf dessen fünftes Lebensjahr beziehen. „Es war ein er-

[1]) In den „Erinnerungsblättern", welche Christophine nach dem Tode Schillers in mehreren, wie es scheint, nicht völlig gleichlautenden Abschriften an die Freunde gab. Das für Schillers Wittwe geschriebene, von Körner benutzte Original ist nicht mehr vorhanden; die von Christophine an Edda v. Kalb gegebene, nunmehr von Boxberger veröffentliche Skizze „Schillers Jugendjahre" wird als eine der Abschriften zu gelten haben. Boas, dem ein Exemplar der „Erinnerungsblätter" vorlag, zitirt die angeführte Stelle wörtlich; Karoline von Wolzogen bringt die Erzählung gekürzt; die „Skizze" enthält sie nicht. Vgl. Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte, IV, 482 u. ffg.

freuender Anblick" — ſo ſchreibt ſie — „den Ausdruck der Andacht auf ſeinem jugendlichen Geſichte zu ſehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich gelbe Haar, das ſeine feine Stirne ummalte, und die kleinen mit Inbrunſt gefalteten Hände gaben ihm ein himmliſches Anſehen, man mußte ihn lieben". Er war „ſchon auf alles aufmerkſam, was der Vater ſeiner Gewohnheit gemäß im Familien-Zirkel vorlas: er fragte immer noch beſonders über den Inhalt deſſelben, biß er ihn recht gefaßt hatte. Am liebſten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Biebel las oder im Familienkreiſe ſeine Morgen- und Abend-Andachten verrichtete, wo er ſich immer von ſeinen liebſten Spielen losmachte und herbei eylte." — „Seine Folgſamkeit ſo wie ſein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zog unwiderſtehlich an und doch ließ er nie ſeine Geſchwiſter noch kleine Freunde eine Ueberlegenheit fühlen, er war immer beſcheiden und entſchuldigte andern ihre Fehler. Daher wählten ihn Alle gern bey ihren Spielen[1])." Die körperliche Entwicklung des Kleinen war eine langſame, von Kinderkrankheiten und Krampfanfällen öfters geſtört.

Es iſt ein Glück für ein Kind, wenn es nicht im Häuſermeer einer weitgedehnten, lärmenden Stadt geboren wird. Die große, keuſche Natur iſt die herrlichſte Bildnerin der aufwachſenden Seele und erfüllt dieſe mit tauſend Bildern einfacher und reiner Zuſtände. Der Gang der Sonne, der Wechſel der Jahreszeiten, das Leben der Mitgeſchöpfe in Wald und Flur übt unmittelbarer und ſtärker ſeine Eindrücke als ſie das Kind der Großſtadt jemals empfängt. Solche Erregungen der Seele ſind dem früheſten Alter die naturgemäßeſten, wohlthätigſten, und die größere Stille der Umgebung begünſtigt heranreifende Innerlichkeit. Dem kleinen Schiller ſind ſie in reichem Maße zu Teil geworden; am wirkſamſten, bei ſchon empfänglicheren Jahren, in der Gegend von Lorch. Ernſter iſt dort die Natur als um Marbach, aber auch großartiger. Im engen Remsthal liegt das Städtchen,

[1]) Dieſe beiden Zitate ebenfalls aus Chriſtophinens „Skizze".

in grünem Wiesengrund, und während zur einen Seite die Hügel ansteigen mit Obstbäumen dicht bepflanzt, umschließt den Ort unmittelbar nahe zur anderen Seite dunkler Fichtenwald. Aber auch die Obsthügel verlieren sich rasch in weitgedehnte Holzbestände, in Waldeinsamkeit mit rauschenden Bächen, mit schattigen Hängen, überwuchert von Moos und Farngestrüpp, und hochragendem Nadelholz des herrlichsten Wuchses. Manche Bezeichnung erinnert an Leben der Heidenzeit, an Römeranwesenheit; Reste eines Römerturmes liegen versteckt im Walde, und aus dem Götzenhain kommt der Götzenbach herab, um durch den Ort Lorch und vorüber am einstöckigen Häuschen zu fließen, das einst die Schillersche Familie bewohnt hat. Es liegt dem Gasthof zur Sonne gegenüber, und ein großer Wiesengarten schließt sich im Rücken ihm an. Ostwärts erhebt sich aus dem Thale, einige hundert Schritte vom Städtchen entfernt, mit Eichen bestanden, ein Hügel; altersgraue Mauern werden durch die Baumkronen sichtbar, hohe Gebäude, eine Kirche, ein runder Eckturm. Das ist das Kloster von Lorch, ein geräumiger Bau mit großem, von uralter Linde überschattetem Thorhof; die Grabstätte Herzog Friedrichs des Hohenstaufen, des Stifters der Abtei, Herzog Konrads und der Königin Irene, der zarten Gemahlin Philipps von Schwaben.

Die Erinnerungen an das herrlichste Kaiserhaus, an die hohe Glanzzeit des deutschen Mittelalters werden ringsum lebendig. Jener auf der Südseite von Lorch die Häuser umschließende, hoch ansteigende Fichtenwald führt in einer Stunde aufwärts zu einem Plateau, auf welchem der alte Ort Wäschenbeuren liegt, und seitlich davon an düsteren Waldgründen steht das Wäschenbeurer Schloß, „das Wäscherschlößle", ein massiver, steingrauer, hausartiger Bau; die Stammburg der Hohenstaufen. Große Bäume umschatten das Gemäuer, zwei hohe Kastanienbäume rauschen vom Winde bewegt vor dem Thore; zerfallene Gelasse, ein Hof, Mauern mit etwas Ornamentik sind im Innern zu erkennen; die äußeren Wallteile hat Gras überwachsen; rings ist Ernst, Stille, etwas Dunkles und Melancholisches ausgebreitet, als webte und atmete die Luft in alter Sage, in schwerer Erinnerung. Und der Blick

ſchweift hinüber zum ſargähnlichen Bergzug des Hohenrechbergs, zum ſchönen, ſanft gezogenen Kegel des Hohenſtaufen. Noch eine Stunde hat der Wanderer zu ſeinem Gipfel. Kaum ein Stein iſt liegen geblieben von der Hohenſtaufenburg, nur ein Kirchlein iſt übrig aus der Zeit, da Friedrich der Rotbart hier Hof hielt; aber ſteigt man aus der Steingaſſe des hart unter dem Gipfel gelegenen Bergdorfes hinan zur freien Höhe, ſo grüßt heute wie einſt das ſonnige ſchwäbiſche Land, das weitgedehnt unten liegt und wechſelvoll im Schmuck grüner Wieſen, in Waldreichtum, mit hellblinkenden Türmen der Städte und Dörfer, bis die ſanften, plaſtiſch-ſchönen Kontouren der rauhen Alp ein Landſchaftsbild ſchließen, mit dem in deutſchen Gauen nicht viele zu vergleichen ſind.

Wir wiſſen, daß Friedrich Schiller in ſeiner Knabenzeit dieſe Wälder durchſtreifte; vielmals war er auf dem Kloſterberg, und der Kalvarienberg bei der nahen, durch alte Kirchen bedeutender Bauart ausgezeichneten Stadt Schwäbiſch-Gmünd war ein Spaziergang, zu dem er oft mitgenommen wurde. Daß der Vater dann die geſchichtlichen Monumente der Gegend erklärte, wird ausdrücklich bezeugt [1]). Chriſtophine teilte ſeine kleinen Spaziergänge; die beiden Geſchwiſter waren von Jugend auf in innerſter Seele einander zugethan. Auch ein Geſpiele ſchloß ſich an; Karl Philipp Conz, zu Lorch geboren, um drei Jahre jünger als Schiller. Conz machte ſich ſpäter als Dichter, Theolog und Gelehrter in Würtemberg einen Namen; eine von ihm verfaßte Ode, an Schiller ge-

[1]) Durch Karoline v. Wolzogen in „Schillers Leben“. Vgl. den biographiſchen Aufſatz der Wittwe des Dichters „Schillers Leben bis 1787“ bei Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde, I, 79. Einer Erinnerung an den Aufenthalt in Schwäbiſch-Gmünd begegnete noch Johannes Scherr; er bemerkt in „Schiller und ſeine Zeit“: „Ich habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Greis gekannt, welcher, ſobald in ſeiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondriſchen Verdüſterung ſeines Alters aufglühte und dann ſchimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gaſthaus zum Ritter St. Jörg am Marktplatz mit dem Fritzle Schiller Marbel geſpielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein ‚merkwürdig ſerieuſer‘ Mann, drinnen im Hauſe ſeine Geſchäfte abmachte.“

richtet, darf ihrem größeren Teil nach hier eine Stelle finden, da ſie die landſchaftliche Stimmung gibt:

„Sieh hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieſelnden Quell,
Der patriarchaliſch ſein ſchwarzblaues Waſſer
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Beken, gewölbt von der Künſtlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der wiedertönt von dem Geſang der Vögel,
An ſchattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchſchlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majeſtätiſch emporhebend den Rieſenrüken,
Dein Stolz, Suevia!
Der mächtige Staufenberg!
Hier unter all dieſen Fluren,
Von neuem Leben durchtönt,

Irr ich jetzt, da, entriſſen der Feſſel,
Freier wieder athmet mein Geiſt,
Einher, und ſchlürf' in geizigen Zügen
Ein den Nektar, den
Aus ihrem wieder neugefüllten Becher
Lächelnd mir reicht die Natur!

Ach! wie ſie mir vorübergaukeln vor'm Fantaſieblik
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Iſt ein Blatt,
Worauf lebendig gezeichnet mich anſpricht
Mein Knabengefühl!

Wie michs mächtig ergreift und wieder wekt
Zu Tönen des Gleichlauts
Meiner ſchlummernden Fantaſie!
Vom melancholiſchen Glokenton an,
Der aus dem gothiſchen Kirchthurm meines einſiedleriſchen Kloſters
Dort mir hertönt,

Bis zum Flügelgetön
Des Raben, der hier über mir hinfleucht.

Und o wie du ſchon da
Manche kindiſche Freuden
Mit mir theilteſt!
Da noch ſchlummernd in uns
Ruhte der Funken, der jetzt
Aufzulodern begann und bald
Ausſchlagen wird zur Flamme!" [1])

Schillers Dichtung iſt allerdings nur ſelten der Spiegel eines der Natur hingegebenen, mit ihrer geheimen Sprache, ihrer Stimmung vertrauten Empfindens. Sein poetiſches Genie war anderer Art als jenes, aus dem Gedichte wie Goethes Lied „An den Mond", wie Mörikes „Beſuch in Urach" uns geſchenkt wurden. Die dramatiſche Gattung würde einen Hauch dieſes Geiſtes an ſich nicht ausſchließen; wie Shakeſpeare mit dem leiſen Leben der Natur empfindet, ſagt er uns in tauſend Bildern und eine einzige Schilderung wie jene im Hamlet: „Es neigt ein Weidenbaum ſich übern Bach" überzeugt uns davon. Dem deutſchen Dramatiker fehlte ein ſolcher, im Grunde aus pantheiſtiſch-tiefer, traumartiger, halbunbewußter Hingabe an die Natur quellender Zug; er iſt dafür zu bewußt, zu gedankenhell, zu gedrängt von Ideen, zu leidenſchaftlich geſpannt auf den Gedankengehalt und auf das aus Denken und Schickſalskolliſionen fließende Handeln ſeiner Perſonen. Er hat auch nur ſelten ein Auge für das Kleine und Einzelne in der Natur. Daß im „Wilhelm Tell" die Lokalitäten meiſterhaft gegeben ſind, ſteht damit nicht in Widerſpruch; es bezeugt die Kunſt des Dichters, der die Bedingungen ſeines Stoffes erſchöpfte; aber es iſt mehr glückliche Aneignung als Heraustreten urſprünglicher Neigung. Wir werden auf dieſen Punkt zurückkommen. Auch die Romantik der Sage, der Zauber jener Grenzregion, in welcher Dichtung, heimatliche Volksüberlieferung und Freude an den Spuren der Geſchichte unſeres Volkes in einander fließen, alſo jene Welt, in welcher

[1]) „An S." Datirt vom März 1781. Zuerſt gedruckt in Stäudlins Schwäb. Muſenalmanach auf das Jahr 1782.

Uhland lebte und sang, ist nicht Schillers Domäne; das kam überhaupt erst später in ausgesprochenerem Grade in die deutsche Litteratur. Aber daß das Empfinden und die Phantasie des Knaben von den Eindrücken der Natur und Geschichte, wie die Umgebung von Lorch auf allen Wegen sie reichte, erregt wurde, daß sein Seelenleben davon Nahrung empfing, sich daran sättigte und stärkte, schließt sich deßhalb nicht aus. Einen „Konradin" zu dichten, ist ihm mehrmals in den Sinn gekommen; und Lorch war, wie Karoline von Wolzogen erzählt, das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte, als er die Militärakademie verlassen hatte. Menschlich hat ihn eine tiefe und treue Anhänglichkeit an den Boden seiner Heimat bewegt. Mit dem Sturme der Sehnsucht ergreift seine Seele die Erinnerung an schwäbisches Land, als er die Elbe bei Meißen erblickte, auf jener Reise im Jahre 1785, worüber sein Brief an Huber berichtet: „Als auf einmal, und mir zum erstenmal, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. O, mein liebster Freund, wie interessant war mir alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach theuer. Meißen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren." Es wird nicht gerade Lorch sein, wie die Biographen wollen, an das er erinnert wurde; eher möchte man des größeren Flusses wegen, welcher die Vergleichung erweckt, an Bilder vom Neckar denken, an die reichen Ufer um Kannstatt, zumal da der nämliche Brief, mit Entzücken noch einmal auf die „himmlischste Gegend" von Dresden zurückkommend, hinzufügt: „Alles hier herum wimmelt von Weinbergen, Landhäusgen und Gütern." Lorch aber hat eine Waldlandschaft ohne Weinbau.

Was von selbständigen Regungen der Knabenseele aus jener Zeit berichtet wird, ist vorzüglich religiöser und moralischer Natur. In Lorch lebte und wirkte damals der Pfarrer Philipp Ulrich Moser aus Sindelfingen, ein strenger und würdiger Mann. Sein Sohn Ferdinand Moser wurde Schillers erster Jugendfreund. Letzterer wollte gleich dem Vater Prediger werden und wußte auch

ſeinem Freunde Schiller eine Neigung für den geiſtlichen Stand einzuflößen. Die Sinnesweiſe der Eltern erfreute ſich daran, und Chriſtophine erinnerte ſich ſpäter, wie der kleine Mann in geiſtlicher Weiſe zu hantiren und zu reden unternahm: „Er fing auch ſelbſt oft an zu predigen, ſtieg auf einen Stuhl und ließ ſich von ſeiner Schweſter ihre ſchwarze Schürze ſtatt dem Kirchenrock umhängen. — Dann mußte ſich alles um ihn herum ſtill und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem wurde er ſo eifrig, daß er fortlief und ſich lange nicht wiederſehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. So jugendlich dieſe Vorträge auch waren, ſo hatten ſie doch immer einen richtigen Sinn, er reihte einige Sprüche ſehr ſchiklich zuſammen und trug ſie nach ſeiner Weiſe mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abtheilung, die er ſich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte [1])."

Zur Kameradſchaft gehörte auch „Nanele" Moſer, des Pfarrers kleines Mädchen. Die Ortsſchule wurde beſucht, und Fritz Schiller lernte Leſen und Rechnen. Auch das Latein begann Pfarrer Moſer mit dem ſechsjährigen Knaben, indem er ihn zu gemeinſchaftlichem Unterricht mit ſeinen eigenen Söhnen heranzog; und ſelbſt im Griechiſchen wollte er mit ihm einen Verſuch machen. Das Andenken des Mannes, der ſeiner Gemeinde ſcharf nachſah und den jungen Leuten manche Strafbuße auferlegte, lebte bei den Bewohnern von Lorch nicht ſo freundlich fort als im Dichter, welcher nachher, als er die Räuber ſchrieb, dem unbeugſamen Prediger der Ewigkeit keinen würdigeren Namen zu geben wußte als den ſeines erſten Lehrers. Moſer wurde im Jahre 1767 nach Dettingen verſetzt.

Zuweilen verlockte der liebe Sonnenſchein die Kleinen zum Verſäumen der Schule, zu Wanderungen in die Berge. „Manchen hellen Wintertag," erzählt Charlotte Schiller in ihren Aufzeichnungen, „brachten die Geſchwiſter am Fuße der Berge mit kindiſcher Luſtigkeit hin, ſtatt in der engen Schulſtube zu ſitzen. Die Mutter lauerte ſtill an dem Pförtchen des Thors,

[1]) Aus Chriſtophinens „Skizze".

welchen Weg die Kinder einſchlagen würden, und liſtig ſprangen ſie um die Ecke der Straße, von wo aus ſie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten ſich ihrer Freiheit und der Liſt, die ſie leichtſinnig, gutmüthig ausübten." Aber die Strenge des Vaters, ſeine Scheltworte und Züchtigungen wurden gefürchtet. Einſt bot die Nachbarin, durch deren Haus der kleine Fritz den Weg zur Schule machen mußte, ihm ſein Lieblingsgericht an, einen Maisbrei. Natürlich folgte er der Einladung in die Küche „und war kaum über den Brey gerathen, als ſein Vater, der oft zum Nachbar ging ihm etwas aus der Zeitung mitzutheilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte — allein der Arme erſchrak ſo heftig und rief: Lieber Vater, ich wils gewiß nie wieder thun, nie wieder! Jetzt erſt bemerkte ihn der Vater und ſagte nur: nun geh nur nach Hauſe. — Mit einem entſetzlichen Jammergeſchrey verließ er ſeinen Brey — eilte nach Hauſe, bat die Mutter entſtändig, ſie möchte ihn doch beſtrafen, ehe der Vater nach Hauß käme, und brachte ihr ſelbſt den Stok. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten ſolte, denn er konnte vor Jammer kein Wort heraus bringen — beſtrafte ihn jedoch mütterlich [1])."

In dieſer Angſt bei begangenem kleinen Fehler malt ſich die Gewiſſenhaftigkeit des Knaben, die Gutartigkeit ſeines Gemütes, die lebhaft in ihm ruhende Vorſtellung von Pflicht und Gebot. Und wie ſeine Wahrheitsliebe in der Bereitwilligkeit, Abirrungen vom elterlichen Gebote freiwillig einzugeſtehen, ſich ausſpricht, ſo bezeugt ein anderer Zug, der berichtet wird, ſeine Herzensgüte und Herzensmilde. Es iſt ſeine Neigung, mit Andern zu teilen, was er beſitzt, ſeine Luſt am Verſchenken. „So bemerkte einsmal ſein Vater, daß er ſeine Schuhe mit Bändern ſtatt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte; als er ihn darüber zur Rede ſetzte, ſagte er, daß er ſie einem armen Jungen gegeben hätte — Er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber der Vater nicht unzufrieden war, wenn er aber von ſeinen Büchern welche verſchenkte, die der Vater wieder anſchaffen

[1]) Aus Chriſtophinens „Skizze".

mußte, dann gabs Verweise, und nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung [1])."

So durchlebte Schiller den Traum der Kindheit. Das unsägliche Gut, ihn rein und friedlich zu träumen, ward ihm zu Teil; er wuchs unter Verhältnissen auf, welche vortrefflich geeignet waren, den Grund zu einer gesunden geistigen Entwicklung zu legen. Ueber frühes Aufblitzen von Begabung und Willenskraft sind manche Anekdoten in Umlauf; z. B. daß er einst unter dem Krachen des Donners auf den Wipfel einer Linde gestiegen sei, um sich „im Arsenal der Schöpfung" umzusehen. Boas hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß dergleichen Erzählungen Oemlersche Lügen sind; aber sie sind durch G. Schwab, der sich täuschen ließ, weit verbreitet und von der Litteratur aus sogar in das Volksbewußtsein verpflanzt worden. Dagegen kann ich von den Kinderjahren des Dichters nicht scheiden, ohne wiederholt des Briefes zu gedenken, den Johann Kaspar Schiller im März 1790 an seinen Sohn schrieb; er ist von persönlichem und psychologisch-allgemeinerem Interesse. Schiller scheint damals die Absicht gehabt zu haben', eine Selbstbiographie zu verfassen; sein Vater bemerkt ihm: „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckar-Fluß gesehen, und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächgen ein „Neckarle" geheißen. Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mausfallen gesehen hat, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne, in Lorch, da man Ihm statt Mantels einen schwarzen Schurz, und statt Ueberschlages ein Predigt-Lümpchen anthun müssen."

Eine neue Welt eröffnet sich dem Knaben, als die Familie zu Ende Dezember 1766 nach Ludwigsburg zurückzog; er wird ein größeres öffentliches Leben gewahr, und eine größere Schule stellt die ersten ernsteren Anforderungen an seine Kräfte.

---

[1]) Ebendaher.

Damals war Ludwigsburg die Reſidenz des Landesfürſten. Herzog Karl war der Hauptſtadt Stuttgart gram geworden; denn ſie ſah die Verſchwendung, in welche er das kleine Land ſtürzte, mit Unwillen und die Klagen der Stände verleideten ihm den Aufenthalt. So verlegte er ſeinen Wohnſitz nach Ludwigsburg. Aus zwei Höfen und einem Jagdſchloß war die Stadt zu Anfang des 18. Jahrhunderts erwachſen, eine Schöpfung und ein Schoßkind der Fürſten. Karl Eugen baute ſie größer und ſchmückte ſie mit jenem Luxus und jener Pracht, für welche die deutſchen Fürſten des vorigen Jahrhunderts ihre Muſter in Frankreich ſuchten. Wer ſie heute beſucht, erſtaunt über ihre Ausdehnung, über den großen Bau des prächtigen Renaiſſanceſchloſſes und ſeine Gärten; lange, geradlinige Straßen von anſehnlicher Breite durchſchneiden ſie, führen zu anſpruchsvollen Plätzen, zu weiten Kaſernenhöfen; aber der Schritt verhallt in den menſchenleeren Straßen, und auch die militäriſche Bevölkerung, welche die Gegenwart nach Ludwigsburg verlegte, füllt den weiten Körper der Stadt nicht aus. Ueber ihr liegt die Stille einer vergangenen Zeit. Favoritenpark und Gartenanlagen ziehen ſich hin bis zum Luſtſchloß Monrepos; gegen Süden führt eine drei Stunden lange, mathematiſch gerade Straße bis zu der Anhöhe, auf welcher die Solitude liegt; rings iſt flaches Kornland, das, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, der Neckar durchfließt; von Weſten blickt der Hohenaſperg herüber, ein Denkmal der Gewalt, die würtembergiſche Zwingburg.

Aber damals, als Herzog Karl in Ludwigsburg reſidirte, ſtolzirten in Gaſſen und Alleen „Hofleute in ſeidenen Fräcken, in Haarbeuteln und Degen und Militairs in glänzenden Uniformen, in Grenadierkappen [1])“, und die Stadt hallte wieder von Luſtbarkeit. Da fehlte nichts, was Mode und Frivolität wollte: Jagdfeſte, Maskenſpiele, Ballet, Gaukler, Mätreſſen; da tanzte Veſtris vor den Herrſchaften, und mehr noch als das franzöſiſche Schauſpiel entzückten die Sinne Sänger und Tänzer der italie-

[1]) Nach Juſtinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“, Braunſchweig 1849.

nischen Oper und bizarre, den raffinirtesten Pomp vor Augen führende Dekorationen.

So gut es ging, hielt sich die neu angekommene Familie abseits von diesem Getriebe. Friedrich Schiller wurde der lateinischen Schule übergeben, um für die Ausbildung zum Geistlichen eine feste Grundlage zu gewinnen. Die unterste Klasse befaßte sich nahezu ausschließlich mit Latein und Religion; nur der Freitag war der deutschen Sprache gewidmet; am Sonntag hatten die Schüler der kirchlichen Predigt beizuwohnen und Nachmittags der Katechisation. Präzeptor Honolt [1]) war der Lehrer der Klasse; ein ernster, doch der Jugend freundlich gesinnter Mann. Er war mit Schillers Fortschritten zufrieden; der Knabe lernte so eifrig, daß er oft „nüchtern in die Schule ging, wenn das Frühstück nicht fertig war, und die Stunde schlug" [2]). Mit dem Herbst 1768 rückte er in die zweite Klasse vor. Auch hier war das Lateinische fast der einzige Unterrichtsgegenstand; und zwar wurden Uebungen im Uebersetzen betrieben, während in der ersten Klasse Deklination und Konjugation gelehrt und Vokabeln memorirt wurden. Der Lehrer der zweiten Klasse, dessen Name nicht sicher ist, war ein Geistlicher und ein Frömmling; auf den Besuch der Predigt und der Katechisation legte er das größte Gewicht; am Freitag, der wieder dem deutschen Unterricht galt, ließ er christliche Bücher lesen. Mit Prügelstrafen wurde der fromme Eifer der Jugend geschärft. Da es Sitte war, daß die Schüler der Lateinschulen des ganzen Landes alljährlich in Stuttgart vor dem Rektor des Gymnasiums eine Prüfung zu bestehen hatten, von deren Erfolg ihre Zulassung zu den theologischen Studien abhing, so hatte der neunjährige Schiller zu Ostern 1769 dieser Prüfung, dem sogenannten „Landexamen", zum erstenmal sich zu unterziehen.

---

[1]) So nennt ihn Christophine. Vgl. den Abdruck ihrer Skizze im Archiv f. Littg. 1, S. 457. Vielleicht ist aber der Name doch „Herold" zu lesen; wenigstens führt Kerner im „Bilderbuch" einen Präzeptor Herold zu Ludwigsburg an, der unter Zilling amtirte.

[2]) Christophine in ihrer „Skizze". Vgl. v. Hovens Selbstbiographie, herausgegeben von Dr. Merkel, Nürnberg 1840.

Die Zenſur fiel gut aus; ſie bezeichnete ihn als einen hoffnungerweckenden Knaben, deſſen Bewerbung nichts im Wege ſtehe.

In Ludwigsburg gewann Schiller einen Jugendfreund an Wilhelm von Hoven. Er war der Sohn eines Offiziers, von gleichem Alter, Schulkamerad und damals ebenfalls ein Anfänger der theologiſchen Karriere. Das Verhältniß zu ihm reiften die kommenden Jahre zu einem herzlichen Bunde, und ganz erſtorben iſt es auch in Schillers ſpäterem Leben nicht. Hoven machte ſpäter der Schwägerin des Dichters die Schilderung: „Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einſchränkung, in welcher er von ſeinem Vater gehalten wurde, ſehr lebhaft, ja beinahe muthwillig. In den Spielen mit ſeinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meiſtens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und ſtärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbſt an Erwachſene, von denen er ſich beleidigt glaubte, wagte er ſich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Urſache es ſeyn mochte, Jemand zuwider war, ſo ſuchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indeſſen zeigte er bei dieſen Neckereien nie bösartige Geſinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgeſellen waren nur wenige ſeine vertrauten Freunde; aber an dieſen hing er feſt und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht ſeiner Anhänglichkeit an ſie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der beſten Schüler ſeiner Klaſſe. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor ſeinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieſer, bei ausgezeichneten Talenten in ſeiner Jugend verſäumt, ſetzte Alles daran, daß ſein Sohn etwas Tüchtiges lernen ſollte. Deßhalb that dieſer ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applizirte ſich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünſchte, ſondern ſprang und ſpielte viel im Garten; ſo erfuhr er oft eine ſtrenge Behandlung.“

Jene Neigung zum Mutwillen, deren v. Hoven gedenkt, mußte nicht ſelten der Setzer der Cottaſchen Druckerei über ſich ergehen laſſen. Die beiden Knaben, deren Familien das Cottaſche Haus bezogen hatten, ſpielten dem Armen, der ſeine Lettern

mühsam in Ordnung gebracht hatte, manchen Streich. Mit einem anderen Schulkameraden, Namens Elwert, machte Friedrich Schiller den Spaziergang nach Neckarweihingen, welchen er mehr als zwanzig Jahre später dem Begleiter, der inzwischen Physikus in Kannstatt geworden war, „mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit" in das Gedächtniß rief. Die beiden Knaben hatten in der Kirche den Katechismus zu sprechen, und es war ihnen von Seite des frommen Lehrers eine Züchtigung mit der Peitsche angedroht worden, falls sie nur ein einziges Wort verfehlen würden. In großer Herzensangst, doch mit glücklichem Ausgang wurde die Leistung vollbracht, und Schiller wie Elwert erhielten zu Hause eine Belohnung, zwei Kreuzer ein Jeder. Da war große Freude, doch schwere Wahl, was mit solchem Reichtum anzufangen sei. Endlich entschließt man sich zu einem Spaziergang auf das Hartenecker Schlößchen, um an einer Schüssel kalter Milch verdiente Labung zu finden. Aber in Harteneck ist keine Milch zu bekommen und für den Ankauf von Käse und Brod reicht die Baarschaft nicht aus. Die Knaben wandern weiter nach Neckarweihingen; hier findet sich, nach langem Fragen, Milch in reinlicher Schüssel mit silbernen Löffeln dazu, je ein Kreuzer bleibt für Johannisbeeren noch übrig. Das ist viel von Genüssen, da läßt sich dithyrambische Begeisterung nicht unterdrücken; auf einem Hügel macht sie sich Luft, und Schiller, gegen Neckarweihingen gewendet, gibt in poetischem Redeschwung dem nährenden Orte seinen Segen, dem kargen zur anderen Seite seinen Fluch [1]).

Zu Neujahr 1769 überreichte Schiller seinen Eltern ein deutsches Gratulationsgedicht. Es sind Reime, wie sie jeder sprachlich befähigte Knabe zu Stande bringt; die Phraseologie der lateinischen Uebersetzung in Prosa, welche die vier Strophen des Gedichtes begleitete, weist auf Mithilfe des Lehrers; und

[1]) Dieser Vorfall zuerst erzählt von Petersen im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände", 1807, Nr. 164. Aus Petersens handschriftlichen Beilagen, welche mir das Freih. v. Cottasche Archiv zur Benützung überließ, geht hervor, daß seine Quelle, auch für andere auf diese Zeit bezügliche Dinge, Elwert selbst war.

so ist wohl auch das deutsche Gedicht im Auftrag der Schule entstanden. Einen starken Anstoß aber erhielt Schillers Phantasie, als er zu Ludwigsburg, das erste Mal im Alter von neun Jahren, ein Theater sah. Den Offizieren und ihren Familien war freier Zutritt im herzoglichen Opernhause gestattet, und der kleine Schiller wurde zur Belohnung seines Fleißes zuweilen in die Vorstellungen mitgenommen. Zwar konnte er den Inhalt der Reden und Gesänge nicht verstehen, denn man gab zumeist italienische Opern und Ballette; aber der Glanz der Lichter und der Kostüme, die Pracht und Abenteuerlichkeit der Dekorationen versetzten ihn in eine Feenwelt. Seine Phantasie suchte nachzugestalten, was Auge und Sinn aufgenommen hatten. Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn, und mit Papierfiguren, welche zu malen und auszuschneiden Schwester Christophine übernahm, führte der Knabe dramatische Szenen auf; leere Stühle, im Halbkreis aufgestellt, vertraten die Zuschauer. Und da ihm dies bald nicht mehr genügte, so begann er mit Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen: „im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn jedem seine Rolle: Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler. Er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles“ [1]).

Aber der Ernst des Lebens, der Schule umfing bald wieder stärker seine Seele. Zu Ostern 1770 machte er zum zweitenmale das Landexamen mit; die vom Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, Mag. Knaus, ausgestellte Zensur gab ihm das Zeugniß, daß er auf dem Pfade der Wissenschaft nicht ohne Glück vorwärtsschreite. Im Herbste desselben Jahres kam er in die dritte Klasse der lateinischen Schule. Hier fügte der Unterricht das Griechische hinzu und für solche, welche dem Studium der Theologie sich zu widmen gedachten, die Anfangsgründe des Hebräischen. Im Lateinischen wurden nach einer „collectio autorum Latinorum“ Stücke aus Ovids Tristien, der Aeneide

[1]) Christophine in „Schillers Jugendjahre“. Vgl. Karoline v. Wolzogen und den Artikel von Reinwald im „Neuen Literarischen Anzeiger“, München und Tübingen, Jahrgang 1807, Nr. 26.

des Virgil sowie Oden von Horaz gelesen. Der Lehrer der Klasse, der den Titel Oberpräzeptor führte, war Johann Friedrich Jahn; er wird als tüchtiger Schulmann, doch als rauhe, mürrische Natur geschildert. Das dritte Landexamen, zu Ostern 1771 bestanden, wiederholte den Wortlaut der vorjährigen Zensur.

Schillers erwachende Neigung für Poesie gab sich in Ludwigsburg durch den Eifer kund, mit welchem er lateinische Distichen verfertigte. Darin übertraf er alle seine Kameraden. Einen lateinischen Glückwunsch in Prosa überreichte er am Neujahrstage 1771 seinem Vater, und als Jahn versetzt wurde, erhielt Schiller die Aufgabe, das lateinische Begrüßungsgedicht an dessen Nachfolger, den Oberpräzeptor Winter, zu verfassen. Aus dem Jahre 1771 stammt ferner das Karmen, mit welchem Schiller dem Spezialsuperintendenten (Dekan) Zilling den Dank der Anstalt für Gewährung der Herbstferien aussprach.

Bedeutsamer aber als in diesen rhetorisch-stilistischen Uebungen gab der aus dem Kreise des Gewöhnlichen sich lösende Sinn des Knaben sich kund in den Stunden melancholischer Stimmung, die ihn damals, in seinem 11. Lebensjahre, überkamen. Er zog sich zurück von den lärmenden Vergnügungen seiner Altersgenossen und durchschweifte „in Klagen über das Schicksal, in Gesprächen über die tiefumnachtete Zukunft“ [1]), in Plänen für die kommende Zeit mit einem vertrauten Freunde die Fluren. In solchen Regungen eines unbefriedigten Zustandes verrät sich die Ahnung einer im Stillen über die Zustände der Umgebung hinauswachsenden Kraft und die Sehnsucht, in Einsamkeit ihrer bewußt zu werden. Die Idylle von Lorch lag schon weit in der Ferne; Widersprüche von außen und innen hatten die junge Seele zu beunruhigen begonnen. Die strenge Zucht des väterlichen Hauses, die mehr durch Angst und Strafe als in freundlicher Hinführung zu den Gütern des Geistes wirkende Schuldisziplin mußte zu den Bildern der Hofhaltung, des zügellosen Luxus, dessen Entfaltung dem Knaben nicht entgehen konnte, einen seltsamen Kontrast bilden. Heute sah sein Auge den Prunk

[1]) Petersen im „Morgenblatt“, 1807, Nr. 164.

der Erdengötter, den Pomp einer Bühne, die ſich bis zum Aufmarſch künſtlicher Elephanten und Löwen verſtieg, und venetianiſche Meſſen, bei denen der Marktplatz der Stadt zeltartig überdeckt war und die tollſten Spiele und Aufzüge durch maskirte Käufer und Verkäufer ſich drängten; morgen umſchloß ihn die enge Schulſtube, umſpannte ſein Denken das lateiniſche Penſum, erſchreckte ſein argloſes Herz die polternde Bußpredigt des Geiſtlichen; das alles unvermittelt neben einander und aus zwieſpältigem Geiſt, als beſtünde in Welt und Leben zweierlei Ordnung. Des Knaben beſte Erholung, ſeine ungetrübteſten Freuden blieben die Wanderungen zu den Großeltern in Marbach.

Der „verehrungswürdige" Spezial, welchen Schillers Karmen interpellirte, beherrſchte Schule und Kirche in Ludwigsburg und erfüllte ſie mit dem Geiſte orthodoxer Intoleranz. Zilling war ein Ludwigsburger Bäckersſohn und von der Würde ſeines Amtes ſo aufgeſchwellt, daß ſein eigener Bruder, der Meßner, ihm den Kirchenrock nicht anders als unter Verbeugungen anziehen durfte. In dieſem Kopfe hatte nichts Platz als der Katechismus und eine rohe Vorſtellung von menſchlicher Sündhaftigkeit. Grob nach unten, ärgerte er die Kirchenbeſucher, indem er ihre Privatverhältniſſe auf der Kanzel zur Sprache brachte; plumpſchmeichleriſch nach oben, verneigte er ſich einmal mitten in der Predigt vor dem anweſenden Prinzen Friedrich von Würtemberg mit den Worten: „Ja! Ludwigsburg verehrt wirklich was Großes in ſeinen Mauern!"[1]) Aus ſeinen Händeln mit Chriſtian Schubart, dem Dichter, wird der lauernde Verfolgungsgeiſt des Mannes kenntlich. Schubarts Aufenthalt in Ludwigsburg fällt in die Zeit, während welcher Schillers Eltern dortſelbſt lebten; am 1. September 1769 war er zum Organiſten und Muſikdirektor in Ludwigsburg ernannt worden; durch herzoglichen Erlaß vom 21. Mai 1773 wurde er des Landes verwieſen. Temperament und Lebensweiſe des Dichters waren von Johann Kaſpar Schillers Art ſo verſchieden, daß eine Annäherung beider Männer ſicherlich unterblieb; aber oftmals wird der junge Schiller das Orgel-

[1]) Ueberliefert von Juſt. Kerner im „Bilderbuch".

spiel Schubarts mitangehört haben. Ueberliefertermaßen zog dasselbe manche Zuhörer mehr in die Kirche als des Spezials Strafpredigten; zumal da die Nachspiele von den geistlichen Melodien in sehr weltliche überzugehen pflegten [1]). Das verdroß den Spezial, der gegen Schubarts Berufung zuvor sich gesträubt hatte; ihn verdroß auch die lose Zunge des Dichters, der über die geistliche „Gravität", über den „Papst Zilling" sich lustig machte. Und Schubarts Lebenswandel gab seinen Feinden nur zu viele Blößen. Denn dem heißblütigen Mann, der all seine Tage zwischen seraphischen Entzückungen und derbsinnlichen Anwandlungen hin und her schwankte, stieg die schwüle Hofluft zu Kopf, und weder Maß noch Vorsicht war jemals seine Sache. Sein Zechen setzte ihn in Mißkredit; und als er, der bürgerliche, nach gnädigster Herren Beispiel sich eine Mätresse nahm, brachte ihn Zilling auf einige Zeit in den Turm. Ein Spottgedicht auf einen Hofmann und eine Parodie auf die Litanei machten die Liste seiner Sünden voll; es erfolgte die Ausweisung aus würtembergischen Landen. Noch einmal aber greift Zillings Hand nach ihm aus; 1778, als Schubart auf dem Hohenasperg saß und, mürbe geworden, nach geistlichem Troste verlangte, gibt der Spezial dem Garnisonsprediger der Festung für Behandlung Schubarts Vorschriften. Er warnt vor Zulassung des Gefangenen zum heiligen Abendmahl und will nimmer glauben, daß Schubart im Innersten bußfertig und zerknirscht genug sei; bemerkt aber endlich, da der Garnisonsprediger nur von aufrichtiger Sinnesänderung zu berichten weiß, er werde die Sache bei dem h. h. Konsistorio und auch durch seine „eigene Fürbitte bey Gott" möglichst fördern.

Im Jahre 1772 wurde Schiller durch Zilling konfirmirt. Ein Brief, datirt vom 21. April 1772, welchen Schiller bei diesem Anlaß an seine Patin, die Frau Hauptmann Stoll in Ludwigsburg, richtete [2]), vermeldet, daß die Konfirmation „nächsten

[1]) D. Fr. Strauß, Schubarts Leben.

[2]) Abgedr. bei Adelbert Kühn, Schiller I, 1. Da das Gerlinger Kirchenbuch bei der Taufe der Christiane Schiller unter den Taufzeugen eine „Frau Hauptmann Stoll, geb. Sommer von Ludwigsburg" aufführt, so ist

Sonntag Quasimodogeniti" ſtattfinde, und bittet, die Patin möge den Konfirmanden in ihr Gebet einſchließen. Der Brief iſt ohne Frage diktirt; er iſt nur inſofern nicht ganz belanglos, als ſich aus ihm mit Hilfe des Kalenders der Konfirmationstag beſtimmen läßt: der Sonntag Quasimodogeniti des Jahres 1772 fiel auf den 26. April. Am Tage vor ſeiner Konfirmation machte Schiller ſein erſtes ſelbſtändiges deutſches Gedicht; und es entſtand nicht aus offiziellem Schulauftrag wie die lateiniſchen Karmina, ſondern, bezeichnend genug, aus herzlicher Bewegung. Als nämlich die Mutter den Sohn auf der Straße umherſchlendern ſieht, uneingedenk des feierlichen religiöſen Aktes, der ihm am nächſten Tage bevorſteht, ruft ſie ihn zu ſich und macht in eindringlichen Worten ſeiner Gleichgültigkeit Vorwürfe. Der Knabe, betroffen und erregt, zieht ſich zurück und bringt dann der Mutter ein deutſches Gedicht, das den Eindruck ſchildert, den das Konfirmationsereigniß auf ſein verborgenes Innere machte. Was in Mutterſprache ihm von Herzen gefloſſen war, davon wurde auch die, welche mit weicher Liebe über ihr Kind wachte, die erſte Zeugin; doch verrät ſich auch auf Seite des Vaters eine Bewegung, als er das Konfirmationsgedicht lächelnd hinnahm mit der Frage: „Biſt du närriſch geworden, Fritz?" [1])

---

dieſelbe wohl mit der „Eliſabetha Margaretha Sommerin, ledig, von Stuttgart", welche unter Friedrich Schillers Taufzeugen genannt wird, identiſch.

[1]) Das Gedicht iſt verloren. Peterſen erzählt im „Morgenblatt", 1807, Nr. 164, das erſte Gedicht, das Schiller „eigentlich ausarbeitete", ſei in lateiniſchen Diſtichen abgefaßt geweſen und habe das Konfirmationsereigniß zum Gegenſtand gehabt; hieran knüpft er die zitirte Aeußerung des Vaters. Dem gegenüber erklärt Conz im „Morgenblatt", 1807, Nr. 201, aus Schillers eigenem Munde gehört zu haben, das erſte Gedicht ſei ein deutſches geweſen, und Schiller habe es aus Anlaß der Ermahnungen ſeiner Mutter am Tage vor der Konfirmation verfaßt. Palleske, der die Kontroverſe kurzhin erwähnt, ſetzt hinzu: „Vielleicht können beide Anekdoten neben einander beſtehen. Der Mutter brachte er das deutſche, dem Vater das lateiniſche Gedicht." — Auf dieſe Auskunft iſt nicht Palleske geraten, wie jeder Leſer glauben muß, ſondern Conz, der im „Morgenblatt", Jahrgang 1807, S. 802 mit den nämlichen Worten ſie bringt. Uebrigens exiſtirt eine Beſtätigung der Conzſchen Angabe. v. Hoven erzählt in ſeiner Selbſtbiographie, S. 55: „Schiller ... verſuchte ſich bald darauf auch in deutſchen Verſen, wovon, ſoviel ich mich

Einen Pentameter des lateinischen Begrüßungsgedichtes, mit welchem Schiller den Amtsantritt des Oberpräzeptors Winter gefeiert hatte, hat Petersen erhalten, das Wortspiel, der Winter habe einen guten Frühling versprochen. Aber diese hoffnungsfrohen Verse verhinderten nicht, daß der Oberpräzeptor eines Tages dem Knaben den Rücken blau schlug; und zwar ohne jedes Recht, auf Grund eines Mißverständnisses. „Als er es gewahr wurde, so kam er zu Schillers Vater und entschuldigte sich deshalb. Der Vater wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm, sagte er, daß es so wäre — er hätte gedacht: sein Lehrer meynte es doch gut [1])." Nur ein durchaus gutartiges Kind ist eines solchen Zuges fähig. Doch ist es nicht zu verwundern, daß der junge Schiller, der von seinen Erziehern „Püffe und Ohrfeigen die Menge bekam" [2]), am Ende verschüchtert und linkisch wurde.

Nun rückte die Zeit näher, in welcher Schiller in eines der „niederen Klöster" aufgenommen werden sollte, denen in Würtemberg die besondere Vorbereitung für das Studium der Theologie obliegt. Aber da im Alter von 12 und 13 Jahren schnelles Wachsen den Körper des Knaben schwächte, so erlitt sein Fleiß manche Unterbrechung, und das vierte Landexamen, im Jahr 1772, verschaffte ihm eine weniger günstige Zensur, die Bemerkung nämlich,

---

erinnere, der erste Versuch ein bei seiner Konfirmation verfertigtes Lied an sich selbst war, in welchem er die Gefühle, welche diese heilige Handlung in ihm erregte, aussprach." Eine handschriftliche Notiz in Petersens nachgelassenen Papieren kommt auf die Frage zurück; Petersen bemerkt, daß er bezüglich der Sprache sich irren könne, beharrt aber auf der Authentizität der Worte: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" der alte Schiller selbst habe ihm davon Mitteilung gemacht. Uebrigens hat ja der Ausruf des Vaters nur dann einen Sinn, wenn das Gedicht ein deutsches war; lateinische hatte er zuvor genugsam gesehen. Streicher, der über die Sprache nichts sagt, ist wenigstens dafür ein Mitzeuge, daß Schillers erstes selbständiges Gedicht nicht zu Neujahr 1769, sondern aus Anlaß der Konfirmation entstand. Vgl. „Schiller's Flucht" S. 13.

[1]) Christophine in „Schillers Jugendjahre". Vgl. Reinwald im „Neuen Literarischen Anzeiger", Jahrgang 1807, Nr. 49.

[2]) Petersen im Stuttg. Morgenblatt, 1807, Nr. 164.

daß er zwar nicht ohne Gewinn ſtudirt, aber mit ſeinen Mitſchülern nicht völlig gleichen Schritt gehalten habe[1]). Als aber ſeine Geſundheit ſich wieder kräftigte, brachte er, wie Streicher erzählt, das Verſäumte mit ſolchem Eifer ein und lag ſo anhaltend über ſeinen Büchern, daß ihm der Lehrer befehlen mußte, hierin Maß zu halten, wenn er nicht an Körper und Geiſt Schaden leiden wolle. Bei ſo eiſernem Fleiße zeichnete er ſich im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen bald wieder derart aus, daß ihm die für die beſten Schüler aufgeſparten Noten erteilt wurden. Er war auf dem Wege, ſeinen Lebensgang der Theologie zu verbinden, als von außen her eine Wendung in ſein Schickſal kam, welche den Gang ſeiner Studien plötzlich abänderte: ſeine Einberufung zur herzoglichen Militärpflanzſchule.

---

[1]) Der lateiniſche Wortlaut der Zeugniſſe der Landexamina abgedr. im Stuttgarter Morgenblatt 1807, Nr. 201, Anm. der Redaktion. Die Zahl der Landexamina, welchen die Kandidaten der theologiſchen Karriere ſich zu unterziehen hatten, wechſelte je nach der Zeit, auch der Befähigung des Bewerbers. Vgl. Conz in der „Zeitung für die elegante Welt", Jahrgang 1823, Nr. 4; daſelbſt iſt von fünfmaligen Prüfungen die Rede.

Drittes Kapitel.

Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen.

Es wird notwendig sein, an dieser Stelle unserer biographischen Betrachtung bei dem Herzog Karl von Würtemberg zu verweilen nicht allein um des pädagogischen Institutes willen, das, mit seinem Namen und seiner Thätigkeit verknüpft, in den Lebens- und Erziehungsgang Schillers von nun an sehr wesentlich eingreift, sondern weil ohne eine Hinweisung auf sein Regime und auf die politischen Zustände, welche er über Würtemberg heraufführte, die Luft öffentlichen Lebens, in welcher der Dichter heranwuchs, nicht verständlich wird. Und doch wurzelt in den Gefühlen, mit welchen das würtembergische Volk vom Treiben seiner Fürsten sich Rechenschaft gab, in den Strömungen des Widerstands gegen Hofpolitik und Hofleben, welche den Damm der Gewalt und die Selbstbescheidung gutmütigen Gehorchens zuweilen heftig durchbrachen, ein guter Teil der stofflichen Sphäre, die uns in Schillers ersten Dramen entgegentritt.

Das 18. Jahrhundert ist in der Geschichte des würtembergischen Volkes vorwiegend eine Passionszeit. Generationen hindurch saugt prassende Verschwendung des Fürstenhofes die Kräfte des Volkes aus, schaltet fürstlicher Egoismus willkürlich mit Leben und Recht des Bürgers. Es war das freilich an andern Orten nicht eben viel besser. Sie haben alle mitgesündigt, die deutschen Kleinfürsten, die Schmeichler und Nachäffer der französischen Könige, die gnädigsten Herren in der Pfalz, in Sachsen, in Würtemberg, in Franken, und ihre Sünden flossen

zuſammen zu einem Sumpf, der zum Himmel ſtank; bis dort blutigrot die Zeichen der Freiheit erſchienen, und in den Tagen der franzöſiſchen Revolution die mißhandelten Völker zu Gericht ſaßen über ihre Peiniger, zur Buße den einen, zur Warnung den anderen, heimzahlend nach dem Geſetze Maß für Maß und Schutzwehren aufrichtend gegen die Wiederkehr ſchrankenloſer Gewalt.

Damals aber, als noch der Despotismus ſeine Orgien luſtig feierte, übten die zahlreichen Herren der deutſchen Länder ihre Hoheitsrechte, als gäbe es keine Verantwortung vor Mitwelt und Zukunft. Wohl waren Landſtände dem Namen nach vorhanden, aber nur Hohn, Vorwurf des Hochverrates, Beraubung der perſönlichen Freiheit bedrohte ihre Vertreter, wenn ſie von der Not des Landes, von Pflichten der Herrſcher zu reden begannen. Unerſchwingliche Steuern, Sporteln und Zölle ſtürzten die Bürger in Armut, und die Saat des Bauern ritt der herrſchaftliche Jagdtroß nieder, vernichtend an einem Tage, was die gütige Natur dem Armen geſchenkt, was der mühſame Fleiß dem Boden abgerungen hatte. Und wollte der Beſchädigte, der Gepreßte ſich Recht verſchaffen, ſo zogen zumeiſt Kniffe und Schleppgang der Juſtiz, die Beſtechlichkeit und der Servilismus der Amtleute das Netz neuer Angſt und neuen Verderbens über ſeinem Haupte zuſammen. Denn feile Kreaturen, Kuppler und Geldagenten, liederliche Söhne eines rohen, liederlichen Adels oder Parvenus, durch jedes Mittel der Niedertracht zu Karriere gekommen, hielten die oberſten Regierungsſtellen beſetzt und ein Schwarm von Schreibern und Amtleuten krümmte ihrer Allmacht den dienſtwilligen Rücken. Tauſend Flüche laſteten auf dem Regiment, zahlloſe Thränen; aber Sereniſſimus, der durchlauchtigſte Landesvater, brauchte Geld, und die ganze Staatsmaſchinerie war im Grunde nur ein komplizirtes Räderwerk, um die Schätze des Landes nach der Hofhaltung hinzurollen.

Der erſte Herzog in Würtemberg zu Beginn des 18. Jahrhunderts war Eberhard Ludwig. Unter ihm führte ein gemeines Weib 20 Jahre lang die Regierung mit größter Frechheit; eine Geſellſchaft von Nichtswürdigen war die Umgebung des

Fürſten und jene Mätreſſe nahm den Vorſitz im Miniſterium ein, verkaufte die öffentlichen Stellen, vertrieb Verdienſt und Recht. Ihren Namen zu nennen iſt zu viel Ehre; wohl aber ſei des Konſiſtoriums zu Stuttgart und ſeines Prälaten Oſiander rühmend gedacht, der ſich ſtandhaft weigerte, das Weib in das Kirchengebet einzuſchließen, unter der Erwiderung, das Vaterunſer gedenke ihrer ohnehin jedesmal in den Worten „Erlöſe uns von dem Uebel!“

Beteiligung des Herzogs am Kriegsſpiel, Jagdluſt, verſchwenderiſcher Aufbau von Ludwigsburg hatten Not und Armut über das Volk gebracht, als Eberhard Ludwig im Jahre 1733 aus dem Leben ſchied. Aber ſein Nachfolger Karl Alexander führte keine ſchöneren Zeiten herauf. Denn da auch er für nichts als für Sinnengenuß lebte, ſo wechſelten die Blutſauger nur Namen und Geſtalt. Die neue Geißel des Landes wurde der Jude Süß-Oppenheimer. Als Geldagent und Finanzminiſter des Herzogs hatte er die Verwaltung des Landes gänzlich in ſeinen Händen; und nun verkauften er und ſeine Geſellen die Aemter an den Meiſtbietenden, machten Taxen für Gnadenſachen, beraubten die Waiſenhäuſer und plünderten die Beamten durch Geldſtrafen. Mit dem rollenden Gewinn ſo ſchamloſer Erpreſſungen bereicherte ſich der Hofjude; der andere Teil des Geldes floß zu Hof, wo Juweliere, Gaukler und Sängerinnen ihre beſten Tage hatten und die Feſtluſt jeden Gedanken an die Wohlfahrt des Volkes erſtickte. Der Bauernſtand litt insbeſondere durch Wildſchaden; im Jahre 1738 allein betrug dieſer eine halbe Million Gulden, obwohl im Jahre zuvor mehr als 11000 Stück Hochwild geſchoſſen worden waren.

Im März 1737 ſtarb Karl Alexander eines plötzlichen Todes, worauf wegen Minderjährigkeit ſeines am 11. Februar 1728 gebornen Sohnes Karl Eugen zunächſt eine vormundſchaftliche Regierung beſtellt wurde. Jud Süß wurde gehenkt. Den Erbprinzen ſchickte man, damit er ſeine Ausbildung vervollſtändige und bei Friedrich dem Großen Regierungskunſt ſehe, auf mehrere Jahre nach Berlin. Auch politiſche Abſichten waren bei dieſer Maßregel im Spiele; man wünſchte den Einfluß der katholiſchen

Mächte Oesterreich und Frankreich von der Erziehung des Prinzen fernzuhalten, und andrerseits nahm Friedrich der Große gerne die Gelegenheit wahr, in Süddeutschland Verbindungen zu gewinnen[1]). Der König hegte von den Fähigkeiten Karl Eugens eine nicht geringe Meinung; er behandelte ihn mit Auszeichnung, und als er sich bei Kaiser Karl VII. für seine Mündigkeitserklärung verwendete, stellte er ihm brieflich das Zeugniß aus, daß er im Stande wäre, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut habe. Noch vor der Abreise des Prinzen überschickte er ihm unter dem Titel „miroir des princes ou instruction du roi pour le jeune duc Charles-Eugène de Wurtenberg“ eine Zusammenfassung weiser Regentenvorschriften. 1744 trat Karl Eugen, oder, wie er kurzweg sich nannte, Herzog Karl, die Regierung an. Im September 1748 vermählte er sich zu Baireuth mit der Prinzessin Friederike, der Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth und der Markgräfin Wilhelmine, der geistreichen Schwester Friedrichs des Großen. Die ersten Regierungsjahre waren dem Lande zum Segen. Denn obgleich der Herzog bereits damals einem Hang zu Vergnügungen nachgab, so lag doch die Führung der Geschäfte in den Händen tüchtiger und rechtschaffener Männer, des Kammerpräsidenten von Hardenberg und der Geheimen Räte Bilfinger, Zech und Georgii, denen die Mitwirkung des Landschaftskonsulenten und Staatsrechtslehrers Johann Jakob Moser zur Seite stand. Aber fast plötzlich, mit dem Jahre 1755, veränderte sich das Verhalten des Herzogs; seine autokratische Natur brach drohend hervor und wilde Sinnlichkeit durchgährte sein Blut. Hardenberg wurde entlassen, und die schlimmsten Ratgeber fanden freie Bahn.

Dem fürstlichen Ehebunde fehlte die Sympathie der Seelen. Die Herzogin Friederike war eine schöne aber kalte Dame und ihr Hochmut verletzte das Volk. Indessen spricht es zu Gunsten

---

[1]) Vgl. den trefflichen Artikel von Paul Stälin über Karl Eugen, H. v. W. in Band XV der Allgem. Deutschen Biographie.

ihres Verstandes wie ihres Gefühles für Menschenwürde, daß sie vorzüglich es war, welche den Herzog bestimmte, während seines Aufenthaltes zu Rom eher auf die Audienz beim Papste zu verzichten, als ihm den Fußkuß zu leisten. Im September 1756 entfloh sie nach Baireuth, um niemals wiederzukehren; ihre vertraute Freundin, die durch Talent und geistige Bildung ausgezeichnete Sängerin Marianne Pirker, wurde unter der Anschuldigung, daß sie die ehelichen Dissidien genährt habe, auf den Hohenasperg gebracht und einem achtjährigen Kerker preisgegeben, der die Geisteszerrüttung der Aermsten bewirkte.

Mit der Entfernung der Herzogin Friederike verlor ihr Gemahl den letzten Halt. Zügellose Ausschweifung, sinnlose Verschwendung wälzten von jetzt an eine immer höher steigende Flut des Unglücks über das Land. An die Spitze der Geschäfte trat Graf Montmartin, seit 1758 Ministerpräsident; ein vollendeter Hofmann, ein Meister der Intrigue und ein verworfener Mensch, dem kein Mittel zu ehrlos war, um in der fürstlichen Gunst sich zu behaupten, der vornehme Kuppler für die Lüste des Herzogs. Mit ihm teilte die Macht der im Jahre 1760 zum Obersten beförderte Phil. Friedrich Rieger. Talente, rastlose Arbeitskraft, reiche Kenntnisse waren ihm eigen; aber tiefinnerlich brutal, jähzornigen Temperaments, „ein kalter Verächter jedes Rechts und jeder Rechtsform" und von unbegrenzter Unterwürfigkeit im Dienste, war Oberst Rieger der brauchbarste Mann, wenn die Durchlauchtigen Wünsche Gewaltthat erheischten, wenn es galt, die Söhne des Landes Nachts aus den Betten zu reißen oder von der Kirche weg zu den Fahnen zu schleppen. Doch Graf Montmartin fand es für besser, den gefährlichen Nebenbuhler hinwegzuräumen. Dem Obersten wurde eine verräterische Korrespondenz mit Preußen unterschoben; und des Herzogs schrecklichste Rache zermalmte den Ahnungslosen. Während der Parade trat der Fürst auf Rieger zu, riß ihm den Militärorden ab, stieß ihn mit dem Stock vor die Brust, Graf Montmartin zerbrach ihm den Degen; von hier weg brachte ihn ein Wagen unter Eskorte auf die Veste Hohentwiel. Das war im November 1762. Vier Jahre lag Rieger in einem

Kerker ohne Tageslicht, ohne Tiſch, Stuhl und Bett; erſt 1767 wurde er auf Verwendung der Stände der Haft entlaſſen. Ein Gefangener auf Hohentwiel ohne Verhör, ohne Richterſpruch war auch der Landſchaftskonſulent Moſer, durch des Herzogs Willkür ſeit 1759 der Freiheit beraubt, weil der ehrenfeſte Mann zu einer Billigung verfaſſungswidrigen Regimentes ſich nicht hergeben wollte. Fünf Jahre währte Moſers Leidenszeit, bis die Fürſprache der Stände und des Königs von Preußen ſeine Erlöſung erwirkten.

Militäriſche Neigungen, Luſt am Soldatenweſen, noch mehr das Bedürfniß, der fürſtlichen Kaſſe aufzuhelfen, hatten den Herzog in jene kriegeriſchen Unternehmungen verwickelt, in welchen wir ihm bereits begegnet ſind. Im Solde Ludwigs XV. bekämpfte er den König, der ſeiner Jugend Schützer und Leiter war. Aber da die militäriſchen Fähigkeiten des Herzogs mehr Spott ernteten als Beifall, ſo hatte am Ende Niemand mehr Luſt, Subſidiengelder zu zahlen. Dieſer Ausfall mußte gedeckt werden, und der Aufwand des Hofes erforderte überhaupt außerordentliche Reſſourcen. Ein erfinderiſcher Kopf war nötig, ein Finanzier, ein Beutelſchneider von ungewöhnlicher Nichtswürdigkeit; und ein ſolcher ſtellte ſich dem Herzog in der Perſon Lorenz Wittleders, des Verwalters des Kirchenkaſtens. Im Jahre 1762 zum Direktor des Kirchenrates ernannt, errichtete Wittleder in Ludwigsburg eine Handelsbude, in welcher jegliches Amt an Jeden, der zahlen mochte, verkäuflich war. Zu dieſer ſchmachvollen Inſtitution kamen drückende Monopole, Steuererpreſſungen ohne Ende, gewaltſame Anlehen bei der Beamtenſchaft. Wenn man erwägt, daß das Land Würtemberg damals kaum 200 Quadratmeilen umfaßte; daß dagegen der Herzog in den Jahren 1758 — 1765 neben ſeinem perſönlichen Einkommen von jährlich 700000 Gulden, neben den verfaſſungsmäßigen Steuern und einem regulären Anteil an den Landeseinkünften, neben dem Gewinn aus dem Dienſthandel und aus Frohnen aller Art noch überdies mittelſt einſeitig ausgeſchriebener Steuern, erzwungener Verwilligungen und Vorſchüſſe, gewaltſamer Wegnahme eine Summe von nahezu ſieben Millionen Gulden bezog, ſo bekommt

man einen Begriff von der beispiellosen Not, unter welcher das Land seufzte.

Aber die Hofhaltung des Herzogs war ja eine der glänzendsten in Europa und eben dieser Zeitraum war ja die Periode seiner Kunstliebe. Besser gesagt freilich, seiner Prachtliebe. Denn mag immer die eine oder die andre der Künste, welche am Hofe Herzog Karls Pflege fanden, aus sich selbst einzelne Leistungen virtuoser Technik und gefälliger Schönheit hervorgebracht haben, zwei Gesichtspunkte werden aus der ästhetisch-kulturgeschichtlichen Beurteilung des herzoglichen Mäzenatentums sich niemals wegdrängen lassen: der eine, daß diese Kunstpflege aller nationalen Richtung und alles nationalen Bodens entbehrte; der andere, daß in Herzog Karl keineswegs die reine Flamme des Enthusiasmus glühte, sondern daß ihm die Kunst in allererster Linie ein Mittel war für die Entfaltung von Prunk und Pracht, für die Befriedigung seiner Ruhmsucht, für eine feine und raffinirte Berauschung der Sinne. Deßhalb stehen alle Bethätigungen seines Kunstsinnes mit den Absichten fürstlicher Repräsentation, mit den Vergnügungen und Galanterien des Hoflebens in unmittelbarem Zusammenhang, haben alle einen mehr oder minder dekorativen Charakter. Interessant ist in dieser Hinsicht das Urteil Goethes in seinen Briefen aus Stuttgart und Tübingen. Es ist zuviel gesagt, wenn Goethe in den Bauten des Herzogs Karl jeden Geschmack vermißt; aber um so schärfer bezeichnend für den Standpunkt, welchen der Herzog der Kunst gegenüber im Allgemeinen einnahm, ist die Stelle: „Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effect arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern."

Neben der Baukunst und ihren verzierenden Hilfskünsten, welche der Herzog für seine Residenz- und Lustschlösser in Anspruch nahm, war es vorzüglich die Musik, die seinen Neigungen

diente. Wohl errichtete er eine franzöſiſche Komödie; aber ſie blieb in untergeordneter Stellung, und von deutſcher Poeſie war bei ihm ohnedies keine Rede. Aber auch die Muſik war nur in einſeitiger Geſchmacksrichtung gepflegt und nur inſofern ſich der Reiz der Töne dem Pompe der Schauſtellungen oder den weich-üppigen Stimmungen des Lebensgenuſſes anzuſchmiegen verſtand. Die große italieniſche Oper jener Zeit mit ihrem ſüßlichen Arienſchwall, ihren ſzeniſchen Effekten, ihren in die Empfindungsweiſe des Rokoko verderbten Göttern und Helden; die Opera buffa und insbeſondere das Ballett, das waren die Zweige der Kunſt, welche die höchſte Gunſt genoſſen, welche vibrirender Sinnlichkeit unerſchöpfliche Nahrung verſchafften.

Frankreich zumeiſt gab die Schauſpieler, die Tänzer und Tänzerinnen, Italien die Muſiker, die Virtuoſen und Sänger. Im Jahre 1754 wurde Nicolò Jomelli, der gefeierte Kapellmeiſter der Peterskirche zu Rom, nach Stuttgart berufen und mit der Oberregie des Theaters betraut; neben ihm glänzten die Virtuoſen und Komponiſten Lolli, Paganelli, Plà und Nardini, die Sänger und Sängerinnen Aprile, Vio, Maſſi-Giura, Bonani, Ceſari, Bonaſini, Graſſi, der Kaſtrat Rubinello. Von Landeskindern gehörten zum Künſtlerperſonal die Sängerin Marianne Pirker, der Waldhorniſt Rudolph, der Komponiſt Florian Deller. „Directeur de la danse et maître des ballets“ war Noverre; Veſtris, der „Tanzgott“, kam alljährlich von Paris zu ſechsmonatlichen Gaſtrollen, Angelo Veſtris, ſein Sohn, ſtand in Engagement. Die Opernbekorationen leitete Servandoni, das Feuerwerk Veroneſe.

Zahlreicher ausländiſcher Adel ſchwärmte am Hofe, eine Legion von Nichtsthuern; darunter 20 Fürſten und Reichsgrafen. Den Karneval zu Venedig machte der Herzog nicht weniger als ein halbdutzendmal mit. Im Hochſommer begab er ſich mit einem Troß von Köchen, Jägern, Virtuoſen auf das Luſtſchloß Graveneck; zur Winterszeit war, damit doch das „Divertiſſement“ ſeine Regel habe, jeden Sonntag Courtag, des Montags und Donnerſtags Redoute, am Dienſtag und Freitag Opera, am Mittwoch und Samſtag aber Komödie. Der

herzogliche Geburtstag gab Anlaß zu Feſtlichkeiten, die über Wochen ſich erſtreckten, und Sereniſſimus ordneten ſelbſt alles Detail der Feſte, da ihn in ſolchen Arrangements doch Niemand übertraf. Gegen 800 der ſchönſten Pferde ſtanden im Marſtall. Die Feuerwerke, welche abgebrannt wurden, hatten nur zu Verſailles ihres Gleichen. „Auf hohen Bergflächen wurden mitten im Winter große Seen gegraben, mit Waſſer gefüllt und Jagdſchlöſſer errichtet. Die prächtigſten Gebäude, freilich nur leicht aus Holz gezimmert, aber mit allen Reizen der Mahler- und Bildner-Kunſt geſchmückt, von hundert Säulen getragen, von tauſend Lampen erhellt und von den wohlriechendſten Blumen durchduftet, ſtiegen wie durch einen Zauberſchlag aus der Erde. Der ganze Olymp wurde verſammelt, den hohen Herrſcher zu preiſen, die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm ihre Huldigungen in zierlichen Verſen dar [1])."

Der Schauplatz der üppigſten Verſchwendung war Ludwigsburg, ſeit 1764 die landesherrliche Reſidenz. Das mit unſäglichen Koſten erbaute große Opernhaus „war in ſeinem Innern völlig mit Spiegelgläſern ausgekleidet, alle Wände, alle Logen mit ihren Säulen waren von Spiegelgläſern"; im Glanz der Lichter ſah man ſich viel hundert mal wieder. Auf dem bei Ludwigsburg gelegenen See „wurden Feſte gegeben, bei denen ſchöne Mädchen der Stadt als Seekönigiunen figuriren mußten". Die Orangengärten, in einer Länge von 1000 Fuß, in einer Breite von hundert, wurden mit mächtigen Gebäuden von Glas überſpannt, um ſie vor der Winterkälte zu ſchützen; „da bogen ſich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte; da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbſte"; und rankendes Grün hing vom Gewölbe herab. Einem Sternenhimmel gleich leuchteten über den Blumenbeeten 100000 Glaslampen, und die Fontainen von 30 Baſſins verbreiteten Kühlung. Großartige Spiele, dramatiſche Darſtellungen und Konzerte wurden in dieſem Zaubergarten aufgeführt; und „bei einem

[1]) Karl Pfaff, Geſchichte Wirtenbergs, Reutlingen 1820; II, 454. Vgl. Heinrich Wagner, Geſchichte der Hohen Carls-Schule, II, 16.

solchen Feste theilte der Herzog einmal in weniger als fünf Minuten für 50000 Thaler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen aus“ [1]).

So lebte der Hof dahin in Herrlichkeit und Freuden und die Engagements der Virtuosen und Mätressen verschlangen Millionen, während das Volk gepeinigt, das Beamtentum korrumpirt, die materielle und sittliche Wohlfahrt des Landes dem Ruin entgegengeführt wurden. Denn auch in sittlicher Beziehung mußte das Beispiel des Hofes von schlimmen Folgen sein, und zumal in der Hauptstadt gewann Luxus und Leichtsinn die Oberhand. Wohl flüchtete sich ein Teil des Volkes aus dem barbarischen Drucke der realen Welt in die stille Herzlichkeit religiöser Gefühle und suchte, da die Kirche selbst und ihr im Streit um den Buchstaben verknöchertes Christentum die Seele arm ließ, in frommen, zur Wiedererweckung der Innigkeit des Glaubens, zur Erhaltung der Rechtschaffenheit und Reinheit des Lebens geschlossenen Zirkeln eine Wehr gegen die Pest sittlichen Verderbens, die vom Hofe her vordrang. Die Stimmungen dieser Kreise kennzeichnet auf das Trefflichste eine von Hermann Kurtz überlieferte Aeußerung des Pfarrers Flattich. In einer Gesellschaft wurde Flattich gefragt, was ein Pietist sei. Er stellte die Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?“ — „Er geht durch.“ — „Und was thut er dann?“ — „Er sucht sich einen gelinderen Herrn.“ — „Nun, sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Deßhalb gehen sie endlich durch und suchen einen andern Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist.“

Aber dieser mehr passive und innerliche Widerstand hätte den Zusammenbruch des Staates nicht aufzuhalten vermocht, ganz abgesehen davon, daß alles pietistische Wesen seinen Ausgang in Heuchelei, in Unwahrheit, in Haß gegen geistige

---

[1]) Letztere Zitate aus Justinus Kerners Bilderbuch.

Bildung zu nehmen pflegt. Offene Auflehnung war das Rettungsmittel, das not that; und dahin drängte allmälig die steigende Unzufriedenheit des Landes, der immer lauter werdende Unmut. Noch war jede Gegenvorstellung auf nichts als Hohn und Gewaltthätigkeit gestoßen, als ein neuer Erpressungsversuch, ein pfiffig ersonnenes Steuerprojekt, jeden Freund des Volkes empörte. Ein Teil der Beamtenschaft, an ihrer Spitze der Tübinger Regierungsrat Huber, erhob Widerspruch, und die Tübinger Abgeordneten wiesen in einer persönlichen Unterredung mit dem Landesfürsten auf die Not des Vaterlandes hin. „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" schrie der Herzog ihnen entgegen und warf sie in den Kerker auf Hohenasperg. In Folge dieser Vorgänge reichte der ständische Ausschuß im Jahre 1764 gegen des Herzogs verfassungswidriges Benehmen gerichtliche Klage bei Kaiser und Reich ein. Unter dem Gewicht der erhobenen Beschwerden, im Gedränge seiner Schulden sah sich der Herzog genötigt, 1766 den Minister Montmartin und den Kirchenratsdirektor Wittleder zu entlassen; doch blieb Graf Montmartin bis 1773 in der Nähe des Fürsten. 1770, nach langen Verhandlungen, unterschrieb Herzog Karl den sogenannten Erbvergleich, in welchem alle Klagepunkte Erledigung fanden: die Verfassung wurde wiederhergestellt, Abschaffung aller Uebelstände versprochen, das Land übernahm einen Teil der herzoglichen Schulden.

Der Schwelgerei und Willkür war nun doch eine Schranke gezeigt worden; jetzt trat in Herzog Karl eine Umwandlung ein. Der Kampf gegen sein Volk hatte seine Kraft geschwächt; die Jugend war verbraucht; er empfand vielleicht auch die Leerheit seines bisherigen Treibens. Ein Erlaß, den er im Jahre 1778 von allen Kanzeln verlesen ließ, sieht aus, als ob Stunden der Reue über ihn gekommen wären. Er enthält die Stelle: „da Wir aber Mensch seynd, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntnuß, und sonstigen Umständen, sich viele Ereignüsse ergeben, die, wenn sie

nicht geſchehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig, denn dies iſt die Schuldigkeit eines Rechtſchaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, beſonders aber den Geſalbten dieſer Erden, vor beſtändig heilig ſeyn und bleiben ſollte."

Um die nämliche Zeit, als jener Vergleich das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk in friedſamere Bahnen zurücklenkte, faßte den Herzog eine heftige Leidenſchaft für die Freifrau Franziska von Leutrum. Sie war geboren am 10. Januar 1748 als die Tochter eines armen Landedelmanns, eines Herrn von Bernerdin auf Adelmannsfelden bei Ellwangen, und hatte ohne Liebe einem rohen und häßlichen aber begüterten Manne die Hand gereicht. Der Baron von Leutrum, Kammerherr des ansbachiſch-baireuthiſchen Hofes, wohnte zu Pforzheim. Im Wildbad, auf Jagden in Urach und um Schorndorf, zu welchen an das Paar Einladung ergangen war, lernte der Herzog Franziska ſchätzen und lieben und bot ihr ſein Herz; Gerüchte von Mißhandlungen durch den eiferſüchtigen Gatten veranlaßten ihn zu einem Beſuche in Pforzheim, und nachdem im Herbſte 1771 eine Einladung ſich wiederholt hatte, kehrte Herr von Leutrum allein nach Pforzheim zurück. Eine Summe für den Abkauf ſeiner Frau ſoll ihm zugeſtellt worden ſein. Franziska folgte dem Herzog im Januar 1772 auf die Solitude gegen das Verſprechen, daß er ſich mit ihr vermählen würde, falls er die Herzogin überlebe; im gleichen Monat löſte das Konſiſtorium zu Stuttgart ihre Ehe mit Leutrum. Durch Dekret Kaiſer Joſephs II. vom Jahre 1774 wurde Franziska von Bernerdin zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben. Als die Herzogin Friederike im April 1780 zu Neuſtadt a. d. Aiſch geſtorben war, erneuerte Karl ſein Eheverſprechen, und die würtembergiſchen Stände, welche eine Wiedervermählung des katholiſchen Fürſten mit einer Prinzeſſin aus katholiſchem Hauſe befürchteten, boten ihm ein jährliches Geſchenk von 50000 Gulden, wenn er auf ein Projekt letzterer Art verzichte. Aber der Ehe mit Franziska, der geſchiedenen Proteſtantin, widerſetzte ſich die römiſche Theologie, und obgleich

der Herzog mit Hilfe seiner Hofgeistlichen im Jahre 1785 die Trauung erreichte, so gab doch der Papst erst 1791 zur Annullirung der ersten Ehe Franziskas seinen Konsens. Im Februar 1786 machte Karl seine Vermählung mit Franziska bekannt: das ehemalige Fräulein von Bernerdin war die „regierende Herzogin von Würtemberg" geworden.

Franziskas Gesichtsbildung ist nicht schön zu nennen, wenn auch die Grazie ihrer Bewegungen, die Zartheit ihres Teints gepriesen waren. Ihr Charakter und ihre Handlungsweise hat neuerdings aus weiblicher Feder eine affektirt-süßliche, mit allen Schatten sehr bequem sich abfindende Schilderung erfahren[1]). Ohne Berechnung war Franziskas Verhalten nicht, trotz einer Neigung zu religiöser Schwärmerei, und wie sie nach Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche den Anverwandten des Hauses Würtemberg gegenüber eine bescheidene Haltung klug zu wahren verstand, so vergaß sie auch als Favorite des Herzogs niemals die Rolle einer demütigen Unterwürfigkeit und die Kunst, sich in alle seine Launen zu schmiegen. Dennoch muß ihr Einfluß auf den Herzog als ein wohlthätiger bezeichnet werden. Zuvor waren ihm die Weiber wie Essen und Trinken; von einer italienischen Buhldirne zur anderen wandte sich seine Lust; er schonte aber auch die Töchter des Landes nicht und drohte ihren Familien, wenn sie Widerstand erhoben, laut mit seiner fürstlichen Rache. Die Verbindung mit Franziska machte ihn besser; das Gefühl, das er für sie empfand, kam aus dem Herzen; und bis zu seinem Tode blieb er in warmer Anhänglichkeit und Dankbarkeit ihr ergeben, wenn auch seine Treue nicht eben streng war. Franziskas sorgliche Bemühung um sein persönliches Wohl, ihre frische Natürlichkeit waren ihm unentbehrlich, und an ihrer Seite genoß er die Traulichkeit des Familienlebens. Ohne Verlangen, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen, wurde sie doch die stille Teilnehmerin aller seiner Geschäfte; sie war wohlthätig, sie unterstützte Unternehmungen, welche dem Lande nützlich sein konnten, und sie wirkte mit, daß die Hofhaltung vereinfacht, die Armee

[1]) Bely, H. K. v. W. und Franziska v. H., Stuttgart 1876.

reduzirt wurde, daß den koſtſpieligen Inſtituten des Luxus von nun an ſpärliche Zuſchüſſe floſſen.

So datirt etwa vom Jahre 1770 an eine beſſere Regierungsperiode des Herzogs und ſeine Lebensweiſe nahm einen mehr privaten Charakter an. Er vermochte Eigenſchaften herauszukehren, welche verſöhnlich wirkten, vergeſſen ließen; man ſah ihn thätig in Regierungsgeſchäften, fleißig, man freute ſich des herablaſſenden Tones, den er gegen Leute geringen Standes zu gebrauchen verſtand. Franziska gewann um ihres leutſeligen Weſens willen leicht Popularität, und ihr Andenken in Würtemberg iſt bis heute von freundlicher Nachſicht getragen. Die Geſtalten der Beiden prägten der Phantaſie des Volkes ſich ein, und noch lange nach ihrem Tode erzählte man ſich vom „Karl Herzog" und ſeiner Liebſten. Der Herzog war von kräftigem Wuchs, von blühender Geſichtsfarbe, lebhaften Auges; und ich erwähne gern auch das Koſtüm des Paares, damit unſer Auge das Bild ihrer ſelbſt und der Zeit ſich ergänze. Aus traumhaft ferner Jugenderinnerung ſchildert Juſtinus Kerner [1]) den Herzog „mit ſeinem goldbortirten Hütchen, ſeiner mit Buckeln verſehenen, gepuderten Friſur mit einem Zöpfchen, ſeinem kirſchrothen Rocke, ſeiner gelben Pattenweſte, ſeinen gelben Hoſen, hohen Stiefeln und Stiefelſtrümpfen und die Herzogin in weitem Reifrocke mit ſchlanker Taille, hoher gepuderter Friſur, auf der hoch oben eine gelbe Bandſchleife, wie ein Kanarienvogel, ſaß." Seine ſpäteren Jahre verlebte der Herzog mit Franziska zumeiſt in Hohenheim, deſſen Schloßbauten und Gartenanlagen weite Ausdehnung gewannen.

Um der wenig einheitlichen und wenig umſichtigen Beurteilung willen, welche Herzog Karl von Seite der Biographen Schillers erfahren hat, auch wegen mancher an ſich widerſprechenden Eindrücke, welche ſein Leben und Handeln hervorruft, wird es notwendig ſein, die Grundlinien ſeines Charakters zu markiren. Herzog Karl war nicht ohne Geiſt; er beſaß einen hellen Verſtand, ſcharfe Beobachtungsgabe, eine lebhafte Einbildungs-

[1]) Im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit".

kraft, ein vorzügliches Gedächtniß. Aber weder Tiefe noch Stetigkeit darf man ihm zusprechen. Er war ein geborner Despot, der Absolutismus saß ihm im Blut; und eine solche Natur fällt immer wieder in Willkür zurück, wenn auch die Umstände Resignation oder Vorsicht gebieten. Er war nicht ohne Anwandlungen von Bonhommie; aber sein heftiges Temperament brauste leicht auf in zügellosem Unmut, in rücksichtsloser Härte. Er war nicht minder freigebig in wohlklingenden Versprechungen als geschickt in verschleppenden Ausflüchten, und das ostensible Reden von „Tugend", in dem er sich gefiel, ist geradezu widerwärtig. Er war ein Schwelger in jedem Sinnengenuß, mit später und unvollkommener Wendung zum Besseren; und maßlos blieb immer seine Eitelkeit, das innerste Triebrad in all seinem Handeln. Manche verdienstliche Einrichtung, manche hochanregende Förderung, die er seinem Lande gegeben hat, wird man willig erkennen. Aber zu einer redlichen und vollständigen Durchführung jenes „Erbvergleiches" ist es niemals gekommen. Die Finanzen des Landes kamen niemals ganz in Ordnung, gewaltsame Werbungen unterblieben nicht ganz, und der Aemterverkauf kehrte in immer neuen Formen wieder, trotz fürstlichen Ehrenwortes und obgleich die Landschaft lange Zeit eine Entschädigungssumme bezahlte. Die Gefangenschaft Schubarts wie der Subsidienvertrag mit der holländisch-ostindischen Kompagnie, in Folge dessen ein würtembergisches Regiment nach dem Kap verkauft wurde, fallen in die spätere Regierungszeit. Es ist somit ein ebenso unpsychologisches als ungeschichtliches Verfahren, wenn diese Periode ganz und gar ins Helle gezeichnet wird; und von einem Fürsten, der jemals ein so schweres Maß abscheulichster Gewissenlosigkeit auf sich geladen hat, in Ausdrücken rückhaltloser Bewunderung zu reden, bringt vollends nur der Servilismus über das Herz.

Wir versetzen uns in die Jahre um 1770. Des Herzogs Thätigkeitsdrang suchte nach neuen Geleisen. Er schenkte der Landwirtschaft seine Förderung; aber mehr noch als sie wurde sein Schoßkind die Pädagogik. Pädagogische Experimente gehören mit zur Signatur des 18. Jahrhunderts; und so dürftig

das Verſtändniß war, welches der Herzog den Ideen der Aufklärung entgegenbrachte [1]), ganz unberührt ließ die Zeit ihn doch nicht. Die Erziehungsanſtalten, die er ins Leben rief, begannen mit unbedeutenden Anfängen; aber eine ſteigende Leidenſchaftlichkeit der herzoglichen Fürſorge drängte ihr Wachstum. Sie gaben ihm Beſchäftigung; ſie reizten ſeinen Ehrgeiz; und ſie dienten ſeinen politiſchen Zwecken. Und ich möchte darauf hinweiſen, daß auch für dieſe Einrichtungen Frankreich das Beiſpiel und das Muſter war. Ludwig XIV. formirte die erſten Kadettenkompagnien, und Frau von Maintenon war die Patronin eines adeligen Damenſtiftes, wie nachher Franziska von Hohenheim; Ludwig XV. gab durch Edikt vom Januar 1751 der erſten Kriegsſchule, der Ecole Militaire zu Paris, die Organiſation. Zahlreiche Aeußerlichkeiten, Formen der Disziplin, wie ſie an der Militärakademie des Herzogs gehandhabt wurde, auch in mancher Hinſicht der Unterrichtsplan, weiſen auf franzöſiſchen Urſprung [2]); und es iſt überraſchend zu ſehen, daß bis heute ein Teil der Militärbildungsanſtalten Deutſchlands in einzelnen Statuten und Bezeichnungen franzöſiſche Reminiszenzen bewahrt hat.

Die Geſchichte der Hohen Karlsſchule iſt von Heinrich Wagner in einem auf Grund archivaliſcher Studien und langjährigen Fleißes ſehr materialreichen Werke [3]) behandelt worden, das indeſſen an Verworrenheit der Darſtellung wie des Urteils leidet und von abgeſchmackten Bemerkungen durchzogen iſt. Neuerdings hat Julius Klaiber eine feindurchdachte Studie [4]) veröffentlicht, welche, unter Verzicht allerdings auf eine Erörterung der im engeren Sinne pädagogiſchen und disziplinär-ſittlichen Seite der Anſtalt, ihre geſchichtliche Organiſation und Unterrichtsmethode unterſucht; die nachfolgende Betrachtung verwertet

---

[1]) Vgl. die herzoglichen Feſtreden bei Wagner, Geſchichte der Karlsſchule, I, S. 640 und S. 641—647.

[2]) Vgl. den Artikel Ecole Militaire in Tome V der Encyclopédie Diderots.

[3]) Geſchichte der Hohen Carls-Schule, Würzburg 1856—58.

[4]) „Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsſchule in Stuttgart", Programm des Stuttgarter Realgymnaſiums vom Jahr 1872/73.

in einigen Teilen die Reſultate des Klaiberſchen Gymnaſialprogrammes.

Reformpläne, welche zunächſt den Angelegenheiten der Armee, des militäriſchen Unterrichts- und Erziehungsweſens gelten, ſowie praktiſches Bedürfniß ſcheinen die erſten Ausgangspunkte für die neue Thätigkeitsrichtung geweſen zu ſein. Bereits im Jahre 1767 ließ ſich der Herzog den Entwurf einer Offiziersakademie und Artillerieſchule ausarbeiten, und da die Abſicht beſtand, dieſe Anſtalt mit der Univerſität Tübingen zu verbinden, ſo beſuchte er im Herbſte des nämlichen Jahres die würtembergiſche Hochſchule, hörte ſämmtliche Profeſſoren in Vorleſungen, Disputationen, Predigten und ließ ſich von einer großen Anzahl Studirender über Themata, welche er ſelbſt bezeichnet hatte, Vorträge halten. Verſchaffte er ſich ſo von dem Zuſtande des Unterrichtsweſens an ſeiner Hochſchule eine anſchauliche Kenntniß, ſo iſt ein innerer Zuſammenhang damaliger Abſicht und ſpäterer Organiſation der von ihm gegründeten Schule nicht zu verkennen; denn eine vereinigte Bildungsanſtalt für die Beamten und die Offiziere ſeines Landes zu organiſiren, auf neuen Grundlagen des Unterrichtsweſens und unter militäriſchen Formen, wurde das treibende Prinzip ſeiner Schöpfung.

Um zu Gunſten der Durchführung ſeiner Bauten wohlfeilere Arbeitskräfte aus den Landeskindern heranzuziehen, berief der Herzog im Februar 1770 eine Anzahl von Soldatenkindern, Knaben meiſt im Alter von 13—15 Jahren, auf das Luſtſchloß Solitude, wo ſie unter Aufſicht des damaligen Hauptmanns und Inſpektors der Schloßgärten Chriſtoph Dionyſius Seeger durch fähige Unteroffiziere „im Leſen, Schreiben, Rechnen und Chriſtenthum“, „die älteren auch im Zeichnen und der Geometrie unterrichtet und nebenbei theils zu Baudienſten theils zu Gartenarbeiten angeleitet werden ſollten“. Die Zahl dieſer „Garten- und Stukkatorknaben“ ſtieg in den nächſten Monaten raſch, und wie der Unterrichtsplan ſich erweiterte, indem nun auch das Franzöſiſche und die „Hiſtorie ſammt Erdbeſchreibung“ Aufnahme fand, ſo wurde auch die Beſtimmung dieſer erſten Schule weiter: ein Teil der Zöglinge ſollte für die Zwecke des Orcheſters und Balletts vorbereitet werden.

In Verbindung mit dieſen Anfängen der Organiſation einer Lehranſtalt, welche nach ihren Unterrichtsfächern einen Vorläufer der heutigen Realſchule darſtellt, wurde am 14. Dezember 1770 ein „Militäriſches Waiſenhaus“ errichtet, das über hundert Soldatenkindern jüngeren Alters Aufnahme gewährte. Die Zöglinge dieſes militäriſchen Waiſenhauſes waren zu Handwerkern beſtimmt und erhielten den elementaren Unterricht der Volksſchule.

Aber erſt eine dritte Phaſe des Inſtitutes legte in das Unternehmen einen fruchtbaren, vielſeitiger Entfaltung fähigen Keim. Indem Herzog Karl den Gedanken faßte, unter ſeiner eigenen Direktion und nach den von ihm gehegten Erziehungsgrundſätzen den vielverſprechendſten Teil der Jugend ſeines Landes heranzubilden, damit ſie als methodiſch vorbereitetes Organ ſeines Willens zukünftig für Amts- und Armeedienſte ihm zu ſeiner Verfügung ſei, nahm er ein Prinzip auf, in deſſen Verfolgung die neuzugründende Schule bald alle Zweige des Unterrichts in ihren Lehrplan hereinzuziehen genötigt war. Zugleich aber mußte ſich damit der Anſtalt von Beginn an der Charakter einer perſönlichen Schöpfung des Fürſten aufprägen und der Charakter eines politiſchen Inſtitutes; zwei Umſtände, welche ſie von allen Anſtalten ihrer Zeit und ihrer Art ſogleich auf das Beſtimmteſte unterſchieden. Und während wir ſonſt gewohnt ſind, die Entwicklung einer Schule auf lange vorbereiteten Grundlagen, nach langſam ſich aufdrängenden Erfahrungen, mit von innen heraus kommenden Reformen vor ſich gehen zu ſehen, treibt hier die politiſche Nebenabſicht wie die perſönliche Liebhaberei des Fürſten die urſprünglich einfache Organiſation zu immer breiterer Entfaltung, und ihre Umänderungen, ſo durchdacht, ſo praktiſch ſie erſcheinen mögen, vollziehen ſich mit jener gewaltſamen Haſt, welche die Umſetzung eines fürſtlich abſoluten Willens in thatſächliche Wirklichkeit zu begleiten pflegt.

Dieſe dritte Phaſe beginnt mit der Hinzufügung einer Abteilung, welche beſtimmt war, Kavaliers- und Offiziersknaben zu künftigen Miniſterial- und Kriegsdienſten vorzubereiten, und ſie tritt ins Leben mit der bereits am 11. Februar 1771 vollzogenen Etablirung der „Militäriſchen Pflanzſchule“. Die

Herbeiziehung einer größeren Anzahl von Lehrkräften war die nächste Notwendigkeit, und das Programm dieser Schule, das nun das Lateinische in den Mittelpunkt stellte und zu den Fächern des Französischen, der Religion, Geschichte, Geographie, des Rechnens und Zeichnens Exerzitien im Reiten, Tanzen und Fechten hinzugab, entspricht vielleicht weniger dem Lehrplan eines unteren und mittleren Gymnasiums unserer Tage, welchen Klaiber in Vergleich zieht, als dem der unteren Abteilung unserer Kadettenschulen.

Während nun das Militärische Waisenhaus sich bald auflöste, indem dessen Zöglinge schon in den Jahren 1771 und 1772 bei Handwerkern oder in den Landeswaisenhäusern untergebracht wurden, wuchs die Militärische Pflanzschule an Lehrkräften und Zöglingen dergestalt, daß von ersteren bis Ende 1772 bereits mehr als 30 angestellt sind, während zu gleicher Zeit die Anzahl der Zöglinge, aus Offiziers- und Honoratiorensöhnen ergänzt, an 350 beträgt.

Gefallen des Herzogs an der Uebung erzieherischer Thätigkeit, am Umgang mit so zahlreichen und verschiedenartigen jugendlichen Geistern, wie auch die Erwägung, daß die speziellen Absichten einer Erziehung für den Staatsdienst im Sinne des Fürsten nicht zu erreichen seien, wenn die Knaben bei vorgerückterem Alter an Gymnasium oder Universität abgegeben werden mußten, führten dazu, daß eine abermalige Erweiterung des Unterrichtsumfangs nicht nur das gesammte Programm einer Mittelschule zur Geltung brachte, sondern auch noch akademische Lehrfächer und akademische Unterrichtsstufe in ihre Grenzen hereinzog. Ein neuer Name begleitet diese weitgehende Umgestaltung: die Bezeichnung „Herzogliche Militär-Akademie", welche im Tagesrapport vom 11. März 1773 zum erstenmal sich findet. Die Gliederung ihrer Zweige vollzieht sich nun zumeist in den Jahren 1773—1782. Die vom Herzog bereits früher gegründete Académie des arts wird mit der herzoglichen Militärakademie verschmolzen, so daß nun die Abteilung der „Künstler" sowohl für die bildenden Künste als für die Theaterfächer Ausbildung gewährt und auch das ehemalige Institut der Garten- und Stukkatorknaben in sich aufnimmt; eine militärische Abteilung wird er-

richtet als Kriegsſchule; 1773 eine Abteilung der „Cameraliſten“ ſowie eine der „Jäger“ oder Forſtwirte; ſeit 1774 beſteht eine juriſtiſche Abteilung, ſeit 1775 eine mediziniſche; ſpäter kommt noch die „Handlungswiſſenſchaft“ als eine beſondere Sparte hinzu. Da aber die Philoſophie als gemeinſamer Unterrichtsgegenſtand allen Fakultätsſtudien vorausging und die philologiſchen Fächer wenigſtens inſoweit betrieben wurden, als die oberen Klaſſen unſerer heutigen Gymnaſien ſie dem Unterricht zu Grunde legen, ſo vereinigte die herzogliche Militärakademie im Weſentlichen den geſammten Unterricht unſerer gelehrten Mittelſchulen und, die Theologie allein abgerechnet, auch die Fakultäten einer Univerſität. Ich füge für die äußere Geſchichte der Anſtalt zunächſt nur hinzu, daß dieſelbe am 18. November 1775 von der Solitude nach Stuttgart verlegt wurde; und daß ſie Kaiſer Joſeph II. am 22. Dezember 1781 zum Rang einer Univerſität erhob. Von da an führte ſie bis zu ihrer Auflöſung den Namen „Hohe Karlsſchule“, wobei ſogleich zu bemerken iſt, daß Schiller dem Namen nach niemals „Karlsſchüler“ geweſen iſt, da ſein Austritt bereits im Dezember 1780 erfolgte. Da die Erhebung der herzoglichen Militärakademie zur Univerſität die Notwendigkeit herbeiführte, förmliche Fakultäten zu errichten, ſo finden wir deren nunmehr ſechs: eine juriſtiſche, mediziniſche, philoſophiſch-philologiſche, militäriſche, ökonomiſche und eine Fakultät der freien Künſte. In Verbindung mit dieſer akademiſchen Stufe behielt aber die Karlsſchule die gymnaſialen Abteilungen bei.

Es iſt nicht leicht, einem ſo komplizirten und eigenartigen Organismus, wie ihn die herzogliche Militärakademie und hohe Karlsſchule darſtellt, nach ſeinem didaktiſchen und pädagogiſchen Werte gerecht zu werden. Das Urteil der Mitwelt ſchwankte oder ergoß ſich in Widerſprüchen, und ſie ſieht die raſchaufgewachſene Schöpfung faſt ſchon wieder vom Schauplatz verſchwinden, ehe ſie über ihr feſter gewordenes Gefüge zu einer geſicherten Meinung gelangt. Eine „Sklavenplantage“ nannte ſie Schubart, und gegen ihren Stifter richtete er das Epigramm:

„Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein."

Es hat an Anschuldigungen und Klagen von Seite der Zöglinge und deren Eltern nicht gefehlt; auch im Lande, in den ständischen Versammlungen hatte sie ihre Gegner, und die Universität Tübingen wie das Gymnasium zu Stuttgart erhoben Einspruch gegen den Bestand der Konkurrenzanstalt und gegen ihre Einrichtungen. Andrerseits strahlte die herzogliche Schule weit über die Grenzen Würtembergs hinaus in Ruhm und Ehre, ja sie genoß eine europäische Zelebrität; sie war der Stolz ihres Stifters, der ihr für lukubröse Ausstattung großartige Mittel zuwandte; Fremde, ausgezeichnet durch Rang oder Geist, verfehlten, wenn sie nach Stuttgart kamen, nicht, sie zu besuchen; zahlreiche Ausländer übergaben ihr zur Erziehung ihre Söhne; eine große Reihe von Männern glänzenden Namens ging aus ihr hervor, Schiller nicht nur, sondern auch Cuvier und die Künstler Dannecker, Scheffauer, Schick, Wächter, V. Heideloff, Koch, Hetsch, Thouret, der Musiker Zumsteeg.

Allerdings kann nach letzterem Umstand der Wert einer Schule nicht taxirt werden; denn nicht die Schule erzeugt die Talente, sie übernimmt sie nur durch Gunst des Zufalls; und ihre überall nur auf ein Durchschnittsmaß geistiger Kräfte beberechnete und auf konventionelle Ueberlieferungen gegründete Methode vermag außerordentliche Begabungen leichter zu hemmen als im Wesentlichen zu fördern. Wenn man, wie es zum Beispiel von Gottschall geschehen ist, Sätze aufstellt, gleich folgendem: „Dem vielgeschmähten wüsttyrannischen Herzog Karl Eugen verdankt es das deutsche Volk, daß ein großer Dichter ihm nicht an eine Facultät verloren ging, die als höchste dichterische Blüte nur einen Herder zeitigen konnte, daß Schiller nicht die Kanzel eines würtembergischen Dorfpfarrers bestieg, statt der deutschen Nationalbühne seinen Genius zuzuwenden" [1]) — so denkt man

[1]) Im „Neuen Plutarch", 3, 272.

gering von der Willenskraft und dem notwendigen Aeußerungsdrange des Genies. Schiller wäre unser größter Dramatiker geworden, auch wenn ihn sein Schicksal von der Lateinschule weg in eine theologische Klosterschule geführt hätte, er wäre es im Widerspruch geworden gegen den in den Klosterschulen herrschenden Geist, so gut wie er der Dichter der „Räuber" wurde im Widerspruch mit dem an der Militärakademie großgezogenen Geist. Auch Hölderlin, der doch eine geringere Energie des Talentes besaß, als Schiller, ging durch ein theologisches Seminar hindurch, ohne würtembergischer Dorfpfarrer zu werden; und auf Schelling, auf Hegel hinzuweisen, läge gleichfalls nahe. Daß aber der dreizehnjährige Schiller sich die Theologie in den Kopf gesetzt hatte und noch einige Jahre darnach den Wunsch hegte, seinem Vaterlande als Gottesgelehrter zu dienen, kann nicht in Rechnung gebracht werden; denn seiner eigentümlichen, sein Leben gänzlich bestimmenden Kraft und Begabung war er sich damals noch nicht bewußt geworden.

Julius Klaiber macht mit vollem Rechte die Bemerkung, daß jene Periode des schwäbischen Volkstums einen außerordentlichen Reichtum an genialen Kräften aufzuweisen hatte, daß eben damals das theologische Stift der Universität Tübingen sich rühmen konnte, nicht nur Spittler und Planck, Stäudlin und Paulus, sondern auch Hölderlin, Hegel und Schelling gebildet zu haben, so daß „man die Zahl der berühmt gewordenen Karlsschüler eher kleiner zu finden geneigt sein wird, als man von einer so besonders auf glanzvolle Entfaltung gerichteten Anstalt zum Voraus sich denken möchte".

Was dagegen in der Abwägung von Wert und Bedeutung der herzoglichen Schule dieser unzweifelhaft zu gut geschrieben werden muß, ist der Umstand, daß sie in einer geschichtlich unverkennbaren Weise das Maß der allgemeinen Bildung im würtembergischen Lande erhöhte, daß durch ihre Zöglinge in alle Zweige des Staatsdienstes, in den Militär- und selbst in den Gewerbsstand ein Geist getragen wurde, der, so verschiedenartig seine Bethätigung sein mochte, doch überall ein gewisses gemeinsames Gepräge und vielfach die Wirkung erfrischender Anregung

geltend machte. Hierin liegt ein kulturgeſchichtliches Moment, das an und für ſich eine Studie über die Wirkſamkeit der Karlsſchule intereſſant und weittragend zu machen vermöchte.

Was aber uns zwingt, mit ihren Einrichtungen, ihren Licht- und Schattenſeiten uns vertrauter zu machen, iſt eben doch der Umſtand, daß ſie in dem Zeitraume von 8 Jahren der Boden iſt, auf welchem der Jüngling, mit deſſen Geiſtesgeſchichte wir uns beſchäftigen, heranwächſt, die Anſtalt, die ihm Gymnaſium ſowohl als Univerſität vertreten ſollte. Denn ſo entſchieden unſere durchgängige Auffaſſung die Freiheit und Souveränetät individueller Geiſteskraft betonen will, ſo könnte doch nur ein gänzliches Mißverſtehen die vorhin ausgeſprochene Meinung des Verfaſſers dahin auslegen, als ob es gleichgültig geweſen wäre, welche Art und welcher Grad von intellektueller und moraliſcher Erziehung dem werdenden Dichter zu Teil wurde. Vielmehr iſt ja auch die gewaltigſte Geiſtesanlage, welche die Natur hervorbringt, gewiſſermaßen ein ungefülltes Gefäß, ehe ſie durch Welt und Wiſſen, durch Erfahrung, Anſchauung, Kenntniß einen materiellen Inhalt ſich zuführt. Wie ſie dieſen verarbeitet, was ſie aus ihm macht und geſtaltet, iſt das Eigentum ihrer Natur und Individualität; aber der von außen zugeführte Gehalt, ſei es daß er mit Richtungen der Seele, die noch kaum bewußt in ihr ruhen, ſich willig verſchmilzt, ſie befruchtet und zum Wachſen bringt, ſei es daß er den Widerſpruch und das Gegenſpiel urſprünglicher Neigungen hervorruft, iſt für die konkrete Entwicklung und geſchichtliche Erſcheinung des Lebens nirgends gleichgültig.

Ich will mich deutlicher machen, indem ich auf Schiller zurückkomme. Ihm gab die Natur mit, ein Dichter zu ſein, das heißt, ſie gab ihm von den erſten Momenten an, da ſie ihn als ein lebendiges und beſtimmtes Weſen formte, die Kraft und die Nötigung mit, die Welt in künſtleriſch-dichteriſcher Weiſe anzuſchauen, was er empfand und dachte, als Poet zu geſtalten. Ja, ſie miſchte von vornherein in ſeinem Geiſte die Elemente ſo, ſetzte Intellekt, Wille, Anſchauung, Phantaſie, Formſinn, Empfindung in ſolches Verhältniß, daß es ihm am gemäßeſten wurde, in der-

jenigen Gattung der Dichtkunſt, welche die dramatiſche heißt, ſich auszuſprechen, ſeinem künſtleriſchen Triebe Genüge zu thun. Dies nehme ich für durchaus gegeben. Und noch mehr: auch die leidenſchaftliche Subjektivität und Innerlichkeit, welche ſeinem künſtleriſchen Schaffen eine ſo beſtimmte Färbung geben, und die Neigung, die großen Geſtalten ſeiner Dichtung zu Trägern allgemeiner, weltbewegender Ideen zu machen, alſo Alles, was als ſein ethiſches und politiſches Pathos zu Tage kommt, hat ſeinen Urſprung in elementaren, mitgegebenen Qualitäten. Mit dieſen Qualitäten, dieſen Geiſtesanlagen im Allgemeinen ſtellte ihn die Natur in ſein Volk und ſeine Zeit. Von beiden Kreiſen aus kommen ſeinem Talente die erſten modifizirenden Beſtimmungen. Erziehung und Lebensgang fügen weitere Modifikationen hinzu, ſo daß endlich die Summe ſeiner Schöpfungen das Reſultat des Prozeſſes iſt, in welchem er nach innerer Notwendigkeit ſeiner geiſtigen Richtung und Kraft alle von außen und zufällig kommenden Eindrücke in ſich verarbeitete, umformte und zu ſelbſtändiger Geſtaltung brachte.

Man wird alſo immer, auch wenn Schillers Erziehungsgang ein anderer geweſen wäre, anzunehmen haben, daß die Kraft ſeines Geiſtes in dichteriſcher und, früher oder ſpäter, in dramatiſcher Produktion ſich zu offenbaren unternommen hätte. Dagegen daß in ſeinen erſten Dramen die Stimmungsregion, wie ſie uns nun vorliegt, die Folie für ſeine Phantaſie bildete, daß er gerade dieſe Stoffwelt, dieſe Sujets ſich wählte, daß er „die Räuber" dichtete, das iſt die Wirkung des Mitſpieles alles deſſen, was Einfluß der Umgebung, Lebensgang, von außen kommender Zufall heißt.

Nicht eben ſelten begegnet man einer Vorſtellungsart, welche mit Hilfe einer nichts weniger als logiſch disziplinirten Manipulation die geſchichtlichen Geſtalten Goethes und Schillers der zeitgenöſſiſch-jugendlichen Gegenwart einigermaßen adaptiren möchte. So hat Du Bois-Reymond in einem ſeiner rhetoriſch-flachen, effektſüchtigen Vorträge [1]) die Meinung kundgegeben, Goethe, wenn er

[1]) „Culturgeſchichte und Naturwiſſenſchaft."

heute jung würde, ließe „vermuthlich Werther, Götz und Faust ungeschrieben“ und übte lieber im Reichstag seine Volksrednergabe. Und ein Anderer resolvirte sich, in Betracht, daß in unseren Tagen das Kompliment der Naturwissenschaft gebühre, zu der Behauptung, daß Schiller, wenn er heute lebte, gewiß der Naturwissenschaft, z. B. der Chemie, sich zugewendet und darin Großes geleistet haben würde. Dergleichen sieht immer interessant aus, ist aber ein gutes Exempel für das falsch Geistreiche. Da ich gegen die genannte Manier mich bereits an anderer Stelle[1]) ausgesprochen habe, so möge mir in gegenwärtigem Zusammenhange erlaubt sein, einige Sätze zu wiederholen.

Biographische Nachkonstruktionen, wie die erwähnten, übersehen zunächst nur einen Punkt, aber den Hauptpunkt. Was Goethe und Schiller für sich, was sie uns geworden sind, wurden sie durch ihr poetisches Genie. Seine Art und Macht ist ihre Individualität, ihre Besonderheit, ihr Wesen. Nimmt man ihnen das poetische Genie, denkt man sie sich als Parlamentarier, als Chemiker, anstatt als Dichter, so nimmt man ihr Wesen, zerstört den Begriff ihrer Individualität und den ihrer geschichtlichen Erscheinung. Dann ist eben Goethe nicht mehr Goethe, Schiller nicht mehr Schiller. Dann bleibt nur die vage Vorstellung einer eminenten Geisteskraft, eine Abstraktion, zu welcher man ausgehend von der Betrachtung des geschichtlich-konkreten Wirkens jener Männer gelangte, während man gerade ihr geschichtlich-konkretes, lebendiges Wirken in der Vorstellung wieder aufhebt.

Uebrigens läuft bei solchen Konstruktionen auch eine Verschiebung geistiger Wertverhältnisse mit unter. Eine Einzelwissenschaft wäre für Schiller zu enge. Diese Andeutung wird ja genügen; verfolgen wir hier die Frage nach anderen Richtungen hin.

Jede geschichtliche Erscheinung ruht mit offen zu Tage liegenden und noch mehr mit geheimen Wurzeln in ihrer Zeit und Nation, wird nur aus ihr völlig erklärt und begriffen, kann

[1]) Beilage zur Allgem. Zeitung, Jahrgang 1880, Nr. 203.

im Ernſte in der Vorſtellung nicht von ihr getrennt werden. Wäre „Kabale und Liebe“ nicht geſchrieben, heute würde Niemand mehr darauf verfallen; oder wenn ein Dichter ein ähnliches Sujet ſich wählte, er brauchte ganz andere Motive und eine andere Empfindungsnuance. Aber als es entſtand, da traf das Stück den Nerv der Zeit; denn damals galt noch ein Gegenſatz von adelig und bürgerlich, von dem wir heute nichts mehr wiſſen, und damals konnte man noch mit Fingern auf die Landesväter zeigen, welche die Söhne ihres Volks an das Ausland verkauften und mit Geldern, aus Blut und Thränen erpreßt, ihre Feſten brillant machten. Und Werther? Hat die ganze Dämmerwelt von Empfinden, in welcher dieſe Produktion ruht, nicht zur geſchichtlichen Unterlage eine von Oſſian, Sterne, Rouſſeau, Klopſtock erregte, ſo weiche als leidenſchaftliche Herzensſtimmung der Menſchen?

Freilich iſt in dieſen Dichtungen noch etwas, und das iſt nicht ihr geringſtes Element, was ihnen die Zuſtimmung und Mitempfindung auch ferner Nachwelt erhält: ihr abſoluter, poetiſcher und geiſtiger Wert; aber ihr geſchichtlicher Urſprung war getragen und bedingt von ihrer Zeit. Man kann alſo wohl ſagen: ein Dichter unſerer Tage würde Werthers Leiden nicht ſchreiben. Wenn aber eine Begabung, welche an die Geiſteskraft und Geiſtesart jener Unſterblichen zu erinnern vermöchte, heute wieder unter uns aufſtände, ſo würde ihr Träger eben wieder nicht als Parlamentarier oder als Naturforſcher ſeine Macht kundgeben, ſondern als Dichter, indem er dem heutigen Zeitalter von den Lippen nehmen würde, was deſſen Herz bewegt und deſſen Mund ſtammelt.

Ich dürfte flüchtiger über dieſen Punkt hinweggehen, wenn nicht ein wahrhaft geiſtvoller Schriftſteller und einer der befähigtſten, welche in Deutſchland über Dinge der Kunſt geſchrieben haben, die gegneriſche Auffaſſung durch ſeine Autorität unterſtützen würde. Denn auch Ludwig Pfau, den ich hier zu erwähnen genötigt bin, kommt in ſeinen „Freien Studien“ zu der Aeußerung: „Wer weiß ob Shakeſpeare, wenn er im neunzehnten Jahrhundert lebte, nicht im Parlament oder auf der Miniſter-

bank mitſpielen würde, ſtatt in ſeinen Dramen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Goethe und Schiller, wenn ſie heute wieder zur Welt kämen, ſich mit Wiſſenſchaft und Philoſophie beſchäftigen würden, ſtatt Gedichte zu ſchreiben — vielleicht auch mit Politik“ [1]). Ich möchte alſo noch Folgendes bemerken.

Scheinbar entſpringt die Vorſtellung, wornach z. B. Shakeſpeare im 19. Jahrhundert ſeine Rolle nicht auf der dramatiſchen Bühne, ſondern im Parlament ſpielen würde, einem geſchichtlichen Tiefblick, welcher erkennt, daß alle geniale Leiſtung im Inſtinkte der Maſſen und in der Gemeinſchaft der Zeit ihre Vorausſetzung habe. Sie verbindet ſich gerne mit einer Polemik gegen Ueberſchätzung der geſchichtlichen Selbſtthätigkeit des Genies, und Ludwig Pfau führt ſeinen Beweis gerade in dieſer Richtung. „Ueberhaupt,“ fügt er bei, „ſind all die genialen Redensarten über das Genie, die ſich noch von der Sturm- und Drangperiode herſchreiben, mehr oder weniger albern. Das höchſte was der Menſch erreichen kann iſt die Erkenntniß der Wahrheit, und dieſe ſteht jedem offen der ein geſundes Hirn hat, und ſo frei iſt denken zu lernen. Das Genie iſt weder eine ſo wunderbare Beſonderheit noch eine ſo ausſchließliche Begabung als man gewöhnlich glaubt.“ Zuvor definirt er das Genie „als ein kräftiges Talent dem eine tüchtige Intelligenz zur Seite ſteht, und das von der zeugenden Kraft des Volkes befruchtet wird“; er nennt es einen „Spiegel der die Seele der Nation auffängt und zurückwirft“.

Ganz äußerlich betrachtet wird eine Organiſation, von der man ſagen darf, daß ſie einem Spiegel gleich die Seele der Nation auffange und zurückwerfe, immerhin als eine ſeltene und beſonders glückliche gelten müſſen, denn eine außerordentlich feinfühlige und auch breite Rezeptionskraft iſt damit bedingt. Ob das Bild ſelbſt die Sache vollkommen deckt, iſt eine andere Frage; die vorliegende Biographie hat bereits an früherer Stelle Merkmale des Genius und das Verhältniß deſſelben zu ſeinem Volke zu beſtimmen verſucht. Den dunklen Drang hat die

[1]) Ludwig Pfau, Freie Studien, Stuttgart 1874, S. 246—247.

Maſſe, das Genie hat ihn am ſtärkſten und es befreit ſich und die Zeit, indem es die Bahn bricht und das Muſter aufſtellt; das Talent folgt nach. Der Begriff der Spiegelung gibt ein ſchönes und bedeutſames Bild, aber er reicht nicht hin; denn das Genie gibt *von ſich aus* ſeiner Nation ebenſo ſehr *Impulſe* als es ſolche von ihr empfängt.

Die Sturm- und Drangperiode hat ja freilich mit der Bezeichnung Genie einen ärgerlichen Mißbrauch getrieben, und in unſern Tagen macht es die Phraſe und die Oberflächlichkeit nicht anders. Man ſollte das Wort Genie nicht nur mit der ſtrengſten abwägenden Vorſicht, ſondern auch mit einer Art von Keuſchheit gebrauchen. Aber entbehren kann dieſen Begriff im Sinne eines nicht lediglich graduellen Unterſchiedes gegenüber dem Talent weder die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, noch die Philoſophie und die Pſychologie. Der Blitz des Gedankens, der in eine vorher dunkle oder noch gar nicht bemerkte Tiefe hinabzuckt, kommt eben doch nicht jedem Gehirn, auch „wenn es ſo frei war denken zu lernen“. Und dasjenige Gehirn, in dem er ſich erzeugt, der Kopf, in dem eine neue und in großem Sinne fruchtbare Verbindung geiſtiger Stoffelemente ſich formt, heißt eben doch mit präziſem Recht genial gegenüber den tauſend anderen Köpfen, in denen ein regelmäßiges Mitgehen, ein ſucceſſives Fortſchreiten die bewußte und gewollte Operation iſt. Wenn man die Lebensgeſchichte der großen Erfinder und Schöpfer, ſei es im Reiche des Gedankens, in der Kunſt, in der Technik durchblättert, ſo wird man zwar bemerken, daß in der Richtung, in welcher ihre ausgezeichnete Leiſtung liegt, ſich ſchon zuvor ihr konzentrirtes Intereſſe bewegte; aber die That ſelbſt, der einſchlagende Punkt, war ein Moment, ein Einfall, eine plötzliche *Anſchauung*, ein inneres Geſicht und Traumbild, eine Vorwegnahme des Ganzen, auf welche die intellektuell-logiſche Prüfung in der Regel erſt nachfolgte. Sicherlich iſt bei dieſem Vorgang die Phantaſie, und zwar in allen Gebieten des Geiſtes, nicht nur innerhalb der Kunſt, mehr beteiligt als zumeiſt angenommen wird.

Aber wir wollen auf den Streitpunkt ſelbſt zurückkommen.

Die Vorstellungsart, gegen welche diese Zeilen Widerspruch einlegen, ist eine unrichtige Operation mit geschichtlichen Begriffen. Man kann die Frage aufwerfen, welche Stellung Shakespeare zu dieser oder jener modernen Erscheinung nehmen würde, wenn er von ihr wüßte; man kann diese Frage annähernd zu beantworten versuchen auf Grund seiner Werke, sofern sie im Allgemeinen über seine Denkart Aufschluß geben. Dies ist ein erlaubtes Gedankenspiel. Aber alles Weitere ist vom Uebel. Was aus Shakespeare geworden wäre, wenn er heute lebte, ist eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Man läßt sich dabei auf eine Rechnung ein, welche in den Rechnungsansatz nicht zusammengehörige Posten bringt. Sie bleibt immer resultatlos, sie ist nichts als eine Seifenblase des Gehirns. Dem Anschein nach und theoretisch möchte sie das Individuum, wie billig, den großen geschichtlichen Mächten unterordnen; in der That aber, im praktischen Fall, löst sie ein persönliches Wesen von seiner nationalen und familiären Genesis ab, hebt ein Individuum aus seinem ganzen geschichtlichen Zusammenhang heraus, ohne dessen Folie wir doch von ihm nichts wissen. Das Leben auf der Erde in seiner geschichtlichen Entwicklung ist ein einziger großer Organismus. Von ihm ein Teil ist jede Einzelerscheinung, an ihrer Stelle notwendig und wirklich und nur an dieser Stelle notwendig und wirklich. Nur einmal ist sie geworden, nur einmal konnte sie werden; nie kommt sie wieder, nachdem sie hinabtauchte unter die Schwelle des Seins. Aber so lange sie lebt, fließt in ihr das Blut ihres Zeitalters, und durch das Blut ihres Zeitalters lebte sie. Eine solche organische Einzelerscheinung ist jede Person, jede in einer Person konkret gewordene Begabung. Das gemeine Sprichwort: Niemand kann aus seiner Haut fahren, hat hier einen höheren Sinn; und es hat auch in diesem Sinne recht. Die Formel aber, welche in Wahrheit die Achtung vor dem zeugenden Instinkte der Zeit repräsentirt, müßte lauten: Wenn eine Periode, eine Generation ihre gesammte geistige Arbeit und Stimmung auf das politische Leben richtet, wird sie keine Natur ähnlich der Shakespeares hervorbringen.

Aber auch ein psychologischer Fehler spielt in jener Rechnung

mit. Indem man ſich ſagt, daß Shakeſpeare heute in der Politik ſeine Thätigkeit ſuchen würde, trennt man die Pſyche von der Begabung. Man läßt ſich auf Schlüſſe ein, als ob die Begabung, in vorliegendem Falle das poetiſche Genie, der Seele nur äußerlich, nebenbei anhaftend wäre. Aber Seele und Geiſteskraft ſind eine untrennbare Einheit; ſie ſind das nämliche Weſen, das einemal ruhend gedacht, das anderemal thätig.

Nach ſolcher Darlegung mehrerer Prinzipien biographiſchen Betrachtens wird nun auch der Geſichtspunkt fixirt ſein, von dem aus wir die didaktiſchen und pädagogiſchen Einrichtungen der Schule, an welcher Friedrich Schiller erzogen ward, einer eingehenderen Prüfung unterziehen; wobei um der Kürze willen unter dem Namen „Karlsſchule“ auch das Stadium der Anſtalt als herzoglicher Militär-Akademie mitinbegriffen ſein ſoll.

Ganz eigentümlich iſt ihr eine Verbindung jener Unterrichtstendenz, welche wir in der Terminologie moderner Pädagogik die realiſtiſche nennen, mit einer ſtarken Betonung des Studiums der Philoſophie. Entſprechend einer Vorneigung für die realiſtiſchen Fächer des Unterrichts und einer das praktiſche Bedürfniß, das Lernen für das Leben im Auge haltenden Methode, finden wir die Karlsſchule ein vorzügliches Gewicht legen auf das Franzöſiſche, auf Naturwiſſenſchaften und Mathematik, Geographie und Geſchichte. Leicht konnte ſich bei ſolcher Tendenz die mediziniſche Abteilung zu großer Blüte entwickeln; wenn auch noch nicht zu Schillers Zeit, ſo doch ſpäter, zu Anfang der neunziger Jahre, galt ſie als die am beſten beſetzte mediziniſche Fakultät Deutſchlands, ausgeſtattet mit einem weit reicheren Programm als die der Tübinger Univerſität. Auch die militäriſche Abteilung erwuchs zu beſonderem Ruhme der Geſammtanſtalt; man durfte ſie um ihres ſyſtematiſch-umfaſſenden militärwiſſenſchaftlichen Unterrichtsprogrammes willen als eine der vollkommenſten Kriegsſchulen Europas bezeichnen. Nicht ſo günſtig wirkte der die Anſtalt beherrſchende Geiſt auf den Betrieb der alten Sprachen; wenigſtens blieb die Karlsſchule hierin zurück gegenüber den auf den Gymnaſien und den Kloſterſchulen des Landes mit Stolz gepflegten philologiſchen Traditionen. Indem der lateiniſche

Unterricht an der Karlsschule mehr Nachdruck und Zeitaufwand auf die Lektüre der alten Autoren legte als auf Uebersetzungen aus der Muttersprache in das Lateinische und auf die lateinische Stilübung, wurde die strenge und sichere Beherrschung des sprachlichen Materials weder seine Absicht noch sein Gewinn. Dafür galt im Lateinischen die Erklärung der Schriftsteller, sachliche, antiquarische, mythologische, geschichtliche Erläuterung ihres Textes als die Hauptsache. Liegt in diesem Prinzip etwas Richtiges und dem modernen Sinne Zusagendes, so ist doch nicht zu leugnen, daß, wenn der Betrieb der klassischen Sprachen zur Gymnastik des Geistes dienen soll, die vertraute und gründliche Bekanntschaft mit dem sprachlichen Material, mit der Grammatik und Logik der alten Sprache nicht eben in den Hintergrund treten darf. Merkwürdig ist die Stellung des Griechischen an der Karlsschule. Nach dem Umfang, in welchem dieser Unterrichtszweig betrieben wurde, wie nach der Bedeutung, die man ihm bewußt beilegte, ragte hierin die Karlsschule vor den übrigen Landesschulen weit hervor. Man hatte Einblick genug, um zu wissen, „daß die griechischen Autoren zur Bildung des Geschmacks mehr beitragen als selbst die lateinischen". Aber allerdings brach sich diese Ueberzeugung erst allmählig und im Laufe der Entwicklung des Lehrprogrammes Bahn; wogegen während der Periode, in welcher Schiller Zögling war, das Griechische eine untergeordnete Rolle spielte und mit einer sehr spärlichen Stundenzahl ausgestattet war. Es ist überhaupt zu berücksichtigen, daß Schiller der Karlsschule während eines Zeitraumes angehörte, in welchem ihre Organisation noch nicht zur vollen Reife und Durchbildung gelangt war; und es ist sowohl der vorhin erwähnten durchgehenden Methode in Behandlung der lateinischen Sprache als der ursprünglichen Vernachlässigung des Griechischen zuzuschreiben, daß er der klassischen Sprachen nicht so sehr Meister ward, als es ihm später öfters das Bedürfniß unvermittelter Lektüre wünschenswert machte; Schiller brachte, um einen populären Ausdruck zu brauchen, von der Akademie nicht den „philologischen Schulsack" mit, den seine Landsleute Schelling und Hegel auf den würtembergischen Stiftsschulen,

Lessing an den sächsischen Schulen sich anzueignen vermochte.

Bei einer Unterrichtsmethode, welche eine realistisch-praktische Richtung zum vorherrschenden Gesichtspunkte machte, muß nun die daneben hergehende Betonung der Philosophie, eines Lehrgegenstandes, der aus ganz anderen geistigen Quellen zu fließen und auf ein anderes Bildungszentrum hinzuweisen scheint, auf den ersten Anblick Befremden erregen. In der That bildete die Philosophie an der Karlsschule die Grundlage aller Fakultätsstudien, ja den Mittelpunkt des gesammten Unterrichtes. Bei dieser Breite der Geltung gewährte die Philosophie zwischen allen besonderen Berufsrichtungen und Berufsabteilungen das vermittelnde Band. Und zwar finden wir die philosophischen Abteilungen, als den oberen Klassen unserer Gymnasien entsprechend, in die Mitte gerückt zwischen die philologischen Abteilungen, welche die unteren und mittleren Klassen unserer Gymnasien vertraten, und die sogenannten „studirenden Berufsabtheilungen", welche, die Ausbildung der Zöglinge abschließend, die Fachbildung im engeren Sinne gewährten. War diese Dreiteilung auch keine strikte oder bestimmt ausgesprochene, so machte sie sich doch, als der Natur der Sache gemäß und mit der Altersentwicklung der Zöglinge korrespondirend, für die Verteilung der Lehrgegenstände und ihre Stundenzahl mehr und mehr geltend. Selbst in der ersten Periode der Unterrichtsorganisation der Militär-Akademie, als noch der Grundsatz galt, die Berufsbildung möglichst frühe beginnen zu lassen, hatten doch die allgemein bildenden und philosophischen Fächer über das Fachstudium weitaus das Uebergewicht. Dieser Punkt ist auch für Schillers Bildungsgang von Wichtigkeit. Schiller wird zu Anfang des Jahres 1774, vierzehn Jahre alt, unter den „Juristen" aufgezählt; die Vorbereitung auf seinen juristischen Beruf aber „beschränkte sich auf 3 Stunden Naturrecht, 2 Stunden Reichshistorie und 2 Stunden Römische Alterthümer," während seiner Abteilung gleichzeitig zugehören: „6 Stunden zur Metaphysic, worinnen die philosophische Historie absolviert, die Logic, Ontologie und Theologia naturalis repetiert, die Cosmologie hingegen und Psychologie angefangen und absolviert

werden ſolle; 6 Stunden zur Rhetorik, Poeſie und ſchöne Wiſſenſchaften, oder eigentlich zur lateiniſchen Sprache, worinnen der Terentius abſolviert, der Horatius aber und Cicero's Briefe angefangen würden; 3 St. zur griech. Sprache, 5 zum Franzöſiſchen, 4 zur Univerſal- und Specialhiſtorie und Geographie, 6 zur Matheſi." Und im Lehrplan des Jahres 1775 treffen in der Abteilung Schillers 9 Wochenſtunden auf Vorbereitung für den juriſtiſchen Beruf, wogegen 15 auf Philoſophie und Redekunſt fallen. Der pädagogiſche Standpunkt, welcher bereits damals einen ſo ſichtlichen Nachdruck auf philoſophiſche Studien legte, führte ſodann dazu, philoſophiſche Abteilungen allen ſtudirenden Berufsabteilungen als gemeinſame Vorbildungsſtufe vorausgehen zu laſſen.

Um dieſe Einrichtung nach ihren Motiven und ihrer Bedeutung zu würdigen, iſt zunächſt daran zu erinnern, daß das 18. Jahrhundert die Philoſophie mit ausgeſprochener Vorliebe in den Vordergrund der geiſtigen Intereſſen zu ſtellen gewohnt war. Philoſophiſch aufgeklärt zu ſein, an den Gedankenkreiſen teilzunehmen, welche in Deutſchland die rationaliſtiſche Schule Wolffs, in Frankreich vor Allen Voltaire und unter den Enkyclopädiſten Diderot hervorgerufen hatten, galt als ein unumgängliches Bedürfniß, als ein untrügliches Kennzeichen geiſtiger Bildung. Und wie die rationaliſtiſche Aufklärung von der Philoſophie aus in die Einzelwiſſenſchaften eindrang, ſo wendete ſie ſich litterariſch, hier insbeſondere zu einem mächtigen Kulturfaktor werdend, in tauſend Flugſchriften, Briefen, Dialogen an die Maſſe des Volkes. Auch die begabteren Köpfe unter den deutſchen Fürſten vermochten dieſer Bewegung ſich nicht zu entziehen. „Philoſophen auf dem Thron" genannt zu werden, war ein Ziel ihres Ehrgeizes, und es iſt Friedrich der Große, der an Wolff, als dieſer ihm ſein Naturrecht dedizirt hatte, ſchrieb: „Jedes denkende und wahrheitsliebende Weſen muß an dem neuen Werk, welches Ihr ſoeben veröffentlicht habt, theilnehmen . . . Es kommt den Philoſophen zu, Lehrer der Welt und Leiter der Fürſten zu ſein. Sie müſſen conſequent denken und uns kommt es zu, conſequent zu handeln. Sie müſſen erfinden, wir ausführen." Daß bei dieſer allge-

meinen Stellung der Zeit zur Philoſophie letztere Disziplin auch den pädagogiſchen Reformen dienſtbar gemacht wurde, daß Herzog Karl, der ſeine Anſtalt nach dem Maße ſeiner Einſicht zu einem Gefäß für die fortſchreitende Bildung des Jahrhunderts zu formen bedacht war, der Philoſophie eine breite Wirkſamkeit einräumte, kann demnach nicht verwundern. Uebrigens iſt einige Anlehnung an franzöſiſches Muſter auch hierin bemerklich; denn Unterricht in der „logique“ zu Zwecken einer praktiſchen Verſtandesbildung war bereits im Programm Ludwigs XV. vorgeſehen.

Jener vorhin erwähnte Kontraſt geiſtiger Tendenzen verliert indeſſen von ſeiner Schärfe, wenn wir genauer ins Auge faſſen, was man an der Karlsſchule unter philoſophiſchem Unterricht verſtand, wie man ihn betrieb, was überhaupt die Zeit als philoſophiſche Lehre gewährte. Ich darf auch hiefür die Aufmerkſamkeit des Leſers einen Augenblick in Anſpruch nehmen, denn wieder handelt es und gerade ſich bei dieſem Punkte ſehr weſentlich um die geiſtige Nahrung, welche Schiller in ſeinen Jugendjahren empfing. Die Wolffſche Philoſophie nach ihrer Verſtändigkeit, Faßlichkeit, bei ihrem Verzicht auf ſpekulative Tiefe, ihrer Anbequemung an das leichte Räſonnement des geſunden Menſchenverſtandes war an ſich in beſonderer Weiſe geeignet, eine Popularphiloſophie zu werden. Was dann, von ihr angeregt und zugleich beeinflußt von Theorien und Beſtrebungen der engliſchen und franzöſiſchen Freidenker, die ſogenannte „deutſche Aufklärung“ als Philoſophie verbreitete, kleidete ſich nicht in das Gewand eines ſchulmäßig ſtrengen Denkens. Vielmehr gefiel ſich ihre litterariſche Darſtellung in freieren, bequemen, ſpielenden Formen, wie in Briefen, Selbſtgeſprächen, Betrachtungen, und ihre Richtung hatte einen charakteriſtiſchen Zug auf das Populär-Nützliche, Moraliſirende, auf ein geiſtreich-angenehm belehrendes, mitunter auch ziemlich triviales Reflektiren. An dieſer Art von Propaganda teilzunehmen, war der Schule nicht allzuſchwer und fügte ſich zugleich in den Geſichtspunkt, der ihre Pädagogik beherrſchte, ein. Man wollte mit Hilfe des philoſophiſchen Unterrichtes die Denkkraft der Jugend üben, aber

auch ihren Geſchmack und ihr Herz veredeln. Intereſſant iſt in dieſer Hinſicht der „Entwurf zu einer Generalwiſſenſchaft oder Philoſophie des geſunden Verſtandes zur Bildung des Geſchmacks, des Herzens und der Vernunfft," welchen Profeſſor Abel, der einflußreichſte Lehrer der Philoſophie an der Karlsſchule, dem Herzog vorgelegt hat. Abel möchte die allgemeinen Begriffe, „die jeder Menſch als Menſch nothwendig braucht und die die Abſicht haben, ihn aufgeklärt und geſittet zu machen" in einem Syſteme zuſammenfaſſen und demnach ſeine Vorträge nach folgenden Hauptteilen gliedern: 1) die Körperwelt: ihre Geſchichte, ihre Geſetze und Philoſophie über dieſelben. 2) Der Menſch: Pſychologie nach ihren weſentlichen Teilen, Philoſophie der Geſchichte; dann Moral, ſchöne Wiſſenſchaften und Logik; endlich das Leben eines wahren Weltweiſen. 3) Von der Welt überhaupt: Geſetze, nach denen ſie regiert wird, Beſtimmung, Urſprung. 4) Der Weltſchöpfer. In die Behandlung dieſer Themata, deren Region und Tendenz ſich vielfach an die litterariſche Thätigkeit der Populärphiloſophen, Garves, Engels, Mendelsſohns und anderer anlehnt, brachte Abel einen ſubjektiven Zug, indem ſeine Denkweiſe in Verwandtſchaft ſtand mit der Moralphiloſophie Shaftesburys und der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkommenden ſchottiſchen Philoſophenſchule, die in den Erfahrungsthatſachen des moraliſchen Inſtinkts und des geſunden Menſchenverſtandes (common sense) gegen Skeptizismus und Materialismus ein Gegengewicht zu finden hoffte.

Daß, wenn man auf den Erfolg dieſes Unterrichtszweiges im Ganzen ſieht, die nachhaltige Beſchäftigung mit der Philoſophie ein hoher Wertfaktor für die Karlsſchule wurde, iſt ſchon prinzipiell nicht in Abrede zu ſtellen. Bitter hat ſich die faſt gehäſſige Abwendung von der Philoſophie, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Signatur der Zeit wurde, gerächt: unſerer Generation, ſo vorgeſchritten ſie in den Einzelwiſſenſchaften ſich zeigt, ſo beweglich ihr Bildungstrieb iſt, fehlt das geiſtige Band, das zerſtreute Wiſſen zuſammenzuhalten, fehlt die Fähigkeit, aus einer Vogelperſpektive die Vielſeitigkeit des Erkennens zu überſchauen.

Die Philoſophie iſt das große Panharmonium, auf welchem die Stimmen ſämmtlicher Wiſſenſchaften wie zu einer muſikaliſchen Fuge vereint ihr Sonderrecht und ihren Zuſammenklang finden. Und ſie vorzüglich war es, welche den Zöglingen der Karlsſchule jene an ihnen gerühmte Weite des Blickes, jene Freiheit und ordnende Kraft des Geiſtes, jene Vielſeitigkeit des Intereſſes gewährte, welche über dem Einzelnen das Ganze nicht zu vergeſſen lehrt und über der beſonderen Berufsbildung den verſtändnißvollen Sinn für die Thätigkeit anderer Lebenskreiſe ſich nicht entzogen ſieht. Auch die Verſatilität, die Gewandtheit und Kühnheit des Ausdrucks, welche an den ſchriftlichen Ausarbeitungen der Karlsſchüler vielfach bemerkt worden iſt, darf wohl weniger der eine Dreſſur verſchmähenden Unterrichtsmethode, als dem befreienden, logiſche Sicherheit und Handhabung des Gedankenapparates vermittelnden Einfluß philoſophiſcher Studien zugeſprochen werden.

Freilich als das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts der philoſophiſchen Denk- und Ausdrucksweiſe der rationaliſtiſchen Aufklärung ein Ende machte, als Kants Philoſophie, das Denken des Jahrhunderts reformirend, im Rüſtzeug der ſtrengſten Gedankenoperationen einhertrat und die menſchliche Erkenntnißfähigkeit in ihren Fundamenten unterſuchte, war die Altersſtufe, welcher die Karlsſchule ihre philoſophiſchen Abteilungen zugewieſen hatte, für das Verſtändniß nicht reif.

Hinſichtlich der Stellung anderer Lehrgegenſtände und Lehrabteilungen an der Karlsſchule will ich nur noch des Deutſchen und der Künſte gedenken. Der deutſche Unterricht blieb lange faſt völlig vernachläſſigt; und auch als die Lehrer wiederholt und dringend auf die Notwendigkeit ſeiner regelmäßigen Pflege hingewieſen hatten, ward ihm die erforderliche Rückſicht nur in unzureichendem Umfang zugeſtanden. Damit in Zuſammenhang war ein anderer tiefer Mangel: die Erzeugniſſe deutſcher Litteratur und Poeſie wurden den Zöglingen der Karlsſchule nicht zugänglich gemacht, oder es wurde doch allem Anſchein nach von der Schule aus die Bekanntſchaft mit moderner Poeſie nur gelegentlich und infolge perſönlicher Neigung der Lehrer ver-

mittelt, wenn der eine oder andere in ſeinen philoſophiſchen Vorträgen Beiſpiele aus Dichtern heranzuziehen für gut fand.

Dieſe unziemliche Behandlung der deutſchen Sprache und Litteratur fällt dem perſönlichen Ermeſſen des Herzogs zur Laſt. Sie ſteht in innerer Beziehung zu der Behandlung, welche der Abteilung der Künſte an der Karlsſchule widerfuhr. War auch dafür geſorgt, daß ihre Fachſchulen mit guten Vorträgen beſetzt waren, ſo litten doch die Kunſtzöglinge unter ſozialer Zurückſetzung. Schon der Umſtand, daß die Karlsſchule Architekten, Bildhauer, Maler, Muſiker mit Stukkator- und Gärtnerknaben, Balletänzern und „künftigen Bedienten“ in eine Abteilung zuſammenwarf, bezeugt einen häßlichen Mangel an tieferer Teilnahme. Zwar wurden nachher die Jünger der bildenden Künſte und die Tonkünſtler inſofern bevorzugt, als man ſie an den philologiſchen und philoſophiſchen Vorträgen teilnehmen ließ, alſo ihnen einige allgemein-wiſſenſchaftliche Bildung gönnte; aber in den „Schlafabtheilungen“ hielt man ſie doch mit den niederen Elementen zuſammen, und von den akademiſchen Ordensauszeichnungen, welche für die übrigen Lehrabteilungen geſtiftet waren, blieben die Künſtler ein für allemal ausgeſchloſſen. Auch war das Gewiſſen in Bezug auf das thatſächliche Maß von Unterricht, das man den Kunſtzöglingen gewährte, ein ſehr weites; namentlich die unentgeltlich Aufgenommenen mußten es ſich gefallen laſſen, Jahre lang, anſtatt beſtimmungsgemäßen Unterricht zu erhalten, für die Bau- und Dekorationsbedürfniſſe des Herzogs niedrige und abſtumpfende Arbeiten zu vollziehen; ein Verfahren, bei dem allerdings die Zöglinge abverdienten, was fürſtliche Gnade an Unterhaltungsgeldern für ſie beitrug, aber auf Koſten und unter Herabwürdigung ihrer geiſtigen Kräfte. Gegen Mißbrauch ſolcher Art ſind der Anſtalt wiederholt Beſchwerden eingereicht worden; und darin lag einer der Anläſſe, infolge deren der nachmals berühmte Landſchaftsmaler Joſeph Anton Koch im Jahre 1791 ſeine Flucht aus der Karlsſchule bewerkſtelligte. Das innere Verhältniß des Herzogs aber zur bildenden Kunſt wird ganz deutlich durch die Frage, welche er einmal an den jungen Eberhard Wächter ſtellte, denſelben, der ſpäter in den von Winckelmann

und Carſtens eröffneten Bahnen Hochachtungswertes geleiſtet hat. Wächter, 5 Jahre lang genötigt, Kameralwiſſenſchaften zu ſtudiren, beſtand darauf, der Malerei ſich zu widmen. Da fuhr ihn der Herzog an: „Was, Er, ein Regierungsrathsſohn, ſchämt ſich nicht, ein Maler werden zu wollen?“

In dieſer Frage kommt ein arges Stück barbariſchen Sinnes zum Vorſchein. Dem hohen Herrn, der Jahrzehnte hindurch mit vollen Händen den Virtuoſen Geld ausgeſtreut hatte, deſſen Luſtſchlöſſer in ausgeſuchter Pracht glänzten, war die Kunſt ſelbſt doch nichts als ein Apparat für vornehmen Luxus, ein Mittel der Eitelkeit, ein Amüſement für die Sinne. Sie war im Grunde nur ſoweit für ihn vorhanden, als er ſie bezahlen konnte und mochte. Darum galten ihm die Künſtler perſönlich für eine Klaſſe von Bedienten. Daß die Kunſt ſich Selbſtzweck ſei, die Bethätigung einer mit Notwendigkeit wirkenden Kraft, und daß ſie ſouverän ſei als die aus dem Menſchengeiſt eine zweite Welt erſchaffende Natur, davon iſt ihm jegliche Ahnung abgegangen.

Unter ſolchen Umſtänden mußte die Poeſie, welche unter allen Künſten der Verwendung zum Luxus am widerſpenſtigſten ſich entzieht, dem Herzog Karl als etwas ungemein Ueberflüſſiges und Unnützliches erſcheinen; und ſo genoß weder in der herzoglichen Pädagogik poetiſche Lektüre eine Fürſorge, noch vermochte die poetiſche Produktion, welche in der Umgebung des Landesfürſten lebendig wurde, ſeiner Wertſchätzung ſich zu erfreuen.

Indem ich bezüglich der übrigen Lehrgegenſtände auf das Detail der didaktiſchen Anordnungen verzichte, will ich nur noch in wenigen Sätzen zuſammenfaſſen, was im Ganzen und Großen zu Gunſten der Karlsſchule geſagt werden kann. Daß eine Anſtalt, welche den Unterricht für alle Altersſtufen und nahezu ſämmtliche Lehrfächer umfaſſen will, eine gewiſſe Großartigkeit beſaß, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Auch mußte der nahe Kontakt, in welchen ſo viele Sparten wiſſenſchaftlicher Arbeit gerückt wurden, die Vereinigung einer ſo großen Anzahl von Zöglingen, die nach Alter, Herkunft, Nationalität und Berufsbildung verſchiedenartig waren, auf den Geiſt der Jugend

vielfach befruchtend, anregend wirken. Letzterer Umſtand, wie der Accent, der auf philoſophiſche Vorbildung gelegt wurde, gewährte die Möglichkeit einer univerſellen Bildung. Auch iſt nicht zu verkennen, daß die Organiſation eines ſo komplizirten wiſſenſchaftlichen Ganzen mit Aufwand von Scharfblick, Fleiß und Betriebſamkeit vollzogen wurde, und daß ein Inſtitut, welches in intellektueller Beziehung den vorgeſchrittenen Geiſt der Zeit in ſich aufzunehmen im Ganzen ſo willig war, ebendeßhalb mit manchem, was andere gelehrte Schulen als veraltete Tradition, als pedantiſchen Formalismus mit ſich ſchleppten, brechen mußte. Die Mittel, deren die Schule in immer wachſendem Umfang bedurfte, wandte der Herzog ſeiner Lieblingsſchöpfung mit Liberalität zu. Er wählte gerne jüngere Kräfte zu Lehrern, wenn ſie ihm wohlvorbereitet und geſchickt erſchienen. In der Einteilung des Studienplanes erkennt man die Rückſichtnahme auf einen verſtändigen Wechſel zwiſchen Vorträgen und Arbeitsſtunden, in welchen die Zöglinge den empfangenen Lehrſtoff ſich aneignen konnten; und wie die ausgeſprochene Forderung des Herzogs: „Kräfte wecken in dem jungen Menſchen!“ der Lehrmethode die Richtung auf friſche Lebendigkeit gab, ſo ſorgte auch ſein drängender Wille für Ausnützung der Zeit, ſo daß man den Eindruck empfängt, den Zöglingen der Karlsſchule ſei eher ein Zuviel von Leiſtung zugemutet worden als ein Zuwenig.

Und doch, wenn man alle Akten dieſer Schule durchblättert hat, wenn man ſich Alles geſagt hat, was zu ihrem Vorteil ſpricht, was ihr Glanz und Bedeutung zuſichert: eine rechte Freude vermag man dieſer anſpruchsvollen Schöpfung nicht abzugewinnen. Ja, wenn Freude und Bewunderung ſich regen möchte, wird dieſe Empfindung verzerrt durch Eindrücke entgegengeſetzter Art. Man fühlt ſich wie in einem Hauſe, in welchem da und dort ein beſtechender Wandſchmuck, eine überraſchende Perſpektive ſich zeigt; aber die Luft iſt beengend und kein Sonnenblick ſtiehlt ſich durch die hohen Fenſter. Und dieſer Sonnenblick, welcher der Karlsſchule fehlte, iſt der Geiſt der Freiheit und der ſittlichen Idealität. Pädagogik, Disziplin, die Behandlung alles deſſen, was Erziehung im engeren Sinne heißt,

zeigen so viel des Verfehlten und des Empörenden, daß von den Schalen, auf denen man den Wert der herzoglichen Schöpfung abwägen möchte, die der Zustimmung hoch steigt, die des Widerspruchs vielbeschwert zu Boden sinkt.

Die Karlsschule, wie sie der persönlichen Initiative des Fürsten ihre Existenz verdankte, blieb auch während der ganzen Zeit ihres Bestehens unter seiner persönlichen Leitung. Herzog Karl nannte sich Rector magnificentissimus, und seine unmittelbare und oft bethätigte Gegenwart wie sein in kaum zu zählenden Tagesbefehlen, Ordres und Instruktionen schriftlich gegebener Wille ließen den Nachdruck seines Regimentes empfinden. Nun war die Karlsschule nicht nur Unterrichtsanstalt, sondern, indem sie ihren Zöglingen, abgesehen von den aus ökonomischen Gründen später zugelassenen Stadtschülern, den ausschließlichen Aufenthalt und die volle Verpflegung gewährte, auch Anstalt für die gesammte Erziehung. Der Herzog machte sich somit nicht nur für intellektuelle, sondern auch für moralische Ausbildung verantwortlich.

In manchem Betracht hatte der hohe Herr, als er sich auf Pädagogik warf, doch nur den Gegenstand seiner Liebhabereien gewechselt, nicht auf diese selber verzichtet. Früher prunkte sein Hof mit Opernstaat, mit Virtuosentum und sinnbezaubernden Festen der Galanterie; jetzt wurde die Schule ein Mittel zum Prunk, und die Festlust, so widersprechend sie dem Charakter einer am besten auf stille Entwicklung gestellten Institution sein mochte, suchte sich bei ihr das Recht zu neuen Genüssen. Als ein Mittel zur Entfaltung glänzender Repräsentation dienten vor Allem die jährlich abgehaltenen öffentlichen Prüfungen und Preisverteilungen, die Feier des Stiftungstages, des herzoglichen Geburtstages, des Geburtstages der Gräfin Franziska. Man muß die Schilderungen des Zeremoniells, welches für solche Gelegenheiten angeordnet wurde, nachlesen; sie versetzen in die Zeit, welche uns interessirt, und charakterisiren die Rolle, die der Schule zugemutet wurde. Ich wähle aus den Berichten, wie sie Wagner in großer Reihe den Akten der Karlsschule entnommen hat, zu diesem Zwecke einige Stellen aus.

„Vormittags 9 Uhr Versammlung der ganzen Schule mit ihren Offizieren, Professoren, Maitres und Aufsehern in den Hörsälen. Hierauf Gebet und Predigt des evangelischen Hofstaats-Predigers Pfeilsticker über Sprüche Sal. 16. Kap., V. 15—17: ‚Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben' unter persönlicher Anwohnung des Herzogs . . . ." „Nach dem Gottesdienst Aufzug des Herzogs in einem achtspännigen und mehreren andern zweispännigen Wägen mit sämmtlichen Dames, Fremden und einheimischen Ministres und Cavaliers, auch sehr vielen Offiziers von Stuttgart und Ludwigsburg in das Gebäude der Militär-Akademie vor den ersten Schlafsaal zum Speisesaal, wo Seine Herzogliche Durchlaucht von dem Intendanten nebst übrigen Offiziers, Professoren und Maitres unterthänigst empfangen und nun durch die übrigen Schlafsäle und die Orangeriehäuser in die Lehrsäle begleitet wurden, wo die Eleves alle in der schönsten Ordnung versammelt waren."

„Hier hatten abermals alle Fremden freien Zutritt und Gelegenheit, die Schlafsäle, die gute Ordnung, Bequemlichkeit, Reinlichkeit, die Zierlichkeit des Geräths, die Andacht der Eleven im Gebet, ihre Propreté und Gleichförmigkeit, die Pünktlichkeit in ihrer Bedienung, ihr Traktament, ihren Anstand, ihr unabgewandtes Auge auf den gnädigsten Stifter, ihr ganzes Betragen zu bewundern." „Nach aufgehobener herzoglicher Tafel begaben sich S. H. D. mit sämmtlichen Dames und Cavaliers in herrschaftlichen Wägen in den sogenannten Lorbeersaal, welcher mit vielen hundert Wachskerzen auf das regelmäßigste beleuchtet war. In dem mittleren Saale war schon die ganze Militär-Akademie in drei Gliedern versammelt; jeder Offizier stand vor seiner Abtheilung, die Aufseher aber zur Seite, und in der Mitte von der ganzen Akademie der Intendant derselben, Obristwachtmeister von Seeger, in weniger Entfernung aber schlossen sich rechts und links die meisten fremden Examinatoren nebst allen Professoren und Lehrern der herzoglichen Militär-Akademie an. Vorwärts vor dem Intendanten stand ein Tisch, worauf die Preise, so in theils silbernen, theils vergoldeten Medaillen bestanden, nebst denen darüber ausgefertigten Patenten öffentlich

zur Schau lagen" ... „Nachdem nun S. H. D. mit dem glänzendſten Gefolge des Hofes hier angekommen und ſich hinter dem Tiſche niedergelaſſen, die Dames und Miniſtres die übrigen Seſſel eingenommen und die Cavaliers und Offiziers Sich hinter ſolche rangirt hatten, ſo trat der Staatsrechtslehrer zu Tübingen, Geheimrath Dr. Hoffmann bis aus 3 Schritte vor obgedachten Tiſch und hielt eine Rede: Von Denen Ober-Landesherrlichen Befugniſſen über die Jugend eines Staats, ſonderlich in Rückſicht auf die Erziehung derſelben, als derſelben größte und nöthigſte Wohlthat."

Zur Schlußfeier des Stiftungstages führten im Jahre 1772 „30 Cavaliers unter Aufſicht von Profeſſor Uriot die Jagd Heinrichs IV. und den Kaufmann von Smyrna auf, gegen 60 Zöglinge aber tanzten zwei Ballets von Balderoni, wovon das erſte aus Bauersleuten und Jägern beſtand, die Heinrich IV. nach ſeiner Jagd ihre Freude und Unterthänigkeit bezeugten, das zweite aber zum Beſchluß beſtand aus einer großen Pantomime, die ein Vogelſchießen vorſtellte und worinnen endlich der Sieger mit großer Pracht im Triumphe aufzog."

1773 „tanzte eine große Menge Eleves ein Ballet, welches aus Wilden beſtand, die auf einer Inſel bauten und ohnvermuthet von einem vorbeifahrenden Europäiſchen Schiffe beſiegt und zu Sklaven gemacht wurden". 1775 „begaben ſich S. H. D. im Gefolge des ganzen Hofes in das große Opernhaus, woſelbſt von den Eleven vor einer unbeſchreiblichen Menge Zuſchauer das franzöſiſche Singſpiel Zemire et Azor mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde, das ſowohl in Anſehung der Aktion und des Tanzes, als des mit 30 Eleven beſetzten Orcheſters alle Erwartung der Kenner übertraf."

Später, als der wiſſenſchaftliche Umfang des Unterrichtes größere Breite erlangt hatte, bildeten Feſtreden und Disputationen von Seiten der Zöglinge, wobei zuweilen der Herzog ſelbſt als Opponent auftrat, ein Element pompöſer Schauſtellung. Der Herzog verteilte die Preiſe, Medaillen in großer Anzahl und akademiſche Orden; denn er hatte die Einrichtung getroffen, daß diejenigen Zöglinge, welche in einer Preisverteilung 4 Preiſe

erhielten, mit dem sog. kleinen akademischen Orden dekorirt wurden, einem goldenen emaillirten Kreuze, im Wert von 12 Golddukaten. Die Inhaber dieser Orden hießen „Chevaliers“ und trugen ihre Auszeichnung an einem gelben, rot eingefaßten Bande im Knopfloch. Wer aber in einer Preisverteilung 8 Preise erhielt, wurde mit dem großen akademischen Orden geschmückt und hieß Grand Chevalier. Die Grand-Chevaliers trugen zugleich auf dem Kleide einen gestickten Stern. Alle Chevaliers genossen den Vorzug, in einen mit besseren Möbeln ausgestatteten Saal und an einen Tisch mit besserer Kost versetzt zu werden; und wenn sie aus der Anstalt traten, um dem Militärstande sich zu widmen, so wurden sie um einen Grad höher als die andern angestellt. Die Preisträger hatten bei Empfang ihrer Prämien dem Herzog die Hand zu küssen; soweit sie aber von bürgerlichen Eltern waren, wurden sie, wenigstens bis zum Jahre 1781, nur zum Kusse des herzoglichen Rockflügels zugelassen.

Was aber an Festivitäten jeder Art in Szene gesetzt worden war, wurde sodann in Berichten, triefend von Schmeichelei und Ruhmredigkeit, durch die Feder des Prof. Uriot bekannt gemacht. Denn das Staunen der Zeitgenossen, die Bewunderung des Auslandes zu erregen, war dem Herzog und seinem Intendanten, dem Hauptmann, späteren Oberstwachtmeister und Oberst von Seeger, ein Bedürfniß, welchem keinerlei Anwandlung von Bescheidenheit jemals auch nur ein Mäntelchen umzuhängen versuchte. Alle Welt sollte sich überzeugen, daß die Schöpfung des Herzogs eine glückausgießende, in respektvollstem Danke hinzunehmende, eine „vollkommene“ sei. Ja, um die Meinung fremder Besucher zu bestechen, ward selbst das Mittel unwahren Scheines nicht gescheut. Als im Jahre 1775 der Erzherzog Maximilian zu Besuch erschien, findet sich im Tagsbefehle des Herzogs neben andern Anweisungen für „Propretät und Parade“ die Stelle: „Alle nur möglichen Bücher sollen auf den Tischen und Schränken der Cavaliers stehen.“ Und wenn man dem Zeugniß eines Zöglings glauben darf, so kam es vor, daß die Schlafsäle, welche der Besichtigung der Fremden geöffnet waren, mit Hofbetten aus-

gestattet erschienen, welche aber Abends wieder weggenommen wurden. Und ein andermal, wird erzählt, suchte man den zu Besuch erschienenen kaiserlichen Gesandten zu täuschen, indem man ihm die Schlafsäle zeigte und ihn glauben machen wollte, die Zöglinge seien der Wohlthat eines Spazierganges teilhaftig geworden; in der That aber traf der Gesandte die Schlafsäle nur deßhalb leer, weil man das Arrangement getroffen hatte, die Zöglinge während der Besichtigung in andere Zimmer zu führen.

Mag aber auch der Anlaß zu solchen Beobachtungen bewußter Unwahrheit der Vorgesetzten selten gegeben worden sein, moralisch nachteilig wirkte doch die überall hervortretende Richtung der Schule auf Pomp und Repräsentation. Die Karlsschule mißbrauchte die Jugend zu Zwecken, für welche diese zu gut ist; sie hegte im Uebermaß ihrer Lokationsarbeiten und ihrer Prämien die Reizmittel für einen nach Schaustellung des Verdienstes verlangenden Ehrgeiz; und sie lenkte die Aufmerksamkeit der Jugend auf Dinge, mit denen verschont zu sein sonst ihr Glück ist, auf die ganze Welt von Rangordnung und Standesunterschieden, wie sie die Gesellschaft, dem Dünkel und Unverstand noch mehr gehorchend als sozialer Notwendigkeit, sich aufgebaut hat. Schon die organischen Bestimmungen der Anstalt enthielten die verwerfliche Einrichtung, daß die Zöglinge nach dem Range ihrer Eltern in Klassen geschieden waren, daß demgemäß Kavaliere, Honoratiorensöhne, Offizierssöhne und Bürgerliche an die Ungleichheit ihres Standes durch Abzeichen wie durch Behandlung erinnert wurden.

Nach Alter und Größe waren die Zöglinge zu je 50—60 in Schlafsäle verteilt, welche ihnen außer den Lehrstunden zugleich als Aufenthaltsort dienten. Solcher Säle bestanden in der Zeit von 1782—1793 sechs, wozu noch die Schlafabteilung der Künstler zu rechnen ist. Zwei Säle waren für die Kavaliere, 4 für die Bürgerlichen. Säulenreihen liefen an den Seiten der Säle hin, und zwischen je zwei Säulen stand das Bett eines Zöglings, so daß ein offenes, nur durch ein schwarzes Gitter abgeschlossenes kleines Gemach für jeden derselben gebildet war. Ueber dem Bette, an der Mauer befestigt, befand sich seine Bücherstelle.

Die Uniform, welche zu tragen sämmtliche Akademisten verpflichtet waren, bestand aus stahlblauen Röcken mit schwarzem Kragen und Aermelaufschlag und versilberten Knöpfen; die Hosen waren von weißem Tuch. Die Adeligen hatten silberne Achselschnüre. Ein kleiner schwarzer Hut, vorn und rückwärts aufgekrämpt, mit silbernen Borten und Federbusch, Degen und Stulpstiefel vollendeten den gefälligen Anzug. Gleichförmigkeit der Frisur war strenge Regel; ein langer Zopf hing über den Rücken herab, an der Seite der Stirn war das Haar in Papilloten aufgewickelt.

Der Unterricht war für alle Studienabteilungen auf 8 Stunden im Tage bestimmt, von 7—11 und von 2—6 Uhr; nicht ein einziger Nachmittag blieb frei. 5 Uhr im Sommer, 6 Uhr im Winter war die Zeit des Aufstehens. Sobald der Anzug vollendet war, marschirten die Zöglinge paarweise geordnet in den Rangirsaal zu Musterung und Rapport, hierauf in den Speisesaal, wo lange Tafeln aufgestellt waren; eine der Tafeln in Hufeisenform am oberen Ende des Saales war für die Adeligen bestimmt. Nach dem Eintritt erfolgte das Kommando zum Gebet, wobei Stellung und Haltung der Hände genauen Vorschriften unterlagen. Ein zweites Gebet wurde nach eingenommenem Frühstück gesprochen. Von hier weg marschirten die Zöglinge in ihre Lehrsäle. Nach 11 Uhr gingen sie sämmtlich in ihre Schlafsäle zurück, um Anzug und Frisur in neue Ordnung zu bringen, dann folgte neue Musterung des Anzugs eines jeden Zöglings durch die Aufseher und Abmarsch zum Rangirsaal. „Sobald man nun den Herzog oder in Höchstdessen Abwesenheit den Intendanten von weitem herbeikommen sieht, nimmt auf Commando der Hauptleute das adelige und bürgerliche Corps die militärische Richtung; der Adjutant überreicht dem Herzog seinen Rapport; jeder Hauptmann meldet dem seiner Abtheilung sich nahenden Erzieher mündlich, und der durchlauchtigste Stifter geht jetzt an den einzelnen 4 Gliedern, die links und rechts 2 gerade Linien formiren, in Gefolge des Intendanten, der Majors und des Capitäns der Abtheilung langsam vorbei, schenkt jedem Zögling seinen gnädigsten Blick und unterhält sich mit manchem auf das

Herablaſſendſte.“ Wenn ſich hierauf die Zöglinge im Speiſeſaal zu Tiſch geſetzt haben, „ſo halten ſie nur ein wenig inne; der erhabene Stiffter tritt dann mit dem Wort „dinez Messieurs“ dem Chevalierstiſch näher und alle Zöglinge gehorchen mit einer tiefen Verbeugung [1]).“

Nach dem Mittageſſen wurden die Abteilungen von einem Aufſeher bis 2 Uhr ſpazieren geführt; von 6—7 Uhr war eine Erholungsſtunde, worauf unter Erledigung gleicher Formalitäten wie am Morgen und Mittag das Abendeſſen eingenommen wurde. Unmittelbar darnach hatten ſich alle Zöglinge zu Bett zu begeben.

Eine den ganzen Jahresverlauf beherrſchende Monotonie, ein Mechanismus der Bewegung, der für jeden nicht zur Dreſſurpuppe geborenen Jüngling unerträglich ſein mußte, und ein Vorſchriftenkram, der zu nichts taugte als zur Einprägung friſeurmäßiger „Propreté“ und in Unterthänigkeit ſich windender Devotion, charakteriſirt die akademiſche Hausordnung. Man unterſchreibt gerne die Worte Charlottens v. Lengefeld, welche auf einer Reiſe in die Schweiz im Jahre 1783 die Stuttgarter Akademie beſuchte und nicht ahnend, wie viel Intereſſe einſt deren Räume für ſie haben ſollten, in ihr Tagebuch bemerkte: „Die Einrichtung der Akademie iſt ſehr hübſch. Aber es macht einen beſonderen Eindruck aufs freie Menſchenherz, die jungen Leute alle beim Eſſen zu ſehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufſehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Muthe, Menſchen wie Drahtpuppen behandelt zu ſehen.“ Eine Abwechslung brachte nur etwa der Sonntag, an welchem in Begleitung von Offizieren ein größerer Spaziergang ſtattfand, oder das Baden zur Sommerszeit, oder ein Feſtakt der Schule. So lange die Anſtalt ſich auf der Solitude befand, marſchirte das Inſtitut zum Baden an einen kleinen im Wald gelegenen See; hier mußten ſämmtliche Zöglinge auf Kommando des Intendanten gleichzeitig ins Waſſer ſpringen, wobei jedoch die Vor-

[1]) Aus der „Beſchreibung der Hohen Carls-Schule“ von Prof. Batz, Stuttgart 1783.

ſicht beobachtet war, daß ein Damm Adelige und Bürgerliche ſchied. Einige Erholung und Bewegung gewährte in Freiſtunden der mit dem Anſtaltsgebäude verbundene Garten. Zuweilen aber verfügte der Herzog außerordentliche, hof- und weltgemäße Amuſements; er erlaubte einer Anzahl von Akademiſten, einer Hofjagd beizuwohnen; er zog einzelne Begünſtigte an ſeine Tafel; er kommandirte einen Trupp von Zöglingen zu einer franzöſiſchen Theatervorſtellung oder ließ ſie an einer Redoute teilnehmen, bei welcher alsdann auch die jungen Damen der unter Franziskas Protektion ſtehenden Ecole des Demoiselles zeremoniellmäßig anweſend zu ſein hatten.

Militäriſcher Charakter der Hausordnung hat für Bildungsanſtalten der Jugend eine naheliegende Berechtigung, wenn dieſe als Fachſchulen, als Vorbereitungsſchulen für den Dienſt in der Armee zu gelten beſtimmt ſind. Die Gefahr, gegen welche ſie, ſei es mit Glück, ſei es ohne genügenden Erfolg, zu kämpfen pflegen, liegt in der Ueberfülle der von ihrer Organiſation und ihren Abſichten ſchwer zu trennenden auf das Aeußerliche und Formelle gerichteten Vorſchriften. Iſt für den Armeekörper ſelbſt eine ſolche Tendenz mit ihren exakten Forderungen pünktlicher Unterwerfung unentbehrlich, ſo vermag ſie doch, verwertet für die Erziehung der Jugend, leicht dazu zu führen, daß ſie bei ihrer Betonung des Reglementmäßig-Richtigen die Entwicklung freier Individualität, die Entfaltung geiſtiger Selbſtthätigkeit zurückhält. Im vorliegenden Falle, an der vom Herzog Karl geſtifteten, nach ſeiner Abſicht für nahezu ſämmtliche Branchen öffentlichen Dienſtes vorbereitenden Schule, war die Verleihung militäriſchen Charakters, militäriſcher Hausordnung und Leitung ohne innere Notwendigkeit. Sie entſprach nur der an ſoldatiſchem Weſen von früherher Gefallen findenden Neigung des Fürſten, und ſie war nichts als eine Handhabe, um mit der Schule Parade zu machen und um die ihr Angehörigen in einer die geſammte Lebensordnung durchdringenden Abhängigkeit zu erhalten.

Intendant der Anſtalt und ihr nächſter Vorſtand durch alle Stadien ihrer Entwicklung war Chriſtoph Dionyſius Seeger; ein

Mann, der das unwandelbare Vertrauen seines Fürsten genoß, thätig, wachsam, von ernstem, gemessenem Wesen, devot und pedantisch. Es muß jedoch zu seinen Gunsten gesagt werden, daß ihm persönliche Uneigennützigkeit nicht fehlte; und war er auch der geschmeidigste Vollstrecker des Willens seines Herrn, so gab es doch Punkte, in denen er seine Ehrenhaftigkeit zu wahren wußte. In letzterer Hinsicht ist ein kleiner Vorfall erwähnenswert, welcher Seegers Gattin und doch auch ihn selbst charakterisirt. Frau v. Seeger war Intendantin der Ecole des Demoiselles; und in dieser Eigenschaft kam ihr „einmal ein Billet des Herzogs an eine Schülerin der école zu Gesicht. Die alsbaldige Einreichung ihrer Entlassung, die Karl ehrend zurückstellte, schnitt jeden weiteren Versuch ab“ [1]). 2 Majore und eine Anzahl von Lieutenants versahen den Dienst in den Sälen; wozu noch gegen 20 Unteroffiziere als Aufseher bestellt waren. Ueber die Offiziere, welche der Herzog für das Erziehungsgeschäft bestimmte, finden sich manche Klagen; insbesondere aber häufen sich die Beschwerden über das Verhalten der Aufseher; es ist das Zeugniß Danneckers, welches aussagt, daß „die Zöglinge von rohen Aufsehern hart gehalten und nebenher zu gemeinen Verrichtungen gebraucht“ wurden. In so Grobäußerlichem, wie Ueberwachung der Reinlichkeit und Pünktlichkeit, bestand denn auch das Hauptgeschäft der hier geübten Erziehung; und wie die Aufsicht über Frisiren, Pudern, Zopfmachen, Knopfputzen die Thätigkeit der militärischen Vorgesetzten beständig in Anspruch nahm, so hielten auch beständig vorgenommene Musterungen und Visitationen die Jugend in Wachsamkeit und Angst. Die Strafen bestanden in Entziehung des Essens, der sonntäglichen Ausgänge, in Arrest, aber auch in entehrenden Züchtigungen mit der Rute.

Die übelsten Folgen aber für das Gedeihen der Anstalt mußte das unbedingte Abhängigkeitsverhältniß haben, in welchem sie selbst zu ihrem Stifter stand. Es liest sich ja ganz hübsch, daß Herzog Karl mit nicht rastender Thätigkeit um das Wohl seiner Schule sich bekümmerte. Aber wer in die Akten der

[1]) Grenzboten, Jahrgang 1858, S. 328.

Karlsschule hineinsieht, der erschrickt über diese bis auf das Kleinste hin sich erstreckende Willensbethätigung, über diese sich niemals sättigende Sucht, Befehle zu erteilen, Vorschriften zu erlassen, jegliche Lebensregung der Schule, Lehrpläne, Lehrstunden, Strafen, Prämiirungen, äußeres Verhalten ihrer sämmtlichen Glieder bis auf den Anzug herab zu kontrolliren und zu zensiren. Wie es unter solchen Umständen mit den Befugnissen der Lehrer stand, läßt sich ermessen. Zwar ward die Lehrfreiheit im Ganzen geachtet, aber das formelle Regiment über den Unterricht gab der Herzog darum doch keinen Augenblick aus der Hand. Häufig erschien er in den Lehrsälen, erkundigte sich nach den Fortschritten der Klasse, stellte Fragen mit Bezug auf den Unterricht an Lehrer und Schüler. Dabei konnte es freilich vorkommen, daß er den gröbsten Täuschungen verfiel; wie denn ein Zögling einmal, aufgerufen, eine mathematische Aufgabe an der Tafel zu lösen, die Keckheit hatte, in sinnlosester Zusammenstellung aber mit fließender Sprache von Sinus und Cosinus zu peroriren und mit Wissen einen wirren Haufen mathematischer Formeln an die Tafel zu schreiben, worauf der Herzog ihn unter Lobesbezeugungen seiner Klasse als Muster vorzustellen sich gedrungen fand. Doch dies wäre dem die Sorge um wissenschaftliche Dinge übereifrig auf sich ladenden Fürsten leicht zu verzeihen. Eine unerfreuliche Gepflogenheit aber lag darin, daß der Herzog gern durch kleine Fenster, die er an den Thüren der Hörsäle hatte anbringen lassen, im Vorübergehen einen kontrollirenden Blick warf. Diese Einrichtung bezeugt nichts weiter als unwürdiges Mißtrauen gegenüber der amtlichen Thätigkeit der Professoren. Auch war es eine pädagogisch völlig verfehlte Bestimmung, daß die Lehrer keinerlei Strafrecht hatten, daß der Herzog selbst alle disziplinäre Gewalt übte. Wenn nämlich ein Zögling durch Unfleiß im Unterricht oder der Hausordnung gegenüber sich vergangen hatte, so stand den Lehrern und Vorgesetzten nur die Befugniß zu, ihm ein sogenanntes „Billet" zu erteilen. Dieses Billet, ein Quartblatt mit der Bezeichnung des Vergehens, hatte der Zögling bis zur Rangirung vor dem Mittagessen im Knopfloch zu tragen; der Herzog, der alsdann die Reihen musternd

abzugehen pflegte, bemerkte das Billet, unterſuchte das Vorkommniß, verglich unter Umſtänden die Ausſage des Lehrers und des Schülers und diktirte die Strafe. Nun iſt das Amt des Lehrers von dem des Erziehers thatſächlich niemals zu trennen, und die Zuteilung der Strafe, die Bemeſſung ihres Grades iſt eines der wichtigſten Autoritätsrechte des Erziehers. Aber nur der, welcher mit der Jugend, mit der einzelnen Individualität beſtändig verkehrt und Anforderungen und Leiſtungen im geſammten Detail überſieht, iſt des Taktes, Art und Maß der Strafe, Nuance von Nachſicht und Verſchärfung richtig zu treffen, ſicher; und wie die Strafe bei der raſch empfindenden und raſch vergeſſenden Jugend den beſten Teil ihrer Wirkung, ihre geſund ſühnende Kraft verliert, wenn ſie nicht augenblicklich, unter dem unmittelbaren Eindruck des Vergehens ausgeſprochen wird, ſo wird andrerſeits die Autorität des Lehrers fortgeſetzt empfindlich geſchädigt, wenn nicht ihm ſelbſt, dem in ſeinem ſittlichen Gefühle Verletzten, das Recht der eigenen Abwehr, das Urteil über die Verfehlung, die Strafbeſtimmung zugeſtanden wird. Hier aber, an der Karlsſchule, mußte es ja häufig genug vorkommen, daß die Strafe langen Aufſchub erfuhr; denn wenn der Herzog von Stuttgart abweſend war, ſo pflegte er auf Berichte, die ihm disziplinarwidrige Vorkommniſſe meldeten, zu erwidern, er werde nach ſeiner Zurückkunft die Sache erledigen [1]).

Wieviel Güte, Milde und Gnädigkeit der fürſtliche Stifter ſeinen Zöglingen zu erweiſen pflegte, haben zahlreiche Federn in ein helles Licht zu ſetzen gewußt. W. von Hoven erzählt in ſeiner Selbſtbiographie folgende Geſchichte: „Ich war, als der Herzog einſt unvermuthet in den Schlafſaal trat, nicht ſogleich von meinem Schreibtiſch aufgeſtanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für dieſe Ungezogenheit von ihm eine Maulſchelle, aber er ſagte, wie er ſie mir gab: ‚Dieſe Maulſchelle empfängt Er,

[1]) Man vergleiche die Anordnung in der Ecole Militaire Ludwigs XV. Bei Vorkommniſſen wider die Disziplin wurde der Zögling in Arreſt geſchickt und das Vergehen ſchriftlich gemeldet; worauf der „conseil de police“ die Strafe beſtimmte.

weil ich der Herzog bin; hätte Er die Ungezogenheit gegen einen Meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er sehen sollen, was geschehen wäre.'" In diesem Vorgang findet v. Hoven den Erweis wahrhaft väterlich-liberaler Gesinnung des Herzogs, und Eduard Boas rühmt das Gleiche. Nun mag auf sich beruhen, ob es würdig war, daß der Herzog in diesem Falle, wie in anderen, Ohrfeigen austeilte; aber im Uebrigen ist doch die Auffindung der Väterlichkeit in jener durchlauchtigen Handbewegung beträchtlich vom persönlichen Geschmacke abhängig.

Es ist ja richtig, Herzog Karl hatte seine Freude an der Schule, an der Jugend, und mit ihr sich zu beschäftigen, wurde ihm liebe Gewohnheit und nach und nach geistiges Bedürfniß. Aber er war nichts weniger als ein Wohlthäter, der die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte that; die Zeichen schmeichelnder Ehrfurcht, den Ausdruck unterwürfiger Dankbarkeit verlangte er zu sehen, vor den Augen der Welt zu empfangen, und die Ansprüche, die er in dieser Hinsicht kundgab, lassen keinen Zweifel darüber, in welchem grotesken Grade die Vorstellung von dem Abstande zwischen seiner Person und nichtfürstlicher Menschheit in ihm herrschte. Im Reglement für die Kavaliers- und Offizierssöhne der Militärpflanzschule findet sich folgender Artikel: „Se. Herzogliche Durchlaucht sind diejenige höchste Person, welcher ein jeder Cavaliers- und Offiziers-Sohn den vollkommensten Respekt schuldig ist. So wenig nun Höchst-Erlaucht-Deroselben gnädiges Betragen und väterliche Vorsorge von diesen eine knechtische Forcht verlangt, so gewiß versehen Sie Sich zu ihnen, daß sie, von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohlthaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrforcht und Dankbarkeit von sich blicken lassen und deßwegen auch wann Se. Herzogliche Durchlaucht nur von weitem gesehen werden, Höchst-Dieselbe möge fahren, reuten oder gehen, sogleich nach der gegebenen Anweisung Front machen, auch so lange still stehen bleiben, bis Höchst-Dieselbe weit vorbei passirt sind."

Man ist auch gewohnt, in biographischen Darstellungen erzählt zu finden, daß der Herzog am Arme Franziskas von Hohen-

heim in der Schule erſchien, daß er in der Akademie zu Stuttgart angeſichts der Zöglinge mit ihr die Abendtafel hielt, daß ſich die Jungen ſammt und ſonders in Franziska verliebten und „ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme, der myſtiſche Reiz ihrer Beziehung zum Herzog“ [1]) die Phantaſie der abgeſchiedenen Jünglinge entflammte. Da möchte aber beſſer von der außerordentlichen Rückſichtsloſigkeit und Verſündigung am Geiſte der Jugend zu reden ſein, welche darin beſtand, daß der Herzog die Gräfin Franziska, ſo lange ſie noch ſeine Mätreſſe war, in die Schule mitbrachte und ſo ein über die Sitte ſchleierlos ſich hinwegſetzendes Verhältniß immer und immer wieder dem Nachdenken der Unmündigen in den Weg rückte.

Von Mund zu Mund getragen ſind auch jene Anekdoten, welche den Herzog in leutſeligſter Weiſe übermütigen Scherz von der Jugend hinnehmen laſſen. Ludwig von Wolzogen erzählt in ſeinen Memoiren: „Auf der Akademie befand ſich ein junger Graf von Naſſau, der viel tolle Streiche machte und dem deshalb die Strafanweiſungen, Billets genannt, von allen Seiten regneten. Einſt mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derſelbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl Eugen las die Sündenregiſter und fragte dann den unbändigen Zögling: ‚Sag er mir, was würd' er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?‘ Der Graf von Naſſau, ſchnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren Arm, indem er ſagte: ‚Komm, Fränzel, und laß den dummen Jungen ſtehen!‘ Zwiſchen Zorn und Lachen ſchwankend, machte der Herzog gute Miene zum böſen Spiel und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.“ Ein anderes Vorkommniß ähnlicher Art, doch kaum nur Variante des vorigen, wurde mir in Ludwigsburg berichtet, aus dem Munde einer Dame von 97 Jahren, welche zur Zeit, als Schiller mit ſeiner Frau in der Heimat verweilte, den Dichter häufig geſehen hat. Der junge Schiller hatte zuweilen die Laune, witzig, mit Mutwillen und mit Glück Perſonen zu imitiren. Davon hörte der

[1]) Palleske, Schillers Leben und Werke, 11. Aufl. I, 134.

Herzog, und als er eines Tages mit Franziska die Akademie beſuchte, forderte er Schiller auf, er ſolle einmal an ihm ſelber, dem Herzog, ſeine Kunſt verſuchen. Schiller weigerte ſich vergeblich und erklärte zuletzt, er müſſe es thun, wenn der Herzog durchaus darauf beſtehe; aber alsdann brauche er auch den Stock Seiner Durchlaucht. Nun nahm er Geſten und Redeweiſe des examinirenden Stifters an und begann ein Verhör. Als aber Seine Durchlaucht nicht eben gut beſtanden, fuhr Schiller heraus: „Potz tauſend Sakerment, Er iſt ein Eſel!“ nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Beſtürzung: „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!“

Dergleichen Späße und Indulgenzen bezeugen wohl, daß Herzog Karl für humoriſtiſches Element zu Zeiten nicht unzugänglich war, und es läßt ſich denken, daß er damit in den Augen der Jugend mächtig an Popularität gewann; aber ein bedeutenderes Argument in der Frage nach der Liberalität des an der Anſtalt herrſchenden Geiſtes vermögen ſie nicht abzugeben.

Dagegen geht aus einer großen Reihe von urkundlichen Belegen auf das Sicherſte hervor, daß die Inſtruktionen des Herzogs im Allgemeinen wie ſeine disziplinären Maßregeln in Einzelfällen von einem Geiſte diktirt waren, der mit Gewährung eines humanen Maßes von Freiheit blutwenig zu thun hatte. Ich möchte in erſter Linie nur daran erinnern, daß es den Zöglingen nicht geſtattet war, an Eltern und Verwandte Briefe abgehen zu laſſen, bevor der Intendant Einblick genommen und der Herzog zur Abſendung die Genehmigung erteilt hatte; wie andrerſeits „alle an die Jugend dieſes Inſtituts eingehende Briefe nach den Verordnungen deſſelben Sr. herzoglichen Durchlaucht unterthänigſt vorgelegt“ wurden. Und die Ueberwachung der Korreſpondenz ſchien dem Herzog eine ſo wichtige Sache, daß er ſogar diejenigen, welche die heimliche Beſorgung eines Briefes dem Intendanten zur Anzeige brachten, mit einem guten „trink Geld“ zu belohnen befahl. Dabei unterlag der perſönliche Verkehr der Eltern mit ihren Kindern der peinlichſten Beſchränkung. Anfänglich wurden den Eleven Spaziergänge in die Umgegend nur mit ihren Abteilungen unter Auf-

ſicht ihrer Vorſteher geſtattet. Da dieſe ſtrenge Einkerkerung einmal zu einem gewaltſamen Widerſtand führte, wobei nach gemeinſchaftlichem Einverſtändniß der Zöglinge alle zur Erleuchtung der Korridore dienenden Lichtſtänder zum Fenſter hinausgeworfen und die Aufſeher bei ihrem Eintritt in die Schlafſäle mit entgegenrollenden Kegelkugeln empfangen wurden, ſo fand man eine Milderung der Vorſchriften für ratſam. Demnach wurde ſeit dem Jahre 1783 den Zöglingen geſtattet, ihre Eltern oder Verwandten in Stuttgart zu beſuchen. Aber wie mager war dieſe Gnade! Der Vater durfte ſeinen Sohn am Sonntag „nach dem Mittageſſen“ abholen und „etwas vor 3 Uhr“ hatte er ihn wieder zurückzubringen. Beſuche der Eltern und Verwandten in der Akademie konnten nur mit beſonderer Erlaubniß des Herzogs oder des Intendanten ſtattfinden; war hiebei die Notwendigkeit des Nachſuchens durch den Charakter eines geſchloſſenen Inſtitutes gegeben, ſo mußte doch die Einholung der Erlaubniß beim Herzog ſelbſt um der Formalitäten einer Bittſchrift damaligen Stiles willen leidig genug ſein, und wie oft war die Antwort mit langem Verzug verknüpft, wenn der Herzog in Hohenheim, in Urach, in Tübingen verweilte. Wurde aber die Erlaubniß gewährt, ſo hatte die Unterredung der Eltern mit ihren Kindern in Gegenwart eines Aufſehers ſtattzufinden; der Austauſch der natürlichſten Gefühle unterlag alſo der Kontrolle eines Bedienten. Wenn man ſich auch ſagt, daß die Aufrechthaltung der Ordnung und der Integrität des Ganzen in einer ſo großen und komplizirten Anſtalt in dieſen Dingen beſchränkende Beſtimmungen notwendig machte, ſo iſt eine Praxis, wie ſie hier ſtattfand, doch nimmermehr rühmenswert. Noch ſchlimmer war es mit der Erteilung von Urlaub beſtellt. Es iſt vorauszuſchicken, daß die Anſtalt in den erſten Zeiten gar keine Vakanzen hatte; erſt mit dem Jahre 1784 tritt eine herzogliche Verordnung in Kraft, wornach am Ende eines jeden Semeſters ein achttägiger Ferienurlaub bewilligt wurde. Es war alſo weder den Lehrern noch den Schülern eine nur nennenswerte Ausſpannung des Geiſtes gegönnt. Verſuchten aber Eltern und Verwandte für ihre Angehörigen bei außerordentlichen Anläſſen einen

Urlaub zu erlangen, so wurde dies in den meisten Fällen, in der ersten Periode der Anstalt durchaus, in schroffer Form abgewiesen. Im Jahre 1777 sucht Prof. Haug nach, seinen Sohn zu einer in der Familie stattfindenden Taufe nach Hause und in die Kirche abholen zu dürfen; die herzogliche Ordre wundert sich darüber, daß Prof. Haug, der doch ein Vorbild des Fleißes sein sollte, nur auf den Gedanken kommen könne, so etwas zu verlangen. Daß einem Grafen von Leiningen im Jahr 1780 die Bitte, mit seiner Großmutter auf die Solitude fahren zu dürfen, abgeschlagen wird unter der Bemerkung, daß solches „ganz wider die Ordnung" laufen würde, will ich nur erwähnen, weil wir dabei des armen Schiller gedenken und nun wissen, wie schwer, wie höchst selten ihm die Freude zu Teil geworden sein wird, Eltern und Geschwister, an denen sein weiches Herz so heiß hing, zu sehen. Mit Abscheu aber findet man, daß die Anstalt den nachgesuchten Urlaub selbst in Fällen zu verweigern versuchte, wo die schwersten häuslichen Umstände eine momentane Zurückberufung der Kinder verlangten. Im August 1781 läßt ein Oberstlieutenant in Ludwigsburg, dem kurz zuvor eine 16jährige Tochter an der Ruhr gestorben und seine Frau an derselben Krankheit sehr gefährlich darniederlag, die Bitte stellen, daß seine drei Söhne „auf den Fall, wenn die Umstände (der Mutter) tödlich würden, dieselbe auch noch zum letzten Mal in dieser Welt sehen und ihren kindlichen Abschied von ihr nehmen könnten". Die Antwort des Intendanten von Seeger lautet: „So gerne ich jedem, besonders aber in dem vorliegenden Fall dem Herrn Oberst-Lieut. aus allen meinen Kräften zu dienen bereit wäre; so wenig sehe ich ab, daß die Bitte nur dem Herzog melden könnte, ohne für den Herrn Oberst-Lieutenant eine ungnädige Antwort zu risquiren." Erst die nachdrücklich wiederholte Bitte des Vaters scheint in diesem Falle eine Gewährung zur Folge gehabt zu haben.

Daß es den Zöglingen des Institutes untersagt war, von Besuchern Eßwaaren anzunehmen, ist an sich völlig gerechtfertigt. In welcher Weise aber der Herzog Uebertretungen dieses Verbotes zu ahnden sich einfallen ließ, das ist für seine Auffassung

von disziplinärer Befugniß zu charakteristisch, als daß ich einen hieher gehörigen Fall nicht anführen möchte. Einem Zögling war zur Weihnachtszeit von seiner Mutter etwas Zuckerwerk geschickt worden und der Aufseher findet im Versteck diese Contrebande. Der Zögling wird ins Schloß gerufen, muß ein Examen aushalten, wird ausgelacht; „dann", erzählt er selbst, „mußte ich mich an den Schreibtisch des Herzogs setzen, und er dictirte mir einen Brief an meine Mutter, in welchem ich ihre mütterliche Zärtlichkeit höchst beleidigte und in den bittersten Ausdrücken ihr das noch übrig gebliebene Confect zurückschickte".

Wie kleinlich und würdelos war ein solches Verfahren! Der fürstliche Pädagog vergaß wieder eines der vornehmsten Grundstücke der Erziehung: die Wahrung der Ehrfurcht des Kindes vor seinen Eltern. Es ist aber die Pflicht der Wahrheit, auch Vorkommnisse dieser Art nicht zu verschweigen und sie neben jene vorhin berührten Leutseligkeitserweise zu halten. Ich muß darauf verzichten, an umständlicher verlaufenden Fällen nachzuweisen, wie gröblich der Herzog die Rechte des Vaters mißachtete, wie er die bescheidenste von väterlicher Seite ihm zugehende Anzweifelung der Vollkommenheit seiner Einrichtungen als eine Art von Verbrechen zu betrachten gewohnt war.

Zu den schwersten Eingriffen in persönliche Rechte gehört ferner der Umstand, daß die Berufswahl des Aufgenommenen mehr oder minder von der Bestimmung des Fürsten abhängig gemacht war. Wenigstens bei den Söhnen armer Eltern, bei den unentgeltlich Verpflegten schien es sich durchaus von selbst zu verstehen, daß der Herzog bei ihrer Einweisung in eine Berufssphäre die Bedürfnisse seines Hofes und Dienstes zur Richtschnur nahm. Ein Revers verpflichtete sie ohnehin, sich nach erfolgter Ausbildung gänzlich den Diensten des herzoglich würtembergischen Hauses zu widmen. Mit Leib und Seele, möchte man sagen, waren diese Armen verkauft. Und damit kommen wir an den Punkt, welcher im ganzen Verlauf von Herzog Karls pädagogischer Thätigkeit als der abstoßendste erscheint. Es ist nicht daran zu denken, daß seine Schulen aus freier Liebe und reiner Bemühung um Bildung der Jugend unterhalten wurden. Wohl stellte der

Geist, der einmal gerufen war, am Ende selber seine Forderungen, drängte weiter und weiter zur Entwicklung wissenschaftlichen Ausbaues, wohl blieb die Schöpfung nicht fruchtlos dank der Jugend, welche unverbrauchte und reiche Kräfte ihr hingab, dank den Bemühungen einzelner vorzüglicher Lehrer, dank der Splendidität ihrer Ausstattung und der Breite ihrer Anlage. Aber wie sie selbst in ihren ersten Anfängen aus einem praktischen und einem persönlichen Bedürfniß ihres Stifters herausgewachsen war, so verlor sie auch später niemals das Augenmerk auf nützliche Rentabilität und politisch-dynastische Dienstbarkeit. Künstler für seine Zwecke, Beamte und Offiziere für den Dienst in seinem Hause, von den ersten Entwicklungsjahren an nach seinen Maximen für das Leben zugerichtet, sich heranzuziehen, das blieb der Kernpunkt von Herzog Karls Intention: ein feiner und mit einer gewissen Großartigkeit angelegter Despotismus und von allen despotischen Institutionen eine der bedenklichsten, da hier eine Maschinerie geschaffen war, nicht nur die Gegenwart zu beherrschen, sondern auch die aufwachsende Generation, die Zukunft des Landes in Fesseln zu schlagen. Die Gewalt, welche der Herzog ausübte, wird deutlich, sobald man sich sagt, daß der Rektor der Schule zugleich der Landesfürst war, daß der Erzieher zugleich alle Anstellungen im Staate in seiner Hand hielt. Was der Fürst Dankenswertes an Sorgfalt, an verständiger Bemühung und Wohlwollen persönlich hingab, das wird aufgewogen dadurch, daß ihm die Schule nicht minder zu einem handlichen und geistreichen Spielzeug wurde für seinen Ehrgeiz und die Befriedigung herrischen Gelüstens. In sittlicher Beziehung steht ihre Organisation auf niedriger Stufe; und so dankbar die Jugend das Geschenk wissenschaftlicher Bildung hinnahm, das sie gewährte, so begreiflich wird es, daß ideal angelegte Naturen von Widerwillen gegen eine freien Geistes so bare Wohlthäterin erfüllt wurden, daß in ihnen ein stiller Trotz gegen eine Erziehungsmethode erwuchs, welche unwahren Prunk, Heuchelei, den Gehorsam der Pedanterie und der Sklaverei weder entbehren konnte noch mochte.

Eine solche Schöpfung trug die Keime ihres Zerfalles in

ſich ſelbſt. Aber auch ihre geſchichtliche Entwicklung mußte zuletzt das Gefäß zerſprengen. Denn als Ruhm- und Glanzbegierde die Schule bis zur Stufe einer fakultätenreichen Univerſität geſteigert hatte, mußte die vom Herzog eingeführte disziplinäre Ordnung mit der Altersſtufe der Zöglinge in immer ſchreienderen Widerſpruch geraten; und zugleich ſpottete nun auch die Ausdehnung ihres wiſſenſchaftlichen Programms der Beherrſchung durch einen autokratiſchen Einzelwillen. In dieſem letzten Stadium lockerte ſich denn auch ihre Organiſation. Und als ihr Stifter im Jahre 1794 die Augen ſchloß, ſank ſie mit ihm dahin, von keines Nachfolgers Liebhaberei gefriſtet, ob ihrer Aufhebung kaum beklagt, zukünftigen Andenkens faſt nur ſicher durch ihre Verknüpfung mit einzelnen Namen unſterblicher Söhne würtembergiſchen Volkes.

Viertes Kapitel.

Schiller als Zögling der herzoglichen Militärakademie.

Wir kehren zur Erzählung von Schillers Lebensgang zurück. Um talentvolle Zöglinge in größerer Anzahl für die herzogliche Erziehungsanstalt zu gewinnen, wurde von Zeit zu Zeit an den lateinischen Schulen Nachfrage gehalten; und da die Zeugnisse der Lehrer zu Ludwigsburg den jungen Friedrich als einen vorzüglich begabten Knaben empfahlen, ließ Herzog Karl den Hauptmann Schiller vor sich kommen und forderte ihn auf, seinen Sohn ihm zu überlassen. Aber obgleich das Anerbieten einer völlig kostenfreien Erziehung hinzugefügt wurde, lehnte die Schillersche Familie anfänglich doch ab; denn der Gedanke, daß der Sohn Theologie studiren solle, war Allen lieb geworden, und die Aufnahme in die Militärpflanzschule bot dafür keinen Weg. Als jedoch der Landesfürst eine zweite und dritte Aufforderung an den Vater richtete, und das Versprechen hinzufügte, Friedrich Schiller solle eine bessere Versorgung gewinnen, als dies im geistlichen Stande irgend möglich sei, blieb dem herzoglichen Offizier nichts übrig, als zu gehorchen. Am 16. Januar 1773 brachte Hauptmann Schiller seinen Sohn zur Solitude, ausgestattet mit einem „blauen Röklen nebst Cammisohl ohne Ermel, 43 Kreuzern Geldt und 15 Stück unterschiedlichen Lateinischen Büchern". Der Arzt der Anstalt, Medikus Dr. Storr, attestirte: „Johann Christoph Friderich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich, bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit, mit einem ausgebrochenen

Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, ſonſt aber geſund befunden.“ Am gleichen Tage prüfte Jahn, der ſeit 1771 als Profeſſor an der Solitude wirkte, den Eintretenden; und ſein Zeugniß lautet, daß Friedrich Schiller die in den Trivialſchulen eingeführte Auswahl lateiniſcher Schriftſteller und das griechiſche Neue Teſtament mit ziemlicher Fertigkeit überſetze; in der lateiniſchen Poeſie habe er einen guten Anfang; ſeine Handſchrift ſei ſehr mittelmäßig. Die Anſtalt, in welche der Knabe aufgenommen wurde, führte nur noch wenige Wochen den Namen Militäriſche Pflanzſchule; dann nahm ſie die Bezeichnung Militärakademie an. Am 18. Januar ſandte der Vater den Taufſchein des Sohnes dem Obriſtwachtmeiſter Seeger, der ihm von ſeinen Kriegsjahren her bekannt war; das begleitende Schreiben „weiß nicht Worte zu finden“, um „tiefſte“ Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine herzogliche Durchlaucht „nur einiger maſſen“ auszudrücken. „Wäre es möglich“ — fährt Vater Schiller fort — „durch Gebete und Wünſche das endliche Looß aller Menſchen abzuändern: ſo müßte Unſterblichkeit vom Himmel herniederſteigen und dem beſten, dem weiſeſten und gnädigſten Landes-Regenten zu Theil werden. Doch! wer wird hieran zweifeln, da der Same des unſchäzbaren Guten, welchen Höchſtdieſelbe mit eignen höchſten Händen in die zarten Herzen ganzer künfftiger Geſchlechte ausſtreuen, für die Ewigkeit reiffet? Wenn nach verfloſſenen Jahrhunderten unſere Enckel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch in ſich tragen; werden ſie nicht alsdann noch erkennen und ſagen: das haben wir dem groſſen Herzog Carl zu verdanken; Sein Nahme und Sein Thun ſey bey uns im Segen.“ Dergleichen war üblicher Stil. Der Revers der Eltern folgte erſt ein Jahr ſpäter, datirt aus Ludwigsburg vom 23. Septbr. 1774, unterzeichnet vom Vater, „Hauptmann bei dem v. Stain'ſchen Infanterieregiment“, ſowie von der Mutter, mit vorgedrucktem „angebohrnen“ Petſchaft. Er lautet: „Nachdeme es Seiner regierenden Herzoglichen Durchlaucht zu Würtemberg gnädigſt gefällig geweſen, unſern Sohn Johann Chriſtoph Friedrich Schiller in die Herzogliche Militair-Akademie zu unſerer unterthänigſten Dankſagung in Gnaden aufzunehmen, nach den

Grund-Gesetzen dieses Herzoglichen Instituts aber erforderlich wird, daß ein dahin eintrettender Elev sich gänzlich den Diensten des Herzoglichen Würtembergischen Hauses widme, und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnuß aus denselben zu tretten nicht befugt seyn, auch hierüber von beederseitigen Aeltern ein Revers ausgestellt werde; so haben Wir Uns dessen um so weniger entbrechen wollen, vielmehr versprechen wir, daß obbenannter unser Sohn dieser Einrichtung so wohl, als allen übrigen Gesezen und Anordnungen des Instituts auf das genaueste nachzuleben geflissen seyn wird" [1]).

So lebte also der weiche, träumerische Knabe von jetzt an getrennt von seinen Eltern. Denn die vielverbreitete Vorstellung, als habe die elterliche Familie Schillers gleichzeitig mit ihm auf der Solitude gewohnt, ist haltlos: als Hauptmann Schiller in der Eigenschaft eines Intendanten auf die Solitude kam, war die herzogliche Schule einen Monat zuvor nach Stuttgart übergesiedelt. Wohl war der neue Aufenthaltsort geschmückt mit der Schönheit deutscher Erde; denn auf Berghöhe waren die baulichen Anlagen des Herzogs gegründet, in der umgebenden Fülle rauschenden Waldes. In reiner Luft atmet dort oben die Seele, im nährenden Hauche der Baumwelt; und Licht des Himmels, des freien, unermeßlichen, glänzt wieder im heller werdenden Auge. Dort einsam zu träumen, auf der Solitude, an mildstrahlendem Herbstabend, heißt trinken vom Frieden der Natur, heißt froh werden ihrer Stille und all ihrer Herrlichkeit.

Zu den Füßen des Berges liegt das Pfarrdorf Gerlingen, vom Städtchen Leonberg sieht der Hügel und Turm des Engelberges herüber; deutlich erkennt man die Wälle des Hohenaspergs, die Türme und Alleen von Ludwigsburg. Während so gegen

---

[1]) Abgedruckt bei Adelbert v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, Tübingen 1859 (Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der Universität Tübingen). Ebenda die Atteste zur Aufnahme, die ärztliche Untersuchung, die Spezifikation der mitgebrachten Montirungsstücke, Jahns Zeugniß; sowie der Brief Joh. Kasp. Schillers vom 18. Januar. Die herzogliche Ordre an Seeger, die Aufnahme Schillers betreffend, publ. bei A. v. Schloßberger, Archivalische Nachlese zur Schillerlitteratur, Stuttgart 1877.

Norden und Weſten der Blick auf fruchtbar angebautes Gefilde herabſieht, ragen im Süden und Oſten auf Stunden im Umkreis die grünen Kronen der Eichen, die dunkel-ernſteren Pyramiden des Nadelholzes. Am Horizonte aber tauchen die Häupter der ſchwäbiſchen Alp auf und in entlegener Ferne blaue Züge des Schwarzwalds, des Odenwalds, der rheiniſchen Vogeſen.

Einſt ſtanden dort, wo jetzt der Schloßbau überraſcht, auf hoher Einöde fünf Eichen, welche aus einer Wurzel hervorgewachſen waren. Die Lage des Platzes erregte die Aufmerkſamkeit des Herzogs Karl; er faßte den Gedanken, ſich hier ein vom Getümmel der Welt abgelegenes Luſtſchloß zu erbauen. De la Guèpière entwarf den Plan, und tauſend Hände mußten Sommer und Winter hindurch ſich regen, um die im Werden ſich erweiternden Abſichten des Fürſten auszuführen. So ward das Schloß in der Zeit von 1763—1767 vollendet. Der Mittelbau iſt eine kuppelgekrönte Rotunde; zu beiden Seiten ſchließen Flügel mit vorſpringenden Eckpavillons ſich an. Eine geſchweifte doppelte Freitreppe führt über einen von Arkaden durchbrochenen, von einer Gallerie begrenzten Unterbau zu den Gelaſſen. Die hellweiße Farbe des Bauſteins hebt ſich vom grauen Schieferdache, vom Waldgrün des Hintergrundes blendend ab; und die feine Gliederung der Flächen, die über den Fenſtern eingelaſſenen Medaillons mit Köpfen auf Goldgrund, die prächtige Anlage der Treppen laſſen zuſammenwirkend das kleine Luſtſchloß als eines der anſprechendſten Werke des Rokokoſtiles erſcheinen.

Das Hauptgelaß des Innern bildet ein auf 28 korinthiſchen Säulen ruhendes Oval, deſſen Decke durch ein Gemälde von Guibal geſchmückt iſt; rechts und links folgen kleine Kabinette, Schlaf-, Wohn-, Schreib- und Bibliothekzimmer des Herzogs, in reicher Vergoldung.

Eine große Anzahl von Gebäuden erhob ſich in der Nähe des Schloſſes. Zunächſt hinter ihm ſteht noch jetzt der ſogenannte Kavaliersbau, einſt die Wohnung des Herzogs, da dieſer im Schloſſe ſelbſt ſich nicht heimiſch fühlte; ſowie das Operntheater. Beides ſind bogenförmige Gebäude im Manſardenſtil; erſteres dient heute als Wirtſchaftsgebäude, das andere als Militär-

ſpital. An den Kavaliersbau ſtößt rückwärts die mit reicher Stukkatur und einem ebenfalls von Guibal gemalten Deckenbild geſchmückte Schloßkapelle an. Aber verſchwunden ſind heute zum großen Teile die Pavillons, welche, je zehn zu beiden Seiten des Kavaliersbaues, in halbmondförmiger Linie ſich anreihten, beſtimmt als Speiſe- und Billardſäle, als Wohnungen der herzoglichen Suite, der Edelknaben, als Küchenräume. Marſtall, Reithaus, Kirche und der zu Feſtlichkeiten dienende Lorbeerſaal mit ſeiner antiken Kolonnade ſind ebenfalls ſpurlos verſchwunden; deßgleichen der in franzöſiſchem Geſchmacke ſüdlich vom Schloſſe angelegte, 9 Morgen große Schloßgarten. Seine Pracht entzückte die fremden Beſchauer; ſtaunend rühmten ſie ſeine Gewächs- und Vogelhäuſer, ſeine Lauben, die Menge der großen Statuen, die mit 1000 Bäumen beſetzte Orangerie, das grüne Theater, den Irrgarten, das chineſiſche Haus, den Roſengarten, den Feigengarten. Im Park, der weiterhin folgte, wurden weiße Hirſche und Damwild gehalten. In ſeinem Bezirk, heute in tiefer Waldeinſamkeit, am ſogenannten Bärenſchlößchen, trifft man zwei kleine Seen, von Hügelufern umſchloſſen; ein Bild heimlicher Lieblichkeit der Natur und melancholiſchen Reizes. Lehrſäle und Wohnräume der Militäriſchen Pflanzſchule befanden ſich im jetzigen Schafhaus, einem nordöſtlich vom Schloſſe im Wieſengrund ſtehenden Gebäude. In ſeiner Nähe, zur Seite der großen, nach Stuttgart führenden Kaſtanienallee bemerkt man ein einſtöckiges Haus, mit Manſardendach gedeckt, jetzt Revierförſterswohnung; in ihm wohnte einſt Johann Kaſpar Schiller und ſeine Familie. An der Straße gegen Leonberg zu lag die Forſtbaumſchule, die er beſlanzte.

Friedrich Schiller traf auf der Solitude ſeinen Freund Wilhelm v. Hoven wieder, der gleich deſſen jüngerem Bruder Auguſt vom Herzog ſchon zuvor einberufen worden war. Auch an Georg Friedrich Scharffenſtein ſchloß er ſich an, den Sohn eines Goldſchmieds aus Mömpelgard, und an Johann Wilhelm Peterſen, der im rheinpfälziſchen Bergzabern ſeine Heimat hatte.

Auf der Schule zu Ludwigsburg war die lateiniſche Sprache das Lehrfach geweſen, das ihn faſt ausſchließlich in Anſpruch ge-

nommen hatte; jetzt kam Franzöſiſch, Mathematik, Geſchichte und Geographie hinzu. Im Griechiſchen erhielt er im erſten Jahre den erſten Preis. Ein Bericht des Rittmeiſters Faber vom 16. November 1773 ſagt von ihm aus: „Schiller iſt voll guten Willens und hat einen groſen Trieb etwas zu lernen, wegen ſeinem diſſoluten und langſamen Weſen aber öftere Ermahnungen nötig, er erkennet ſeine Fehler gerne, und gibt ſich Mühe, ſie zu verbeſſern.“ Im nächſten Jahre lautete Fabers Bericht: „Iſt in diſer Zeit 3 zoll gewachſen, andächtig in Gottesdienſtl. Handlungen, ehrerbietig und Reſpectsvoll gegen ſeine Vorgeſezte, nicht weniger verträglich und freundſchafftlich gegen ſeine Cameraden, beſizt gute Gaben, iſt ſchon 7mal und erſt vom 2: Sept. biß 7. Octbr. krank gelegen, welche öftere Krankheiten auch Urſach ſind, daß er bey allem ſeinem Fleiß doch gegen andere zimlich weit zuruckgebliben.“ Prof. Jahn bezeichnete Schiller als ein „mittelmäßiges Genie“; und auch Prof. Heyd ſchrieb ihm „mittelmäßige Gaben“ zu [1]). Letzterer war Lehrer an der juriſtiſchen Abteilung, welcher Schiller 1774 beigetreten war. In den philoſophiſchen Disputationen lautete ſeine Zenſur, wenigſtens für jene erſten Jahre, zumeiſt nicht beſſer. In der Mathematik hatte er bald gut, bald mittelmäßig. Seine ſprachlichen Leiſtungen ſtellten namentlich im Lateiniſchen und Griechiſchen zufrieden.

Intereſſanter als dieſe von keinerlei Tiefblick geſegneten, ſchulmeiſterlichen Zeugniſſe iſt eine Reihe uns aufbewahrter Urteile der damaligen Kameraden Schillers. Der Herzog hatte im Herbſte 1774 den Befehl erlaſſen, es ſolle jeder der älteren Zöglinge *von ſich ſelbſt wie von den Genoſſen ſeiner Abteilung eine Schilderung entwerfen*, Fehler, Fähigkeiten, Neigungen, insbeſondere aber „die Geſinnung eines Jeden gegen Vorſteher und Lehrer“ angeben. Sorgſame Nachforſchungen v. Schloßbergers haben neuerdings zur Auffindung der Originalien der meiſten dieſer Schilderungen geführt [2]). Das in ihnen ſich aus-

[1]) Vgl. die Publikationen bei v. Keller, Beiträge z. Sch. und v. Schloßberger, Archivaliſche Nachleſe.

[2]) Archiv. Nachleſe, S. 7—16. Das auf Schiller bezügliche Akten-

sprechende Urteil ist weit übereinstimmender und treffender, als man nach der Altersstufe und Reife der Beobachter erwarten durfte. Religiosität, gutes Herz, aufrichtige und freundschaftliche Gesinnung werden Schiller von Vielen zuerkannt. „Schiller hat prächtige Gaben", meinte der Eine, „ausnehmend gute Fähigkeiten", ein Anderer. „Schiller ist ein sehr lebhaffter und aufgeweckter Geist. Ein jeder seiner Gedanken ist voll natürlichen Wiz," schreibt der Mitzögling Eisenberg. Aehnliche Urteile wiederholen sich; witzig im Gespräch nennt ihn Brand; „er hat besonders sehr wizige einfäll," setzt Kerner hinzu. „Wann ich mich nicht betrüge, so liegen in diesen (Schiller und von Hoven) besondere Genies verborgen," bemerkt Plieninger; Schiller „ist gutherzig, lustig und dichtet gern," schließt Hetsch seine Charakteristik. Letzterer Punkt ist der weitaus am häufigsten bemerkte; nicht weniger als 20 der von Schloßberger publizirten 31 Originalien reden von Schillers großem und besonderem Hange zur Dichtkunst und zu den schönen Wissenschaften. Ich füge nur einige Aussagen dieser Art bei: „Seine große Einbildungskraft ist Ursache, daß er zur Poesie sehr große Lust hat"; „seine Haupt-Neigung geht mit allem Eifer auf die Poesie und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen"; „an der Poesie hat er sein größtes Vergnügen". „Seine Neigung zur Tragischen Poesie" wird ausdrücklich hervorgehoben. Daß Schiller mit seinem gegenwärtigen Schicksal zufrieden sei, wird öfters erklärt. Die Reinlichkeit, welche auf Grund der von Petersen in Umlauf gebrachten Aeußerung eines Mitschülers: „Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich [1])", sowie mit Beziehung auf ein überliefertes Scheltwort des rigorosen Oberaufsehers und Sergeanten Rieß dem jugendlichen Eleven gern abgesprochen wurde, rechnet weitaus die Mehrzahl seiner Kameraden zu den ihm eigentümlichen Vorzügen. Es wäre aber wahrhaftig schade, wenn sich

---

material der ehemaligen Karlsschule ist nunmehr nahezu vollständig in einem Faszikel des kgl. geheimen Haus- und Staatsarchives zu Stuttgart vereinigt.

[1]) Stuttg. Morgenblatt, 1807, Nr. 182. Das Scheltwort bei Scharffenstein, Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 56.

das Vorwalten der höheren Fähigkeiten in ihm nicht gerade auch darin gezeigt hätte, daß er zuweilen die Anforderungen des militäriſchen Zopfes überſah.

Es war nicht eben ein Geiſt edler Pädagogik, welcher von den Zöglingen eine zu den Füßen des Herzogs niederzulegende Schilderung des Charakters der Mitſchüler und ihres Verhaltens gegen die Vorgeſetzten verlangte. Erkennt man in manchen auf Steigerung des Ehrgeizes und auf Parade hinzielenden Einrichtungen der Schule franzöſiſche Vorbilder, ſo erinnert die Zuweiſung von ſchriftlichen Aufgaben, welche die Neigung zu Denunziationen erwecken konnten, an jeſuitiſchen Geiſt. Beſonders verwerflich iſt eine dieſer vom Herzog geſtellten Aufgaben, die Frage: „Welcher iſt unter euch der geringſte?“ Schiller gab die Antwort in lateiniſchen Diſtichen; er empfindet das Peinliche der Zumutung, macht, dem Willen des Fürſten ſich unterwerfend, in Uebereinſtimmung mit anderen einen Kameraden namhaft und ſpricht am Schluſſe die Hoffnung aus, daß der Getadelte — Karl Kempff — allmählig ſich beſſern werde.

Ihm ſelbſt gibt die zuvor bezeichnete Aufgabe Gelegenheit, Hoffnungen und Wünſche des eigenen Herzens in ſeine Selbſtcharakteriſtik einfließen zu laſſen. Er erwähnt, daß er ſeine ſchönen Gaben nicht ſo angewendet habe, wie es die Pflicht verlange, daß die Unzufriedenheit darüber ihn bedrücke; aber durch Krankheit ſei ſein Wille öfters gehindert geweſen. Er gedenkt der Worte ſeines Vaters, die ihm dieſer ans Herz legte: „Sohn, bemühe dich, Ihm“ — dem Herzog — „zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergeſſe. Denke, daß von ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne denſelben deine Eltern unglücklich werden. Bete für ſein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glückes entriſſen werde.“ Er beruft ſich darauf, daß er mit viel Munterkeit ſich der Wiſſenſchaft der Rechte angenommen habe, und fährt fort: „Es iſt Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich ſchätzen würde, wann ich durch dieſelbe meinem Fürſten, meinem Vaterland dereinſt dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich ſolches als Gottesgelehrter ausführen könnte.“ Im

Uebrigen darf man der Selbſtſchilderung nicht zu großes Gewicht beilegen; ſie iſt ein befohlenes Bekenntniß.

In das dreizehnte Jahr des Knaben ſetzt der Vater die Abfaſſung eines Trauerſpiels; nichts als der Name „Die Chriſten“ iſt uns erhalten. Daß er in jener Zeit ein Drama „Abſalon“ geſchrieben habe, erzählt Charlotte Schiller. Das Gedicht „An die Sonne“, jedoch nicht in derjenigen Faſſung, welche in der Anthologie uns vorliegt, entſtand nach Chriſtophinens Zeugniß in Schillers vierzehntem Lebensjahre. Es verbindet mit religiöſen Empfindungen warmbewegtes Gefühl für die Größe der Natur und ihre Erſcheinung; und wohl mögen Eindrücke, welche die Phantaſie auf der Höhe der Solitude empfing, ſich darin ſpiegeln. Die urſprüngliche Geſtalt des Gedichtes läßt die noch unbeholfenere Hand des Autors erkennen [1]). In das Jahr 1773 fällt auch der Entwurf eines epiſchen Gedichtes „Moſes“ [2]).

Die Wahl dieſer Stoffe verkündet wieder die Grundſtimmung der Seele, in welcher wir den Knaben unter dem geiſtigen Einfluſſe ſeiner Eltern heranwachſen ſahen: das religiöſe Element. Klopſtock, deſſen Ruhm damals in Deutſchland auf der Höhe ſtand, war ihm der erſte Meiſter; in ſeinem Meſſias fand der jüngere Dichter, der einſt viel größere Gewalt des poetiſchen Geiſtes ausſprechen ſollte, jetzt noch das höchſte Vorbild. Auch Hallers lehrhafte, in betrachtender Naturempfindung und moraliſchen Raiſonnement ſich breit ergehende Dichtungen waren ihm vertraut. Zugleich mit Klopſtocks Oden las er mit Vorliebe die Gedichte von Uz. Dieſe ganze geiſtige Welt in ihrer würdig-ernſten, das Weſen der Poeſie weit mehr in der ſittlichen Bedeutung des Stoffes und in begleitenden Gefühlen, als in künſtleriſcher Intuition ſuchenden Art war die ihm damals gemäße Nahrung der Seele. Dazu lehrte ihn Luthers herrliche Bibelüberſetzung den Geiſt und die Kraft deutſcher Sprache.

---

[1]) Publizirt von Aug. Henneberger im Deutſchen Muſeum, Jahrg. 1859, S. 778—779, mit Berichtigung S. 945.

[2]) Vgl. Peterſen im Stuttg. Morgenblatt, 1807, Nr. 181.

Aber die leidenſchaftlich aufgeregte Gewalt des in Deutſchland das Haupt neu erhebenden Dramas wurde bald ein zweites auf ſeine Geiſtesrichtung tief einwirkendes Element: er lernte Gerſtenbergs im Grauen des Jammers ſich ſättigendes Trauerſpiel Ugolino kennen, und ſein Gefühl war davon erſchüttert und hingeriſſen; er las Emilia Galotti, Leſſings an pſychologiſchen Feinheiten, an Weltblick reiches, den tragiſchen Gegenſtand nur mit zu karg geſpendeter Empfindung zeichnendes Drama; und zum erſten Male bewegten auch Goethes Geſtalten ſeine Träume, der Götz von Berlichingen, aus dem Mark deutſchen Geiſtes gedichtet, ein Werk, naturwüchſig gleich der Eiche germaniſcher Wälder. Bald kam Clavigo hinzu und jener Roman, der ganz Deutſchland entflammte, der revolutionäre Befreier des Herzens, geſchrieben in einer ſtrömenden Glut der Sprache, wie ſie nie früher, nie ſpäter wieder gehört wurde, Werthers Leiden. Die chronologiſche Reihenfolge, in welcher Schiller während ſeiner Studienzeit an der Militärakademie mit poetiſchen und proſaiſchen Schriftſtellern bekannt wurde, iſt um der undeutlichen und lückenhaften Ueberlieferung willen nicht in allen Fällen ſicher zu ſtellen; aber wahrſcheinlich fand der Werther ſchon auf der Solitude Eingang, und wenn man an wiederholte Lektüre und Einwirkung denkt, läßt ſich der Bericht, welchen Karoline von Wolzogen hierüber gibt, mit dem Zeugniß Scharffenſteins vereinigen. Während nämlich die Erſtere davon ſpricht, daß Goethes Roman von Schiller und ſeinen Freunden verſchlungen worden ſei und in ihnen, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, den Dichtungstrieb zu ſchwellenden Wogen aufgeregt habe, hebt Scharffenſtein hervor, daß wenigſtens Schiller an anderen Produkten des großen Dichters mehr Behagen gefunden habe. Und es läßt ſich denken, daß Werther ſeine volle Macht in jener früheſten Zeit nicht üben konnte gegenüber einer Jünglingsſeele, welche das Gefühl der Liebe noch nicht einmal ahnte. Dagegen war Schiller für den Götz von Berlichingen mit heißer Bewunderung erfüllt, und oftmals las er auf Spaziergängen ſeinen Freunden Szenen aus ihm vor. Auch an der Rolle des Beaumarchais im Clavigo „weidete

er ſich [1])" mit dem Inſtinkte des dramatiſchen Talentes; und die geſammte Wirkung der auf Klopſtock und die Lyriker folgenden Lektüre ging dahin, ſeinen Trieb zu dramatiſcher Produktion auf das Lebhafteſte zu erregen. Mit Lächeln erzählte Schiller ſpäter ſeinem Landsmann Conz, er ſei damals um einen tragiſchen Stoff, an dem er ſeine erſte Kraft hätte verſuchen können, oft ſo verlegen geweſen, daß er dafür mit Freuden Rock und Hemde hingegeben haben würde. In einem ſolchen Momente habe er in einem Zeitungsblatte die Nachricht von der Selbſtentleibung eines aus Naſſau gebürtigen Studenten geleſen; und die Wirkung dieſer Nachricht auf ſeine Phantaſie ſei ſo ſtark geweſen, daß er ſich den Vorgang ſogleich mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen ausgemalt und zur Grundlage einer Tragödie zu machen beſchloſſen habe. Dieſes im Jahre 1775 von Schiller geſchriebene Trauerſpiel „der Student von Naſſau" mag immerhin von Werthers Leiden einige Züge entlehnt haben. „Freylich ſprach Schiller," ſo berichtet Conz, „damals als von einer höchſt unvollkommenen, im Ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indeß bedauerte er doch, das Stück frühe ſchon ganz zernichtet zu haben, indem er mehrere mit erſter glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte [2])."

Im Uebrigen iſt von den Ereigniſſen, welche Schillers Aufenthalt auf der Solitude betrafen, nur noch des Beſuches zu gedenken, welchen zur Erweiterung ſeiner phyſiognomiſchen Beobachtungen Lavater im Auguſt 1774 machte; eine auf Schiller ſelbſt bezügliche Ueberlieferung knüpft ſich jedoch nicht an dieſe Begegnung. Perſonal der Schule und der Hofhaltung hatte die Bevölkerung der Solitude allmählig auf eine Anzahl von 800 Perſonen anwachſen laſſen, ſo daß dort bei der Entfernung von einer Stadt die tägliche Beſchaffung der wirtſchaftlichen Bedürfniſſe beſchwerlich ward. Als nun um dieſe Zeit die Bürger-

[1]) Scharffenſtein, Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsſchule in Beziehung auf Schiller. Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 58.

[2]) Stuttg. Morgenbl. 1807, Nr. 201.

schaft zu Stuttgart ihre Bitte um Rückverlegung der herzoglichen Hofhaltung und Regierung wiederholte, und der Magistrat sich erbot, auf städtische Kosten die hinter dem Residenzschlosse gelegene Kaserne zu einem für die Aufnahme der Militärakademie geeigneten Gebäude erweitern zu lassen, ließ sich der Herzog zur Aussöhnung mit der Bürgerschaft seiner Hauptstadt und zur Verlegung seiner Schule nach Stuttgart bereit finden.

So war denn auch Schiller unter den Zöglingen, welche am Vormittag des 18. November 1775, nach Abteilungen geordnet, unter Führung ihrer Offiziere, nach der 2 Stunden östlich von der Solitude gelegenen Hauptstadt zu marschiren hatten. Als der Zug durch die Waldstraße bis an die Absenkung des Hasenberges gelangt war, wo die Türme der Stadt zuerst sich zeigen, begegnete er den dort aufgestellten Stadtreitern und Bürgerssöhnen und defilirte vor dem Herzog vorüber. Nun ritten die Stadtreiter mit Pauken und Trompeten voran, hinter ihnen die grün und blau uniformirten Bürgerssöhne; dann folgte der Herzog, der Intendant und die Abteilungen der Schule. Der Zug ging durch die Stadt, aus deren Fenstern manche Blumenspende geworfen wurde, zum neuen Akademiegebäude, wo die Professoren der Anstalt ihn zu empfangen hatten. Gottesdienst, Festrede, Einführung der Zöglinge in ihre Säle, Festtafel vollendeten das Programm des Tages.

Die neubezogene Akademie umschloß mit 4 Flügeln und Quergebäuden 3 Höfe. Wohn- und Lehrsäle, alle grün angestrichen, waren geräumig und helle; in jedem Saal hing das Bild des Stifters; im großen Hof stand seine Bildsäule; ein für die Zöglinge bestimmter Garten schloß an den einen der Seitenflügel sich an. Heute dienen diese Baulichkeiten als Wohnungen für Hofbeamte und als Hofbureaux, auch Marstall und Leibwache sind in ihnen untergebracht; am getreuesten an den alten Zustand aber erinnern die jetzt für die königl. Privatbibliothek bestimmten Räume, bestehend aus einem mit Kuppel überdeckten, von Säulen geschmückten Gemach, dem sogenannten Tempelchen, in welchem der Herzog zu essen pflegte, und einem daranstoßenden großen Saal, dessen Deckengemälde

von Guibals Hand herrühren, dem einſtigen Speiſeſaal der Zöglinge.

Die Stadt Stuttgart zählte damals nicht mehr als 16,000 Einwohner. Noch erfüllte ſie nur den geringſten Teil des großen Thalkeſſels, der ihr heute zu eng werden möchte. Jetzt beginnen Häuſerzüge und Villen die Höhen anwärts zu ſteigen, während mit Gärten und Rebenpflanzungen die Landſchaft in die Straßen wieder hereindrängt. Denn Weinlaub bekleidet alle Berghänge, und nur deren oberſte Scheitel krönen Wälder; wo aber gegen Oſten das Thal ſich öffnet, ziehen weithin dichtgedrängte Kronen hoher Bäume. So eingebettet in grünende Landſchaft, umſchloſſen von rings höher ſteigenden Bergen, in der Blütenfülle des Frühlings, der Glut der ſommerlichen Sonne erinnert Stuttgart durch ſeine Lage und die reiche Schönheit ſeiner Natur wie keine andere der deutſchen Großſtädte an Florenz, und der Viale dei Colli, der an der Südſeite der hügelumkränzten toskaniſchen Hauptſtadt, den reizvollſten Wechſel der Bilder gewährend, auf- und niederſteigt, findet hier ein deutſches Gegenbild.

Zugleich mit der Ueberſiedelung nach Stuttgart wechſelte Schiller die Fakultät; mit ſeinem Freunde Wilhelm v. Hoven meldete er ſich zur Medizin. Beide hatten dem juriſtiſchen Studium, das in der trockenſten Weiſe vorgetragen wurde, keinen Geſchmack abgewinnen können; und da ſie während der Vorträge und in den Arbeitsſtunden ihren poetiſchen Neigungen nachzuhängen pflegten, ſo waren ſie im juriſtiſchen Fache von ihren Mitſchülern auch weit überflügelt worden. Die Medizin, meinten ſie, ſtehe zur Poeſie in viel näherer Verwandtſchaft [1]); eine Auffaſſung, welche wenigſtens inſoferne einige Unterlage hatte, als das mediziniſche Studium von den paragraphirten Spitzfindigkeiten der Jurisprudenz hinweg auf Beobachtung und Umblick im Reiche der Natur führen mußte, und überdies Schiller innerhalb der Medizin ſelbſt jenes Grenzgebiet aufſuchte, in welchem Phyſiologie und Pſychologie ſich berühren. Es lag in ſeiner Natur und Neigung, ſich die Medizin ſo zurecht zu legen, daß ſie

[1]) v. Hoven, Selbſtbiographie, S. 45.

ihm ein Hilfsmittel zur Unterſuchung metaphyſiſcher Fragen, zum Studium der Seele wurde. Dabei brachte er freilich der Mehrzahl der mediziniſchen Vorträge wenig Teilnahme entgegen, und nur die Anatomie betrieb er mit Fleiß. Schillers Vater, dem der Wechſel der Fakultät empfindliche Ausgaben für neue Lehrbücher auferlegte, ſah den Uebergang ungern. Der Herzog dagegen ſtimmte um ſo williger zu, da ſich für die eben errichtete Abteilung bisher außer Schiller nur 6 Zöglinge gemeldet hatten und Erſterer ihm für das neue Fach tauglich zu ſein ſchien.

Mit größerem Eifer und größerem Fleiß hörte Schiller die neben den Fachſtudien ſeiner Abteilung zufallenden allgemeinwiſſenſchaftlichen Vorträge. Prof. Jahn war bereits im November 1774 nach Ludwigsburg zurückverſetzt worden; jetzt lehrte Naſt die alten Sprachen, ein lebhafter Mann und tüchtiger Philolog; er las lateiniſche und griechiſche Autoren und hielt auch Vorträge über römiſche Altertümer. Uriot, ein Franzoſe des galanten Hofſtils, zuvor Bibliothekar an der Ritterakademie des Königs Stanislaus von Polen zu Luneville, dann Schauſpieler, auch Lehrer der erſten Gemahlin des Herzogs Karl am Baireuther Hofe, gab den franzöſiſchen Unterricht nicht ohne Lebendigkeit; er las, wie wenigſtens Pfaff aus den Jahren 1781—1792 berichtet, die Stücke von Racine, Molière, Voltaire vor und brachte Schiller bald ſo weit, daß er die Schriftſteller Frankreichs ohne Schwierigkeit leſen konnte. Geſchichte und Geographie gab Profeſſor Schott, der einen blumenreichen und theatraliſchen Vortrag liebte; Mathematiker war Magiſter Moll, ein orgineller Kauz. In nähere Verbindung kam Schiller mit dem Gymnaſialprofeſſor Balthaſar Haug, der den deutſchen Stil an der Militärakademie zu lehren ſeit Januar 1776 beauftragt war; und mit dem Lehrer der Philoſophie, Jakob Friedrich Abel. Letzterer war 1751 zu Vaihingen a. d. Enz geboren, hatte im evangeliſch-theologiſchen Stift zu Tübingen ſtudirt und war ſchon im Alter von 21 Jahren zum Profeſſor an der Militäriſchen Pflanzſchule ernannt worden. Klein und dick von Statur, dabei äußerſt beweglich, immer im Auf- und Abgehen dozirend, wußte er durch wiſſenſchaftlichen Geiſt und nicht minder durch

die edle Liebenswürdigkeit seines Charakters die Zuhörer zu fesseln. Er las Logik, Moral und Metaphysik. Abel war derjenige Lehrer an der Militärakademie, welcher mehr als jeder Andere den Unterricht mit einem Hauche idealen Lebens beseelte; und die warme Wirkung, welche er übte, wie das tiefe Gemütsbedürfniß der Zöglinge nach einer Speise, wie er sie gab, verrät sich in ihrer Anhänglichkeit an seine Person. Sie nannten ihn den „engelgleichen Mann". Schillers Verhältniß zu Abel knüpfte sich wohl um so leichter, da zwischen den Eltern Abels und der Schillerschen Familie Beziehungen bestanden; Abels Stiefmutter war Patin von Schillers in frühestem Alter verstorbener Schwester Beata Friederike [1]).

In der jugendlichen Entwicklung des Mannes spielt das Erwachen des Freundschaftsgefühles eine bedeutsame Rolle; ihres selbständigen Lebens und ihrer Freiheit wird die Seele zuerst sich bewußt, indem sie nach Neigung und Wahl das Ich im Bunde mit einem Gleichgesinnten erweitert, und aufdämmerndes Licht des eigenen Seelenlebens wird unter enthusiastischer Erregung ihr deutlich, wenn sie im Andern die gleiche Wellenbewegung des Inneren bemerkt und vom Anderen herüber die Wahrheit und das Recht aufsteigender Gefühlswelt sich selber bestätigt. Wo Empfindungen dieser Art eingetreten sind, ist die Grenze des kindlichen Alters überschritten; denn das Kind, so viele Züge von Gutmütigkeit es offenbaren mag, ist in seinem Bewußtsein noch rein egoistisch. Das erste Zeugniß der werdenden Reife spricht sich in den ersten Zeichen von Ueberwindung des Egoismus aus, im ersten Erscheinen der Fähigkeit zur Selbsthingabe; wie die vollendete Gestaltung dieses Verhältnisses zwischen Ich und Welt, die Einordnung des Ich in den Dienst nicht nur mehr des Anderen, sondern Aller, in den Dienst der Menschheit, eine um so höhere Stufe von Seelengröße bezeichnet, je reiner, umfassender und wärmer diese Einordnung ist. Auf dem Wege solcher Selbstüberwindung vorwärts zu kommen, wird dem Menschen schwer; aber Freundschaft und Liebe helfen unsere Kräfte ent-

[1]) Vgl. das Taufzeugniß bei Fielitz, Archiv f. Litteraturg. 4, S. 239.

binden, lehren die Starrheit des Egoismus brechen und werden, aus den Händen der Natur gereicht als holde Geſchenke, zugleich im höchſten Sinne Erziehungsmittel des Menſchen nach den Zwecken einer das geſammte Weltgetriebe zielvoll bewegenden Ordnung.

Es iſt ein echt deutſcher Zug in Schillers Entwicklung, daß im beginnenden Jünglingsalter Freundſchaftsgefühle mit ſchwärmeriſcher Weichheit und enthuſiaſtiſcher Glut ihn bewegen und eine Sprache annehmen, welche von der Stimmung der Liebe einige Farben zu entlehnen ſcheint. Schon auf der Solitude hatte Schiller an Georg Friedrich Scharffenſtein ſich anzuſchließen begonnen. Das Verhältniß zwiſchen Beiden gewann die größte Innigkeit, als Scharffenſtein einmal dem Intendanten von Seeger gegenüber in einer Sache, bei welcher er ſich im Recht fühlte, ein trotzig-feſtes Verhalten behauptete. Schiller, den, bezeichnend genug für das Hervortreten ſeiner eigenſten Natur, die Kraftäußerung wie die Freiheitsregung ergriff, beſang die That in einer Ode; und von dieſer Epoche an datirte ſich, wie Scharffenſtein ſpäter erzählte, „der völlige Wechſel des Innerſten“ zwiſchen Beiden. Ein Bund ward geſtiftet mit Schwüren für ewige Zeit, und Lieder, in welchen Scharffenſtein den Namen Sangir führte, Schiller ſich Selim nannte, feierten die Freundſchaft. Ueber die Stimmung, in welche ſie getaucht war, geben uns Briefſtellen Aufſchluß, aus der Zeit ſtammend, in welcher zu Schillers tiefſchmerzlicher Erregung das Vertrauen zwiſchen Beiden ſich löſte. Schiller ſchrieb damals: „Gott weiß, ich vergaß alles, alle andere neben Dir, denn ich war ſtolz auf Deine Freundſchaft, nicht um mich im Aug der Menſchen dadurch erhoben zu ſehen, ſondern im Aug einer höhern Welt, nach der mein Herz mir ſo glühte, welche mir zuzurufen ſchien: Das iſt der einige, den Du lieben kannſt, ich ſchwoll . . . . in Deiner Gegenwart, und doch war ich nie ſo ſehr gedehmüthigt, als wenn ich Dich anſah, Dich reden hörte, Dich fühlen ſah, was Dir die Sprache verſezte, da fühlt ich mich kleiner als ſonſt überall, da that auch ich Wünſche an Gott, mich Dir gleich zu machen! . . Es koſtet Dich wenig Mühe, Dich zu erinnern, wie ich in dieſem Vorſchmack der ſeeligen Zeit nichts als Freundſchaft athmete, wie

alles alles ſelbſt meine Gedichte vom Gefühle der Freundſchaft belebendigt wurden .... o eine Freundſchaft wie dieſe errichtet hätte die Ewigkeit durchwähren können! . . wo hätteſt Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der ſtillen Sternennacht vor meinem Fenſter, oder auf dem Abendſpaziergang mit Bliken uns ſagten! . . wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unſere Freundſchaft hätte den herrlichſten Schimmer des Himmels, den ſchönſten, mächtigſten Grund, und weißagte uns beiden nichts anders, als einen Himmel . . . Ich wählte Dich zu meinem Freunde, weil Du klüger, erfahrener, geſezter biſt als ich, weil Du meinem Herzens-Gefühl Dich am meiſten, ganz genähert haſt, gleichkommen biſt, weil ich ſonſt keinen Freund habe! — Das hab ich Dir auch geſagt in der Stiftungsſtunde [1])!"

Das Heiligtum der Freundſchaft war für Schiller zugleich das Aſyl, in welchem der poetiſche Drang ſeines Geiſtes ſich befreien durfte; mit Scharffenſtein, mit Peterſen und Wilhelm von Hoven wurden die Dichter geleſen zur Entzündung gemeinſchaftlichen Feuers. Die Neigung zur Poeſie bildete das innere Band zwiſchen den vier Jünglingen, und wetteifernd verſuchten ſie ſich in Nachahmung der Muſter, in Wiedergeſtaltung der empfangenen Eindrücke. Zu den früher genannten dramatiſchen Schriftſtellern, welche auf Schillers Phantaſie einwirkten, hatte ſich inzwiſchen, wie es ſcheint, ſeit Ende 1775 oder Anfang 1776 Shakeſpeare geſellt. „Schiller hörte in einer Unterrichtsſtunde eine Stelle aus dem Britten vorleſen: er richtete ſich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollſter Sehnſucht trat er nach geendigter Stunde zu ſeinem Lehrer hin und bat um den großen Dramatiker [2])." Der Lehrer war Abel, das Drama, aus dem dieſer, um Konflikte der Leidenſchaft anſchaulich zu machen, vorlas, war Othello. Schiller tauſchte von Freund Hoven gegen Abtretung ſeiner Lieblings-

[1]) Schillers ſämmtliche Schriften. Hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Karl Goedeke, I, S. 55—60.

[2]) Peterſen im Stuttg. Morgenbl. 1807, Nr. 181. Vgl. Abels Erzählung bei Hoffmeiſter-Viehoff, Schiller's Leben, Stuttg. 1854, I, 42.

gerichte die Wielandſche Ueberſetzung Shakeſpeares ein, und ſeine Neigung zum Drama erfuhr von der Lektüre den mächtigſten und entſcheidendſten Anſtoß. Allerdings wurde der Gewaltige nicht ſogleich dem jüngeren Dichter innerlich vertraut. Schiller ſelbſt ſprach ſich ſpäter über den Eindruck aus, welchen Shakeſpeare zuerſt auf ihn machte. „Als ich in einem ſehr frühen Alter den letzteren Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in den Werken den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektieren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen von den Jahren 1750 bis etwa 1780 gerade die rechten Subjekte. Uebrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte und naiv genug war, es in die Welt hineinzuſchreiben [1]).“

Dieſe Darlegung Schillers bedarf kaum eines erklärenden Zuſatzes. Selten wirkt Shakeſpeare in früher Jugend anders, in einem Lebensalter, das an einer gewiſſen Einfachheit der Empfindungen ſich erfreut und das prismatiſche Spiel, in welchem die Dinge der Welt in einander ſchillern, nicht zu ſehen vermag und zu ſehen nicht Luſt hat. Um Shakeſpeares ungeheure Naturgewalt in der Zeichnung der menſchlichen Seele zu fühlen, muß die Erfahrung einen Kreis von Welt und Leben durchmeſſen

[1]) Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung.

haben. Alle unreife Aufnahme der Poesie ist pathetisch, moralisch, empfindsam, subjektiv; die Jugend sucht in der Poesie vor Allem das Schwelgen in großen, edlen, rührenden Empfindungen, und der Dichter, der ihr diese auszukosten verhilft und in ihnen persönlich sich gibt und sich gehen läßt, ist ihr Mann, ist ihr der willkommene, leichtverstandene Führer. Aber in Shakespeares Poesie, so sehr sie die letzten Tiefen der Seele zu erschüttern vermag, so unerbittlich sie das Gesetz der tragischen Nemesis vollstreckt, ist doch jede Lebenserscheinung nur der Teil eines Ganzen, nur an seiner Stelle ein Einzelbild in einem Weltbild; und seine Dichtung scheint wie die allerleuchtende Sonne über Hohes und Geringes, über Leid und Lust, Gutes und Böses.

Zu einem poetischen Wettstreit gab jetzt Klingers Trauerspiel „Die Zwillinge" Anlaß, das bei der im Februar 1775 von der Hamburger Theaterdirektion ausgeschriebenen Preisbewerbung den Sieg über das von Leisewitz eingereichte Stück „Julius von Tarent" davongetragen hatte; beide Dramen wurden von den Freunden enthusiastisch aufgenommen. Indem ein Jeder nach persönlicher Vorneigung die poetische Form sich wählte, machte sich Hoven an einen Roman à la Werther, Petersen schrieb ein „weinerliches Schauspiel", Scharffenstein ein Ritterstück; Schiller geriet auf den nämlichen Stoff, aus welchem Leisewitz wie Klinger ihre Dramen geschöpft hatten, auf die Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garcias. Indem er alle seine Kräfte zusammennahm, dichtete er ein Trauerspiel, das den Titel führte „Cosmus von Medici". Diese Arbeit wird in das Jahr 1776 zu setzen sein. Schiller hat sie nachher wieder verworfen und vernichtet; nahm jedoch einzelne Züge und Bilder in seine „Räuber" auf.

Petersen macht die Angabe, Stoff und Gang des Schillerschen Stückes habe viel Aehnlichkeit mit dem „Julius von Tarent" gehabt und sei eine Art von Nachbildung desselben gewesen; daß der Titel „Cosmus von Medici" („Medicis") gelautet habe, bemerkt er wiederholt [1]). In der florentinischen Geschichte spielen

[1]) In „Der Freimüthige" (herausgegeben von Kotzebue und Merkel), Jahrg. 1805, Nr. 220 und im Stuttg. Morgenblatt, J. 1807, Nr. 181.

2 Mediceer des Namens Cosmus eine hervorragende Rolle; der eine, geboren 1389, geſtorben 1464, ward um ſeines Reichtums, ſeines ſtaatsmänniſchen Geiſtes, um der edelſten Beförderung von Kunſt und Wiſſenſchaft willen als das Haupt der Republik, als der „Vater des Vaterlandes“ geehrt. Seine Enkel ſind Lorenzo Magnifico, unſterblichen Andenkens, und Julian von Medici. Gegen beide richtete ſich die Verſchwörung der Pazzi, jene von der Familie Pazzi im Einverſtändniß mit dem Papſt Sixtus IV., mit dem Kardinal Riario und dem Erzbiſchof von Piſa geplante Konſpiration, welcher im Jahre 1478 während eines Gottesdienſtes im Dome Julian zum Opfer fiel, während Lorenzo mit Mühe den Mordſtreichen entrann. Der andere Cosmus, geboren 1519, geſtorben 1574, wurde der erſte Großherzog von Florenz (Coſimo I.). Auch ſeine Regierung war nicht ohne litterariſch-künſtleriſchen Glanz; aber von ſeinem häuslichen Unglück wußten die älteren Geſchichtſchreiber viel zu erzählen. Er war vermählt in erſter Ehe mit Eleonore von Toledo; von den 7 Kindern, die er mit ihr erzeugte, ſoll Peter ſeine Gemahlin aus Eiferſucht ermordet haben; Iſabella von ihrem Gemahl Orſini aus gleichem Grunde ermordet worden ſein; Garcias, ein wilder Herr, habe auf der Jagd ſeinen Bruder Johann erſtochen, worauf beider Vater, Cosmus, ſeinen Sohn Garcias mit eigener Hand getödtet habe. Die neuere Forſchung hat dieſe Traditionen berichtigt: Johann und Garcias ſtarben an der Malaria.

Wenn nun Schiller ein Sujet bearbeitete, das mit dem „Julius von Tarent“ Aehnlichkeit hatte, ſo kann nur die Geſchichte des Großherzogs Cosmus und der in ſeiner Familie angeblich geſchehene Brudermord das Thema geweſen ſein; um einen Brudermord handelt es ſich im „Julius von Tarent“, wie auch in den „Zwillingen“; und aus einem Stücke dieſer Art kann Schiller Züge auf das Verhältniß von Franz Moor zu ſeinem Bruder übertragen haben. Dagegen bietet die Geſchichte jenes älteren Cosmus keine tragiſchen Momente; denn eine kurzdauernde Verbannung, welche er erlitt, diente nur dazu, ſeine Gewalt über den Staat neu und kräftiger zu befeſtigen. Eduard Boas, der das Leben des Großherzogs Cosmus überſah, glaubte

deßhalb in der Verschwörung der Pazzi, in der Ermordung Julians das Sujet des Schillerschen Stückes suchen zu müssen, wobei dessen Titel „Julian von Medici" gewesen wäre[1]); und eine Notiz in Charlotte Schillers Aufsatz „Schillers Leben bis 1787"[2]) scheint diese Meinung zu bestätigen. Aber die Angaben Petersens sind zu bestimmt und zu charakteristisch, als daß nicht ein Irrtum auf Seite Charlottens angenommen werden müßte, der um so erklärlicher ist, da „die Verschwörung der Pazzi wider die Medici", aus dem Französischen übersetzt durch Reinwald, in Schillers historischen Schriften Aufnahme gefunden hatte. Daß Schiller den nämlichen Stoff, und zwar unter Aufrechthaltung des historischen Rahmens, behandelte, von welchem Leisewitz nach seinem Bekenntniß an Reinwald[3]) die erste Anregung zu seinem Drama nahm, mag Zufall gewesen sein; bei Leisewitz heißen die Brüder Julius und Guido, bei Klinger Ferdinando und Guelfo; bei jenem spielt die Geschichte am Fürstenhofe von Tarent, bei diesem am Tiber. Ob Leisewitz seinerseits einzelne Motive aus der Verschwörung der Pazzi hinzunahm, wie Kutschera will, bleibe dahingestellt; mir scheint diese Hypothese um so müßiger zu sein, da doch Leisewitz an Reinwald ausdrücklich schreibt: „die erste Idee zu meinem Stücke nahm ich aus der Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias. Weil mir aber hier weder die Charaktere noch das historische Detail so ganz gefielen, schlug ich diesen Mittelweg zwischen Geschichte und Erdichtung ein."

Was von poetischen Arbeiten entstanden war, teilte der Bund unserer Freunde im Geheimen sich mit und übte Kritik und Bewunderung. Freilich äußert Scharffenstein bei Erwähnung des Wettstreites: „Wir recensirten uns nachher schriftlich, wie natürlich, auf das Vortheilhafteste. Unser ganzer Kram taugte

[1]) Boas, Schiller's Jugendjahre, Hannover 1856, I, 146.

[2]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, herausgeg. von Urlichs, Stuttg. 1860—62 bei Cotta, I, 85.

[3]) Siehe Gregor Kutschera von Aichbergen, Johann Anton Leisewitz, Wien 1876, S. 76.

aber im Grunde den Teufel nichts, und es war ſchwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrſcheinlich weil es gar zu ſchön ſeyn und paradiren ſollte. Ich beſonders, obgleich ich von den Andern ſehr präconiſirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuſchte Phraſeologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. Goethe war überhaupt unſer Gott [1])."

Hiemit halte man die Auslaſſung Peterſens zuſammen: „Man wähne ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen leichte Ergieſſungen einer immer reichen, immer ſtrömenden Einbildungskraft oder gleichſam Einliſpelungen einer freundlichen Muſe geweſen ſeien. Mit Nichten! Erſt nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellter Beobachtungen; erſt nach vielen angeſtellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen ſeiner Phantaſie und den mannichfaltigſten Befruchtungen ſeines Geiſtes überhaupt; erſt nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen; erſt nach Anſtrengungen, die nicht ſelten einem wahren Preſſen und Herauspumpen glichen, hob er ſich im Jahre 1777 ſo weit, daß ſcharfſichtige Prüfer der Fähigkeiten von ihm glauben durften, er könne dereinſt werden: os magna sonaturum. Und zwar war dieſes mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen zu ſchlieſſen, als aus größern Arbeiten. Er ſelbſt ward auch der Innwohnung und ſchaffenden Wirkung des Dichtergeiſtes nicht früher, als um dieſe Zeit, recht gewiß [2])."

Wahrheit und banauſiſcher Unverſtand miſchen ſich in dieſen Berichten. Als der Generallieutenant Friedrich von Scharffenſtein ſeine Jugenderinnerungen niederſchrieb, ſah er die Dinge doch ſchon ſehr aus der Ferne [3]). Seine Schilderungen ſind an-

---

[1]) Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 56.

[2]) Stuttg. Morgenbl. 1807, Nr. 182.

[3]) Die Redaktion des Morgenblattes veröffentlichte die „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller" nach Scharffenſteins Tod, mit dem Bemerken, daß ſie wohl kurz nach Schillers Ableben geſchrieben ſeien. Nach Goedekes hiſtor. krit. Schillerausgabe I. S. 378 iſt Scharffenſtein als Generalmajor zu Eßlingen im Jahr 1817 geſtorben; bei Stadlinger, Geſchichte des

ziehender als die Peterſens, weil perſönliche Wärme durchbricht und ſelbſtändige Auffaſſung zum Vorſchein kommt; aber will man ihn beim Wort nehmen, ſo iſt in Anrechnung zu bringen, daß er ſich in einem burſchikoſen Tone behagt, der freilich durch geſuchte Wendungen, Fremdwörter, linkiſche Ausdrucksweiſe wieder an Farbe verliert. Einige Ueberhebung läuft mit unter. Er war nicht ohne Talent für Malerei; die dichteriſchen Produkte des akademiſchen Kreiſes wird er, ſoweit ſie von ihm ſtammten, richtig taxirt haben. Was Peterſen betrifft, ſo findet ſich an ſpäterer Stelle Anlaß, über den Wert und Charakter ſeiner Memoiren im Allgemeinen zu ſprechen. Er hat eine Ueberſetzung des Oſſian in Proſa veröffentlicht und an einem Epos Konradin geſchrieben, auch eine Abhandlung über die Epochen der „deutſchen Hauptſprache“ verfaßt, welche von der kurfürſtl. deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim gekrönt wurde; aber er war doch nur ein flacher Kopf und einer der Dutzendpoeten, wie jeder Freundeszirkel und jede Wirtshausgeſellſchaft ſie aufweiſt. Bei Scharffenſtein und bei Peterſen, wie auch bei Hoven, ſind die poetiſchen Bethätigungen während ihrer Studienzeit an der Militärakademie als Aeußerungen eines geiſtigen Spieltriebs, als Dilettantismus und Widerhall zu nehmen. Anders bei Schiller. Für ihn war jeder Verſuch eine Entwicklungsſtation ſeines Geiſtes, Regung einer Kraft, unter deren Gewalt ſein Inneres unweigerlich ſich beſtimmt fühlte, und während jene von dem Feuer, das von ihm ausſtrahlte, eine Zeit lang mitergriffen wurden, um nach wenigen Anläufen das Dichten gänzlich einzuſtellen, eilte dieſer in allgemeiner Entwicklung des Geiſtes ſeinen Gefährten mit Rieſenſchritten zuvor und mit dem Gehalt ſeiner Seele wuchs ihm der Reichtum des poetiſchen Quells.

Freilich hatten die früheſten Dichtungen Schillers den Charakter des Taſtenden und Unfertigen. Das Material der Sprache, dem Anſchein nach Allen das zugänglichſte und am gemeinſamſten angehörige, iſt ſchon um ſeiner dem Geiſte gleich grenzen-

---

Württ. Kriegsweſens begegnet er bereits im Jahr 1809 als Generallieutenant, nicht erſt 1815, wie das Dresdener Schilleralbum angibt.

loſen Beweglichkeit und Nuancirungsfähigkeit willen das am ſchwierigſten zu handhabende, und wie die Sprache ſelber die feinſte und vollkommenſte Spiegelung des Intellekts iſt, ſo iſt die perſönliche Herrſchaft über ſie nicht anders als in Verbindung mit der Sicherheit gereifter Intelligenz zu denken. Die Erhebung dieſes Materials zu einem künſtleriſchen Mittel ſetzt vollends einen Grad von ſprachlicher Technik voraus, welcher jede Spur von Mühe vertilgt zu haben ſcheint, und wenn im Bildungsgange des dichteriſchen Geiſtes die Ueberwindung eines an ſich ſo ſchweren Prozeſſes nicht ſonderlich bemerkbar wird, ſo erklärt ſich dies nur daher, weil der Dichter mit ſeiner Gabe von Natur aus zu den Wurzeln jener ſpracherſchaffenden Kraft hinabreicht, aus der ein Volk in den Anfängen ſeines Lebens ſein Idiom ſich zu bilden vermochte; dieſelbe Kraft erſcheint in ihm erneuert und potenzirt.

Hiezu kommt noch ein zweiter Umſtand. Die ſprachliche Befähigung iſt ja nur ein Träger des poetiſchen Vermögens, die Sprache iſt nur das Mittel, durch welches der Dichter die inneren Bilder, die ihn bewegen, hinüberträgt in die Seele des Anderen, des Hörers und Leſers. Man kann kurzhin ſagen: die Muſik iſt die Kunſt der Töne; aber man kann, auch wenn man auf ein äſthetiſch vertiefteres Definiren verzichten will, niemals ſagen: die Poeſie iſt die Kunſt der Sprache oder die Kunſt der Worte. Die Sprache iſt durchaus nicht in dem Sinn, wie der Ton für die Muſik, das Material für die dichteriſche Kunſt. Das Weſentliche des poetiſchen Aktes liegt in der innerhalb des Bewußtſeins ſich vollziehenden Bewegung der Phantaſie. Dieſer innerliche Vorgang iſt für den ſchaffenden Dichter das Erſte und Letzte, und vom Empfänger verlangt die Dichtkunſt mehr als jede andere Kunſt Phantaſie, Reichtum der innerlichen Vorſtellung. Poeſie iſt in Geiſt umgeſetzte Welt; Phantaſie ihrem Inhalt nach die in das Bewußtſein aufgenommene und in Anſchauung umgewandelte Welt.

Es iſt demnach klar, daß, ehe von poetiſcher Thätigkeit des Geiſtes irgendwie die Rede ſein kann, eine größere ſtoffliche Vorſtellungsmaſſe in das Bewußtſein aufgenommen, äußere Welt zuerſt

in eine innere Welt verwandelt ſein muß; ein Aneignungsprozeß, der ſich ſtofflich nur langſam und allmählig vollziehen kann, und zu welchem das jugendliche Alter eben erſt den Anfang macht. Dieſen Prozeß vollzieht in höherem oder geringerem Grade für jede heranwachſende Seele der Gang des Lebens; wer aber als Dichter die empfangene Welt wiedergeſtalten, ſo wiederausſprechen ſoll, daß er Andere zwingt, Art und Folge ſeiner Vorſtellungen in ſich wieder zu erzeugen, der vermag dies nur durch ein über das Normalmaß weit hinausreichendes intenſiv-pſychiſches Erfaſſen der Dinge und nur auf Grund einer überblickenden Freiheit, welche von einzelnen Punkten aus überall die Beziehungen auf ein Ganzes, vom Perſönlichen auf ein Allgemein-Menſchliches zu empfinden gelernt hat. In dieſer Freiheit und Herrſchaft über eine ganz und gar zum ſeeliſchen Eigentum gewordene Welt liegt die erſte Bedingung für die Idealiſirung des Erfahrungsſtoffes; und ohne dieſe vermag weder der bildende Künſtler die Natur, noch der Dichter die Vorſtellungen ſeines Innern in die Sphäre des Schönen zu erheben. Auch das kleinſte Gedicht, wofern es den Eindruck der Wahrheit machen ſoll, iſt nicht zu produziren ohne einen geheimen, allgemeinen, großen Hintergrund ſeeliſchen Bewußtſeins; in der leiſeſten Spur kann ſich der Mangel dieſes Hintergrundes verraten; aber auch die leiſeſte Spur dieſes Mangels genügt, um die Unfertigkeit des poetiſchen Vermögens fühlbar zu machen.

Einen erweiterten Horizont des Bewußtſeins und eine vom Mittelpunkt des Sehfeldes her klarblickende Seele bedarf alſo der Schöpfer eines künſtleriſchen Werkes überhaupt, und am ſtrengſten ſtellt ſich dieſe Forderung für den Dichter, da ſeine Kunſt mit faſt völligem Verzicht auf ein ſchon ſinnlich wirkendes Material in das Innere des Geiſtes ſelbſt verlegt iſt, und ſie dem Umfange nach ein größeres Gebiet umſpannt, als jede andere Kunſtform. Das Reich der Seele wie das Reich der Objektivität iſt ihr zu eigen gegeben; ein Verhältniß, welches Grillparzer in dem Spruche formulirte:

„Was ächte Poeſie
So hoch vor allem ſtellt:
Sie iſt der ganze Menſch
Und auch die ganze Welt."

So wird es begreiflich, daß auch die gewaltigſte Naturanlage ſich in poetiſchen Schöpfungen nicht zu offenbaren vermag, ehe die geſammte Individualität ihres Trägers zu einem höheren Grade von Reife und Stärke gelangt iſt; und was uns im Leben großer Poeten von dichteriſchen Verſuchen früheſter Altersſtufe überliefert wird, das kann wohl in einzelnen Bildern und Gedankenzügen die Macht eines eigentümlichen Phantaſielebens und ſich vertiefende Empfindung ahnen laſſen, kann ein Zeugniß einer natürlichen Leichtigkeit in der Handhabung der ſprachlich-rhythmiſchen Geſetze ſein; aber ſelten werden dieſe erſten Flügelſchläge ein mehr als geſchichtliches oder pſychologiſches Intereſſe erwecken. Wenn aber von den Künſten vornehmlich die Muſik die frühe Entwicklung des Talentes zu erlauben ſcheint, ſo iſt dies daraus erklärlich, daß bei dieſer Kunſt der techniſche Teil einen weit bedeutenderen Raum einnimmt, als bei irgend einer anderen, und ebendeßhalb ihr formales Fundament in breiterem Maße lehrbar iſt; wie auch daraus, daß die phyſiologiſche Vererbung des Talentes bei der Muſik ſich weit entſchiedener und weit öfter geltend macht als bei der Poeſie und den bildenden Künſten. Ueberdies hat die Muſik zur Welt der Erſcheinung und ſomit auch zur Phantaſie ein ganz anderes Verhältniß als die übrigen Künſte; ſie hat über Geſtalt und Erſcheinung, über alles durch Vermittlung des Auges Gedachte keine Macht; und wenn ein enthuſiaſtiſcher Freund der Muſik während des Anhörens einer inſtrumentalen Kompoſition eine ganze Folge von Vorgängen und Handlungen zu ſehen behauptet, ſo iſt ihm nur das Eine entgegenzuhalten, daß während des nämlichen Muſikſtückes von den anderen Freunden jeglicher wieder etwas anderes zu ſehen glaubt; eben weil der Muſik die konkrete Beſtimmtheit des Inhalts abgeht. Sie ſtellt das Extrem zur Malerei und Skulptur dar, welche beide die vollendetſte Befähigung haben, die Erſcheinungswelt zu geſtalten.

Vermag aber ein musikalisches Produkt, welchem Originalität und bedeutenderer Gehalt mangelt, doch wegen der orgiastischen Wirkung der Musik und wegen des sinnlich-gefälligen Zaubers, dessen die Töne immer sicher sind, einen relativ befriedigenderen Eindruck hervorzurufen als ein mit gleichen Mängeln behaftetes dichterisches Produkt, so ist doch immer zu berücksichtigen, daß auch der Tonkünstler nichts in die Tiefen des Menschenherzens Eingreifendes schaffen wird, ohne daß er die Stimmung einer großen und gereiften Seele in seine Komposition hineinlegt.

Was also Petersen an Schillers frühesten poetischen Arbeiten auszustellen vermeint, erklärt sich im Grunde aus dem Schicksal aller Entwicklung poetischen Talentes. Und überdies hatte Schiller persönliche Schwierigkeiten besonderer Art und gesteigerten Grades zu überwinden. Wäre seine Geistesanlage von größerer Einfachheit gewesen, wäre ihr zum Beispiel in ausschließlicher Weise die Richtung auf Lied und Lyrik vorgezeichnet gewesen, so durfte man vielleicht von den ersten Proben seines Talentes eine, wenn auch eng umgrenzte, doch mehr in sich fertige Vollendung erwarten. Indem ihn aber der poetische Geist, dessen er sich bewußt ward, alsbald zu der kompliziertesten und die größte Objektivität und Vielseitigkeit fordernden Dichtungsform, dem Drama, hindrängte und indem sein Talent, bewegt von Widersprüchen in der Erfahrung des eigenen Lebens und mitergriffen von dem durch das Jahrhundert gehenden ethisch-revolutionären Sturmhauch sich in den Dienst einer streitvollen Welt stellte, mußte die Gestaltung seiner poetischen Konzeptionen nach künstlerischem Maße und in künstlerischer Form erhöhten Schwierigkeiten begegnen.

Daß nun der Bund der jugendlichen Freunde die entstandenen Produkte mit mehr Wärme und Selbstgefühl aufnahm als mit Bemühung um kritische Maßstäbe, ist ebenso natürlich als verzeihlich. Die Sammlung der Gedichte wuchs, und da man meinte, Einiges verdiene wohl gedruckt zu werden, übernahm es Hoven, an einen Tübinger Buchhändler zu schreiben; aber die Antwort blieb aus, und man erfuhr endlich, daß der Buchhändler

schon mehrere Jahre zuvor gestorben war [1]). Der Zusammenklang freundschaftlich-poetischer Bestrebungen erlitt indeß eine empfindliche Störung, als der Mitzögling Masson eine französische Posse verfaßte, in welcher das poetische Treiben der Verbundenen verspottet wurde. In gleichem Sinne hatte ein anderer Kamerad, Boigeol, sich wiederholt über Schiller geäußert, hatte das wahre Gefühl des Herzens ihm abgesprochen und seine Produkte als Phantasterei und Nachahmung Klopstocks erklärt. Jetzt ließ sich Scharffenstein bestimmen, dieser Auffassung Gehör zu geben; der leidenschaftlich geliebte Freund, mit welchem Schiller sein Herz wie mit keinem Anderen geteilt hatte, wurde an ihm zum kurzsichtigen Zweifler und Spötter. Der erste Zusammenbruch freundschaftlicher Gefühle traf ein enthusiastisch-argloses Herz; bitter gekränkt, im Innersten verwundet und unglücklich, wandte sich Schiller von Scharffenstein ab. Sie sprachen, so lange sie noch zusammen in der Militärakademie verweilten, nicht mehr mit einander. Aus dem Abschiedsbrief, welchen Schiller dem Freunde schrieb, habe ich bereits früheren Orts mehrere Stellen zitirt; derselbe ist aber ein biographisch so bedeutsames Dokument für Schillers Gemütsverfassung in seinem siebzehnten Lebensjahre, für den Charakter seines Freundschafsgefühles, für die Heftigkeit seines Affektes, wie für das damals, um 1776, in ihm noch übermächtige religiöse Empfinden, daß ich einige weitere Absätze hier folgen lasse [2]).

---

[1]) v. Hoven, Selbstbiographie, S. 57. Vgl. der Freimüthige, Jahrg. 1805, Nr. 220.

[2]) Die histor. krit. Ausgabe Goedekes setzt dem Briefe das Datum „Nov. 1778" bei, und Scharffenstein selbst erzählt (Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 57), das Zerwürfniß sei kurz vor seinem Austritt aus der Militärakademie — somit kurz vor Dezbr. 1778 — erfolgt. Aber Scharffensteins Gedächtniß ist so wenig sicher, daß er das Jahr seiner eigenen Aufnahme in die Militärpflanzschule unrichtig angibt. Düntzer (Schillers Leben, S. 62) erinnert an eine Stelle des Briefes, welchen Schiller anläßlich des Zerwürfnisses an Boigeol schrieb (abgedr. in Goedekes hist. krit. Ausg. I, S. 362 ff.), an die Worte: „Wir wollen uns unsere etliche Jahre wo wir noch zu leiden haben nicht verbittern." Er bezieht diese Leidensjahre auf den Aufenthalt in der Militärakademie und schließt, da Boigeol 1778 austrat, daß das Zerwürfniß in das Jahr 1777 falle. Diese Interpretation mag richtig

Schiller ſchreibt: „Ich hab nicht bös an Dir gehandelt, wie Du mein Herz anklagſt. Es iſt rein, heiter, hat bei Deinem Zettel keinen Antheil gefunden, hab nicht erröthen, nicht weinen, nicht beten dürfen, denn es iſt rein ohne Falſch und Trug, drum kann ich jetzt kluge, ernſthafte, aufrichtige Worte reden.

Wahr iſt's, ich pries dich in meinen Gedichten zu ſehr! Wahr! ſehr wahr! Der Sangir, den ich ſo liebe, war nur in meinem Herzen, Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurde, aber er war nur in meinem Herzen und ich betete ihn an in Dir, ſeinem ungleichen Abbilde . . . . . .

Ja ich bin kaltſinnig worden — — Gott weiß es, denn ich bin Selim blieben, aber Sangir war dahin! darum bin ich kaltſinnig worden — verſteh mich aber wohl, in euren Augen, aber die Unruhe, der Drang meiner Seele, der mich lange, lange hin und her warf, iſt geſtillt und ich hab Ruhe und Empfindſamkeit und eine mächtige Stütze gefunden und bin gegen Dich kaltſinnig geworden.

Warum aber, weiß ich wohl, wirſt Du mich fragen, warum biſt Du kälter worden? Höre, Scharffenſtein, Gott iſt da, Gott hört mich und Dich, Gott richte. Meinſt Du es war Prahlerey, Phantaſt meinſt ich hätte Dich darum erwählt, um Einen zu haben, von dem ich in mein Gedicht plaudern kann! Hör Elender, wende Dein Angeſicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir aufſteigt der ſchändliche Gedanke! den Du doch in Deinem Zettel äußerteſt! Gedenkſt Du noch an die Stunde

---

ſein; doch können jene Worte auch einen andern Sinn haben: Schiller ſpricht einige Zeilen zuvor von einer „beſſeren Welt", von einem „letzten Ziele", dem ſie beide entgegengingen; „wir wollen einander unſere Herzen nicht quälen", fügt er bei. Ich möchte aus inneren Gründen das Zerwürfniß in eine frühere Zeit ſetzen als Goedeke. Stil und Farbe der Briefe paſſen nicht wohl mehr in das Jahr 1778; insbeſondere bezeugt der Brief an Scharffenſtein ein Stimmungsleben und eine Entwicklungsſtufe, welche dem Alter von 20 oder 21 Jahren und einem Jüngling, der damals „die Räuber" bereits im Kopfe hatte, nicht mehr ganz zu Geſicht ſtehen. — Scharffenſtein klagt in ſeinen „Jugenderinnerungen", Schillers Abſchiedsbrief ſei ihm „auf eine recht heilloſe Art" abhanden gekommen; dem Herausgeber des Schilleralbums (Dresden 1861) wurde eine Abſchrift anonym zugeſendet.

unſerer Verbindung? was iſt das für ein unſinniges Geſchwäz mit Deinem guten Morgen ꝛc. Sollteſt mich nicht beim erſten Umgang anders kennen gelernt haben. In der That ſag ich Dir, wenn noch etwas in Dir zurückblieben iſt von der Freundſchaft, die wir uns ſchwuhren, ſo wäre das ein Beweis davon, daß Du mich auf dieſe Art von meinen anderen Kameraden unterſchiedeſt, denn ich denke das nämliche von dem leeren Gruß.

Aber zur Hauptſach! warum ich kaltſinnig worden? weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war und ſahe — daß Du es nicht von mir warſt; — faſſt Dich der Gedanke, Du warſt nicht mein Freund! Du hätteſt Achtung vor mir haben müſſen, wie ich vor Dir, denn wenn man eines Freund iſt, muß man in ihm Eigenſchaften verehren, die ihn verehrungswerth machen, aber aber — möge das den nicht treffen wie der Donnerſchlag — Du haſt nichts auf mich gehalten, die Eigenſchaften, die das Weſen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, Du haſt meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, Dich darüber luſtig gemacht, und da es Deine Freundſchaftspflicht geweſen wäre, mir in Liebe und Kälte ſolche zu rügen, mir verhehlt, haſt mir ſie nur im Zorne vorgeworfen, Pfui! Pfui! der ſchändlichen Seele! — war das Freundſchaft oder war's Trug, Falſchheit? . . . . . .

Du haſt nichts auf mich gehalten! — wie oft (aber immer nur, wenn Du in Zorn geriethſt, ſonſt heucheltest Du Achtung und Bewunderung,) wie oft, wie oft hab ichs hören müſſen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Weſen eben ein Gedicht ſey, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung von Gott, Religion, Freundſchaft ꝛc. Phantaſey kurz alles blos vom Dichter nicht vom Chriſten, nicht vom Freund herausgequollen — o weh, o weh, was das mein Herz ergriff, und ihr habts geſagt, Gott weiß es, Gott zeug es, geſagt habt ihrs, o mit den trügenden Zügen, mit der ernſteſten Miene — o weh! o weh! und wie ſchmerzt mich das von euch! — von Dir!

Erinnerſt Du Dich noch, wenn mir ein Buch nicht gefallen wollte, ein Gedicht oder ſo was z. E. Amynt von Kleiſt, was

Du da ſagteſt: ‚Es ſey freilich kein Schwung darin (das ſagteſt Du aber nur im Zorn, ſonſt hätteſt Du mirs verſchwiegen) keine Bilder, aber Gefühl, anderes Gefühl, als in meinen Gedichten, es ſey nichts ausgericht mit meiner Mahlerei, Herz ſollt ich haben oder dergl. Warlich ſo ſagteſt Du. Und nun ſchau in Dein Innerſtes mein Scharffenſtein — ſieh! ich kann dieſen Ausruf nicht mehr unterdrüken — ſchau gen Himmel, feſt, ſtarr gen Himmel, wo eigentlich nur unſerer Freundſchaft Auge ſehen ſollte, ſchau hinauf und frage: Hab ich recht gethan; hab ich aufrichtig gehandelt, daß ich den zum Freund erkohr, der vorgab, dem das Weſentliche der Freundſchaft, volles Herz, mangle, deſſen Gefühl nur in der Feder liege oder noch friſch im Gedächtniß behalte beim Leſung Klopſtoks, o Gott vergebe Dir dieß, Du haſt Dich hier an Deines Selims Herzen verſündigt. Freilich hab ich Klopſtok viel zu danken, aber es hat ſich tief in meine Seele geſenkt und iſt zu meinem wahren Gefühl, Eigenthum worden, was wahr iſt, was mich tröſten kann im Tode!

Ferner: Du haſt Dich über meine Laſter luſtig gemacht! Du kannteſt meine Eigenliebe — lieber himmliſcher Vater, ich erkenne dieſes Laſter als eines der ſchändlichſten, wurzle mirs aus dem Herzen lieber himmliſcher Vater, ich erkenns, bereus! — und Du kannteſt meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angeſicht des Nahen Dir ſagen — Du haſt Dich drüber luſtig gemacht — Du mein Freund vor den Leuten mich beſchämt, Du der mir in der Stille verborgen, verſchwiegen hat! — wie oft, das will ich nur noch nebenher ſagen, haſt Du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geiſt erhoben, wie oft wenn wir zuſammenſaßen auf meinem Bette ganz erſtaunungsvoll meinem thörichten Eigenlob zugehört, nichts geſagt, als wenn dies im Eifer herausplazte, oder dem Boigeol ins Ohr gebißelt und haſt mich doch nie getadelt, auch bei dem tadelhaften wollteſt Du meine Eigenliebe befriedigen. — —

Auch will ich nur noch berühren, wie ſehr Du mein Herz geplagt, da Du Dich ſo h [hinter] Grub gemacht haſt. Du weißt und ſollteſt, konnteſt auch wohl wiſſen, warum ich auf den Menſchen nichts halte, er iſt böſen Herzens und kleinen

Herzens! — Sollte er Dein Freund ſeyn, er den viele meiner Cameraden fliehen, der iſt an der Seite deſſen, der mein Einziger ſeyn will? Mein Einziger geht an der Seite meines Verhaßten? Sieh alſo aus dem allem, daß mein Herz ohne Trug iſt, wie Du nicht glaubteſt! . . . . . .

Und nun will ich des Briefs ein Ende machen. Ich bin nicht verlaſſen. Sieh ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herze vollmacht und ſeegnet, einen großen großen herrlichen Freund, und darum vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — ſo wahr mir Gott vergebe im letzten Zuken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lang mein Angeſicht wegwenden müſſen von meinem Scharffenſtein, um Tränen zu verbergen! — Ich ſage nochmahl Ich vergebe Dir; Sieh eben hab ich in der Bibel das Leben Davids geleſen, Er und Jonathan liebten ſich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich ſie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben und ich ſuchte mir einen für die Unſterblichkeit — — — Aber im Himmel werd ich ja edle Herzen finden.

Leyd iſt mirs, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir lügen ſtrafen mußte:

Sangir liebte ſeinen Selim zärtlich
Wie Du mich mein Scharffenſtein
Selim liebte ſeinen Sangir zärtlich
Wie ich Dich mein lieber Scharffenſtein."

In jeder Zeile verrät dieſer Brief eine in Schmerz aufzuckende Empfindung. Er trägt in der Diktion die Spuren der erlittenen gewaltſamen Gemütserſchütterung. Er iſt getränkt mit dem ganzen Idealismus deutſcher Jugend; unreif, exaltirt, voll von Fiktionen, der Erguß der Klage einer in ihren liebſten Gemälden geſtörten Phantaſie; und dennoch bei dieſer Gemütslage und auf dieſer Altersſtufe ganz wahr, ganz heilig und im Weſentlichen den Nagel auf den Kopf treffend, inſofern das „volle Herz" vom Freunde verlangt wird und ein reines und hohes Gefühl gegen Mißhandlung durch erniedrigende Meinung

ſich aufbäumt. Auch mit Boigeol ſetzte Schiller ſich auseinander; er erhebt gegen dieſen die gleichen Vorwürfe wie gegen Scharffenſtein, aber er ſchreibt an Boigeol kühler, überlegter, auch korrekter, und gemeſſen, ſtrengeren Tones ſpricht er hier gegenüber einer ihm unſympathiſchen Natur das trennende Wort. Gegen den Schluß dieſes Briefes findet ſich die Stelle: „Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoff als viele, und ſelten traf ich das rechte Ziel, offt, offt gleitete ich neben aus . . . aber hier — hier hab dich das rechte Ziel, Gott wird mit mir ſein, und mich führen.“ Ich darf die Akten über den Vorfall nicht ſchließen, ohne auch Scharffenſtein zu Wort kommen zu laſſen, ſoweit er nicht offenbar Unrichtiges äußert. Seine Aufzeichnung lautet: „In einer nach der beſten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, ſondern hatte auch die unglückliche, aber argloſe Maladreſſe, eine für die ſeinigen nachtheilige Parallele anzuſtellen, ja ſogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundſchaft für mich inſpirirt hatte. Das traf ſein Gemüth; ich ſage ſein Gemüth, denn gewiß wurde dieſes mehr verletzt als der poetiſche Egoism. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht ſeyn, aber er zog ſich mit einer zerknirſchten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer ſehr ſchmerzhaften denke; denn was einſt ein Herz kränkte, iſt in keiner nachfolgenden Zeit für kindiſch und unbedeutend zu halten . . . . . Er ſchrieb mir einen ſehr langen Brief, worin ſeine ganze Seele in Aufruhr war; nie iſt eine totale Brouillerie zwiſchen Verliebten ſo affectvoll geſchrieben worden . . . . Ich antwortete verweiſend, daß er meine Meinung falſch ausgelegt ꝛc.; aber ſeye es gegenſeitige mauvaise honte oder ſonſten was für eine Trutzerei geweſen, ſeye es, daß die Freundſchaft in dieſen Jahren mehr in der warmen Phantaſie als tief im Herzen ſteckte, die Verſtimmung blieb.“ Jene Strophe, welche von Selim und Sangir ſingt, iſt das Einzige, was von den Freundſchaftsgedichten Schillers an Scharffenſtein ſich erhalten hat; Scharffenſtein gibt an, Schiller ſelbſt habe, „als er lange

später seine Gedichte zur Auswahl sammelte", vergebens darnach geforscht.

Mit den fortrückenden Jahren vergrößerte sich Schillers kameradschaftlicher Kreis. In den poetischen Bund wurde Friedrich Haug aufgenommen, der Sohn des Professors; seine ursprüngliche Neigung zu heitrem Scherz und epigrammatischer Satire brachte ein neues Element hinzu. Auch Ludwig Schubart schloß sich an, wie wenigstens Hoven erzählt [1]); freilich war er um 6 Jahre jünger als Schiller und kam erst 1777 in die Militärakademie, als sein Vater, Christian Schubart, der Dichter, Freiheit und Lebensglück mit dem Hohenasperg vertauschte. Seine Anteilnahme an den poetischen Bestrebungen der akademischen Freunde kann sich somit nur auf das bescheidenste Maß beschränkt haben; als einen Dichter, aber keinen geborenen, bezeichnete ihn Schiller in späteren Jahren, indem er beifügt: „Frühe Lecture von Poeten, frühe Versuche poetischer Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Vorrath von Bildern und Stil verschafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Sonst ists ein guter redlicher Karakter, der besonders viel vom Schwäbischen Provinzialkarakter in sich hat [2])."

---

[1]) Selbstbiographie S. 56.

[2]) Schiller an Lotte von Lengefeld am 11. Dez. 1788. — Hier mag bemerkt sein, daß Schubart, der Gefangene vom Hohenasperg, irrtümlicher Weise fort und fort, und neuestens wieder von Boxberger in Kürschners Deutscher National-Litteratur (Ausgabe der Räuber, Einl. S. III) „Daniel Schubart" genannt wird. Der Name Daniel ist unter seinen Taufnamen, aber sein Rufname war Christian. Vgl. den reichhaltigen Artikel über Schubart im Schwäb. Merkur, Kronik vom 10. Juli 1881 nebst den dort notirten Belegen aus Schubarts Selbstbiographie („Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt"), insbesondere die Stelle, in welcher Schubart von seinem Vater erzählt und schreibt: „Aber kurz vor seinem Tode richtete er sich auf, streckte die Hände betend gen Himmel und sprach weinend: „Ach Herr Jesu, verlaß meinen Christian nicht, kannst du ihn nicht im Guten gewinnen, so gewinn ihn durch Elend!" Mit diesen Worten sank

In herzlicher, tiefergehender Freundschaft verband sich Schiller mit Albrecht Friedrich Lempp aus Stuttgart, einem kenntnißreichen, auf philosophisches Denken angelegten Kopfe. Lempp studirte Jura; „während unserer ersten Trennung," erzählt

---

er zurück und segnete mich, indem er mit der Hand drei Kreuze in die Luft machte." Weitere Belege finde ich in den Briefstellen und Unterschriften Schubarts bei Strauß (8. Band der Gesammelten Schriften), I, 102, 126 und II, 332, 333. Geboren ist Schubart nicht am 22. Nov. 1743, wie Goedekes histor. krit. Schillerausgabe I, 379 bemerkt, sondern nach seiner eigenen Angabe am 26. März 1739, nach dem Oberspontheimer Geburtsregister am 24. März 1739. Vgl. Fr. Pressel, Schubart in Ulm. — Ich reduzire gerne eine zwei- oder mehrgliedrige Anzahl von Taufnamen auf den eigentlichen Rufnamen, sofern nicht Zweideutigkeit zu besorgen ist; nicht nur, um das Schleppende der Häufung zu vermeiden, sondern auch deßhalb, weil der Rufname zusammen mit dem Familiennamen das Individuum lebendig macht und der Rufname in mehr als einer Hinsicht bedeutsam ist. Uebrigens hat das 18. Jahrhundert wenig Sinn für den Rufnamen; die litterarische Ueberlieferung nennt in der Regel entweder lediglich den Familiennamen oder eine Reihe von Taufnamen, ohne daß doch der Rufname eine konventionell bestimmte Stelle hätte. Daß Schillers Jugendfreund Petersen den Rufnamen Wilhelm führte, fand ich nirgends als auf dem Titelblatt seiner von der kurfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim gekrönten und 1787 herausgegebenen Preisschrift; sonst liest man überall „Johann Wilhelm". Friedrich Wilhelm v. Hovens Rufname war Friedrich; Goedeke in der histor. krit. Schillerausgabe I, 184 und 196, Palleske in der Schillerbiographie I, 35 und 82, Düntzer in Schillers Leben S. 46, Boxberger in der biographischen Einleitung zur Groteschen Schillerausgabe vom Jahr 1777, S. XI, schreiben irrtümlich „Wilhelm von Hoven". Nur Fielitz in der 3. Ausg. des Briefwechsels zwischen Schiller und Lotte, III, S. 198, Anm. schreibt richtig „Friedrich von Hoven", doch ohne Beleg. Ich bin auf die Kontroverse erst während des Druckes des Buches gestoßen und finde den Erweis für den Rufnamen Friedrich in Hovens Selbstbiographie S. 13; der Pfarrer von Zavelstein, erzählt dort Hoven, „behandelte mich ganz wie sein eigenes Kind, nannte mich selten anders als seinen Sohn Fritz". Demnach bitte ich die Namensnennung auf S. 78, 132, 145, 153, 157 des Buches zu verbessern. Auch Scharffensteins Rufname war Friedrich, wie aus Stadlinger, Gesch. d. Württ. Kriegswesens S. 642 hervorgeht. Professor Balthasar Haugs Sohn wird von Boxberger, Groteske Schillerausgabe, I, Einl. S. 137 „Martin Haug" genannt; aber Martin fehlt gänzlich unter seinen Vornamen, und auf dem Titelblatt seiner „Sinngedichte" nennt er sich „Friedrich Haug".

Scharffenstein, „als Schiller noch in der Akademie blieb, scheint ein Mann auf dessen Fortschritte, nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb reiner praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben: das war sein Mitzögling Lempp. Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm." Boas und Palleske wiederholen wörtlich diese Angabe; wenn man jedoch berücksichtigt, daß Lempp, der im April 1778 in die Militärakademie aufgenommen wurde, um 3 ½ Jahre jünger war als Schiller, so wird mit mehr Recht Schiller als der Mentor zu nehmen sein; Scharffenstein scheint die Wirkung, welche nachmals Lempp auf ihn selbst übte, mit der Rolle, welche Schiller gegenüber Lempp spielte, zu verwechseln. Unter den der Poesie zugeneigten Zöglingen der Militärakademie wird auch von Massenbach genannt [1]); zwei Brüder dieses Namens rühmt von Hoven [2]), der freilich bemerkt, daß seine Verbindungen „nicht ganz dieselben" waren wie die Schillers; Hoven hielt sich gerne zum Adel. Von den Medizinern standen Friedrich Ludwig Liesching, Friedrich Jacobi, Theodor Plieninger und Immanuel Gottlieb Elwert zu Schiller in kameradschaftlicher Beziehung; sämmtlich geborene Würtemberger, Elwert der nämliche, mit welchem Schiller einst den Spaziergang nach Neckarweihingen gemacht hatte. Zugleich wurde Schiller mit mehreren Zöglingen aus der Abteilung der Künstler vertraut, vorzüglich mit Dannecker und mit Rudolf Zumsteeg; auch Viktor Heideloff und der Kupferstecherzögling Christian Jakob Schlotterbeck traten ihm näher. Zumsteeg setzte die Gedichte Schillers in Musik; Heideloff, dessen Talent für Dekorationen des herzoglichen Theaters vielfach in Anspruch genommen wurde, bestärkte den Freund in der Neigung für Drama und Bühne. Von den Malerzöglingen, welche außer Heideloff nachher zu größerem Ruhme gelangten, studirten Eberhard Wächter und Hetsch gleichzeitig mit Schiller an der Militärakademie; Koch dagegen trat

[1]) Streicher, Schiller's Flucht, S. 19.

[2]) Selbstbiographie S. 58.

erſt 1785 in die Hohe Karlsſchule ein, Schick 1787. Gleichzeitig mit Schiller war auch der Bildhauer Scheffauer Zögling, Danneckers Herzensfreund. Die Studienzeit des Naturforſchers Cuvier, deſſen Name neben Schiller und Dannecker der glänzendſte in den Liſten der Akademie iſt, fällt ſpäter.

Profeſſor Balthaſar Haug, der Lehrer der Logik und der ſchönen Wiſſenſchaften an der Militärakademie, veröffentlichte im Oktober 1776 in dem von ihm herausgegebenen „Schwäbiſchen Magazin von gelehrten Sachen" ein Gedicht Schillers durch den Druck. Es iſt die Ode „Der Abend". Wenn man Peterſen glauben darf, iſt es das erſte lyriſche Produkt, welches Schiller zum Druck brachte [1]); im „Schwäbiſchen Magazin" erſchien es

---

[1]) Morgenblatt 1807, Nr. 181. Vgl. der Freimüthige, 1805, Nr. 220. Hoven erzählt (Selbſtbiogr. 57), nachdem er der mißglückten Anfrage bei dem Tübinger Buchhändler Erwähnung gethan hat: „So blieb alſo unſere Sammlung ungedruckt, und wir mußten uns . . . . begnügen, unſere Produktionen einzeln in andere damals exiſtirende Sammlungen, wie in die von Schwan in Mannheim redigirte Schreibtafel, in die damaligen Muſenalmanache u. ſ. w. und diejenigen, welche wir nach unſerm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudtliniſchen Muſenalmanach, theils in die von Schiller herausgegebene Anthologie einrücken zu laſſen"; die meiſten indeſſen, fügt er bei, habe man bei reifer werdendem Urteil unterdrückt, und was ſeine eigenen Gedichte betreffe, ſo habe er ſie nach ſeinem Austritt aus der Akademie größtenteils dem Feuer übergeben. Hiezu teilt Urlichs (Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, 91) aus einem Briefe Schwans an Körner, d. d. Heidelberg 14. Juli 1811, die Stelle mit: „Durch die von mir ſchon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu welcher Schiller mir Beiträge geliefert, ... war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden." Dieſe Zeugniſſe für eine Mitarbeiterſchaft Schillers an der „Schreibtafel" verdienen um der Perſonen willen, von denen ſie herrühren, Beachtung. Aber bereits Friedrich Haug, der Jugendgenoſſe des Dichters, hat, als es ſich um die Herausgabe der Schillerſchen Werke durch Körner handelte und hiebei von Cotta, Haug und Körner über Schillers Beiträge zu älteren periodiſchen Zeitſchriften Erhebungen gepflogen wurden, brieflich erklärt, daß in der Schreibtafel von Schiller keine Beiträge vorhanden ſeien. (Diezmann, Goethe-Schiller-Muſeum, 1858.) So ſchildert denn auch Körner in ſeinen „Nachrichten von Schillers Leben" die Aufforderung Schwans, Schiller möge die Räuber für die Mannheimer Bühne umarbeiten, als den erſten Beweis einer Anerkennung im Auslande, welchen

mit der Chiffre Sch., und Haug fügte die Anmerkung bei, es dünke ihn, der Verfaſſer „habe ſchon gute Autores geleſen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum“. Das Gedicht iſt gereimt, ein Naturgemälde mit Hinwendung zu religiöſem Gefühl; für dieſen Ton waren Haller, Uz, Klopſtock die Muſter. Schillers Poem ermangelt in ſeinen malenden Schilderungen nicht des weicheren Fluſſes der Sprache und zarterer Töne; die ſtrahlenden Wirkungen des Lichtes werden mit gehobener Empfindung gefeiert; alle Betrachtung des Naturlebens erweckt dem jungen Dichter den Gedanken an Gott, und von der Natur hinweg ſchwingt ſich ſeine Sehnſucht zur ewigen Helle des Jenſeits. Ganz im Geſchmack, in der Sprache und Naturempfindung der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſind Wendungen wie dieſe:

„Der kühle Weſt beweht die Roſe,
Die eben izt den Buſen ſchloſe,
Entathmet ihr den Götterduft,
Und füllt damit die Abendluft.“

---

der Dichter erfahren habe. Eduard Boas bemerkt in „Schiller's Jugendjahre“ I, 149, er habe die Schreibtafel genau verglichen, darin aber „nichts gefunden, was man mit einiger Sicherheit für Schiller's Eigenthum halten könnte“. „Die Schreibtafel“ erſchien in 7 Lieferungen von 1774—1779. Ich habe trotz mehrfacher Bemühungen von dieſer ſelten gewordenen Zeitſchrift nicht mehr als die erſten 5 Lieferungen, 1774—1776, zu Geſicht bekommen können; die großherzogl. Univerſitätsbibliothek zu Heidelberg hatte die Gefälligkeit, mir dieſelben zu überſenden. In der Münchener Hof- und Staatsbibliothek fehlt der II. Band, in der kgl. öff. Bibliothek zu Stuttgart das Buch überhaupt. Die erſten 5 Lieferungen enthalten neben einer großen Anzahl von poetiſchen Nullitäten mehrere Beiträge von Müller, dem Maler, von Joh. Nicolaus Götz, auch von Ständlin u. a., aber nicht ein einziges Gedicht, das einen Anhaltspunkt für Schillers Autorſchaft gäbe. Zu dem „Lobgedicht auf den Kuhrfürſten von Bayern“, 2. Lieferung v. J. 1775, welches Diezmann in Frage bringt, hatte Schiller ſicherlich nicht den geringſten Anlaß. Die Chiffre Hn., welche unter einzelnen Sachen ſich findet, möchte man allerdings auf Hoven deuten; aber der Inhalt derſelben paßt ſchlecht für ſein Alter und ſeine Umſtände. Auch geben die Chiffren keinen Beleg; ſo iſt z. B. das Gedicht der 2. Lieferung „Als er für ſeine Freunde ein Opfer brachte“ mit W. unterzeichnet, der Autor aber iſt Götz.

Bestimmter tritt die Individualität des Dichters heraus im Eingange des Gedichtes, in den parenthetischen Versen, welche mit verhüllter Hindeutung auf die Freiheit Amerikas von glückseligeren Welten sprechen, denen die nun im Westen versinkende Sonne ihr Angesicht zuwendet. Bemerkenswert sind auch die Verse, welche an das „paradisische Gefühl", das in Betrachtung der von Gott geschaffenen Natur den Dichter beseelt, den Gedanken anknüpfen:

„Für Könige, für Große ists geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O GOtt, Du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge."

Schiller empfindet den Gegensatz der Niedriggeborenen und der Großen der Welt, und er kennt auch das bessere Teil, das Jenen, das ihm zugefallen ist.

Um die nämliche Zeit mag die „Hymne an den Unendlichen" entstanden sein; gedruckt erschien sie jedoch erst 1782 in Schillers Anthologie. Der biblisch-klopstocksche Ton, welcher ihr eigen ist, auch der mangelhaftere Versbau gehören, wie Boas mit Recht bemerkt, einer früheren Periode an als die Herausgabe der Anthologie. Die „Hymne an den Unendlichen" scheint identisch zu sein mit der Hymne an Gott, von welcher Schillers Vater im Brief vom 6. März 1790 dem Sohne Bericht gibt [1]).

In das nächstfolgende Jahr, 1777, fällt das Gedicht „Der Eroberer"; es wurde im Märzheft des „Schwäbischen Magazins" veröffentlicht, und Balthasar Haug machte dazu die Anmerkung: „Von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klop-

[1]) „Seine meisten Gedichte sind in der Anthologie, die Er doch noch haben wird. Sollte das nicht sein, so will ich Ihm mein Exemplar schicken. Unter meinen Papieren hab' ich nur die Hymne an Gott gefunden." Boxberger, Einl. zur Groteschen Ausgabe S. 138, ist geneigt, das in die Anthologie aufgenommene, mit der Chiffre X unterzeichnete Gedicht „An Gott" für jene von Schillers Vater erwähnte Hymne zu nehmen; ich bin anderer Ansicht, verspare aber die Erörterung auf die Kritik der Anthologie. Schillers Vater schreibt den Titel nicht, wie es nach Boxberger scheinen möchte, mit Anführungszeichen.

ſtoken lißt, fühlt und beynahe verſteht. Wir wollen ſein Feuer bey Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metatheſen — wenn einſt vollends die Feile darzu kommt; ſo dörfte er mit der Zeit doch ſeinen Plaz neben — einnehmen und ſeinem Vaterlande Ehre machen." Der Autor, ſtatt deſſen Namen Haug einen Gedankenſtrich einſetzte, iſt Schubart; es war gefährlich geworden, in Würtemberg ihn laut zu preiſen; denn der tückiſche Haß des Herzogs hatte kurz zuvor den freigeiſtigen Chroniſten aus der Reichsſtadt Ulm auf würtembergiſches Gebiet gelockt, und der Hohenaſperg verſchloß ihm jetzt den Mund.

Ein ganz anderer Geiſt atmet in dieſer im Odenmaße geſchriebenen Schöpfung, im Gedicht „Der Eroberer" als in dem idylliſch-ſanften Gemälde „Der Abend", ein Geiſt ergrimmenden Zornes und wildentflammten Freiheitsgefühls. Wohl iſt der Einfluß des Meſſiasſängers bemerkbar [1]), aber es ſind nicht mehr die Farben von Klopſtock allein; ſie ſind viel brennender und unruhiger. Hier findet ſich die erſte Spur des Dichters der „Räuber" und Empfindungsnerv wie Sprache rückt dieſes Lied, in welchem mit blutiger Glorie ſich ſättigende Herrſchaftsgier dem Hohn, dem Abſcheu, der Rache preisgegeben wird, neben die Poeſie Schubarts. Freilich ſind Bilder und Ausdruck bis an die Grenzen des Maßes getrieben, ja öfters forcirt und überſtürzend, und ein tobender Zorn ſcheint die Ordnung der Sprache ſelber zu löſen; freilich miſcht die Phantaſie ungehörig neben einander den Olymp und die Cherubim und Seraphim, den chriſtlichen Himmel und den heidniſchen Erebus; aber daß hier wahre Empfindung ſich aufbäumt, verrät der brauſende Zug der Sprache, und weder Großartigkeit der Anſchauung fehlt, noch Mark der Seele.

Von gleichem Geiſte ſcheinen die nicht erhaltenen Gedichte „Die Gruft der Könige" und „Triumphgeſang der Hölle" geweſen zu ſein; entſtanden ſind ſie wohl erſt um 1779.

---

[1]) Vgl. das Gericht über die Könige im 16. Geſang des Meſſias, 307–319; die Nachbildung erkannte bereits Conz, Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1823, Nr. 3.

Wir wiſſen von ihnen nur aus Nachrichten Peterſens. Erſteres, das mit dem Verſe begann:

„Jüngſthin gieng ich mit dem Geiſt der Grüfte“

mag der Tendenz nach mit Schubarts „Fürſtengruft“ Aehnlichkeit gehabt haben; doch iſt die Angabe Peterſens, daß Schubarts „Fürſtengruft“ durch die „Gruft der Könige“ veranlaßt worden ſei, unrichtig. Denn Schubarts Gedicht erſchien im Druck zuerſt 1780; niedergeſchrieben iſt es 1779, konzipirt noch früher [1]). Eher könnte man annehmen, daß die „Fürſtengruft“ zu Schillers „Gruft der Könige“ Anregung gegeben habe; denn den „ſtarken Eindruck“, welchen „einige kräftige Gedichte Schubarts, vorzüglich die Fürſtengruft“ bei ihrem Erſcheinen auf Schiller machten, bezeugt Scharffenſtein [2]); und daß das Gedicht in Würtemberg in Abſchriften verbreitet war, noch ehe es in den Druck kam, wäre nicht unmöglich. Aber für den Nachweis eines Zuſammenhangs fehlt alles Material. Mit mehr Gewißheit iſt zu glauben, daß Schiller, während er noch Zögling der Militärakademie war, Schubarts Gedicht „Auf die Leiche eines Regenten“ kannte; letzteres behandelt einen ähnlichen Gegenſtand, wenn auch gemäßigteren Tones, und wurde 1767 gedruckt. Uebrigens

[1]) Vgl. den Nachweis Goedekes in der hiſtor. krit. Schillerausgabe I, 379 und im Archiv für Litteraturgeſchichte VIII, 163—164. Demnach wurde „Die Fürſtengruft“ im „Frankfurter Muſenalmanach auf das Jahr 1781. Herausgegeben von H. Wagner“ zum erſtenmal gedruckt, erſchien alſo im Herbſt 1780, da die Muſenalmanache im Herbſt vor dem Jahr, für welches ſie beſtimmt waren, ausgegeben wurden; im erſten Druck führte es den Titel „Die Gruft der Fürſten“. Wie Ludwig Schubart erzählt („Schubart's Karakter von ſeinem Sohne“. Erlangen 1798), „zürnte“ Schubart das Gedicht im Jahre 1779 „nieder“, „als ihm Herzog Karl auf einen gewiſſen Termin hin ausdrüklich ſeine Freiheit verſprochen hatte, und dieſer Termin ohne Erfüllung vorüber gegangen war“; in der Seele aber habe er es ſeit ſeinem Aufenthalt in München getragen, „wo ein Requiem in der Gruft die erſte Idee in ihm entzündet hatte“. Er diktirte es „eines Abends einem Fourier in die Feder“. Am 14. Oktober 1780 ſchreibt Miller an Klopſtock: „Leſen und Klavierſpielen darf er, aber nicht ſchreiben. Doch ſoll er ein freies Gedicht ‚die Fürſten‘ gemacht haben“.

[2]) Morgenbl. 1837, Nr. 58.

lag das Thema in der Luft. Aus Schillers „Gruft der Könige“ erinnerte ſich Peterſen noch der Verſe:

„Schwerer murrt der Donner überm Tanze,
Ueberſtimmt das wilde Saitenſpiel [1])“.

Identiſch mit dem Gedicht „Die ſchlimmen Monarchen“, wie Boxberger glauben möchte [2]), war „Die Gruft der Könige“ alſo nicht; doch könnte jenes eine ſpätere und reifere Ausführung des nämlichen Sujets ſein.

Der „Triumphgeſang der Hölle“ war „eine regelloſe Ode“; „Satan zählte darin alle ſeine Erfindungen auf von Beginn der Welt bis auf heut', und die übrigen Teufel fielen mit blasphemiſchen Chören ein [3])“. „Ein Chor von Teufeln ſang die wiederkehrende Schlußſtrophe:

„Pfui! Heilige Dreifaltigkeit!
Pfui! Heilige Dreifaltigkeit [4])!“

Das Gedicht „Auf die Ankunft des Grafen von Falkenſtein“ halte ich für unecht. Es erſchien in Haugs Magazin, im Juli 1777, kurz nachdem Kaiſer Joſeph II. unter jenem Namen Stuttgart und die Militärakademie beſucht hatte. In Goedekes hiſtoriſch-kritiſcher Ausgabe hat es Aufnahme gefunden, und einiger Anklang an Schillers frühjugendliche Sprache läßt ſich allerdings nicht in Abrede ſtellen; wenn man aber die Anmerkung, welche Haug unter das Gedicht ſetzte, in ihrem ganzen Wortlaut berückſichtigt, ſo ſprechen gerade diejenigen Stellen, welche Goedekes Note [5]) übergeht, gegen die Autorſchaft Schillers. Denn Haug, der das Gedicht „Der Eroberer“ noch eben begrüßt hatte, der Schillers „Feuer bey Leibe nicht dämpfen“ wollte, der mit kommender Zeit von ihm os magna sonaturum, die erhabene Dichterſprache, zu vernehmen hoffte, konnte jetzt nicht ſo von oben herab mit Schiller reden, konnte dieſem nicht

[1]) Peterſen in ſeinem handſchriftlichen Nachlaß.
[2]) Groteſke Schillerausgabe I, S. 378.
[3]) Der Freimüthige, Jahrg. 1805, Nr. 220.
[4]) Peterſen handſchriftlich.
[5]) I, S. 52.

ſagen: „Mein Freund, Sie müſſen ſich nicht ſo bald an groſſe Gegenſtände wagen .... Richten Sie ſich nicht nach denen, die die Dichtkunſt verachten: ſuchen Sie aber auch darinnen ihr Glüke nicht. Sie verfehlen des Wegs ..... Unſere Aufrichtigkeit muß Ihnen gefallen, wenn Sie einer Beſſerung fähig ſind.“ Auch fehlt in der Unterſchrift die Chiffre Sch., welche Haug doch den beiden früher erwähnten Gedichten Schillers beigeſetzt hatte.

Dagegen fällt der Beginn der „Räuber“ noch in das Jahr 1777, Schillers achtzehntes Lebensjahr. Freund Hoven hatte ihn auf einen aus Schubarts Feder ſtammenden Aufſatz „Zur Geſchichte des menſchlichen Herzens“ aufmerkſam gemacht, welcher im Januarſtück des „Schwäbiſchen Magazins“, Jahrgang 1775, erſchienen war. Da die dort erzählte Geſchichte für die Konzeption der Räuber von Belang iſt, ſo gebe ich ſie im Wortlaut des Originals [1]).

„Wann wir die Anekdoten leſen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beſchenkt werden, ſo ſollte man glauben, daß es nur allein in dieſen glüklichen Reichen Leute mit Leidenſchaften gebe.

Von uns armen Teutſchen liſt man nie ein Anekdötchen, und aus dem Stillſchweigen unſerer Schriftſteller müſſen die Ausländer ſchlieſſen, daß wir uns nur Maſchinenmäßig bewegen, und daß Eſſen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Krais eines Teutſchen ausmache, in welchem er ſo lange unſinnig herumläuft, bis er ſchwindlicht niederſtürzt und ſtirbt. Allein, wann man die Charaktere von ſeiner Nation abziehen

[1]) Eine beſtimmte Angabe, daß das Jahr 1777 es iſt, in welchem Schiller die Räuber begann, habe ich in Peterſens Papieren nicht gefunden. Wohl aber bemerkt Peterſen wiederholt, daß im Jahre 1777 Schillers Talent zum Durchbruch gekommen ſei. Streicher (Flucht, S. 21) läßt den ſiebenzehnjährigen Jüngling die Räuber entwerfen, ſo daß an das Jahr 1776 zu denken wäre; S. 26 aber gibt er an, Schiller habe „in den vier letzten Jahren ſeines akademiſchen Aufenthaltes“ die Räuber geſchrieben, was wieder auf das Jahr 1777, als Anfangsjahr, führt. Düntzers Darſtellung, (Schillers Leben, S. 55 und 75), als habe Schiller bereits auf der Solitude den Gedanken gefaßt, die Schubartſche Erzählung zu dramatiſiren, iſt haltlos

will; ſo wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutſche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwiſcht, uns den Weg unter die Geſellſchaft der Züchtlinge eröfnen kan.

An Beyſpielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform, der Zuſtand eines Teutſchen bloß paßiv iſt; ſo ſind wir doch Menſchen, die ihre Leidenſchaften haben, und handeln; ſo gut als ein Franzos oder ein Britte.

Wann wir einmal Teutſche Originalromanen, und eine Sammlung teutſcher Anekdoten haben; dann wird es den Philoſophen leicht werden, den Nationalcharakter unſerer Nation biß auf die feinſten Nüanzen zu beſtimmen. Hier iſt ein Geſchichtgen, das ſich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe ſie einem Genie Preiß, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; ſondern auf teutſchem Grund und Boden eröfnet.

Ein B . . . . . Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lerm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von ſehr ungleichem Charakter.

Wilhelm, war fromm, wenigſtens betete er, ſo oft man es haben wollte, war ſtreng gegen ſich ſelber, und gegen andere, wann ſie nicht gut handelten, war der gehorſamſte Sohn ſeines Vaters, der ämſigſte Schüler ſeines Hofmeiſters, der ein Zelot war, und ein Miſantropiſcher Verehrer der Ordnung und Oekonomie.

Carl hingegen war völlig das Gegentheil ſeines Bruders. Er war offen, ohne Verſtellung, voll Feuer, luſtig, zuweilen unfleißig, machte ſeinen Eltern und ſeinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl ſich durch nichts, als durch ſeinen Kopf und ſein Herz. Dieſes machte ihn zwar zum Liebling des Hausgeſindes und des ganzen Dorfes; ſeine Laſter aber ſchwärzten ihn an in den Augen ſeines Catoniſchen Bruders und ſeines zelotiſchen Lehrmeiſters, der oft vor Unmuth über Carls Muthwillen faſt in der Galle erſtikte.

Beede Brüder kamen auf das Gymnaſium nach B . . . . . und ihr Charakter blieb ſich gleich. Wilhelm erhielt das Lob

eines ſtrengen Verehrers des Fleiſſes und der Tugend, und Carl das Zeugniß eines leichtſinnigen hüpfenden Jünglings.

Wilhelms ſtrenge Sitten litten auch auf der Univerſität keine Abänderung; aber Carls heftiges Temperament ward vom Strohm ergriffen, und zu manchem Laſter fortgeriſſen.

Er ward ein Anbeter der Cithere und ein Schüler des Anakreons. Wein und Liebe waren ſeine liebſte Beſchäftigung, und von den Wiſſenſchaften nahm er nur ſo viel mit, als er flüchtig erhaſchen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen ſtehen, und über jeden Anblik des Schönen in Platoniſches Entzüken gerathen. Der ſtrenge Wilhelm beſtrafte ihn, ſchrieb ſeine Laſter nach Hauſe, und zog ihm Verweiſe und Drohungen zu. Aber Carl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und ſeine Verſchwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studirende verſenkte ihn in Schulden, daß ſie nicht mehr verborgen werden konnten. Darzu kam noch ein unglücklicher Duell, der ihm die Gunſt ſeines Vaters entzog, und ihn in die Verlegenheit ſezte, bey Nacht und Nebel die Akademie zu verlaſſen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn, und kam ihm, wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand.

Der Lerm der Trummel ſchreckte ihn von ſeinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er ward ein Preuſſe, und die Schnelligkeit, womit Friderich ſein Heer von einem Wunder zum andern fortriß, liß ihm nicht Zeit, Betrachtungen über ſich ſelber anzuſtellen. Carl that immer brav, und wurde in der Schlacht bey Freyberg verwundet. Er kam in ein Lazareth, ein Extrakt des menſchlichen Elendes ſchwebte hier immer vor ſeinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Röchlen der Sterbenden, und der brennende Schmerz ſeiner eigenen Wunde zerriſſen ſein zärtliches Herz, und der Geiſt Carls richtete ſich auf, ſah mit ernſtem Unmuth auf ſeine Laſter herab, verfluchte ſie und dieſer Carl entſchloß ſich tugendhaft und weiſe zu werden. Er hatte ſich kaum etwas erholt; ſo ſchrieb er den zärtlichſten Brief an ſeinen Vater, und bemühte ſich durch das offene Geſtändniß ſeiner Laſter, durch das traurige Gemählde ſeines Un-

glüks, durch Reue und ernſte Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umſonſt! der ſtrenge Wilhelm unterſchob ſeinen Brief, und Carl erhielte keine Antwort. Es ward Friede, und das Regiment, worunter Carl ſtund, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Carls Herz! doch ohne ſich lange der unbarmherzigen Welt zu überlaſſen, entſchloß er ſich zu arbeiten. Er vertauſchte ſeine Montour mit einem Kittel, und trat bey einem Bauern anderthalb Stunden von dem Ritterſize ſeines Vaters, als Knecht in Dienſte. Hier widmete er ſich mit ſo vielem Fleiſſe dem Feldbau und der Oekonomie, daß er das Muſter eines fleißigen Arbeiters war. In müſſigen Stunden unterrichtete er die Kinder ſeines Bauren mit dem beſten Erfolge. Sein gutes Herz und ſeine Geſchiklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja er wurde unter dem Nahmen des guten Hanſen auch ſeinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt ſprach, und mit Beyfall belohnt wurde. Einſtmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beſchäftiget. Plözlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräuſch. Er ſchlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu, und — welch ein Anblik! — ſah ſeinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutſche geriſſen, den Poſtillon im Blute liegen, und bereits den Mordſtahl auf der Bruſt ſeines Vaters blinken. Kindlicher Enthuſiasmus entflammte jezt unſern Carl. Er ſtürzte wütend unter die Mörder hinein, und ſein Beil arbeitete mit einem ſo guten Erfolge, daß er drey Mörder erlegte, und den vierten gefangen nahm. Er ſezte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutſche, und fuhr mit ihm ſeinem Ritterſize zu. Wer iſt mein Engel! ſagt der Vater, als er die Augen wieder aufſchlug. Kein Engel, erwiderte Hans, ſondern ein Menſch hat gethan, was er als Menſch ſeinen Brüdern ſchuldig iſt. — Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! Aber ſage mir Hans: haſt du die Mörder alle getödtet? — Nein, Gnädiger Herr, einer iſt noch am Leben. — Laß ihn herkommen! — der entlarvte Mörder kommt, ſtürzt zu den Füſſen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade, und ſpricht ſchluchzend: Ach, Gnädiger Herr, Nicht ich! Ein anderer! Ach, — dürft ich hier ewig verſtummen! Ein anderer! — So donnere

den verfluchten Andern heraus, ſprach der Edelmann. Wer iſt dann der Mitſchuldige diſes Mordes. — Ach, ich muß es ſagen: der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte ſich auf dieſe verfluchte Weiſe in den Beſiz Ihres Vermögens ſezen. Ja, Gnädiger Herr, ihr Mörder iſt Wilhelm. — Wilhelm? ſagte der Vater, mit dumpfem Tone, ſchlug die Augen zu, und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bild-Seule des Entſezens vor dem Bette ſeines Vaters ſtehen. Nach einigen Augenbliken dieſer ſchröklichen Unempfindlichkeit erhub der Vater die brechende Augen, und ſchrie im Tone der Verzweiflung; Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? — Ha; jene ſcheußliche Furie mit Schlangen umwunden, iſt mein Sohn — die Hölle nenne ſeinen Nahmen! und jener Jüngling mit Roſenwangen und dem fühlenden Herzen iſt mein Sohn Carl, ein Opfer ſeiner Leydenſchaften; — dem Elende Preiß gegeben! Lebt vielleicht nicht mehr! — — Ja er lebt noch, ſchrie Hans, deſſen Empfindungen alle Dämme durchbrachen, er lebt noch, und krümmt ſich hier vor den Füſſen des beſten Vaters. Ach können ſie mich nicht! meine Laſter haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu ſeyn! Aber, kann Reue, können Thränen — hier ſprang der Vater aus dem Bette, hob ſeinen Sohn von der Erde auf, ſchloß ihn in ſeine zitternde Arme, und beede verſtummten. — Diß iſt die Pauſe der heftigſten Leidenſchaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftretten zu laſſen. — Mein Sohn, mein Carl iſt alſo mein Schuzengel, ſagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirne des Sohnes herab. — Schlag deine Augen auf Carl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen; — Aber Carl ſtammelte nichts als: beſter Vater! und blieb an ſeinem Buſen liegen. Nachdem der Sturm der Leydenſchaften vorüber war; ſo erzehlte Carl dem Vater ſeine Geſchichte, und beede überlieſſen ſich alsdann der Freude, einander wieder gefunden zu haben. Du biſt mein Erbe, ſagte der Vater, und Wilhelmen, dieſe Brut der Hölle, will ich heute noch dem Arme der Juſtiz überliefern. Ach Vater, ſagte hierauf Carl, indem er ſich auf das neue zu den Füſſen des Vaters warf, vergeben

ſie ihrem Sohne! Vergeben ſie meinem Bruder! O welche Güte des Herzens, rufte der entzükte Vater aus, deinem Verleumder, der, wie ich erſt kürzlich in ſeinem Schreibpulte fand, deine Briefe vor mir verbarg, dieſem Ungeheuer, der in ſein eigenes Blut wühlte, kanſt du vergeben? Nein, das iſt zu viel! doch will ich den Böſewicht den Biſſen ſeines Gewiſſens Preiß geben. Er ſoll mir aus den Augen, und ſeinen Unterhalt deiner Güte zu danken haben. — Carl kündigte ſeinem Bruder dieſes Urtheil mit den ſanftmüthigſten Ausdrücken an, und machte ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus. Wilhelm entfernte ſich, ohne viel Reue zu äuſern, und wohnet ſeit der Zeit in einer angeſehenen Statt, wo er und ſein Hofmeiſter das Haupt einer Sekte ſind, die man die Sekte der Zeloten heißt. Carl aber wohnet noch bei ſeinem Vater, und iſt die Freude ſeines Lebens, und die Wolluſt ſeiner künftigen Unterthanen.

Dieſe Geſchichte, die aus den glaubwürdigſten Zeugniſſen zuſammen gefloſſen iſt, beweiſt, daß es auch teutſche Bleſil, und teutſche Jones gebe. Nur Schade, daß die Anzahl der erſtern ſo groß unter uns iſt, daß man die andern kaum bemerkt. Wann wird einmal der Philoſoph auftretten, der ſich in die Tiefen des menſchlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachſpührt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geſchichte des menſchlichen Herzens ſchreibt, worinn er das trügeriſche Inkarnat vom Antlize des Nachbars hinweg wiſcht, und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet."

Es iſt keine Frage, daß wir in dieſer Erzählung die Hauptquelle von Schillers „Räubern" haben. Dafür ſpricht vor Allem die Identität der pſychologiſchen Motive, wenn auch das Drama weſentliche Beſtandteile neu hinzubrachte. Aber das ungleiche Brüderpaar finden wir hier wie dort, und ihre natürlichen Anlagen und Neigungen ſind in analoger Weiſe geſchildert. Freilich läßt ein Vergleichen alsbald die poetiſche Größe Schillers erkennen; um wieviel tiefer, markiger und reicher iſt ſeine Zeichnung, wie ungleich kräftigere Schlaglichter ſetzt er auf! Gegen dieſes Gemälde gehalten, iſt Schubarts Erzählung eine matte, unreine Skizze. Aus Wilhelm iſt Franz geworden, für den

andern der Brüder iſt der Name Karl geblieben. Auch die Figur des ſchwachen und betrogenen Vaters kehrt in den Räubern wieder, die Familienintrigue iſt die nämliche, und die Ereigniſſe gehen einen ganz parallelen Gang: Franz wie Wilhelm operirt mit böswilligen Berichten, mit Unterſchlagung von Briefen, und flottes Leben, Duell, Schulden, Flucht von der Akademie, Uebernahme von Kriegsdienſten ſtehen in der Biographie Karl Moors wie in der ſeines romanhaften Vorläufers. So macht auch bei Schiller wie bei Schubart der heuchleriſche Bruder des Mordplans gegen den Vater ſich ſchuldig, und durch den verſtoßenen, verſchollenen Sohn wird hier wie dort der Schurke entlarvt. . Bei ſoviel Uebereinſtimmung ſind äußere Zeugniſſe für einen Zuſammenhang kaum nötig; wenn aber die Litterarhiſtorie auf ihrem „Schein" beſteht, ſind ſie zur Stelle. Hovens Bericht [1]) hat den Wortlaut: „Schiller . . . ſchrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Verſuchen ſeine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem . . . Schwäbiſchen Magazin befindliche Erzählung gab . . . . . Daß er dieſen Stoff wählte, war eigentlich ich die Urſache. Ich hatte ihn auf die Erzählung, als ein zu einem Drama trefflich geeignetes Sujet, aufmerkſam gemacht, und meine Idee war, darzuſtellen, wie das Schickſal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den ſchlimmſten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenſtand, oder, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übel genommen worden, und was ihm auch ſelbſt" — ſetzt Hovens philiſtröſe Weisheit hinzu — „in der Folge leid gethan zu haben ſcheint." Deßgleichen erzählt Schillers Schwägerin [2]), zu den „Räubern" habe „die Geſchichte eines durch ſeinen verſtoßenen Sohn geretteten Vaters, im ſchwäbiſchen Magazin" den Stoff gegeben. Endlich bezeugt der Verfaſſer der „Fragmente, Schillers Jugendjahre betreffend [3])", „daß Schillern ein von Schubart herrührender Aufſatz im . . .

---

[1]) Selbſtbiographie S. 55—56.

[2]) Schillers Leben von Karoline v. Wolzogen, S. 14 der 5. Aufl.

[3]) Der Freimüthige, Jahrg. 1805, Nr. 221.

Schwäbischen Magazin und zwar im Jahrgange 1775, S. 30 den ersten Gedanken zu seinen Räubern gab" [1]).

Es ist von Interesse, die Schubartsche Erzählung auf ihren Ursprung hin zu verfolgen, für uns nicht so sehr um Schubarts willen als vielmehr wegen der letzten Beziehungen des Schillerschen Stückes. Ihre älteste Fassung findet sich in einem Diktat in Briefform, welches der Präzeptor Christian Schubart im im Jahre 1768 seinen Schülern zu Geißlingen in die Feder

---

[1]) In Petersens handschriftlichem Nachlaß findet sich die Notiz: „Was im Freymüthigen 1805, Nr. 220 oder 221 behauptet wird, als habe ein Schubartischer Aufsatz (im Schwäb. Magazin 1775, S. 30) Schillern den ersten Gedanken zu seinen Räubern gegeben, ist durchaus ungegründet." Seit Hoffmeister (Nachlese zu Sch. I, 43) und Viehoff diese Notiz in Umlauf brachten, ist mancher Buchstabengläubige zweifelnd geworden. Ich darf die Frage nicht ganz umgehen. Zunächst muß es auffallen, daß Petersen handschriftlich bestreitet, was er doch publizistisch behauptet hat; man möchte irre werden an der bisher allgemein geltenden Annahme, daß Petersen der Verfasser des Artikels im „Freimüthigen" ist. Ich selbst bin von dieser Tradition nicht ganz überzeugt; zu ihren Gunsten spricht aber, daß nur ein Schillers Jugend sehr Naheſtehender den Aufsatz geschrieben haben kann, spricht ferner die Uebereinstimmung des Berichtes mit manchen Angaben, welche sich außerdem lediglich in Petersens Papieren finden, sowie die unterzeichnete Chiffre: — ſ —. Und wer Petersens Nachlaß jemals in der Hand gehabt und diese losen, innerlich unordentlichen, immer wieder überarbeiteten Konzeptblätter geprüft hat, wird sich wenigstens nicht wundern, wenn er einmal Petersen mit sich selbst in Widerspruch findet. Es ließe sich denken, daß Petersen jene Notiz zu eigener Korrektur einer früheren Angabe sich flüchtig eingeschrieben hat. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, materiell ist seine Behauptung hinfällig; innere und äußere Gegenzeugnisse haben das Uebergewicht. Und wenn sich Petersen auf Schillers Aeußerung in der Selbstrezension der Räuber beruht, auf die Worte: „Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch [Karl Moor] seine Grundzüge dem Plutarch und Zervantes", so thut er dies in der Manier eines engen Kopfes. Denn das Eine schließt ja das Andere nicht aus. Freilich empfing der Räuber Karl Moor als dramatischer Charakter aus Plutarch und Cervantes Nahrung, und indem Schiller diese Taufpaten nannte, gab er seinem Stück Autorität und vornehmeren Rang; aber der Annahme, daß Schubarts Erzählung zu der Fabel des Stückes den ersten Phantasieanstoß gegeben habe, widersprechen Schillers Worte nicht im Geringsten.

gab [1]). Demnach hießen die ungleichen Brüder urſprünglich Wilhelm und Louis; ihr Vater iſt mit den Worten eingeführt: „Nicht weit von Crailsheim wohnte ein vornehmer und ungemein reicher Anſpachiſcher Beamter, mit Nahmen Herr von Buttwiz.“ Die Charakterſchilderung iſt die nämliche wie im „Schwäb. Magazin“; von Louis heißt es: „Wann er Geld hatte; ſo war er den Augenblick damit fertig. Was er nicht verthun konnte, das ſchenkte er ſeinen armen Kameraden. Man kann ſich denken, daß man den guten Louis oft übel vor ſeinen Muthwillen züchtigte.

Doch Louis ſetzt den Huth aufs Ohr
Und blieb der Louis wie zuvor.

Doch weil er ſchön war, einen guten Kopf und ein zärtliches Herz hatte; ſo konnte ihn doch jedermann wohl leiden. Nur ſein Bruder haßte ihn, weil er vor allem Muthwillen einen Abſcheu hatte.“ Wilhelm „war in allen ſeinen Handlungen ſo langſam und bedächtlich, daß er niemahls einen Fehltritt trat. Ueberdieß war er ungemein haushältriſch.“ Auch der Verlauf der Begebenheiten iſt faſt der gleiche wie im „Schwäb. Magazin“; Louis' Reuebrief wird von Wilhelm zwar nicht unterſchlagen, aber Louis von ſeinem Bruder ſo „häßlich abgemahlt“, daß man ihn ohne Antwort läßt. Der Hofmeiſter fehlt; dagegen iſt die Mutter der beiden Brüder als „Frau Amtmannin“ eingeführt. Als nämlich Louis unerkannt und unter dem Namen Hans „anderthalb Stund von der Wohnung ſeines Vatters“ ſich als Knecht verdingt hatte, kommt eines Tags der Bauer nach Hauſe und ſagt: „Hanß, unſere Frau Amtmannin iſt geſtorben. Das gute Weib hat noch in ihrer lezten Stunde ihren Lips [Louis] geſegnet und Gott gebetten, daß er ſich ſeiner erbarmen möchte. — Hanns lief wüthend zur Thür hinaus, gieng in ſeine Kammer, wälzte ſich auf dem Boden und that, wie ein verzweifelter Menſch und vergoß eine ganze Fluth von Thränen“. Der Bauer wußte nicht, was er davon denken ſollte.

---

[1]) Mitgeteilt von Adolf Wohlwill, „Beiträge zur Kenntniß Chr. F. D. Schubarts“, Archiv für Litteraturgeſchichte VI, 343—391.

Und noch ein drittes Mal hat Schubart eine Bearbeitung dieses Sujets unternommen. Im Ulmischen Intelligenzblatt vom Jahr 1775, im 10—16. Stück, erzählt er die Geschichte wieder, in breiterer Fassung, mit der Absicht mehr zu motiviren, führt sie aber nicht bis zum versprochenen Schluß [1]). Wilhelm und Karl sind hier Halbbrüder, zweier Mütter Söhne; Wilhelm ist der gehorsame Zögling eines orthodoxen Pastors; die Brüder beziehen das Gymnasium zu Koburg, die Universität Leipzig; das Duell, in welchem Karl seinen Gegner tödtet, ist dadurch veranlaßt, daß letzterer behauptet hatte, „Weisses komische Opern wären dem Theater der Griechen, dem Shakespeare und Lessings sämmtlichen Schauspielen weit vorzuziehen." Karl tritt in ein preußisches Husarenregiment, zeichnet sich aus, rettet bei einem Ueberfall österreichischer Reiter einem Landedelmann im Erzgebirge Besitztum und Leben; dessen Tochter Leonore wird seine Geliebte. Hier bricht Schubart ab.

Es ist ein doppelter Gegensatz, in dessen Ausmalung sich Schubart gefällt: der geniale Kopf, und zwar das Kraftgenie des 18. Jahrhunderts, gegenüber dem Alltagsmenschen, dem Lernkopf, der mit Angeeignetem glänzt, dem Pedanten; und das von heißem Jugendblut bewegte, doch natürlich gute Herz gegenüber dem frostigen Egoisten, dem Sklaven einer konventionellen und heuchlerischen Moral. Dieses Thema ging nach beiden Seiten hin Schubart persönlich sehr nahe. Auch die biblische Parabel vom verlorenen Sohn war so recht nach seinem Herzen; als der verlorene, der reuig wiederkehrende Sohn erschien er in vielen Stunden sich selbst [2]). Ein episches Gedicht in Hexametern, „Der verlorene Sohn," schrieb er auf dem Hohenasperg; vier Gesänge waren vollendet, als Rieger, der Kommandant, die Papiere unter Drohungen ihm wegnahm, um sie zu verschleudern [3]). Er hat wiederholt daran gedacht, die Geschichte jener ungleichen Brüder in einem Roman auszuführen; sein zerstreutes Leben, seine Ab-

[1]) Vgl. Wohlwill, ebenda.

[2]) Vgl. seine Selbstbiographie I, 47 (Stuttg. Ausgabe v. J. 1839).

[3]) Ebenda II, 38.

neigung gegen zuſammenhängende Arbeiten ließen ihn nicht dazu kommen. In die kürzeren und fragmentariſchen Faſſungen, welche vorliegen, trug er mehr und mehr Züge ſeines eigenen Weſens, Erfahrungen ſeines Lebens hinein. Vom Bruder Luſtig wußte Keiner mehr zu erzählen als er ſelbſt. Daß der ſchurkiſche der Brüder zugleich ein Frömmler, ein Orthodoxer iſt, fehlt in der erſten Faſſung noch ganz, in der dritten bildet es ein gewichtiges Motiv: Schubarts Bekanntſchaft mit Zillings geiſtlicher Hantirung fällt in die Zwiſchenzeit. In dieſer dritten Faſſung bringt Schubart — nicht eben zum Vorteil der Erfindung wie der Erzählung — ſogar Details aus ſeinem litterariſchen Treiben und Meinen auf die Palette: Karls Erzieher iſt Mitarbeiter an der Allgemeinen deutſchen Bibliothek, Karl wird auf der Univerſität Leipzig als ein Freigeiſt verſchrieen, „weil er die abſcheulichen Gedanken äußerte: Gellert wäre nur ein rectifizirter Gottſched, Wieland verkaufe den Deutſchen Tomback für Gold, Klopſtock ſei der Mann unſerer Nation, die Sachſen ſeien Deutſchfranzoſen und die komiſchen Operetten verdürben den Geſchmack."

Woher aber hat Schubart ſeine Geſchichte, das ſtoffliche Subſtrat, welches aller Varianten ungeachtet doch immer ſich gleich bleibt? Die Frage drängt ſich auf die Lippen. Boxberger [1]) behauptet, Schubart habe ſeine Erzählung aus Fieldings Roman „Tom Jones" geſchöpft. Nun weiſt allerdings die pſychologiſche Zeichnung der Halbbrüder Tom Jones und Bliſil mit dem Schubartſchen Brüderpaar manche Aehnlichkeit auf; auch bei Fielding iſt ein Jüngling von ſanguiniſchem Temperament, von leichtſinnig-feurigem Blut, von ſympathiſcher Erſcheinung, ein Menſch, deſſen Fuß oftmals ſtrauchelt, deſſen Herz aber voll natürlicher Güte, voll Edelmuts, zarten und tiefen Gefühles fähig iſt, das Gegenbild einer kalten und armen Natur, eines korrekten, gemein-klug angelegten Menſchen, eines trockenen Schleichers, der zum Schurken heranwächſt. Aber die Intrigue iſt doch ganz anderen Beſtandes, und die Vorgänge, welche Fiel-

[1]) Deutſche National-Litteratur, hiſtoriſch kritiſche Ausgabe von Joſeph Kürſchner. Schiller III, Einleitung S. III.

dings Roman erzählt, der Lebensgang des Tom Jones selbst, haben mit Louis-Karls Schicksalen kaum noch Uebereinstimmung. Blifil unterschlägt einen Brief, um seinem Onkel die nahe Verwandtschaft, in welcher dieser mit Tom Jones steht, zu verheimlichen; Tom Jones wird verleumdet, in die weite Welt geschickt und fällt — dies ist nun das eigentliche Thema des Romans — einer Reihe grobsinnlicher Liebesabenteuer anheim, während sein Herz mit reiner Glut einem edlen Mädchen, Sophie Western, ergeben ist. Sichtlich hat von den drei Fassungen, welche Schubart seiner Geschichte gegeben hat, gerade die früheste, die Geißlinger, am wenigsten Aehnlichkeit mit dem Fieldingschen Roman. Und wenn man erwägt, daß Schubart im Schwäbischen Magazin wie im Ulmischen Intelligenzblatt sich ausdrücklich zu der Absicht bekennt, er wolle durch diese Geschichte, die „aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammengeflossen" sei, darthun, daß es auch in Deutschland Stoff zu interessanten Anekdoten, daß es auch bei uns Tom Jones und Blifils gebe, so ist doch eher zu folgern, daß er nicht eine Entlehnung aus Fielding machte, sondern eine psychologische Parallele gefunden zu haben glaubte. Im Ulmischen Intelligenzblatt sagt er geradezu, man solle nur die Augen aufthun, um bald bei den Deutschen „Charaktere genug zu bemerken, die von einem Cervantes, Richardson, Fielding, Voltaire, Arnaud, oder — was brauchts fremden Plunders? von unserm Wieland, Hermes, Nikolai, Mad. la Roche, Schmit, und dem Goldmann Göthe bearbeitet zu werden verdienten".

Ich glaube, daß die Erzählung Schubarts einen historischen Kern hat. Schubart gibt an, die Geschichte habe sich „mitten unter uns" zugetragen; im Geißlinger Diktat läßt er sie „erst kürzlich" passirt sein; er verlegt die Vorgänge nach Franken. Das klingt, alle poetische Lizenz in Anschlag gebracht, nicht so, als ob die Sache ganz aus der Luft gegriffen wäre. Schubart war aus dem fränkischen Teile von Würtemberg, aus Obersontheim nicht weit von dem damals zum Fürstentum Brandenburg-Ansbach gehörigen Crailsheim, gebürtig; seine Mutter stammte aus der gleichen Gegend; sein Großvater lebte im fränkischen Altdorf, sein Vater war dort geboren, Christian Schubart selbst

brachte in Nürnberg und nahe der fränkischen Grenze seine Jugendjahre zu: wohl möglich also, daß er hier Dinge wiedererzählte und umformte, von denen er Traditionen gehört hatte. Mit der Justiz sah es in ansbachischen Landen, zumal unter der Regierung des Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm, ziemlich wild aus, und der Adel, sofern die Familie bei Hof in Gunst war, trieb was er wollte. Der Name von Buttwiz freilich ist, wie sich erwarten läßt, fingirt[1]). Meine Meinung wird erheblich unterstützt durch ein bisher übersehenes Zeugniß, ein Wort der Gattin Schillers, welche in ihrem Aufsatz „Schillers Leben bis 1787" bei Erwähnung der Umstände, welche die Verstimmung Herzog Karls bewirkten, anführt: „Hiezu kam, daß die Geschichte des alten Moor nicht erfunden war sondern einen wahren Grund hatte[2])."

Das Geißlinger Diktat kann kaum in die Hände Schillers gefallen sein, und auch die Erzählung im Ulmischen Intelligenzblatt wird er schwerlich gelesen haben. Um so auffallender bleibt es, daß Karl Moor in den „Räubern", als er die Bande in seine Heimat führen will, die Weisung gibt: „Auf! Nach Franken!" daß der Schauplatz seiner studentischen Streiche Leipzig ist: beides Lokalitäten, welche nicht im Schwäbischen Magazin, wohl aber in jenen Dokumenten genannt sind. Möglicherweise hat Schillers Mitzögling, Ludwig Schubart, dem Dichter Ergänzungen gegeben; oder es ist diesem von anderer Seite her, unter Angabe

---

[1]) Ein Geschlecht dieses Namens findet sich weder in Kneschkes Neuem Allgem. deutschen Adelslexikon noch in Werken gleicher Kategorie. Das kgl. bair. Allgemeine Reichsarchiv zu München hat auf meine Bitte Recherchen angeordnet, in Folge deren das kgl. Kreisarchiv Nürnberg zur Anzeige brachte, daß als Inhaber des Crailsheimischen Oberamts zwischen 1749 und 1758 ein Freiherr von Pöllnitz erscheint; derselbe hatte zwei Söhne, Ludwig Karl und Karl Wilhelm, welche 1724 resp. 1726 geboren sind. Irgend ein Ausweis über Vorkommnisse in fränkischen Landen, welche den von Schubart geschilderten ähnlich wären, ist jedoch in den Akten nicht enthalten, und ich bemerke, daß eine Berechtigung, den Namen Buttwiz mit der genannten Familie in Beziehung zu bringen, nicht gegeben ist.

[2]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Stuttgart bei Cotta 1860, I. S. 88.

näherer Umſtände, die hiſtoriſche Wahrheit der Schubartſchen Erzählung beſtätigt worden. Auch die Betonung der Schönheit Karls im Kontraſt zu der abſtoßenden Erſcheinung ſeines Bruders, ein Zug, der bekanntlich in den „Räubern" weſentlich iſt, fehlt im Schwäbiſchen Magazin, während das Geißlinger Diktat darauf Gewicht legt.

Ich unterſcheide für die Erfindung der „Räuber" ein erſtes und ein zweites Stadium. In jenem wirkt auf Schiller die Schubartſche Erzählung, und das Motiv vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn ſpielt die Hauptrolle. Hier liegt der Accent noch auf einem chriſtlich-religiöſen Gedanken, wenn auch der intereſſante Antagonismus zweier Charaktere den Dichter beſchäftigt. Im zweiten Stadium der Erfindung aber tritt der „verlorene Sohn" in den Hintergrund, das Drama wechſelt den Namen: „Die Räuber werden die Parole." Das heißt das Schwergewicht des Stückes wird vom Pſychologiſchen auf das Soziale verlegt. Jetzt erſt wächſt der Bau zu ſeiner Rieſengröße. Erfahrungen über die wirkliche Welt, in welcher Schiller lebte, Einblicknahme in ſozial-politiſche Zuſtände und eine energiſche innere Selbſtbefreiung müſſen dieſe Umwandlung begleitet haben. Auf den Titel „Der verlorene Sohn" greift Schiller ſpäter nur vorübergehend noch einmal zurück, als er aus Rückſichten auf Dalberg den politiſch-revolutionären Charakter ſeines Stückes einigermaßen temperiren zu müſſen meinte.

Nachdem zweifellos iſt, daß die Erzählung im Schwäbiſchen Magazin zu der Dichtung der Räuber den erſten Phantaſieanſtoß gegeben hat, iſt die Frage, welche ſtoffliche Vorlagen nebenher auf die Geſtaltung der dramatiſchen Intrigue eingewirkt haben mögen, von untergeordneter Bedeutung. Der Litterarhiſtoriker verfällt allzuleicht in den Fehler, eine Entlehnung anzunehmen, wo nichts weiter zu konſtatiren iſt als ein analoger Gang der Phantaſie, welche bei gleichartigem Anſtoß in gleichartigen Bahnen operirte. Wenn jedes äußere Zeugniß für einen Zuſammenhang, für die Bekanntſchaft des Dichters mit der angeblichen Vorlage fehlt, wenn nicht auf Grund auffällig übereinſtimmender Detailzüge eine Herübernahme ſich unmittelbar in die Augen drängt,

ſo iſt es ſchicklicher, der freien Phantaſie des Dichters die Ehre zu geben als unter Entdeckerflagge müßigen Spürſinn zu pflegen. Ich muß jedoch einige teils hiſtoriſche teils litterariſche Beziehungen des Schillerſchen Stückes erwähnen, deren Exiſtenz nicht geradezu von der Hand gewieſen werden kann. Falls eine Einwirkung ſtattgefunden hat, iſt auch hier wieder Schubart, beziehungsweiſe ſein Sohn Ludwig, der Vermittler. Zwar die Geſchichte eines Herrn von Scheidlin, welcher, wegen Leichtſinns von ſeinen Brüdern in die Gewalt Herzog Karls gegeben, 28 Jahre lang und gleichzeitig mit Schubart auf dem Hohenaſperg ſchmachtete, möchte ich kaum heranziehen. Auffallender aber iſt eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Schickſals des alten Moor mit Vorgängen, welche die Romanze Schubarts „Der Fluch des Vatermörders“ erzählt. Dieſe Romanze iſt allerdings erſt 1783 gedichtet, ſo daß von einer litterariſchen Vorlage keine Rede ſein kann; aber ihr Inhalt kann im Schubartſchen Familienkreiſe zuvor beſprochen worden ſein, und wenn der Stoff wirklich hiſtoriſch iſt, wenn es in der That „weit und breit bekannt“ war, daß der „Edelmann aus Bayerland,“ der ſeinen Vater „in einem alten ſchwarzen Turm“ gefangen hielt, „zu München auf dem Rade ſtarb,“ ſo gab es Wege genug, auf welchen die Nachricht zu Schiller gelangen konnte. Schwerlich hätte Schubart in Ermanglung einer thatſächlichen Unterlage die Lokalität München ſo beſtimmt genannt [1]).

---

[1]) Vgl. den Artikel im Schwäb. Merkur, Kronik vom 10. Juli 1881. Die oben zitirten Stellen ſind aus Schubarts Romanze; die Entdeckung des Verbrechens erfolgt bei dem Hochzeitsfeſte des Edelmanns durch die Brautführerin, ein „Fräulein Kunigunde“; der Alte ſtirbt, als die Befreier, die Häſcher, nahen. Ich habe verſucht, mit gefälliger Hilfe des kgl. b. Allgemeinen Reichsarchivs ſowie des ſtädtiſchen Archives zu München das Faktum zu ermitteln, welches Schubart den Stoff geliefert hätte. Am kgl. Kreisarchiv München iſt die Mehrzahl der älteren Kriminalakten ſeit längerer Zeit makulirt, in den Juſtizakten der kgl. Archivzentralſtelle fand ſich kein annähernd ähnlicher Betreff. In einer Sammlung von Münchener Todesurteilen und Pasquillen auf arme Sünder, Bavar. 3006 I der kgl. b. Hof- und Staatsbibliothek, iſt mir unter dem Datum 20. Jan. 1773 ein Fall begegnet, bei welchem es ſich um die Einſperrung eines Vaters durch den

Auch an das von Lenz gedichtete Familiengemälde „Die beiden Alten" ist, wie es scheint, mit Grund erinnert worden [1]). Ob Schiller dasselbe gelesen hat, wissen wir freilich nicht; aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Veröffentlicht wurde das kleine Produkt, dessen dramatische Form ganz äußerliche Zuthat bleibt, im Jahre 1776; Lenz bemerkte im Vorbericht, daß er das Sujet einer Zeitungsanekdote „aus dem Languedok" entnommen habe; die Gewährleistung lehne er jedoch ab. Der Inhalt ist folgender. St. Amand, ein junger Kavalier, hat, umgarnt von den Ränken einer Koquette und ihres Bruders Valentin, der die Rolle des Haushofmeisters spielt, seinen alten Vater, den Oberst Rochefort, in ein Gewölbe gesperrt und für todt ausgegeben, um in den Besitz der väterlichen Güter zu gelangen. Angelika, Rocheforts Tochter, und ihr Gatte, Major Belloi, trauern in kindlicher Ergebenheit um den Vater. Das Geheimniß wird für die Verschworenen gefährlich, als General Rochefort, der Bruder des Obersten, auf das Schloß zu Besuch kommt; so gibt St. Amand dem Haushofmeister einen Wink, dem Alten den Garaus zu machen. Valentin, im Begriff, den Auftrag zu vollziehen, empfindet eine menschliche Regung, wirft den Dolch von sich und läßt die Thüre des Gefängnisses offen. Oberst Rochefort schleicht sich während der Nacht in den Garten, in welchem Angelika, Belloi und der General, von seltsamen

---

Sohn handelt; freilich fehlt der Name des Delinquenten, und die Umstände weichen teilweise ab. Das Stück hat die Ueberschrift: „Blutiger Schrecken-Spiegel aller ungerathenen Kinder öffentlich beschaut an dem Hinrichtungstage des N. N. Welcher seinen eigenen leiblichen Vater auf eine grausame Weise durch einen Messerstich ermordet" und enthält u. a. die Verse:

„Unerhörte Raserey, dem, der dich der Welt gegeben,
Der dir Blut und Leben gab, raubtest du so Blut als Leben!
Diesen ziehst du bei dem Haare, diesen sperrst du knechtisch ein,
Der so zärtlich für dich sorgte, als du noch warst schwach und klein."

Weiteres Detail ist nicht angegeben. Schubart war im Herbst 1773 in München.

[1]) Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. I. Aufl. II S. 919.

Ahnungen und Traumbildern bewegt, sich zusammengefunden haben; er zeigt sich ihren Augen, und stürmische Freude des Wiedersehens folgt auf jähen Schreck. Nun stürzt St. Amand herbei, wirft sich dem Vater zu Füßen und bekennt seine Schuld. Indem Oberst Rochefort Verzeihung gewährt, schließt die Szene so unwahr und abgeschmackt als irgend möglich: „Laß uns nun," sagt Angelika zu ihrem Gatten, „die Arie auf die Freude singen, die du mir neulich geschrieben hast;" „sie zieht ein Papier aus der Tasche und singt. Belloi akkompagnirt auf der Flöte." Die Zeitungsanekdote wußte nichts von einem so süßlichen Ausgang; der Sohn wurde, wie Lenz angibt, zur Strafe gezogen.

Welche Anregungen Schiller für die Aufnahme des Gedankens, seinen Helden zum Räuber zu machen, empfangen haben mag, werde ich entsprechend der vorhin aufgestellten Unterscheidung späteren Ortes zur Sprache bringen. Fürs Erste war die Thatsache zu verzeichnen, daß Schubarts Appell im Herzen Schillers Widerhall fand, daß von hier aus Schillers Phantasie empfangenen Stoff zu nähren und dramatisch zu gestalten begann. Und es ist bedeutsam, daß Schiller mit diesem Stoffe Lieblingsmotive der Zeit ergriffen hat: Bruderzwist und Brudermord, Vaterfluch und Vatermord spielen in der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts eine mehr als vereinzelte Rolle [1]). Wie Verirrungen und Verbrechen in der Geschichte der Menschheit wiederholt einen epidemischen Charakter annehmen, so mußte eine Gesellschaft, welche den schrankenlosen Individualismus lehrte, in der Auflehnung gegen die Herrschaft der natürlichen Bande eine gefährliche Klippe finden. Es ist begreiflich, daß der Zeit Spiegel, die Dichtung, zumal die tragische, Konflikte und Probleme dieser Art, sofern sie psychologisch vertieft und künstlerisch behandelt werden konnten, in ihren Kreis zog. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. In der Gegenüberstellung von Charakteren, wie sie ungefähr in den Figuren der Schubartschen Karl und Wilhelm erscheinen, glorifizirte die Geniezeit ihre liebsten Ideale,

---

[1]) Vgl. August Sauer, Die Sturm- und Drangperiode, Bd. 79 der Deutschen National-Litteratur, herausgegeben v. J. Kürschner.

brandmarkte sie die Träger ihres besten Hasses. Hart aneinander stießen damals „Genie und hausbackene Amtsweisheit, Gefühlsüberschwang und kühle Vernunft, Schrankenlosigkeit und einengende Convenienz, Leichtsinn und Philistermoral, Vagabundenthum und Schwerfälligkeit, große Wirthschaft und kleinliche Berechnung, Natur und Raffinement, Ideal und platte Wirklichkeit, edle Schwärmerei und Gemeinheit“ [1]). Solche seelische und gesellschaftliche Kontraste vermochte die Dramatik nicht wirksamer ins Leidenschaftliche zu steigern, als wenn sie divergirende Naturen „in den engen Raum einer Familie zusammendrängte“ [2]), wenn zwischen Blutsverwandten, zwischen Brüdern der Kampf der Anlagen und Neigungen austobte. In bewußtem Wetteifer oder mit instinktiver Uebereinstimmung griffen die Talente nach diesem dramatischen Problem. Von den drei Stücken, welche auf das Ackermann-Schrödersche Preisausschreiben des Jahres 1775 in Hamburg einliefen, hatten nicht nur die Dramen von Leisewitz und Klinger, sondern auch das dritte Stück „Die unglücklichen Brüder“ den Brudermord zum Thema [3]). Und doch war im Preisausschreiben ein Sujet dieser Art keineswegs verlangt worden. Noch vor Abfassung der „Zwillinge“ ist Klingers Trauerspiel „Otto“ gedichtet; auch in ihm begegnen uns ungleiche Brüder im Kampf, Karl und Konrad, die Söhne des Herzogs; jener ein offener Held, der schon als Knabe für Größe schwärmt, dieser ein Pfaffenknecht und ein Intriguant, dem der Vater zum Opfer fällt. Aehnliche Charaktergegensätze wiederholen sich in Klingers „Stilpo und seine Kinder,“ der späteren Stücke nicht zu gedenken. So folgte das Drama Schillers dem Zuge der Zeit; und er hatte ja selbst im „Cosmus von Medici“ Wege gleicher Richtung betreten.

---

[1]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, Berlin 1878. S. 85.

[2]) Ebenda, S. 86.

[3]) Der Verfasser ist ungenannt. Aug. Sauer in Kürschners Deutscher National-Litteratur, Einl. zu Klinger, vermutet in dem Stück die erste Fassung der „Galora von Venedig“ von Traugott Benj. Berger. Daß Klinger durch Miller von Leisewitzens Plan Kenntniß hatte, ist nicht unwahrscheinlich; vgl. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 81 u. 65.

Die Arbeit ſcheint bald ins Stocken geraten zu ſein; erſt im Jahr 1780 kam ſie in ungehemmten Fluß. Mediziniſche, wiſſenſchaftliche Studien überhaupt drängten ſich dazwiſchen; die Jahre 1778 und 1779 ſind es vorzüglich, für welche ſich Schiller mit Hoven das Verſprechen gab, in der „Poeterei eine Pauſe zu machen“ [1]) und das mediziniſche Fachſtudium ausſchließlich zu pflegen. Der Entſchluß wurde plötzlich ins Werk geſetzt, noch vor Ablauf des Jahres 1777, mit ſchwerer Selbſtüberwindung; aber Schiller wie Hoven fühlten, daß kein anderes Heil ſei, wenn man nicht in der Medizin, wie zuvor in der Jurisprudenz zurückbleiben, wenn die Vollendung des akademiſchen Studiums nicht gänzlich in Frage geſtellt werden ſollte. Und in dieſen Zwiſchenjahren erſt reifte der Jüngling Schiller zu dem Mann, der aus ſeinem dramatiſchen Konzept das machen konnte, was jetzt vorliegt: Die Räuber.

So iſt es der Gang der Thatſachen, welcher uns anweiſt, Schillers Verhalten zur Schule wieder in engerem Sinne ins Auge zu faſſen. Bevor ich jedoch den Betrieb ſeiner Studien ſchildere, möchte ich eine Bethätigung unſeres Freundes zur Sprache bringen, welche, von der Schule veranlaßt, doch auch ſeine Produktivität in einige Mitleidenſchaft zieht. Ich meine jene befohlenen oder halbfreiwilligen Leiſtungen, mit welchen der junge Schiller zur Verherrlichung der von der Militärakademie veranſtalteten Feſte beitrug. Es ſcheint mir paſſend, dieſe Produkte als eine zuſammengehörige Gruppe zu beſprechen, wenn ſie auch auf mehrere Jahre ſich verteilen. Denn wie ſie ſämmtlich auf äußeren Antrieb, gelegentlich und zu Ehren des Herzogs oder der Gräfin von Hohenheim entſtanden ſind, ſo tragen ſie alle ein mehr oder weniger unfreies, offizielles, höfiſches Gepräge; und während ſie uns nach einer beſtimmten Seite hin mit Schiller, dem Zögling, bekannt machen, führen ſie uns zugleich in gewichtige Fragen der Charakterbildung und der allgemeinen geiſtigen Entwicklung des Dichters mitten hinein.

[1]) S. den Brief Schillers an Körner vom 2. Febr. 1789. Des Vorſatzes gedenkt auch Hoven, Selbſtbiogr. S. 45. Vgl. Streicher, Schiller's Flucht, S. 23.

Mehrmals wurde Schillers poetisches Talent für Festivitäten in Anspruch genommen. Wir hören von einem „kleinen Vorspiel" „Der Jahrmarkt", welches auf den Geburtstag des Herzogs verfaßt und von Zöglingen im akademischen Gebäude aufgeführt wurde; es „verrieth schon den genialischen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß" [1]). Weitere Angaben fehlen; auch die Jahreszahl ist nicht zu bestimmen. Inschriften für ein Hoffest nach einem von Schillers Hand geschriebenen Blatt hat v. Keller publizirt [2]); er gab auch den ersten authentischen Abdruck zweier Glückwunschgedichte, welche Schiller auf den 4. Oktober, das „Nahmens Fest Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim" verfertigt hat [3]). Sie führen den Titel „Empfindungen der Dankbarkeit". Aus dem Wortlaut der Inschriften läßt sich erkennen, daß es sich auch hiebei um eine Feier zu Ehren Franziskas handelte; und zwar paßt die Devise „Tugend und Grazien wetteiferten sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward" vielleicht eher auf ein Geburtstags- als ein Namensfest. Wir wissen, daß im Jahre 1778 der Geburtstag Franziskas hochfestlich begangen, daß ihr zu Ehren ein von Poli in Musik gesetztes Festspiel „Das Denkmal des besten Herzens" aufgeführt wurde; Zöglinge der Militärakademie und Demoiselles des Fräuleininstituts wirkten mit [4]). Da jedoch die nämliche Vorstellung, welche jene Devise enthält, in dem einen der Glückwunschgedichte wiederkehrt, so hat es fast den Anschein, als wäre das Gedicht eine Ausführung der Devise, als fielen die Inschriften und die Glückwunschgedichte, aus gleichem Impuls entstanden, zeitlich zusammen. Eine Jahreszahl ist nicht überliefert; Hoffmeister setzt für die Gedichte das Jahr 1778 an, doch ohne Begründung, und vielleicht sind sie füglich nicht früher zu datiren, da die Diktion bereits eine

[1]) Der Freimüthige 1805, Nr. 220.

[2]) Beiträge zur Schillerlitteratur, S. 21.

[3]) Ebenda, S. 22 ff. Die Originale, wie auch die der Inschriften, sind in Privatbesitz.

[4]) Vgl. Emma Bely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, S. 98—99.

ziemliche Gewandtheit zeigt. Die Deviſen um „ein brennendes Herz“ u. dgl. ſind freilich etwas jahrmarktmäßig.

Der erſte dieſer Glückwünſche, im Namen der Akademie dargebracht, preiſt Franziskas „ſeegenvollen Anblik,“ den Ruhm ihres Namens, die Harmonie ihres Lebens, weiſt auf die Gefeierte hin als auf die „belohnte Tugend“. Der zweite, verfaßt für die Ecole des Demoiselles, legt der jungfräulichen Sprecherin die Worte in den Mund:

„Doch wenn auch das Gefühl, das unſer Herz durchfloßen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß
Womit Sie Edelſte! uns übergoßen,
Erröthen und erlahmen muß, —
So hebt uns doch das ſeelige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadevollem Blik
Auf Ihrer Töchter ſchwaches Opfer ſchauen —
Franziska ſtößt die Herzen nie zurük!
Und feuervoller wird der Vorſaz uns beleben,
Dem Meiſterbild der Tugend nachzuſtreben.“

Es mag nun noch halb als jugendliche Naivetät gelten, daß hier aus Mädchenmund die Meiſterſchaft in der Tugend einer Dame zugeſprochen wurde, welche ſich auf alle Fälle kein Opfer auferlegt hatte; und auch der Galanterie des Jünglings, der „Franziskens holdes Himmelbild“ vor ſich ſah, wird man ein Stück Nachſicht gewähren müſſen. Aber weit unleidlicher ſind Ausdrücke der akademiſchen Feſtreden Schillers. Hier hilft ſchon die proſaiſche Form dazu, die Schmeichelei nackter erſcheinen zu laſſen, während alle poetiſche Form durch ſich ſelbſt den Inhalt der Empfindung idealiſirt und eben damit von der direkten Nähe gemeiner Wirklichkeit entfernt. Die erſte dieſer Reden fällt in das Jahr 1779 und galt der Geburtstagsfeier der Reichsgräfin, dem 10. Januar. Schiller war an dieſem Tage in doppelter Weiſe engagirt, als Schauſpieler und als Redner. Denn man führte ein von Balthaſar Haug verfaßtes Feſtſpiel auf, „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegoriſchen Bildern von Göttern und Menſchen, zur Ehre der beſten Frau, an Ihrem Geburts-Tag“, wobei Zöglinge der Militärakademie und Demoiselles des Inſtituts in der Rolle von

Schäfern, Bauern, Göttern, Faunen und Nymphen auftraten. Die Szene war Hohenheim, nachher der Parnaß; Schiller hatte als „Görge, ein Bauer" einige Verse zu sprechen [1]). Bedeutsamer ist sein Anteil als Festredner, als Bearbeiter des vom Herzog gegebenen Themas: „Gehört allzuviel Güte, Leutseeligkeit und große Freygebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" [2]) Daß Schiller der Verfasser dieser Rede ist, steht außer Zweifel; ob er sie wirklich gehalten hat, will die historisch-kritische Ausgabe Goedekes dahingestellt sein lassen. Aber der Beweis dafür scheint mir vorhanden zu sein in der handschriftlichen Notiz Petersens [3]): „Da er [Schiller] schon um diese Zeit in der Akademie in dem Ruf eines ausgezeichneten Kopfes stand, so ward er vom Herzog Karl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen. Die früheste dieser Reden ist noch übrig. Die Frage, die er bei einer großen Versammlung, bei einer feierlichen Gelegenheit (bei dem Geburtstagsfest der Reichsgräfin von Hohenheim, am 10. Januar 1779) zu beantworten hatte . . . lautete: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?"

Schiller löste den dialektischen Teil der Aufgabe nicht ohne Geschick; er findet das Wesen der Tugend in der Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand, er definirt die Tugend als das harmonische Bild von Liebe und Weisheit; „Der Weise," schließt somit Schiller, „ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber er behauptet seine Würde." Der Redner wirft einen Blick in die Geschichte, prüft prangende Thaten auf

---

[1]) Vgl. Boas-Maltzahn, Schiller's Jugendjahre, I, 158 ff.

[2]) Vgl. Adalb. v. Keller, Nachlese zur Schillerlitteratur (als Festgruß der Universität Tübingen zum 400. Jahrestag der Stiftung der Universität Basel), Tübingen 1860, S. 7–16. Die Rede Schillers befindet sich unter 29 von den Verfassern auf den 10. Jan. 1779 eigenhändig geschriebenen Reden in einem Prachtband, welcher ehedem im Besitz der Reichsgräfin Franziska war; jetzt ist derselbe in die Bibliothek des Freiherrn Gottlob von Süßkind zu Bächingen a. d. Brenz übergegangen. Franziska war Eigentümerin des Schlosses Bächingen.

[3]) Abgedr. bei Karl Hoffmeister, Nachlese zu Schillers Werken, Stuttg. und Tüb. bei Cotta 1841, IV, S. 41.

ihre innerſte Quelle, geht von der philoſophiſchen und hiſtoriſchen Beweisführung zur pſychologiſchen über; zitirt mehrere Verſe aus dem ſiebenten Geſang der Meſſiade, ſodann aus Klopſtocks Ode „Für den König“ die Stelle:

„Große Wonne iſt es, vor Gott gelebt zu haben!
Gute Thaten um ſich in vollen Schaaren
Zu erblikken. Sie folgen
Alle nach in das ernſte Gericht!“

und fährt nun fort: „Wo eine herrliche That, je zur Glückſeligkeit der Menſchen von Menſchen unternommen — je mit mehr Liebe erdacht — je mit mehr Weißheit vollendet — Wo je eine mehr Nachahmung Gottes — Wo alſo eine höhere Tugendhafftere That als die Bildung der Jugend? Dieſe iſt mehr denn Schaar. Auch dieſe, Durchleuchtigſter Herzog! folgt nach in das ernſte Gericht!!“

Noch einmal wird vergangener Zeiten gedacht, Mark Aurel als das Muſter der Herrſcher geprieſen, noch einmal wendet die Rede ſich an den anweſenden Fürſten: „Aber was ſoll ich noch lange Geſchichte voriger Zeiten durchirren, Muſter edler Güte und Leutſeeligkeit aus den verwehten Trümmern des Alterthums hervorzuheben? Durchlauchtigſter Herzog! Nicht mit der ſchaamroth machenden Heuchelrede kriechender Schmeicheley (Ihre Söhne haben nicht ſchmeicheln gelernt) — Nein — mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und ſagen: Sie iſts, die liebenswürdige Freundinn Carls — Sie die Menſchenfreundinn! — Sie, unſer aller beſondere Freundinn! Mutter! Franciſka! Nicht den prangenden Hof, die großen Carls nicht, nicht meine hier verſammelten Freunde, die alle glühend vor Dankbarkeit den Wink erwarten, in ein ſtrömendes Lob auszubrechen — Nein! die Armen in den Hütten rufe ich izt auf — Tränen in ihren Augen — Franciſka! — Tränen der Dankbarkeit und Freude — Im Hertzen dieſer Unſchuldigen wird Franciſkens Andenken herrlicher gefeyert, als durch die Pracht dieſer Verſammlung. Wenn dann der gröſeſte Kenner und Freund der Tugend Tugend belonet? — Carl — wo hat Ihn je der Schein geſchminkter Tugend geblendet? — Carl — feyert das Feſt von

Franciſka! — Wer iſt größer der ſo Tugend ausübt — oder der ſie belohnet? — Beedes Nachahmung der Gotheit! — Ich ſchweige — Aber ich ſehe — ich ſehe ſchon die Söhne der kommenden Jahre — ich ſehe ſie neidiſch über uns ſeyn — ich ſehe ſie an dieſem und — noch einem — Feſte verſammelt, ich ſehe ſie irren in den Grabmählern ihrer Voreltern, ſie ſuchen — ſuchen — Wo iſt Carl, Wirtembergs trefflicher Carl? Wo iſt Franciſka, die Freundin der Menſchen?"

Dieſe kühne Apoſtrophe, ein faſt raffinirt rhetoriſches Kunſt- und Effektſtück, macht den Schluß. Eine Verlegenheit, ein Skrupel ſcheint weder die gefeierte Dame noch ihren erhabenen Freund angewandelt zu haben. Vielmehr fand man den Redner ſo angenehm, daß Schiller auch für das Jahr 1780 den Auftrag erhielt, am Geburtstag der Gräfin pro rostris zu ſprechen. Und wieder mußte gerade „die Tugend" das Thema ſein, als ob nicht weibliche Delikateſſe wie politiſche Klugheit geboten hätten, die Kritik nicht mit Gewalt zu provoziren. Im kleinen Theater zu Stuttgart wurde zur Feier des Tages „Sophie oder der gerechte Fürſt" aufgeführt, im Opernhaus Demofoonte; den Erfolg des Feſtredners aber verkündigte diesmal Haugs Magazin [1]): „Hr. Schiller, ein geſchickter Zögling der Militär-Akademie, hat am 10. Jan. in dem Examinationsſaal vor dem Durchlauchtigſten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutſche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend."

Die Rede Schillers über: „Die tugend in jhre folge betrachtet" — ſo lautet die handſchriftliche Anweiſung des Herzogs [2]) — iſt in ihrem Gedankengang ſtrenger, planmäßiger, als die im Jahre zuvor gehaltene, zugleich in der Form ruhiger. Schiller charakteriſirt auch hier die Tugend als „weiſes Wohlwollen"; und indem er die Wirkung eines ſolchen Verhaltens „auf das Ganze" prüft, findet er, daß ein weiſer, wohl-

[1]) Schwäb. Magaz. Jahrg. 1780, S. 53.

[2]) Das Blatt iſt im kgl. geheimen Haus- und Staatsarchive zu Stuttgart verwahrt. Die Rede ſelbſt iſt aus dem Beſitz der Gräfin Franziska an ihren Verwandten, den Reiſemarſchall Frhn. v. Böhnen, gekommen. Vgl. Keller, Beiträge z. Sch. S. 27 und Goedekes hiſtor. krit. Ausg. I, 102.

wollender Menſch „die Geiſterwelt", d. h. die geiſtigen Weſen der durch Liebe verbundenen Schöpfung vollkommener, glücklicher macht; „diß ſind die äußern Folgen der Tugend". Aber der Tugendhafte macht auch ſich ſelbſt vollkommener, glücklicher, er gelangt zu einem unausſprechlichen Gefühle von Seligkeit; „diß ſind die innern Folgen der Tugend", die „Folgen der Tugend auf den Tugendhaften ſelbſt". Den Uebergang vom pſychologiſchen Raiſonnement auf den Preis der fürſtlichen Perſon nimmt Schiller mittelſt der nämlichen Vorſtellung, mit welcher die Rede des Jahres 1779 geſchloſſen hatte: „Meine Freunde! Welche Sonne rückt vor meine ſtaunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menſchengeſchlechtern ſich zu dem Grabmal eines Fürſten — (ach, eines Fürſten, den ich Vater nennen darf,) hinzudrängen, ſeh' ich ſie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was? eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tauſend — Millionen ſegnend einen Einzigen?" Nun wird des Herzogs Verdienſt um die Jugendbildung gefeiert, der „Gehülfin" gedacht, „welche dieſer große Freund der Tugend zu ſeinem erhabenen Werk ſich erwählte," die Zuhörer werden in Mitaktion geſetzt: „Steigt hier nicht jede Bruſt? Glüht nicht das Feuer der Freude auf jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen? — Tränen des Danks auf Ihre Aſche, mein Vater, Tränen des Danks auf Ihre Aſche, beſte Freundin des Vaters!" Hiemit ſchließt der erſte Hauptteil der Rede, die Unterſuchung der Folgen der Tugend auf das Ganze; aber ſymmetriſch kehrt auch der Ausgang des zweiten Teiles auf die fürſtliche Perſon zurück: „So groß — ſo ſelig, ſo unausſprechlich ſelig, meine Freunde, ſind die innern Folgen der Tugend. Dieſes Gefühl, eine Welt um ſich beglükt — Dieſes Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben, dieſes Gefühl, über alle Lobſprüche erhaben zu ſeyn — — dieſes Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdiſche Belohnungen vergehen — ſterbliche Kronen flattern dahin — die erhabenſten Jubellieder verhallen über dem Sarge — Aber dieſe Ruhe der Seele, Franziska, dieſe himmliſche Heiterkeit, jetzt ausgegoſſen über Ihr Angeſicht, laut, laut verkündet ſie mir unendliche innere Belohnung der Tugend.

— Eine einzige fallende Träne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient ſie zu weinen!" Letztere Wendung ſtammt aus Klopſtock, aus dem ſiebenten Geſang der Meſſiade [1]).

Noch muß einer dritten Rede Erwähnung geſchehen, doch nur um zu konſtatiren, daß ſie mit Unrecht Schiller zugeſchrieben wurde. Betitelt „Beantwortung der von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigſt aufgegebenen Frage, ob Freundſchaft eines Fürſten dieſelbe ſey, wie die eines Privat-Mannes," fand ſie ſich in den Akten des kgl. geh. Haus- und Staatsarchives zu Stuttgart; der Name des Verfaſſers ſcheint ausgeſchnitten zu ſein, von ſpäterer Hand iſt „Schiller" beigeſchrieben; der Schlußſatz bricht ab. Die erſte Publikation gab Adalb. v. Keller in ſeinen „Beiträgen zur Schillerlitteratur"; den Zweifel an der Echtheit, welchen Keller damals noch ausſprach, nahm er in der „Nachleſe zur Schillerlitteratur" zurück, und auch Goedeke glaubte den Abdruck in der hiſtoriſch-kritiſchen Schillerausgabe zulaſſen zu dürfen. Indeſſen war es immer unſicher, ob das Manuſkript die Handſchrift Schillers aufweiſe; und nachdem neuerdings v. Schloßberger aus den Stuttgarter Archivalakten den Nachweis führen konnte [2]), daß die Rede auf den 10. Januar 1781, auf einen Tag alſo, an welchem Schiller nicht mehr Zögling war, verfaßt wurde, iſt ihre Unechtheit außer Frage geſtellt, wenn auch der Name des Autors nicht zu ermitteln war. Mit dieſem Reſultat glaube ich jedoch die Annahme verbinden zu dürfen, daß die bezeichnete Rede nicht ohne Einfluß Schillers entſtanden iſt. Eine Prüfung des Inhalts ergibt nämlich Folgendes. Die Diktion iſt weniger fertig und abgerundet, ſie iſt, wie Goedeke ſich ausdrückt, „anfängeriſcher" als

---

[1]) Meſſias VII, 425—426; bemerkt v. R. Boxberger, Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausg. v. Fleckeiſen und Maſius, Jahrg. 1869, II. Abt. S. 162. Sokrates erſcheint im Traume der Gattin des Pilatus; ſie vernimmt die Worte:

„. . . . . Und Eine der redlichen Thränen des Mitleids
Einer Welt gleich! Verdiene du, ſie zu weinen!"

[2]) Archivaliſche Nachleſe zur Schillerlitteratur, S. 31—32.

die der Reden über Güte und Leutſeligkeit und über die Folgen der Tugend. Die Behandlung der Begriffe Tugend, Freundſchaft, Glückſeligkeit ſtimmt ſehr merklich mit Schillers Denkweiſe überein. Letzteres ließe ſich freilich auch dahin erklären, daß beide, Schiller und der Autor der Rede, aus gemeinſchaftlicher Quelle geſchöpft haben, aus den philoſophiſchen Vorträgen an der Militärakademie. Nun aber findet ſich im Texte der Rede über Freundſchaft eines Fürſten mit den Zitatzeichen eine Strophe, welche nichts weiter iſt als eine verſchlechterte Variante der von Schiller in ein Stammbuch eingetragenen, durch ſeine Namensunterſchrift und den Beiſatz m. c. (medicinae candidatus) autoriſirten Verſe:

„Seelig iſt der Freundſchafft himmlich Band,
Sympathie, die Seelen Seelen trauet,
Eine Träne macht den Freund dem Freund bekannt
Und ein Auge das ins Auge ſchauet;
Seelig iſt es, jauchzen wenn der Freund
Jauchzet, weinen mit ihm, wenn er weint —“ [1])

Dieſer Stammbucheintrag Schillers fällt ſpäteſtens in das Jahr 1780; der Verfaſſer der Rede erſcheint ſomit als der von Schiller entlehnende Teil. Hiezu halte man den Schlußpaſſus, die Worte: „Aber was ſoll ich noch lange in der Geſchichte Jahrhunderte durchirren, Muſter ächter Freunde in den modernden Alterthümern aufſuchen. Finden wir nicht in unſern Tagen das gröſte an Carl und Francisca? Thränen der Freude entfallen dem Auge, Thränen des Danks ſteigen zu dem Unendlichen auf, daß er Sie ſchuf, daß er Ihr Daſeyn verliehe, dann vereint mit Ihrem erhabenſten Freunde, verlieh Sie Weisheit und Tugend dem Menſchen Geſchlechte — Ich ſchweige — Aber ich ſehe ſchon die Söhne der kommenden Jahre, weinen um Carl und Francisca, ſegnend die Vorwelt, daß ſie durch ſolche Freunde regiert, daß ſie durch Freunde beglükt —“. Dieſe Phraſen erinnern an die Rede Schillers vom Jahre 1779, ja die hier durchſchoſſenen Stellen ſind mit

[1]) Goedeke, hiſtoriſch-krit. Ausg. I, 361.

Wendungen Schillers identiſch. Das iſt nicht Zufall. Ich glaube ſomit, daß der Verfaſſer entweder eine Abſchrift der Schillerſchen Rede vor ſich hatte und ſeine eigene Arbeit dieſer ähnlich zu machen ſuchte, da ja Schiller in den Ruf eines vorzüglichen Rhetors gekommen war; oder daß Schiller perſönlich dem jüngeren Zögling geholfen hat. Zwiſchen dem Austritt Schillers aus der Militärakademie und dem Tag, an welchem die fragliche Rede den Profeſſoren zur Begutachtung übergeben wurde, dem 3. Jan. 1781, liegen nur wenige Wochen.

Die Reden über Güte und Leutſeligkeit und über die Folgen der Tugend ſind als früheſte Niederſchläge der philoſophiſchen Anſchauungen Schillers, als Dokumente ſeiner Jugendphiloſophie von reicher Bedeutung. Ich glaubte mich jedoch an dieſer Stelle auf wenige inhaltliche Hinweiſe beſchränken zu ſollen; denn zerſtreut, ſich gegenſeitig ſtützend und erklärend begegnen uns ſolche Aeußerungen eines beſtimmt gearteten ſpekulativen Denkens in Schillers Jugendſchriften überhaupt, und eine abſchließende Erörterung dieſer Seite ſeines Weſens wird am füglichſten dann erfolgen, wenn uns die Chronologie bis zu jenem Punkte geführt hat, an welchem Schiller zum erſten Male das Reſumé ſeiner philoſophiſchen Anſchauungen zieht und ſie zu einer Art von Syſtem verbindet. Das geſchieht in den „Philoſophiſchen Briefen“, oder beſſer, in der „Theoſophie des Julius“. Hier aber, wo uns die Bethätigung Schillers als die eines Zöglings der Militärakademie im Vordergrund ſteht, intereſſirt uns zunächſt der menſchlich-pſychologiſche Wert jener Produkte und ihr ſchriftſtelleriſcher Charakter im Allgemeinen.

Nicht von kurzer Hand kommen wir darüber hinweg. Die Reden Schillers haben Gedankengehalt, Originalität, Pathos, einen großen Zug; aber ſie enthalten, objektiv, nach ihrem Wortbeſtande genommen, ohne Frage ein ſchmeichleriſches Element, und der Fluß einer feurigen Empfindung wechſelt in ihnen mit dem Stelzengang hohler Rhetorik. Wir fühlen uns abgeſtoßen und dieſer Widerwille wächſt, ſobald man ſich ſagt, daß in dem nämlichen Jahre, in welchem der Redner mit panegyriſch-überlautem Bombaſt, mit den Ausdrücken unbegrenzter Verehrung

den Herzog feiert, die Räuber, das Sturmdrama der Freiheit, geſchrieben ſind: der jugendliche Schiller ſelbſt, ſein perſönliches Verhalten ſcheint einer Entſchuldigung und Erklärung zu bedürfen.

Indem wir zu einem billigen Urteil zu gelangen ſuchen, werden wir uns vor Allem vergegenwärtigen, daß jene Reden von der Schule aus veranſtaltete, erwartete, befohlene Ovationen ſind, daß die gleichen Verſicherungen aus dem Munde faſt Aller widerhallten, welche in der Akademie aus- und eingingen, daß maßloſe Lobſpenden zu Ehren des Stifters gewiſſermaßen zur Verfaſſung der Akademie gehörten. Ich werde auf dieſen Punkt nachher ausführlicher zurückkommen. Aber ſchon um deßwillen können Schillers Feſtreden als Ausdruck ſeiner Empfindungen nur für übermalte, mit fremden Farben überdeckte Bilder gelten. Ihr Stil verliert ſich um ſo unvermeidlicher in übertriebenen Schwulſt, je mehr den einzelnen Partien die innere Wahrheit mangelt; und in der unerträglichen Art, wie hier durch gehäufte Gedankenſtriche, durch emphatiſchen Ausruf und geſuchte Wiederholungen der Satzbau zerhackt iſt, ſpiegelt die Gewaltſamkeit der Arbeit, die Zerſtörung des reinen Fluſſes einer unverkünſtelten Empfindung ſich wieder. Ja, es iſt, als ob man das gehaltloſe Aufquellen des Wortbaues, das Fortranken rein ſtiliſtiſchen Spieles ohne erfüllenden Begriff auch in der ſyntaktiſchen Redeform wiederfände; wie z. B. bei jener vorher zitirten Stelle, welche zu den Worten: „Dieſes Gefühl“ eine Gedankenfortſetzung endlich nicht mehr findet, ſo daß, da ja wirklich nichts mehr zu ſagen iſt, ein maskirender Gedankenſtrich eintritt, und die Anrede: „Erlauchte Gräfin“ die Aufgabe hat, weiter zu helfen. In ähnlicher Verlegenheit ſcheint ſich eine zweite Stelle der Rede über die Folgen der Tugend zu befinden; dort möchte ein Satz, mit „wenn ſie“ begonnen, nach Vorgängern gleicher Konſtruktion ein neues Ehrenprädikat ausſagen; aber das letzte, „wenn ſie“ weiß kein Verbum mehr aufzubringen. Doch in Wahrheit iſt ja hier kein Stocken, ſondern dieſe Dinge ſind ſchulmäßig eingelernte rhetoriſche Figuren.

Die Phraſe war in der fürſtlichen Anſtalt zu Hauſe. Un-

natur, Lüge war schon die tausend- und tausendmal wiederkehrende Fiktion, als stünde der Herzog in einem Vaterverhältniß zu den Zöglingen, das ewige Gerede vom „zärtlichen Vatter" und den „theueren Söhnen"; an diesem Beispiel gewöhnte man sich, ehrliches Wort zu mißbrauchen. Und nun die Art der Redethemata! Als den ersten Mißgriff in dieser Richtung haben wir die Frage des Jahres 1774: „Welcher ist unter euch der geringste?" kennen gelernt; aber fast noch verwunderlicher, gesucht-spitzfindig wie pädagogisch außerordentlich ungeschickt, werden des Herzogs Einfälle in späterer Zeit. Man lese die Titel der sämmtlichen Reden nach[1]), welche derselbe im Jahr 1779 auf das Geburtsfest der Reichsgräfin ausarbeiten ließ; sie erregen billig Erstaunen. Auf den Begriff Tugend beziehen sich nahezu alle; das war ja Serenissimi Lieblingswort, das Papiergeld, mit dem er überall zahlte. Was aber soll man dazu sagen, daß darunter Aufgaben vorkommen, zu bearbeiten von Halbknaben, wie folgende: „Versuch einer Beantwortung der von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigst aufgegebenen Frage ob Tugend beim schönen Geschlecht eine Folge der Jahre, oder der Erziehung seye?" Oder die Frage: „Ob große Seelen des weiblichen Geschlechts die Standhaftigkeit der männlichen erlangen können?" Oder die Frage: „Was größer sey? eine männliche oder weibliche schöne Seele?" Konnte bei solchen Zumutungen die Jugend Anderes leisten, als Redensarten, geschraubt in der Form und affektirt in der Empfindung?

Was aber den jugendlichen Schiller betrifft, so ist auch dies wohl zu berücksichtigen, daß ein guter Teil der Ueberladung, der gesteigerten Bilder auf Rechnung schweifender Phantasie kommt. Er mag mit halbem Widerstreben seines Gefühles die Aufgabe übernommen haben; wenn er sich aber einmal dazu verstanden hatte, so war die Bewegung seiner Phantasie, die sich des Stoffes bemächtigte, ihn hob, verschönerte, in Kontrasten und Schilderungen wirksam zu machen suchte, gewissermaßen ein freier Akt der nach Neigung sich vollziehenden Produktion, und der

[1]) Bei Adelb. v. Keller, Nachlese z. Schillerlitteratur, Nr. 2.

Redner fand ſich auf einem Wege, wobei ihm ſein Gegenſtand ein Geſchöpf der Einbildungskraft wurde. Er preiſt in letzter Inſtanz nicht den Herzog Karl, ſo perſönlich er an dieſen ſich wendet, ſondern das Bild eines guten, wohlthätigen, hochſinnigen Fürſten, wie ein ſolches ſeine Vorſtellung erfreute.

Am anſtößigſten iſt vielleicht die Verſicherung: „Ihre Söhne haben nicht ſchmeicheln gelernt.“ Aber als hätte er ſich beeilt, dieſe Unwahrheit auszumerzen, läßt Schiller ſeinen Räuber ſagen: „O über euch Phariſäer!..... ihr wähnt, mit dieſen erbärmlichen Gaukeleyen demjenigen einen blauen Dunſt vorzumachen, den ihr Thoren doch den allwiſſenden nennt, nicht anders, als wie man der Groſſen am bitterſten ſpottet, wenn man ihnen ſchmeichelt, daß ſie die Schmeichler haſſen.“

Und wie unſchuldig iſt doch wieder eine Art von Schmeichelei, welche den anweſenden Fürſten und die erſte Dame des Hofes inmitten ihrer Lebensluſt an den Nachruhm zwar, aber damit auch an Tod und Grab zu erinnern und mit Ausmalung der ſich daran knüpfenden Vorſtellungen zu unterhalten unternimmt! Das hätte in keines ſtrebſamen Höflings Konzept gepaßt; dieſe Ungeſchicklichkeit iſt eine Bürgſchaft für des Redners Unſchuld. Ja wenn man über das Echauffement einzelner perſönlicher Wendungen hinwegſieht und in das Auge faßt, was im Uebrigen von Regententugenden und Regentenpflichten vorgebracht iſt, ſo befindet man ſich nirgends anders als im Geleiſe der freien und großen Vorſtellungen, die in jenen Jahren Schillers Eigentum wurden. Man darf nur die geſchichtlichen Exkurſe nachleſen, welche der Redner zur Unterſtützung ſeiner Argumente veranſtaltet. Da wird Julius Cäſar verworfen, „er, den ſo hoch erhob der Thoren läppiſcher Mund“, „wird dahinflattern auf der Waage der Gerechtigkeit Gottes, überwogen unendlich weit von Einer — Einer mitleidigen Träne in Hütten geweint;“ er wird verworfen; „denn Herrſchſucht war ſeine Neigung, Ehrgeiz die Quelle ſeiner That!“ Da wird Auguſtus verworfen, „die Larve ſeiner Abſichten“ wird ihm heruntergeriſſen, darum daß er „Roms Männerſeelen entnerven wollte durch ſanftes — wollüſtiges Gefühl, daß nimmer ſie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm“,

bestens half er „getreulich" seinen kleinen Nächsten im Kleide barmherziger Liebe". So ist es, „Kleider und Bücherlicher Sache" sehr Nahe, aus „Freudenmeisterinnen der Tugendsame" sind sehr über Nacht Ehrenfrauen geworden, und dem Lasterhaften wenden Bücher mehr in den Verhältnis eines Instrumentes gebrauchen, als von den Tugendhaften Kleinen, der augenscheine Bücher den Bücherhaften Kleinen, aber sich selber „verkauft tief in den Bücher, die Kleinen den Bücher nicht zu können". Den Bücher ist nicht Kleinen schon Bücher gelegt sich von dem in den Kleinen der Tugend sich zu bekennen, noch an Kleinen von der Bücher Bücherhaft von Bücherhaft gewinnen, weniger gewinnt augenscheine Lasterhaft sich wertlicher Bekennung in der Bücher bei den Bücherhaften verschiedenen Bücher gestellt werden.

Nach aber von Kleinen, welcher noch Lasterhaftigkeit bücher Bücherhaften bemerkt augenscheinlich, werden man, wie gesagt, nicht in den Bücherhaft-Kleinen, bestens in den Bücherhaft, welche ihn sieger, der Kleinen Kleinen, welche dem den Bücherhaft gehen. Man werden nicht Klein im Kleid von Kleinen und Bücherhaft gehalten, in Kleine gehen, um den Kleinen den Kleinen zu preisen! Ob auch von Klein, wenn sie den Bücherhaften augenscheinlich Bücherhaft gelegt, und welche ist bei der Bücherhaft der Bücherhaften Bücherhaft den wenigen Bücherhaften gehalten hat, und in den Bücherhaft Kleinen, in wenigen Kleinen haben, in der Zeit noch Bücher von diesen Kleinen gewesen sind, da sie für Bücherhaft Bücherhaft Bücherhaft waren wollen er anfänglich. Nach sich meines Kleinigkeit in der Betrachtung meiner Kleine war also wenigstens gewesen, mit Kleinheit der Kleinen Kleinen Kleinen Kleinheit in der Bücherhaftkeit. Ich auf meiner geringsten Kleinheit Kleinheiten zu den Kleinheiten gelegt auch zu einem Kleinheit, die allgemein-scheinbare Kleinheit von allen Kleinen aufgegeben, seinen der Biographien nach haben der Kleinen gemacht werden ist.

Ich wählte zum Kleine Kleine und, welche einem ungewöhnlich Kleinen Kleinen Kleinen nach den bei gekommen Kleinen der Kleinen in Kleinen wahren. Dem erste Kleine in den Jahr 1778. Als damals Georg Kleine von einem Kleinheit gewesen war, gewiß

es nicht, daß Prof. Haug wie der Hofkaplan und der Akademieprediger ihre Glückwünsche, daß die Militärakademie, das Fräuleinstift und die ehemaligen Zöglinge ihre Festgedichte überreichten; vielmehr strengte der Obrist von Seeger im Bunde mit Guibal sich an, ein ausgesuchtes Merkmal der allgemeinen Freude zu errichten. So erbaute denn der sinnreiche Architekt im Speisesaal einen dorischen, mit aller Pracht ausgestatteten Tempel; „die ganze Aussenseite des Gebäudes bestund aus weissem Marmor und Gold“ [1]); „die Wölbung war mit Laubwerk und Rosen besezt“; vor dem Eingang stand die Statue der Hygiea. Drei Zöglinge befanden sich im Tempel; „der eine stellte das Herzogthum Wirtemberg vor, der andere die Herzogliche Militärakademie, und der dritte den Priester des Tempels, nebst seinen zwei Gehülfen, wovon der eine den Hahn zum Opfer, der andere aber auf einer goldenen Platte das Messer hielt.“ Das Opfer beginnt, während 330 Zöglinge in stillem Gebet ihre Wünsche mit denen des Priesters vereinen; der Repräsentant Würtembergs ruft die Göttin um Genesung an:

„Hygiée, exauce nos voeux!
Déesse, prends pitié de nos vives allarmes:
Charle est prêt à descendre au séjour ténébreux.
Mets fin à nos soupirs, et fait tarir nos larmes,
Hygiée, exauce nos voeux!“

Nun faßt der Priester das Opfermesser. In diesem Augenblick aber wird Seine Durchlaucht „in der vollkommensten Wiedergenesung“ sichtbar; der Priester läßt das Messer fallen und bricht in ein entzücktes Schreien aus; mit aufgehobenen Händen wenden sich plötzlich alle Zöglinge gegen ihren Wohlthäter und überlassen sich „dem ganzen Strom ihrer Empfindungen der Freude, Liebe, Verehrung und Dankbarkeit“. Der Herzog, der diese Komödie mitgespielt hatte, verfehlte nicht seine „ganz besondere Huld“ erkennen zu geben.

---

[1]) Die Beschreibung des Festes in Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1778, S. 874—880. Die grammatischen Fehler der zitirten französischen Verse enthält das Original.

Noch charakteriſtiſcher iſt eine Ovation, welche auf den 11. Februar 1779, abermals aus Seegers Initiative, veranſtaltet wurde. Wieder iſt ein Teil der Lehrſäle in eine theatraliſche Szenerie verwandelt, und allegoriſche Geſtalten, die Trägheit und die Unwiſſenheit, eröffnen das Spiel. Man erblickt ſteile und düſtere Felſen; zerbrochene Inſtrumente und zerriſſene Bücher liegen auf der Erde umher; die Trägheit und die Unwiſſenheit ſprechen die Hoffnung aus, daß in dieſer Gegend ihr Reich, das in Griechenland und Italien zerſtört ſei, wieder aufleben werde. Plötzlich erſcheint ein durchſchimmerndes Gemälde, eine aufgehende Sonne mit der Umſchrift:

Vous triomphez, o Muses!
Charles vient de naître.
Ihr ſiegt, o Muſen, KARL iſt geboren!

Der Genius der Wohlthätigkeit tritt hervor, Unwiſſenheit und Trägheit ſtürzen ſich in eine Höhle hinab; der Genius nähert ſich dem durchlauchtigſten Herzog und geleitet ihn durch eine Reihe von Sälen, in welchen man Lehrer der Wiſſenſchaften und Künſte mit dem Unterrichte der Jugend beſchäftigt ſieht. Im achten Saal ſind Tafeln gedeckt, „an welchen einige Zöglinge in der Stellung eines Betenden ſtehen, und bei ihrer eifrigen Andacht nicht auf dasjenige achten, was hinter ihnen vorgeht;“ zur Seite ſieht man einen kleinen Tiſch, „auf welchem ſchwarzes Brod, eine ſchlecht zubereitete Suppe in einem irrdenen Gefäß und ein Waſſerkrug befindlich iſt.“ „Der Genius, immer noch an der Seite Sr. Herzogl. Durchl., welchem alle Lehrer nachfolgen, ruft mit lauter Stimme den Zöglingen zu: Zöglinge, erhebt eure Augen, und ſeht: KARL iſt gegenwärtig! (In dieſem Augenblick wenden ſich alle Zöglinge, und rufen mit aufgehobenen Händen, und einem Ausdruck voll innigen Wonnegefühls:) O allmächtiger Gott!“ „O allmächtiger Gott! — fällt ein einzelner Zögling ein — Erhalte unſern Vater, unſern Freund, unſern Wohlthäter.“ „Ein anderer Zögling nähert ſich Sr. Herzogl. Durchl. und ſagt mit ehrerbietiger und von der innigſten Rührung ſeines Herzens zeugender Stimme: Durchlauchtigſter . . . Wir . . .

Wir . . . Aber . . . Worte fehlen mir . . . Ha! tausendfaches Verderben falle auf das Haupt des Elenden, dessen Herz nicht stets vom Gefühl der Dankbarkeit aufwallt." „Nach diesen Worten zeigt der Genius Sr. Herzogl. Durchl. zuerst den kleinen Tisch, der auf der Seite steht, und dann die schön besezte Tafeln, und sagt: Jenes war ehemals, diß ist nunmehr ihre Nahrung." Die Fête schließt, indem „der Ruhm" erscheint und Wolken, welche das Innere des Tempels der Unsterblichkeit verbergen, sich zerteilen: Apollo, Minerva und die Dankbarkeit setzen das Brustbild des Herzogs auf das leere Fußgestell zwischen Titus und Heinrich IV.; der Ruhm nimmt die Krone vom Haupte des Titus, teilt sie in zwei Teile und krönt mit der Hälfte das Brustbild des Herzogs, während eine majestätische Musik vernommen wird [1]).

Auch die Aufstellung des Denkmals des Herzogs im inneren Hofe der Militärakademie fällt in die Studienzeit Schillers; ein an sich unziemlicher Akt, da man Niemanden ein Monument errichten sollte, bevor er den Zoll des Todes gezahlt hat. Auch diesmal war der „würdige Intendant" der Veranstalter; die vergoldete Statue des Herzogs war nach le Jeunes Modell von den Eleven Dannecker und Scheffauer ausgearbeitet worden, die allegorischen Gestalten und Trophäen am Postament entstammten der Erfindung Guibals. Herzog Karl war an diesem Tage, dem 11. Febr. 1780, von Stuttgart abwesend. Die Festrede [2]) hielt einer der Zöglinge, v. M.; und wäre es der Mühe wert, sie zur Vergleichung mit den Reden Schillers heranzuziehen, so würde der Unterschied zwischen einer geistlos schmeichelnden Rede und einer immer doch von Geist durchtränkten Verherrlichung, wie Schiller sie gab, in die Augen springen.

Mit solchen Hekatomben von Schmeichelei feierte die Militärakademie die Thätigkeit des Stifters. Es sind aber insbesondere auch die öffentlichen Aeußerungen der Lehrer zu beachten, deren

---

[1]) Dieses Festspiel „Die Krone der Wohlthätigkeit" ist abgedruckt in Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 108--117. Vgl. ebendaselbst S. 127.

[2]) Abgedr. in Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1780, S. 106 ff.

Urteil auf die Jugend von Einfluß ſein mußte. Von Monſieur Uriot will ich nicht weiter reden; ein beſſerer Mann aber, der ernſter zu nehmen iſt, war der Profeſſor der Geſchichte, Joh. Gottlieb Schott. Seine Rede, aus welcher ich die nachſtehende Stelle zitire, wurde zwar erſt am Schluſſe des Jahres 1781 gehalten; aber Schotts Denk- und Ausdrucksweiſe wird zuvor die nämliche geweſen ſein. Wir ſtoßen auf die Sätze: „Ich widerſtehe nicht länger dem Drange meiner Empfindungen, nicht länger der Wolluſt zu ſehen, daß das, was ich von der Nothwendigkeit, Aufklärung und ſittliche Bildung zu vereinigen, geſagt habe, daß es nicht Ideal mehr iſt, daß es hier unter unſern Augen zur vollſten Realität erhoben worden ... Daß der Fürſt ſelbſt von ſeinem Throne herabſteigt, unter den Zöglingen Seiner Stiftung wie der Vater unter Seinen Söhnen wandelt, daß jeder neuentdeckte, aufſteigende Keim von Kenntniß, von Tugend ihn mit der reinſten Wonne erfüllt, daß Er ihnen Führer, Rathgeber, Freund iſt, daß Er in ihre Mitte hintritt und ihnen Religion, Tugend mit einer ſolchen Stärke des Ausdrucks, mit einer ſo gefühlvollen Wärme ſchildert, daß, wenn es möglich wäre, ihre innere Vortrefflichkeit durch neue Reize zu verſchönern, ſie gewiß von ihm geborgt hätten: Dieſes unnachahmliche, dieſes in ſeiner Art einzige Beiſpiel konnte nur Carl der Menſchenfreund, Carl der Weiſe geben."

Wie aber ein anderer Lehrer der Militärakademie, zugleich Schillers erſter Rezenſent, vom Herzog zu reden und zu ſchreiben pflegte, das will des Näheren gewürdigt ſein. Ich meine den Profeſſor Balthaſar Haug. Seine Verdienſte um Hebung der Teilnahme an Gelehrſamkeit und ſchöner Litteratur innerhalb Würtembergs ſind gewiß nicht unbedeutend; er war in dieſer Richtung unermüdlich, war kenntnißreich und nicht ohne Urteil. Aber als Publiziſt wie als Ritter auf dem Pegaſus war gerade Haug einer der vordringlichſten Lobredner ſeines Herrn. Man mag es für Zeitſitte nehmen, wenn er in der Widmung ſeines Buches „das Gelehrte Wirtemberg" als „unterthänigſter Knecht" des Herzogs ſich zeichnet; aber nicht ſo zollfrei ſollen ſeine gereimten oder in antiker Rhythmik einherwandeln-

den Sünden, seine an den Stufen des Thrones niedergelegten Gedichte davonkommen. Nicht als ob diese ganze Gattung verwerflich wäre: Einen Fürsten im Liede zu rühmen, warum nicht? Aber drei Dinge gehören dazu: ein edler Fürst, ein lauteres Menschenherz und ein auch auf dem glattesten Boden nicht strauchelnder Takt. Dagegen solche Gesänge fertig zu bringen, wie Haug es mit seinem Päan auf das Geburtsfest des Herzogs im Jahre 1775, oder mit seiner Ode auf die Wiederkunft des Herzogs aus Italien, gleichfalls im Jahre 1775, vermocht hat, dazu brauchte es allerdings knechtische Gesinnung und persönlichen Geschmack am προσκυνεῖν. Denn damals war ja die Besserung des Herzogs noch eine recht junge und magere. Will man aber in dieser beginnenden Wendung dennoch ein entschuldigendes Moment finden, so ist zu bemerken, daß Haug bereits ein Jahrzehnt zuvor, als Herzog Karl noch in der Blüte seiner Sünden lebte, ein Schock Lobgedichte auf ihn gemacht hat. Nun also dieser Poet, der sich anstellt, als nähme er dem Volk das Wort vom Munde, singt von Stuttgart, der „Traubenstadt", die auf den Knien liege, vom Jubel der Bürger, der zum „wiehernden Getümmel" anschwelle, singt von Karls „immer grosser Seele", von Karls „Riesenlasten", die kein Herkules weiter tragen werde, ruft den Schutzgeist des Vaterlandes auf, Würtemberg „zum Räthsel der Provinzen zu sezen,"

„Ob noch ein Volk den Prinzen so getreu
Und wer in Teutschland unter Prinzen
Dem Volk so gnädig sei?" —

bricht aus in die Worte:

„Einst soll Dein Nahm an Nestors Gränzen
(O daß Du sterblich bist, wie wir!)
Wie Morgenroth, in Famens Tempel glänzen,
Dort im Elysium, in Mausoleen hier.
Dann wird ein spätes Volk, die Thränen in dem Blike,
Am goldnen Fuß von Deiner Urne schreyn:
O CARL, komm noch einmal zurüke,
Du sollt mein König seyn![1])"

[1]) Die Zitate sind teils aus der Ode auf Karls Wiederkunft aus

So ſang Balthaſar Haug. Im Jahre 1775; als man von Seite der ſchwäbiſchen Landſtände noch eben mit Kaiſer und Reich hatte drohen müſſen, damit der „Erbvergleich" nur im Unerläßlichſten zur Ausführung käme. Der arme Schubart! Er hatte den Päan in ſein geliebtes Deutſch übertragen, und lange währte es ja nicht mehr, bis er in die Lage kam, von Grund aus die Wahrheit der Verſe zu prüfen. Was aber vom Schickſal dieſes Mannes Haug zu berichten wußte, davon mag ein Auszug hier folgen. „Schubart" — heißt es [1]) — „wurde unvermuthet in Verwahrung gebracht, und auf die Herzoglich-Würtenbergiſche Veſtung Hohenasperg geſezt. Seine Frau hält ſich in Stuttgart auf, und genießt von dem Durchlauchtigſten Herzog ein jährliches Gnadengehalt von 200 fl. wie auch von verſchiedenen unbekannten Freunden Unterſtüzung. Sie haben zwei Kinder. Einen Sohn von 12 Jahren haben Seine Herzogliche Durchlaucht aus beſonderer Huld in die Herzogliche Militair-Akademie, und die Tochter von 10 Jahren in das neu errichtete Fräuleins-Stift, wo auch einige vom bürgerlichen Stande Plaz finden, aufgenommen. Der Vater genießt neben dem ſehr annehmlichen Tractament nicht nur ganz beſondere Pflege für ſeine Geſundheit, ſondern auch zu ſeiner weitern Faſſung und Seelenſorge werden alle möglichen Anſtalten gemacht. Aus dieſem allem zuſammengenommen ſchließt das Publikum, daß höchſter Orten bei dieſem Vorgang mit eine Hauptabſicht geweſen ſey, einem ſichern Grund zu ſeiner wahren Wohlfahrt zu legen ... Wenn ſie da iſt, die Züchtigung, dünkt ſie uns freilich nicht Freude zu ſeyn; ſie wirkt aber eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit ꝛc. Wir hoffen und wünſchen, ja wir wiſſen es gewiß, daß Schubart und die Seinige mit der Zeit Urſache haben werden,

---

Italien, teils aus Haugs urſprünglich lateiniſch geſchriebenem, von Schubart überſetztem Päan. Als Autor dieſer Gedichte, welche im Schwäb. Magazin, Jahrg. 1775, S. 469 ff. u. 110 ff. abgedruckt ſind, bekennt ſich Haug im Gel. Wirtemb. S. 91 und 92.

[1]) Schwäb. Magazin, Jahrg. 1777, in Haugs „Beiträgen zur Litterarhiſtorie von Würtemberg", S. 477 ff.

GOtt, ohne den nichts geſchicht, und den gnädigſten Fürſten über ihre Führungen zu preiſen."

Wie nun dieſes „ſehr annehmliche Tractament" und die ſonderliche Geſundheitspflege des Gefangenen beſchaffen waren, das ſoll ein Mann uns ſchildern, der, gleichfalls ein ſchwäbiſches Landeskind, mit ehernem Griffel das Leben Schubarts beſchrieben hat, ein unerbittlicher Hüter der Wahrheit gleich Leſſing. Schubart „lag" — ſo leſen wir bei David Friedrich Strauß [1]) — „377 Tage in der gewölbten Zelle eines alten Thurms, von deren Ziegelboden, deren rauchgeſchwärzter Wand mit dem drohenden Kettenringe, deren Handbreit Himmel vor vergittertem Fenſter ſeine Gedichte und Briefe wiederholte Erwähnung thun; ſein Lager Stroh, die Luft dumpf, daß ihm der Schlafrock am Leibe verfaulte; die einzigen Menſchengeſichter, die er zu ſehen bekam, das eiſerne des Commandanten und die ſtummen der Leute, die ihm ſeine kärgliche Koſt und ſein Ciſternenwaſſer brachten. Nach Umfluß dieſer ſchrecklichen Zeit, als er ſchon nicht mehr gehen konnte, an den Wänden ſich halten mußte, um nicht umzuſinken, wurde er endlich in ein erträglicheres Local, ein trockenes und luftiges Zimmer verſetzt, aber immer noch ohne Schreibmaterialien, ohne Klavier, von Abends 8 Uhr an, wo er ſein Licht löſchen mußte, bis zum ſpäten Wintermorgen den Schrecken der Finſterniß preisgegeben; von Büchern ward ihm nur zugelaſſen, was der Commandant ſeinem Seelenheil zuträglich fand; Niemand durfte mit ihm und er mit Niemanden reden". 2¼ Jahre vergingen, bis dem Gefangenen die erſte Bewegung in freier Luft, ein Spaziergang auf dem Feſtungswall, gegönnt wurde.

Wie hatte doch Herr Balthaſar Haug geſungen?

Nun, Schuzgeiſt von dem Vaterlande,
Biſt Du den Antoninen gut;
So ſeze CARL dein Füllhorn ſelbſt zum Pfande,
Und uns den erſten Strahl von Seinem Fürſtenhut.

---

[1]) Schubart's Leben in ſeinen Briefen. Band VIII der Geſammelten Schriften von D. Fr. Strauß, S. 240.

Ja ſez Sein Würtemberg zum Räthſel den Provinzen:
Ob noch ein Volk den Prinzen ſo getreu,
Und wer in Teutſchland unter Prinzen
Dem Volke ſo gnädig ſey?"

Es iſt genug. Man darf jene Aeußerungen Haugs über Schubarts Schickſal nicht als geradezu unfreundſchaftliche betrachten; vielmehr kannten beide Männer ſich perſönlich, Haug hatte zu Schubarts Berufung nach Ludwigsburg beigetragen, und ſie ſtanden, wenigſtens bis zur Gefangenſchaft des Dichters, in ziemlich lebhaftem Briefwechſel. Haug war auch ſonſt im Privatleben ein wackerer Mann. Aber von Vorſicht iſt der Bericht über Schubarts Gefangenſchaft diktirt, und dieſe Vorſicht iſt Schmach gegenüber dem abſcheulichen Sachverhalt. Einige Tropfen geiſtlicher Salbe fließen mit ein: Haug war theologiſch gebildet, war Pfarrer, bevor er die Lehrkanzel beſtieg. Und zu den Feſtgedichten mochte Haug halbe Nötigung fühlen, da er Kaiſerlich gekrönter Poet war und an Herzogs Karls Hofe in Gnaden ſtand: aber ihre Sprache iſt Lüge, iſt plump ſervil, und wer in der Sonne dieſer Gnade ging, wandelte nicht in reinem Lichte. Das iſt eben der Fluch des Deſpotismus, daß unter ſeinem Regiment das Niveau der allgemeinen Charakterfeſtigkeit ſinkt, daß zahlreiche Männer, welche zu anderen Zeiten ſich leidlich halten würden, in Feigheit und Lüge mithinabgeriſſen werden. Durchblättert man die würtembergiſche Journaliſtik jener Tage, ſo bemeiſtert man ſchwer die Empfindung des Ekels über eine ſtereotyp gewordene Anbetung, welche die geringfügigſte Leiſtung des Herzogs bis zu den Sternen erhebt, über die Charakterloſigkeit, welche auf die beſcheidenſte Kritik der fürſtlichen Einrichtungen Verzicht thut. Und man bekommt den Eindruck, daß gerade die herzogliche Schule ein Boden war, aus welchem, wie über einem infizirten Terrain, unlautere Dünſte ſich ſammelten, das Gefäß, in welchem Devotion bis zu jenem Uebermaß ſich erzeugte, das ſchließlich durch keine Rückſicht auf Zeit und Umſtände mehr zu entſchuldigen iſt.

Bei romaniſchem Volk, in Frankreich hatte das Königtum ſeine widerlichſte Form gefunden: Ludwig XIV., der ſich zu

einem großen Monarchen verhält wie eine hohle Gipsstatue zu einem Monument aus edlem Marmor, und Ludwig XV. waren die Schöpfer dieses Zerrbilds. Die Mehrzahl der deutschen Höfe folgte kriechend nach, und nun ballte bei uns, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Servilismus zu den dichtesten Wolken sich an, als schon einzelne helle Geister ihre zerteilenden Blitze darein warfen, als schon über dem Rhein der große Orkan zu grollen begann, der bald als entfesselter Freiheitsgeist über die europäische Erde hinwegfegte. Mit Unwillen lesen wir heute die Dokumente einer Gesinnung, welche von persönlicher Würde nichts zu wissen scheint, mit Unwillen, auch mit Lächeln; denn ebenso lächerlich als verächtlich sind die bis in das Kleinlichste getriebenen Erweise von Aengstlichkeit, von Unterwürfigkeit jener Zeit. Im Augenblick liegen mir einige Staats- und Adreßbücher des „Hochlöbl. Schwäbisch- und Fränkischen Crayses" vor: in dem auf das Jahr 1768 verwahrt sich der Verleger, Paul Tilger zu Geißlingen, zu Eingang des Buches „auf das feyerlichste, daß in diesen Blättern, weder im Rang, noch durch sonst andere unwissend begangene Fehler, aus Vorsatz etwas nachtheiliges einverleibt worden seye". Im andern, gleichen Verlags, welches die im schwäbischen Kreis anno 1764 „florirende Höchste und Hohe Regenten, Ministri, Räthe, Canzleyen und übrigen Dienerschaften" enthält, ist das Geburtsdatum Herzog Karls mit den Worten angegeben: „Haben den 11. Febr. 1728 die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt." Dergleichen Stil kam wieder, als Napoleon, der Egoist, die Presse vergiftete; damals druckten deutsche Zeitungen das offizielle Bulletin nach: „S. Majestät der König von Rom geruhte ohne Weiteres die Brust seiner Amme anzunehmen." Wohl, wir sind aus dem Gröbsten heraus, und daß sichs so verhält, dazu hat uns — das ist gerade an dieser Stelle zu sagen — von sämmtlichen deutschen Poeten, Schriftstellern und Künstlern keiner mehr verholfen als Schiller. Es war eine Frechheit und eine Lüge, als Börne die Deutschen generaliter ein Bedientenvolk nannte; denn keine andre Nation hat mit glühenderem Unmut Fesseln der ärgsten Sklaverei zu zerbrechen gewußt als die deutsche, in keiner lebt tiefer und

ursprünglicher das Bewußtsein von Recht und Freiheit des Individuums, der Meinung, des Gedankens, und mit unsern Helden Luther und Hutten, mit Lessing und Schiller und Strauß haben wir allen Völkern die Fahne der Befreiung vorangetragen. Und es war ein glänzendes Zeugniß, welches der große Kanzler des Reichs uns ausstellte, und im Ehrgefühl schlug uns das Herz mit verdoppelten Schlägen, als er die Schwierigkeit, die Deutschen zu regieren, darauf zurückführte, daß sie ein eminent männliches Volk seien. Geht aber dennoch bei uns in merkwürdigem Kontrast mit diesem rücksichtslos ehrlichen Wahrheits- und Unabhängigkeitssinn ein vordringlicher Unterthänigkeitsgeist nebenher, so ist dies vielleicht Ausartung des monarchischen Sinnes, den wir mit gewissen Begriffen von Lehenstreue und Feudalpflicht aus dem germanischen Mittelalter ererbten, ist außerdem Nachwirkung des politischen und sozialen Elends, das mit dem dreißigjährigen Kriege über uns hereinbrach, Nachwirkung der durch Jahrhunderte währenden Enge und Kleinlichkeit unserer öffentlichen Verhältnisse, ist endlich Einfluß der Unzahl von Residenzen und Hofhaltungen, mit denen wir bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bedacht waren. So ist es gekommen, daß ein gesundes Gleichgewicht zwischen Anerkennung der Autorität und Wahrung der Persönlichkeit unter uns noch öfters schwankt; denn so lange wir uns nicht von Grund aus klar sind, daß man an den Wert monarchischer Staatseinrichtung glauben kann, ohne doch zu Lakaiendiensten verbunden zu sein, so lange es geschehen kann, daß bürgerlicher Freiheitssinn mit dem Anathema anarchistischer Neigung gebrandmarkt wird; so lange es in Deutschland noch ehrenwerte Leute gibt, denen die Schamröte nicht ins Gesicht steigt, wenn sie in Unterschriften an fürstliche Personen „ersterben" — so lange scheint die richtige Scheidung dessen, was man dem Cäsar und was man sich selbst, was man einem großen Volke schuldig ist, noch nicht genügend feste Normen zu haben.

Um ein Bild kultureller Zustände zu geben wie mit Rücksicht auf Schiller habe ich diese Verhältnisse einläßlicher beleuchtet. Ziehen wir nun die Konsequenzen für seine Person, fragen wir, welchen Einfluß die geschilderten thatsächlichen Zustände auf ihn

haben mußten, so ist klar, daß der noch unselbständige Jüngling sich nicht völlig ablehnend verhalten konnte. Vorstellungsweise und Urteil über den Wert des fürstlichen Erziehungswerkes überkam der Eleve Schiller fixirt von seinen eigenen Lehrern. Und nun ist ja doch auch dies Wahrheit, daß bei allen Mißständen in den Einrichtungen der Akademie eine Schöpfung ins Leben gerufen war, welche in bestechendem Glanze prangte und dabei Früchte trug, denen nur ein unbilliger Sinn jegliche Anerkennung versagt hätte. Die fürstliche Thätigkeit verdiente in Wahrheit einen sehr reservirten Dank, dem Scheine nach einen unumwundenen. Hier sicher zu unterscheiden, mit völlig freiem Blicke zu überschauen, konnte am wenigsten dem jugendlichen Alter, den in der Tradition der Anstalt heranwachsenden, die große Welt noch sehr „durch ein Fernglas, nur von weiten" sehenden Zöglingen zugemutet werden. Und in Schiller, in seinem guten Gemüt lebte ja auch das natürliche Gefühl des Dankes, zu welchem er sich dem Herzog um Gewähr materieller Wohlthat willen verpflichtet meinte. Das war immerhin Thatsache, daß er auf des Herzogs Kosten studirte, daß seinem Vater die Sorge um Aufwand für seine Erziehung abgenommen war. Der Erinnerung an empfangene Wohlthaten dieser Art entschlägt sich auch bei widersprechenden Eindrücken kein edler Sinn. Schiller hat sich bald nachher mit peinlichen Zweifeln des Gewissens abgekämpft, ob die Pflicht der Dankbarkeit ihm nicht gebiete, in den Diensten des Herzogs zu bleiben, obgleich dieser die Lebensluft ihm entzog. Und noch in seinen Mannesjahren ist eine gemischte Empfindung gegenüber dem Herzog Karl bemerkbar. Es wird gerne hervorgehoben, mit welchen nachsichtigen Worten der Dichter seiner gedachte, als er im Jahre 1794 auf einem Spaziergang mit Freund Hoven zur fürstlichen Gruft hinübersah. Aber um dieselbe Zeit schrieb Schiller aus Ludwigsburg an Körner: „Der Tod *des alten Herodes* hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen *Menschen* vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten, und auch in jeder schlimmen Bedeutung des

Wortes.“ Und damit ſpricht ſich doch Schillers innerſte Meinung aus; der „alte Herodes“ war der Wohlthäter, aber noch mehr der Verderber ſeiner Jugend. Wie Schiller in reifen Jahren über die Einwirkung der Akademie auf den Gang ſeines Lebens gedacht hat, bezeugen genugſam zwei briefliche Aeußerungen an Perſonen, denen ſein Herz ſich öffnete. Im Jahre 1785 ſchreibt Schiller an Körner, den neugewonnenen Freund: „Mit weicher Beſchämung, die nicht niederdrückt, ſondern männlich emporrafft, ſah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichſte Verſchwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte; das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich ſelbſt zernichtet.“ In gleichem Sinne ſchreibt Schiller an Karoline von Beulwitz, mit deren Schweſter er ſich eben verlobt hatte, im Auguſt 1789: „An meinem Weſen haben Schickſale ſehr gewaltſam gezerrt. Durch eine traurige düſtere Jugend ſchritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geiſtloſe Erziehung hemmte bei mir die leichte ſchöne Bewegung der erſten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieſer unſelige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute — ach ich fühle ihn in dieſem Augenblicke! Denn ohne ihn würde ſelbſt dieſes Mißtrauen mich nicht martern.“ Das Mißtrauen, von welchem hier Schiller ſpricht, bezieht ſich auf ſeine Sorge, daß um „wandelbarer Erſcheinungen“, um der Wolken willen, die zuweilen über ſeine Seele gehen, ſein Weſen mißkannt werden möchte. Indem er aber ſolchen Befürchtungen durch ein wahres Gemälde ſeines Innern zuvorzukommen ſucht, hören wir von ihm ſelbſt in einem Augenblick, wo ſein ſehnlichſter Wunſch iſt, Vertrauen zu empfangen und Vertrauen zu erwecken, über den Einfluß ſeiner Jugendgeſchichte das aufrichtigſte Urteil und ein Verdikt über die Akademie, welches kein Pinſel der Biographen hätte übertünchen ſollen. Aber auch Palleske trägt hier eine ſtarke Schicht von japaniſchem Glanzlack auf.

Wägt man so sachlich und objektiv als irgend möglich Vorteile und Schädigung ab, welche Schiller bei dem Gang seiner Erziehung erfahren hat, so wird feststehen, daß ihm an keiner andern Schule so reiche geistige Anregung hätte zufließen können, als dies in der Militärakademie der Fall war. Ein Landesgymnasium oder das Tübinger Stift hätte ihn, wie damals der Stand des Unterrichts war, intellektuell noch weniger befriedigt als die Schule des Herzogs. Darin liegt gewiß ein Gewinn. Aber diesem gegenüber stehen Schädigungen, welche zunächst mehr das Gemütsleben und die moralische Seite seines Wesens, mittelbar aber doch auch seine allgemeine geistige Entwicklung treffen. Ich glaube, daß die Erziehung in der Militärakademie nicht zum Geringsten Ursache ist, wenn uns in Schillers jugendlichem Wesen so manches Ungesunde, Ungeklärte, Disharmonische, Forcirte begegnet. Es handelt sich nicht allein darum, daß eine Natur, wie Schiller, welche ein so energisches Freiheitsgefühl in sich hatte, den Zwang der Militärakademie oft genug als völlig unerträglich empfinden mußte; sondern der Widerspruch zwischen seinen natürlichen Anlagen und Neigungen und den Absichten und Formen der herzoglichen Schule war überhaupt zu grell, als daß nicht gewaltsame Störungen seines seelischen Lebens erfolgen mußten. Jenes war zu überwinden, zu vergessen; dabei half ihm zuletzt doch immer wieder der frische Puls seines Herzens und der Jugend glücklich-leichtes Blut. Das Andere, der stetige innere Widerspruch, wirkte stiller, tiefer, schwerer. Die Frage hängt auch zusammen mit der nach dem Werte der Institutserziehung gegenüber der Erziehung in der Familie. Will man über diesen Punkt sich klar werden, so darf man nicht geltend machen, daß viele Väter und noch viel mehr Mütter in der Erziehung ihrer Kinder unvernünftig sind; man darf auch nicht ein pädagogisches Genie, das etwa einem Institut vorstünde, in die Rechnung einsetzen; denn das Eine sollte die Regel nicht sein und das Andere ist immer die Ausnahme. Ich möchte überdies diejenigen Anstalten außer Betracht lassen, welche, wie gewisse militärische Institute, bei der Erziehung besondere Berufszwecke verfolgen. Die Frage kann nur so gestellt werden, ob unter

Durchſchnittsverhältniſſen, ob prinzipiell die Inſtitutserziehung für die Jugend vorteilhafter ſei als die häusliche; und das wird man beſtreiten müſſen. Denn wenn auch die erſtere den Sinn für Gehorſam und Ordnung nähren, wenn ſie abhärtend wirken und den kameradſchaftlichen Geiſt erwecken wird, ſo bleibt doch dies Alles zumeiſt im Gröberen und Aeußerlichen ſtecken. Dagegen iſt die Erziehung in der Familie der normale Zuſtand und ein geſundes Regulativ für die höherwertigen Seelenkräfte. Nur ihr iſt die ganze Fülle der Liebe und Aufſicht möglich, deren der heranwachſende Menſch bedarf, nur in ihr iſt Raum für die Entfaltung individueller Anlage. Keine Pädagogik, welche für hunderte von Zöglingen gleichzeitig zu ſorgen hat, vermag den leiſeren und intimeren Regungen der jugendlichen Seele zu folgen. Das iſt Sache des Vaters; nur der ſieht ſeinem Kinde ins Herz. Es iſt auch an ſich ein Mangel, wenn das weibliche Element, die Mutter, gänzlich ausgeſchloſſen iſt; eine Menge bildender Einflüſſe geht damit verloren. Treffend lautet das Wort Nägelsbachs: Die Inſtitute „verkümmern die Freiheit um der Ordnung willen und ſie können auch nicht anders; denn ſowie dreißig oder vierzig junge Leute beiſammen ſind, muß Caſernenzucht eintreten. Dies iſt aber für das junge Gemüth kein natürlicher Zuſtand. Man kann nicht den ganzen Tag angeſpornt und immer nur fremdem Willen unterworfen ſein; man muß auch zuweilen ſeinen eigenen Willen haben dürfen, ſo weit er ſich in der Familie geltend machen kann; denn ſonſt iſt das Kind um die Gelegenheit gebracht, das Gute auch freiwillig zu thun. Aber auf Commando eſſen, ſchlafen, arbeiten iſt eben ſo unnatürlich als es andererſeits dort nothwendig iſt“ [1]). Es bedarf keines Nachweiſes, daß auf dieſem Wege gerade feinere, reichere, ungewöhnliche Organiſationen in Gefahr ſind, erdrückt zu werden. Nebenbei iſt nicht zu unterſchätzen, daß in einem Erziehungsinſtitut jede Unart die beſte Gelegenheit hat, von Einem zum Andern ſich zu vererben, daß leicht eine förmliche Tradition von

[1]) Gymnaſialpädagogik (herausgeg. von Autenrieth, Erlangen 1862) S. 13.

Bosheit und Lüge sich bildet. Eine halbwegs verständige Praxis wird manchen dieser Uebelstände nicht zu beseitigen aber doch abzuschwächen wissen; auch ist die größere oder geringere Anzahl von Zöglingen hier von sehr großer Wichtigkeit. Was jedoch die herzogliche Militärakademie betrifft, so war gerade sie von einer solchen Verfassung, daß sie so ziemlich die ganze Summe von Nachteilen, welche die Institutserziehung haben kann, in sich vereinigte. Ihre Einrichtungen waren sittlich niedrige, und sie verkümmerte nach Möglichkeit die natürliche Jugendlust. Darüber kann sich nur ein Biograph täuschen, der Glasfluß für Perlen nimmt. Schiller hatte während eines Zeitraumes von acht Jahren nicht einen einzigen Ferientag, nicht einen einzigen Tag ohne Regel und Aufsicht; das war barbarisch. Freie Bewegung in Wald und Flur, tausend harmlos kleine Freuden, welche die Liebe der Angehörigen im eigenen Hause gewährt, blieben ihm geraubt. Man kann sagen: hätte Schiller nicht in früher Jugend despotischen Druck erfahren, so wäre sein Wille weniger gestählt, so wäre seine Dichtung vielleicht nicht eine so glühende Verkünderin der Freiheit geworden. Aber da die Einflüsse, welche bei Erziehung außerhalb der Militärakademie sich in gleicher Richtung etwa geltend gemacht hätten, ein unbekannter Posten sind, so ist ein Privilegium auf dieses Verdienst zum mindesten fraglich. Das Treibende für seine Willensentwicklung lag ja doch in ihm selbst. Dagegen ist gewiß, daß Schiller auf dem Wege, den seine Jugend gegangen ist, in sich zu kämpfen hatte, um Verzerrung und Unnatur endgültig auszuscheiden.

Der junge Schiller war kein bemerkbar widerspenstiger Zögling. Die Zahl der Strafbillets, welche er während seiner Studienzeit erhalten hat, beläuft sich nach Ausweis der Akten auf nicht mehr als sechs [1]); merkwürdiger Weise fallen sie sämmtlich in die Zeit von Oktober 1773 — Februar 1774. Zur Hälfte beziehen sie sich auf die „Propreté", die Beobachtung der Vorschriften über Frisur, Uniform, Bettmachen. Im Jahresetat der

[1]) Vgl. die Mitteilungen Jul. Klaibers in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer", Juliheft 1884.

Anſtalt finden ſich 461 Gulden für vierzig Zentner Puder verzeichnet, und die Zopflänge der Zöglinge war nach dem Monatsmaß ihrer Träger genaueſtens regulirt, ſo daß, wenn der Herzog im Rangirſaal hinter der Front vorbeiſchritt, die Zopfenden eine ſchnurgerade Linie zu bilden hatten. Das Reinigen der Kleider, Blankputzen der Knöpfe und Schnallen mußten die Zöglinge ſelbſt beſorgen; ebenſo hatte jeder am Morgen ſein Bett zu machen, wobei Vorſchrift war, daß ſämmtliche Bettdecken zu der nämlichen Höhe emporſtiegen; während der Nacht mußten die Strümpfe rechts und links über die Bettenden herabhängen.

Ueber dergleichen Dinge wachte der Intendant mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit, und treulich half ihm dabei ſein Adjutant, der dicke Nies. Dieſe gefürchtete, doch halbkomiſche Perſönlichkeit, welche polizeilichen Talentes halber vom Schneider zum Lieutenant und Oberaufſeher avancirt war, ſpionirte Tag und Nacht und brummte Jedem, der ſich gegen das Zopf- und Knopfreglement verfehlte, einen „Schweinpelz“ entgegen. Bedientenarbeit, wie die geforderte, mußte einem Jüngling von Kopf unſäglich abgeſchmackt erſcheinen: hier lag alſo eine Quelle disziplinärer Anſtöße für Schiller. Zwei Vorkommniſſe anderer Art flößen ernſtes Mitleid ein. Die Koſt war, ſo lange die Anſtalt ſich auf der Solitude befand, gering und ſpärlich. Hungrig vielleicht, verſchaffte ſich der Eleve Schiller einmal „vor 6 kr. Wecken auf Borg“; er wird am 21. November 1773 „mit 12 Weydenſtockſtreichen“ dafür gezüchtigt; und zwar vermutlich vor den Augen ſeiner ſämmtlichen Kameraden, bei Tiſch; denn dies war gemeiner Uſus der Anſtalt. Ein zweites Billet aus ähnlicher Urſache erhielt er am 24. Dezember 1773; der Eintrag, welcher die Strafe nicht beigefügt, lautete diesmal: „Eleve Groß jun., weil er ſich durch die Reinigungsmagd Coffé machen laſſen, und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil ſie in der Geſellſchaft des Eleven Groß jun. Coffé bey beſagter Cammermagd getrunken.“ Der 24. Dezember 1773 war der erſte Vorabend des Weihnachtsfeſtes, welchen Schiller fern vom elterlichen Hauſe verlebte.

Aus den ſpäteren Jahrgängen iſt keine Aufzeichnung über

ein Strafbillet, welches ſich Schiller zugezogen hätte, vorhanden. Er war eingeſchüchtert und fügte ſich dem eiſernen Zwang. Auch vermochte nach Vergrößerung der Anſtalt kein Argus mehr jedes kleine Vergehen zu bemerken; und die Jugend ſelbſt lernte mit der Zeit, den Aufſehern manches Schnippchen zu ſchlagen. Verwandte und Freunde aus der Stadt ſchmuggelten bei den Sonntagsbeſuchen nicht ſelten Eßwaaren, Rauch- und Schnupftabak herein, und ein pfiffiger älterer Zögling etablirte mit dieſen Sachen einen förmlichen Handel. Man hieß ihn den Marketender der Akademie, und weil er bei ſeinen Wageſtücken niemals erwiſcht wurde, erhielt er von Schiller den Beinamen „der Allmächtige". Sehr wahrſcheinlich gehörte Schiller zu ſeiner Kundſchaft; das Tabakſchnupfen fing er ſchon in frühen Jahren an. Auch ein gutmütiger alter Krankenwärter leiſtete der mediziniſchen Abteilung Spediteurdienſte; und der Vertrieb war bei dieſem ſo geregelt, daß man ihm nur eine Nummer zu nennen brauchte, um je nach Wunſch eine der damit bezeichneten „Sünden", d. h. Tabak, Knackwürſte, Butterbrezeln, Hefenknöpfe zu erhalten [1]).

Wurde ſo das eine und andere Mal das ſtrenge Gebot umgangen, ſo war dies doch nur eine unweſentliche Erleichterung des beengenden Bannes, in welchem die Akademie ihre Angehörigen feſthielt. Und wenn ſich Schiller mit den Jahren in eine gehorſame und vorſichtige Haltung gefunden hatte, ſo mußte doch ihm, dem auf Freiheit und Idealität vor Allen angelegten, das Getriebe der Anſtalt ſchließlich verhaßt werden. Sein Widerſpruch war nach innen gedrängt, ſein Urteil konnte ſchwanken; aber knechten ließ es ſich nicht, und er wagte zuweilen eine den Umſtänden nach gefährlich freie Aeußerung. Peterſen bemerkt [2]): „In einer ſo ſoldatiſchen Bildungsanſtalt, wie die auf der Solitude, war blinde Unterwürfigkeit eine der geſchätzteſten, belohnteſten Eigenſchaften. Schiller hielt ſeine, hierin ſehr verſchiedene Geſinnung keineswegs verborgen, ſondern ſagte in ſeinen Schilderungen von manchem ſeiner Mitgenoſſen beſtimmt: ſeine

[1]) Vgl. Hoven, Selbſtbiographie S. 33—34.

[2]) Morgenbl. 1807, Nr. 182.

Ehrerbietung gegen ſeine Vorgeſetzten gränzt an Niederträchtigkeit.“ Peterſen hat den „Bericht über Mitſchüler und ſich ſelbſt“ im Auge, welchen Schiller, gleich den übrigen Zöglingen, im Jahre 1774 auf Befehl des Herzogs zu verfertigen hatte; darin heißt es z. B. vom Eleven Plieninger, daß er ſich „durch eine kriechende Demuth verächtlich“ mache[1]). Und die Sehnſucht und den Unwillen ſeines Herzens malt Schiller in den Verſen, welche er, eine Strophe aus Klopſtocks Ode „Das neue Jahrhundert“ variirend, ſeinem Mitzögling Orth in das Stammbuch ſchrieb:

„O Knechtſchaft
Donnerton dem Ohre
Nacht dem Verſtand und Schnekengang im Denken,
Dem Herzen quälendes Gefühl.“

In der That kam es nur darauf an, daß Schillers Weſen zur Einheitlichkeit erſtarkte. Und dazu half ihm jedes vorrückende Lebensjahr, half ihm der innere Aufſchwung ſeiner produktiven Kraft. Mit dieſem, mit dem mächtigeren Anſchwellen dichteriſcher Konzeptionen vollzieht ſich bei Schiller gleichzeitig eine Erſtarkung des Willens und eine entſchiedenere Hinwendung zum Geiſte der Freiheit. Die erſten Spuren einer energiſchen, Talent und Charakter erfaſſenden Konzentration begegnen uns im Jahre 1777. Damals, glaubt Peterſen[2]), iſt Schiller ſeines Dichterberufes ſich bewußt geworden; in dieſem Jahre ſchreibt er das kühne Gedicht „Der Eroberer“. Mehr und mehr ſchält er in den nächſtfolgenden Jahren ſich los von fremden Hüllen: Der Gang der Geſtaltung der Räuber wird deſſen Zeuge. Er iſt ein Mann, er gibt zum erſten Male ſich ganz, als er ſein Drama in die Welt wirft: ſoviel Selbſtpublikation war erſt möglich, als er die Schulbank hinter ſich hatte.

Weſentlich befördert wurde dieſe innere Befreiung und Erſtarkung durch die Lektüre der Schriftſteller, welche das Intereſſe

[1]) Hiſtor. krit. Ausg. Goedekes I, S. 21. Die Urteile Schillers über ſeine Mitzöglinge vollſtändig zuerſt abgedruckt bei Hoffmeiſter, Nachleſe IV, S. 4—27. Vgl. S. 146—149 des vorliegenden Buches.

[2]) Morgenbl. 1807, Nr. 182.

Schillers während seiner letzten Studienjahre fesselten. Und hier scheint mir die Einwirkung Schubarts eine bedeutsamere gewesen zu sein, als aus einer ablehnenden Bemerkung Körners [1]) über das Verhältniß zwischen Schiller und Schubart geschlossen werden möchte. Wir wissen durch Scharffenstein [2]) wie durch Streicher [3]), daß Schiller mit lebhaftem Anteil Schubarts Gedichte gelesen hat; und wenn auch von beiden Zeugen wenigstens der letztere die bezügliche Notiz erst für das Jahr 1782 macht, so mußte das Interesse für Schubart in Schiller doch um so gewisser bereits in der Militärakademie erwacht sein, da der Sohn des Unglücklichen sein Mitzögling war. Es wäre möglich, daß am Schicksal Christian Schubarts unserm Freunde das erste grelle Licht über die wahre Natur des Herzogs aufgegangen ist. Es ist aber auch reichlich innere Verwandtschaft zwischen Schubart und dem jugendlichen Schiller vorhanden: die wilde Derbheit, der Auftrag sinnlicher Farben, das Schwelgen in Entzückungen, die lodernde Sprache des Freiheitsverlangens, das Alles ist beiden gemeinsam, entstammt aus einer heimatlichen Region. Schubart ist ein Vorläufer Schillers, und jener erkannte bald und begrüßte enthusiastisch den Größeren, der nach ihm kommen sollte. Als poetisches Muster betrachtete ihn Schiller freilich nicht; denn in Schubarts Dichtung liegen die Goldstufen zwischen einer Menge von Schlacken, und während er die dramatische Produktion unangebaut ließ, war wieder das Beste der Schubartschen Lyrik, das Naive, der volksliedmäßige Ton, nicht Schillers Sache. Aber im Menschlichen, in der persönlichen Empfindungs- und Ausdrucksweise begegneten sie sich, und Schubarts Anruf traf lauter, als Klopstock es vermocht hätte, an das Geheimniß von Schillers eigener Individualität.

Von anderer Seite her übte auf seine geistige Befreiung einen starken und nachhaltigen Einfluß Plutarch. Schiller

---

[1]) In den „Nachrichten von Schillers Leben", S. 172 der von Adolf Stern herausgegebenen Schriften Körners.

[2]) Morgenbl. 1837, Nr. 58.

[3]) Schillers Flucht, S. 82.

las ihn in der Schirachschen Ueberſetzung. Wenn er, wie Peterſen bemerkt[1]), in hiſtoriſchen Werken damals im Grunde nur Stoffe zu Schauſpielen ſuchte, ſo mußten biographiſche Darſtellungen geſchichtlicher Charaktere noch einen beſonderen Reiz für ihn haben; denn hier fand er pſychologiſche Gemälde und damit eine Vorſchule für die dramatiſche Kunſt. Aber der griechiſche Hiſtoriker wurde für Schiller noch mehr als ein bloßes Mittel zum Zweck. Denn Plutarch erfüllte ſeine Vorſtellung mit den Geſtalten großer Menſchen. Er lehrte ihn die Maßſtäbe für die Beurteilung des Handelns kraftvoller und vielſeitiger Naturen kennen und führte ihn aus der Enge und Dürftigkeit des heimatlichen Lebens auf den Schauplatz einer die Welt bewegenden Geſchichte. So ſtählte und befruchtete er ſeinen Geiſt und verlieh ihm einen großen und kühnen Blick. Auch Schlözers freiſinnig geſchriebene Vorſtellung der Univerſalhiſtorie blieb auf ſeine Anſichten nicht ohne tiefere Wirkung.

Und an dritter Stelle führte ihn die Hand philoſophiſcher Schriftſteller zur Stufe eines reiferen Denkens und einer männlicheren Lebenserfaſſung. Schiller las Herders Schrift „Auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit", einzelne Schriften von Sulzer, von Leſſing, Mendelsſohn, Zimmermann und Helferich Peter Sturz[2]). Vorzüglich aber liebte er Garve und deſſen Anmerkungen zu Adam Fergusons Moralphiloſophie. Der Bau des frommen Kinderglaubens, in deſſen Innigkeit der Knabe herangewachſen war, zerbröckelte, als die Aufklärung der Wolffſchen Schule und die eklektiſchen Denker, die von ihr hierüber eine vermittelnde Verbindung mit den engliſchen Deiſten, mit Shaftesbury, mit Ferguſon ſuchten, ihre Kreiſe um ihn zogen. Ferguſon lehrte, daß Tugend und Trieb nach Vollkommenheit auf die Natur des Menſchen gegründet ſei; daß Tugend und Glückſeligkeit „ein und dieſelbe Sache" ſei, daß die Glück-

---

[1]) Morgenbl. 1807, Nr. 186.

[2]) Herder, Sturz, Zimmermann, Schlözer führt nach Peterſen Hoffmeiſter-Viehoff auf, Mendelsſohn, Sulzer, Leſſing ergänzt Karoline v. Wolzogen in Schillers Leben.

ſeligkeit ſomit in einer perſönlichen Eigenſchaft, nicht in einer gewiſſen Art des äußerlichen Zuſtandes beruhe; daß das größte Gut, das der Menſch habe, ſeine Liebe zum Menſchen ſei; daß man als die „natürlichen und notwendigen Arten", die Frömmigkeit gegen Gott auszudrücken, Handlungen der Wohlthätigkeit, als die „willkürlichen Arten" die verſchiedenen Religionsgebräuche in den verſchiedenen Ländern betrachten müſſe. Im Streben nach fortſchreitender Entwicklung aller geiſtigen Anlagen ſucht Ferguſon das höchſte Tugendgeſetz. Erkenntniſſe dieſer Art wurden für Schiller von jetzt an leitende Gedanken. Er wird den Bruch mit dem Glauben ſeiner Eltern nicht leicht, nicht ohne Schmerz vollzogen haben; aber dem Bruch mit der chriſtlichen Dogmatik entzieht ſich kein logiſch klarer, kein einheitlich denkender Kopf, und wir ſehen Schiller, nachdem er einmal frei zu denken gelernt hatte, ſehr bald mit pointirter Schärfe die Rechte der Vernunft verfechten. Und Ferguſons Lehre ſpielt nicht nur in der Rede über die Folgen der Tugend eine Rolle; ſondern ſie beeinflußt auch, wie ſich demnächſt zeigen wird, Schillers akademiſche Diſſertationen.

Entzündet aber und zu leidenſchaftlichem Widerſpruche gegen die Zuſtände, die vor ſeiner Erfahrung lagen, gereizt wurde ſein Herz durch die Bekanntſchaft mit Jean Jacques Rouſſeau. Dieſer Schriftſteller, der die Gleichheit Aller als die Grundbedingung des Staates und eine demokratiſche Verfaſſung als die allein würdige Staatsform verlangte, der gegen alles konventionelle Herkommen, gegen alle unter dem Zwange und der Lüge der Kultur mißbildete Sitte, Geſellſchaft, Erziehung, Gewohnheit anſtürmend ſich erhob und mit der hinreißenden Wärme des Herzens die Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit und Unverdorbenheit ihrer Zuſtände zur Parole machte, hatte die Gemüter Frankreichs und Europas zu entflammen und in die Gewalt ſeiner Vorſtellungen zu bannen gewußt.

So hatten mächtig nährende Elemente auf einem empfänglichen Boden ſich zuſammengefunden. In der Bruſt des Jünglings baute eine Welt ſich auf, die zu Form und Beſtand ſeines äußerlich-gegenwärtigen Lebens in einem unvermittelten und

trotzigen Kontraſte ſtand. Und während ſolche Erregungen allgemein-geiſtiger Art aus den Träumen der Kindheit zur Helle und Härte des Tages ihn führten, war auch die Zahl der poetiſchen Geiſter, deren Stimmenchor Friedrich Schiller vernahm, größer und größer geworden. Vielſtimmig war ihr Geſang und vieltönig. Young wurde geleſen, Klopſtock wieder vorgenommen und die Lyriker, welche um ihn ſich ſchaarten, Hölty, Voß, die Grafen von Stolberg, auch Bürger. Aber die Herrſchaft Meiſter Klopſtocks ging zu Ende. Sein Einfluß beginnt ſchon zurückzutreten, ſobald in Schiller die Ahnung ſeines dramatiſchen Berufes lebendig wird. Er hatte ſich nicht nur von Klopſtocks religiöſer Richtung abgewendet; auch ſeine Poeſie überhaupt und ihr geiſtiger Charakter wurden ihm allmählich fremder. Klopſtock iſt eine große Geſtalt der deutſchen Litteraturgeſchichte, eine epochemachende Erſcheinung des 18. Jahrhunderts; aber er iſt ein mittelmäßiger Dichter. Das wird man jetzt ſagen dürfen, nachdem Niemand mehr daran denkt, den Ruhm, den er als einer der erſten Begründer unſerer neueren Litteratur ſich erworben hat, zu ſchmälern. Sein Wille, ſeine Perſönlichkeit, ſeine Geſinnung gab unſrer Poeſie zuerſt wieder Würde, Größe des Inhalts und nationales Gepräge. Aber ſein geſtaltendes Vermögen und die Kraft der Intuition — und dieſe iſts, die den Dichter macht — bleiben hinter ſeinem litterariſchen Programm weit zurück. Seiner Dichtung fehlt es an Blut. Er iſt erhaben; aber dieſe Erhabenheit wird endlich Manier und Abſicht; er führt uns über die Erde hinweg; aber dort ſchwankt uns der Boden. Seine Geſammtwirkung kam der deutſchen Sprache, kam der geiſtigen und poetiſchen Bildung der Mitwelt, der nächſten Generation zu gute; aber heute ſind ſeine Schriften, wenige Oden ausgenommen, nur noch ein Gegenſtand des gelehrten Studiums; die Meſſiade wird nicht mehr geleſen. Klopſtock iſt nicht reich genug an Gedanken, die für alle Zeiten Macht haben. Und die Verehrung für ſeine Perſönlichkeit hat noch aus anderen Urſachen ihre beſtimmten Grenzen. Man kann über ſeine Schrullen hinwegſehen; aber der kleinlichen Mißgunſt, mit welcher er ſpäter den aufſteigenden Stern Goethes und Schillers verfolgte, gebührt

nicht mehr Verzeihung. Sein Leben lang von Bewunderern verwöhnt, gefiel sich Klopstock im Alter auf dem pythischen Dreifuß, und der Dünkel einer oberpriesterlichen Rolle machte ihn blind. Ich werde die Nachweise beibringen, wenn es am Ort ist; es handelt sich durchaus nicht allein um die bekannte Predigt nach Weimar. Für jetzt ist hervorzuheben, daß dem jungen Schiller das Unzureichende in Klopstocks dichterischem Vermögen zum Bewußtsein kam; er wurde an ihm zum Kritiker. In seinem Exemplar strich er von der Ode „Mein Vaterland" alles aus, was auf die Worte folgt: „Ich liebe dich, mein Vaterland"; denn er meinte, der Eindruck des schönen Anfangs werde dadurch nur geschädigt. Damit fiel freilich auch die des Lebens werte achte Strophe zum Opfer. Die Ode „Die Genesung" wurde ganz ausgestrichen, da aus ihr trotz pomphafter Redeblume nichts heraus zu lesen sei als der Gedanke: „Wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte meine Messiade nicht vollenden können" [1]). Und die Ode ist in der That leer.

Ein an Geist und Genie, an Gehalt des Lebens und Größe der Seele den hamburgischen Sänger Hochüberragender wurde der Gott der Jugend, Wolfgang Goethe. Jetzt klang das Evangelium, das Rousseau predigte, bedeutungsvoller zurück aus dem Werther und öffnete wiederum das Verständniß der Goetheschen Dichtung. Auch Ossian, der von ihr gefeierte, wurde bewundert, und zu den schattenhaften Helden, zu den Nebelgestalten der nordischen Küste schwärmte die Phantasie Schillers und seiner Freunde. Von dorther wirkte kräftigend ein anderes Buch: die von Ursinus veranstaltete Sammlung „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart". Aber auch Werthers empfindsamer Bruder, Millers thränenreicher Roman „Siegwart" hatte den Weg in die Akademie gefunden [2]). Wir sehen Schiller, wie er stundenlang am einsamen, vergitterten Fenster stand, bei den Lilien, die er in Scherben sich zog, versunken in die Gefühle, welche der Siegwart erweckte. Es ist

[1]) Der Freimüthige, 1805, Nr. 220.

[2]) Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, S. 18 der 5. Aufl.

ein rührendes, ein ſymboliſches Bild; es vergegenwärtigt noch einmal die Unſchuld und Idealität, die Gemütsweichheit ſeines erſten Lebenstages. Ein paar Jahre darnach ſchleuderte er die Fackel ſeines Wortes in die Welt und ſein Ruf heißt Sturm und ſein Schritt dröhnt im Streite.

Nebenwirkungen übten Wielands Schriften; ſein Agathon, „Idris", die „Komiſchen Erzählungen" ſchlichen ſich in die Akademie ein [1]). Dazu die Gedichte Friedrich Müllers des Malers. Ein leichteres poetiſches Element vermittelte ſchon der Eleve Haug dem Freundeskreis; in einem Wettſtreit, den er zu erregen wußte, rangen Haug, Hoven, Peterſen und Schiller um den Kranz, um die poetiſche Löſung einer Aufgabe „Roſalinde im Bade" [2]). Doch alle Macht, welche die Poeſie über Schiller gewann, fand mehr und mehr ihren Brennpunkt in ſeiner Neigung zum Drama, und Studium und Vorbild wurde zuletzt von allen Poeten ihm der Titane der dramatiſchen Dichtung, Shakeſpeare.

Ich habe im Vorausgehenden die geiſtigen Einflüſſe ſtärkſten Gewichtes, welche während der letzten Studienjahre Schillers bemerkbar ſind, zu ſummiren geſucht. Es bleibt jedoch übrig, geſondert zu unterſuchen, bis zu welchem Grade ihn die Schule mit den Schriftſtellern des klaſſiſchen Altertums bekannt gemacht hat, und dieſe Erörterung hängt mit der Frage zuſammen, welchen Anteil er als Juriſt und als Mediziner an den allgemeinbildenden Fächern, insbeſondere an den philologiſchen, philoſophiſchen und geſchichtlichen Lehrſtunden, genommen hat. Ich darf zu dieſem Zwecke in erſter Linie an die prinzipiellen Ausführungen erinnern, welche ich über den Unterrichtsbetrieb und die Lehrmethode der Militärakademie an früherer Stelle gegeben habe; es mußten auch manche Einzelheiten, welche den Unterrichtsgang Schillers geſchichtlich markirten, bereits zur Erwähnung gebracht werden. Jetzt aber handelt es ſich um einen zuſammenhängenden

---

[1]) H. Wagner, Geſch. d. H. Carls-Schule, I, S. 76 nennt dieſe Schriften unter den im Jahre 1779 konfiszirten Büchern.

[2]) Ueberliefert von Waiblinger (Geſammelte Werke IV, 256), der einer mündlichen Erzählung Friedrich Haugs folgte. (Boas I, 151.)

Ueberblick über die Hilfsmittel, welche die Schule in dieſer Richtung der geiſtigen Entwicklung Schillers an die Hand gab.

Was die ſeitherige Biographie hierin geboten hat, iſt ſehr beſcheiden; ſie fühlte kaum das Bedürfniß in das Detail einzugehen, verfügte auch über kein irgendwie zureichendes Material. Erſt ſeit Julius Klaiber den gewaltigen Aktenbeſtand der Karlsſchule auf jene Frage durchforſchte und die gewonnenen Ergebniſſe wenigſtens ſtückweiſe publizirte [1]), laſſen ſich vereinzelte ältere Ueberlieferungen und neuere Data zu einem größeren Komplexe verbinden. Indeſſen ein lückenloſes und in allen Teilen helles Bild iſt auch heute noch ſchwer zu geben; ſchon deßhalb, weil das bezügliche Aktenmaterial der Karlsſchule nicht ganz vollſtändig erhalten zu ſein ſcheint. Aber auch noch beſondere, den Ueberblick erſchwerende Umſtände kommen hinzu. Der eine iſt der, daß Schiller nicht in eine innerlich fertige und zu einer gewiſſen Stetigkeit gekommene Anſtalt eintrat; vielmehr trafen ſeine Studienjahre, zumal die erſten, in die am meiſten ſtürmiſche und Experimente aller Art aufzeigende Entwicklungs- und Expanſionsperiode der herzoglichen Schule. Die Größe und Tragweite der Organiſationsumwandlungen, welche Schiller miterlebte, wird am ſchlagendſten durch einige Zahlen vergegenwärtigt. In ſeinem Eintrittsjahre 1773 beträgt die Zahl der Lehrer in den wiſſenſchaftlichen Fächern, Profeſſoren ſowohl als Lehrmeiſter, gegen 20 [2]); am 12. März 1781 aber, wenige Monate nach Schillers Austritt, weiſt der Perſonalſtatus der herzoglichen Militärakademie nahezu 50 Lehrer in wiſſenſchaftlichen Fächern auf [3]). Die Zahl iſt alſo um mehr als das Doppelte gewachſen, deßgleichen die Zahl der Lehrfächer. Der andere erſchwerende Umſtand liegt darin, daß wir in der Geſchichte der Militärakademie nirgends einer feſtſtehenden Numerirung von Klaſſen begegnen.

---

[1]) Vgl. das Programm des Stuttgarter Realgymnaſiums vom Jahr 1872/73, ſowie den Artikel „Schiller auf der Solitüde" in der Monatsſchrift „Vom Fels zum Meer", Juli 1884.

[2]) Nach Wagner, Geſchichte der Hohen Carls-Schule, I, 602—604.

[3]) Der geſammte Perſonalſtatus dieſer Zeit iſt verzeichnet in Haugs Zeitſchrift „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben", Jahrg. 1781.

Es war der Wille des Herzogs, daß Jahr für Jahr ein neuer Unterrichtsplan entworfen wurde und je nach der Leistung von Zöglingsgruppen neue Klassenbildungen erfolgten. Letztere Einrichtung möchte auf die jeweilig vorhandenen Schülerindividualitäten sorgsame Rücksicht nehmen und wird in diesem Sinne verteidigt; es scheint mir aber, daß ein derartiges Fluidum von Unterrichtsprogramm und Klassenbestand weder in den Lehrern noch in den Schülern ein sicheres Gefühl des Maßes der Anforderungen erwecken konnte; die Wirkung mußte mehr verwirrend als fördernd sein. Hiebei läßt sich nun für den einzelnen Zögling und den Unterricht, welchen derselbe thatsächlich genoß, kein für eine Reihe von Jahren gültiges Normativ befragen; sondern das Studium sämmtlicher in seine Zeit fallender Einzelprogramme und einer Unsumme von Spezialtabellen wird notwendig. Die Unterrichtsprogramme sind umfassende Aktenstücke, welche oft 100 Folioseiten ausfüllen; aber nicht alle Jahrgänge der Schillerschen Zeit liegen vor. Komplizirt wird an sich der Stand der Dinge, da neben den Klassenabteilungen die großen Fachabteilungen, die nachherigen Fakultäten, sich herausbilden, wobei doch jeder Studirende vorschriftsmäßig oder nach freier Wahl an Vorträgen, welche außerhalb seines engeren Faches liegen, teilnimmt. Bei dieser Sachlage wird man darauf verzichten müssen, Jahr für Jahr der Studienzeit Schillers vor den Augen der Leser vorüberzuführen; ich werde mehr nach den Kategorien einzelner Fächer zusammenstellen, was sich aus Klaibers Publikationen sowie aus mehreren über den Bestand der Karlsschule und die Thätigkeit der Lehrer Aufschluß gebenden Quellenwerken ermitteln ließ.

Zur Zeit als die Anstalt noch auf der Solitude sich befand, war Schillers Hauptlehrer in den philologischen Fächern der alte Jahn. Er lehrte Latein und Griechisch; überdies auch Philosophie, Geschichte, Geographie und Statistik. Ein Bericht Jahns vom 26. Nov. 1774 bemerkt für die Klasse, in welcher Schiller sich befand, es sei der Terenz beendet, ein Buch von Ciceros Briefen kursorisch gelesen, Horazens Ars poetica sammt den darin enthaltenen ästhetischen Regeln erklärt und die Uebung im lateinischen

Reden fortgeſetzt worden. Im Griechiſchen ſeien Hambergers fabulae Aesopicae, 150 an der Zahl, abſolvirt worden. Von der Geſchichte der Philoſophie ſei noch der dritte Zeitlauf übrig. In der Statiſtik, mit welcher man auch die Geographie verbunden habe, ſeien Portugal, Spanien, Rußland und Venedig behandelt worden; dazu habe der Vortrag ſich auf die Beſtimmung des Charakters eines Volkes erſtreckt. Als Einleitung in die Pſychologie ſei Sulzers Theorie von den Empfindungen und ſodann die Seelenlehre ſelbſt erklärt worden.

Jahn war höheren Lehranforderungen nicht gewachſen. „Widerwillig" nennt ihn Klaiber, und Wagner [1]) zitirt ein herzogliches Reſcript d. d. Wimenthal, 4. Dez. 1771, welches die Unzufriedenheit des Herzogs mit Jahn deutlich erkennen läßt. In der Geographie, heißt es, habe der Profeſſor „ſich aller möglichen Deutlichkeit und Kürze zu befleißen, ohne wie es bißher geſchehen, und von Mir Selbſten wahrgenommen worden, ſich in Nebenumſtände einzulaſſen, die nicht allein zum Hauptzweck nichts dienen, ſondern vielmehr dieſe Stud. ridicule machen". Das Voltzſche Kompendium ſolle dabei zu Grund gelegt werden; Landkarten, bemerkt der Herzog ſehr richtig, müßten beſtändig auf dem Tiſch ſein, wogegen man mit vielem Schreiben ſich nicht aufhalten dürfe. In der Hiſtorie ſei das Eſſigſche Kompendium zu verwenden. Für die Sittenlehre habe der Prof. eine ſchriftliche Ausarbeitung zu machen, welche ihm, dem Herzog, alle Sonntag bogenweiſe „zur correction" einzureichen ſei. Schließlich erhält der Intendant Ordre, darauf zu ſehen, daß dieſer „Befehl auf das pünktlichſte befolgt, und bey dem Prof. in keinem Stück der geringſten Nachſicht Platz gegeben" werde.

Schillers Fortſchritte in den Jahren 1773—1775 ſind durch verſchiedene Umſtände gehemmt. Den Uebergang vom elterlichen Hauſe zur Penſionatserziehung empfand er ſchwer; er iſt öfter „marode"; der geiſtloſe Unterricht der Mehrzahl der Lehrer wußte ihn nirgends zu faſſen, und die rohe und verkehrte Disziplin

[1]) Geſchichte der Hohen Carls-Schule, I, S. 230.

verschüchterte sein Gemüt. Er war auf sich selbst zurückgeworfen. Dazu störte doch der frühe Beginn der juristischen Studien seinen Bildungsgang, wenn auch der juristische Unterricht im Jahre 1774 nicht mehr als 8 Wochenstunden beanspruchte, wozu im Jahre 1775 noch 2 Stunden Rechtsgeschichte hinzukamen. Der Lehrer für Naturrecht, Reichshistorie und Römische Altertümer war Prof. Heyd; er las seine Kollegien lateinisch „pro captu adolescentium". Rechtsgeschichte trug Prof. Seybold vor. Beide faßten ihre Aufgabe in formalistischem Geist und bewiesen nach des Herzogs Zeugniß „zu wenig Feuer". Der Unterricht in der Philosophie wurde nicht lebendiger, als nach Jahns Abgang Prof. Bök von Tübingen den Auftrag erhielt, das Pensum philosophiae theoreticae einige Zeit zu doziren, d. h. Logik zu treiben und Disputirübungen zu halten. In der Mathematik finden sich während der ersten Jahre nur Rechenmeister angestellt, von 1774 an Professor Rappolt, bei welchem Schillers Klasse im Jahre 1775 acht Wochenstunden Mathesis hat. 1775 kam der begabtere M. Moll; aber ein lebhafteres Interesse für Mathematik gewann Schiller nicht. Wer im Schulwesen Erfahrung hat, weiß, daß Köpfe, welche auf die Logik der Sprache und das Element der Phantasie hervorragend angelegt sind, in der Regel für Mathematik gleichgültig bleiben; die mathematische Gehirnthätigkeit, ihre Vorstellungsweise, auch das mathematische Gedächtniß, ist eine Spezialität. Das Französische lehrte Prof. Uriot seit 1774; zuvor liegt der Unterricht in den Händen der Sprachmeister Guinard und Mayerlin. Ein Sprachmeister für Englisch, Gosse, ist erst seit 1776 angestellt.

Ich habe die wenig günstigen Zensuren, welche der junge Schiller in den Jahren 1773–1775 erhielt, zum Teil schon angeführt. In den beiden ersten Jahren exzellirt er nur im Griechischen; im Lateinischen hält der Erwerb der Schule zu Ludwigsburg noch etwas nach. Im Französischen, in der Philosophie, der Geschichte, zumeist auch in der Mathematik ist seine Note vorwiegend „mittelmäßig"; im Tanzen hat der Ungelenke beharrlich „sehr mittelmäßig" oder „schlecht". So kommt es, daß er in der Lokation, welche auf den 15. jedes Monats

aus den einzelnen Fächern berechnet wird, zu Anfang 1774 noch der 7te unter 11 Mitſchülern iſt, während er das ganze Jahr 1775 hindurch den letzten Platz in der Klaſſe behauptet. Dieſe von Klaiber neueſtens ermittelte Kurioſität will nun auch ihren Platz in der Schillerbiographie, auf daß man darüber lächle und ſich erinnere, wie gar manchmal in dergleichen Zenſuren die Urteilsgrenze der Examinatoren zu den Akten gegeben wird.

Beſſer wurden die Zeugniſſe Schillers, als geiſtig regſame Lehrer die unfähigen ablöſten, als mit der Ueberſiedlung nach Stuttgart in die Anſtalt ein geſteigertes Leben kam. Von jetzt an erhält er gute, ja glänzende Prädikate. Für das Fach der Philoſophie wurde an Stelle Böks zu Ende Dezember 1777 der Tübinger Profeſſor Ploucquet berufen, ein damals berühmter Gelehrter, aber ein plumper Geſell und ein Sonderling, der durch geſellſchaftliche Zynismen Aufſehen erregte [1]). Die Jugend für dieſe Disziplin zu gewinnen, verſtand erſt Abel, welcher, ſeit Ende 1772 an der Militärpflanzſchule angeſtellt, ſchließlich der Hauptvertreter der Philoſophie wurde; Pſychologie und Moral waren im engeren Sinne ſeine Fächer. Der Einwirkung Abels auf Schiller iſt bereits öfters gedacht; ſeine Vorleſungen wieder beſuchen zu dürfen, baten auch Juriſten und Mediziner der höheren Semeſter, darunter Schiller in den Jahren 1778 und 1779. Als „eine wahre Nathanaelſeele" wird Abel von einem anderen mediziniſchen Hörer, von Chriſtoph Heinrich Pfaff, gerühmt [2]). Profeſſor der Logik und Metaphyſik war ſeit 1778 Joh. Chriſtoph Schwab. Daß Schiller mit dem Prof. Balthaſar Haug vielfach in Beziehung ſtand, wiſſen wir bereits; Haugs Lehrthätigkeit war eine halbphilologiſche, halbäſthetiſche. Der Hauptlehrer aber in den alten Sprachen, vorzüglich im Griechiſchen, wurde nach Jahns Abgang Prof. Joh. Jak. Naſt. Bei ihm hat Schillers Klaſſe im Jahre 1775 wöchentlich 3 Stunden Griechiſch, und zwar verwendete Naſt dieſelben auf den Homer, freilich, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, „mit Schwierig-

[1]) Einzelne Anekdoten bei Hoven, Selbſtbiographie S. 38—39.

[2]) Lebenserinnerungen, Kiel 1854.

keit“ [1]). Das griechische Original war zur Hand, und zuweilen las Nast seinen Schülern einzelne Gesänge aus der Bürgerschen Uebersetzung vor „zu erfreulich-begeisternder“ Wirkung auf Schiller, wie dieser selbst später seinem Landsmann Conz erzählte [2]). Schiller hörte auch in späteren Jahren noch zweimal „Griechische Literatur“ bei Nast.

Welche Klassiker Schiller im Uebrigen damals kennen gelernt hat, läßt sich für seine Person schwer übersehen. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß ihm der Betrieb der medizinischen Studien eine nur beschränkte Anteilnahme an den sprachlichen Lehrstunden erlaubte; er habe in seiner Jugend „selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft“, schreibt er in späteren Jahren an Humboldt [3]). Im Gebrauch war die Gesnersche Chrestomathie, welche

---

[1]) Siehe Klaiber im Programm des Stuttg. Realgymnasiums 1872/73. Düntzer in Schillers Leben, S. 48 setzt irrtümlich Jahns Namen für Nast.

[2]) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5. Diesen bestimmten und zum Teil aktenmäßigen Zeugnissen gegenüber ist die von Fielitz im Archiv für Litteraturgesch. VIII, 534 ff. aufgestellte Hypothese, Schiller habe erst lange nach seinem Austritt aus der Militärakademie, vielleicht erst in der Volkstedt-Rudolstädter Zeit, den Homer kennen gelernt, hinfällig. Fielitz möchte sich auf eine Aeußerung Schillers in der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ (hist.-krit. Ausg. Goed. X, S. 447) stützen; aber es ist nicht notwendig, daß Schiller bei dieser Stelle an ein „kennen lernen“ im äußerlichen und wörtlichen Sinn, an ein erstmaliges und flüchtiges Bekanntwerden gedacht hat. Auch der von Fielitz versuchte Nachweis, daß für das Lied „Der Abschied Andromachas und Hektors“ nicht sowohl Homer als Ossian das Vorbild gewesen sei, wird Niemanden überzeugen; eine philologische Akribie in der Situation brauchte der Poet nicht. Homer hat zu Schillers Zeit in der Militärakademie eine gewisse Rolle gespielt, und Conz sagt ausdrücklich, Schiller habe damals das griechische Original, d. h. ja freilich nur Partien desselben gelesen. Von einem Eindringen in den Geist des Dichters, ja nur von einer irgendwie genügenden Vertrautheit mit der Sprachform kann freilich keine Rede sein; wie gering Schiller selbst den Gewinn seiner griechischen Sprachstudien bei Nast anschlug, darüber geben seine Briefe an Humboldt vom 6. Okt. u. 9. Nov. 1795 den deutlichsten Aufschluß, und ebenso sein Brief an Charlotte v. Wolzogen vom 15. Nov. 1789; letzterer enthält die Stelle: „Nast, bey dem ich das Griechische lernte (oder vielmehr lernen sollte)“.

[3]) Brief vom 6. Okt. 1795.

ausgewählte Stücke aus Herodot, Xenophon, Thukydides, Theophraſt, Ariſtoteles und Plutarch gab, daneben Volborths Chrestomathia tragica graeco-latina. Zum Unterricht im Lateiniſchen hatte man Schellers Sprachlehre, und das Lexikon von Kirſch; Hausleutners Chreſtomathie, welche von Klaiber unter den Lehrbüchern aufgeführt wird, erſchien erſt nach Schillers Zeit. Von lateiniſchen Schriftſtellern wurden in der Militärakademie Ovids Metamorphoſen und Elegien geleſen, Terenz, Vergilii Aeneis, die Oden und Epiſteln, insbeſondere die Ars poetica, des Horaz, Lucan, Silius Italicus; dazu von Proſaikern Cornelius Nepos, Curtius, Livius, Salluſt, Sueton, einzelne Schriften von Cicero. Beſtimmt bezeugt iſt Schillers Teilnahme an Prof. Drücks Vorträgen über Virgil[1]). Auf Lektüre der Oden des Horaz, der Metamorphoſen des Ovid, des Catilina des Salluſt deuten Zitate, welche Schiller in das Stammbuch eines Mitzöglings[2]), beziehungsweiſe als Motto vor ſeine zweite akademiſche Diſſertation und ſeinen Fiesko ſetzte[3]). Ferdinand Drück, ein Marbacher wie Schiller, wurde erſt 1779 an der Militärakademie angeſtellt. Seine Lehrthätigkeit ſcheint von großem Einfluß geweſen zu ſein, ſeine Methode galt als vortrefflich; zu den Vorträgen über ältere Geſchichte, welche er hielt, ſchleppten die Schüler, wenn der Platz nicht reichte, Subſeillen aus anderen Hörſälen herbei[4]). Schiller gewann den Virgil lieb, und der Anregung Drücks wird es zuzuſchreiben ſein, daß er ein Stück aus dem erſten Buch der Aeneide zu überſetzen unternahm. Es iſt der „Sturm auf dem Tyrrhener Meer", zuerſt abgedruckt im Jahrgang 1780 des „Schwäbiſchen Magazins", mit der Anmerkung Haugs: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen iſt. Kühn,

---

[1]) Durch Conz in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5.

[2]) Hiſt.-krit. Ausg. Goed. I, 361.

[3]) Eine Stelle aus Salluſt ſchrieb der nachherige Regimentsmedikus Schiller ſeinem Landsmann Conz in das Stammbuch, und Conz bemerkt (Ztg. f. d. eleg. Welt, 1823, Nr. 3), Salluſt ſei damals Schillers Lieblingsſchriftſteller geweſen.

[4]) Vgl. Albert Moll, die mediciniſche Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart, Stuttg. 1859.

viel, viel dichteriſches Feuer“ [1]). Die Ueberſetzung hält ſich dem Original gegenüber ziemlich frei und iſt nicht ganz ohne ſprachliche Mängel; aber die Stellen, welche die Erregung der Natur, das Toben des Meeres ſchildern, ſind voller Kraft und Leben.

Das Fach der Geſchichte dozirte Prof. Johann Gottlieb Schott, mit Abel, Naſt und Drück einer der jüngſten Lehrer an der Militärakademie. Drücks Geburtsjahr iſt 1754, Abel, Naſt und Schott waren gleichaltrig; Neſtor der Lehrer war Uriot. Schott, ſeit 1772 angeſtellt, lehrte anfangs neben Geſchichte auch Geographie und alte Sprachen; bald aber wurde ihm die Hiſtorie ausſchließlich übertragen. Bei Erwähnung dieſes Unterrichtszweiges muß ich eine apokryphe Arbeit zur Sprache bringen, die angeblich von Schiller verfaßte „Geſchichte von Württemberg bis zum Jahr 1740“. Zuerſt ein Wort über die Publikation der Arbeit.

Sie erſchien im zweiten Hefte der bei Schaber zu Stuttgart herausgegebenen „Württembergiſchen Volksbibliothek“; zugleich wurde für die hundertjährige Geburtstagsfeier des Dichters ein Sonderabdruck veranſtaltet. Ein „Vorwort“ der Verlagsbuchhandlung übernahm die Legitimation. Bereits im erſten Hefte der „Württembergiſchen Volksbibliothek“, wird erinnert, ſei von Ottilie Wildermuth in der Biographie der Herzogin Franziska die Mitteilung gemacht worden, Schiller habe im Jahre 1778 auf Wunſch der damaligen Gräfin Franziska eine Geſchichte von Würtemberg verfaßt; das Manuſkript ſei von andern Zöglingen der Militärakademie mit einem allegoriſchen Titelblatt verziert worden. Nach Franziskas Tod, wird weiter erzählt, ſei das Manuſkript in den Beſitz des Hof- und Reiſemarſchalls von Böhnen gekommen, aus deſſen Nachlaß an einen „adeligen Herrn aus Regensburg“ und endlich, im Jahre 1830, an einen „Freund“ der Verlagshandlung, einen berühmten Künſtler. Letzterer habe das Schriftſtück wie eine unſchätzbare Reliquie in

[1]) Die Autorſchaft Schillers iſt bezeugt im „Freimüthigen“, 1805, Nr. 220.

seiner Bibliothek verwahrt, sich aber nunmehr zur Mitteilung entschlossen.

Ein berühmter Künstler, ein adeliger Herr — warum fehlten die Namen, wozu der Geheimnißkram? Die Publikation begegnete denn auch ziemlich allseitigem Mißtrauen. Wer in das Detail der Jugendgeschichte Schillers Einblick hatte, mußte sich sagen, daß für eine so ausgedehnte Arbeit, auch wenn man sie lediglich als Neuformung an die Hand gegebenen Materials nehmen wollte, nirgends ein Platz sei; es ist ja ein förmliches Buch, und wo hätte Schiller dafür die Zeit gehabt, zumal in dem Jahre, in welchem er absichtlichen Eifers sich in die Medizin geworfen hatte! Dazu ist es ja doch befremdlich, daß Schiller selbst von einer solchen Arbeit nicht das Geringste verlauten läßt, daß kein Zeuge seiner Jugend oder seines Lebensganges überhaupt von ihr etwas weiß. Unter diesen Umständen mußte die neuere Biographie, soweit sie von der Sache Notiz nahm, die Vermutung aussprechen, daß man es besten Falls mit einem von Schillers Hand nachgeschriebenen Kollegienhefte zu thun habe. Freilich den Erweis dieser Ansicht blieb sie schuldig. Goedekes historisch-kritische Schillerausgabe verweigerte den Abdruck.

Minder skeptisch zeigte sich Johannes Janssen [1]). Janssen bringt die Entstehung der Arbeit mit der Vorliebe für historische Studien, welche Schiller durch die Lektüre des Plutarch gewonnen habe, in Zusammenhang; berichtet ohne Skrupel, der neunzehnjährige Jüngling habe der Gräfin von Hohenheim diese nach Kollegienheften „bearbeitete Geschichte von Württemberg" übergeben, und fügt — für das harmlose Opus fällt ein Lob ab — hinzu, dasselbe verdiene „im Vergleich mit der geistlosen Darstellungsart der meisten damaligen Geschichtsbücher in formeller Beziehung alle Beachtung". Auch eine weibliche Feder will nicht ganz ungläubig sein: „Ob die Geschichte von Württemberg in der That dem Dichter zugeschrieben werden darf als eigenes Werk oder ob er sie nach einem Vortrag des Professors der Geschichte

[1]) Schiller als Historiker. 2. Aufl. Freiburg 1879.

ſeinem Collegienhefte entnahm, iſt eine Frage, die immer noch nicht endgültig gelöſt iſt", meint Emma Vely [1]).

Und doch durfte man den bei Schaber publizirten Text auf das Kriterium der Sprache nur einmal anſehen, um ſich ſogleich zu ſagen, daß er nicht in einer Zeile die Feder Schillers verrät! Wie Schillers Ausdrucksweiſe, ſeine Diktion um 1778 beſchaffen waren, das wiſſen wir doch ungefähr aus ſeiner erſten akademiſchen Rede. Aber kein größerer Kontraſt läßt ſich denken als der Stil dieſes Produktes und die Proſa jener hiſtoriſchen Arbeit. Man wende nicht ein, daß es ſich dort um Rhetorik, hier um Erzählung oder wiſſenſchaftlichen Vortrag handelte; vielmehr ſprechen zwei ganz verſchiedene Menſchen. Man leſe die akademiſchen Diſſertationen Schillers; ſie haben ja auch wiſſenſchaftlichen Inhalt; aber wie drängt ſich in ihnen zwiſchen die ſachliche Darlegung ein Reichtum individuellen Raiſonnements und ſubjektiver Reflexion, wie perſönlich beſeelt iſt die Sprache, wie vordringlich ſchießen Bilder in den Gedankengang, wie ſchlägt hinter abſtrakten Auseinanderſetzungen das Pathos eines feurigen und ſtürmiſchen Herzens! Der Periodenbau des jugendlichen Schiller iſt reich, wechſelvoll, die Diktion jetzt glänzend, jetzt unruhig, eruptiver Stil überall vorherrſchend. Dagegen dieſe „Geſchichte von Württemberg" iſt im Vergleich mit dem Strome der Schillerſchen Rede ein beſonnen fließendes Bächlein; ſie überſchreitet nirgends einen alltäglichen Geſichtskreis. Im Ganzen nicht ungewandt geformt, nicht ohne Anſätze zu einer gewählteren Diktion, fehlt ihr doch zum kühneren Schwunge die Kraft, wie zur Originalität das Mark eines individuell ausgeprägten Geiſtes. Keine Wendung zeigt die Sprache Schillers, die Spur ſeiner Denkart. So ſchreibt nicht ein Jüngling, der das Herz auf der Zunge trägt; ſo ſchreibt ein Mann, der eigenen Urteils ſich nicht begeben will, der aber doch mit dem Lauf der Welt ſich abfindet.

Der Mangel biographiſcher Beglaubigung, das Nichtzutreffen Schillerſcher Diktion und Eigenart ſind Momente, welche ein-

[1]) Herzog Karl v. Württemberg und Franziska v. Hohenheim, Stuttg. 1876, S. 101.

dringlich genug gegen Schillers Autorschaft sprechen. Aber freilich ad hominem demonstriren läßt der Beweis aus dem Charakter der Sprache sich nicht, und wenn Jemand mit Gewalt behaupten wollte, das Fehlen einer beglaubigenden Notiz aus der Zeit des Dichters sei Zufall, so kann man den Mund ihm nicht schließen. Es wäre also nützlich, wenn auf anderem Wege der Beweis für oder wider geführt werden könnte. Die Autorschaft Schillers wäre definitiv beseitigt, wenn sich die Annahme, daß man es mit einem Kollegienheft zu thun habe, von der Stufe der Hypothese zur Gewißheit erheben ließe. Und in dieser Richtung glaube ich einen neuen Aufschluß geben zu können.

Zu Schotts Lehrpensum gehörte nach H. Wagner [1]) neben allgemeiner Geschichte speziell die würtembergische. Unter seinen Schriften fand ich bei Gradmann [2]) u. a. verzeichnet: „Sätze aus der allgemeinen neueren und Würtemberg. besondern Geschichte", gedruckt zu Stuttgart 1777; und „Geschichte der Würtembergischen Herzoge: in dem Würtemb. Hofkalender auf das Jahr 1788". Den letzteren Aufsatz [3]) habe ich mit dem angeblichen Produkt Schillers verglichen und mich überzeugt, daß beide Darstellungen der nämlichen Feder zugeschrieben werden müssen. Der Hofkalender auf das Jahr 1788 erzählt die Geschichte Würtembergs allerdings nur bis zum Tode Herzog Ludwigs, bis zum Jahr 1593; aber soweit der Stoff in beiden Schriften gemeinsam behandelt ist, zeigt sich die auffallendste Uebereinstimmung.

Ich will zunächst einige Parallelstellen anführen. Von Herzog Christoph heißt es im Schaberschen Text: „In Graubündten unterstützte er die Prediger der neuen Lehre oft mit Geld"; im Hofkalender: „In Graubünden unterstüzte er die Prediger der neuen Lehre mit Geld." Von demselben im Schaber-

---

[1]) Geschichte der H. Carlsschule, I, S. 603.

[2]) Das gelehrte Schwaben, Ravensburg 1802.

[3]) „Kurze Darstellung der Lebens- und Regierungs-Geschichte der Herzoge von Wirtenberg" im „Wirtembergischen Hof-Calender auf das Schaltjahr 1788, Stuttg. gedrukt und zu finden in der Buchdrukerei der Herzoglichen Hohen Carlsschule".

ſchen Text: „Chriſtoph aber war ſo gewiſſenhaft, daß er einigemal, auch ſogar nach Genehmigung der Landſchaft, dieſen Ueberreſt [der Kircheneinkünfte] nicht angreifen, ſondern ihn entweder zur Ablöſung der Schulden oder als einen Nothpfennig zur Rettung von Land und Leuten verbraucht wiſſen wollte"; im Hofkalender: „Die Kirchen-Einkünfte wurden auf das gewiſſenhafteſte verwaltet und der Ueberreſt zur Tilgung der Schulden angewendet oder als Nothpfenning zur Rettung Land und Leute [sic] aufbewahrt." Von demſelben bei Schaber: „Ueberdieß ließ er in dem Land herum große Schlöſſer theils ſtark repariren, theils ganz neu aufbauen"; im Hofkalender: „Neun in dem Land herum gelegene theils ganz neu aufgeführte theils ſtark reparirte anſehnliche Schlöſſer u. ſ. w." Von Eberhard I. im Text Schabers: „Sieben Jahre nachher machte ihn der frühzeitige Tod ſeines ſchwächlichen Bruders Ludwig des Jüngeren zum alleinigen Beſitzer des Uracher Landestheiles . . . . Der rohe, ungebildete und unter ſchlechter Aufſicht ſtehende Eberhard überließ ſich alſo allen Ausſchweifungen." Im Hofkalender: „Der frühzeitige Tod ſeines älteren Bruders Ludwig machte ihn zum alleinigen Beſizer des Uracher Antheils der damaligen Grafſchaft Wirtenberg . . . Seine Jugend war wild, roh und ohne Aufſicht." Von Herzog Ludwig im Text Schabers: „Ludwigs Eifer für die Religion aber war ſo groß, daß er einige Male ſich erklärte, wenn er die Gabe und die Geſchicklichkeit beſäße, das Wort Gottes vorzutragen, ſo würde er ſich nicht ſchämen, ſelbſt zu predigen." Im Hofkalender: „Auch brachte der Eifer für ſeine Religion ihn zu der Aeuſſerung, daß, wenn er die Gabe hätte, das Wort Gottes öffentlich vorzutragen, er ſich nicht ſchämen würde zu predigen."

Die Zahl ſolcher durch den Wortlaut unmittelbar an einander erinnernder Stellen ließe ſich leicht vermehren. Man könnte nun fragen, ob nicht etwa der Autor des Schaberſchen Textes und der Autor des Aufſatzes im Hofkalender, jeder unabhängig vom andern, aus einer älteren Quelle entlehnt haben; wenn man nämlich darüber wegſehen will, daß die Autoren doch immer im Verhältniß von Lehrer und Schüler ſtehen, daß der

letztere ſelbſtändige geſchichtliche Studien ſchwerlich gemacht haben wird. Indeſſen habe ich bezüglich der angeführten Beiſpiele eine Entlehnung des Wortlauts aus älterer Vorlage nicht bemerkt [1]); und wenn da und dort mit der Nacherzählung einer geſchichtlich überlieferten Thatſache auch der Ausdruck eines früheren Hiſtorikers übernommen ſein mag, ſo hat die „Geſchichte von Württemberg bis zum Jahr 1740" doch keinenfalls den Charakter einer Reproduktion; denn — hier kann ich mich ja auf Janſſen berufen — ſie iſt von der „geiſtloſen Darſtellungsart der meiſten damaligen Geſchichtsbücher in formeller Beziehung" bemerkbar unterſchieden. Uebrigens will ich auf die völlige oder annähernde Wiederkehr einzelner Wendungen in beiden Schriften nicht einmal das Hauptgewicht legen. Entſcheidender iſt, daß der Schaberſche Text und der Aufſatz Schotts ihrem ganzen Beſtande nach Produkte des gleichen Stils ſind; die Diktion, der Satz- und Periodenbau, das Genre des Ausdrucks ſind durchaus homogen. Wenn man beide Schriften neben einander legen und irgend eine Partie in der einen leſen würde, um an entſprechender Stelle in der andern unmittelbar fortzufahren, ſo würde man dem inneren Hören nach glauben, einerlei Buch vor ſich zu haben. Aber auch die ſtoffliche Anordnung und Verbindung geht parallel. Zwar erſcheinen im Schaberſchen Texte einzelne Teile breiter ausgeführt; aber an ungezählten Stellen iſt doch die Anreihung der Thatſachen, die logiſche Verknüpfung, die Wahl der Uebergänge hier die nämliche wie dort. Und ſo entſprechen ſich auch die Geſichtspunkte, die Auffaſſung der Thatſachen und Perſonen, das geſchichtliche Urteil; in gleicher Art, wie hier in einem Kopf ein Stück Weltbild ſich ſpiegelte, ſpiegelt es ſich auch dort.

Ziehen wir nun die Konſequenzen. Die „Geſchichte von Württemberg bis zum Jahr 1740" und der Aufſatz Schotts im Hofkalender ſind in formeller Beziehung gleichen Gepräges, inhaltlich aus gleichem Geiſte. Die Uebereinſtimmung geht bis

---

[1]) Vgl. hierüber meinen Artikel in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1884, Nr. 272, auf welchen ich verweiſen muß, da eine nähere Erörterung dieſer Frage die Grenzen des Buches überſchreiten würde.

zu einem ſolchen Grade, daß ein zufälliges Zuſammentreffen ausgeſchloſſen iſt. Reproduktion eines Dritten iſt gleichfalls ausgeſchloſſen. Der Autor des Aufſatzes im Hofkalender iſt der Lehrer desjenigen, welchem die „Geſchichte von Württemberg“ zugeſchrieben wird; und dieſer ſaß auf der Schulbank, als das fragliche Manuſkript entſtand. Wird man nun glauben wollen, Schott habe den Text ſeines Schülers abgeſchrieben? Aber das iſt ja ganz und gar ungereimt! Und dennoch müßte es der Fall ſein — wenn nicht die an Schaber gelangte „Geſchichte von Württemberg“ in der That das Manuſkript eines Kollegienheftes iſt, das in Schotts Unterrichtsſtunden diktirt oder nachgeſchrieben wurde, wenn nicht Schott ein Jahrzehnt ſpäter aus ſeinem eigenen für den Unterricht beſtimmten Konzept einen hiſtoriſchen Aufſatz für den Hofkalender zuſammengeſtellt hat.

Ich glaube, es bedarf nicht weiterer Worte. Daß die Gräfin Franziska, wenn ſie über die Geſchichte ihres Landes ſich informiren wollte, in der Militärakademie die Reinſchrift eines Kollegienheftes ſich aushändigen ließ, iſt ja wohl möglich; und wenn das Manuſkript wirklich die Handſchrift Schillers aufweiſt, ſo hat es den Wert einer perſönlichen Reliquie. Die Fabel aber, daß Schiller in der Militärakademie ein hiſtoriſches Werk verfaßt oder überarbeitet habe, die Annahme, daß wir in jenem Buch ein Dokument für ſeine geiſtige oder ſchriftſtelleriſche Entwicklung beſitzen, dürfte beſeitigt ſein.

Des Religionsunterrichtes in der Militärakademie möge nebenbei gedacht werden. In Verbindung mit religiöſen Uebungen nahm er ziemlich viele Stunden in Anſpruch. Auf der Solitude erſcheint als erſter Lehrer, der für dieſes Fach angeſtellt iſt, der Aufſeher und Hofmeiſter Bernhard. 1774 kommt ein Prof. der Religion hinzu, Hartmann; und nach deſſen Abgang 1777 teilen ſich Prof. Cleß und Akademieprediger Müller in den Unterricht, ſo daß der erſtere das dogmatiſche, der zweite das hiſtoriſche Penſum vorträgt; ein bedeutenderer Lehrer, Gottlieb Jakob Planck, tritt erſt im Jahre 1781 ein. Hoven nennt keine Namen, hebt aber hervor, beide Religionslehrer ſeien ſtrenge Orthodoxe geweſen und gelehrte, auch wegen ihres Charakters in

hoher Achtung stehende Männer. Der Vormittagspredigt in der Akademiekirche mußten sämmtliche Zöglinge jeden Sonn- und Feiertag beiwohnen; die jüngeren hatten in eigenen Stunden Katechisationsübungen; von der jährlich zweimal stattfindenden Kommunion durfte kein konfirmirter Zögling sich ausschließen.

Wir wenden uns zu Schillers medizinischen Studien. Es erhellt aus dem Vorausgehenden, daß seine mit Hoven getroffene Verabredung, vom Ende des Jahres 1777 an der Medizin mit allen Kräften sich zu widmen, nicht in wörtlichem Sinne zu nehmen ist; aber er drängte doch die Neigung zu poetischer Produktion zurück und war in seinem Berufsfache so fleißig als möglich. Ein Sektionsbericht, welchen Schiller bei der Leichenöffnung des Malerzöglings Hiller als Tagesrapport zu geben hatte, datirt vom 10. Oktober 1778, zeigt uns eine Probe dieser Studien. Auch wurden seine Leistungen von den medizinischen Lehrern anerkannt. Seit 5 Jahren hatte Schiller überhaupt keinen Preis mehr erhalten; jetzt, im Jahre 1778, wäre ihm der Preis aus der Anatomie zu Teil geworden, wenn nicht das Loos den als „gleich gut" bezeichneten Elwert begünstigt hätte. Bei den Schlußprüfungen dieses Jahres disputirte Schiller neben Hoven, Plieninger, Elwert, Lieſching und Weckerlin am 7. und 8. Dezember gegen Prof. Consbruchs Thesen aus der Pathologie und Therapie [1]).

Es ist bereits an früherer Stelle gesagt, daß die medizinische Fakultät der Karlsschule zu Ansehen gelangte; tüchtige Männer gingen aus ihr hervor und Naturforscher von ausgezeichnetem Rang, wie Cuvier und der Physiologe Kielmeyer. Aber zu Schillers Zeit stand der Betrieb der medizinischen Studien in den Anfängen, und noch Christoph Heinrich Pfaff, der nachherige Prof. der Medizin zu Kiel, der zu Ostern 1788 sein Fachstudium begann, muß bezeugen, daß die meisten seiner ärztlichen Lehrer ihrer Aufgabe nicht völlig gewachsen, daß sie mehr für praktische Thätigkeit vorgebildet waren. Was uns heute als

[1]) Nach Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1778, S. 972. Bisher übersehene Notiz.

conditio sine qua non erſcheint, die den engeren mediziniſchen Studien vorausgehende Abſolvirung eines naturwiſſenſchaftlichen Kurſes, die Aneignung ausgebreiteter naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, war in der herzoglichen Schule nicht Regel. Ein akademiſches Naturalienkabinet war zu Schillers Zeit erſt im Entſtehen, ein chemiſches Laboratorium noch nicht vorhanden. Zum Unterricht in der Botanik diente, außer botaniſchen Exkurſionen, der öffentliche botaniſche Garten zu Stuttgart, an welchem ein vorzüglicher Praktiker, der Garteninſpektor Martini, angeſtellt war. Die Anatomie war nach Hovens Angabe ziemlich reichlich mit Leichen verſehen. Zum praktiſchen Unterricht in der Pharmazie wurden die Zöglinge in die Hofapotheke geführt, zum kliniſchen Unterricht dienten die Krankenanſtalten in der Stadt und die Krankenabteilung der Akademie ſelbſt. Die älteren Eleven hatten mit dem Arzt die Runde bei den Kranken zu machen, in beſonderen Fällen wurden ſie wechſelweiſe zur Ueberwachung der Kranken aufgeſtellt, wobei ſie zu Handen des Profeſſors Berichte über ihre Beobachtungen auszuarbeiten hatten [1]).

Die mediziniſchen Lehrer Schillers waren Chriſtian Konrad Klein, Joh. Friedrich Consbruch, Chriſtian Gottlieb Reuß und Joh. Heinrich Morſtatt. Sie ſtanden ſämmtlich in den beſten Jahren. Klein, ſeit 1774 angeſtellt, war ord. Wundarzt und Prof. der Anatomie, Chirurgie und theoretiſchen Geburtshilfe mit dem Charakter als Chirurgien-Major. Er wird als ein in ſeinem Fache ausgezeichneter Lehrer gerühmt, der die theoretiſche Anatomie mit großer Klarheit und Eleganz geleſen habe; freilich ſei der Mangel von Demonſtrationen am Leichnam, auch von Präparaten mißlich geweſen. Klein hatte gründliche Kenntniſſe, galt als ein beſcheidener und biederer Mann und war bei der Jugend ſehr beliebt. Phyſiologie, Pathologie, Therapie und Arzneiwiſſenſchaft lehrte Profeſſor Consbruch, ſeit 1771 an der herzoglichen Schule angeſtellt, von 1780 ab zugleich herzoglicher Leibarzt. Er war ein freundlicher, liebenswürdiger Mann, aber ſeine phyſiologiſche Vorbildung war kaum zureichend. Die Pathologie

[1]) Einzelnes nach Hovens Selbſtbiographie, Pfaff, Lebenserinnerungen, und Dr. Albert Moll, Die mediciniſche Fakultät der Carlsakademie.

trug er nach handschriftlichen Diktaten seines Göttinger Lehrers Johann Gottfried Brendel vor. Am meisten soll seine Allgemeine Therapie und sein Casuisticum befriedigt haben. Reuß, seit 1774 als Professor der Naturgeschichte, Chemie und Materia medica angestellt, Arzt der Akademie mit dem Charakter eines Hofmedikus, las die Chemie in höchst trockener Weise ohne Experimente nach Erxlebens Kompendium; als praktischer Arzt jedoch gewann er durch seine Sorgfalt und Menschenliebe das Vertrauen der Zöglinge. Morstatt, zuerst Feldscher, seit 1776 Prosektor und Repetitor der Anatomie, auch Lehrer für Osteologie, hatte zwar einen trockenen Vortrag, ging aber bei gründlichen Kenntnissen und praktischer Geschicklichkeit den Studirenden nützlich zur Hand. Storr, der Arzt der Anstalt auf der Solitude, war einem Rufe nach Tübingen gefolgt, bevor Schiller das medizinische Studium ergriff; Karl Heinrich Köstlin, ein ausgezeichneter Gelehrter, und Joh. Simon Kerner, ein vorzüglicher Pflanzenmaler, waren Studiengenossen Schillers und wurden erst 1780 als Lehrer der Botanik angestellt.

Die Humoralpathologie war damals das herrschende System, und die Lehrer der Anstalt, nur etwa mit Ausnahme von Consbruch, huldigten leidenschaftlich den Theorien des berühmten Boerhave. Es war nicht geraten, gegen ihn in Opposition zu treten; Hoven, der, mit Brendels Ansichten, auch mit den Lehren Stahls und Cullens bekannt geworden, seine Bedenken gegen das Boerhavesche System in einer Abhandlung „de causis morborum“ aussprach, mußte erfahren, daß seine Arbeit für nicht druckwürdig befunden wurde. Man empfahl den Zöglingen das Studium der Physiologie Hallers, der Anthropologie Platners, der Werke Sydenhams und Friedrich Hoffmanns, insbesondere aber der Kommentare van Swietens zu den Aphorismen Boerhaves. Schiller gab in der Pathologie Brendel den Vorzug vor Boerhave; er besaß eine eigene Abschrift von Brendels erst lange nachher zum Druck beförderten Vorlesungen „de cognoscendis et curandis morbis“ [1]). Die Werke Hallers studirte

[1]) Petersen, handschriftlich.

er mit großem Eifer. Gewiß schwebte ihm das Beispiel Albrecht von Hallers, der den Ruhm des Gelehrten und Arztes mit dem des Dichters vereinigte, vor Augen, als er die Jurisprudenz mit der Medizin vertauschte; aber fast noch früher, als er den Poeten Haller überwand, wagte er an Hallers Physiologie seine Kritik. Proben davon gab er in seiner ersten akademischen Dissertation, der „Philosophie der Physiologie", welche er im Herbst 1779 den Professoren einreichte. Die Wahl des Themas ist bemerkenswert: sie zeigt den Punkt an, der ihn bei allen medizinischen Studien innerlich am meisten interessirte.

Diese Abhandlung, in lateinischer Sprache vorgelegt, ist verloren [1]); nur ein Fragment, 11 Paragraphen der ursprünglich deutsch niedergeschriebenen Bearbeitung, hat sich, und zwar in der Conzschen Familie, erhalten; doch rührt die Handschrift nicht von Schiller her. Der Verlust ist schmerzlich. Denn das Wenige, was sich erhalten hat, nicht einmal völlig das erste Kapitel von fünf Kapiteln des Planes, reizt im hohen Grade die Begier, das Ganze zu kennen; und das Fragment bricht gerade an der Stelle ab, wo die Empfindung des Schönen in die Diskussion gezogen werden soll, wo wir vielleicht erste Keime zu Schillers späterer ästhetischer Anschauung finden dürften. Wenn man über die schwankende und von dem heutigen Sprachusus mehrfach abweichende Terminologie hinwegsieht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die damalige Physiologie in ihren Hilfsmitteln bescheiden und in den ersten Versuchen begriffen war, so muß man die Kühnheit des Planes wie die dialektische Schärfe, welche der

[1]) Im Jahre 1790 wünschte Schiller das Manuskript aus den Händen seines Vaters zu erhalten; aber dieser erwiderte, er habe es ehemals nur zum Lesen gehabt und ihm nach Stuttgart zurückschicken müssen. Vgl. Joh. Kasp. Schillers Brief vom 6. März 1790. Als „wahrscheinlich verloren" erwähnt die Abhandlung Karoline v. Wolzogen in Schillers Leben. In handschriftlichen Aufzeichnungen Prof. Abels über Schiller, welche ihr jetziger Besitzer, Kaufmann O. Merkel in Eßlingen, mir zur Einsicht gab, findet sich die Notiz, die Dissertation sei an einen Jugendfreund Schillers, den nachherigen Oberamtmann Seubert, gelangt. Seubert studirte von 1778—1784 Jura in der herzoglichen Schule. Abels Gedächtniß erweist sich übrigens bei dem Bericht über Schillers Austritt als nicht eben treu.

jugendliche Denker entwickelt, rühmen. Das physiologische Wissen, welches Schiller in der Dissertation niedergelegt hat, ist seinem materiellen Bestande nach zum großen Teile aus Haller geschöpft; aber in der Verarbeitung des Stoffes, in der Anordnung der Teile und in dem Endzweck der Schrift zeigt sich ein selbständig gearteter, seine eigenen Wege verfolgender Geist. Die Autorität wird eher mißachtet als gläubig verehrt, und ein überall regsames kritisches Bewußtsein reizt den Trieb der Polemik. Aus dem Selbstgefühl einer lebhaften, ihrer Kraft frohen, jugendlich-kecken Individualität erhält die Darstellung eine stark subjektive Färbung; mit Lust werden Wagnisse unternommen, die Sprache wird mutwillig, witzig, tumultuarisch. Der Ausdruck ist nicht immer genügend abgeklärt, die letzte Ueberarbeitung scheint zu fehlen; die Polemik bleibt von übereilten Stößen nicht frei, und zuweilen drängt sich an die Stelle der Argumentation ein rhetorischer Satz, vom plötzlichen Mitspiel eines Gemütsaffektes verschuldet. Aber das Streben nach Wahrheit und das sachliche Interesse am Gegenstand behaupten immer das Uebergewicht, und alle Mängel im Einzelnen treten gegen den Gesammtwert der Arbeit zurück, der freilich nicht so sehr in positiven Ergebnissen, mit welchen die Forschung bereichert würde, liegt und liegen kann, wohl aber in der Bezeugung wissenschaftlichen Sinnes und ungewöhnlicher philosophischer Begabung.

Der Plan der Schillerschen Dissertation umfaßte die Abschnitte: Das geistige Leben. Das nährende Leben. Zeugung. Zusammenhang dieser drei Systeme. Schlaf und natürlicher Tod. Ich verfolge den Gedankengang des erhaltenen Stückes, verspare jedoch die Besprechung einzelner für die metaphysische Anschauung Schillers charakteristischer Sätze auf einen späteren Abschnitt. Schiller geht aus von der Bestimmung des Menschen; er findet sie in der „Gottgleichheit", in der Anlage des Menschen, mit eben dem Blick wie der Schöpfer die Welt zu umfassen, „aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den grosen Plan des Ganzen zu entdecken". Dies sei zwar ein unendliches Ideal; aber ewig sei der Geist: „Ewigkeit ist das

Maas der Unendlichkeit"; der menſchliche Geiſt wird ewig wachſen, aber das Ideal niemals erreichen. Es folgt eine Erörterung der Begriffe Vollkommenheit, Glückſeligkeit, Liebe. Der Satz, welchen Schiller hier an die Spitze ſtellt: „Eine Seele, ſagt ein weiſer dieſes Jahrhunderts, die biß zu dem Grade erleuchtet iſt, daß ſie den Plan der göttlichen Vorſehung im ganzen vor Augen hat, iſt die glüklichſte Seele" — erinnert an Garves Anmerkungen zu Fergusons Moralphiloſophie; Garve ſchrieb: „Eine der ſchönſten Stellen des Fergusons iſt dieſe: ‚der Zuſtand einer Seele, die bis auf den Grad erleuchtet iſt, daß ſie den Plan der göttlichen Vorſehung im Ganzen vor Augen hat, iſt der Zuſtand der glückſeligſten Seele [1]).' Schiller führt aus: Vollkommenheit iſt „Ueberſchauung, Forſchung, Bewundrung des groſſen Plans der Natur". Vollkommenheit iſt „an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden". „Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigſten Unvollkommenheiten iſt Summe der höchſten Vergnügungen mit den wenigſten Schmerzen. Diß iſt Glükſeligkeit. So iſt es dann gleichviel, ob ich ſage: der Menſch iſt da, um glüklich zu ſeyn: oder — Er iſt da, um vollkommen zu ſeyn". „Vollkommenheit des Ganzen" iſt „mit der Glükſeeligkeit des Einzelnen . . . durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden"; der Zweck der allgemeinen Liebe iſt, die Vollkommenheit des Nebenmenſchen zu fördern; Liebe, die Verwechslung meines Selbſt mit dem Weſen des Nebenmenſchen, „macht ſeine Luſt zu meiner Luſt, ſeinen Schmerz zu meinem Schmerz." Eine treffliche Definition des Mitleids ſchließt ſich an: „Was wär alſo Mitleiden ſonſt, als ein Affekt, gemiſcht aus Wolluſt und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmenſch leidet. Wolluſt,

---

[1]) Adam Ferguſon, Grundſätze der Moralphiloſophie. Ueberſetzt und mit einigen Anmerkungen verſehen von Garve. Leipzig 1772 S. 409. Etwas abweichend iſt die Faſſung bei Ferguſon ſelbſt; im Texte des letzteren, S. 135 der Garveſchen Ueberſetzung, lautet die Stelle: „Der Zuſtand einer Seele, die bis zu dem Grade erleuchtet iſt, daß ſie begreift, was der Gegenſtand und was die Abſichten der göttlichen Vorſehung im Ganzen ſind, [iſt] unter allen übrigen der ergötzendſte, und kömmt einer völligen Befreyung von Schmerz am nächſten."

weil ich ſein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Luſt, daß ich ſein Leiden von ihm wende."

Bis hierher reichen die einleitenden Begriffe. Nunmehr unterſucht Schiller die „Wirkungen der Materie auf den Geiſt", er nähert ſich ſeinem eigentlichen Thema, der Wechſelwirkung von Körper und Seele. Um die Kluft zwiſchen Materie und Geiſt zu überbrücken, um die Möglichkeit einer Wechſelwirkung beider zu erklären, nimmt Schiller eine „Mittelkraft" zu Hilfe; ſie ſei theoretiſch nicht vorſtellbar, philoſophiſch aber nicht ganz unmöglich, und durch die Erfahrung werde ſie bewieſen. Sie wohne in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Weſen, dem Nervengeiſt, der im Nerven, ſeinem Kanal, ſtröme. Wenn man den Nerven verletze, ſo ſei das Band zwiſchen Welt und Seele dahin. Die Annahme eines Nervengeiſtes entlehnte Schiller aus der Phyſiologie Hallers; auf den Begriff und die Bezeichnung „Mittelkraft" ſcheint ihn die Bemerkung Hallers, einige Autoren hielten die Nervengeiſter für etwas Mittleres zwiſchen Körper und Seele, geführt zu haben [1]). Schiller ſuchte nach einem ſolchen Mittelglied, da er gegen die Vorſtellung, daß der Geiſt Materie ſei, ſich ſträubt, und ihm die Materie um ihrer „Undurchdringlichkeit" willen in einem unvereinbaren Gegenſatz zu dem „durchdringlichen" Geiſte zu ſtehen ſcheint. Uebrigens fühlt er die Unſicherheit des Bodens, auf welchem er ſich bewegt: „Ich bin in einem Feld," ſetzt er bei, „wo ſchon mancher mediziniſche und metaphyſiſche Donquixotte ſich gewaltig herumgetummelt hat und noch izo herumtummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geiſter der Toden in ihren Gräbern

[1]) Haller, Elementa physiologiae corporis humani, tom. IV, lib. X, sect. VIII, §. XV: Beſtimmter bezeichnete Carteſius die Nervengeiſter als eine reine Flamme, und viele Schriftſteller nennen ſie füglich ein Feuer. Auf dieſe Seite neigt ſich auch der große Karl Bonnet. Der berühmte Newton iſt der Meinung, daß ſie ein Teil des nämlichen elaſtiſchen Elementes ſeien, von welchem das Zurückwerfen und Brechen des Lichtes abhänge. Andere nennen ſie ein Mittelweſen zwiſchen der Flamme und der Luft, zwiſchen dem Körper und der Seele (im Original: „medium quid inter flammam et aerem, inter corpus et animam alii"). Für letztere Anſicht zitirt Haller die Autoren Schelhammer, Perry und Santanelli.

beunruhigen oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtoden wider mich aufreizen, oder eine neue Theorie auf die Bahn bringen, und den Deum ex machina spielen wollen? Keines von allen Dreien will ich thun, und mich begnügen, nur etwas weniges festzusezen, was ich zur Grundlage des Ganzen nicht entbehren kann, und das ich mit Ueberzeugung glaube."

Wir folgen den weiteren Auseinandersetzungen. Die Mittelkraft ist es, welche der Seele die Vorstellungen zuführt. Den verschiedenen Gattungen der materiellen Kräfte werden verschiedene „Richtungen" gegen die Mittelkraft zugeschrieben, und die Mittelkraft selbst hat, da sie sich gegen jede Gattung anders verhält, gegen jede derselben eine andere Richtung. So kommt Schiller zur Einführung von mechanischen, zwischen Welt und Mittelkraft vorhandenen Kräften, „mechanischen Unterkräften", welche im Verein mit „mechanischen Schutzkräften" „den Bau" bilden; „Bau und Mittelkraft in Verbindung heißen wir Organ". Als „Schutzkräfte" für das Auge z. B. werden „die Augenlieder, die Augbrauen, die Häärchen, die Thränen" u. a. genannt. Diese ganze Terminologie ist nicht glücklich. Haller hatte von Schutzmitteln (tutamina) gesprochen.

Nachdem Schiller die Thätigkeit der Sinnesorgane auf die bisher eingeführten Begriffe geprüft hat, wendet er sich zu den Begriffen Vorstellung und Denken. „Vorstellung ist nichts anderes als eine Veränderung der Seele, die der Weltveränderung gleich ist, und wobei die Seele ihr eigenes Ich von der Veränderung unterscheidet"; das Denken ist „die Thätigkeit des Verstandes in diesem dargebotenen sinnlichen Stoff", ist „Ueberschauung, Forschung der Kräfte, der Absichten". Ein allgemeines „Sensorium" oder, wie Schiller es nennen will, ein die Vorstellung fesselndes, bleibend machendes „Denkorgan", ein Instrument des Verstandes, müsse vorhanden sein; sonst würden die Vorstellungen ebenso schnell verschwinden, als die Veränderungen in der materiellen Welt und ihnen folgend die Veränderungen des Nervengeistes flüchtig sind. Nun aber drängt die Frage sich auf: „Was sind die materiellen Ideen des Denkorgans oder der Phantasie, und wie werden sie von den materiellen Ideen der Sensation

[der Aufnahme der Vorſtellungen] erzeugt?" Modern ausgedrückt: Auf welchem Wege ſetzen ſich Sinneseindrücke in Bewußtſein um, und wie erhalten ſie ſich im Bewußtſein? Für das Verſtändniß möge bemerkt ſein, daß Schiller das „Denkorgan" von den Sinnen wie von der (immateriellen) Seele unterſchieden wiſſen will; die materiellen Ideen des Denkorgans ſind ihm Errungenſchaften, welche gewiſſermaßen noch phyſiologiſcher Natur ſind, „Veränderungen in der Mittelkraft" oder im Nervengeiſt — da nämlich Schiller ſchließlich beide identifizirt. Erſt die durch die Veränderung in der Mittelkraft veranlaßte Veränderung im Geiſte ſelbſt iſt ihm „die Idee im ſtrengſten Verſtand". Der Terminus „Phantaſie" iſt unvorbereitet in die zitirte Frage aufgenommen.

Die vorhandenen Theorien werden geprüft. Zuerſt wendet ſich Schiller gegen die Annahme, daß „Eindrücke in den Kanal des Nervengeiſtes von des Nervengeiſts Andrang verurſacht" im Spiele ſeien. Dieſe Meinung ſcheint ihm abſurd; denn die erſtaunliche Mannichfaltigkeit der Ideen und ihrer Intenſitätsgrade laſſe ſich unmöglich aus der Form oder Tiefe der Eindrücke erklären; der an den Wänden der Nerven unaufhörlich auf- und abeilende Nervengeiſt werde die Eindrücke bald auslöſchen; überdies, da die Nervenkanäle ſelbſt von ihren Beſtandteilen verlieren und neue Teile an die zerſtörte Stelle treten, ſo müßten entweder Ideen hiemit losgeriſſen werden, oder man müſſe ſich die Eindrücke als erſtaunlich grob vorſtellen. Vorteilhafter, aber doch nicht zureichend, ſei eine zweite Annahme, welche die materiellen Ideen in „Bewegungen des Nervengeiſtes, harmoniſch mit jenen urſprünglichen in den ſinnlichen Geiſtern" ſetzt. Dabei werde doch der Begriff von Nervengeiſt und Seele gewahrt, und gewiſſe pſychologiſche Erſcheinungen ſeien damit in Uebereinſtimmung. Am entſchiedenſten bekämpft Schiller eine dritte Theorie, welche die materiellen Ideen in „Schwingungen ſaitenartig geſpannter Fibern, deren Summe und Zuſammenhang das Denkorgan ausmacht", ſuchen möchte. Die unendliche Mannichfaltigkeit der ſinnlichen und abſtrakten Ideen und ihrer Grade ſtehe in keinem Verhältniß zu den geringen Unterſchieden von Spannung

in solchen Denkfibern, und die Anatomie, welche das Denkorgan unter allen Teilen des Körpers am wenigsten elastisch, am weichsten gefunden habe, spreche dagegen. Den Ausdruck „Denkorgan" gebraucht Schiller hier ungehörig für Nerven, wie oben undeutlich den Ausdruck „sinnliche Geister" für Bewegungen in der sinnlichen Welt. Aus einer „ohngefähren Combination" jener drei Theorien habe sich Bonnet eine Hypothese zurecht gemacht: „mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der Französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterlande gefallen, der schwerfällige Teutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen, und nichts als Luft sieht."

Im Abschnitt über die Assoziation der Ideen, von welcher Schiller zuerst eine an sich lichtvolle, allerdings von Haller in ähnlicher Weise gegebene, Exemplifikation beibringt, wird die Untersuchung in gleicher Richtung fortgesetzt. Wenn jeder Saite und Schwingung in der sinnlichen Welt eine schwingende Denkfiber entspreche, so werde nur ursprünglich auf einander Bezügliches in Bewegung gesetzt, aber jede Schwingung bleibe isolirt, Assoziation sei unmöglich. In dieselbe Verlegenheit gerate die zweite Annahme; denn jede Idee entspreche notwendig lediglich ihren eigenen Geistern, ihren eigenen Kanälen, und nach Hallers Beobachtung anastomosire kein Kanal mit dem andern; wogegen Assoziationen doch Verbindungen und zwar äußerst willkürliche und unendlich zufällige seien. Am größten sei die Schwierigkeit bei der ersten Theorie, bei der Lehre von den Eindrücken. Eindrücke könnten logischermaßen nicht in Bewegung kommen, also auch nicht Verbindungen bewirken. An dieser Stelle muß sich der gute Haller die Bemerkung gefallen lassen, daß er zuweilen sein Schläfchen mache: „Aber wie Haller so auf der Oberfläche schweben konnte, das begreif ich nicht. Haller ist zu gros, als daß er durch diesen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus."

Schiller selbst resignirt. Er will nicht unter denen sein,

welche den Anker ihres Verstands „in diesem Sternlosen Meer" vollends verlieren. Der Mechanismus könne nicht gefunden werden. Aber in den materiellen Ideen müsse die Assoziation schlechterdings ihren Grund haben. Denn mache man die Seele selbst zum „ordnenden Prinzipio", so mute man dieser zu, daß sie für eine einzige Assoziation das ganze Heer der schlummernden Ideen im Denkorgan durchlaufe, um die einer ersten Idee ähnliche zweite zu finden.

Eine Kritik dieser Aufstellungen Schillers muß von der Stufe der physiologischen Einsicht der Zeit, welche ihn unterrichtete, Kenntniß nehmen; die Geschichte der Medizin kommt hier in Betracht. So mögen einige Bemerkungen in letzterer Richtung als gerechtfertigt gelten. Vielleicht ist keine andere Disziplin durch einen solchen Wust von Irrlehren, willkürlichen Annahmen, eigensinnig festgehaltenen Hypothesen, durch soviel Zwang des Autoritätsglaubens und wieder durch soviel Sucht, Systeme zu bauen und zu wechseln, hindurchgegangen, als gerade die Medizin, so groß auch die Reihe der geistreichen und redlichen Männer ist, welche in ihr gearbeitet haben. Gewiß aber war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einer ihrer unfertigsten Zweige die Physiologie; der Mangel einer irgendwie ausgebildeten Anatomie des Nervensystems, die Dürftigkeit in der Erkenntniß physikalischer und chemischer Prozesse, die Uebergriffe theologischer Meinungen machten das Gebiet der Physiologie zu einem Tummelplatz des unerquicklichsten Tastens und Ratens. Die erste Autorität der Zeit war Albrecht von Haller. Ich weiß nicht, ob dieser reichangelegte, vielseitige, unermüdliche Mann nicht dennoch überschätzt wird, wenn man ihn als schöpferisches Genie nimmt; auf alle Fälle ist es des Guten zu viel, wenn die Geschichte der Medizin von Häser [1]) Hallers Universalität mit der eines Aristoteles oder Leibniz oder Goethe auf eine Linie stellt. Haller hat zahlreiche neue Thatsachen ermittelt, und seine Lehre von der Irritabilität der Muskeln gab der Physiologie

[1]) Lehrbuch der Geschichte der Medicin, 3. Bearbeitung, Jena 1881, Bd. II S. 568.

einen kräftigen Anſtoß; aber er hat keine Entdeckung gemacht, welche von einem ſo umwälzenden Gewicht und von ſo unbedingter Gültigkeit wäre wie die Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey oder die des Sauerſtoffs durch Prieſtley. Er hat die Richtung auf das Experiment weſentlich gefördert; aber er hat nicht wie Malpighi und Leeuwenhoek, die Schöpfer der mikroſkopiſchen Anatomie, der Methode der Unterſuchung neue, ins Unendliche wirkende Hilfsmittel aufgeſchloſſen. Hallers vorzüglichſte Bedeutung innerhalb der Medizin — und nur von dieſer kann hier die Rede ſein — ruht doch wohl darin, daß er das Wiſſen ſeiner Zeit enkyklopädiſch zuſammenfaßt, daß er daſſelbe kritiſch verarbeitet und ſyſtematiſch verbindet. Die „Elementa physiologiae corporis humani", ein Koloß von acht Bänden, ein Werk, mit deſſen Vorbereitung und Herſtellung Haller 36 Jahre beſchäftigt war, ſind mit ſo großer Gründlichkeit als Klarheit geſchrieben und geben von Allem Rechenſchaft, was die phyſiologiſche Litteratur bis dahin von Theorien und Meinungen produzirt hatte. Ueber das vermeintliche Agens der Nervenfunktionen, den Nervengeiſt, findet ſich darin etwa folgende Lehre [1]).

Von jeher haben die Alten in den Nerven eine äußerſt ſubtile Flüſſigkeit angenommen oder beſſer ein Fluidum, da der Name Flüſſigkeit („humor") bereits auf etwas trägeres deutet, und ſie haben ihr den Namen „Geiſt" („spiritus", Lebensgeiſter, Nervengeiſter) gegeben, weil ſie unſichtbar und doch von ſo großer Kraft als die Luft ſei. Gegen die Annahme eines ſolchen Fluidums laſſen ſich ſtichhaltige Einwendungen nicht machen; und ſoll daſſelbe dazu dienen, die Empfindung und die Bewegung zu verrichten, ſo iſt ihm folgende Beſchaffenheit zuzuſchreiben. Das Nervenfluidum („fluidum nerveum") muß erſtens höchſt beweglich und zugleich höchſt empfänglich ſein, ſo daß es auch von der kleinſten Urſache in wirkſamer Weiſe erregt wird. Es muß vom Herzen unabhängig ſein und lediglich vom Willen und dem Eindruck der Sinne in Bewegung geſetzt werden können. Es muß

[1]) Nach Elem. phys. corp. hum. Tom. IV, lib. X, sect. VIII „Conjecturae".

drittens ein höchſt flüſſiges Element ſein, geeignet, höchſt ſchnelle Bewegungen zu verrichten, mag man nun annehmen, daß in der Weiſe eines ſehr ſchnellen Stromes ſeine ſämmtlichen im Nerven enthaltenen Teilchen gegen das Gehirn zu eilen, oder daß gleichſam eine Reihe von Kügelchen von einem Anſtoß getroffen wird, ſo zwar, daß das letzte derſelben ohne Zeitintervall den Anſtoß, welche das erſte erhielt, empfindet. Das Nervenfluidum muß ferner höchſt dünn ſein, um höchſt kleine, durch kein Mikroſkop zu entdeckende Röhrchen („tubulos“) durchlaufen zu können. Dennoch muß ſich .mit dieſer Dünnheit oder Flüchtigkeit die Eigenſchaft einer Adhäſion an den Nerven verbinden, ſo daß das Nervenfluidum den Nerven nicht vor verrichtetem Geſchäfte verläßt, ſich alſo nicht in das benachbarte Zellgewebe oder in die Muskeln ergießt. Endlich darf das Nervenfluidum weder Geſchmack noch Geruch noch Farbe noch Wärme noch irgend eine andere Eigenſchaft beſitzen, durch welche es einen ſtarken Eindruck auf unſere Sinne machen würde; denn wäre ſolches der Fall, ſo würde ſich das Nervenfluidum ſelbſt der Seele beſtändig vorſtellen und bewirken, daß die Seele gegenüber ſchwächeren Senſationen taub bliebe. Aus dieſen ſechs Bedingungen folgt weiter, daß die Natur der Geiſter („spirituum“) nicht wäſſerig und eiweißartig, nicht weingeiſtartig, nicht ſauer, nicht ſchwefelig iſt; daß ſie weder aus Luft noch aus Aether gebildet und daß ſie auch nicht elektriſcher Art ſind. Vielmehr ſind die Geiſter ihrer Natur nach ein dickeres Element als das Feuer, der Aether, die elektriſche und die magnetiſche Materie, weil ſie nämlich von Gefäßen eingeſchloſſen ſind und weil ſie durch Unterbindung des Nervens in ihren Funktionen gehemmt werden; ſie ſind als ein wirkſames Weſen zu nehmen, als ein beſonderes Element, viel zu ſubtil, als daß es mit unſern Sinnen begriffen werden könnte, und nur aus ſeinen Wirkungen bekannt.

Die Annahme von „Lebensgeiſtern“ geht, wie Haller ſelbſt bemerkt, auf die Alten zurück, in Sonderheit auf Galenus. Bald in dieſem bald in jenem Körperteil bereitete man ihnen Wohnſitz, bis ſchließlich das Gehirn die geeignetſte Bildungsſtätte für ſie zu ſein ſchien. Die als drüſenartig angenommene Rindenſubſtanz

des Gehirns ſollte die Lebensgeiſter abſondern; ja der Naſenſchleim galt eine Zeit lang als die bei der Bereitung der Nervengeiſter zurückbleibende Schlacke [1]). Dieſe wahrhaft ergötzliche Katarrhtheorie ſuchte in Malpighi und Wharton ihre Stützen. Sylvius lehrte, daß das Nervenfluidum oder die Nervengeiſter vom Gehirn ausgehen und mittelſt der Lymphgefäße einen Kreislauf im Körper beſchreiben. Boerhave läßt das Nervenfluidum, das er ſich als eine Art verfeinerten Waſſers denkt, die Muskelſubſtanz in Bewegung ſetzen. Haller hat das Abgeſchmackteſte dieſer Lehren überwunden; aber von der Theorie der Nervengeiſter blieb er gleichwohl beeinflußt. Welche Fehlgriffe in der Argumentation ihm dabei begegnen, zeigt ein Beiſpiel. Zu Gunſten der Eigenſchaft des Nervenfluidums, von der kleinſten Urſache zu einer kräftigen Bewegung veranlaßt zu werden, führt Haller den Umſtand auf, daß die Seele beim Anblick des vollen Mondes ſehr lebhaft gerührt werde, während doch der Andrang der Mondenſtrahlen ſehr ſanft ſei und auch das ſtärkſte Brennglas ihnen keine Wärme entlocken könne. Deßgleichen geſchehe es, daß die Seele durch die feinſten Buchſtaben auf das Heftigſte erregt werde; ſo könne Jemand, wenn er einen Brief von traurigem Inhalt leſe, plötzlich den Geiſt aufgeben [2]). Haller, der anderwärts „das Geſchäft der Seele“ von der mechaniſchen Thätigkeit des Nervenapparates ſehr wohl zu ſcheiden weiß, verwechſelt doch an dieſer Stelle beides aufs Gröbſte; denn nicht von der ſinnlichen Erſcheinung ſondern von der geiſtigen Bedeutung der Buchſtaben hängt der Grad der Seelenerregung ab; die Buchſtaben des Briefes in ihrer Verbindung zu Worten ſind ja nur Zeichen für Begriffe, und längſt vor der ſinnlichen Wahrnehmung dieſer Zeichen im einzelnen Fall hat ſich die Seele gewöhnt, mit ihnen beſtimmte Vorſtellungen zu verbinden. Gleich ungehörig iſt der Hinweis auf die Wirkung der Mondenſtrahlen. Die Argumentation iſt hier nicht einmal optiſch paſſend; denn in der That iſt die leuchtende Scheibe des Mondes im Kontraſt

[1]) Häſer, Geſchichte der Medicin, II S. 324.

[2]) Elem. phys. corp. hum. Tom. IV, pag. 372 (Lauſanne, 1762).

einer verdunkelten Umgebung eine verhältnißmäßig ſtarke, auf den Geſichtsſinn ſehr intenſiv wirkende Lichtquelle. Die Rührung der Seele aber, welche Haller zur Sprache bringt, beruht ebenſo ſehr auf einer Verbindung von Geſichtswahrnehmungen, indem die Mondenſcheibe in Zuſammenhang mit weichen, dämmernden Umriſſen einer Landſchaft, mit ziehenden Wolken u. dgl. geſehen wird, als auf einem Komplexe pſychiſcher Aſſoziationen. Das proton pseudos rächt ſich an Haller: die phyſiologiſche Irrlehre bringt ſchließlich auch ſein pſychologiſches Raiſonnement in Verwirrung. Uebrigens ſetzt er ſich zu Gunſten der Nervengeiſtertheorie auch über das naturwiſſenſchaftliche Experiment hinweg. Er weiß nämlich wohl, daß die Nerven nicht hohl ſind; aber er iſt dennoch geneigt, die feinſten Faſern oder „Fibern" der Nerven als röhrig anzunehmen, wenn auch dieſe Röhrchen nicht mehr ſichtbar ſeien.

Die Lehre, welche den Vorgang des Empfindens in eine Spannung oder Schwingung der Nerven ſetzen möchte, wird von Haller unter Hinweis auf zuſtimmende Aeußerungen von Krüger, de Sauvages, Robinſon u. a. geprüft; auch die von Newton und Hartley vertretene Modifikation dieſer Anſicht, wornach vermöge gegenſeitiger Einwirkung ſowohl der Aether als die Nerven durch den Anſtoß eines ſinnlichen Objektes in gleichzeitige Schwingung verſetzt werden, kommt zur Erwähnung. Jedoch bekämpft Haller dieſe von der Stahlſchen Schule mehr oder weniger begünſtigten Auffaſſungen lebhaft; die offenbare Weichheit, die breiige Beſchaffenheit des Gehirns und der Nerven, ihr anſcheinend nicht elaſtiſcher Zuſtand, das Fehlen einer thatſächlichen Spannung u. a. ſpreche dagegen.

Ich habe dieſe Dinge ausführlich zur Sprache gebracht, weil ich die Grundlage ſichtbar machen wollte, auf welcher Schillers phyſiologiſche Vorſtellungen ruhen, und weil der Gegenſtand an ſich von allgemeinerem Intereſſe iſt. Schiller ſelbſt nennt die Autoren, welche er bekämpft, zumeiſt nicht mit Namen; man erkennt aber nun leicht, mit welchen Schulen er im Streit liegt und bis zu welchem Grade er von Haller abhängig iſt. Hiebei iſt zu bemerken, daß ſeine Polemik gegen dieſen Meiſter über

das Ziel hinausſchießt. Denn Haller, wenn bei ihm von „materiellen Ideen“ im Sinn Schillers die Rede wäre, würde ihren Sitz in das Zentralorgan des Nervenſyſtems, in das Gehirn, verlegen. Dafür ſpricht ſeine geſammte Auffaſſungsweiſe wie eine große Reihe einzelner Aeußerungen. So ſagt er z. B. — und es iſt dieſe Stelle zugleich charakteriſtiſch für die Art, in welcher Haller mit dem Endpunkt der Frage ſich abfindet: „Im empfindenden Nerven erfolgt keinerlei Veränderung, abgeſehen von jenem erſten Druck, welchen ein Gefäßchen oder, wenn man will, die vom Nervengeiſt erfüllte Markſubſtanz erleidet. Hier aber geht die Empfindung nicht vor; ſondern nach einem ihm eingepflanzten Geſetz läuft dieſes Fluidum zum Gehirn zurück und trägt den Druck, welchen es erlitten hat, am Sitze der Seele vor; mag es nun ſein, daß das Fluidum daſelbſt auf eine ſelbſtändige empfindende menſchliche Monade trifft, oder daß nach göttlicher Anordnung der Druck des Fluidums, ſobald es an ſeine beſtimmte Stelle gelangt iſt, die Seele verändert. Dieſe Thatſache ſchlägt diejenigen, welche des Glaubens ſind, die Seele empfinde im Sinnesorgan, nicht aber uns, die wir glauben, daß die Eindrücke der Sinne im Gehirn dem Geiſt vorgeſtellt werden“ [1]). Zur Erklärung des Gedächtniſſes nimmt Haller bleibende Spuren, „vestigia“, an, welche die Eindrücke im Gehirn hinterlaſſen, und er vergleicht das Gehirn einer ungeheuren Bibliothek, in welcher Zeichen und Bilder, gleichſam als Bücher, nach ihren Gattungen und Verwandtſchaften aufgeſtellt ſind, wobei nur die Verbindung dieſer Zeichen und Bilder das Unbegreifliche bleibe [2]). Gegen den Vorhalt Schillers, „Eindrücke“ müßten im Wechſel der materiellen Beſtandteile der Nerven zu Grunde gehen, bemerkt Ueberweg [3]) mit Recht, daß nach einem allgemeinen Geſetze des organiſchen Lebens im Stoffwechſel die Form ſich erhalte.

Merkwürdig, auch wegen ſeiner teutoniſchen Färbung, iſt der Ausfall gegen Bonnet. Einigermaßen ſkeptiſch hatte bereits

---

[1]) Elem. phys. corp. hum. Tom. IV, pag. 370–371.

[2]) Ebendaſelbſt, Tom. V, pag. 544.

[3]) Schiller als Hiſtoriker und Philoſoph. Leipzig 1884. S. 60.

Haller ſich über Bonnets Hypotheſe geäußert, und zwar in demjenigen Paragraphen ſeines Werkes, welcher vom Mechanismus der Anordnung der Spuren handelt. Haller erklärt daſelbſt, er gebe es auf, den Mechanismus finden zu wollen; ſicher ſei ihm nichts als die thatſächliche Wahrheit der Erſcheinungen. Wolle man aber mit Mutmaßungen, welche nicht ohne Geiſt ſeien, bekannt werden, ſo möge man die Hypotheſe Hooks oder die Hartleys oder die überaus feine des Charles Bonnet nachleſen [1]). Bonnet nahm wie Haller in den Nerven ein flüſſiges Weſen an, und er denkt ſich daſſelbe in der Art eines Elementarfeuers; gleichzeitig gebraucht er dafür den Namen Lebensgeiſter, „esprits animaux“. Ein „Spiel der Fibern“, abhängig vom Anſtoß des Objektes „oder der vom Objekt ausfließenden Körperchen“ erzeugt die Ideen; dabei wird die Form und Anordnung der Grundteilchen der Fibern verändert, und dieſe ſelbſt bedürfen zu ihren Verrichtungen das Hin- und Herfließen der Lebensgeiſter. Eigentümlicher iſt Bonnets Anſicht, daß jeglicher Empfindung und Vorſtellung eine beſondere Nervenfiber entſpreche; ſo beſitze z. B. das Geruchsorgan einige Fibern, welche zur Aneignung der aus der Roſe fließenden Körperchen beſtimmt ſeien, andere Fibern für die Nelke u. ſ. w.; jede Art von Körpern finde in den Sinnesorganen gewiſſe Fibern, welche lediglich ihr und keiner andern zugehören. Die Fibern verſchiedener Ordnung und Richtung, die Fibernlagen ſtehen durch Kettenglieder, „chaînons“ [2]), d. h. durch Verbindungsſtücke, welche die Grundteilchen mehrerer Fibernordnungen enthalten, mit einander in Zuſammenhang; hierauf beruht die Mechanik der Aſſoziationen.

Bonnet nennt ſeine Arbeit einen analytiſchen Verſuch, und er glaubt eine völlig ſachliche, eine induktive Methode gewählt zu haben, indem er nach dem Vorbild Condillacs eine Statue fingirt und unterſucht, welche Eindrücke in ihr entſtehen müßten, wenn man ſie ſtufenweiſe mit lebendigen und wirkſamen Sinnen

---

[1]) Elem. phys. Tom. V, lib. XVII, sect. I, §. VIII: „ordo vestigiorum“.

[2]) Essai analytique sur les facultés de l'ame, chap. XXV.

begaben würde. Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſer Plan mit Aufwand von Scharfſinn durchgeführt iſt und daß eine reiche pſychologiſche Beobachtung mitſpricht; aber dennoch macht das Buch, bei ſeinem Beſtreben, auf Schritt und Tritt den Mechanismus der pſychiſchen Funktionen aufzuzeigen, während doch dafür ein phyſiologiſch-exaktes Wiſſen noch völlig fehlt, den Eindruck des Spintiſirens ins Blaue, und je breiter der Vortrag iſt, um ſo fühlbarer macht ſich der Widerſpruch zwiſchen dem Schein einer vorausſetzungsloſen „Zergliederung“ und der thatſächlichen Befangenheit in willkürlichen Vorſtellungen. Derſelbe Autor, welcher den Grundſatz voranſchickt, daß die abſtrakteſten Ideen aus den Sinnen ihren Urſprung nehmen, will uns ſchließlich glauben machen, daß ſeine Methode auch den Lehren der chriſtlichen Offenbarung gerecht zu werden vermöge; er vermutet, daß der Schöpfer das corpus callosum, die Hirnſchwiele, zur Hülle der Seele gemacht habe und daß dieſe Hülle eine kleine Maſchine, einen menſchlichen Körper im Kleinen, einen geiſtlichen Leib enthalte, welcher, feuerartig und unverweslich, nach dem Tode des Menſchen wiederauferſtehen werde. Dieſe innere Unwahrheit des Operirens, verbunden mit dem Umſtand, daß eine ſcharfe Trennung der von Schiller auseinander gehaltenen Theorien bei Bonnet nicht ſtattfindet, mag das herbe Urteil des Verfaſſers der „Philoſophie der Phyſiologie“ verſchuldet haben.

Freilich ſcheiterte auch Schiller an ſeiner Aufgabe. Selbſtändige anatomiſche Unterſuchungen ſtanden ihm nicht zu Gebot; dergleichen war von dem Anfänger und dem Zögling der Militärakademie kaum zu fordern, und überdies bedurfte es des Aufſchwungs der geſammten Naturwiſſenſchaften, um die Wege der Forſchung nur vom Spuk ſolcher Schemen, wie der Nerven- und Lebensgeiſter, zu ſäubern. Daß Schiller das Thema in Angriff nahm, daß er vor den Schwierigkeiten der Aufgabe nicht augenblicklich zurückſchrack, iſt dennoch eher zu rühmen als zu tadeln; würde der Hebel des Nachdenkens nur dann angeſetzt, wenn der Erfolg der Mühe zuvor geſichert wäre, ſo hätte das Menſchengeſchlecht eine Entwicklung des Wiſſenstriebes niemals geſehen. Indem das Intereſſe des Autors mehr ein philoſo-

phiſches als ein phyſiologiſches iſt, ſind auch die Mittel ſeiner Kritik mehr logiſcher und pſychologiſcher als naturwiſſenſchaftlicher Art; die Gefahr, den Gegner zu verfehlen, lag dabei nahe. Fragt man nun aber, was denn uns, den Modernen, vom „Mechanismus" des Nerven- und Gehirnlebens bekannt iſt, ſo haben wir allen Grund, kleinlaut zu ſein. Zwar wer auf den Klang der Fanfaren, mit welchen die Zeit die Erfolge der modernen Naturwiſſenſchaft begleitet, zu hören gewohnt iſt, der wird ſich gerne einreden, daß wir es auch in jenem Punkte herrlich weit gebracht haben. Dem iſt jedoch nicht ſo. Der Materialismus machte ſichs freilich bequem: Karl Vogt meinte, man könne die Gedanken als das Produkt des Gehirns mit dem Urin als dem Produkt der Nieren vergleichen. Nur eine vollkommene Oberflächlichkeit des Geiſtes konnte einen ſolchen Satz ausſprechen, nur niedriger Zynismus konnte ſich daran behagen; nicht die geringſte Spur einer Analogie zwiſchen dem Gedanken als dem Erzeugniß des Gehirns und einem Ausſcheidungsprozeß oder -Produkt iſt vorhanden. Und nicht einmal original war die Formel Vogts; ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Cabanis, im Ausdruck nur etwas weniger roh, gelehrt, von den Operationen, durch welche im Gehirn der Gedanke erzeugt werde, gebe die Verdauungsthätigkeit des Magens oder die Gallenfiltrirung in der Leber eine Vorſtellung. Heute führt exakte Arbeit die Unterſuchung; die Phyſiologie der Sinnesorgane hat ſich glänzend entwickelt; aber was hinter der Funktion der Sinnesorgane liegt, der pſychiſche Akt ſelbſt, bietet Rätſel auf Rätſel. Wir dürfen annehmen, daß der Reiz, welchen ein Sinnesorgan empfängt, im leitenden Nerven eine Molekularbewegung hervorruft, daß dieſe Bewegung zu den Zentralganglien ſich fortpflanzt; ein Vorgang chemiſch-phyſikaliſcher Art ſcheint alſo ſtattzufinden, und dieſer Vorgang ordnet ſich auch inſofern dem natürlichen Geſchehen ein, als er an Zeitbedingungen gebunden iſt: wir können das Zuſtandekommen einer Empfindung von ihrem erſten Anſtoß an bis zur Perzeption im Zentralorgan auf die Zeitdauer meſſen. Wir ſehen im Gehirn Nervenenden und unzählige Verbindungsbahnen; wir weiſen die Bildungsſtätte der höheren pſychiſchen Akte

der grauen Gehirnrinde zu, und wir haben sogar einen Anfang gemacht, einzelne psychische Thätigkeiten, wie das Sprachverständniß, auf bestimmte Gehirnbezirke zu lokalisiren. Aber damit bewegen wir uns doch nur in höchst allgemeinen Vorstellungen; was erreicht worden ist, scheint, verglichen mit dem, was zu erreichen wäre, gering; es ist keine Rede davon, daß wir nun für die Bildung einer Empfindung, geschweige einer Vorstellung, die entsprechende materielle Modifikation der Nervenmasse oder das Einzelne des Vorgangs aufzuzeigen vermöchten. Vorzüglich aber entzieht sich aller Physik die Erklärung des Ichbewußtseins. Von der Fortpflanzung einer Empfindung vermag elektrische Leitung u. dgl. ein Bild zu geben, elektrische Ströme sind ja wirklich in den Nerven mitthätig; aber für ein scheinbar so einfaches Geschehen, wie das Vergleichen zweier Vorstellungen, fehlt jede Veranschaulichung, jede aus der Welt des Physikalisch-Chemischen entnommene Analogie. Kein Vergleichen, kein Sicherinnern kann ohne Einheit des Bewußtseins, ohne Ichbewußtsein stattfinden; diese in der Erfahrung doch vorhandene Kontinuität, das wirkende Ich, spottet aller Physik. Du würdest mich verstehen, ruft das Ich dem Naturforscher zu, wenn du den Sinn der Welt verstündest; frage die Philosophen, was sie davon halten.

Es bleibt noch übrig auf den Schluß des Schillerschen Fragmentes einen Blick zu werfen. Der vorletzte Paragraph beschäftigt sich mit der „Wirkung der Seele auf das Denkorgan". Die Freiheit des Willens wird gewahrt; indem die Seele auf das Denkorgan einen thätigen Einfluß hat, indem sie die materiellen Ideen stärker machen, nach Willkür auf ihnen haften kann, macht sie auch die geistigen Ideen, die Beweggründe des Handelns stärker. Diese Thätigkeit der Seele nennt Schiller, in Uebereinstimmung mit Haller und Wolff, „Aufmerksamkeit" [1]). Die Folgerung, welche er anschließt, ist von psychologischer Feinheit: „Wird nun eine materielle Idee kraft dieses thätigen Einflusses öfters in starke Lebhaftigkeit gesezt, so wird sie

[1]) Vgl. Elem. phys. Tom. V, lib. XVII, sect. I, §. 11.

endlich eine gewiſſe Stärke auch nachher noch beibehalten, und gleichſam devteropathiſch vor allen hervorſtechen. Sie wird die Seele treffender rühren. Sie wird in allen Aſſoziationen dem Verſtand heftiger ſich aufdringen, ihn mächtiger beſtimmen, ſie wird die Tyrannin des zweiten Willens [des Willens zum Handeln] werden, da der erſte Wille [der Wille zur Aufmerkſamkeit] gar nicht ausgeübt war. So kann es Leute geben, die zulezt mechaniſch gutes oder böſes thun. Anfangs hatten ſie es frei, moraliſch gethan, da nehmlich ihre Aufmerkſamkeit noch unbeſtimmt war. Izo aber iſt die Idee auch ohne Aufmerkſamkeit die lebhafteſte, ſie feßelt die Seele an ſich, ſie herrſcht über den Verſtand und Willen. Hierinn ligt der Grund aller Leidenſchaften und herrſchenden Ideen, und zugleich der Fingerzeig beede zu entlarven."

Aber noch weitere Wirkungen ergeben ſich. Die Seele heftet ihre Aufmerkſamkeit auf mehrere Ideen und bringt ſie in neue Aſſoziationen: ſie „erdichtet". Sie läßt ihre Aufmerkſamkeit auf einzelnen Beſtimmungen mehrerer Ideen ruhen und denkt dieſelben aus ihren Aſſoziationen heraus: ſie „ſondert ab". Die ſo gewonnenen neuen Ideen „feßelt ſie beſonders im Denkorgan wieder", „ja ſelbſt das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt bei dieſen Wirkungen ſcheint ſie in materiellen Formen zu feßeln, weil ſie diß Bewußtſeyn zugleich wieder mit den alten Ideen zurückbringt. In dieſem Fall ſagen wir: Sie erinnert ſich wieder." Und indem die Seele kraft ihrer Aufmerkſamkeit eine materielle Idee ſtärker erſchüttert, „wird dieſe die nächſt angränzende auch ſtärker erſchüttern. Die Aſſoziation wird alſo raſcher, lebhafter werden." So iſt das Denkorgan dem Verſtand [der Denkkraft] und der Verſtand wieder dem Denkorgan unterworfen; „ganz iſt er davon abhängig biß auf die Aufmerkſamkeit .... Ganz iſt es abhängig von dem Verſtand, biß auf den Einfluß der Senſation."

Doch die Seele iſt ja „nicht allein ein denkendes; Sie iſt auch ein empfindendes Weeſen". So ſoll nun unterſucht werden, wie genau Denken an Empfinden gebunden iſt. Die Empfin-

dung des Schönen wird herausgehoben, die Frage gestellt, ob das Melodische, das Schöne den Menschen vollkommener macht als das Unmelodische, das Häßliche. Hier aber, vor einer sehr anziehenden Perspektive, bricht das Fragment ab. Und so bleibt uns auch ein Anderes entzogen, was die Einleitung versprochen hatte, der Nachweis nämlich, daß alle Vergnügungen der Sinne sich „durch mancherlei Krümmungen und Widersprüche" dennoch endlich zum großen Plane der Natur zurückneigen.

Die Dissertation fand nicht die Billigung der Lehrer. „Zweimal habe ich" — berichtet der Chirurgien-Major Klein unter dem 27. Oktober 1779 — „diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefärliche Hang zum besser Wissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hard und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greiffet er den unsterblichen Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neuen Theorien passend ist. — Uebrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von deß Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden, nützlichen Gelehrten."

Aehnlich urteilte unter dem 8. November der Hofmedikus Reuß. Auch er findet, daß den Sinn der philosophischen Betrachtungen Schillers „öffters schwehrlich jemand

errathen" werde. Der Aufſatz enthalte „den ganzen Umfang der Phyſiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meynungen und Erklärungen durchwoben". „Der Styl iſt durchaus frey und ſchwülſtig, die Gedanken reich und aufbrauſend, jedoch auch manche Stellen noch laconiſch." Die Schrift zum Druck zu befördern, könne er „niemalen vor rathſam halten". Das ausführlichſte Gutachten, datirt vom 6. November, gab Consbruch, ſichtlich der intelligenteſte der mediziniſchen Lehrer Schillers. Consbruch allein hebt eine größere Anzahl von einzelnen Punkten heraus, um ſeinen Tadel zu begründen. An der Sprache, welche ſich Schiller gegen Haller erlaubte, nimmt auch er Anſtoß; eine weniger blühende Schreibart wäre zu wünſchen geweſen; der Witz ſpiele zu viel. Uebrigens enthalte die Streitſchrift ſehr viel gutes und mache den philoſophiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſen des Verfaſſers Ehre.

Man wird einzelne dieſer Ausſtellungen nicht ohne Lächeln leſen. Es iſt auch wunderlich, daß ſich Consbruch, der Mann der Naturkunde an einer Stelle ſeines Gutachtens den Einwurf geſtattet: „Mir iſt kein Thier ohne Kopff bekannt." Aber man muß billig ſein; von „ängſtlichen Pedanten", von einem „ſchielenden" Bericht der Profeſſoren zu reden, wie dies z. B. von Borberger geſchieht [1]), iſt nicht am Ort. Vielmehr liegt etwas Naives und Grundehrliches in jenen Urteilen; einzelne Bemerkungen ſind ſogar vorzüglich charakteriſirend. Der philoſophiſche Flug Schillers überſtieg den Geſichtskreis der Beurteiler; Klein und Reuß verraten ſehr deutlich, daß ſie die Empfindung hatten, als ob ihnen ein Mühlrad im Kopf herumgehe. Das Unternehmen Schillers war anſpruchsvoll; die Tendenz der Arbeit ſetzte das mediziniſche Wiſſen auf die Stufe eines Mittels zum Zweck herab; und doch war das mediziniſche Wiſſen des Verfaſſers nicht an allen Punkten in Ordnung. Dabei waren Männer, welchen die Zeit Verehrung ſchuldete, ziemlich burſchikos behandelt. So erklärt ſich wohl die Abneigung der ärztlichen Lehrer, zumal gegen den Druck. Nicht mit Unrecht ſpöttelte

[1]) In der biographiſchen Einleitung zur Groteſchen Schillerausgabe.

Consbruch über jene von Schiller eingeführten „Kräfte"; und indem er der Meinung Schillers, daß die Seele erſt während der Geburt in das Kind komme, widerſpricht, greift er einen Punkt heraus, über welchen richtiger zu denken nicht eben ſchwer war; daß der Beginn der Beſeelung in den Augenblick der Empfängniß zu ſetzen ſei, wußte, wie Schiller bei Haller finden konnte [1]), bereits der alte Hieronymus von Florenz. Wie es ſcheint, war auch die Latinität der Diſſertation ziemlich bedenklich, derart, daß ſelbſt die mediziniſchen Herren, die doch in ſolchen Dingen von jeher etwas vertragen konnten, beunruhigt wurden [2]).

Der Herzog entſchied unter dem 13. November aus Hohenheim, die Probeſchrift des Eleven Schiller ſolle nicht gedruckt werden, obſchon er geſtehen müſſe, daß der junge Menſch viel ſchönes darinnen geſagt und beſonders viel Feuer gezeigt habe. „Eben deswegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt, denke ich, kann ſie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm ſeyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſeyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

Die herzogliche Ordre hat wenig Befremdendes. Ob die Diſſertation druckfähig ſei oder nicht, das mußten die Fach-

---

[1]) Elem. phys. Tom. VIII, lib. XXIX, sect. III, §. 1.

[2]) Consbruch rügt z. B. impulsit für impulit, haut, wie Schiller wiederholt ſchrieb, für haud (nicht), dirematur anſtatt dirimatur u. a. Auch vom lateiniſchen Stil erweckt Schillers „dantur animalia acephala" keinen hohen Begriff; und wenn dem neunzehnjährigen Kandidaten ſolche Dinge in die Feder kamen, ſo läßt ſich der Schluß machen, daß ſeine trefflichen lateiniſchen Diſtichen früheren Datums nicht ohne namhafte Mithilfe der Lehrer zu Stande gekommen ſind; aber auch der, daß der lateiniſche Unterricht an der Militärakademie nicht gerade der glücklichſte war. Die Urteile der Profeſſoren ſind vollſtändig abgedruckt bisher nur im Morgenblatt, Jahrg. 1847, Nr. 70 u. 71; Goedekes hiſtor. kritiſche Ausgabe bringt Consbruchs Gutachten leider verkürzt. Die Originalhandſchrift Consbruchs befindet ſich im kgl. Staatsarchive zu Stuttgart. Vgl. den Anhang des Buches.

gelehrten am besten wissen; der Herzog konnte kaum anders als ihrem Urteil sich anschließen. Uebrigens verrät sich in den Worten: „obschon ich gestehen muß u. s. w." einiges Gefühl des Bedauerns. Es ist überhaupt einzuräumen, daß Herzog Karl Scharfblick genug besaß, um in dem jugendlichen Schiller einen hervorragend begabten Zögling zu erkennen. Hatte er doch schon früher, als Schiller in einer Prüfung mehrere Antworten schuldig blieb und der Lehrer die Frage aufwarf, ob solche Unwissenheit von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre, das klare und klärende Wort gesprochen: „Laßt mir diesen nur gewähren! Aus dem wird etwas" [1]). Und auch diesmal vermochten ihn die Ausstellungen der Fachlehrer in seinem allgemeinen Urteil über Schiller nicht zu beirren. Ihm gefiel das Pathetische des Tones wie der moralische Gehalt der Arbeit, und er war einigermaßen stolz, daß ein solches Schriftstück aus seiner Militärakademie hervorgegangen war. Am 19. November überschickte er die „Philosophie der Physiologie" dem Geh. Legationsrat von Mosheim zu Stuttgart mit den begleitenden Worten: „Ich gebe Mir das Vergnügen, dem Herrn Geh. Leg. Rath hiebey eine von dem Eleve Schiller in Meiner herzoglichen Militair-Academie verfertigte Streit-Schrifft zur Einsicht obwol in der Stille mitzutheilen, weil Ich Anstand nehme, sie vor der Zeit bekannt werden zu lassen, und wird der Herr Geh. Leg. Rath das vorzügliche Genie dieses jungen Menschen daraus wahrnehmen" [2]). Man muß diesen hellen Blick gelten lassen, auch wenn man sich erinnern darf, daß das Wort „Genie" in diesem Zusammenhang und dem damaligen Sprachgebrauche gemäß nichts anderes sagen will, als was wir mit dem Wort „Befähigung" bezeichnen. Herzog Karl fühlte, daß sein Marbacher Zögling Geist habe. Als dieser Geist sich nachher in seiner Urkraft entfaltete, als ein Riese von Intelligenz und ein Träger poetischer Genialität aus den Hüllen stieg, fehlte dem Herzog freilich der Maßstab für

[1]) Karoline v. Wolzogen, nach Hovens Mitteilung, in Schillers Leben, S. 11 der 5. Aufl.

[2]) Das herzogliche Schreiben publizirt v. Schloßberger, Archivalische Nachlese, S. 18.

die wirkliche Größe wie für die Art dieser Begabung, und die Empfindung, die er unter diesen Umständen hatte, läßt sich nicht besser bezeichnen als mit dem Bild von „der Henne, welche die ausgeheckten Wasservögel ihrem Elemente zulaufen sieht“ [1]).

Düntzer weiß seinen Lesern zu erzählen, Schiller sei über die verweigerte Entlassung „entsetzlich aufgeregt“ gewesen. Ueberliefert ist davon nichts. Bei Boas heißt es noch: „Wie sehnsüchtig mag er die Entscheidung, die von Hohenheim kommen sollte, erwartet und mit welchem Schrecken mag ihn des Herzogs Schreiben durchzuckt haben.“ Man sieht, wie dergleichen wird und wächst. Doch wenn etwa Schiller sich auf die Entlassung gar nicht Hoffnung gemacht hätte? Und das scheint am Ende der Fall zu sein. Denn ein fünfjähriges medizinisches Studium war in der Militärakademie Regel; da nun Schiller zu Ende 1775 in die medizinische Fakultät eingetreten war, so durfte er vor 1780 die Entlassung nicht erwarten. Es geht auch aus den Akten hervor, daß im Jahre 1779 nicht ein einziger Kandidat der Medizin die Entlassung aus der Militärakademie erhielt; ein Gefühl der Zurücksetzung gegenüber Kameraden konnte Schiller in dieser Beziehung also keinenfalls haben. Plieninger, der im gleichen Jahre wie Schiller in die herzogliche Anstalt aufgenommen worden war und mit Schiller gleichzeitig zur Medizin sich gemeldet hatte, reichte 1779 eine Dissertation ein, deren Druck der Herzog gestattete [2]); aber entlassen wurde er erst im Dezember 1780; auch Elwerts medizinische Dissertation wurde 1779 gedruckt, aber erst im März 1780 ließ man ihn nach Hause.

---

[1]) Das Bild wird im Morgenblatt, 1847, Nr. 70 gebraucht. Wenn aber das Morgenblatt dabei ausführt, des Herzogs Urteil, Schiller könne ein recht großes Subjektum werden, verliere dadurch viel an Bedeutung, daß der Stifter der Militärakademie „gar nicht selten Aehnliches von Subjekten aussagte, an denen es sich keineswegs bewahrheitet hat“, so ist dies kaum richtig. Wenigstens geben die Akten der Karlsschule, wie H. Wagner, II S. 280 bemerkt und v. Schloßberger, Archiv. Nachl. S. 17 bestätigt, dafür keinen Beleg.

[2]) Vgl. die Ordre des Herzogs vom 13. Nov., die nämliche, welche mit Schiller sich befaßt, ihrem vollständigen Wortlaut nach abgedruckt im Morgenbl. 1847, Nr. 72 und bei H. Wagner II, S. 279.

Hiemit ist thatsächlich erwiesen, daß von der Drucklegung einer Dissertation die Entlassung nicht abhängig war; und das Gleiche geht aus dem autobiographischen Bericht Hovens [1]) hervor. Hoven reichte 1779 die Dissertation „de causis morborum" ein; sie wurde ihm als des Druckes nicht würdig zurückgegeben, und dieser Umstand ist es, den er als beschämend schildert, nicht eine etwa fehlgeschlagene Hoffnung auf Entlassung; von letzterer ist bei ihm gar keine Rede. Zuvor macht Hoven die Angabe: „Am Schlusse der zwei letzten Studienjahre mußte . . . von den Zöglingen eine sogenannte Probeschrift vorgelegt werden, die, wenn sie den Beifall der Lehrer erhalten hatte, gedruckt wurde." Der Sinn dieser zeitlichen Bestimmung kann kein anderer sein, als der, daß die Probeschrift am Schlusse des letzten oder des vorletzten Studienjahres eingereicht werden konnte oder sollte; sonst müßten die zwei letzten Studienjahre eine besondere Einheit gebildet haben, was nicht der Fall war, sonst würde auch Hoven kurzweg geschrieben haben: am Schlusse des letzten Studienjahres. Man wäre geneigt zu glauben, daß die Bezeichnung „Probeschrift" recht eigentlich von einem vorläufigen Versuch, einer wissenschaftlichen Abhandlung, welche zu der dem Abgangsjahr vorausgehenden Schlußprüfung geschrieben wurde, gelten könnte; aber der offizielle Ausdruck wechselt zur Zeit Schillers ganz willkürlich zwischen Probeschrift, Streitschrift, Abhandlung, Dissertation u. s. w. Zu beachten ist noch, daß diejenigen, welche über Schillers Jugend die ersten oder die maßgebendsten Nachrichten überliefert haben — Hoven, Streicher, Petersen, Scharffenstein, Conz, Christophine Reinwald, Körner, Charlotte Schiller, Karoline von Wolzogen — nichts davon wissen, daß Schiller 1779 um der Entlassung willen eine Probeschrift eingereicht habe, daß ihm eine derartige Hoffnung vereitelt worden sei; die Fassung ihrer Berichte spricht eher dagegen, und zum Teil nennen sie doch die „Philosophie der Physiologie" ausdrücklich. So bleibt höchstens auffallend, daß der Herzog in seiner Ordre vom 13. November die Nichtentlassung Schillers zur Sprache bringt, während er bezüglich Plieningers

[1]) Selbstbiographie S. 46.

und zweier anderer Zöglinge, über deren Probeſchriften der gleiche Erlaß Reſolution gibt, dieſes Umſtandes gar nicht gedenkt. Aber mir ſcheint, die Aeußerung, es werde für Schiller recht gut ſein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibe, iſt nur gelegentlicher Zuſatz, Ausfluß von Herzog Karls immer regſamem, immer redſeligem väterlichen Deſpotismus und Fingerzeig für die Lehrer, wie nützlich es doch für dieſen jungen Mann, der bei ſoviel Talent wirklich d. h. zur Zeit nur allzuſtarkes Feuer zeige, ſein werde, wenn ihn die herzogliche Erziehungsanſtalt noch ein Jahr lang in Zucht nehme.

Die öffentlichen Schlußprüfungen begannen am 29. November. Schiller disputirte am 4. Dez. bei Prof. Haugs Sätzen über „Teutſche Sprache, Schreibart und Geſchmack", verteidigte als „Reſpondent" am 10. Dezember in lateiniſcher Sprache die Theſen des Prof. Reuß aus der Materia medica, disputirte am 9. und 11. Dezember als „Reſpondent" und „Opponent" bei Consbruchs Theſen aus der praktiſchen und gerichtlichen Medizin [1]). Er wird es nicht in froher Stimmung gethan haben. Denn wenn auch keine Freiheitshoffnung vernichtet war, ſo mußte doch das abfällige Urteil über die Probearbeit ſelbſt ihn entmutigen. Zwei volle Jahre hatte er gewaltſam die poetiſche Bilderwelt, die ſeines Geiſtes Luſt und Leben war, zurückgedrängt, mit Aufwand mühevollen Fleißes war eine wohldurchdachte Arbeit gefertigt, welche die Summe ſeiner Kenntniſſe zog: und nun verſagten ihr die Lehrer die öffentliche Anerkennung, nun ſchien der Gewinn ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien in Frage geſtellt.

Aber die Muſe gab dem, den ſie längſt ſchon liebte, ein Zeichen. Sie führte den Mann vor ſein Angeſicht, an deſſen Geiſtesglut und Fülle der dichteriſchen Schönheit Phantaſie und Herz ſich ihm entzündet hatten, der in deutſcher Mutterſprache zum Innerſten ſeines Lebens redete wie kein Anderer. Es war ein Abend, der 12. Dezember des Jahres 1779,

---

[1]) Nach Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1779, S. 786, 813, 817. Bisher überſehene Fakta.

die öffentlichen Prüfungen gingen zu Ende. Da trat, an der Seite des Herzogs von Weimar, der hohe Mann in die Säle der Akademie, auf dessen Lippen das selige Lächeln der Götter schwebte, der auf der Stirne das Siegel allherrschenden Geistes trug, des deutschen Volkes genialster Sohn, Wolfgang Goethe. Sie hefteten die Augen auf ihn, die dreihundertsechzig Zöglinge, sie sahen, wie der Herzog von Würtemberg den Freund des Fürsten auszuzeichnen suchte, sie wußten, daß Herzog Karl um der Gäste willen an der lange vorbereiteten Rede in einem Nebenzimmer noch Aenderungen machte, und Einem muß das Herz geschlagen haben, als ob die Brust zu eng würde, und das Wort der Bewunderung und Freude, das die Lippen nicht sagen durften, sog der Strahl des Auges in sich auf, es hinüberzutragen nach dem Fremden. Und dieser Eine war Friedrich Schiller.

Am 14. Dezember wurde der Stiftungstag der Militärakademie gefeiert. Nach 11 Uhr fuhr der Herzog von Würtemberg in einem achtspännigen Staatswagen, begleitet von seinem Hofstab, unter Vorritt der Leibgarde, mit Gefolge sämmtlicher Edelknaben, vom neuen Schloß zur Militärakademie, wurde dort vom Intendanten, den Professoren und Offizieren der Anstalt empfangen und in die Akademiekirche geleitet, woselbst sämmtliche Zöglinge versammelt waren.

Der Gottesdienst begann unter Trompeten- und Paukenschall und unter Absingung des Te Deum; Hofprediger Rieger hielt die Gedächtnißpredigt. Goethe wohnte dem Gottesdienst bei. Hierauf begab sich Herzog Karl mit seinen Gästen, dem Herzog Karl August von Weimar, dem Geheimen Rat Goethe, dem Oberjägermeister von Wedel aus Weimar, dem kaiserlichen General von Seeger, dem Vicekammerpräsidenten von Dalberg aus Mannheim, dem fürstl. Speierischen Geheimen Rat v. Thurn, unter Konduкt des ganzen Hofes, durch die Schlaf- Lehr- und Kunstsäle der Militärakademie nach dem Speisesaal der Zöglinge und dem Examinationssaal, woselbst Mittagstafel gehalten wurde. Am nämlichen Abend fand im weißen Saale des neuen Schlosses die Preisverteilung statt; die fremden Gäste,

der Herzog mit seinem Hof, die gesammte Akademie waren zugegen.

Prof. Consbruch hielt hier die Festrede über das von Herzog Karl gegebene Thema „von dem Einfluß der physikalischen Erziehung in die Bildung der Seelenkräfte". Bei der nun folgenden Preisеverteilung stand Goethe zur linken Seite des Herzogs von Würtemberg, Karl August zur rechten. Schiller erhielt aus der Hand des Herzogs gegen Erstattung des Rockkusses drei Preise aus der praktischen Medizin, aus der Materia medica und aus der Chirurgie, drei Medaillen aus Silber, welche auf der einen Seite das Brustbild des Landesfürsten, auf der andern ein Sinnbild der Wissenschaft, in welcher die Auszeichnung errungen war, trugen. Auch in der deutschen Sprache war er für preiswürdig erklärt worden, und wäre das Loos ihm hierin günstig gewesen, so würde er zum Chevalier des kleinen akademischen Ordens ernannt worden sein; aber Hoven, Ferdinand Friedrich Pfeiffer und Elwert waren im Deutschen gleich gut zensirt, und Elwert war glücklicher als Schiller. „Mächtig erregte" diesen „das Anschauen Goethes. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen!" [1]) Aber verschlossen lag die Zukunft dem Auge Goethes, und äußerlich bemerkbar wurde Schiller kaum; denn bei der großen Menge der Preisträger verlor sich der Einzelne [2]).

---

[1]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, S. 18. Vgl. Charlotte v. Schillers biographischen Aufsatz bei Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, S. 86.

[2]) Nach dem Schwäb. Magazin vom Jahr 1779, S. 756 wurden 124 Preise ausgeteilt, vier Zöglinge wurden zu Chevaliers des kleinen, einer zum Chevalier des großen akademischen Ordens ernannt. Eine vollständige Beschreibung der Festlichkeiten publizirte v. Schloßberger nach dem Wortlaut des „Befehlbuchs" der Militärakademie in der besondern Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" vom 13. Dez. 1879. Palleske wie Düntzer geben den Tag von Goethes erstem Besuch in der Militärakademie unrichtig an; vgl. hierüber zu weiterem Beleg Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 756 und 757. Vgl. auch Hovens Selbstbiographie, S. 61—62. Nach Hovens Bericht

Goethe kam damals mit dem Herzog Karl Auguſt von einer Schweizerreiſe zurück. Er ſtand im Alter von 30 Jahren, in Ruhmesglanz, in der Blüte von Kraft und männlicher Schönheit. Egmont war begonnen, Iphigenie in Proſa vollendet; ſein Leben in Weimar, vom Sternenblick hoher Liebe geſegnet, wendete ſich aus der überſchäumenden Bewegung der erſten Genialitätsperiode zu in ſich gekehrter Sammlung, zu ruhiger Klarheit und innerer Verſöhnung, zur höchſten Pflichttreue in ausgebreiteter Thätigkeit. Gerade dieſe Zeit iſt in Goethes Leben um geiſtigen und ſittlichen Ernſtes willen höchſt anziehend und von außerordentlicher Bedeutung; eben vor Antritt der Schweizerreiſe hatte er in ſeinem Tagebuch jenes ſchöne und ehrliche Selbſtbekenntniß niedergelegt, das mit den Worten ſchließt: „Möge die Idee des Reinen, die ſich auf den Biſſen erſtreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“

Da war freilich der um 10 Jahre jüngere Schiller noch ganz ein Werdender, nach der Geſtaltung ſeiner Zukunft dunkel Taſtender. Aber in allernächſter Zeit begannen die Schleier zu reißen. Dämpfen wollte der Herzog das Feuer des „jungen Menſchen“, zähmen wollte er noch ein wenig ſeine Sprache.

ſoll Goethe während der Rede Consbruchs, als dieſer ein Zitat aus dem Werther einflocht, ſichtbar errötet ſein und die Augen niedergeſchlagen haben; aber, wie Boas I, 171 bemerkt, findet ſich ein ſolches Zitat in der Rede Consbruchs nicht, und eine andere Stelle der Rede, welche Boas anführt, bezog gewiß Niemand auf Werther. Die Rede Consbruchs wurde abgedruckt im Programm der Militärakademie von 1779; mir iſt daſſelbe nicht zugänglich geweſen. Man könnte vermuten, daß der Herzog ſelbſt oder der Grand-Chevalier von Mandelsloh, welcher zum Schluſſe im Namen der Preisträger und der Beförderten die Dankſagungsrede hielt, mit einer feiernden Anſpielung den Dichter des Werther berührte; aber wenigſtens die Rede des Herzogs, welche im Schwäb. Mag. 1780, S. 57—65, zu leſen iſt, enthält nicht eine Silbe anderes als ſeine herkömmlichen pädagogiſch-moraliſchen Phraſen. Die Patente zu den Preismedaillen Schillers wie auch das Patent zu dem Preis aus der griechiſchen Sprache, den er 1773 erhielt, veröffentlichte nach den auf Pergament geſchriebenen, zu Tübingen in Privatbeſitz befindlichen Originalen Adalb. v. Keller in der „Nachleſe zur Schillerlitteratur“; „die Blätter ſtammen aus Oggersheim, wo Schiller ſie bei der Abreiſe in einer Schublade ſeines Zimmers . . . zurückgelaſſen hat“.

Aber dem rief jetzt der Geist das erlösende Wort zu: Sei frei, sei du selber! Und die Funken, die lange schon knisterten, bekamen Luft, daß lodernde Flamme emporschlug, und Gestalten der Phantasie drängten heran und mischten sich mit aufquellenden Gebilden des Grimmes und der Sehnsucht: da erwuchs eine Dichtung, und ihr Name heißt „die Räuber".

„Die Ausarbeitung dieses Trauerspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780, und es war beinah vollendet, als Schiller zu Ende dieses Jahres die Akademie verließ." Mit diesen Worten gibt uns Karoline von Wolzogen [1]) die gesicherte chronologische Bestimmung. Nach Mitteilungen von Schillers Schwester Christophine erzählt sie des Weiteren: „Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale die Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch, ein unter ihnen liegendes medizinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft." Auch in Stunden, in welchen Schiller zur Beaufsichtigung von Patienten kommandirt war, entstand manche Szene; waren doch die Krankensäle schon in früheren Jahren manchmal die Zufluchtsstätte gewesen, wenn Schiller verbotener Lektüre von Poesie sich hingeben wollte. Das Zimmer, in welchem Schiller an den Räubern schrieb, ein Mansardezimmer in der nordöstlichen Ecke des jetzigen Schloßnebengebäudes, der alten Akademie, wird jetzt noch gezeigt [2]).

Was so im Geheimen, wider alle Hausordnung entstanden war, teilte Schiller in Bruchstücken den Vertrauten mit. Einen Vorgang dieser Art hat der Stift eines Zeugen uns aufbewahrt. Ich meine

---

[1]) In Schillers Leben, S. 15 der 5. Aufl. Damit übereinstimmend ist Körners Angabe in den „Nachrichten von Schillers Leben".

[2]) Adalb. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, Nr. 21.

die Skizze Viktor Heideloffs, welche in späteren Jahren von dem Sohne desſelben, Karl von Heideloff, als Aquarellbild ausgeführt wurde und in dieſer Geſtalt dem Publikum bekannt geworden iſt [1]). Es ſcheint mir zwar zweifelhaft, ob der Vorgang, wie V. Heideloff will, in das Jahr 1778 geſetzt werden darf, da um dieſe Zeit die Ausarbeitung der „Räuber" noch lange nicht ſo weit vorgeſchritten war, als es nach der Erzählung den Anſchein hat; aber von dieſer chronologiſchen Unwahrſcheinlichkeit abgeſehen, welche hier wenig Bedeutung hat, iſt der Bericht vollkommen glaubwürdig. Die Erzählung lautet ungefähr folgendermaßen. Schiller hatte mit ſeinen Kameraden beſchloſſen, die Gelegenheit eines Spaziergangs zu benutzen, um an einem ruhigen und ungeſtörten Orte die Räuber zur Beurteilung vorzutragen. Als nun die Zöglinge in Begleitung eines Hauptmanns am Morgen eines ſchönen Sonntags im Mai über die Weinſteige in das Bopſerwäldchen einen Spaziergang machten, ſonderten ſich die in den Plan Eingeweihten von den übrigen ab und gingen, von der Nachſicht des Hauptmanns mit etwas Freiheit begünſtigt, tiefer in den Wald hinein. Hier lagerten ſie ſich um Schiller, der auf den hervorſtehenden Wurzeln eines der ſtärkſten Fichtenbäume Poſto gefaßt hatte. Seine Stimmung war während des Vortrags eine ſehr heitere; er koſtete die Luft der Freiheit, die Einſamkeit des Waldes, und die bewundernde Teilnahme der Freude hob ihm das Herz. Lauſchend folgten ſie ſeinen anfänglich ruhiger geſprochenen Worten. Als er aber zu der Stelle des vierten Aktes gelangte, in welcher Karl Moor mit Entſetzen ſeinen todt geglaubten Vater vor dem Turm anredet, ſteigerte ſich Schillers Stimme in dem Grade, daß die Freunde über den Ausbruch ſeines Affektes in Beſtürzung gerieten, bis ſie der Eindruck der Großartigkeit der Dichtung in faſt endloſe Beifallsbezeugungen ausbrechen ließ. Den Moment der anſchwellenden Bewunderung vergegenwärtigt die gefällige Skizze: Schiller, deſſen Linke das

[1]) Das Aquarellbild wurde 1856 zu Stuttgart ausgeſtellt. Ein darnach gefertigtes Titelkupfer mit Erklärung von Karl v. Heideloff findet ſich in H. Wagners Geſch. d. H. Carlsſchule, Band I. Vgl. daſelbſt im Ergänzungsband S. 38—40.

Manuſcript ſtraff nach abwärts hält, ſpricht frei, das Auge zur Höhe gerichtet, der rechte Arm macht eine Bewegung gegen das Herz; Schlotterbeck, im Rücken Schillers an die Fichte gelehnt, hält den Finger an die Lippen, Hoven, der daneben auf einem gefällten Stamm ſitzt, erhebt die Hände, um Beifall zu klatſchen; ihnen gegenüber ſteht Heideloff, vom Stahlgeiſt der Dichtung gebannt, zwiſchen Dannecker, deſſen Auge gutmütig ſtaunend, die Zukunft wägend, an Schiller hängt, und dem am Raſen ſitzenden Militäreleven Kapff, welcher mit Lippen und Händen die enthuſiaſtiſche Erregung ſeiner Seele bekundet. In der Ferne, tief unten erblickt man die Türme von Stuttgart. Der breite Schädel Danneckers, das rundliche freundliche Geſicht Hovens, Schiller ſelbſt, deſſen Haltung von Energie geſpannt iſt, während der Hauch des Genius das Antlitz adelt und der Welt ihn entrückt — ſind ſichtlich mit der Wahrheit des Porträts gezeichnet.

Vom Argwohn der Aufſeher umgarnt, mit Liſt ſie bekämpfend, in der Stille der Nacht, unter dem Reiz des Geheimniſſes, vom Dämon getrieben, in den Wetterſchlägen ſich entfeſſelnder Kraft, ſo ſchrieb Schiller das gigantiſche Stück. Szene um Szene löſte ſich ab von ſeiner Seele, und die ihn liebten, träumten mit ihm, jauchzten mit ihm und hielten mit dem Dichter den erſten kritiſchen Rat. An ſeinen Flammenworten entzündete ſich ihr eigenes Freiheitsgefühl, und er wiederum ahnte in der Zuſtimmung ihrer Herzen den kommenden Beifall der Welt. Wo ein Stelldichein ſich ermöglichen ließ, im Garten der Akademie, in Ecken und Gängen des weitläufigen Gebäudes, friſchweg von der Produktion, macht er ſie zu Zeugen des Fortſchritts der Dichtung. Manchmal auch ließ er von einem Freunde eine Szene ſich vorleſen, um freier den Eindruck, den ſie mache, beurteilen zu können. Es iſt kein Wunder, wenn das Stück für immer die Jugend und alle, welche innere Lebensglut ſich bewahren, bezwingt; denn der Blutſtrom der Jugend iſt in das Stück ergoſſen, und aus einem grenzenloſen Enthuſiasmus geboren, dem Leben abgerungen, vom Widerklang der Freundſchaft genährt, bringt es den ganzen Zauber des Lebens eines Dichters, die Bilder ſeiner Tage uns mit herauf.

Von seiner Art zu produziren, haben wir eine charakteristische Schilderung [1]). „In ihrer äußeren Wirkung betrachtet," erzählt Petersen, „war die Begeisterung bei Schiller korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michelangelo, während seiner Bildhauerarbeiten, bemerkt hat. Mehr als hundert Male haben Schillers Bekannte diese Erscheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schiller einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikers R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in solche brausende Bewegung und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen sein."

Erinnern solche Bezeichnungen an Ausdrücke der alten Philosophen, welche den Dichter als einen vom göttlichen Geiste Trunkenen schildern, an Shakespeares Vers „Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend", ist alles Zeugen der Phantasie ein Akt, der nur in der konzentrirtesten Verinnerlichung, in einem Zustande des der Welt Entrücktseins blitzartig sich vollzieht, wobei dann freilich die künstlerische Besonnenheit für die Ausgestaltung des Kunstwerkes mitthätig wird, so sind doch körperlich sich kundgebende Erregungen so konvulsivischer Art, wie sie aus Schillers Jugendzeit geschildert werden, eine besondere Erscheinung. Sie repräsentiren aber sowohl den gewaltsamen Durchbruch seiner Begabung, das leidenschaftliche Niederreißen der seinem Talent entgegenstehenden Dämme als auch die Schwere des Ringens einer Geistesanlage, welche in alle poetische Produktion die Macht des Gemüts, das Vollgewicht des ganzen innern Menschen wirft und welche — darin ruht die höchste Eigentümlichkeit des Schillerschen

[1]) In Petersens handschriftlichen Aufzeichnungen. Ebendaselbst die Angabe, daß Schiller einzelne Szenen von Freunden sich vorlesen ließ.

Genius — die Gestaltung des Kunstwerks unter einer nicht minder hohen Erregung des Intellekts als der Phantasie zu vollziehen genötigt ist.

Die Heftigkeit des Affektes, welche sich Schillers bemächtigte, sobald er dichterische Empfindungen zu veräußerlichen, in Form zu bringen veranlaßt war, verrät sich auch in der Art, wie er dramatische Rollen zu spielen versuchte. Der 11. Februar 1780, als Geburtstag des Herzogs, sollte von den Zöglingen durch Aufführung eines Schauspiels gefeiert werden. Da die Wahl des Stückes wie die Verteilung der Rollen Schiller überlassen wurde, so bestimmte dieser das Trauerspiel „Clavigo"; ein Tribut, den er dem Andenken des Dichters zollte, welcher die Räume der Akademie kaum erst betreten hatte, wie ein Bekenntniß seiner eigenen Vorliebe für das Stück. Die Hauptrolle spielte Schiller selbst. Aber er verdarb sie durch ein Uebermaß von Pathos in der Deklamation, durch schreiende Stimme und forcirte Gesten; in der Unterredung zwischen Clavigo und Beaumarchais warf er sich so gewaltsam auf seinem Sessel umher, daß er beinahe zu Boden gestürzt wäre [1]).

Einige ergänzende Züge zu dem bisher über Schillers Charakter, sein Verhalten gegenüber der Anstalt und seinen Kameraden Mitgeteilten gibt Karoline von Wolzogen [2]) auf Grund einer Schilderung, welche sie von Hoven erhielt. Ich lasse die Stelle hier wörtlich folgen, da sie um ihrer Authentizität willen als ein bleibender Bestandteil der Schillerbiographie erachtet werden muß. „Was sein sittliches Betragen während des Aufenthalts in diesem Institut [der Militärakademie] betrifft, so erinnere ich mich, sagt von Hoven, von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische

[1]) Vgl. Der Freimüthige 1805, Nr. 220 und Petersens Notiz im Morgenblatt 1807, Nr. 57.

[2]) In Schillers Leben, S. 15.

Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine, mehr nach Innen als nach Außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit gerieth. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, unzuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Anderer an ihm immer einen Beschützer fand."

Er hatte die Jünglingsreife erlangt, sein Selbstgefühl hob sich, das Bewußtsein ungemessener Geisteskraft war über ihn gekommen. Nun gab die Vornehmheit der Seele auch seinem Aeußeren Haltung und Stolz. Bezeichnend ist die von Hoven [1]) überlieferte Anekdote, eine Frau, welche in der Akademie ihren Sohn besuchte, habe, als sie Schiller den Schlafsaal hinunterschreiten sah, ausgerufen: „Sieh doch, der bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Würtemberg!" Aehnlich erzählt Abel in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen: eine Frau, an deren Haus Schiller nach seiner Entlassung aus der Militärakademie oftmals vorüber kam, pflegte zu sagen, der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der Geringste seiner Unterthanen wäre. Vielleicht liegt beiden Ueberlieferungen der gleiche Vorgang zu Grund, der Unterschied der Zeit, welche in Frage käme,

[1]) Selbstbiographie S. 127.

ist nicht wesentlich; die Fassung Abels ist aber schärfer pointirt, hat mehr Bildlichkeit, das „Einhertreten" ist hochcharakteristisch. Die Veränderung, welche in Schillers Wesen vorgegangen war, entging keinem seiner Freunde; auch Petersen lieh in seiner Art diesem Eindruck das Wort, indem er aus seiner Erinnerung schildert: „Schiller zu Ende dieses Zeitlaufs war ein ganz anderer Mensch als zu Anfang desselben. Ehmals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden aufsteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend, und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitlehrlinge, einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in ein Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben [1])."

Doch in diese Stimmungen sarkastischen Mutwillens, sich aufbäumenden Trotzes, hochschwellenden Selbstgefühls, in die enthusiastischen Schauer, welche die Berührung der Muse ihm erweckte, mischten sich wieder die Gefühle des Bangens und der Niedergeschlagenheit. Jetzt wußte er was es heißt: Du, Mensch, bist ein Sohn des Schicksals, du stehst unter der Gewalt einer dunklen Urmacht, welche im Komplex deines Wesens von seinem ersten Werden an wirkt und treibt und gebietet. Jetzt beschlich ihn ein Vorgefühl, was es kosten möchte, wenn Einer von den geebneten Bahnen der Mittelmäßigkeit, welche Millionen von Menschen Frieden und Schutz gewähren, sich losreißt, um auf hohen Wogen eines unbekannten Meeres die einsame Fahrt zu wagen. Er war an einem Punkte angelangt, an welchem er die absolute Unvereinbarkeit seiner inneren und äußeren Zustände bis in das Mark empfand; denn während der Zwang eines unbändigen dichterischen Wollens, das ihn umtrieb, ihm jeden Zweifel benahm, wohin die Zeiger seines Lebens wiesen, belehrte ihn der erste beste Anprall der Gegenwart, jede nüchtern die Zukunft überrechnende Stunde, daß Alles darnach angethan sei, ihm den Kopf zerschellen zu machen. Was sollte er mit seinem Freiheitsdurst, seiner bis zum Himmel ausgreifenden Ideenwelt, mit

[1]) Morgenblatt 1807, Nr. 186.

seinem von Rousseau und Shakespeare glühenden Herzen beginnen, er, seit seiner Knabenzeit gezeichnet als das willenlose Geschöpf eines selbstsüchtigen, gewaltthätigen, starrsinnigen Fürsten, der seinen Landeskindern nichts Höheres zu bieten wußte, als eine „egale Kultur" nach französischem Zuschnitt, dem jede unabhängige Regung eines Unterthans als ein Unding und als ein Verbrechen galt? Und was versprach ihm ein auferzwungener Beruf, der seine innerste Seele leer ließ, was hatte er vom Leben inmitten einer bürgerlichen Gesellschaft zu erwarten, welche zu gehorchen, zu schmeicheln, zu beten und das Herkommen zu verehren gewohnt war? Gab Schiller solchen Gedanken Raum, so warfen die Geister der Melancholie, das Gespenst des Lebensüberdrusses auf seine Wege ihre Schatten.

Ein Brief, den er am 19. Juni 1780 an seine Schwester Christophine schrieb [1]), gibt von solchen Stimmungen Zeugniß. Schiller bezieht sich darin auf den Tod eines Mitzöglings, des jüngeren der Brüder von Hoven, und fügt bei: „Und ich darf Dir sagen, mit Freuden wär ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war, und ist mir eine Last worden. O meine gute Schwester — was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach mein ehrwürdiger mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leisten werde — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder an dieses Stelle gewesen wäre, und doch, doch hätte es ja seyn können; kann es vielleicht noch seyn, daß ihr die Freude nicht mehr erlebt mich aus der academie treten zu sehen, daß ich — Siehst Du ich mag Dirs nicht aussprechen, aber es kann ja seyn — Wer hier in die geheimen Bücher des Schikſals schauen könnte — Mir wärs erwünscht, zehntausendmal erwünscht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlaßen darf. Ich bitte Dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sey klug und tröste Dich und tröste Deine Eltern .... Ich habe

[1]) Abgedruckt dem Wortlaut des Originals getreu bei v. Maltzahn, Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine, S. 1—3.

das Glük von vielen Tauſenden (das unverdiente Glük) den beſten Vater zu haben ... Ich habe viele Freunde in der academie die mich ſehr lieben. Ich habe Dich meine Theure, und doch kan dis alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weiſt nicht, wie ich ſo ſehr im innern verändert, zerſtört bin. Auch ſollſt Dus gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geiſts untergräbt."

Wir werden nun allerdings tröſtlich beruhigt, wenn wir am Schluſſe des Briefes leſen, daß Chriſtophine den Auftrag erhält, den lieben Papa für den Bruder um ein Buch Papier und einige Kiele zu bitten und die liebe Mama an „Strümpffe" zu mahnen; aber jene Ergüſſe ſchwermütiger Lebensbetrachtung behalten dennoch daneben ihre momentane Wahrheit. Die nämliche Stimmung miſcht ſich auch in den Troſtbrief, welchen Schiller am 15. Juni 1780 an den Hauptmann von Hoven geſchrieben hatte, obwohl er zugleich eine allgemeiner geltende Färbung erhält durch den Niederſchlag jener ſchmerzlichen Verdüſterung, welche ein edel angelegtes jugendliches Gemüt leicht befällt, ſobald es die erſten ahnungsvollen Erfahrungen macht, wie wenig die wirkliche Welt in ihrem Zwange zum Egoismus und ihrer überwuchernden Gemeinheit den idealen Vorſtellungen, die das Herz ſich bildete, zu entſprechen geneigt iſt. Auguſt von Hoven, der juriſtiſchen Abteilung zugehörig, war am 13. Juni geſtorben[1]); wenn er auch Schiller nicht ſo nahe ſtand als Friedrich Wilhelm, ſein Kamerad in mediziniſchen Studien wie in poetiſcher Neigung, ſo nahm Schiller doch an Auguſt von Hovens Erkrankung den wärmſten Herzensanteil und durchwachte mit der Mutter des Sterbenden eine Nacht an deſſen Bette. Indem er nun den trauernden Vater aufzurichten verſucht, ſchreibt er ihm unter anderm: „Was verlor Er, das Ihm nicht dort unendlich wieder erſetzt wird? Was

[1]) Vgl. Hovens Selbſtbiographie S. 53 und 373—375, woſelbſt Schillers Brief an den Hauptmann v. Hoven abgedruckt iſt, und zwar mit dem Datum „15. Janr. 1780". Dagegen gibt Wagner, Geſch. d. H. Carls-Schule I, S. 357 den 13. Juni als den Todestag an, und Schillers vom 19. Juni datirter Brief an ſeine Schweſter Chriſtophine beſtätigt die zeitliche Nähe des Ereigniſſes. Vgl. Goed. hiſt. krit. Ausg. I, 365.

verließ Er, das er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet, eh' er noch die Wechſel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Plane ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden? .... So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen iſt, ſo kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen gelangen ..... Tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſeyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig ſeyn, ſo aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“

Dieſer Brief flößte den trauernden Eltern wirklich eine Spur von Troſt ein, und der alte Hoven ſchrieb an Schiller zurück, er wolle ihn für ſeinen zweiten Sohn halten. In Schiller aber regte ſich nun auch der Poet; das Mitgefühl des Herzens und der Anblick der Bilder des Todes erweckten in ihm einen Trauergeſang, „eine Leichenfantaſie“ [1]). Einzelne Vorſtellungen dieſes Gedichtes kehren in der Elegie auf Weckerlin, welche nicht lange nachher entſtand, wieder; aber an poetiſcher Schönheit und Reife der Form ſteht die Elegie weit höher. Die „Leichenfantaſie“ ſchwelgt in einer Schilderei des Grauens, wobei doch

[1]) Vgl. Hovens Selbſtbiographie, S. 54. Schiller nahm das Gedicht nachher in die Anthologie auf und ſetzte ihm die Jahreszahl 1780 und die Bemerkung „In Muſik zu haben beim Herausgeber“ voran.

konventionelle Züge mitunterlaufen; Kraft der Empfindung fehlt keineswegs, aber ein Moſaik pathetiſcher Worte drängt ſich an die Stelle der Sprache der Natur und eines organiſchen Bilderſtromes. Geſuchte, übertriebene Ausdrücke erkälten den Hörer; ſo wenn z. B. der dem Sarge nachgehende Vater mit den Worten gezeichnet iſt:

„Naſſe Schauer ſchauern fürchterlich
Durch ſein gramgeſchmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen ſich."

Deßgleichen läßt Schiller die Kirchhofthüre „brauſen", und gehobene Stunden der Freundſchaft werden mit den Worten geſchildert: „Da wir trunken um einander rollten". Dazwiſchen liegen freilich auch reinere Perlen. Die auf Mozarts Grabſtein wiederholten Verſe:

„Geh du holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Löſche nun den edeln Durſt nach Wonne
Gramentbundner, in Walhallas Ruh"

ertönen in einem ſüßen und weichen Klang; die drei Schlußzeilen der achten Strophe ſind von wahrer Schönheit, und auch die Verſe, welche die Lebensluſt und Hoffnungsfülle des Frühgeſchiedenen ſchildern, ſind mit dem Zauber dichteriſcher Sprache getränkt, und das lebendigere, daktyliſche Versmaß, welches für ſie gewählt iſt, kommt der Verſinnlichung ihres Inhalts zu ſtatten. Allerdings paßt die Charakterzeichnung mehr auf einen Jüngling nach Schillerſchem Ideal als auf den Verſtorbenen; denn dieſer war, wie den Worten ſeines Bruders zu entnehmen iſt, fleißig, ordnungsliebend, von ruhigem Temperament, der Poeſie abhold, wohl ein etwas trockener und regelrechter Kamerad.

Während der Monate Juni und Juli wirkte noch ein anderes Erlebniß beunruhigend auf Schiller. Des mit ihm befreundeten Zöglings Grammont aus Mömpelgart hatte ſich ein hypochondriſches Leiden bemächtigt, das eine tiefgehende körperliche und ſeeliſche Störung herbeizuführen drohte. Schiller, dem Grammont das Geſtändniß gemacht hatte, daß er an Selbſtmord denke,

hielt ihn von diesem Schritte zurück, und da er zur Beobachtung und Pflege des Kranken beordert ward, so widmete er ihm die gewissenhafteste Sorgfalt. Von Schillers Hand sind acht „Tagesrapporte[1])“ erhalten, welche eine beachtenswerte Schärfe und Feinheit des Urteils über psychologische Zustände verraten und das Geschick, mit welchem der junge Seelenarzt die Behandlung leitete, in das günstigste Licht setzen. Schiller findet die Ursache des Leidens in pietistischer Schwärmerei, welche die Begriffe des Patienten verwirrt habe; auf dem Wege metaphysischer Studien sei derselbe sodann „zum andern Extremo“ gelangt, einem Skeptizismus, der ihn an Gott und Welt und an sich selbst verzweifeln lasse. Mit dieser Zerrüttung der Seele verbänden sich körperliche Anomalien, Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen. Schiller folgte in der Diagnose den Gutachten Abels und der medizinischen Professoren[2]); er versucht aber seinerseits eine strengere logische Verbindung der kausalen Momente; dabei hebt er, einem Lieblingsgedanken Ausdruck gebend, das „genaue Band zwischen Körper und Seele“ nachdrücklich hervor. Mit Vorsicht, unter Abwarten der geeigneten Stunde, unter Vermeiden direkten Widerspruchs, wählt Schiller seine Gesprächsthemen, in der Absicht, den Kranken zu beruhigen, zu erheitern, ihm Vertrauen einzuflößen; er gewinnt ihn für Beachtung der diätetischen Regeln, trinkt im Garten mit ihm Wein, liest ihm aus den Biographien des Plutarch vor und legt den Leitern der Anstalt ans Herz, daß man dem Patienten einige Befreiung von der herkömmlichen Hausregel gönnen müsse. Das ist Alles ein ganz vernünftiges Verfahren. Mußte indessen der Verkehr mit dem Verstörten, der nach nichts so sehr sich sehnte als nach Entlassung aus der Militärakademie, düstere Stimmungen in Schillers eigener Seele wachrufen, so nahm zugleich der Verlauf der Sache für letzteren eine besonders unerfreuliche Wendung. Schiller sah sich genötigt, gegen häßliches Mißtrauen seiner Vorgesetzten sich zu

[1]) Publizirt von A. v. Schloßberger, Archivalische Nachlese, S. 18 bis 29. Der Text bei H. Wagner, auf welchen noch die histor. krit. Ausg. Goedekes angewiesen war, ist unvollständig und ohne diplomatische Treue.

[2]) Ihre Gutachten im Auszug bei H. Wagner, I, 583.

verwahren. Den redlichen Eifer, welchen er aufgeboten hatte, lohnte der Intendant mit dem Verdacht, daß Schiller das Begehren des Erkrankten nach Befreiung aus der Akademie heimlich unterstütze. Schiller mußte bemerken, daß man ihn mit Grammont allein zu lassen vermied, und eine Aeußerung des Intendanten gegenüber dem Kranken, daß dieser vielen traue, denen er gar nicht trauen sollte, schien gegen Schiller gerichtet zu sein. In den Grenzen loyaler Form, aber mit dem Unmut einer edlen Seele legte Schiller im Rapport vom 23. Juli 1780 Protest gegen solchen Verdacht ein. Die Antwort Seegers liegt nicht vor. Grammonts Befinden zeigte große Schwankungen; zeitweiliger Aufenthalt in Hohenheim und nachher im Bad Teinach brachte keine entscheidende Wirkung, so daß man ihn 1781 nach Hause entließ. Hier fand er seine Gesundheit wieder.

Es war die höchste Zeit, daß für Schiller die Stunde der Freiheit schlug. Das letzte Drittel des Jahres nahm die Ausarbeitung der Dissertationen für seine Entlassung in Anspruch. Schiller selbst hatte zwei Themata vorgeschlagen und zwar aus dem „philosophischen und physiologischen Fach", welches das ganze Jahr hindurch „der hauptsächlichste Gegenstand" seines Studiums gewesen sei, so daß er „etwas erträgliches" in diesem Felde versprechen könne: erstens eine Abhandlung „über den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"; an zweiter Stelle eine Abhandlung „über die Freiheit und Moralität des Menschen". Die erstere Aufgabe wurde für zulässig befunden; doch verlangte man zugleich eine lateinisch geschriebene Dissertation aus dem Gebiete der Pathologie, eine Abhandlung „über den Unterschied der entzündlichen und der faulen Fieber. Dieselbe unter dem Titel „Tractatio de discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum" am 1. Nov. 1780 von Schiller eingereicht, wurde unter dem 13. Nov. von den Professoren Reuß, Consbruch und Klein gemeinschaftlich begutachtet; sie sei zwar des Lobes würdig, aber doch nicht so vollkommen ausgearbeitet, um ohne viele und große Veränderungen dem Druck übergeben werden zu können. Der Autor habe in jene großen Klassen der

Fieber eine „löbliche Einſicht“, ſage „von ihren Urſachen, Symptomen und Cur-Arten Manches Guthe“ und wiſſe „bei dem Mangel eigener Erfahrung die Erfahrung des Hippokrates und ſeiner eigenen Lehrer ſchicklich zu benützen“. In mehreren Punkten jedoch — der Nachweis geſchieht im Einzelnen — vermiſſe man Vollſtändigkeit und Sorgfalt der Ausführung. Herzog Karl gab unter dem 15. Nov. aus Hohenheim die Weiſung: da der Gegenſtand ſein Fach nicht ſei, ſo komme es auf das Urteil der Lehrer an, ob die Abhandlung verdiene, dem Druck überlaſſen zu werden, oder nicht; erſterenfalls hätten dieſe dafür zu ſorgen, daß die Abänderungen „nach ihren monitis“ gemacht würden. Ein zweites gemeinſchaftliches Gutachten der mediziniſchen Profeſſoren vom 17. Nov. erwidert hierauf, die Streitſchrift Schillers könne auf das bevorſtehende Examen nicht gedruckt werden, „da der Verfaſſer, wie man überall bemerken kann, wenige Zeit auf die Verfertigung dieſer Schrift verwant und deßwegen eine ſolche Veränderung damit vorgenommen werden müßte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beynahe gleich käme, worzu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre“ [1]).

Ich werde darauf verzichten dürfen, den Inhalt dieſer Diſſer-

---

[1]) Den lateiniſchen Text der tractatio de discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum publizirte Bd. XV, I der hiſtor. krit. Ausg. Goedekes nach einer im Beſitz der Familie von Gleichen-Rußwurm befindlichen Kopie des Originals. Ebendaſelbſt das Gutachten der Profeſſoren vom 13. Nov. und die Entſchließung des Herzogs. Das zweite Gutachten vom 17. Nov. publizirte aus den Akten der Militärakademie H. Wagner, II, S. 281; nach ihm Goedeke I, S. 134. Die Originale der tractatio, des erſten Gutachtens der Profeſſoren und der Entſchließung des Herzogs ſind neuerdings aus dem Nachlaß des Medizinalrats Leydhecker zu Darmſtadt zum Vorſchein gekommen und zum Verkauf ausgeboten worden; eine Tochter des Intendanten v. Seeger war mit dem Staatsrat v. Lotter verheiratet, deſſen Schwiegerſohn wiederum Medizinalrat Leydhecker wurde; ſo gelangten die Papiere mit mehreren Briefen Schillers nach Darmſtadt. Im „Berliner Tagblatt“ vom 11. Nov. 1882 gibt R. Wulkow über dieſen „Schillerfund“ Bericht, veröffentlicht auch einige Auszüge, verrät jedoch Unkenntniß der Schillerlitteratur, beziehungsweiſe der früheren Publikationen. Das Original der tractatio de discr. febr. wird als ein Heft von 51 Seiten, enthaltend 38 Paragraphen, bezeichnet.

tation auch nur zu skizziren; derselbe gehört im engeren Sinne in die Geschichte der Medizin, und eine Untersuchung, bis zu welchem Grade Schiller von den damals herrschenden Vorstellungen abhängig ist, in welcher Weise er die ihm überlieferte Doktrin sich zurechtgelegt hat, wäre eine hübsche Ferienarbeit für einen Arzt, der ein warmes Interesse für Schiller bethätigen wollte. Unsere jetzige Medizin hat die pathologische Theorie jener Zeit mit ihren Lehren von den Säften als dem Sitze der Krankheiten, von der Fiebermaterie und dem Entzündungsstoff, der im Blut umherschweife, längst zum alten Eisen geworfen; von den ärztlichen Autoritäten, deren Werke den Zöglingen der Militärakademie empfohlen wurden, ist dem heutigen Publikum fast nur noch der Name Friedrich Hoffmanns, des Erfinders der Hoffmannschen Tropfen, geläufig. Schiller nimmt Bezug auf Hippokrates, Aretäus, Sydenham, Boerhave, Brendel u. a.; beruft sich auf die Vorträge seiner Lehrer, insbesondere Consbruchs, polemisirt zuweilen gegen Stahl, den er der Träumereien („somnia") bezichtigt; mitten unter die Namen der gelehrten Perücken verirrt sich ein englisches Zitat aus dem Hamlet. Einige Anläufe zu eigener Meinung zeigen sich immerhin, doch kann dies Alles nur ein höchst unsicheres Tasten bedeuten. Schiller wußte wohl und hebt es in den Eingangsworten hervor, daß ihm die zureichende Beobachtung am Krankenbett fehle.

Die deutsche, in das Fach der Physiologie und Psychologie fallende Dissertation, betitelt „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", reichte Schiller gleichfalls im November ein. Die Widmung an den Herzog trägt das Datum vom 30. Nov. 1780; doch gilt dies nur für den Druck, zur Zensur unterlag die Arbeit den Professoren bereits einige Wochen zuvor. Denn bereits unter dem 16. November gaben Reuß, Consbruch und Klein ein gemeinsames Gutachten ab, unter dem 17. ein Einzelgutachten Prof. Abel.

Ich möchte zuerst auf eine Stelle der Widmung an den Herzog aufmerksam machen. „Ein Arzt," schreibt Schiller, „dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntniß

der Maſchine dreht, der die gröbern Räder des ſeelenvollſten Uhrwerks nur terminologiſch und örtlich weißt, kann vielleicht vor dem Krankenbett Wunder thun, und vom Pöbel vergöttert werden; — aber Euer Herzogliche Durchlaucht haben die Hippokratiſche Kunſt aus der engen Sphäre einer mechaniſchen Brodwiſſenſchaft in den höhern Rang einer philoſophiſchen Lehre erhoben. Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft ſtehen unter ſich in der vollkommenſten Harmonie: Dieſe leihet jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieſer ihr Intereſſe, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieſes Jahr mit beiden bekannter zu machen geſucht; dieſe wenigen Blätter ſeyen die Rechtfertigung meines Unternehmens."

Schiller ſpricht hier ſehr beſtimmt die Anſicht aus, welche er von der Medizin ſich gebildet hatte. Nicht in praktiſcher Thätigkeit, nicht in der Heilkunde im engeren Sinn ſcheint ihm die erſte und höchſte Aufgabe des Arztes zu liegen; ſondern in der wiſſenſchaftlichen Durchbildung der mediziniſchen Lehre und in der Verwertung der ärztlichen Empirie für die Erkenntniß der Totalität des Menſchen. Hätte er nach Vollendung der akademiſchen Studien im ärztlichen Berufe Boden faſſen können, ſo würde er die Therapie immer als ein untergeordnetes Geſchäft betrachtet haben; dagegen fänden wir ihn auf den Wegen der „mediziniſchen Syſtematiker", deren Beſtrebungen damals in Boerhave, Friedrich Hoffmann und Georg Ernſt Stahl ihren geſchichtlichen Ausdruck gefunden haben, und unter den Mitarbeitern der Phyſiologie. Ich ſehe hier davon ab, daß Schillers dichteriſcher Genius unter allen Umſtänden die Herrſchaft an ſich geriſſen und den Raum für jede andere Thätigkeit eingeſchränkt hätte; nur um einen Durchgangspunkt ſeines Lebens hätte es ſich handeln können, und nur darnach läßt ſich fragen, ob für einen ſolchen Prämiſſen vorhanden und welcher Art dieſelben geweſen ſind. Man kann ſich ja einmal vorſtellen, Schiller wäre etwa in der Schweiz geboren worden, wie Haller, und eine äußere Nötigung hätte ihn dort dem mediziniſchen Studium zugeführt. In irgend einer Ausübung dieſes Berufes hätte er dann wohl fürs Erſte unbehindert ſein Brod gefunden. Oder

man nehme an, der Herzog von Würtemberg wäre ein humaner Fürſt und eines tieferen Einblicks in Schillers Natur fähig geweſen; alsdann hätte er ihn nicht in die Uniform eines Regimentsarztes geſteckt, ſondern dem akademiſchen Lehrberuf zugewieſen. Schillers Verhalten zur Medizin bleibt nicht ſo äußerlich, wie es in der Regel gedacht wird; vielmehr findet eine gewiſſe Aſſimilirung bereits ſtatt. Indem er innerhalb der Medizin die bezeichnete Richtung erwählt, ſucht er für ſeine Perſon nach einem Einklang zwiſchen den Grundbedürfniſſen ſeiner Natur und den Verpflichtungen des realen Lebens. Mit innerer Notwendigkeit nimmt er aus der Medizin den phyſiologiſchen Teil für ſich heraus; denn die Phyſiologie ſieht ſich durch die Art ihrer Aufgaben immer wieder bis zu jenem Grenzgebiete hingedrängt, an welchem das philoſophiſche Intereſſe beginnt; und dieſer Sphäre brachte Schiller eine angeborene Potenz entgegen. Der generaliſirende Trieb eines tiefer angelegten Geiſtes macht ſich geltend, inſofern Schiller vom Empiriſchen hinweg nach Prinzip und Geſetz ſtrebt, die Breite ſeines Blickes, welche das Einzelne im Zuſammenhang des Ganzen ſieht; allerdings auch die Schranke ſeiner Individualität. Ihm dünkt das Wirken am Krankenbette gering, weil ihm die Perſpektive einer höheren, reingeiſtigen Thätigkeit vor Augen liegt; doch auch weil er für das Konkrete, für die Beobachtung des Kleinen und Beſonderen der körperlichen Natur das ſchwächere Organ, den minder liebevollen Sinn hatte.

Die Diſſertation „über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen“ vermeidet die Abgründe, in welche die „Philoſophie der Phyſiologie“ das Senkblei wirft; dafür zeigt ſie in Bezug auf Ruhe der Gedankenentwicklung und Klarheit des Vortrags einen merklichen Fortſchritt. Das Thema beider Abhandlungen iſt verwandt; aber die Aufgabe iſt diesmal doch anders geſtellt, ſie iſt beſchränkter. Während in der „Philoſophie der Phyſiologie“ die Möglichkeit eines Zuſammenwirkens von Materialität und Geiſt im Menſchen den Ausgangspunkt der Unterſuchung bildet, iſt dieſer Zuſammenhang hier als thatſächlich vorausgeſetzt, und die Reihe der Erſcheinungen, welche

aus ihm folgen, beanſprucht in der Behandlung den breiteſten Raum. Dort explizirt ſich mehr phyſiologiſches Detail, während zugleich metaphyſiſche Vorſtellungen ſtärker in das Gewicht fallen; hier hält ſich die Unterſuchung im Weſentlichen im Gebiete der Pſychologie. Die Diſſertation des Jahres 1780 iſt mehr populärer Art, aber auch in ſich fertiger und reifer; das Mißverhältniß zwiſchen der Größe der Probleme und den Mitteln, ſich ihrer zu bemächtigen, iſt beſeitigt. Der Verfaſſer fühlt ſich ſeinem Stoff gegenüber freier, er kann von ſeinem Eigenen weit mehr hinzugeben. Die Diſſertation lieſt ſich vortrefflich, und ſie iſt gleichintereſſant für den Arzt, den Pſychiater, den Pſychologen, den denkenden Laien; denn die immer lebhafte Darſtellung hat große und anziehende Schönheiten und ein außerordentlicher Gedankenreichtum iſt entfaltet.

An die Spitze ſtellt Schiller auch hier den „Elementarſaz“: „Vollkommenheit des Menſchen ligt in der Uebung ſeiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und da zwiſchen dem Maaſe der Kraft und dem Zwek, auf den ſie wirket, die genaueſte Harmonie ſein muß, ſo wird Vollkommenheit in der höchſtmöglichſten Thätigkeit ſeiner Kräfte, und ihrer wechſelnden Unterordnung beſtehen.“ Er bemerkt, daß die Thätigkeit der menſchlichen Seele an die Thätigkeit der Materie gebunden ſei — „aus einer Nothwendigkeit, die ich noch nicht erkenne und auf eine Art, die ich noch nicht begreiffe“. Drei Organismen, „in den genaueſten Lokal- und Realzuſammenhang gebracht“, bilden den menſchlichen Körper: der Organismus der Seelenwirkungen, der der Ernährung und der der Zeugung. Unter dem Organismus der Seelenwirkungen verſteht Schiller die Thätigkeit der Sinne, die Thätigkeit der „Maſchinen der willkürlichen Bewegung“ und die Operationen des Denkens und Empfindens. Die organiſchen Kräfte des menſchlichen Körpers teilen ſich in zwei Hauptklaſſen, von denen die eine diejenigen begreift, welche ſich den allgemeinen Geſetzen der Phyſik unterordnen laſſen — alſo die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menſchlichen Körpers, aus welcher das vegetabiliſche Leben erwächſt; die andere diejenigen, welche „wir nach keinen bekannten Geſetzen und Phänomenen

der phyſiſchen Welt begreiffen können". Zur letzteren Klaſſe rechnet Schiller die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Er erwähnt, daß die Reizbarkeit der Muskelfaſer in einen „gewiſſen Niſum, ſich auf Veranlaſſung eines fremden Reizes zu verkürzen, und beide Endpunkte näher zu bringen" geſetzt werde. Die Auffaſſung des Nerven als eines Kanals, der ein Fluidum enthalte, wird wiederholt; doch wird dieſe dunkle Materie alsbald verlaſſen.

Die nächſten Paragraphen beſchäftigen ſich mit den Begriffen des „thieriſchen" (körperlichen, phyſiſchen) Lebens des Menſchen und ſeinen „thieriſchen" Empfindungen. Indem die Seele die Erfahrung macht, daß ſie aus einem ſchlimmen Zuſtande des Körpers Mißvergnügen, aus ſeinem Wohlſtand Vergnügen ſchöpft, indem ſie ſomit veranlaßt wird, ihn gegen ſchädliche Einflüſſe zu ſchützen, verliert das Leben des Organismus ſeinen rein vegetativen Charakter. Die thieriſchen Empfindungen von Wohl- und Uebelſtand des Körpers können nicht aus dem Verſtand, dem Denken entſpringen, wie die geiſtigen Empfindungen; ſie müſſen auf einem feſteren Grunde ruhen; ſonſt würden Trägheit oder Zerſtreuung oder Ueberwallen der Leidenſchaften ſie außer Kraft ſetzen, ſonſt müßte man dem Kind, in dem ſie doch wirkſam ſind, eine Kenntniß der Oekonomie ſeines Körpers zuſchreiben. Die thieriſchen Empfindungen ſind vielmehr unmittelbar mit dem Organismus verknüpft, in einem ewigen Geſetze der Weisheit begründet, und in ihnen erſcheint bereits der untrennbare Zuſammenhang beider Naturen, der phyſiſchen und der intellektuellen, des Menſchen. Die Verbindungspfeiler ſind die ſtärkſten, denn es gilt die Erhaltung der Maſchine: „Der Geiſt, wenn er einmal in den Geheimniſſen einer höhern Wolluſt eingeweiht worden iſt, würde mit Verachtung auf die Bewegungen ſeines Gefährten herabſehen, und den niedrigen Bedürfniſſen des phyſiſchen Lebens nicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thieriſche Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen ſchweifte, und in der Abſtraktionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus ſeinem intellektuellen Schlummer empor, den Phyſiker, der die Mechanik des Sonnenſyſtems zer-

gliedert und den irrenden Planeten durchs Unermesliche begleitet, reißt ein Nadelſtich zu ſeiner mütterlichen Erde zurük, den Philoſophen, der die Natur der Gottheit entfaltet, und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch ſeine baufällige Hütte ſtreicht, zu ſich ſelbſt zurük, und lehrt ihn, daß er das unſeelige Mittelding von Vieh und Engel iſt." Gegenüber dem Einwurf, daß ein ſolcher Zuſammenhang in moraliſcher Hinſicht höchſt ſtörend und nachteilig wirke, appellirt Schiller an ein „kälteres Nachdenken", bei welchem aus anſcheinender Verwirrung und Planloſigkeit eine große Schönheit hervorgehen werde. Dieſen Nachweis zu führen, macht ſich Schiller zur Aufgabe, und hierin liegt eine der vornehmſten Abſichten der Schrift; hatten doch die erſten Zeilen der Einleitung ſogleich Widerſpruch gegen die Vorſtellung derjenigen Philoſophen erhoben, welche den Körper als den Kerker des Geiſtes betrachten, ebenſoſehr wie gegen diejenigen, welche in der Verbeſſerung des Körpers, in der Erhöhung der Glückſeligkeit der Sinne die Vollkommenheit des Menſchen ſuchen: zwiſchen den Extremen einer ſpiritualiſtiſchen und einer materialiſtiſchen Auffaſſungsweiſe liegt für Schiller die „Mittellinie der Wahrheit".

Bis hierher reicht der erſte Abſchnitt der Diſſertation, die Unterſuchung des „phyſiſchen Zuſammenhangs" oder der phyſiſchen Natur des Menſchen, als des Fundamentes ſeiner geiſtigen Thätigkeit; der zweite Abſchnitt führt den Titel „Philoſophiſcher Zuſammenhang" und betrachtet „die höheren moraliſchen Zweke, die mit Beihülfe der thieriſchen Natur erreicht werden", oder allgemeiner die Arten der Beziehungen zwiſchen ſinnlicher und geiſtiger Thätigkeit. Zuerſt ſoll gezeigt werden, daß thieriſche Triebe die geiſtigen wecken und entwickeln. Es wird der Fall geſetzt, der Menſch ſei Geiſt ohne Leib, ein Weſen ohne körperliche Organiſation, alſo auch ohne körperliche Empfindung, nur mit der formalen Möglichkeit begabt, zu Vorſtellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen: wie würde er alsdann ſeine Kräfte entwickeln, wie wirken können? Zum Denken wird ihn nichts beſtimmen

können als die Erfahrung der daraus entspringenden angenehmen Empfindung; eine Erfahrung ist ohne Vorstellung, ohne Denken nicht möglich; das Denken aber ist in ihm nicht vorhanden. Somit gerät man in einen logischen Widerspruch. Deßgleichen wird den Geist nichts zur Betrachtung der Welt einladen als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit und nichts zur Uebung seiner Kräfte als die Erfahrung ihres Daseins; aber alle diese Erfahrungen soll er zum erstenmal machen, und der Anstoß dazu bleibt doch immer entzogen. Der Geist wird also niemals in Thätigkeit kommen, es müßte denn sein, daß er von Ewigkeit her thätig gewesen ist, was doch wider den angenommenen Fall geht. Dagegen sobald thierische Natur zum Geiste hinzutritt, sobald der erste physische Schmerz das Bewußtsein überrascht, wird mit der Empfindung der Wille und mit dem Willen das Denken in Thätigkeit gesetzt, „das innere Uhrwerk des Geistes" ist in Gang gebracht. So bezeugt denn auch die Geschichte des Individuums, wie die Geschichte des Menschengeschlechtes, daß alle unsere Geistesthätigkeit aus sinnlichen Bedürfnissen sich entwickelt. Schiller unternimmt den Erweis, indem er das Individuum durch seine Altersstufen, die Menschheit durch ihre Kulturstufen verfolgt; hier ist ein reiches konkretes Material aufgeboten und die von Phantasie durchtränkte Diktion wird kühn und glänzend. Schlözers Ideen wirken mit ein. Bemerkenswert ist neben andern die Stelle: „Die Kollision der thierischen Triebe stößt Horden wider Horden, schmiedet das rohe Erzt zum Schwerdt, zeugt Abentheurer, Helden und Despoten. Städte werden befestiget, Staaten errichtet, mit den Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester — und Götter." Der Paragraph schließt mit den Worten: „Der Mensch mußte Thier seyn, ehe er wußte daß er ein Geist war, er mußte am Staube kriechen, eh er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit."

Aber thierische Empfindungen erwecken nicht nur, sie begleiten auch die geistigen. „Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen den Thätigkeiten des Geistes; d. h. Jede Ueberspannung

von Geiſtesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberſpannung gewiſſer körperlicher Aktionen zur Folge, ſo wie das Gleichgewicht der erſtern, oder die harmoniſche Thätigkeit der Geiſteskräfte mit der vollkommenſten Uebereinſtimmung der letztern vergeſellſchaftet iſt. Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt ſie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Luſt, Unvollkommenheit mit Unluſt verbunden iſt, ſo kann man dieſes Geſez auch alſo ausdrücken: Geiſtige Luſt hat jederzeit eine thieriſche Luſt, geiſtige Unluſt jederzeit eine thieriſche Unluſt zur Begleiterin." Hierin erkennt Schiller das erſte Fundamentalgeſetz gemiſchter Naturen, und die weiſe Abſicht deſſelben liegt ihm darin, daß der Verſtand des Menſchen und ebenſo die von ihm erzeugten Empfindungen äußerſt beſchränkt ſind, daß ſomit beide Naturen, die geiſtige und die thieriſche, zu wechſelſeitiger Mitteilung und Verſtärkung ihrer Modifikationen auf das Engſte in einander verſchlungen werden mußten, um den Empfindungen einen größeren Schwung zu geben und den Willen mit doppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen.

Der Erläuterung und Exemplifikation dieſes Geſetzes dienen die nächſten 5 Paragraphen, welche nach den Geſichtspunkten ſich gliedern: Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine, geiſtiger Schmerz untergräbt es. Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maſchine träger. Auch der umgekehrte Fall findet ſtatt, thieriſche Empfindungen wirken zurück auf die geiſtigen. So ergibt ſich als ein zweites Geſetz der gemiſchten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derſelben auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens verbunden iſt. Oder kürzer: die allgemeine Empfindung thieriſcher Harmonie iſt die Quelle geiſtiger Luſt und die thieriſche Unluſt iſt die Quelle geiſtiger Unluſt. Für das Verhältniß zwiſchen den Stimmungen des Körpers und denen des Geiſtes gebraucht Schiller ein ſchönes Gleichniß, eine Nachbildung vielleicht, wie Ueberweg glaubt, des Leibnitzſchen Gleichniſſes zweier gleichgeſtellter Uhren. „Man kann," bemerkt er, „Seele und Körper nicht gar unrecht zweien

gleichgeſtimmten Saiteninſtrumenten vergleichen, die neben einander geſtellt ſind. Wenn man eine Saite auf dem einen rühret, und einen gewiſſen Ton angibt, ſo wird auf dem andern eben dieſe Saite freiwillig anſchlagen, und eben dieſen Ton nur etwas ſchwächer angeben ... Diß iſt die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menſchen gleichſam zu Einem Weſen macht, der Menſch iſt nicht Seele und Körper, der Menſch iſt die innigſte Vermiſchung der beiden Subſtanzen."

Der nächſte Unterabſchnitt handelt von den körperlichen Phänomenen, welche die Bewegungen des Geiſtes verraten. „Jeder Affekt hat ſeine ſpecifiken Aeuſſerungen, und ſo zu ſagen ſeinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar iſt diß ein bewundernswürdiges Geſez der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende [Affekt] den Körper verſchönert, den der niederträchtige und gehäßige in viehiſche Formen zerreißt ... So ladet das ſanfte Auſſenbild des Menſchenfreunds den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trozige Blik des Zornigen jeden zurükſcheucht. Diß iſt der unentbehrlichſte Leitfaden im geſellſchaftlichen Leben." Die Wirkung der verſchiedenen Affekte auf Bewegung und Haltung des Körpers wird geſchildert. Hier entlehnt Schiller manches aus Hallers Phyſiologie [1]); doch geht Schiller einen bedeutſamen Schritt weiter: er hebt nicht nur viel nachdrücklicher, wenn er auch den Namen dafür nicht hat, die Symbolik der Geſte hervor, ſondern er bringt auch pſychiſche Vorgänge zur Sprache, welchen erſt modernes Denken eine erhöhte Aufmerkſamkeit zugewandt und Benennung gegeben hat: das phyſiognomiſche und das mimiſche Einfühlen des Subjekts in die ruhige und in die bewegte Form der Erſcheinung [2]). Dies geſchieht im Verlauf der Stelle: „Es iſt merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erſcheinungen mit den Affekten haben .... Ein großer kühner erhabener Gedanke zwingt uns

---

[1]) Tom. V. lib. XVII. sect. II.

[2]) Vgl. Robert Viſcher, Ueber das optiſche Formgefühl; Leipzig 1873. S. 21.

auf die Zähen zu ſtehen, das Haupt empor zu richten, Naſe und Mund weit aufzuſperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Ausſicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unſere Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausflieſſen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachſen, auf Stürmen und Wellen dahin brauſen; gähe Abgründe ſtürzen uns ſchwindelnd hinunter; der Haß äuſſert ſich im Körper gleichſam durch eine zurückſtoſſende Kraft, wenn im Gegentheil ſelbſt unſer Körper durch jeden Händedruk, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmoniſch ſich miſchen."

Mit dem folgenden Abſatz lenkt Schiller in den Gedankengang Hallers wieder ein. Wird eine Empfindungsart der Seele habituell, ſo werden auch die ihr entſprechenden körperlichen Züge dauernd und endlich organiſch; „die feſte perennirende Phyſiognomie des Menſchen" formirt ſich. „In dieſem Verſtande alſo kann man ſagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer zu ſeyn, und die erſten Jugendjahre beſtimmen vielleicht die Geſichtszüge des Menſchen durch ſein ganzes Leben, ſo wie ſie überhaupt die Grundlage ſeines moraliſchen Karakters ſind." Der nächſtfolgende Satz hat in der erheiternden Naivetät des Ausdrucks ſeinen beſonderen Reiz: „Eine unthätige und ſchwache Seele, die niemal in Leidenſchaften überwallt, hat gar keine Phyſiognomie, wenn nicht eben der Mangel derſelben die Phyſiognomie der Simpel iſt. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerſchuf, und die Nutrition vollendete dauren unangetaſtet fort. Das Geſicht iſt glatt, denn keine Seele hat darauf geſpielt. Die Augbrauen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affekt hat ſie zerriſſen. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in ſeinen Zellen; das Geſicht iſt regelmäßig, vielleicht auch ſo gar ſchön, aber ich bedaure die Seele."

Eine Notiz über Stahl möge hier eingeſchaltet ſein; dieſer Name begegnet uns an verſchiedenen Stellen der Diſſertationen Schillers, und noch in der Widmung der Anthologie („Meinem Principal dem Tod") kehrt er wieder. Georg Ernſt Stahl,

geboren zu Ansbach, geſtorben 1734 als Leibarzt zu Berlin, iſt der Schöpfer eines antimaterialiſtiſchen Syſtems, welches als das bildende und erhaltende Prinzip des Körpers, als die belebende und zweckvoll bewegende Urſache aller Thätigkeit der Organe die Seele annimmt. Dies klingt diskutabel; aber in der Anwendung auf die praktiſche Medizin gelangt der Animismus Stahls zu wunderlichen und willkürlichen Lehren. So gelten ihm die Krankheitserſcheinungen als Heilsbeſtrebungen der Seele, mittelſt deren ſie der Krankheitsurſachen ſich zu entledigen ſucht; und auch die körperlichen Aeußerungen der Affekte werden auf das Beſtreben der Seele, ſich von üblen Gemütseindrücken frei zu machen, zurückgeführt. Hiegegen wendet ſich Haller in ſeiner Erörterung des Mechanismus der Affekte; Schiller reduzirt den bildenden Einfluß der Seele auf das der populären Vorſtellung entſprechende Maß.

Noch wird die Frage geſtreift, ob eine Phyſiognomik einzelner organiſcher Teile, z. B. der Naſe, der Augen, des Mundes, der Farbe der Haare u. ſ. w. möglich ſei. Schiller will ſie nicht geradezu verwerfen, meint aber ſpöttiſch: „ſie dörfte wohl ſo bald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände ſchwärmen ſollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen ſie ſtiefmütterlich beſtraft, und mütterlich beſchenkt hat, unter Klaſſen bringen wollte, würde mehr wagen als Linné, und dürfte ſich ſehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht ſelbſt eines werde."

Der letzte Unterabſchnitt beſchäftigt ſich mit dem Nachlaß der thieriſchen Natur als einer abermaligen Quelle der Vollkommenheit. Es wird ausgeführt, daß nach den Geſetzen der Ideenverbindung eine jede Empfindung, indem ſie gleichartige erwecke und ergreife, ins Unendliche wachſe. Zugleich lehre die Pathologie, daß jede Nervenbewegung durch ſich ſelbſt wachſe. Bei der Verbindung beider ſteigere überdies jedes dieſer Momente wiederum das andere. Demnach ziele jede Schmerzempfindung auf die Deſtruktion der Maſchine, auf den Tod des Subjekts ab; aber auch die höchſte Aktivität, höchſte augenblick-

liche Vollkommenheit in Folge der Erregung durch angenehmen Affekt ſei Exzeß der Geſundheit und hebe „diejenige gute Beſchaffenheit der natürlichen Aktionen, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher ligt", auf. Darum ſei der Nachlaß der thieriſchen Natur, wie er in der Abſpannung, der Erſchlaffung, dem Schlaf ſich geltend mache, notwendig; dieſer Zuſtand laſſe den empörten Lebensgeiſtern Zeit, ſich auszugleichen, den Organen, ſich zu erholen; ſo werde neue Harmonie und neue Kraft gewonnen. Dennoch ſei bei der Gründung unſerer phyſiſchen Natur die Einrichtung getroffen, daß die Konſumtion der Kräfte ungeachtet der ſteten Kompenſationen das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche und alſo der Tod aus dem Leben wie aus ſeinem Keime ſich entwickele. So werde der urſprüngliche Zuſammenhang getrennt; die Materie, in ihre letzten Elemente wieder aufgelöſt, wandere „in andern Formen und Verhältniſſen durch die Reiche der Natur ... Die Seele fähret fort, in andern Kreiſen ihre Denkkraft zu üben und das Univerſum von andern Seiten zu beſchauen. Man kann freilich ſagen, daß ſie dieſe Sphäre im geringſten noch nicht erſchöpft hat, daß ſie ſolche vollkommener hätte verlaſſen können, aber weiß man dann, daß dieſe Sphäre für ſie verloren iſt? Wir legen izo manches Buch weg, das wir nicht verſtehen, aber vielleicht verſtehen wir es in einigen Jahren beſſer". Der nämliche Gegenſtand und eine ähnliche Betrachtung iſt es, welche den letzten Band der Hallerſchen Phyſiologie ſchließt.

Eine bedeutſame Rolle ſpielt in der Abhandlung Schillers die Bezugnahme auf dichteriſche Ausſprüche und Charaktere. Damit gewinnt die Darſtellung an Wärme und Farbe; aber zumeiſt nicht um des Schmuckes, ſondern um der Argumentation willen ſind ſolche Hinweiſe eingefügt. Schiller ſchöpft aus den Werken der Dichter als aus der beſten und reichlichſten Quelle, welche dem pſychologiſchen Studium zufließt; da doch die Gabe des Dichters, wie keines Andern, es iſt, dem Menſchen in die Seele zu ſchauen. Und es iſt völlig bezeichnend für die Einheitlichkeit ſeines geiſtigen Lebens, es iſt nicht bloß das Spiel eines geiſtreichen, hinter den Zeilen dieſer Schrift ſo manchmal hervor-

blitzenden Uebermuts, daß Schiller seine eigenen „Räuber" als Beweismaterial heranzieht; denn die in seinem Schauspiel niedergelegte Psychologie war die konzentrirte Summe seiner Seelenkenntniß, und Besseres, wahrer Empfundenes konnte er der wissenschaftlichen Abhandlung nicht mitgeben. Mit sich selbst in Uebereinstimmung und ganz gewiß in einer allerbesten Laune fühlte er sich, als er sein gegen alle Vorschriften der Akademie zur Welt gekommenes Geschöpf den Professoren vorstellte, und zwar unter Mitgabe einer englischen Visitenkarte; er zitirt seine „Räuber" als „Life of Moor. Tragedy by Krake". Die Zensoren merkten den Teufelsfuß nicht, und indem sie die Verantwortung für die Existenz des englischen Werkes dem Verfasser der Dissertation überließen, schlüpfte das Zitat hindurch. Es ist eine Stelle aus der ersten Szene des fünften Aktes, aus dem Gespräch zwischen Franz Moor und Daniel, welche in §. 15 verwertet wird, um die Gewissensangst in ihren Wirkungen auf die physische Natur des Menschen zu schildern. Etwas versteckter ist die Anspielung auf Spiegelberg. „Ein durch Wollüste ruinirter Mensch", bemerkt Schiller in §. 19 — „wird leichter zu Extremis gebracht als der, der seinen Körper gesund erhält. Diß eben ist ein abscheulicher Kunstgrif derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß die Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: ‚Man muß Leib und Seele verderben.'" Hiemit vergleiche man die dritte Szene des zweiten Aktes der „Räuber", das Gespräch zwischen Razmann und Spiegelberg; dort erzählt Spiegelberg von den „Kunstgriffen", mit denen man Kameraden fängt: „Du gehst weiter, du führst ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menschern ein, verwickelst ihn in Schlägereyen, und schelmische Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und gutem Gewissen, und gutem Namen bankrut wird, denn incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst."

Indem wir die Zitate der Dissertation überblicken, zieht nahezu die ganze Reihe der Dichter, welche auf den jugendlichen Schiller entscheidenden Einfluß übten, an uns vorüber. Shakespeare wird an mehreren Stellen zitirt. Bei der Erwähnung

der Indignation, des ſchleichenden Zornes, der an den Grundfeſten des Körpers nage (§. 15), erinnert Schiller an die Aeußerung Julius Cäſars: „Der Kaßius dort hat ein hageres hungriges Geſicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute ſind gefährlich.“ Der gleiche Paragraph nennt Richard III. und Lady Macbeth, die „phrenitiſche Delirantin“. §. 19 nimmt Bezug auf den Tod Wincheſters in der Tragödie Heinrich VI.; in §. 26 werden aus dem zweiten Akte des Macbeth Shakeſpeares Worte über den Schlaf zitirt. Von Goethe iſt Götz von Berlichingen in Anſpruch genommen: Bruder Martin ſchildert in §. 19 die Wirkungen des Weines. §. 26 hat ein Zitat aus dem vierten Geſang des Klopſtockſchen Meſſias [1]). Haller erſcheint wiederholt. Zuerſt in §. 5; hier iſt der Ausdruck „das unſeelige Mittelding von Vieh und Engel“ den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ entlehnt; Hallers Verſe lauten:

„Unſelig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlſt mit der Vernunft, und du gebrauchſt ſie nie.“

Aus Hallers Gedicht „Von der Ewigkeit“ ſtammen die in §. 10 zitirten, die Kindheitsſtufe ſchildernden Verſe:

„Sein Denken reicht nur noch bis zum Empfinden,
Sein ganzes Kenntniß iſt Schmerz, Hunger und die Binden[2]).“

Eine Stelle aus Gerſtenbergs Ugolino dient in §. 5 als Beleg für die Heftigkeit, mit welcher „die thieriſche Fühlung auf den Geiſt wirkt“; aus Addiſons Cato in §. 20 eine Reihe von Verſen für die Schilderung der Unverletzlichkeit und Unvergänglichkeit der Seele. Auch die Lektüre der Bibel macht ſich geltend; die Stelle in §. 26: „Der Taglöhner hört die Stimme ſeines Drängers nicht mehr“ bringt die Worte Hiobs wieder: „Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen, und hören

[1]) Bemerkt von R. Boxberger, Groteſche Schillerausgabe, Bd. VII.

[2]) Ueber Hallers dichteriſchen Einfluß auf Schiller vgl. Adolf Frey, Albrecht von Haller, Leipzig 1879; über die Parallelſtellen insbeſondere die fleißige Abhandlung R. Boxbergers „Schiller und Haller“, Erfurt 1869.

nicht die Stimme des Drängers[1])." Von Poeten des klaſſiſchen Altertums begegnen uns in §. 11 Ovid und Virgil; doch iſt die Anwendung ihrer Verſe eine rein verzierende.

Die Urteile der Lehrer mögen nunmehr ihre Stelle finden. Das von den Medizinern gemeinſam abgegebene Gutachten lautet nach ſeinem vollſtändigen Texte[2]): „In unterthänigſter Befolgung des Herzoglichen Gnädigſten Befehls haben wir des Eleven Schillers Verſuch „über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen" genau durchgegangen, und darbey beſonders auf diejenige Stellen geſehen, welche ſowohl phyſiologiſchen als pſychologiſchen Inhalts ſind.

Wir loben den Verfaſſer darüber, daß er ein ſo ſchwehres Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein guthe Schriftſteller ſchicklich benuzt, ſondern auch ſelbſten über die Materie gedacht hat. Jedoch fanden wir einiges, worüber wir mit dem Autor nicht gleicher Meinung ſeyn können.

Gleich Anfangs (§. 1) eiffert er über die Partheylichkeit der Philoſophen, wovon die mehreſte den Körper als den Kerker des Geiſts vorſtellen, andre hingegen alle Vollkommenheit des Menſchen in der Verbeſſerung ſeines Körpers verſammeln. In der Folge aber iſt der Autor ſelbſten nicht unpartheyiſch genug, und zuviel wider die erſtere Meinung eingenommen.

§. 9 dünckt uns dieſer Saz zu allgemein: „Geiſtige Luſt hat jederzeit eine thieriſche Luſt, geiſtiger Schmerz jederzeit thieriſche Unluſt zur Begleiterin." — Was der Verfaſſer §. 10 verſichert, können wir ihm nicht ſo ganz glauben. Er ſagt: „Alſo iſt wenigſtens die Möglichkeit anſchauend deutlich, wie die Geſchäffte des thieriſchen Lebens mit der Seele zuſammenhängen". — §. 11. „Der Zuſtand der gröſten Seelen-Luſt iſt zugleich der Zuſtand der gröſten körperlichen Geſundheit." Dieſes läßt ſich gewiß nicht allgemein ſagen. Wer offt mit Kranken um-

[1]) Hiob 3, 18. Bemerkt von R. Boxberger, Groteſche Schillerausgabe, Bd. VII.

[2]) Veröffentlicht aus den Akten der Militärakademie im Morgenblatt 1847, Nr. 72. H. Wagner II, S. 280—281 und nach ihm Goedeke in der hiſtor. krit. Ausgabe geben einen um weſentliche Teile verkürzten Text.

Digitized by Google

geht, wird finden, daß nicht selten die Seele des Menschen, in den traurigen Augenblicken, wann sich der Körper seiner Auflösung nähert, unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die seelige Ewigkeit empfindet. Der große Haller wußte dieses Wonne-Gefühl des sterbenden Christen als einen starcken Beweis vor die Unsterblichkeit der Seele zu benuzen. — §. 14. VIII. „Die erhöhteste Gesundheit des Körpers beschleunigt seine Auflösung so sehr als die hefftigste Kranckheit." Dieses ist offenbar zu viel gesagt; dann obschon die vollkommenste Gesundheit großen Gefahren ausgesezt ist, so muß man doch bekennen, daß zum Exempel der Brand die Auflösung des Körpers ungleich schneller beschleunigt als der vollkommenste Zustand seiner festen und flüssigen Theile.

Uebrigens können wir nicht unterlassen, auch noch anzumerken, daß der Verfasser sich manchmal zu viel von seiner Einbildungskrafft fortreißen läßt. Daher jene poetische Ausdrücke, welche so offt den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen. Wir wollen zum Beyspiel nur einige dergleichen Stellen anführen: §. 5. „Tönender Wohlklang auf die grosse Laute der Natur." — §. 7. „Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang u. s. w." — „Dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürckenden Merkur." — Und am Ende des nehmlichen Paragraphen: „So hat uns die Pest einen Sydenham gebohren."

Bei allem diesem dünkt uns, daß, wann die nöthige Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrifft des Drucks würdig seye.

Solches nun wollten wir hiermit in tiefster Unterthänigkeit bezeugen."

Inwieweit die gemachten Ausstellungen im Sachlichen berechtigt waren, läßt sich nicht mehr völlig übersehen. Denn nicht der ursprüngliche handschriftliche Text der Dissertation, sondern der für den Druck überarbeitete liegt uns vor; und daß Schiller an jenem Abänderungen vorgenommen hat, erkennt man aus dem Nichtübereinstimmen der Paragraphenziffern des Gutachtens mit denen

des Druckes. Dennoch wird man gegenüber manchem Einwurf ſagen dürfen, daß er auf Wortklauberei oder auf Mangel an Verſtändniß beruhe. So iſt der Tadel gegen den Satz des §. 9 — §. 12 des Druckes — ſchwerlich begründet; denn Schiller formulirt ein „Geſetz", eine Definition, und eine ſolche iſt immer generaliſirender Natur; den „Ausnahmen", welche der Druck in §. 16 bringt, wird wohl auch der urſprüngliche Text eine Stelle eingeräumt haben. Das Argument gegen §. 11—13 des Druckes paßt nicht zum Gedankengang Schillers. Richtig iſt der Einwand gegen §. 14, VIII. Schiller denkt, wie aus §. 25 des gedruckten Textes hervorgeht, an die höchſten Grade ſtürmiſch-freudiger Bewegung.

Was aber die Sprache Schillers betrifft, ſo fällt ohne Zweifel jeder Vorwurf auf die Tadler zurück. Der Ausdruck „tönender Wohlklang auf die groſſe Laute der Natur" („tönender Goldklang auf die Laute der Natur" in §. 9 des Druckes) iſt nichts weniger als eine Unterbrechung philoſophiſcher Diktion; er iſt vielmehr eine ſtiliſtiſche Schönheit, denn er iſt wohlvorbereitet durch den Zuſammenhang, er iſt das letzte, geſteigerte Glied einer Reihe von Beſtimmungen, und ein kühneres Bild iſt hier völlig am Platze, da das überraſchende Eintreten eines neuen Momentes geſchildert werden ſoll. Steifleinene Fachgelehrſamkeit wittert überall „poetiſche Ausdrücke", wenn ihr eigenes bettelhaftes Stilvermögen der reicheren Durchempfindung eines Begriffes nicht zu folgen vermag. Verwunderlicher noch iſt es, daß die Zenſoren an der Stelle „der lebloſe Gyps ſcheint zu erwarmen u. ſ. w." Anſtoß nahmen; ſie mußte im Druck ganz wegfallen. Auch das Andere „Dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürckenden Merkur" und „So hat uns die Peſt einen Sydenham geboren" beanſtandete nur ein kleinlicher Sinn. Daß „Merkur" für Queckſilber geſetzt wird, liegt doch innerhalb des mediziniſchen Sprachgebrauchs. Befriedigt und erfreut wird man, nicht befremdet, wenn man die ganze Stelle, um welche hier es ſich handelt, überlieſt; ſie iſt eine der glänzendſten und reichſten der Diſſertation: „Izt nehmen die Künſte einen kühneren ungehinderten Schwung, izt gewinnen die Wiſſen-

ſchaften ein reines geläutertes Bild, Naturgeſchichte und Phyſik ſtürzen den Aberglauben, die Geſchichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philoſophie lacht über die Thorheit der Menſchen. Wie aber nun der Luxus in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menſchen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet, und die Atmoſphäre verpeſtet, da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtigwirkenden Merkur, und preßt den koſtbaren Saft aus dem orientaliſchen Mohn. Die verhohlenſten Winkel der Natur werden durchſucht, die Scheidekunſt zertrümmert die Producte in ihre lezte Elemente, und ſchaft ſich eigene Welten, Goldmacher bereichern die Naturgeſchichte, der mikroſkopiſche Blik eines Schwammerdams ertappt die Natur bei ihren geheimſten Prozeſſen. Der Menſch geht noch weiter. Noth und Neugierde überſpringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Meſſer — und hat das gröſte Meiſterſtük der Natur, den Menſchen entdekt. So mußte das ſchlimmſte das gröſte erreichen helfen, ſo mußte uns Krankheit und Tod drängen zum γνωθι σεαυτον. Die Peſt bildete unſere Hippokrate und Sydenhame wie der Krieg Generale gebar, und der einreiſſenden Luſtſeuche haben wir eine totale Reformation des mediciniſchen Geſchmaks zu verdanken." Wie man ſieht, hat Schiller in den beanſtandeten Sätzen den Ausdruck um ein Geringes abgedämpft.

Kürzer aber auch bequemer als die mediziniſchen Lehrer faßte ſich Abel. Sein Gutachten lautet: „Die Abhandlung des Eleven Schiller hat manche gute Stellen, aber zugleich auch viele gewagte, nicht bewieſene oder nur von einer Gattung von Philoſophen angenommene Sätze; doch ſcheint ſie mir nach vorgenommenen Veränderungen in jenen Säzen des Drucks nicht unfähig."

In der Offizin von Chriſtoph Friedrich Cotta zu Stuttgart wurde die Diſſertation, die erſte Schrift Schillers, gedruckt. Sie umfaßt einſchließlich der Widmung 52 Seiten in Quart und trägt den Titel: „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Eine Abhandlung welche in höchſter Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht,

während der öffentlichen akademiſchen Prüfungen vertheidigen wird Johann Chriſtoph Friderich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie". Im Jahre 1790 wünſchte ſie Schiller zugleich mit der „andern mediciniſchen Diſſertation, die noch nicht gedruckt worden iſt", aus den Händen ſeines Vaters zu erhalten; er brauche dieſe Dinge als Belege zur Geſchichte ſeines Geiſtes [1]). Der alte Schiller bezieht ſich in ſeiner Antwort nur auf die „lateiniſch und deutſche philoſophiſche Pathologie", alſo die Diſſertation vom Jahr 1779. Das „noch nicht" der Anfrage könnte vermuten laſſen, daß Schiller damals an einen Druck der „Philoſophie der Phyſiologie" dachte; doch enthält die im Jahre 1802 von ihm veranſtaltete Sammlung „Kleinere proſaiſche Schriften" keine der beiden Diſſertationen. Der „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen" erſchien zu Wien 1811 in „neuer, unveränderter" Ausgabe; Fr. Naſſes „Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte", Leipzig 1820, Heft 2, und die „Neue Berliner Monatsſchrift", Berlin 1821, Heft 12, wiederholten den Abdruck, erſtere auf Veranlaſſung des Geh. Medizinalrates M. Romberg. Die Cottaſche Geſammtausgabe der Werke Schillers enthält die Schrift ſeit 1838.

Ich füge für die Werthſchätzung der Schillerſchen Diſſertationen nur noch wenige Bemerkungen bei. Indem ich ihren Inhalt in ſeinen weſentlichen Punkten wiederzugeben und Einzelnes in ein helleres Licht zu rücken meinte, ſollte der Leſer mit dem Gedankenleben Schillers, welches abſeits von ſeinen dichteriſchen Stimmungen und doch nicht ganz ohne Beziehung auf ſie ſich entwickelt hatte, vertraut werden. Meine biographiſchen Vorgänger haben zumeiſt auf gut Glück ein paar Sätze herausgegriffen; von den Schriften aber, welche Schillers hiſtoriſche und philoſophiſche Arbeiten zum beſonderen Gegenſtand nehmen, weiß zwar die reichſte und geiſtvollſte, das große Werk Karl Tomaſcheks [2]),

[1]) Siehe Schillers Brief vom 4. Febr. und die Antwort ſeines Vaters vom 6. März 1790.

[2]) Schiller in ſeinem Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft. Von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien gekrönte Preisſchrift. Wien, 1862.

den Wert der Dissertationen bestens zu schätzen; sie beschränkt sich indessen darauf, dieselben auf ihre „allgemeinsten Beziehungen zur philosophischen Entwicklung Schillers" zu prüfen. Eine erschöpfende Behandlung beabsichtigt auch Friedrich Ueberweg [1]) nicht, der freilich den philosophischen Inhalt der Jugendwerke weit mehr in sein Detail verfolgt.

Zurückweisen muß ich die Auffassungen Karl Twestens [2]). Es ist allerlei ungereimtes Zeug, was er über die Dissertationen Schillers zu Tag bringt. Zunächst liest man von „Geringfügigkeit" der Kenntnisse und des Eifers, durch welche Schiller den schlechten Erfolg der „Philosophie der Physiologie" verschuldet habe. Das ist nicht richtig. Consbruch, Klein und Reuß äußerten, wie wir sahen, das Gegenteil, wenn sie auch den Druck widerrieten. Für den „Eifer" des Zöglings ist ihr Urteil entscheidend, unter ihren Augen lebte er Tag für Tag. Und das Maß der Kenntnisse, welches von ihm zu verlangen war, kannten zu allernächst wieder sie, in deren Unterricht er stand, am besten. Aber auch wenn man einen modernen Maßstab anlegt: das physiologische Wissen Schillers, wie es in der Abhandlung vorliegt, ist reich genug; man muß das Fragment eben lesen. Dieser Mühe scheint Twesten sich überhoben zu haben. Den Inhalt der Dissertation de differentia febrium kannte er nicht; sie war damals noch nirgends veröffentlicht. Aber die „Philosophie der Physiologie" war in Hoffmeisters Nachlese bereits im Jahre 1841 zu finden. Twestens absprechendes Urteil wiederholt sich gegenüber der Dissertation „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"; der medizinische Inhalt beschränkt sich nach ihm auf die Nennung einiger Namen, auf ein paar Redensarten; „dazu", meint er, „brauchte man nicht Physiologie studirt zu haben". So wenig Medizinisches und Physiologisches sei in der Schrift, daß „nur eine große Genügsamkeit" sie als ärztliche Probearbeit habe zulassen können.

Man könnte solche Aussprüche, deren Leichtfertigkeit hand-

[1]) Schiller als Historiker und Philosoph. Nach dem Tode Ueberwegs herausgegeben von Moritz Bratsch. Leipzig, 1884.

[2]) Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Berlin, 1863.

greiflich iſt, ignoriren, wenn man es mit der Meinung eines Einzelnen zu thun hätte. Aber Tweſten findet Parteigänger. So will ich nur über die angebliche Genügſamkeit der ärztlichen Fakultät noch einige Worte verlieren. Dieſe Behauptung überſieht vor Allem, daß das achtzehnte Jahrhundert die ſcharfe Trennung der wiſſenſchaftlichen Disziplinen, welche wir Neuere gewohnt ſind, nicht kannte. Und am wenigſten wollte die Schule des Herzogs Karl von einſeitigem Betrieb einer Fachwiſſenſchaft etwas wiſſen. Unter dieſen Umſtänden hatte das Thema „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen", von einem Mediziner bearbeitet, für Niemanden etwas Auffallendes. Profeſſor Abel kommt in den handſchriftlichen Aufzeichnungen, welche ich eingeſehen habe, auf die Sache zu ſprechen; man entſchied ſich für eine mehr pſychologiſche Aufgabe, bemerkt er, teils, weil Schiller „in der psychologie wirklich mit großem Eifer ſtudirt hatte" ... teils, „weil er aus dieſem Fach eine materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menſchlichen Körpers erprobte und in ſo weit auch zu einer Probeſchrift für den medicinae studiosus ſich eignete." Und nicht anders ſcheint man außerhalb der Militärakademie gedacht zu haben. Die „Gothaiſchen Gelehrten Zeitungen" vom 21. Febr. 1781 brachten in der Form von Inhaltsauszügen eine „Anzeige von 12 Schriften, welche aus der Herzoglichen Militärakademie [zu Stuttgart] gefloſſen ſind, und rühmliche Proben von der Thätigkeit, die in dieſer öffentlichen Anſtalt herrſcht, und von dem Fleiſſe und der Einſicht der Lehrer ſowohl als Zöglinge ablegen"; unter Nr. 12 iſt der „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen, von J. C. F. Schiller, Kandidat der Medizin" aufgeführt.

Letztere Thatſache iſt bekannt; überſehen aber ſcheint bisher zu ſein, daß ebendaſelbſt unter Nr. 11 ein Auszug aus der Diſſertation Friedrich Wilhelm von Hovens gegeben iſt. Und wie lautet das Thema Hovens, des „Kandidaten der Arzneykunſt"? „Verſuch über die Wichtigkeit der dunklen Vorſtellungen in der Theorie der Empfindungen." Alſo wieder ein pſycholo-

gischer Gegenstand! Der Inhalt dieser Dissertation kann hier nicht erörtert werden; aber soviel ist gewiß, daß sie nicht im Geringsten mehr „Medizinisches und Physiologisches" enthält als die Dissertation Schillers. Nebenher ist ein anderer Umstand von Interesse. Man stößt bei Hoven auf die Begriffe „thierische Empfindung, geistige Empfindung, Vollkommenheit, Unvollkommenheit", auf die Sätze: „Diese thierischen Empfindungen stehen mit den geistigen im genauesten Zusammenhange. Bey Vergnügen, so wie bey Schmerz, ist Geist und Körper auf das innigste in einander geschlungen" u. s. w. Sprache und Gedankenkreis erinnern also unmittelbar an die Abhandlung Schillers; man gewahrt eine durch den Unterricht der Militärakademie vermittelte Ideenmasse, deren Form und Bestand auch für die Beurteilung Schillers zu beachten ist.

Die Philister mögen sich trösten: Schiller wußte, als er die Akademie verließ, von der „Arzneykunst" soviel wie sein Freund Hoven; und der brachte es doch zum leibhaftigen Obermedizinalrat. Das Merkwürdige ist nur, daß derselbe Jüngling, in dessen Kopf ein die Welt bewegendes Drama gährte, sein Schulpensum so respektabel bewältigte. Interessant durch ihren Gedankenreichtum, oft anziehend durch ihre Diktion, für die philosophische Entwicklung ihres Urhebers bedeutsam, sind Schillers Dissertationen zugleich Zeugnisse für die Willenskraft und die Pflichttreue, mit welcher er das ärztliche Studium ergriffen hat. Freilich darf man ihnen nicht einen Wert beilegen, welcher gleich groß bliebe, wenn man den Namen Schillers von ihnen abtrennt. Auch in dieser Richtung sind Schätzungsfehler gemacht worden. So hat zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers im Verein der St. Petersburger Aerzte Dr. med. Otto Müller einen Vortrag gehalten [1]), welcher der Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" eine epochemachende Stelle in der Geschichte der Psychiatrie zuweisen möchte. Müller rühmt nicht nur von einzelnen Ausführungen

[1]) Abgedruckt in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie", Band 16, Berlin 1859.

Schillers, daß sie den besten psychiatrischen Schilderungen würdig zur Seite stehen und einen „ebenso denkenden wie fein beobachtenden Arzt erkennen lassen"; sondern er versucht auch, soweit ihm bei reichlichen Zitaten aus der Abhandlung Raum bleibt, nachzuweisen, daß Schiller der Psychiatrie den allein richtigen Weg vorgezeichnet habe, den der „physiologischen und ethnologischen Forschung". Man halte es kaum für möglich, daß schon damals den somatischen Faktoren, welche für die Genesis der Psychosen in Frage kämen, so treffend Rechnung getragen worden sei; die Psychiatrie habe trotz Jacobi und Damerow diese ausschließlich fruchtbringende Methode verlassen und sich von Heinroth in die Irre führen lassen; sie müsse auf den Weg Schillers zurückkehren. Das ist im Einzelnen nicht richtig und im Ganzen unhistorisch gedacht. Das Schiefe der Müllerschen Auffassung liegt zunächst darin, daß die Dissertation Schillers geradezu als eine „psychiatrische" genommen, daß ein untergeordneter Gesichtspunkt zum hauptsächlichen gemacht wird; absichtsvoll und für sich bedeutsam erscheint so, was Schiller nur gelegentlich äußert, was ihm Mittel für seine weiteren Zwecke ist. Gleich Heinroth alle Seelenstörungen von der Sünde abzuleiten, ließ sich Schiller freilich nicht beifallen; aber eine solche Verirrung lag den besseren Köpfen der Zeit überhaupt ferne; der herrschende Rationalismus ließ dergleichen nicht aufkommen. Müller legt ein großes Gewicht auf den Satz, daß der Mensch die innigste Vermischung zweier Substanzen, der Seele und des Körpers, sei; aber diese Ansicht ist nicht Schillers Eigentum; im ersten Kapitel Bonnets z. B. war zu lesen, der Mensch sei aus zwei Substanzen zusammengesetzt, aus einer immateriellen und einer körperlichen, er sei „être mixte", ein gemischtes Wesen. Ferner decken sich, wie Ueberweg ausführt [1]), Schillers und Jacobis Ansichten über das Verhältniß von Körper und Seele nicht; der Irrenarzt Maximilian Jacobi identifizirte Leib und Seele als eine Substanz und unterschied von dieser als eine zweite den Geist; Schiller aber „lehrt nicht Einheit, sondern nur inniges Vereintsein

[1]) Schiller als Historiker und Philosoph, S. 65.

von Seele und Leib als zweien Subſtanzen", wobei ihm die Ausdrücke Seele und Geiſt als gleichwertig gelten.

Wir begleiten Schiller zu ſeiner Entlaſſung aus der Schule. Die Schlußprüfungen des Jahres 1780 eröffnete der Herzog am 29. November mit einer Anſprache an die Zöglinge. „Alle jugendliche Hize", meinte er, ſollten ſie weit von ſich entfernt halten; daraus folge nur Unzweckmäßiges. Würden ſie ſeinen Mahnungen gehorchen: ſo „werdet Ihr, liebſte Söhne, auf dem Weg der wahren Gerechtigkeit wandeln, ich ſage Tugend." Eine längere Rede hielt er zum Beſchluß der Prüfungen, am 12. Dezember, vor dem Abendeſſen der Zöglinge unter Anweſenheit zahlreicher Väter und Mütter. Sie iſt charakteriſtiſch für den pädagogiſchen Jargon, den er ſich angewöhnt hatte. Moraliſche Gemeinplätze von Anfang bis zu Ende; Trivialitäten, aber immer in hochtrabendem Ton; die Auseinanderſetzung breit, aber der Gedankengang doch nachläſſig geordnet; der Satzbau oft faſt ſkurril. Das Thema: Der Wert der öffentlichen Erziehung, der Wert Seiner Erziehungsmethode; „der zärtliche Vater, die nachgebende Mutter ſeynd ſelten Erzieher." Darum Seine Militärakademie. Glückſeligkeit, Harmonie, Tugend ſind Trumpfworte; man merkt, daß Herzog Karl nicht ohne Frucht ſo viele durch Abels philoſophiſches Laboratorium hindurchgegangene Diſſertationen geleſen hat. „So viele Erziehende [zu Erziehende], ſo viele Hauptplans, jedoch im Ganzen nur Ein Hauptplan: Tugend. So viele Erziehende, ſo viele Unterſchiede an Leibesbeſchaffenheit, Seelenkräften, an Neigungen, an Endzwecken, doch alle müſſen zu Einem Weg geführt werden, Ich ſage Tugend." „Alles durch den Weg der Erkenntniß zu Einem Zweck, Ich ſage wiederholter, Tugend."

Am 14. Dezember, als dem Stiftungstage, fand die Preiſeverteilung ſtatt; das Feſtprogramm war nahezu daſſelbe wie im Jahre zuvor. Diesmal wurden 142 Preismedaillen ausgeteilt. Schiller erhielt keinen Preis; er war auch bei der Ausloſung unter den als preiswürdig Zenſirten nirgends in Frage gekommen. Für ſeine Beteiligung an den Prüfungen des Jahres 1780 liegt nur ein einziges Zeugniß vor, welches ſeinen Namen nennt;

und zwar in der Schrift Andreas Streichers, der, indem er ſich unter dem Buchſtaben S. einführt, folgendermaßen erzählt: „Es war im Jahr 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die ... alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daſelbſt gehalten wurden, und welche S. als ein angehender Tonkünſtler um ſo eifriger beſuchte, da meiſtens über den andern Tag eine vollſtimmige, von den Zöglingen aufgeführte Muſik die Prüfung beſchloß, als er Schillern das erſtemal ſah. Dieſer war bei einer mediciniſchen in lateiniſcher Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Profeſſor Opponent, und obwohl S. deſſen Namen ſo wenig als ſeine übrigen Eigenſchaften kannte, ſo machten doch die röthlichten Haare — die gegen einander ſich neigenden Knie, das ſchnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, beſonders aber die ſchön geformte Naſe, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Weſen deſſelben zogen ihn dergeſtalt an, und prägten den ganzen Auftritt ihm ſo tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — dieſe ganze Scene auf das lebendigſte darſtellen könnte.

Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speiſeſaal folgte, um Zuſchauer ihrer Abendtafel zu ſeyn, war es wieder derſelbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigſte ſich unterhielt, den Arm auf deſſen Stuhl lehnte, und in dieſer Stellung ſehr lange mit ihm ſprach. Schiller behielt gegen ſeinen Fürſten daſſelbe Lächeln, daſſelbe Augenblinzeln, wie gegen den Profeſſor, dem er vor einer Stunde opponirte [1]).“

[1]) Streicher in Schillers „Flucht“ S. 65—66. Eduard Boas in „Schillers Jugendjahre“ I, S. 213 vermutet, Streicher habe ſich bezüglich des Gegenſtandes der Disputation geirrt; Schiller werde bei Prof. Drücks philoſophiſcher Streitſchrift „de Virtutibus Vitiisque ex Seculi ipsorum indole aestimandis“ Opponent geweſen ſein. Palleske wiederholt dieſe Vermutung, ebenſo Düntzer, der noch den Zuſatz macht, für die letzten Prüfungstage ſei nur eine lateiniſche Streitſchrift von Prof. Drück vorgelegen. Würde Düntzer die Quellen geſehen haben, ſo hätte er dieſe Behauptung nicht machen können. Für die Schlußprüfungen des Jahres 1780 ſind zwei ausführliche Original-

Nach der Nationalliste der Militärakademie [1]) maß Schiller damals 6 Fuß 3 Zoll. Mit dieser Körperlänge überragte er die meisten der Zöglinge, und es mag richtig sein, daß er, wie

---

berichte vorhanden: 1) „Beschreibung des Zehenden Jahrs-Tags der Herzoglich Wirtembergischen Militär-Akademie. Stuttgard, den 14. Dezember 1780, bei Christoph Friedrich Cotta". Sie hat in Quart 112 Seiten und ist nach Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" 1781, S. 205 aus der Feder des Hofrats und Prof. der Kameralwissenschaft an der Militärakademie Jak. Friedr. Autenrieth. 2) Die Nachrichten über die Schlußprüfungen des Jahres 1780 in Haugs „Schwäbischem Magazin", 1780, S. 745—754. Außerdem hat H. Wagner in der Gesch. d. H. Carlsſch. I, 634—635 aus archivalischen Urkunden die Themata der Streitschriften des Jahres 1780, jedoch ungenau und unvollständig, zusammengestellt. So eingehend die Beschreibung des Zehenden Jahres-Tags gehalten ist, sind doch die Namen der Respondenten und Opponenten, soweit es Zöglinge sind, nicht genannt; und auch Haugs Magazin, das z. B. für das Jahr 1779 die Respondenten und Opponenten überall mit Namen aufführt, begnügt sich für das Jahr 1780 allgemeinhin zu bemerken, daß zumeist Eleven der Militärakademie die Stelle der Opponenten und Respondenten vertraten. Für Schiller ergibt sich aus dem Mangel einer Erwähnung der Dissertation über die Fieber wie der philosophisch-medizinischen Dissertation nur das Eine mit Gewißheit, daß er weder diese noch jene öffentlich zu verteidigen hatte. Eine medizinische Dissertation wurde im Jahre 1780 überhaupt nicht auf den Katheder gebracht, abgesehen von einer Probeschrift Köstlins über die Sauerbronnen. Bei Schillers Teilnahme an den Vorträgen Prof. Drücks über Virgil ist es nun allerdings nicht unmöglich, daß er unter den Respondenten war, mit welchen Prof. Drück seine lateinisch geschriebene Streitschrift gegen die Einwürfe der Professoren Nast und Schwab verteidigte (Vgl. „Beschreibung des Zehnden Jahrs-Tags"). Andrerseits wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß Schiller, der vor der Entlassung stehende Kandidat der Medizin, in den medizinischen Gegenständen geprüft wurde. Solche Prüfungen fanden nämlich statt, und zwar examinirte Leibmedikus Elwert am 9. Dez. aus der Anatomie und Nachmittags Consbruch aus der Geschichte der Arzneywissenschaft; Physiologie prüfte am Nachmittag des 12. Dez. Consbruch. Ob hiebei die lateinische Sprache gebraucht wurde, ist nicht überliefert; 1779 aber war dies der Fall. Drücks Streitschrift über Virgil kam nicht in den letzten Tagen, sondern am ersten Prüfungstage, Nachmittags, zur Disputation. Bei dieser Lage der Dinge scheint mir doch kein zureichender Grund vorhanden zu sein, den Zeugen Streicher des Irrtums zu bezichtigen. Ich möchte eher glauben, daß Streicher zugegen war, als Consbruch mit den Kandidaten der Medizin über physiologische Thesen verhandelte. Palleske meint, Streicher

Hoffmeiſter-Viehoff beiſetzt, ſpäter in Weimar als der größte Mann der Stadt galt. Doch ſollte man nicht überſehen, daß die Nationalliſte nach würtembergiſchem Maß rechnet; der würtembergiſche Fuß iſt kleiner als der Rheiniſche, auch als der Bairiſche und der Pariſer; 6 Fuß, 3 Zoll würtembergiſch ſind 1,79 Meter oder 5 Fuß 8 Zoll rheiniſchen Maßes. Man wird freilich annehmen müſſen, daß Schiller nach dem einundzwanzigſten Jahre noch gewachſen iſt. Scharffenſtein [2]) bezeichnet Schillers Statur als „lang und gerade"; „ſeine Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel vorſpringend, ſehr gebogen . . . und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten ſich bei der Naſenwurzel nahe zuſammen. Dieſe Partie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus; das Kinn war ſtark, die Wange blaß, eher eingefallen, als voll und ziemlich mit Sommerflecken beſät; die Augenlieder waren meiſtens inflammirt [entzündet?] . . . Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte."

„Eher geiſtermäßig als männlich" iſt ein ungefüger Gegenſatz; Scharffenſtein ſcheint ſagen zu wollen, das Geſicht habe etwas Befremdendes, Dämoniſches, Geheimnißvolles gehabt. Auch im Uebrigen hat die Schilderung Scharffenſteins, welche ich nur abgekürzt gebe, manche täppiſche Ingredienzien. Es iſt ein Unſtern, daß wir für die Jugend Schillers zumeiſt auf die Berichte des einfältigen Peterſen und auf Scharffenſtein angewieſen ſind,

---

werde nicht genügend lateiniſch verſtanden haben. Aber als geborener Stuttgarter kannte Streicher die Perſonen der Profeſſoren doch wohl dem Anſehen nach und wußte, ob er einen Mediziner vor ſich habe.

[1]) Bei Schwab, Urkunden S. 45 und in v. Kellers „Beiträgen zur Schillerlitteratur", Nr. 22.

[2]) Morgenblatt 1837, Nr. 58. Vgl. Nr. 56.

welcher mit der deutschen Sprache ein Radbrechen treibt und sie mit seinem Mömpelgarter Französisch unleidlich verquickt. Die Schilderungen beider sind alte Inventarstücke der Schillerbiographie; man muß sie mitschleppen und braucht sie da und dort; aber ihre sämmtliche Absurditäten zu wiederholen, halte ich mich nicht für verpflichtet. Nur einen Punkt will ich noch herausgreifen. Langarmig und „lang gespalten" nennt Scharffenstein seinen Jugendfreund. Das Wahre ist, daß Schillers große, hagere Gestalt ebenmäßig gebaut war; die Extremitäten standen zum übrigen Körper in gutem Verhältniß. Er hatte nicht die Kurzbeinigkeit, welche man in Süddeutschland so häufig sieht. Man frage doch die Künstler: sie wissen, das richtige Verhältniß besteht darin, daß die unteren Extremitäten die halbe Länge des ganzen Körpers haben. Schlechtgewohnten Augen erscheint dies als „lang"; aber es ist das Symmetrische. Ein Stück Ungelenkigkeit wird man für Schiller dabei zugeben dürfen; das ist deutsche Jünglingsart, und ein großer Gliederbau scheint mehr Zeit zu gebrauchen, bis er den Bewegungen des Körpers sich adaptirt, als ein kleiner. „Etwas Steifes" findet Scharffenstein in Schillers Gestalt; „etwas von militärischer Haltung", was ihm aus der Akademie geblieben sei, verbessert Karoline von Wolzogen [1]). Man vergleiche für die späteren Lebensjahre die prächtige Stelle bei Eckermann: Riemer sagt von Schiller: „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz; nur die Augen waren sanft." „Ja," erwiderte Goethe, „alles Uebrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft."

Was Scharffenstein von der Bildung der Lippen sagt, wird durch Karoline von Wolzogen bestätigt: „Die Unterlippe," bemerkt sie, „stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner Empfindung." Uebereinstimmend spricht jener von einem „sehr langen", diese von einem „schlanken, etwas starken Halse". Darin liegt ein Charakteristikum für Schiller. „Sein langer Gänsehals .... sein ... überhangendes buschichtes Augenbraun" — sagt Franz Moor vor dem Portrait seines Bruders; das ist nicht

[1]) Schillers Leben, S. 372—373 der 5. Aufl.

ohne Beziehung auf Schillers eigene Persönlichkeit. Im Uebrigen möge die Schilderung Karolinens uns das Bild des Dichters bis auf wenige Punkte ergänzen: „Die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal; und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös .... Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den ... ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien derselbe, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz .... Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht."

Die Sommersprossen der Jugend verloren sich in den späteren Jahren. Das Haar Schillers, welches Scharffenstein „buschig" nennt, ist in der Folge weicher geworden; „lang und fein" heißt es bei Karoline von Wolzogen. Es war gelockt und von Farbe rot, wie die Reliquien zeigen; nicht ein Blond, sondern ein Goldrot, intensives Fuchsrot; das schimmernde Haar also der alten Germanen, sehr verschieden vom schreienden, harten Braunrot der Juden.

Schiller war kurzsichtig [1]). Die Farbe seiner Augen war blau. Wohl erschien diese Farbe nicht sehr bestimmt, so daß sie Karoline als „unentschieden, zwischen blau und lichtbraun" bezeichnen konnte. Aber die Familientradition hat an der blauen Farbe festgehalten, und das von Frau Simanowiz gemalte, treue Portrait des Dichters ist damit in Uebereinstimmung. Ein von andrer Seite nicht publizirtes Zeugniß liegt mir vor, ein Brief, welchen Schillers Tochter, Emilie von Gleichen, am 4. Mai 1860 an den Ingenieurgeographen Peter Löhle zu München schrieb, als ihr dieser die Kopie eines von Höflinger zu Ludwigsburg 1781 gemalten Schillerportraits eingesandt hatte. Die bezüg-

[1]) Vgl. Schillers Brief an Lotte, bei Fielitz, 3. Ausgabe des Briefwechsels, I, S. 37. Von „kranken Augen" Schillers spricht Streicher S. 67.

liche Stelle lautet: „Dieſe Copie iſt ſehr ſchön gemalt, ein ſehr intereſſantes ſchönes Bild, macht einen ſehr anziehenden Eindruck, hat viel Schilleriſches in den Zügen — nur die braunen Augen berühren mich ſehr fremdartig, da Schiller entſchieden blaue Augen gehabt haben ſoll. Ich ſelbſt konnte ja leider nie hineinblicken, aber nur eine Stimme iſt es von Allen, die ihn gekannt, daß er blaue Augen gehabt ... Schon einmal iſt dieſe Illuſion vorgekommen, in einem Oelbild Schillers von Tiſchbein, welches ich beſitze, mit braunen Augen in einem rothen Mantel.“ Als das in Rede ſtehende Originalbild im Herbſt 1881 von Retouchen und Uebermalungen befreit wurde, kamen blaue Augen zum Vorſchein [1]).

Einige Schwierigkeit macht die Beſtimmung der Naſe. Daß dieſer Geſichtsteil Schillers Veränderungen erlitten habe, wird mehrfach berichtet. Bei Karoline von Wolzogen heißt es: „Von ſeiner etwas gebogenen und ziemlich großen Naſe ſagte er im Scherz, daß er ſie ſich ſelbſt gemacht; ſie ſey von Natur kurz geweſen, aber in der Akademie habe er ſo lange daran gezogen, bis ſie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unſanfter Uebergang daran ſichtbar.“ Aehnliches erzählten, wie Boas [2]) hinzufügt, nach Schillers „eigenen Worten“ Minna Körner und Dannecker; daß nach Danneckers Verſicherung Schiller ſich die Naſe „gezogen“ habe, erwähnt bereits Schwab. Eine Notiz Peterſens [3]) läßt ſie noch im Jahre 1782 „eingedrückt“ ſein. Jene von Karoline überlieferte Aeußerung ſieht nun freilich wie ein Scherz aus, welchen der Dichter ſich gerne erlaubte, wenn er wegen ſeiner Naſe beredet wurde; dennoch wird ſich um des Zuſammentreffens der Zeugniſſe willen die Annahme, daß irgend ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liege, kaum ausſchließen

[1]) Näheres hierüber in meinem Artikel in der Berliner „Gegenwart“ 1882, Nr. 2. Name und Perſönlichkeit des Malers ſind inzwiſchen durch Nachforſchungen, welche auf Erſuchen der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Oberbürgermeiſter Abel zu Ludwigsburg anzuſtellen die Güte hatte, geſichert worden.

[2]) I, 215.

[3]) Handſchriftlich und im Morgenblatt 1809, Nr. 253.

lassen. Zwar „eingedrückt", also in der Mitte nach einwärts gebogen, war die Nase gewiß niemals; der erhabene Nasenrücken, welcher aus den Bildnissen bekannt ist, muß, als auf knöcherner Grundlage beruhend, ursprünglich vorhanden gewesen sein. Es ist auch unwahrscheinlich, daß eine Veränderung erst nach Schillers 23. Lebensjahre eintrat. Aber Umbildungen der Nasenform kommen während des Wachstums allerdings vor, und daß der jugendliche Schiller mit seinen Bemühungen, die Spitze kühner nach unten zu biegen, dem Bildungstriebe der Natur gewissermaßen zu Hülfe kam, ließe sich doch wohl denken. Eine Kritik der Bildnisse Schillers, welche ich mir für den zweiten Band der Biographie vorbehalte, wird uns auf die Frage zurückführen. Auf alle Fälle ist am männlich-fertigen Schillerkopf die Nase außerordentlich charakteristisch entwickelt und höchst individuell: sehr groß, spitz, schmal; der Rücken in der Mitte der Nase ist hochgewölbt, von da folgt mit ziemlich steilem Abfall eine scharfe Zuspitzung; die Nasenflügel sind scharf ausgeschnitten. Diese Form wird mit vorzüglicher Deutlichkeit vergegenwärtigt durch die ganz im Profil gehaltene Radirung von F. Kirschner, welche im Besitz des Staatsarchivsekretärs von Alberti zu Stuttgart ist, sowie durch das Portrait von Reinhart, welches in den Besitz des Königs Ludwig I. von Baiern gelangte. Die übliche Bezeichnung „Adlernase" (C-Form) ist, wie Hermann Welcker mit Fug bemerkt, nicht strenge richtig; denn „die Convexität beginnt keineswegs . . . an der Wurzel, sondern erst in der Mitte der Nase" [1]).

Am 15. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Militärakademie entlassen und als „Regiments-Doctor" bei dem in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregiment v. Augé angestellt [2]). Er hatte die Feldscheruniform zu tragen ohne Degenquaste und stand demnach im Rang unter den Lieutenants. „Regimentsfeldscher", wie er herkömmlich genannt wird, war nie sein Titel;

[1]) H. Welcker, Schillers Schädel und Todtenmaske. Braunschweig 1883. S. 30. Vgl. S. 76.

[2]) Laut Original der Nationalliste der Militärakademie. Vgl. v. Schloßberger, Archiv. Nachl. S. 32. Demnach ist das Datum bei H. Wagner, auch bei Düntzer (Schillers Leben, Leipzig 1881) zu verbessern.

in einem Schreiben an den Herzog Karl vom 1. September 1782 unterzeichnet er ſich als „Regimentsmedicus“. Deßgleichen führen ihn die bei Bürkh gedruckten Stuttgarter Adreßbücher auf das Jahr 1781 und 1782 ſowie Haugs Schwäbiſches Magazin für das Jahr 1780 als „Regiments-Medicus“ auf. Das Regiment beſtand aus 240 Soldaten, halben Invaliden und untüchtigen Leuten, die man anderwärts nicht mehr gut unterbringen konnte; ſie gingen in einer Uniform einher, welche bei ihrer Schadhaftigkeit das Lachen erregte. Lange Zeit ſagte in Würtemberg das Sprichwort: „er kommt zu Augé“, ſoviel als: er taugt nichts mehr. Die Gage eines Grenadierlieutenants betrug monatlich 23, die Schillers 18 Gulden Reichswährung.

Das war alſo magerſte Gnade und eine Art Wortbruch von Seiten des Herzogs, wenn man bedenkt, daß dieſer den Eltern Schillers, als er ihren Sohn der theologiſchen Laufbahn entriß, verſprochen hatte, ihm einmal eine ſehr gute Verſorgung zu geben. Ich habe nicht unterlaſſen zu erzählen, daß Herzog Karl für Schiller da und dort ein gewiſſes Intereſſe zeigte; aber der Mangel einer irgendwie ernſteren Teilnahme ſoll nicht minder konſtatirt ſein. Es iſt Euphemismus, oder beſſer, es iſt Unwahrheit, wenn man ſagt, Schiller ſei ein Liebling des Herzogs geweſen; für ſeine Lieblinge, zumal die Söhne des Adels, die v. Normann, v. Mandelslohe u. ſ. w. ſorgte Herzog Karl unverhältnißmäßig beſſer; ſie verließen als Regierungsräte die Militärakademie. Und zum mindeſten als Lieutenant trat doch jeder aus der Schule, der das Militärfach ergriffen hatte oder dem Militärſtatus eingereiht wurde. Die Benachteiligung Schillers lag aber nicht nur in der untergeordneten Stellung, welche er angewieſen erhielt, und in der niedrigen, ein Auskommen nicht ermöglichenden Gage, ſondern auch darin, daß mit dem Poſten eines ſubalternen Militärarztes ein ſehr empfindlicher Grad von Abhängigkeit verbunden war. Schillers ſämmtliche Kameraden fanden beſſere Umſtände: Scharffenſtein, der 1778 die Militärakademie verließ, war bereits 1777 zum Lieutenant ernannt worden; Peterſen trat 1779 als herzoglicher Unterbibliothekar aus; Hoven kam 1780 als Doktor des militäriſchen

Waiſenhauſes nach Ludwigsburg, dem Wohnort ſeiner Eltern. Lieſching wurde 1780 Phyſikus in Gochsheim, Plieninger und Jacobi gingen „als Medici“ auf Reiſen. Schiller, der unter allen nach Freiheit der durſtigſte war, ſollte ihrer das geringſte Maß koſten. Wie bitter enttäuſcht ſeine Eltern waren, merkt man an den Aeußerungen Chriſtophinens [1]).

Der alte Schiller machte einen Verſuch, die finanziellen Ausſichten des Sohnes zu verbeſſern. Unter dem 17. Dezember reichte er eine Vorſtellung an den Herzog ein, in welcher er dem herkömmlichen Stile gemäß ausſpricht, daß er durch die allergnädigſte Placirung ſeines Sohnes zu heißen Thränen des Dankes gerührt worden ſei und „ganz trunken vor Freude“ ſich nach Stuttgart begeben habe, um ſeinen Sohn durch ungeſäumte Anſchaffung „zweier anſtändigen ganzen Kleidungen“ in Stand zu ſetzen; nun habe er zwar nach der Parade erfahren, daß ſein Sohn Feldſcheruniform tragen ſolle, werde auch ſolche ſogleich herſtellen laſſen; da jedoch in der beſten väterlichen Abſicht ein Aufwand von 120 Gulden für die Kleidungen bereits gemacht ſei, ſo bitte er tief unterthänigſt, daß ſein Sohn „außer ſeiner Verrichtungen beim Regiment, bei dem Beſtreben nach einer Praxi in der Statt oder auf dem Lande dieſe Kleidung anziehen“ dürfe. Was der Herzog auf die Eingabe erwiderte, waren die Worte: „Sein Sohn ſoll uniform tragen [2]).“

[1]) Vgl. ihre „Notizen über meine Familie“.

[2]) Die Eingabe publizirt bei v. Schloßberger, Archivaliſche Nachleſe.

Fünftes Kapitel.

Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart. Die Räuber. Die Gedichte der Anthologie. Schillers Flucht.

Der erste Gewinn der errungenen Freiheit wird ein Besuch auf der Solitude gewesen sein, die frohe Einkehr im Hause der Eltern; die jüngste seiner Schwestern, Nanette, hatte Friedrich bisher noch gar nicht gesehen. Aber die Dienstpflicht rief ihn alsbald nach Stuttgart zurück. Auf dem nämlichen Platze, auf welchem sich heute das majestätische Denkmal des Dichters von Thorwaldsen erhebt, wurde der Regimentsmedikus seinen Grenadieren vorgestellt. Inhaber und Chef des Regimentes war der Generalfeldzeugmeister Joh. Abraham David von Augé; Oberst und Commandeur Otto Wilh. Alex. von Rau-Holzhausen; Oberstlieutenant ein Herr v. Scheler; Oberstwachtmeister ein Herr v. Wolff; Auditor der Hauptmann Bregenzer. Noch 16 andere dem Regiment zugehörige Offiziere, zumeist Hauptleute und Lieutenants, nennt das Stuttgarter Adreßbuch auf das Jahr 1781. In ärztlichen Dingen war Schillers Vorgesetzter der herzogliche Leibmedikus Joh. Friedr. Elwert, der Vater von Schillers Mitzögling. Der Regimentsmedikus hatte vorschriftsmäßig jeden Morgen die Kaserne und das Lazaret zu besuchen, sodann zum Rapport auf der Wachtparade sich einzufinden. Die „steife und abgeschmackte" Uniform Schillers schildert Scharffenstein: zu ihrem Bestande gehörten drei vergipste Lockenrollen an jeder Seite des Gesichtes, ein auf dem Kopfwirbel

sitzender kleiner Militärhut, ein langer, dicker Zopf, eine den Hals einzwängende Roßhaarbinde, knappe Hosen und mit Filz unterlegte Gamaschen. Der Rock, „nach altem preußischen Schnitt" frackartig, war dunkelblau, Hosen und Gamaschen weiß [1]).

Bereits in den ersten Wochen scheint Schiller seine Wohnung gewechselt zu haben; er bezog im Laufe des Januar 1781 ein kleines Zimmer im Erdgeschoß eines Hauses der jetzigen Eberhardstraße, welche damals der „kleine Graben" hieß und dicht an der Stadtmauer die Südwestgrenze der Stadt bildete; jenseits der Mauer sah man auf die Rebengelände und Obstgärten des Heslacherthals. Das Haus gehörte gleich dem benachbarten dem Professor Balthasar Haug; in dem einen Gebäude wohnte er selbst; im andern hatte er sich ein Auditorium eingerichtet und die übrigen Räume an die Hauptmannswittwe Luise Vischer vermietet, welche wiederum einzelne Zimmer abgab. Hier wohnte Schiller, „eine Zeit lang" [2]) gemeinschaftlich mit seinem früheren Mitzögling, dem nunmehr zum Lieutenant im v. Gabelenzschen Infanterieregiment beförderten Franz Joseph Kapff. Das Haus ist heute durch einen Neubau ersetzt.

Die Stunde, in welcher Schiller auf der Parade vorgestellt wurde, führte auch die erste Wiederbegegnung mit Scharffenstein herbei. Längst hatte diesen Sehnsucht nach dem alten Kameraden erfaßt; der Gedanke, mit Schiller entzweit zu sein, war ihm unerträglich geworden; „bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen" [3]) seiner neuen Existenz fühlte er sein Herz verarmt. Ein Brief, welchen der Infanterielieutenant an Schiller gerichtet hatte, war in versöhnlicher Stimmung erwidert worden; doch

---

[1]) Vgl. Streicher, S. 32. Die Uniform der Augéschen Grenadiere findet sich auf den kolorirten Tafeln von Stadlingers Geschichte des würt. Kriegswesens abgebildet: dunkelblauer Rock mit roten Besätzen, weiße Hosen, gelber, spitz zulaufender Tschako; was gegenüber unrichtigen Angaben bemerkt sein möge. Vgl. auch Stadlinger S. 679.

[2]) Conz in der „Zeitung für die elegante Welt", 1823, Nr. 3. Vgl. Scharffenstein im Morgenblatt 1837, Nr. 58.

[3]) Scharffenstein ebenda, Nr. 57.

wurde ein Wiedersehen, so lange Schiller noch in der Militärakademie war, nicht möglich. Jetzt, bei der Vorstellung Schillers, zürnte Scharffenstein „dem Dekorum", das ihn hinderte, „den lang Entbehrten zu umfassen". Zum neu sich bildenden Freundschaftsbunde gesellte sich auch Karl Ludwig Reichenbach, der Sohn eines Regimentsfeldschers; in der Militärakademie erzogen, war er gleichzeitig mit Petersen zum herzoglichen Unterbibliothekar ernannt worden [1]). Die Reichenbachsche Familie stand zu Schillers elterlichem Haus in freundschaftlichem Verhältniß; insbesondere hatte Ludovike Reichenbach, geboren in Schorndorf und bei ihrem Oheim, dem Leibmedikus Johann Friedrich Reichenbach, erzogen, herzliche Beziehungen zu Christophine Schiller und zur Mutter des Dichters, die sie gern ihren Liebling nannte. Das durch schöne Eigenschaften des Gemütes und durch ein vortreffliches Talent für Malerei ausgezeichnete Mädchen verlobte sich mit dem Artillerielieutenant Simanowiz; wir werden ihr in späteren Jahren noch öfter begegnen.

Der erste äußere Anstoß für Schiller, die Poesie wiederaufzunehmen, scheinen zwei Todesfälle gewesen zu sein. Am 27. Dezember 1780 starb zu Stuttgart Joseph Anton von Wildmeister aus Amberg, Hauptmann im Augéschen Regiment, dem nämlichen Offizierscorps also angehörig wie Schiller und letzterem schon von der Militärakademie her nicht ganz unbekannt, da Wildmeister im Jahre 1774, allerdings nur auf wenige Wochen, als Aufsichtsoffizier an diese Anstalt kommandirt war. Auf sein Ableben bezieht sich ohne Zweifel das „Carmen" auf „Wiltmeister", dessen Schiller in dem schon mehrfach erwähnten Briefe an seinen Vater vom 4. Febr. 1790

[1]) Goedeke, histor. krit. Schillerausg. I, 377 nennt irrtümlich 1776 als das Jahr, in welchem Reichenbach aus der Militärakademie entlassen worden sei; die Angabe bei H. Wagner I, 358, welcher Goedeke folgte, ist einer der zahllosen Druckfehler der „Geschichte der H. Carls-Schule". Siehe dagegen Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 853 und H. Wagner selbst I, 605. Deßgleichen ist bei Goedeke I, 374 unrichtig 1781 als Kapffs Austrittsjahr genannt; Kapff wurde am 15. Dezember 1780 zum Lieutenant befördert. Vgl. Haugs Schwäb. Mag. 1780, S. 754 und H. Wagner II, S. 316.

gedenkt. Aus der Antwort des alten Schiller geht hervor, daß dieser das Gedicht nicht mehr aufzutreiben vermochte, und es ist bis heute verloren geblieben, obgleich es nach Schillers eigenen Worten gedruckt war und die litterarische Forschung sich ausdauernd darum bemühte. Doch hat v. Schloßberger neuestens aus archivalischen Quellen und Stuttgarter Sterberegistern wenigstens Wildmeisters Verwendung in der Militärakademie, das Datum seines Todes und einige andere persönliche Umstände zu ermitteln vermocht, nachdem zuvor Wilh. Vollmer und Wilh. Ludw. Holland die Spur des Adressaten des Gedichtes gefunden hatten [1]).

Das andere Leichencarmen Schillers galt dem Andenken eines Freundes, des Apothekersohns Johann Christian Weckerlin (Weckherlin) aus Stuttgart, welcher zu Ende 1778 aus der Militärakademie ausgetreten war, um das Studium der Medizin mit dem Geschäfte seines Vaters zu vertauschen [2]). Er starb am 16. Januar 1781. Das schmerzliche Ereigniß erschütterte Schiller und erfüllte seine Seele mit Bildern und Vorstellungen von der Nichtigkeit und Jämmerlichkeit menschlichen Schicksals und Lebens; in der „Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins" sprach er die tiefergreifende Wehklage aus. In einem mächtigen Rhythmenstrom, in einem wahren Sturm der doch harmonisch fließenden Verse ergießt sich die Kraft einer vollen, reichen, liebesfähigen Seele, die Erkenntniß eines Geistes, der nackte Wahrheit zu schauen begehrt, der die feige Zufriedenheit unmündigen Denkens aus ihrer Ruhe aufrüttelt und nur skeptisch mit den überlieferten Trostmitteln sich zu begnügen vermag. Wohl ist da Bitterkeit das vorherrschende Gefühl; aber das entspricht der Grausamkeit der Natur, welche niemals sinnloser erscheint, als wenn sie ihre Geschöpfe in der ersten Blüte niederknickt.

Schon die Eingangsstrophe des Gedichtes trifft mit einem ans Herz gehenden Ton; wer lebte, den dieser Appell nicht rührt:

---

[1]) Näheres hierüber bei v. Schloßberger, Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart 1884, bei Cotta.

[2]) Ein Stammbuchvers Schillers für Weckerlin aus der Zeit der Militärakademie bei Goedeke, hist. krit. Schillerausg. I, 133.

„Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme
Hallet her vom öden Trauerhauß,
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem May der Jahre —
Weggepflükt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn, das Pralen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf, was Mensch heißt folge mit!"

Und nun in den nächsten Strophen, welche Gewalt, welche hohe Schönheit, welche die ganze Skala der Empfindungen durcheilende Flut der Sprache! Jetzt ein weiches, zartes Gemälde in Thränen erstickter Hoffnungen, eine süßschmeichelnde, wehmütige Melodie:

„Oft erwärmt die Sonne Deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest Du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel höreſt Du nicht mehr;
Liebe wird Dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen Deine Braut wirst Du,
Nie, wenn unsre Tränen Stromweis rollten, —
Ewig, ewig, ewig sinkt Dein Auge zu."

Jetzt resignirende Stimmung und herber Trost:

„Aber wohl Dir! — köstlich ist Dein Schlummer,
Ruhig schläft sichs in dem engen Hauß
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus."

Und jetzt der grelle Schrei des Hohnes über diese Lebewelt und allen ihren Schein und ihre Lüge:

„Ueber Dir mag auch Fortuna gaukeln
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Tronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfüzen drehn;
Wohl Dir, wohl in Deiner schmalen Zelle;
Diesem komischtragischen Gewühl,
Dieser ungestümmen Glükeswelle
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleißigen Gewimmel
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — diesem Bosheitsvollen Himmel
Schloß Dein Auge sich auf ewig zu."

Eine ungehemmte Offenbarung poetischer Kraft, ein Gesang von Herz zu Herzen ist dieses Gedicht, und der Hauch tiefster Beseelung, welcher es durchdringt, wird auch in den kleineren Eigentümlichkeiten des Baues erkennbar und wirkt in ihnen als künstlerisches Mittel. So ist in der fünften Strophe, im Verse:

„Und die Welt, die Welt war Ihm so süß"

die Wiederholung des Wortes „Welt" bedeutsam: sie verdoppelt für das Ohr sogleich das Gewicht des Verlustes. Und anderwärts scheinen, dem natürlichen Gange des Gefühles folgend, mit dem Andrang des Schmerzes und Grimmes Worte und Verse durch den Verlauf der Strophe hindurch ungezügelt anzuschwellen, um dann am Ende in den kürzer sich zusammenfassenden Schlußzeilen wie ermüdet auszutönen.

Die „Elegie" erschien auf Kosten der medizinischen Genossen, als Nachruf der Freunde, im Einzeldruck bei Mäntler in Stuttgart. Das vorgesetzte Motto ist aus Hallers Gedicht über die Ewigkeit. Die oben gegebenen Zitate folgen dem Einzeldruck, als der geschichtlich ersten Fassung; für den Abdruck in der „Anthologie" nahm Schiller ziemlich eingreifende Veränderungen vor, nicht zum Nachteil des Gedichtes: einige schleppende Partien sind ausgeschieden und der Versbau ist korrekter geworden.

Aber bei den Pharisäern der Stadt erregte die Elegie schweren Anstoß. Voll von Stacheln steckte sie doch bei aller Gefühlsweichheit und das Uebergewicht religiöser Zweifel über tröstlichen Glauben verhüllte sie nur schlecht. Die pietistischen Traktätchenverfertiger Stuttgarts mußten stutzig werden über Ausdrücke wie „des Pöbels Paradiß", „Gaumer durch Apostel Masken schielen", über die Frage „ob noch jenseits ein Gedanke sey, ob die Tugend übers Grab geleite?", über die — in der Anthologie beseitigten — Verse:

„O ein Mißklang auf der grossen Laute!
Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den Er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!"

So schildert denn Schiller vierzehn Tage nach der Veröffentlichung, am 1. Febr. 1781, in einem Briefe an Hoven die Wirkung des

Gedichtes. Das in mehrerer Hinsicht merkwürdige Schreiben [1]) lautet: „Bester Freund! Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds .... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 kr. denn soviel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft) Weil aber alle Mediciner, selbst Dr. Elwert ungefragt dazu gezogen worden sind, so nahm ich um so weniger Anstand in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Todtlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig! Sey so gut und schicke mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern. Ich bin der Deinige. Schiller."

Der Ton, der in diesem Brief angeschlagen wird, nimmt in Schillers Freundeskreise jetzt überhand. Ein studentisch-

[1]) Mitgeteilt von Hoven, Selbstbiographie, S. 376.

burſchikoſes Treiben reißt ein, mit ſtarkem Wirtshausbeſuch, mit Kartenſpiel und Kegelſchieben. Die geſunde Friſche und der Humor der Jugend mußten ſich für die Gefangenſchaft der Akademie einmal ſchadlos halten; und es geſchah in brüderlichem Sinn und in ſprudelnder Laune. Die Stammkneipe der wilden Geſellen war das Gaſthaus Zum Ochſen in der Hauptſtätterſtraße; hier huldigte man im Sommer dem Kegelſpiel, und des Abends vereinigte der Ecktiſch am Fenſter in der obern Stube, der noch heute gezeigt wird, die Getreuen Schillers zu hochflutendem Geſpräch und tollem Gelächter. Eine Rechnung des Ochſenwirts, des ehrſamen Johannes Brodhag, datirt vom 1. Auguſt 1782, eine allerliebſte Reliquie aus unvergeßlicher Zeit, hat ſich erhalten: Herr „Doctor Schiller und Herr Bibliotarius Petersinn", beginnt ſie, „belieben güttigſt wie folgt"; worauf in langer Reihe, eines Bogens Seite füllend, verzeichnet iſt, was in der Zeit vom 13. Mai bis zum 19. Juli bald der Eine bald der Andere oder auch „beede Herrn" zuſammen, an „Schunken und Brodt", Salat und Wein zur Erhaltung des Leibes und Geiſtes verzehrt und nicht bezahlt haben. 1½ Maß Wein iſt das Höchſte, was ſich Schiller erlaubt; in der Regel begnügt er ſich mit einer halben oder teilt mit „Herrn Peterſinn" ¾ Maß. Auf Abwechſlung der Gerichte wird nahezu verzichtet. Einmal erſcheint im Anſatz eine Pfeife für den Herrn Doctor. Die Summe der Schuld beträgt 13 Gulden 39 Kreuzer [1]).

Auch vom Kartenſpiel, der Manille, welches im Schillerſchen Kreiſe beliebt war, hat ſich, mit Peterſens Papieren, ein Zeugniß auf die Nachwelt vererbt, ein Zettel, welchen Schiller

[1]) Das Original der Rechnung, Eigentum des freih. v. Cottaſchen Archivs, liegt mir vor. Bei Hoffmeiſter-Viehoff findet ſich zuerſt die Bemerkung, es gehe aus der Rechnung hervor, daß Schiller auch ſeinen „Bruder Hoven" redlich bewirtet habe. Darnach erzählt Eduard Boas bei Erwähnung der Rechnung: „wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waiſenhaus herüber kam, durfte er nicht über ſchlechte Bewirthung klagen". Palleske wiederholt dieſen Satz Wort für Wort und, wie bei ihm üblich iſt, ohne Zitatzeichen. Aber Hoffmeiſter hatte in der Rechnung den öfter vorkommenden Ausdruck „Beede Herrn" irrtümlich als „Bruder Hoven" geleſen, und das Uebrige that man hinzu.

im Wirtshaus zurückließ, als er auf die Kameraden vergebens gewartet hatte. Von der Leber weg ſagt ihnen ihr Herr und Meiſter die Meinung: „Seyd mir ſchöne Kerls. Bin da geweſen, und kein Peterſen, kein Reichenbach. Tauſendſacerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“ Zu Hauſe aber ſah es toll genug aus. Ich greife dem Gange der Dinge um einige Monate voraus, indem ich die Schilderung Scharffenſteins hier einfüge. Er erzählt: „Wir waren arm und hatten meiſtens gemeinſchaftlich frugale, aber durch jugendlich gute Laune ſehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir ſelbſt bereiten konnten, denn eine Knackwurſt und Kartoffelſalat war alles. Der Wein war freilich ein ſchwieriger Artikel, und noch ſehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß ſeines Magazins überraſchen und erfreuen konnte; da war die Welt unſer. So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literariſchen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige Reiſende Beleſprits in ſchöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchſenring. So ſchmeichelhaft ein ſolcher Zuſpruch nachher dünkte, war er doch im erſten Augenblick nicht ſehr erbaulich, denn man befand ſich in dem größten, nicht weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand ſtinkenden Loche, wo außer einem großen Tiſch, zwei Bänken und an der Wand hängenden ſchmalen Garderobe, angeſtrichenen Hoſen ꝛc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. unter einander. Eine ſchüchterne, ſtillſchweigende Revue dieſer Gegenſtände ging jedesmal dem Geſpräch voran.“ Zu dieſem Gemälde des Hauſes gehört unentbehrlich das Bild des Aufwärters, den Schiller unter ſeinen Grenadieren ſich ausgeſucht hatte, die „groteske“ Geſtalt des Fourierſchützen Kronenbitter. „Mein Kerl“ nennt ihn Schiller im Briefe an Hoven. „Kerl“ war ein Lieblingswort des Kreiſes; mit „Kerl“ und mit „Schlingel“ redet Zumſteeg ſeinen geliebten Schiller an in einem Briefe, den er am 11. Oktober 1783 nach

Mannheim richtet [1]). Noch echter im Genie- und Kraftstil war „alter Sauhund"; mit diesem Epitheton wird Christian Schubart von Zumsteeg schmeichelnd genannt [2]). Zumsteeg verließ 1781 als Hofmusikus die Militärakademie, Dannecker war als Hofbildhauer ein Jahr zuvor ausgetreten; beide behaupteten unter den nächsten Vertrauten des Regimentsmedikus und Dichters ihre Stelle.

Wohl in der Absicht, sein geringes Einkommen etwas aufzubessern, vielleicht auch um mit dem journalistischen Handwerk bekannt zu werden, übernahm Schiller im Jahre 1781, doch nur auf „kurze Zeit" [3]), die Redaktion der bei dem Stuttgarter Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, erscheinenden „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen". Es war ein dürftiges und bedeutungsloses Blatt, und Schillers Anteilnahme war sicherlich nur eine geringe; sein Name bleibt ungenannt, und seine Autorschaft ist nur für ein einziges Produkt bezeugt, die in Nr. 19 vom 6. März veröffentlichte „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten". Ueber den sonstigen Inhalt der „Nachrichten" hat Eduard Boas in den „Blättern für literarische Unterhaltung" [4]) Aufschluß gegeben, nachdem auf seine Bitte in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart nach der gänzlich vergessenen Zeitung gesucht und ein Exemplar derselben aufgefunden worden war; erwähnenswert an dieser Stelle scheint etwa Folgendes zu sein.

Die Mäntlersche Zeitung brachte vermischte Nachrichten, welche wohl zum größeren Teile aus anderen Blättern zusammengetragen waren, Neuigkeiten aus der politischen und litterarischen Welt, Gemeinnütziges, „Anekdoten" u. dgl. Unter ihren litterarischen Notizen interessirt am meisten die Meldung von Lessings

---

[1]) Abgedruckt bei Urlichs, Briefe an Schiller. Stuttg. 1877, bei Cotta.

[2]) Brief Zumsteegs an Schiller vom 15. Januar 1784, veröffentlicht von Speidel und Wittmann in den „Bildern aus der Schillerzeit", Stuttg. 1884.

[3]) Der Freimütige, 1805, Nr. 221.

[4]) Jahrg. 1850, Nr. 30, 127, 128.

Tod; mit der Aufschrift „Empfindlicher Verlust eines großen Gelehrten" bringt eine Korrespondenz aus „Braunschweig, vom 19. Februar" die Trauerbotschaft. Lessing wird bezeichnet als „der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit unterstützt wurde, und der in jeder Wissenschaft orientirt war, sobald er ihr sich näherte." Gerne würde man diese Bemerkung auf Schillers Rechnung setzen, aber schwerlich würde dieser bei der sich anschließenden Aufzählung der Schriften Lessings Nathan den Weisen zu erwähnen vergessen haben. Daß die in der letzten Nummer des Jahrgangs 1781 sich findende Notiz: „In Madrid starb der berühmte Dichter Aanzo Chignez in seinem 121. Jahr — ein lebhaftes Genie kann also auch alt werden". von Schiller herrühre, hält Boas für glaublich; der Zusatz ist allerdings in des Dichters damaligem Geschmack. Was im Uebrigen von „Gelehrten Sachen" und litterarischen Persönlichkeiten mitgeteilt wird, ist kaum der Rede wert; diese Rubrik ist ohnehin sparsam vertreten. In politischer Beziehung geben die „Nachrichten" eine warme Bewunderung für Kaiser Joseph kund; dem Befreier Oesterreichs konnte Schillers Sympathie nicht fehlen. Erzählt wird u. a. die Antwort, welche der Kaiser einer Deputation von Klostergeistlichen gab, welche ihn bewegen wollte, seine Reformen zurückzunehmen. „Ich begreife gar wohl, meine Herren," sagte Joseph, „daß Ihnen Veränderungen dieser Art nicht ganz angenehm sein können; weil es aber Länder gibt, in denen man in diesen Stücken weniger genirt ist, so steht es zu [bei] Ihnen, sich da niederzulassen." Auch Friedrich der Große genießt die volle Verehrung des Wochenblättchens. Dagegen werden die prahlenden Siegesberichte der Engländer während des amerikanischen Freiheitskriegs in einer Anekdote verspottet.

Die Feder Schillers erscheint am ersten in einigen „Anekdoten" oder, wie sie besser bezeichnet worden wären, kurzen Erzählungen; insbesondere erinnert eine kleine, in Nr. 41 mitgeteilte Geschichte an den Dichter. Der Gegenstand ist folgender. Ein Graf P** liebt ein Fräulein v. B. aus ganzer Seele; der Tag

der Vermählung iſt angeſetzt. Aber der bairiſche Erbfolgekrieg iſt ausgebrochen, und das Regiment des Grafen erhält Marſchordre. Ohne die Geliebte zu leben, ſcheint ihm unmöglich, und dieſe reiſt in Begleitung von Mutter und Bruder nach dem Kriegsſchauplatz, nach Schleſien, ab. Inmitten der glücklichſten Hoffnungen, in der Nähe des zur Zuſammenkunft beſtimmten Ortes, begegnen dem Reiſewagen der Damen Soldaten, welche einen tödtlich verwundeten Offizier tragen: es iſt Graf P. Er ſtirbt unter den Augen ſeiner in Jammer vergehenden Braut. Die lebhafte, knappgefaßte, vorwärts drängende Art der Erzählung, welche hie und da mit einem gefühlvollen Wort ein Schlaglicht aufſetzt, trägt Schillerſche Züge; die Anwendung von Namenschiffern liebte er in ſolchem Fall, wenn er auf die Wirklichkeit des Ereigniſſes hindeuten wollte; und daß ein geſchichtlicher Vorgang in der That zu Grunde liegt, verrät die Bemerkung, der Bruder des Fräuleins habe dem Erzähler eine Schilderung gemacht.

Ob zwei andere, von Boas hervorgehobene Anekdoten, deren eine den Liebeskummer der Gräfin von Cornwallis erzählt, während die zweite das Entſetzen eines menſchlich geſinnten Reiſenden ſchildert, welcher beim Beſuch eines adeligen Schloſſes ein zur Tortur der Bauern dienendes Burgverließ kennen lernt, Schillers Eigentum ſind, mag dahingeſtellt bleiben. Sehr wohl zu Geſicht ſteht aber dem Dichter der Räuber und der Elegie auf Weckerlin ein in Nr. 71 zum beſten gegebenes Geſchichtchen; der Eingang iſt freilich ſchlecht ſtiliſirt, aber die Faſſung des Nachſatzes hat Schillers Gepräge. „Welches gemeiniglich die Inſtructionen ſind“ — ſo beginnt der Artikel — „welche Väter ihren Kinder geben wenn ſie hohe Schulen oder fremde Länder beſuchen, weiß Jedermann. Nachfolgende alſo, welche ein engliſcher Lord ſeinem Sohn mit auf den Weg nach Oxford gab, mag Manchem ſehr paradox, und vielleicht mit Recht, ſcheinen. ‚Zieh hin, junger Wildling, und lerne, was Welt iſt! Ein Gelehrter ſollſt du abſolut nicht werden, und wirſt du's doch, baſta! ſo falle mein Fluch auf deinen Nacken, denn wiſſe: ſolch Zeug iſt Zeug! Lern' was Geſcheites, das heißt: lerne kriechen und recht klein thun und unwiſſend ſcheinen, wie's die Andern meiſtens

ſind, ſo wirſt du Gönner und Freunde finden, und ſie werden dich unter den Schatten ihrer Flügel aufnehmen. Sieh, Burſche! Durch ſolche Künſte bin ich ſchon drei mal Repräſentant meiner Provinz im Parlament geworden, und . . . Adieu!'" Nun folgt der für das ſpießbürgerliche Blättchen merkwürdig kühne Schlußſatz: „So wird die Sache geſchrieben; ob ſie wahr iſt, wiſſen wir nicht. Der Mann war wahrſcheinlich bei Hof, und ſo frei die engliſche Nation auch immerhin ſein mag, ſo hindert dies doch nicht, daß die gewöhnlichen Weltkünſte auch in England hier und da Einem Brot verſchaffen." In einer harmloſen mutwilligen Laune berichtet Nr. 61 über „eine neue", zu Calverton geſtiftete „Religionsſekte", nach deren Heiratsgeſetzen der Liebhaber ein Mädchen verliert, wenn er bei der unter Beiſein eines Geiſtlichen veranſtalteten Ausloſung einen weißen Zettel zieht; der kauſtiſche Vortrag, der Hinweis auf Werther und Siegwart, der Spott über die „holzherzenen Einwohner von Calverton" erlauben, an des Dichters Feder zu denken. An den Mediziner Schiller erinnert ein ziemlich derbſatiriſcher Artikel gegen den Wunderdoktor Caglioſtro, ſowie eine Notiz über die Verwendung der Elektrizität in der Therapie. Ein beſtimmterer Nachweis ſeiner Autorſchaft läßt ſich freilich in allen dieſen Fällen nicht geben.

Was aber das als Schillers Eigentum ſicher bezeugte Gedicht anlangt, ſo gab den Anlaß zu demſelben die Rückkehr des Herzogs Karl von einer zweimonatlichen Reiſe nach Nordweſtdeutſchland, und ein ſolches Ereigniß in Verſen zu feiern, war eine Pflicht, über welche die würtembergiſche Publiziſtik jener Tage ſich kaum hinwegſetzen durfte. „Eine ſtürmiſche Verehrung" für den Herzog wird in der Schillerſchen Ode außer Eduard Boas nicht leicht Jemand finden; dafür iſt der Ton im Ganzen zu matt oder die Phraſe zu laut. Auffallend erſcheint die Nichterwähnung Franziskas, welche die Reiſe doch mitgemacht hatte. Im Vergleich mit der Sprache, welche Haug bei ähnlichen Anläſſen zu führen pflegte, hat das Lob Schillers etwas Gehaltenes; ja man könnte die wiederholte Anſpielung auf die „geſegneten" Völker, von denen Karl zurückkommt, als eine Art verſteckter

Mahnung, als die Präſentation eines vom Geprieſenen einzulöſenden Wechſels nehmen. Dies gilt insbeſondere von der dritten, erſt neuerdings bekannt gewordenen Strophe [1]):

„Groß zog Er hin — die Schätze fremder Weiſen
Zurückzubringen die der laute Ruf verſprach,
Dort zog er hin, wo Menſchen glücklich heißen
Und dieſe Kunſt der Gottheit ahmt Er nach."

Und faſt ironiſch, möchte man ſagen, klingt die Schlußzeile:

„Wir haben Ihn — und ſpotten Eures Golds."

Ueberwiegt ſo der Eindruck, daß das Gedicht hart an der Grenze eines ernſthaften Panegyrikus ſich bewegt, ſo bleiben doch Ausdrücke, wie die der vorletzten Strophe, der Anruf des Auslands, welches mit neidiſchen Blicken auf Würtemberg ſchiele, der Republiken, welche um eines Herrſchers wie Karls willen gerne Ketten trügen, unleidlich im Munde Schillers, der jetzt nicht mehr der Militärakademie angehörte. Jene im Texte der „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" fehlende (dritte) Strophe ſcheint durch den Zenſor beanſtandet worden zu ſein, wofür ein Grund freilich nicht recht erſichtlich iſt; wegen einiger „zu ſtarker Ausdrücke", erzählt „Der Freimüthige", ſei Schiller mit dem Zenſor in ſcharfen Wortwechſel geraten, und von wiederholten Verdrießlichkeiten, welche Jener als Redakteur gehabt habe, berichten ergänzend Peterſens Papiere; einmal habe Schiller, heftig aufgebracht, den Zenſor zur Rede geſtellt und der Streit habe damit geendet, daß dem Dichter die Thüre gewieſen und ihm gedroht wurde, man werde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht gehe. Zenſor war Joh. Chriſtian Volz, Rektor des Gymnaſiums zu Stuttgart und Pädagogarch der lateiniſchen Schulen des Herzogtums unter der Steig [2]).

---

[1]) Veröffentlicht von Goedeke, hiſt. krit. Ausg. I, S. 368.

[2]) Von der furchtſamen Art ſeiner Zenſur geben die Randgloſſen zu Schillers Elegie auf Weckerlin, mitgeteilt von Goedekes hiſt. krit. Schillerausgabe I, 368 eine Probe. Näheres über Volz in Haugs Schwäb. Mag. 1766, S. 667 ff.

Doch auf eine größere Angelegenheit, eine der allerbedeutsamsten in Schillers Leben, richtet nunmehr sich unser Blick; denn jetzt endlich, gleich einer überreifen, vom mütterlichen Baume fallenden Frucht, lösen, nach oftmaliger Unterbrechung der Arbeit, nach mannichfacher Umgestaltung, die Räuber von seinem Innern sich ab: während der ersten Monate des Jahres 1781 legt der Dichter die letzte Hand an das Werk und zu Anfang Mai, zur Jubilatemesse 1781, erscheinen „Die Räuber" im Druck.

Vorsichtig abwägend hatte Schiller über die Ausführung des Stückes sich noch einmal Rechenschaft gegeben, und wieder nahm er die Kritik seiner Freunde in Anspruch, um mit seinem eigenen künstlerischen Gewissen vollends ins Reine zu kommen. „Noch immer erinnere ich mich," erzählt Abel in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, „eines Spazierganges, den er mit seinem innigsten Freunde, Bibliothekar Petersen, und mir machte, und auf dem die Fehler des Stückes der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinne spürte er selbst allen Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel seiner Freunde" [1]). Daß Schiller gegen Ausstellungen, welche triftig zu sein schienen, sich nicht starr unempfänglich verhielt, bezeugt auch die Mitteilung im Freimüthigen [2]): „Die Kritik seiner Freunde vermochte so viel über ihn, daß er manche zu grelle und sittenlose Szene in seinen Räubern, die er größtentheils auf dem Krankenzimmer ausarbeitete, wegließ oder milderte. Der Auftritt, da die Räuber mit Karl Moor in's Nonnenstift,

---

[1]) Diese von Hoffmeister-Viehoff (II. Ausg. von Schiller's Leben I, 100) veröffentlichte Notiz ist in den zur Zeit in Eßlingen befindlichen Aufzeichnungen Abels, welche mir zur Verfügung gestellt waren, nicht enthalten; wie es scheint, haben sich die auf Schiller bezüglichen Papiere Abels zerstreut. Boxberger (Ausgabe der Räuber in Kürschners deutscher National-Litteratur, S. X) bemerkt, die Abelschen Originalien seien im Besitze der J. G. Cottaschen Buchhandlung; dies ist wenigstens bezüglich eines Teiles derselben der Fall.

[2]) 1805, Nr. 220.

wo Amalia war, mit Waffengewalt eindringen, und der Geliebte im Gotteshause, wo die Vestalinnen beten, die Geliebte zum Eigenthum fordert, oder, im Falle der Weigerung, die Kirche auf Einen Wink zum Bordell umzuschaffen droht, war gräßlich." Die Erwähnung des Krankenzimmers und der Zusatz, das Schauspiel sei jedoch erst erschienen, als Schiller Regimentsarzt geworden war, deuten darauf hin, daß es sich hiebei um eine noch in die Zeit der Militärakademie, in das Jahr 1780, fallende Abänderung handelte; es scheint jedoch, daß Schiller unmittelbar vor dem Druck noch einmal das fertige Manuskript an Petersen gab, um ein Urteil über das Ganze zu hören. Wenigstens beziehe ich hieher den Brief Schillers an Petersen, welcher folgendermaßen lautet: „Zur Nachricht. Ich erwarte von dir keine schaale und superficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, sondern eine eigentliche Zergliederung, nach dramatischer Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Carakteren, Dialog, Interesse u. s. w. und ich habe Dir deßwegen auch das Stück communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nuzen könne. Darum hoff ich wirst Du thörichte Schmeicheleyen bei seite sezen. Längstens biß Samstag mußt Du mirs wieder zurükschiken, und da ich weis daß Du wirklich nicht occupirt bist, so hoffe ich das von Dir fordern zu können. Wenn die Recension unter 6 Bogen ist, so muß ich schon das Maul krümmen. Aber je größer sie ist, desto begieriger bin ich — und desto vergnügter machst Du mich Deinen herzlichen Freund Schiller." Die neueren Biographen haben, dem Vorgang Boas' folgend, diesen Brief mit der Bühnenbearbeitung der Räuber in Verbindung gebracht, und die Beziehung scheint um so weniger sicher zu sein, da der Brief bald mit dem Datum vom 21. September bald mit dem vom 12. März zum Abdruck gelangte. Aber das im Besitz des Freiherrn v. Cotta befindliche Original liegt mir vor: der Brief ist ohne jedes Datum, und ich ziehe es vor, ihn in das Frühjahr 1781 zu setzen, weil doch wohl irgend ein Hinweis auf die für das Theater vorgenommenen Veränderungen sich in ihm fände, wenn Schiller diesen Entwurf an Petersen geschickt hätte.

Die Herausgabe der „Räuber" bedeutet im Leben des Dichters den Beginn seines langjährigen Kampfes mit Armut und Not. Kein Verleger in Stuttgart ließ sich bereit finden, den Druck auf seine Kosten zu wagen, geschweige ein Honorar für das Werk zu geben; Schiller mußte nach auswärts seine Hoffnungen richten. Um diese Zeit machte Petersen eine Reise in die rheinischen Gegenden, welche ihn nach Mannheim führte; von dort, wo ein lebendiges Interesse für Theater und Drama erwacht war, schien ein besseres Glück zu winken. Schiller legte dem Freunde ans Herz, bei den Mannheimer Buchhändlern für ihn anzuklopfen, und schrieb ihm bei diesem Anlaß mit flüchtiger Hand die nachstehenden Zeilen [1]): „Liebster Freund — daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich dich izt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon, nach allen Künsten des überredenden Franzens, gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund warum ich die Herausgabe wünsche ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Ducaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt ich nicht für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusaz 12—14 Bogen enggedrukt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen können. Was über 50 Gulden abfällt ist Dein. Du must aber nicht glauben als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wesen ertappen wollte (ich kenne Dich ja) sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst [es] brauchen.

Der zweite Grund ist wie leicht zu begreiffen, das Urtheil der Welt, Dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Rich-

[1]) Das Original ist im Besitze des Frhrn. v. Cotta. Ich glaube den ganzen Text um so mehr geben zu sollen, da der Abdruck bei Boas, Schillers Jugendjahre I, 242 nicht völlig treu ist.

ter, dem Publicum preißzugeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meinen Auffenthalt im Loche der Prüfung verkürzen und verſüßen, und mir die Grillen zerſtreuen ſoll. Ich möchte natürlicher weiſe auch wißen, was ich für ein Schikſal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz ächt iſt, iſt dieſer: Ich habe einmal in der Welt keine andere Ausſicht als in einem Fache zu arbeiten. D. h. Ich ſuche mein Glük und meine Beſchäftigung in einem Amt wo ich meine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudieren und nüzen kan, und wenn ich etwas draußen ſchreibe ſo iſts in dieſem Fache. Schriften aus dem Felde der Poeſie, Tragödien u. ſ. w. würden mir in meinem Plane, Profeßor in der Phyſiologie und Medicin zu werden hinderlich ſeyn. Darum ſuche ich ſie hier ſchon wegzuräumen.

Schreib mir alſo, liebſter Freund, ob und wie Du geſonnen biſt! Daß es herauskomme iſt nicht zu beſorgen, meinerſeits ſoll die genaueſte Vorſicht beobachtet werden. Und geſchieht es — ſo iſt es immer Zeit daß Du Deiner Brüder einen als Autor davon ausſtreuen kannſt — daß Du Dich ſelbſt nennſt will ich Dir nicht zumuthen, auch wär es zu ſchmeichelhaft von meinem Product gedacht — Vergiß auch das Geld vor die Bücher nicht, denn ich und Kapff habens wirklich verflucht nöthig. Betreib es ja. 4—5 Gulden kannſt Du doch immer davor kriegen.

P. S. Höre Kerl! wenns reussirt. Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder drauf ſchmeken laßen. Leb recht wol. Schiller.“

Ein merkwürdiger Brief! So viel Verlegenheitsraiſonnement als Menſchenunkenntniß, ſo viel augenblickliche Selbſttäuſchung als unter der Oberfläche pulſirender energiſcher Wille! Den letzteren ſpürt man am Schlußwort; das Poſtſkript iſt das Beſte am Brief; es wirft die künſtliche Rechnung über den Haufen. Verwunderlich iſt ja nicht die Abſicht Schillers, als Mediziner ſich eine Exiſtenz zu verſchaffen; denn leben muß man, und aufs Verhungern war ein vermögensloſer Dichter von damals noch ſicherer verwieſen als heute; und daß Schiller hoffte, mit phyſio-

logiſchen Schriften Glück zu haben, iſt eben ſo wenig auffallend, da er gerade in jenen Tagen von dieſer Seite her der Oeffentlichkeit empfohlen worden war, nicht nur, wie ſchon erwähnt, in den „Gothaiſchen gelehrten Zeitungen“ vom 21. Februar, ſondern auch in den „Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen“ vom 19. Februar 1781 [1]). Naiv war nur die Vorſtellung, daß ein gelehrtes Amt ſich draußen in der Welt für ihn leichter finden werde, wenn er zuvor in Schwaben ſeinen poetiſchen Unholden den Laufpaß gegeben hätte. Und gar die Zumutung, der Freund ſolle einen ſeiner Brüder für den Autor der Räuber ausgeben! Die Familie Peterſen, welche in geiſtlichen Hofämtern glänzte, hätte ſicherlich ſchleunigſt Verwahrung erhoben [2]).

Peterſen kehrte unverrichteter Dinge nach Hauſe. Nun blieb dem Dichter kein anderer Weg, als die Räuber auf eigene Koſten drucken zu laſſen und hiefür, „da ſeine Geldkräfte bei weitem nicht hinreichten, den Betrag zu borgen“ [3]). „Dieſes Borgen konnte aber nicht bei dem Darleiher ſelbſt geſchehen, ſondern es verwendete ſich, wie es gewöhnlich geſchieht, eine dritte Perſon

---

[1]) Vgl. den Wiederabdruck des letzteren Artikels bei Julius W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen. Leipig, 1882. I, 1, S. VII.

[2]) Der Vater, Georg Peterſen, von der Inſel Alſen ſtammend, war in ſeiner Jugend als kgl. däniſcher Legationsprediger nach Paris gekommen; von der Herzogin Karoline von Pfalz-Zweibrücken nach Bergzabern berufen, wirkte er daſelbſt als Hofprediger, erſter Stadtpfarrer, Oberkonſiſtorialrat und Superintendent der ſämmtlichen lutheriſchen Kirchen und Schulen des Herzogtums Zweibrücken. Er ſtarb 1783. Seine Frau, Euphroſine Regine, war die Tochter des Konſiſtorialrats und Stadtpfarrers von der Lith zu Ansbach. Von den Söhnen hatte Georg Wilhelm am Gymnaſium zu Zweibrücken, dann an den Univerſitäten Tübingen und Göttingen ſtudirt, war Erzieher der Heſſen-Darmſtädtiſchen Prinzen geworden und nunmehr ſeit 1775 Hofdiakonus zu Darmſtadt; ſpäter wurde er gleichfalls Konſiſtorialrat. Er gab Predigtſammlungen heraus. Der andere der Söhne widmete ſich dem ärztlichen Berufe. Vgl. Strieder, „Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten und Schriftſteller Geſchichte“, Kaſſel 1795, Band X, und Erſch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, III. Sect. 19. Teil.

[3]) Streicher, S. 28. Vgl. Scharffenſtein, Morgenblatt 1837, Nr. 57.

dabei, welche die Bezahlung verbürgte“ [1]). Die Summe, welche Schiller aufnehmen mußte, betrug gegen 150 Gulden [2]).

Die Geſchichte des Druckes bietet manches Dunkel. Wir wiſſen nicht, mit welcher Offizin Schiller ſchließlich ſein Abkommen traf; ich finde auch kaum irgendwo dieſe doch nicht nebenſächliche Frage verfolgt. Meine Vorgänger begnügten ſich, den Ausdruck Scharffenſteins, der von „Accord mit einem ſubalternen Buchdrucker“ ſpricht, zu wiederholen; einen „Winkelbuchdrucker“ ſetzt Boxberger [3]) dafür ein. W. v. Maltzahn in der Vorbemerkung zum zweiten Bande der Hempelſchen Schillerausgabe vermutet Augsburg als den Druckort, vorzüglich deßhalb, weil die Vignetten zur erſten Räuberausgabe die Unterſchrift Aug. V. (Augustae Vindelicorum) zeigen. Ich bin im 85. Stück der „Gothaiſchen gelehrten Zeitungen“ vom 24. Oktober 1781 auf die „kurze Nachricht“ geſtoßen: „Das in der letzten Jubilatemeſſe (ohne Benennung des Verlegers und Druckorts, aber) bei Metzler in Stuttgardt herausgekommene Schauſpiel, die Räuber, hat den Hrn. Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgardt zum Verfaſſer.“ Datirt iſt dieſe Korreſpondenz, oder doch die unmittelbar zuvorſtehende, aus Tübingen; ſie iſt nahezu gleichlautend mit einer Notiz der „Erfurtiſchen Gelehrten Zeitung“ vom 22. Okt. 1781, welche Julius W. Braun [4]) zum Wiederabdruck gebracht hat. Eine Entſcheidung wage ich nicht, aber beachtenswerte Zeugniſſe liegen hier vor. Intereſſant genug ſind ſie ſchon deßhalb, weil die Zeit des Erſcheinens der Räuber, welche bisher immer in den Juli oder Auguſt geſetzt wurde, durch ſie ohne Zweifel geſichert iſt: der Jubilateſonntag des Jahres 1781 fiel auf den 6. Mai. Was den Druckort anlangt, ſo läge es immerhin aus mehr als einem Grunde am nächſten, an Stuttgart zu denken. Daß die für das Darlehen ſich verbürgende „Zwiſchenperſon“ in Stuttgart lebte, geht aus der Faſſung des Streicherſchen Berichtes hervor; man ſollte aber auch glauben, Streicher würde, wenn der Dar-

[1]) Streicher S. 106.
[2]) Ebenda.
[3]) Groteſche Ausgabe, I, S. XXXIX.
[4]) Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen, I, 1,8.

leiher selbst, d. h. der Drucker, auswärts gewohnt hätte, diesen Umstand hervorgehoben haben, da hiemit die Notwendigkeit einer Bürgschaft noch besser ins Licht gestellt worden wäre. In Betracht kommt ferner, daß die „Gothaischen gelehrten Zeitungen" in den bis zum Schlusse des Jahres folgenden Nummern einen Widerruf nicht enthalten; und daß Joh. Benedikt Metzler es war, welcher nicht nur das Gedicht Schillers „Der Venuswagen" ohne Nennung von Firma und Druckort veröffentlichte, sondern auch, mit erdichtetem Druckort, die „Anthologie"; als den Verleger der letzteren bekannte er sich erst in der Titelausgabe von 1798. „Subalterner Buchdrucker" paßt freilich nicht auf die ansehnlich alte Metzlersche Firma; man müßte also annehmen, daß Scharffenstein dieses Ausdrucks sich bedient habe, um das Geheimniß zu schützen. Eine mir vorliegende Originalrechnung Metzlers für Schiller, Eigentum des freih. v. Cottaschen Archives, nach welcher Metzler im April 1782 zehn Exemplare der „Räuber. Mannheim" zum Preise von 5 Gulden und im gleichen Monat drei Exemplare der Räuber „alte Edition" zum Preise von 1 Gulden 30 Kreuzer geliefert hat, gibt keine Klärung.

Der Druck erlitt empfindliche Störungen; denn Schiller zog einzelne im Satz bereits fertige Bogen zurück. Er unterdrückte die ursprüngliche Vorrede und ersetzte sie durch eine neue; er verwarf die Fassung des zweiten Bogens (B), er nahm auch im vorletzten und im letzten Bogen (N und O) Kürzungen vor. Hiebei half sich die Druckerei, um allzuvieles Umbrechen zu vermeiden, durch Einschieben von größeren Ausschlußstückchen; die Folge war, daß die Exemplare der ersten Ausgabe einen sehr ungleichmäßigen Druck zeigen, indem eine Anzahl von Seiten weit splendider gesetzt ist als die übrigen, normal 28 Zeilen enthaltenden Seiten. Auch der Satz des zwölften Bogens (M) scheint von einer derartigen, jedoch kleineren, Aenderung betroffen worden zu sein [1]). Streicher gedenkt dieser Vorgänge in der Stelle: „Um zu versuchen, ob er [Schiller] nicht zu einigem Er-

[1]) Vgl. Goedeke in der histor.-krit. Ausgabe II, S. V und Albert Cohn im Archiv für Litteraturgeschichte IX, S. 277 und 278.

ſatz ſeiner Auslagen gelangen könne, und um ſein Werk auch im Ausland bekannt zu machen, ſchrieb er, noch ehe der Druck ganz beendet war, an Herrn Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, der durch den vortheilhafteſten Ruf bekannt war, und ſchickte ihm die fertigen Bogen zu, welche er, mit Bemerkungen begleitet, wieder zurück erhielt. Ob allein die Anſichten des Herrn Schwan den Verfaſſer aufmerkſam machten, oder ob er ſelbſt darüber erſchrack, wie grell und widerlich ſich Manches dem Auge darſtelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Preſſe ſchon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue, mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle geſetzt“ [1]).

„Von den bereits abgezogenen Bogen hat ſich, durch Zufall oder durch Veruntreuung in der Druckerei der eine und andere erhalten“ [2]). Die unterdrückte Vorrede exiſtirt dreimal: als Einzelbogen, aus dem Nachlaß Peterſens ſtammend, beſitzt ſie die J. G. Cottaſche Buchhandlung; zugleich iſt ſie in einem zu Berlin befindlichen Exemplar des erſten Druckes der Räuber enthalten; über ein zweites berichtet Wilhelm Vollmer im Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta, S. 279, A. 4. Einen Fakſimileabdruck hat der Senator Friedrich Culemann zu Hannover herſtellen laſſen. Den unterdrückten zweiten Bogen enthält ein anderes gleichfalls zu Berlin in Privatbeſitz befindliches Exemplar der erſten Ausgabe der Räuber; ihn hat neueſtens ſeinem ganzen Texte nach Albert Cohn in Schnorr von Carolsfelds Archiv für Litteraturgeſchichte veröffentlicht [3]). Die übrigen Bogen der urſprünglichen Faſſung ſind noch nicht zum Vorſchein gekommen.

Man hat kein Recht, ein Produkt, welches der Autor ſelbſt zurückzuziehen und durch ein anderes zu erſetzen für gut fand, als vollgültige Nummer in die Litteratur wiedereinzuſtellen; aber ich muß geſtehen, die unterdrückte Vorrede iſt mir lieber als die

[1]) Schillers Flucht, S. 29. Von Palleske I, S. 188 wörtlich wiederholt, und, wie bei ihm üblich, ohne Zitatzeichen oder Angabe der Quelle.

[2]) Goedeke, hiſtor.-krit. Ausg. II, S. VI des Vorworts.

[3]) IX. Band, S. 277—296. Der frühere Beſitzer war Herr v. Maltzahn in Weimar.

zweite, und ich freue mich des glücklichen Zufalls, welcher uns jene erhalten hat. Denn sie ist in den meisten Teilen mit größerer Frische und Schlagkraft des Wortes geschrieben, mit mehr Freiheit und Kühnheit, und sie ist für den Dichter der Räuber und das ungezügelt wilde Genie, das gleich einer Feuergarbe jetzt über Deutschland aufflammte, charakteristischer. Ebendeßhalb behält sie zum mindesten als biographisches Dokument ihren besonderen Wert. In ihr gibt Schiller sich unmittelbar; in der zweiten Vorrede fühlt man eine durch Einsprache von Andern ihm aufgedrängte Zurückhaltung. Daß dabei einzelne Gedanken besser herausgearbeitet sind, soll nicht in Abrede gestellt werden; die Motivirung ist sorgfältiger geworden, aber auch breiter.

„Es mag beym ersten in die Hand nehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplaz bekommen wird" — so beginnt die ursprüngliche Vorrede. Man könne eine Geschichte dramatisch behandeln, ohne die sinnliche Darstellung zum Hauptaugenmerk zu machen, ohne für den theatralischen Geschmack schreiben zu wollen; die dramatische Methode habe an sich vor dem Roman und der Epopöe die größere Lebendigkeit und Wirksamkeit voraus. Hier macht Schiller einen Ausfall gegen Corneille: die Flagge Shakespeares wird aufgezogen. Es sei aber nicht die Länge des Stückes, nicht — wie die zweite Vorrede dafür einsetzt — Erkenntniß der Unmöglichkeit, „binnen drei Stunden drei ausserordentliche Menschen zu erschöpfen," welche dem Dichter jenen Verzicht auferlege; sondern der Inhalt des Schauspiels verbanne das Stück von der Bühne. „Die Oekonomie desselben machte es nothwendig daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört . . . Noch mehr — Diese unmoralische Karaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja offt von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja so gar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen

Welt ſeyn ſoll. Auch iſt, wie Garve lehrt, kein Menſch durchaus unvollkommen; auch der Laſterhafteſte hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe die gut, viele Thätigkeiten die edel ſind. Er iſt nur minder vollkommen." „Ich wünſchte zur Ehre der Menſchheit" — fügt Schiller bei — „daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber geſtehen, ſo fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, ſo ärmer wird mein Karrikaturen-Regiſter"; matter, und ohne ſeine perſönliche Meinung mitauszuſpielen, ſetzt er in der zweiten Vorrede dafür ein: „Ich denke, ich habe die Natur getroffen."

Es folgt eine Orientirung über die ſeeliſche Verfaſſung der Räuber. Ungern vermiſſe ich in der zweiten Vorrede den bezeichnenden Satz: „Man ſtößt auf Menſchen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne ſeines Gleichen iſt." Im Uebrigen iſt hier die ſpätere Faſſung, welche das urſprünglich über die geſammte Räubergeſellſchaft verſtreute Licht auf Einen, ihren Hauptmann, konzentrirt, die reichere und glänzendere ſtiliſirte: „Nächſt an dieſem [an Franz Moor] ſteht ein anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leſer in Verlegenheit ſezen möchte. Ein Geiſt, den das äuſſerſte Laſter nur reizet um der Gröſſe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erheiſchet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Menſch, ausgeſtattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die dieſe bekömmt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entſcheiden für das zweyte, und erſt am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem erſten. Falſche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geſeze überſprudelt, mußten ſich natürlicher Weiſe an bürgerlichen Verhältniſſen zerſchlagen, und zu dieſen enthouſiaſtiſchen Träumen von Gröſſe und Wirkſamkeit durfte ſich nur eine Bitterkeit gegen die unidealiſche Welt geſellen, ſo war der ſeltſame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabſcheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erſt anmerken dörfen, daß ich dieſes Gemählde ſo wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geiſſelt." Aber gerade bei der

Art und dem Inhalt des Stückes müsse er selbst, der Dichter, die Aufführung widerraten.

Niemand wird diesen Verzicht Schillers als einen ernstlichen genommen haben. Ein Buchdrama zu bleiben, wäre völlig wider die Natur des Werkes gewesen; und ihm, dem geborenen Dramatiker, lechzte ja die Seele darnach, seine Gestalten über die Bühne schreiten zu sehen. Aber gewiß fühlte er angesichts der Veröffentlichung aufrichtig die moralische Verantwortung, welche das kühne Werk ihm zuwälzte; er fürchtete, daß die grobstoffliche Auffassung des Publikums die Dichtung mißbrauchen werde, um unlautere Leidenschaften an ihr zu entzünden. „Die Kenner," bemerkt Schiller, „die den Zusammenhang des Ganzen befassen, und die Absichten des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen . . . würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schäzen oder wohl gar eine Apologie des Lasters darin finden." So wollte er wenigstens einen Teil der Verantwortung denjenigen überlassen, welche seiner Warnung ungeachtet die theatralische Aufführung wagen würden; und zugleich hoffte er durch erläuternde Winke der erregten und verwirrten Masse einen Kompaß an die Hand zu geben, damit sie die Spur zu den reinen Absichten des Dichters zu finden vermöchte. Auch eine Art Verwahrung für seine Person schien notwendig in einer Zeit, deren Bürger mit spärlichen Ausnahmen vor den Machthabern feige sich beugten, und in einem Lande, welches mit politischen Freigeistern wenig Federlesens zu machen pflegte. Um dieser Rücksichten willen hebt Schiller in der zweiten Vorrede noch breiter und sichtlicher als in der ursprünglichen Fassung den positiv-moralischen Gehalt des Stückes und das tragische Endschicksal des verirrten Helden hervor, ja er verwahrt sich dagegen, unter den modischen Spöttern über die biblischen Lehren zu sitzen, und beruft sich darauf, daß er der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft zu haben hoffe, indem er die mutwilligen Schriftverächter in der Person seiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.

Aber das Temperament, in welchem die Dichtung geschrieben

iſt, bricht ganz wieder hindurch, während das Theaterpublikum, mit deſſen Urteil der Dichter nun rechnen ſoll, ihm zum innerlich geſchauten Bilde wird. „Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gaſſenkehrer allein will verſtanden wiſſen, der Pöbel wurzelt (unter uns geſagt) weit um, und gibt zum Unglük — den Ton an.“ So heißt es in der zweiten Vorrede. Deutlicher, gut naturaliſtiſch war die urſprüngliche Kennzeichnung: „Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v. nicht die Miſtpantſcher allein, ſondern auch und noch viel mehr manchen Federhut, und manchen Treſſenrok, und manchen weiſſen Kragen zu zählen Urſache habe).“ Mit dichteriſchem Behagen und in wachſender ſatiriſcher Stimmung ſpinnt Schiller dieſe Bilder weiter; es folgt die prächtige, die Roheit wie die Geziertheit der Zuſchauer mit Peitſchengeknall geißelnde Stelle: „Mort de ma vie ſagt Herr Eiſenfreſſer das heiß ich einen Sprung! Fy — Fy fliſtert die Mamſell, die Coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodiſch — Sacre dieu ſagt der Friſeur, welche göttliche Simfonie! da führen die Deutſche Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl hätteſt du ſehen ſollen das roſenfarbene Mädel hinter die ſpaniſche Wand ſchmeiſſen, ſagt der Kutſcher zum Laquaien, der ſich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeſchlichen hatte — Sie fiel recht artig, ſagt die gnädige Tante recht guſtös sur mon honneur (und ſpreitet ihren damaſtenen Schlamp weit aus) — was koſtet Sie dieſe Eventaille mein Kind? — Und auch mit viel Expreſſion viel submiſſion — Fahr zu Kutſcher! — Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia geſpielt. —“

Aber nicht das Publikum allein, ſondern auch das Theater ſelbſt ſchrecke ihn ab, für die Bühne zu ſchreiben, ergänzt Schiller: „Wehe genug würde es mir thun, wenn ich ſo manche lebendige Leidenſchaft mit allen Vieren zerſtampfen, ſo manchen großen und edlen Zug erbärmlich maßakriren, und meines Räubers Majeſtät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen ſehen.“ Und dennoch läßt ihn der innerſte Trieb ſeines Herzens ganz vergeſſen, was er ſoeben alles gegen die Aufführung ſagen zu müſſen glaubte; in vollem Widerſpruch mit dem Voraus-

gegangenen entschlüpft ihm der Wunsch: „Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdient.“ Diese liebenswürdige Inkonsequenz ist in der zweiten Vorrede beseitigt; hier schließt Schiller, indem er die Erwartung ausspricht, der Leser werde — nicht den Dichter bewundern, aber den rechtschaffenen Mann in ihm hochschätzen. Auch die spöttische Bemerkung gegen die Dichter des deutschen bürgerlichen Trauer- und Rührspiels, gegen Gotter, Christian Felix Weisse und Stephanie den Jüngeren, vor deren „à la mode (verschönerten oder verhunzten?) Kopien“ der britische Aschylus „in seiner rohen Pracht“ werde weichen müssen, ist weggeblieben. Unterzeichnet sind beide Vorreden: Geschrieben in der Ostermesse 1781. Der Herausgeber.“

Der unterdrückte zweite Bogen enthält auf seiner ersten Seite den Schluß von Franz Moors erstem Monolog; die folgenden Seiten bringen die zweite Szene des ersten Aktes, welche in der „Schenke an den Gränzen von Sachsen“ spielt, bis zu den Worten Spiegelbergs: „Also denn! Wenn noch ein Tropfen“, worauf der dritte Bogen mit den Worten einsetzt: „deutschen Heldenbluts in euren Adern rinnt“. Der Dialog, insbesondere das Gespräch zwischen Karl Moor und Spiegelberg zu Beginn der Szene, weicht vom bekannten Texte vielfach ab; Schiller kürzte da und dort, beseitigte ein paar Sätze, welche den Christlichgesinnten ein Aergerniß geben konnten, vertauschte einen medizinischen Ausdruck mit der Nennung eines anständigeren Uebels, und nahm auch sonst einige Zynismen und Derbheiten hinweg. Viel Konsequenz war bei letzterem Bestreben freilich nicht; und das ist gut so. Schade ists auch um jenes Stück des Dialogs, über welches freilich alle Pfarrermäßig-Frommen sich entsetzen mußten, das aber mit dem urkräftigen Geiste und Willensethos der Räuberdichtung getränkt ist, um die hier folgende, von Schiller nachher größtenteils getilgte Stelle:

„Karl Moor: ... Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Pallisaden des Herkommens, und brütet Kolosse und Extremitäten aus — Ich weis nicht Moriz ob du den Milton gelesen hast — Jener der es

nicht dulden konnte daß einer über ihn war, und ſich anmaßte den Allmächtigen vor ſeine Klinge zu fordern, war er nicht ein auſſerordentliches Genie? — Er hatte den Unüberwundenen angegriffen, und ob er ſchon erlag, ſo hatte er doch ſeine ganze Kraft erſchöpft, und ward doch nicht gedemüthiget, und macht immer neue Verſuche bis auf dieſen Tag, und alle ſeine Streiche fallen auf ſeinen eigenen Kopf zurück, und wird doch nicht gedemüthigt. Dieſer iſts über den unſere Waſchweiber das Kreutz machen.

Spiegelberg. Scheußlich anzuſchauen vor unſern Kirchthüren mit einem läſterlichen Schwanz, und Bocksfüßen, und einem Horn auf der Glaze.

Moor. Ein weiterer Kopf, der gemeine Pflichten überſpringt um höhere zu erreichen ſoll ewig unglücklich ſeyn, wenn die Kanaille die ihren Freund verrieth, und vor dem Feinde floh, auf einem wol angebrachten Seufzer gen Himmel reutet. Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Katilina als mit jedem Alltags-Eſel dort droben zu Tiſche ſitzen?

Spiegelberg. Geh mir mit dem Schlaraffen Leben — dank du Gott, daß der alte Adam den Apfel angebiſſen hat, ſonſt wären wir mit ſammt unſern Talenten und Geiſteskraft auf den Polſtern des Müſſiggangs vermodert."

Beträchtlich ausführlicher als in der bekannten Faſſung malte urſprünglich Spiegelberg ſeinen Plan, das Königreich Jeruſalem wieder aufzurichten. Auch dieſe Stelle iſt, wenigſtens um ihrer realiſtiſchen Sprachkraft willen und als ein flottes, ergötzliches Phantaſieſtück bemerkenswert.

„Spiegelberg aufſpringend: Bravo! Braviſſimo! Du bringſt mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was ſagen Moor, das ſchon lang mit mir umgeht, und du biſt der Mann, dem ich das ſagen kann — Sauf Bruder ſauf — was meinſt du, wenn wir uns beſchneiden ließen, Juden würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?

Moor. Hahaha! Nun merk ich, warum du ſchon gegen Dreyviertel Jahr eine hebräiſche Grammatik herumſchleifſt.

Spiegelberg. S—ßkerl! Juſt deswegen. Aber ſag, iſt das nicht ein ſchlauer und herzhafter Plan? Wir wollen ſie im Thal Joſaphat wieder verſammeln, die Türken aus Aſien ſcheuchen, und Jeruſalem wieder aufbauen. Alle alten Gebräuche müſſen wieder aus dem Holzbügel hervor. Die Bundslade wird wieder zuſammengeleimt. Brandopfer die ſchwere Meng. Das neue Teſtament wird hinausvotirt. Auf den Meſſias wird noch gewartet, oder du, oder ich, oder einer von beyden — —

Moor. Hahaha!

Spiegelberg. Nein! lach nicht. Es iſt hol mich der Teufel mein Ernſt. Wir ſezen dir eine Taxe aufs Schweinefleiſch, daß freſſen kann, wer zahlt, und das muß horrend Geld abwerfen. Mittlerweile laſſen wir uns Zedern hauen aus dem Libanon, bauen Schiffe, und ſchachern mit alten Borden und Schnallen, das ganze Volk.

Moor. Saubere Nation! Sauberer König!

Spiegelberg. Drauf kriegen wir dir die benachbarten Ortſchafften, Amoriter, Moabiter, Ruſſen, Türken und Jethiter, ohne Schwerdſtreich, unter den Pantoffel. Dann, muſt du wiſſen, wir ſind mächtig im Feld, und der Würgengel reutet vor uns her, und mäht ſie dir nieder wie Spizgras. — Und haben wir erſt um uns herum Feyerabend gemacht, ſo kommen wir uns ſelbſt zwiſchen Jeruſalem und Samaria in die Haare — du König Moor von Iſrael, ich König Spiegelberg von Juda, und hauen einander wacker herum im Wald Ephraim, und wer Sieger iſt geht her, läßt die Dächer abdecken und beſchläft die Kebsweiber des andern, daß da zugaffen alle zwölf Stämme Iſrael."

Eine Aenderung mehr untergeordneter Art nahm Schiller gegen den Schluß des Bogens vor. Urſprünglich weigert ſich Schwarz, den Brief, der für Karl Moor vom Vaterhaus eingelaufen iſt, auszuliefern, neckt dieſen, als wiſſe er nichts davon, ſtellt ſich an, als wolle er den Brief zerreißen, da Karl Moor die Kameraden jetzt verlaſſen werde, bis dieſer mit Gewalt und Drohung die Herausgabe erzwingt — eine allerdings überflüſſige Beigabe. Bedeutſamer aber, in das Gefüge der dramatiſchen Charakterzeichnung weſentlich eingreifend, iſt eine Abänderung,

welche der Eingang der Szene erlitten hat. Hier begann Spiegelberg urſprünglich mit den Worten: „Daß Dich die Peſt! — Aber ich muß Geld haben, und die Uhr iſt doch nur geſtolen.“ Dies Spiegelberg in Gegenwart Karl Moors ſagen zu laſſen, den Helden des Stückes zum ſchweigenden Mitwiſſer eines Diebſtahls zu machen, noch ehe das Räuberleben begonnen hat, war ein falſcher Griff des Dichters; ſein Karl Moor wird damit erniedrigt. Mit glücklichem Takte beſeitigte Schiller für den endgültigen Text dieſen Zug. Was Spiegelberg im Folgenden vorbrachte, behält in mehreren Punkten einiges Intereſſe: „So ſieh doch nicht ſo ſauer drein wie der alte Urehni Tobias, als er ſich den Schwalbenmiſt aus den Augen rieb . . . “— ruft Spiegelberg dem Karl Moor zu — „Friſch Mutter — zwey Bouteillen Ungriſchen! So ſey doch luſtig Moor . . . — Auch Schinken dazu Mutter — Und laß dir nicht bang ſeyn Bruder! Gibt ja noch Narren genug in der Welt, denen man um ihr Geld ihren Steckengaul ſattlen kann — ſag doch einmal was das für Schmiererey iſt? — Glaub, es ſoll den verlorenen Sohn vorſtellen.“ „Ich habs ſchon lang drum betrachtet,“ erwidert Moor, „wenigſtens die Schweine würde ich nicht hüten, auch keine Träber freſſen.“ Erinnert hier die Bezeichnung der „Schmiererey“ als einer bildlichen Darſtellung der Geſchichte des verlorenen Sohns an ein Grundmotiv der Schillerſchen Dichtung, ſo klingt andrerſeits aus der Redeweiſe Spiegelbergs der Geſprächston der Schillerſchen Genoſſen in der Stammkneipe Zum Ochſen vernehmlich wieder. In der endgültigen Faſſung des Bogens lieſt Moor im Plutarch; es folgt die Aeußerung: „Mir ekelt vor dieſem Tintenkleckſenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch leſe von großen Menſchen.“ Dieſes für die geiſtige Verfaſſung und Stimmung des Helden im höchſten Grade bezeichnende Wort enthält der unterdrückte zweite Bogen nicht; ebenſo fehlte noch der hier ſich anſchließende Teil des Geſpräches zwiſchen Spiegelberg und Moor mit den nicht minder ſchwerwiegenden Mark- und Kraftſtellen: „Der lohe Lichtfunke Prometheus iſt ausgebrannt“ u. ſ. w. — „Pfui über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert“ u. ſ. w. — „Da verrammeln ſie ſich

die gesunde Natur mit abgeschmackten Konvenzionen" bis zu dem Satze: „Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht." Indem Schiller diese Partien nachträglich einfügte, arbeitete er in der That seine tiefsten Intentionen erst zum Lichte heraus.

Nun also, nachdem Genie und Fleiß und vorsichtiges Abwägen ihre Arbeit vollendet zu haben schienen, wurden „Die Räuber" der Oeffentlichkeit übergeben. Als einen Jubel- und Festtag sollte das deutsche Volk den Jubilatesonntag des Jahres 1781 feiern und den Namen Schillers mit dieser Maiwoche für immer verknüpfen, wenn es einmal in den Jahreskalendern seiner großen Männer geziemend gedenken wird. Höher als zuvor erhob damals die Muse des deutschen Dramas das Haupt: denn, das sei sogleich an dieser Stelle gesagt, nicht Lessings Dramen, nicht Goethes Götz von Berlichingen oder der Egmont können mit der dramatischen Größe der Schillerschen Räuber sich messen. Und brausend, mit kräftigerem Wehen als er zuvor einem deutschen Schauspiel entstiegen war, fegte über die deutschen Lande jetzt der Frühlingswind der Befreiung, auf daß der alte Winter in allen Fugen erkrachte und hartherziges Eis zu Trümmern zerschmolz.

Die erste Ausgabe des Stückes trägt den Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig. 1781." Der Verfasser ist nicht genannt. Unter den Worten „Ein Schauspiel" befindet sich eine kreisrunde Vignette in Kupferstich. Sie bezieht sich auf die fünfte Szene des vierten Aktes: im Hintergrund sieht man Wald, zur Linken vom Beschauer einen Turm; hier liegt der alte Moor am Boden, Hermann hält ihm das Haupt; Karl Moor steht daneben, in der Rechten ein Schwert, den linken Arm erhebend, in der Geste eines mit Pathos Deklamirenden. Rechts unter der Vignette liest man die Worte: N. Sculp. Aug. V. Auf der Rückseite des Titelblattes steht unter dem Namen „Hippocrates" das Motto „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat." Auf der dritten Seite folgt das Personenverzeich-

niß, die vierte ist leer. Mit der fünften beginnt die Vorrede; hier ist zu oberst eine kleine allegorische Zeichnung sichtbar, ein Pelikan auf liegendem Kreuz. Mit der 17. Seite beginnt der Text des Schauspiels; ihr oberer Rand zeigt eine Guirlande. Deßgleichen findet sich am Ende des ersten Aktes eine kleine Zeichnung, ein Blumenzweig; am Ende des zweiten ein Mann unter einer Palme; am Ende des vierten Aktes eine Häusergruppe. Am Schluß des Stückes unter den Worten: „Er geht ab" folgt wieder eine große Vignette, diese viereckig: Cäsar steht in Charons Nachen, in welchen Brutus eben einsteigen will; im Nachen, links vom Beschauer, sitzt Charon; die Umgebung ist eine Felsszenerie. Beide Römer sind behelmt. Die Unterschrift ist die gleiche wie bei der Vignette des Titelblatts. Das Format des Buches ist Kleinoktav; das Schauspiel ohne Titelblatt, Vorrede und Personenverzeichniß hat 222 Seiten.

Die Vignetten sind von geringem Kunstwert. Der Ausdruck der Gesichter ist nichtssagend, Karl Moors Haltung kann man nur affektirt nennen. Antikes Kostüm trägt auch er. Nach A. Haakhs Ermittlung [1]) geht die Namenschiffre der Unterschrift auf Nielson; Johann Esaias Nielson, Maler, Zeichner und Kupferstecher, starb 1788 als Direktor der kaiserlichen franciscischen Malerakademie zu Augsburg. Die erste Ausgabe der Räuber ist selten und kostbar geworden. Ich habe ihre Ausstattung nach dem in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Exemplar beschrieben. Die unterdrückte Vorrede hat stärkeres Papier und kleinere Schriftgattung als die veröffentlichte und mit dieser das Buch, zeigt auch an Stelle des Pelikans eine andere Zeichnung, eine Guirlande mit Mittelschild.

Ueber die Art und Beschaffenheit der nächstfolgenden Ausgaben der Räuber sowie über die Umwandlung, welche das Drama Schillers bei seiner Zurüstung für die Bühne erlitt, werde ich, dem geschichtlichen Gange der Dinge gemäß, später berichten; hier aber schließt füglich eine ästhetisch-kritische Be-

---

[1]) Vgl. Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Nürnberg, 1860, S. 43.

trachtung ſich an, nachdem das Werk, welches jahrelang das Innere des Dichters in Gährung hielt, nunmehr ſeinen Abſchluß und ſichtbare Geſtalt gefunden hat.

Goethe nennt bei Eckermann die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko „Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen ſchweren Erziehungsdruck", und in vielerlei Varianten kehrt dieſe Bezeichnung wieder. Aber die pſychologiſche Geneſis der Räuber iſt damit nicht zureichend erklärt, und was dieſes Produkt zu einem unablösbaren Ring in der Kette von Schillers Geiſtesprodukten macht, was ihm auch mit den ſpäteren Stufen ſeiner geiſtigen Entwicklung den organiſchen Zuſammenhang wahrt, das iſt damit nicht geſagt. Ein treibender Stachel für den Dichter war freilich der Unwille über den „ſchweren Erziehungsdruck" der Militärakademie; aber Schiller fühlte darin mehr als eine nur perſönliche Schädigung. Ihm zeigte ſich der fürſtliche Abſolutismus des 18. Jahrhunderts zuerſt unter dieſer Geſtalt, und die Unbill, die ſeine Jugend erfuhr, wußte er als einen Teil und eine Form der allgemeinen Knechtung, welche die Gewalthaber über das Volk gebracht hatten. Wie mit der Natur, ſo iſt auch mit den Mächten der Geſchichte der Genius „in ewigem Bunde"; ſchwerer und tiefer zu leiden als Andere iſt ſein Schickſal, nicht nur weil für das Perſönliche ſein Herz die feinere und umfaſſendere Empfindlichkeit hat, ſondern deßhalb, weil die ausgebreitetſte Fühlung mit Allem, was die Zeit erfährt, ſein Vermögen iſt, weil ſein Ich, immer fähig, immer willig, zum Ich der Menſchheit ſich zu erweitern, mit geſchärftem Auge den Zuſammenhang der Erſcheinungen erkennt und in den leidvollen Begegniſſen des eigenen Lebens der Schmerz der Brüder ihm mitbewußt wird. So ſind denn die Räuber der erſte große Fehdebrief Schillers gegen die Zuſtände der ſozialen und politiſchen Welt, wie er ſie in der Nähe fand, und ſie offenbaren, geradezu ein Prototyp des Schillerſchen Geiſtes, eben ſo ſehr ſeine Art und Neigung, in zeitgeſchichtlichen Stimmungen dichteriſche Konzeptionen aufquellen zu laſſen, als ſeine Tendenz, mit Hilfe der Dichtung einem ſubjektiv-leidenſchaftlichen, ſittlichen Pathos Ausdruck zu geben. Dieſes ſittliche Element iſt es, was am wenigſten

außer Rechnung gelaſſen werden darf. Die aus der beginnenden Einſicht in den Gang der Dinge dieſer Welt fließende Herzensempörung hat die Räuber großgezogen; ſie ſind, auf ihren letzten Urſprung betrachtet, das Produkt des erſten Stoßes der Wirklichkeit auf ein abſolut wahr, unſchuldig und ideal angelegtes Gemüt, der glühende Ausdruck des edelſten Zornes und einer mit Widerwillen aus der Reinheit ihres Bewußtſeins aufgeſchreckten Seele. Man hat Schiller unzählige Male einen Idealiſten genannt und hat das Wort wiederholt, bis es im Munde der Redner zur Phraſe wurde. Man denkt dabei wohl an die Charakterhoheit, welche aus Schillers Werken mit ſo überwältigendem Lichte hervorleuchtet. Aber noch weit öfter miſcht ſich in den Begriff des Schillerſchen Idealismus die Erinnerung an jene läſſige Formel, wonach Goethe die Menſchen gezeichnet habe, wie ſie ſind, Schiller, wie ſie ſein ſollen; und dieſer Vorſtellung folgend ſucht man den Idealismus in einer Art geiſtiger Methode, die Welt und die Dinge unter einer gewiſſen Entfernung von der Wirklichkeit aufzufaſſen. Aber der Idealismus Schillers kommt aus dem Herzen, iſt ſein Lebensblut, iſt nichts als die unmittelbare Herausgabe ſeines perſönlichen Weſens, die Erſcheinung einer in ſeltenſtem Maße und in außerordentlicher Macht vorhandenen Hoheit und Güte der Seele. Die nämliche ſittliche Kraft, welche auf der Höhe ſeines Lebens ſeine Geſtalt ſo zeigt, daß Goethe ihn freiſpricht vom Gemeinen, „das uns alle bändigt“ — ſie iſt es, die in den Räubern zum erſten Mal hervorbricht. Wohl iſt im Gange ſeiner Tage ein Läuterungsprozeß erkennbar, in Geſchmack und in Sitte, ein Sichvorwärtsringen zu innerer Harmonie; aber daß er das werden konnte, was mit jenem Worte im Epilog zur Glocke der überlebende Freund ihm nachrühmt, das iſt nur denkbar bei einer von erſter Jugend an in ihm übermächtigen Richtung auf ſittliche Idealität. Und dieſe ſonnenhelle Seele, die geſchaffen war wie zum Spiegel alles Guten, die mit tauſend Keimen der Menſchenliebe und des Wahrheitsdranges dem Leben entgegenwuchs, mußte um der Intenſität dieſer Anlage willen vom Einblick in den Kampf der gemeinen Alltäglichkeit gegen die Exiſtenz des Guten und Wahren ſich auf das

schmerzlichste berührt und von der Erschütterung des reinen Weltbildes, das sie sich gehegt hatte, wie zerstört fühlen. Hier ist die tiefste Quelle jener melancholischen Stimmungen zu suchen, welche für Stunden über Schiller die Herrschaft gewannen, jener bereits früher zitirten Aeußerungen der Niedergeschlagenheit: „Du weist nicht, wie ich so sehr im innern verändert, zerstört bin .... Je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, um so mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein.“ Wer von solchen Stimmungen in den Tagen aufwachender Jugend gar nichts verspürt hat, wer bei den ersten Beobachtungen von der Verbreitung menschlicher Charakterlosigkeit, bei den ersten Erfahrungen von Wortbruch des Freundes, von Heuchelei der Zunge, von Allmacht des Geldes, von der Möglichkeit gemeinsinnlicher Lüste niemals die dunkelsten Schatten über alles Leben sich ausbreiten sah, wer in solchen Augenblicken sich öffnender Ahnung niemals wähnte, die ganze Welt wäre der Verachtung wert, dem fehlt eine wesentliche Vorbedingung für die Sympathie mit dem Geiste der Schillerschen Jugenddichtung, der ist aber auch kein Kind deutschen Wesens, deutschen Empfindens. Und es ist nicht nur der Abscheu vor der Niedrigkeit menschlichen Treibens, der Ekel an verschuldeter menschlicher Schwäche, der das Gemüt befängt; auch die Trauer über die Abhängigkeit besten Willens und höchsten Bestrebens vom grausamen Gegenspiel unbekämpfbarer Mächte schleicht sich ein, und indem wir vom Baume der Erkenntniß essen, wächst mit der Klugheit die Schwermut.

Aber aus der Passivität der Ergebung erlöst energisch energischer Wille des Geistes, und aus dem immer verscheuchten, immer zurückkehrenden Traum einer schöneren Erde quillt das Verlangen, zu arbeiten, zu wirken für ihre Gestaltung. Da wird die Liebe zum Guten zum thätigen Haß gegen das Schlechte und die Sehnsucht nach dem Ideal zur Auflehnung gegen verkehrte Ordnung des Lebens, zum Ruf nach Befreiung. Und zum Träger dieses aktiv-sittlichen Grimmes macht Schiller seinen Karl Moor, der flammende Ausbruch seines *ethischen* Unwillens werden „die Räuber“. Es ist eine totale Gemütsrevolution, welche der Dichter mit und an seinem Stücke durchgemacht hat. Man ver-

gleiche die achte Strophe der Elegie auf Weckerlin mit der Aeußerung Karl Moors: „Bruder — ich habe die Menſchen geſehen, ihre Bienenſorgen und ihre Rieſenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäuſegeſchäffte, das wunderſeltſame Wettrennen nach Glückſeligkeit; — dieſer dem Schwung ſeines Roſſes anvertraut — ein anderer der Naſe ſeines Eſels — ein dritter ſeinen eigenen Beinen; dieſes bunte Lotto des Lebens, worein ſo mancher ſeine Unſchuld, und — ſeinen Himmel ſezt, einen Treffer zu haſchen — und Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer darinn. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Tränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwergfell zum Gelächter kizelt.“ Bis auf den Wortlaut finden ſich dieſe Vorſtellungen in der „Elegie“, und hier wie dort ſpricht Schiller eine Stimmung aus, wie ſie aus dem ſchreienden Gegenſatz zwiſchen dem jugendlich-reinen und jugendlich-ſtarken Ideal ſeines Herzens und der Erfahrung des wirklichen Welttreibens mit Notwendigkeit ſich bilden, mit Notwendigkeit als Satire, verbitterte Klage, wehmütige Trauer und wieder als jäher Willensdrang, zu helfen, zu beſſern, ſich kundgeben mußte.

Welches Namens und Standes aber die gewiſſenloſen Verderber des Rechts, die gewaltthätigen Verwüſter der Schöpfung ſind, zu deren Geißelung im Namen des Dichters der Räuberhauptmann das Schwert erhebt, das ſagt uns Schiller aus dem Munde Razmanns, das erzählt Karl Moor ſelber dem Pater. „Er mordet nicht“ — rühmt Razmann dem Spiegelberg — „um des Raubes willen, wie wir — nach dem Gelde ſchien er nicht mehr zu fragen, ſobald ers vollauf haben konnte, und ſelbſt ſein Dritteil an der Beute, das ihn von Rechtwegen trifft, verſchenkt er an Wayſenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung ſtudiren. Aber ſoll er dir einen Landjunker ſchröpfen, der ſeine Bauern wie das Vieh abſchindet, oder einen Schurken mit goldenen Borden unter den Hammer kriegen, der die Geſeze falſchmünzt und das Auge der Gerechtigkeit überſilbert oder ſonſt ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da iſt er dir in ſeinem Element und haußt teufelmäßig, als wenn jede Faſer an ihm eine Furie wäre.“ Und der Pater muß anhören: „Dieſen

Rubin zog ich einem Miniſter vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen ſeines Fürſten niederwarf. Er hatte ſich aus dem Pöbelſtaub zu ſeinem erſten Günſtling emporgeſchmeichelt; der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit ſchemel — Tränen der Waiſen huben ihn auf. — Dieſen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenſtellen und Aemter an die Meiſtbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von ſeiner Thüre ſtieß. — Dieſen Achat trug ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquiſition ſo in Zerfall käme." Der bitterſte Haß ſtürmt an wider Heuchelei und Scheinheiligkeit, und es ſind Worte der Verdammung, ſcharf wie ein zweiſchneidiges Schwert, Worte der rächenden Wahrheit, von einer ehernen Wucht und Macht gleich der Sprache, die in Donnern von Sinai ging: „Da . . . predigen [ſie] Liebe des Nächſten und fluchen den achzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — ſtürmen wider den Geiz, und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert und die Heyden wie Zugvieh vor ihre Wagen geſpannt. — Sie zerbrechen ſich die Köpfe, wie es doch möglich geweſen wäre, daß die Natur hätte können einen Iſchariot ſchaffen, und nicht der ſchlimmſte unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehen Silberlinge verrathen. — O über euch Phariſäer, euch Falſchmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr ſcheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleiſcht eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleiſch mit Faſten; ihr wähnt mit dieſen erbärmlichen Gaukeleyen demjenigen einen blauen Dunſt vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwiſſenden nennt, nicht anders, als wie man der Groſſen am bitterſten ſpottet, wenn man ihnen ſchmeichelt, daß ſie die Schmeichler haſſen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplariſchen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchſchaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erſchaffen hat." Alle dieſe in der Sprachgewalt Luthers und der altteſtamentlichen Propheten hinſtrömenden, der Menſchheit ins Herz geſchleuderten Anklagen ſind des Geiſtes Gottes voll und ſind gehoben aus dem tiefſten Herzensgrunde des Dichters.

Nach Freiheit, Kraft, That glüht die Seele des Helden der „Räuber“. Die Welt, wie er sie sieht, wie sie ihm begegnet, hat keinen Platz für sein ungebändigt gährendes Verlangen. „Mir ekelt vor diesem Tintenklexsenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen“, mit diesem Wort wird Karl Moor eingeführt, das ist die Stimmung, in der er lebt, noch ehe die Botschaft des Vaterfluchs zu seinen Ohren gelangt. Und der Appell: „Komm mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln,“ wirkt auf ihn wie der Blitz, der eine nächtliche Gegend mit einemmal erhellt, entzieht ihn nicht nur dem brütenden Gram über herzloses Schicksal, sondern verheißt Befreiung von Allem, was als klein, schwach, feigherzig, vernunftlos ihm bisher das Innerste beengt hat. Der schmählich Enttäuschte, der Ausgestoßene schafft sich Freiheit des eigenen Lebens und Raum, handelnd zu wirken für seine Brüder, die gleich ihm Unterdrückten, gleich ihm Verfolgten.

In den Thaten des großen Räubers der entnervten und um Recht und Gesetz sich betrügenden Gesellschaft das Gegenbild vorzuhalten, dazu mag Schiller durch eine Gestalt des Don Quixote, den Räuber Roque Guinart, einen Anstoß erhalten haben. Aber die Verherrlichung eines Zustandes, welcher mit der gefesteten Ordnung und Sitte gewaltsam bricht, um mit Gewalt Ordnung und Sitte zu bessern, weist auf eine reichere Quelle zurück, von der sich Schiller genährt, auf die Vorstellungen, welche Rousseau seinem Zeitalter erweckt hatte. Der Traum von einer Rückkehr zu den Zuständen der Natur gibt sich Gestalt, und der Schauplatz eines von der Kultur und ihren raffinirten Wirrsalen sich bewußt ablösenden Lebens werden die böhmischen Wälder. Aber wie Rousseaus Vorstellung einen Irrtum des größten Stiles in Umlauf brachte, da das Ideal des reinen und unverderbten Naturzustandes, nach dem er verlangt, niemals existirte und der Verzicht auf die Kulturarbeit eine Ableugnung aller menschlichen Entwicklung, eine Rückkehr zur Dumpfheit halbtierischer Zustände bedeuten würde, so begeht auch der Räuber Moor mit Beginn seines Unternehmens einen Rechnungsfehler des schwersten Gewichtes. Denn indem er die gesammte Ordnung des bestehenden

Rechts, den geſammten Bau der Geſittung, welchen die Geſellſchaft ſich gegeben hat, in Acht erklärt und ſein perſönliches Ermeſſen die Rolle einer Weltjuſtiz zu ſpielen ſich unterfängt, trifft der Strahl ſeiner Rache wohl da und dort einen Böſewicht, aber er ſelber ſetzt Willkür gegen Willkür und Verbrechen gegen Verbrechen. Und wie er mit Schaudern erfahren muß, daß die Genoſſen, deren Hand er bedarf, ſein Werk durch Grauſamkeit und niedrige Geſinnung beflecken, ſo erkennt er verzweifelnd am Ende, daß er mit dem Böſen das Gute in Trümmer geſchlagen hat, daß das Naturrecht, das er aufſtellte, nichts Anderes iſt als die Roheit und das Chaos.

Als ob unter Hohn und Spott die Vorſehung über ihren aufdringlichen Sachwalter den Stab gebrochen hätte, lautet der Ausgang ſeines Schickſals. Aber indem ihn der Dichter in den Untergang führt, zeigt er ſich ſelber als den freien Beherſcher aller Motive, die er zu ſeinem Gemälde in Anſpruch genommen hat. Dieſer Punkt kann nicht genug hervorgehoben werden: Schiller, naiv ſchaffend, als dramatiſcher Dichter, hat den Bann des Rouſſeauſchen Ideals abgeworfen, ehe er noch kritiſch mit Rouſſeau abzurechnen in der Stimmung iſt. Wer in den Räubern nichts fühlt als das Revolutionäre, den wilden Trotz, den Geiſt der Zerſtörung, der iſt weder zum vollen künſtleriſchen Verſtändniß des Stückes noch zur Erfaſſung der perſönlichen Abſichten des Dichters hindurchgedrungen. Daß die Maſſe der Leſer in ſtofflichen Eindrücken befangen blieb und, ſei es aus leidenſchaftlicher Sympathie mit dem im Drama entfeſſelten Freiheitsgeiſt oder aus Schrecken über denſelben, zu einer Beſinnung über die vom Dichter gewollte und gegebene tragiſche Löſung nicht gelangte, überraſcht nicht; aber auch die litterariſche Kritik ward dieſer Seite der Dichtung ſelten und mit wenig Willigkeit gerecht. Bekannt iſt die von Eckermann überlieferte Aeußerung eines deutſchen Fürſten, welche dieſer an Göthe richtete: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriff die Welt zu erſchaffen, und hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schillers Räuber darin würden geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen.“ Fürwahr ein wunderliches und in ſeiner

Uebertreibung abgeſchmacktes Wort, aber doch im Grunde die Meinung aller Ordnungsmänner und Höflinge jener Zeit. Zieht man den lieben Herrgott einmal ins Spiel, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob ihm nicht die Ausſicht, daß gewiſſe Fürſten der Rokokozeit unter ſeinen Menſchenkindern wirtſchaften würden, die Schöpfung der Welt weit mehr verleidet hätte, als die Vorſtellung, daß einſt ein Dichter das Regiment dieſer Herrn mit Flammenſchrift brandmarken werde. Wenn aber die Räuber unreife Köpfe in Verwirrung geſetzt haben, ſo iſt zu ſagen, daß für tollen Mißbrauch ſeiner Werke kein Dichter verantwortlich gemacht werden darf; wer will dem Feuer fluchen, wenn es in den Händen eines Kindes Unheil anrichtet? Und eben ſo gewiß iſt es, daß keine kühne, die Menſchheit um eine Stufe vorwärts reißende That möglich iſt, ohne daß über die eine oder andere Einrichtung, welche an ſich ſchön und löblich wäre, das Rad der Zeit mithinweggeht; will man Bäume pflanzen, ſo kann man nicht jedes Veilchen im Erdreich ſchonen. Treffend führt Bulwer an [1]): „Sei es daß das Genie in der Dichtkunſt oder die Wiſſenſchaft in dem Fabrikweſen Neuerungen zu wege bringt, ſo müſſen in dem einen Fall nothwendigerweiſe einige Geiſter aus der Faſſung und in dem andern einige Hände außer Arbeit kommen.“ Würde aber das Publikum ſich gewöhnen, ein Kunſtwerk in ſeiner Totalität zu nehmen, hätte es beſſer gelernt, die Moral in der Dichtung nicht nur da zu ſuchen, wo ſie ihm predigermäßig-breit, platt-unkünſtleriſch vordemonſtrirt wird, ſo brauchte Niemand vor den Räubern oder den Leiden des jungen Werther ein Kreuz zu ſchlagen. Denn Werther zerſtört ſich, indem er dem Herzensleben ſeine Seele widerſtandslos verſchreibt, und ſomit iſt er ein warnendes Exempel. Und in den Räubern wird ja nicht nur Franz gerichtet, ſondern auch Karl Moor; was aber die Geſellen der Mordbrennerbande betrifft, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß ſie am Galgen enden, nachdem ihre Verbindung zerſprengt iſt; das auszuführen, wäre die Sache einer Chronik geweſen, in den dramatiſchen Plan gehört es nicht mehr. Dieſer iſt mit dem

[1]) Schillers Leben und Werke. Ueberſetzt von H. Kletke.

Untergang des Bruderpaares vollkommen erſchöpft; beide zerſchellen, der eine an ſeiner Verruchtheit, der andere an ſeiner thörichten Vermeſſenheit, an der ὕβρις der Alten. Das Letztere iſt in der Schlußſzene des Schauſpiels vernehmlich genug geſagt, und vorbereitet wird der Zuſchauer auf dieſen Ausgang durch den ganzen Verlauf des Stückes. Der Kernpunkt, auf welchen es in der Tragödie ankommt, iſt meiſtermäßig getroffen; der Schickſalsumſchlag iſt den Bedingungen des Stoffes und den Charakteranlagen der beiden Hauptfiguren völlig gemäß. Ich wüßte kein ſpäteres Stück Schillers, welches die tragiſche Nemeſis, den Ausgleich von Schuld und Sühne, gleich ſicher vollzieht, und ebendeßhalb rechne ich die Räuber zu dem zweifellos Allerbeſten, was Schiller dramatiſch geſchaffen hat. In keinem ſeiner folgenden Dramen iſt vom tragiſchen Geiſte des Aeſchylus ſo viel wie in dieſem Jugendwerk; erſt das grandioſe Fragment, welches der ſterbende Dichter uns hinterließ, der Demetrius, ſtreckt ſeine Wurzeln in dieſe letzten Tiefen der tragiſchen Kunſt wieder hinab. Schillers Beruf zur Bühne, zum Tragiker war mit den Räubern entſchieden. Es iſt aber nicht nur die künſtleriſche Erfüllung der tragiſchen Grundgeſetze und die ethiſche Größe des ſtofflichen Vorwurfs, welche der Dichtung eine ſo verheißungsvolle Stelle zuwieſen, ſondern nicht minder die ſpezifiſch dramatiſche Kraft, der dramatiſche Zug und Drang, der mit höchſter Lebendigkeit aus aller Handlung und Sprache des Stückes hervorbricht. Dies fühlt ſich bei der Lektüre der Räuber auf jeder Seite; aber noch durchſchlagender angeſichts der ſzeniſchen Aufführung. Denn alle Stücke Schillers gewinnen auf dem Theater; vermöge einer Art von Geheimniß ſeines Genies, welches ſeine Phantaſie zwingt, ſich immer in unbewußtem Kontakt mit der Darſtellung und dem Zuſchauer zu halten und in großen Linien, al fresco zu zeichnen für einen großen und öffentlichen Rahmen. So viel Raiſonnement zur Motivirung der Charaktere in den Räubern nötig war: es wird alles aufgezehrt von dramatiſchem Feuer, Empfindung und Phantaſie des Zuſchauers werden überall gepackt, erſchüttert, mitfortgeriſſen, die Teilnahme wird bis zur höchſten Anſpannung des Gemütes geſteigert. Und bis zum

heutigen Tag iſt die Wirkung der Räuber auf dem Theater, obgleich wir aus ſehr veränderten geſellſchaftlichen Zuſtänden herbeikommen, immer eine gewaltige; vorausgeſetzt, daß die darſtellenden Künſtler vom Feuerhauche des Dichters entzündet ſind. Das war bei der Aufführung der Räuber durch das Meininger Hoftheater, welche ich im Sommer 1883 zu München ſah, in einem ſo ausgezeichneten Grade der Fall, daß die Schillerbiographie dieſes Abends gedenken darf. Es iſt hier nicht der Ort, über das vielangefochtene Meininger Theaterinſtitut und ſeine Kunſtpraxis ein Urteil abzugeben; aber das iſt gewiß, jene Räuberaufführung war ein vollendetes Kunſtwerk aus Einem Guß, von der größten Wärme und der größten Einheitlichkeit der Empfindung. Kein Schauſpieler drängte mit ſeiner Rolle auf Koſten des Andern, auf Koſten des Ganzen ſich vor; beſeelt vom Geiſte der Dichtung und ihr gehorſam waren Alle vom erſten bis zum letzten, und der Enthuſiasmus ſowohl, wie die ſtrenge Schule der Uebung hatte jeden Reſt von techniſcher Schwierigkeit aufgezehrt. Es kam dazu, daß die Rolle des Karl Moor in den Händen eines jugendlichen Schauſpielers lag, welchen die Natur mit einer herrlichen Geſtalt und mit Geſichtszügen begnadet hat, die ſo auffallend an Schiller erinnerten, daß man im Räuber Moor den unvergeßlichen Dichter lebend zu ſehen und das Jahr 1781 aus der Vergangenheit zurückgeholt glaubte: Emil Drach erweckte dieſe Illuſion. Und gefeſſelt von Schillers Geiſt, entzückt, erſchüttert bis ins Mark war das Publikum; leuchtende Augen, klopfende Herzen überall, und in den großen Szenen ein Anſichhalten des Athems, daß es ſchien, als läge das Haus in Todtenſtille, als füllten nicht Kopf an Kopf die Zuſchauer jeden verfügbaren Raum.

Das Drama iſt nicht frei von Roheiten und Geſchmackloſigkeiten, nicht frei von Fehlern. Aber wenigſtens ein Teil der erſteren wird bedingt durch ſtoffliche Verhältniſſe, und das Geſchmackloſe iſt gepaart mit dem Naturwüchſigen. Die Atmoſphäre einer gewiſſen Weltunerfahrenheit liegt über dem Stück; und darin iſt etwas Rührendes, wenn auch einer zehnmal darüber lächeln möchte. Die Schilderungen der Räuber ergehen ſich

mitunter in den ärgsten Uebertreibungen; aber alle Räuber sind Eisenfresser und Bramarbasgestalten, das gehört zum Handwerk, zur Lust an ihm. Die Art, wie der alte Moor durch Franz beseitigt wird, mit ihrem ganzen Ingrediens von zugeschlagenem Sargdeckel, Turmverließ im Wald, mitternächtlichem Raben- und Eulengeschrei ist starkjugendliche Schauderromantik; und der alte Moor mußte auch in einer außerordentlichen Gedankenschwäche gehalten werden, wenn die Intrigue möglich sein sollte. In letzterer ist weit weniger Raffinement als in der Dialektik der Monologe des schurkischen Sohnes. Gewisse Zynismen, die über Franzens Lippen gehen, sind ekelhaft, sind eine Hinzugabe von medizinischem Hautgout, welcher nicht nötig wäre, um uns von seiner materialistischen Lebensphilosophie zu überzeugen. Im Uebrigen ist er eine kühn entworfene Figur und für den Schauspieler eine ganz vorzügliche Rolle; wenn nur dieser versteht, mit dem bösen Teufel zugleich den dummen Teufel zu zeichnen, bei allem schneidenden Hohn und prahlendem Trotz die geheime Schwäche und Unsicherheit, die notwendige Konsequenz der Verfaulung des Innern, zeitig durchscheinen zu lassen. Wir ahnen alsdann die Hilfsbedürftigkeit des Elenden, und zum Abscheu gesellt sich ein Gran von Mitleid. In dieser Art sah ich die Rolle von dem Meister des Wiener Hofburgtheaters, von Lewinsky, vortrefflich aufgefaßt. Mißlungen ist die Zeichnung der Amalia, am meisten in den Szenen mit Franz; man fühlt, daß der im akademischen Männerkloster erzogene Dichterjüngling die Weiblichkeit noch nicht kannte. Auch die Umarbeitung der Räuber für die Mannheimer Bühne hat diese Schwäche nicht zu beseitigen gewußt, sie macht sie eher noch deutlicher: denn welches Mädchen würde den Geliebten, der hier nicht einmal in entstellender Verkleidung kommt, nicht wiedererkennen an Gestalt, Blick des Auges, am Klang der Worte und an seinen Küssen!

Aber bei all dem, wie überflutet werden solche Unzulänglichkeiten von großartiger Kraft und echter Schönheit! Wie wirksam ist das, wenn auch fast durchweg hinter die Szene gerückte, kontrastvolle Gegenspiel der beiden Brüder! Von welcher höchsten Lebendigkeit ist die Szene in der Schenke an der säch-

Moor. Da ich noch ein Bube war — wars mein Lieblingsgedanke, wie ſie zu leben, zu ſterben wie ſie — (Mit verbißnem Schmerz.) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Geſicht). Es war eine Zeit — laßt mich allein, Kameraden!

Das iſt von einer Beſeelung, wie nur irgend das Mächtigſte, was die Kunſt den Menſchen gebracht hat, iſt hochſymboliſch, das ſchreibt nur einer, der unter den größten Dichtern ſeine Stelle hat! Und wieder die Rückkehr Karl Moors in die fränkiſche Heimat, zum Schloß ſeiner Väter! Wie bang pocht mit denen, die in der Gallerie wandeln, unſer eigenes Herz, als möchte ſein Schlag das Geheimniß verraten! Wie jauchzen wir mit dem Armen, vom Schickſal Betrogenen einen Moment auf, da Amalias Thränen ihm ihre Empfindung zeigen, ihm den Ausruf entpreſſen: „Sie liebt mich! Sie liebt mich!“ Denn ganz weich haben uns ſchon die Worte gemacht, mit denen Karl Moor den Boden der Heimat anruft: „Sei mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! (Er küßt die Erde.) Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seid alle, alle mir herzlich gegrüßt!“ Und ganz verloren wir uns mit ihm in den Traum ſeiner Kindheit, den er noch einmal zu träumen ſich überwältigen läßt, und horchen wie Kinder bei dem Geplauder des Alten, Daniels, wie er alle ſeine Erinnerungen hervorkramt. Und ſo iſt auch das Motiv überherrlich, mit dem der Dichter die wieder ſich Findenden ſcheidet, der abgeriſſene Geſang von Hektor und Andromache, an dem ſie ſich wiedererkennen, mit deſſen hinfliehenden Tonwellen der letzte Seufzer ihres Glückes in die Lüfte verhaucht. Nun brechen die Wetter des Schickſals herein in entſetzlichen nach einander folgenden Schlägen. Aber noch einmal werden wir an die Größe der Seele erinnert, die jetzt unter dem Schickſal zuſammenbricht: „Moor nimmt die Laute und ſpielt“, er ſtärkt ſein Herz im Geſang von Cäſar und Brutus, und wer, in dem Mark der Jugend jemals lebte und ein großer Sinn einmal ſich regte, las ohne

Erschütterung diesen Gesang? Und nun die Katastrophe, das Gericht über den Schurken, über Franz: in welcher Flammenschrift, welchen furchtbaren Zügen, mit welcher Propheten-Majestät ist die Angst seines Gewissens, die Verzerrung seines Bewußtseins, die Qual seines Traumes, sind die Schrecken des Himmels und der Hölle, die aus der eigenen Brust ihm hervorsteigen, aus der grandiosen Rede des Pastors ihm zurückkehren, gemalt! Ich will im Einzelnen nur an die Gebetsblasphemien des Halbwahnsinnigen erinnern, an die Worte: „Höre mich beten Gott im Himmel! — Es ist das erstemal — soll auch gewiß nimmer geschehen — Erhöre mich Gott im Himmel!“ — — „Ich bin kein gemeiner Mörder gewesen, mein Hergott — hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben mein Hergott —“: das sind Naturworte eines Poeten von Gottes Gnaden und sind Meisterzüge psychologischer Charakteristik. Und dabei erdröhnen, einem Gewitter des jüngsten Gerichtes gleich, die Schläge der Stürmenden am Schloßthor und in den Hallen, und mit den entfesselten Dämonen der Rache werden die Elemente frei, die fliegenden Fackelbrände erhellen die Nacht und das prasselnde Feuer zuckt in den Saal und züngelt hin nach dem vom Getöse betäubten, von Schrecken gehetzten, mit dem Lallen der Verzweiflung der Ewigkeit in die Arme sinkenden Verbrecher.

Das Alles ist von einer sittlichen Erhabenheit und einer dramatischen Größe, von einer Größe und Gewalt der Bilder und der Vorstellungen, welche die Liebe und die Bewunderung des Lesers und Hörers immer und immer wieder erweckt. Während aber der Reiz des Jugendlichen, der dieser Dichtung eigen ist, ihr eine unsterbliche Frische verleiht, zeigt sie in der Durchdringung des künstlerischen Schaffens mit den Mächten des Gemütes und mit der Schwere ethischer Stimmung eine Offenbarung des nämlichen Geistes, in welchem Aeschylus, Dante, Shakespeare, Michelangelo, Beethoven ihre Heimat haben.

Indessen ist mit allem bisher Skizzirten die Bedeutung der Räuber noch nicht erschöpft. Denn wie die Dichtkunst überhaupt unter allen Künsten die ausgedehnteste Befähigung und die stärkste Energie besitzt, um für die allgemeine Kulturbewegung

eines Zeitalters das Organ zu werden, ſo gilt dies in ganz beſonderem Grade von Schillers Jugenddichtungen. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos ſind Schöpfungen, welche nicht allein unter dem Geſichtspunkt des Aeſthetiſchen betrachtet werden dürfen. Sie ſind zugleich ſozialpolitiſche Thaten, geſchichtliche Großthaten, nach ihren Keimen, ihrem Erſcheinen und ihren Wirkungen der allgemeinen Kulturgeſchichte zugehörig wie irgend ein Staatsakt von erſtem Range. Sie ſind als öffentliche Mächte mitbeteiligt an der gewaltſamen und totalen Umwälzung, welche das achtzehnte Jahrhundert in bürgerlichem, ſtaatlichem, religiöſem und geiſtigem Leben vollzogen hat, ſind Vorläufer, Begleiter und Mitkämpfer der Bewegungen und Ereigniſſe, welche in der Revolution von 1789 ihren Gipfelpunkt fanden. Ihre Wirkſamkeit ſprang von idealem Gebiet auf das reale unmittelbar über, wie in Frankreich, dort nur noch für alle Augen ſichtlicher, die Ideen Voltaires, Rouſſeaus, der Encyklopädiſten aus einer litterariſchen zu einer praktiſchen Macht geworden waren. Das was der gemeinen Vorſtellung als öffentliche That und Aktion erſcheint, iſt überhaupt zumeiſt das Sekundäre; die Ideen ſind die wahren, originalen, beſtimmenden Thaten der Menſchheit, ſind die eigentlichen Faktoren der Geſchichte. In Deutſchland hatte ſich zuerſt eine äſthetiſche und philoſophiſche Kriſis ausgebreitet; Leſſing, Goethe und Kant wurden hier die Führer; Schillers Geiſt gab den politiſchen Accent hinzu. Die Räuber ſind eine Proklamation der individuellen Freiheit, der Menſchenrechte, Don Karlos ein Proteſt der unterdrückten Völker gegen monarchiſchen und kirchlichen Deſpotismus und eine Proklamation der Gedankenfreiheit; Fiesko iſt eine Verherrlichung des republikaniſchen Gedankens, Kabale und Liebe ein Proteſt gegen die von den Fürſtenhöfen ausgehende Korruption und gegen die Knechtung des bürgerlichen Standes.

In unzähligen Gemütern haben dieſe Dichtungen das Verlangen nach einer freieren und menſchenwürdigeren Geſtaltung des Lebens erweckt, und dieſer mächtige kulturelle Einfluß ſichert ihnen neben ihrem äſthetiſchen Wert die Akklamation und den Dank der Nachwelt. Aber ihre Wirkſamkeit ſelbſt dauert nach

dieſer Richtung hin fort; denn immer aufs Neue ſaugt Jugend und männliche Würde an ihnen reine Begeiſterung und beflügelte Kraft, um dem im Laufe des geſchichtlichen Prozeſſes an immer neu hervorſpringenden Punkten, in immer neuer Formulirung erfordertem Kampfe für die Befreiung des Geiſtes ſich zum Dienſte zu ſtellen.

In Schillers eigenem Weſen, ſo veranlagt er war, den Ideen zu leben, lag doch zugleich weit mehr Drang zur Aktualität, als zumeiſt angenommen wird. Scharffenſtein, trotz jener früher erwähnten Periode der Entzweiung von den Jugendfreunden Schillers derjenige, welcher noch am erſten einen tieferen Blick für ihn hatte, überſah dieſen Punkt nicht. Er bemerkt in ſeinen Jugenderinnerungen: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Feſtung ſein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können. Die Räuber ſchrieb er zuverläſſig weniger um des litterariſchen Ruhmes willen, als um ein ſtarkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: ‚Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder abſolut verbrannt werden muß!‘ Als Schiller und Andreas Streicher in Mannheim Abſchied nahmen, gaben ſie ſich die Hand darauf, daß ſo lange keiner an den andern ſchreiben wolle, bis der eine Miniſter, der andere Kapellmeiſter ſein würde. Damals hatte Schiller, der Theaterverhältniſſe überdrüſſig, den Gedanken ins Auge gefaßt, ſich unter Beſchränkung des Muſendienſtes auf die Stunden der beſten Stimmung dem Studium der Rechte in die Arme zu werfen und an einem der ſächſiſchen Höfe Anſtellung zu ſuchen. Und er hatte das Zeug dazu, ein Staatsmann im größten Style zu werden: man denke nur an die den allgemeinen Intereſſen der Menſchheit zugewendete ſchöpferiſche Fülle ſeines Geiſtes, an ſeinen großen, weiten hiſtoriſchen Blick, an die immer ſchlagfertige Energie und Stahlkraft ſeiner Natur. Und wer dichteriſch große Volksmaſſen ſo zu überſchauen, ſo zu kommandiren verſteht, wie dies Schiller, hierin nahezu jeden anderen

Dichter übertreffend, im Wallenstein, im Tell gezeigt hat, der ist im Besitz wichtiger Mittel, auch im Praktischen ihnen den Meister zu zeigen. Aber sein Beruf war es, im Schönen, im Denken und Dichten die Krone zu erlangen.

Ich habe im vierten Kapitel des Buches hervorgehoben, daß allem Anschein nach die Erfindung der Räuber, das dramatische Sujet, in der Seele des Dichters allmählich eine Umbildung erfahren hat, daß der ursprüngliche Kern der Dichtung, das in der Schubartschen Erzählung sich spiegelnde Motiv des verlorenen Sohns, von Phantasieströmungen, welche aus der sozialen und politischen Welt ihre Nahrung zogen, beeinflußt wurde. Schärfer als der Zögling der Militärakademie sah der auf freien Füßen Stehende die Beschaffenheit seiner Umgebung, und von Zeit- und Tagesereignissen besaß der einundzwanzigjährige Schiller ein weit besseres Wissen als der achtzehnjährige. Die bösen Geschichten, welche von Herzog Karls Regierung erzählt wurden, drängten sich zu, wachsend an Zahl, einen je größeren Kreis seiner Landsleute Schiller persönlich kennen lernte, und je reifer an Jahren dieser wurde, um so tiefere Wurzeln faßten sie in seinem Gemüt. Das Motiv vom verlorenen Sohne verblaßte in dem Dichter, der ethische Ingrimm über eine Welt, welche den Gebilden der idealistisch gestimmten Seele so unähnlich war, wurde zur vorherrschenden Stimmung, der Schreck und die Erbitterung, daß dieser Sündenpfuhl in unmittelbarer Nähe lag, nur schlecht verhüllt von einer gleißenden Decke, ergossen sich in die Feder. So bekam das Drama seine sozial-politische Farbe und wurde zu einer direkten Satire auf die Zustände in Würtemberg. Die Beziehungen auf die Landesgeschichte sind mit Händen zu greifen: wer sich in das Gedächtniß ruft, was ich in den früheren Teilen des Buches über die erste Regierungsperiode des Herzogs Karl beigebracht habe, dem braucht man nicht mehr zu sagen, daß der Finanzrat, „der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thüre stieß", kein anderer ist als Wittleder, daß der Minister, der sich zum „ersten Günstling" des Fürsten „emporgeschmeichelt" hat, Graf Montmartin ist, und der „Nachbar", dessen Fall „seiner

Hoheit schemel" wurde, kein anderer als Oberst Rieger. Freilich gaben sie nur einzelne Züge zu dem großen Gemälde; denn mit ihnen zusammen wurde das ganze Gelichter an den Pranger gestellt, welches in Mißbrauch von Titeln und Besitz das Volk peinigte, die zungenfertigen Verdreher des Rechts, der vom Schweiß der Armen sich nährende Adel und nicht minder das heuchlerische, zu aller Mißwirtschaft herzlos Ja und Amen sagende Pfaffentum. Hier überall hatte die Dichtung geschichtlichen Boden, und wie sie den lauter Gebliebenen die Hand drückte, so rächte sie die Geschädigten an den Schlechten.

Einer geschichtlichen Unterlage scheint auch die Figur Kosinskys und die Erzählung, welche dieser im dritten Akte der Räuber gibt, nicht zu entbehren. Wenigstens findet sich in der von A. C. Amos bearbeiteten Sagenchronik von Franken ein Vorkommniß berichtet, welches seinem Inhalte nach an Kosinskys Schilderung der ihm widerfahrenen Unbill so lebhaft erinnert, daß die Uebernahme und Umbildung dieses Stoffes von Seiten des Dichters der „Räuber" große Wahrscheinlichkeit hat. Die genannte Sagenchronik ist im 3. Bande der „Württembergischen Volksbibliothek" enthalten, und der Vorredner versichert die historische Glaubwürdigkeit; Robert Boxberger [1]) hat zuerst auf die daselbst erzählte Geschichte aufmerksam gemacht, welche folgendermaßen lautet: Unter einem Baume standen die Männer und Frauen und hatten sich um einen Mann in halb nobler Tracht geschaart, Niemand wußte im Augenblicke, zu welchem Stande man ihn zählen solle. — Sein ganzer Anzug unterschied sich nur durch ein feines schwarzes Wamms und ein breites Schwert, das er an der Seite trug, von dem eines gemeinen Mannes. Es war ein früherer Adeliger, Carl von Stetten, in dessen Schwester sich Süß (der bekannte Jude, der Minister des Herzogs Carl Alexander) verliebt hatte, sie rauben ließ und nachdem er ihre Ehre geschändet hatte, sie hilflos hinaus in die Welt stieß, worauf sie in den Wellen des Neckars ihr Grab fand. Carl, als er sich seine Schwester geraubt sah, eilte den Räubern

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte, III, S. 285—286.

nach, wurde aber anstatt seine Schwester zu befreien, selber gefangen und schmachtete nun seit langer Zeit in den Felskellern von Neuffen. Seine Güter fielen dem Herzoge anheim. So schmachtete er lange in dem schrecklichen Kerker und hatte schon jede Hoffnung auf Befreiung aufgegeben, da auf einmal öffneten sich die Thüren seines Kerkers und ihm ward die Freiheit gegeben. Keine Feder vermag die Wonne des Unglücklichen zu beschreiben, als er wieder Gottes schöne Sonne, Gottes freie Natur sah, die sich über ihm im bräutlichen Frühlingskleide ausbreitete, und diese Wonne trübte nur der Gedanke an seine unglückliche Schwester. Schnell eilte er nun Stuttgart zu, um Nachricht von ihr zu erhalten und vernahm zu seinem Schrecken ihr trauriges Ende. Schon wollte er sich im Uebermaß des Schmerzes in sein Schwert stürzen, da auf einmal rief in ihm eine Stimme, er solle leben für die Rache. Zähneknirschend verließ er die Mauern der Residenz, nachdem er noch einmal sich umgewendet und einen Fluch auf den Juden geschleudert hatte. Von diesem Tage an durchzog er das Land und reizte, nachdem er die Stimmung der Bewohner genau erkundet hatte, die Leute gegen den Herzog, oder im wahren Sinn des Wortes, gegen dessen Minister auf."

Wenn die offizielle, die staatlich bestellte Justiz ihres Amtes nicht mehr walten will, wenn sie zu schwach ist, das wuchernde Geschwür öffentlicher Schäden zu beseitigen, dann erhebt die Volksjustiz anstatt ihrer den Arm. Der Träger der Volksjustiz stellt sich eo ipso außerhalb des Bodens der bestehenden Gesetze und obrigkeitlichen Einrichtungen; die Gewaltthat liegt auf seinem Wege, und je nach den Verhältnissen wird er die Rolle eines politischen Empörers, Rebellen, Räubers zu spielen haben. Der Held Schillers mußte zum Räuber gemacht werden, da er ein geschichtlicher Held nicht ist, da sein Handeln von privaten, dichterisch fingirten Anlässen den Ausgang nimmt und im Gebiet des Persönlichen, des individuellen Menschenlebens die Ereignisse sich abspielen; zu dieser Erfindung war also Schiller mit Notwendigkeit gedrängt. Zum Rebellen und kriegführenden Mordbrenner macht Heinrich von Kleist seinen um Weib und Gut,

um Recht und Seelenruhe betrogenen Michael Kohlhaas. Unter anders gelagerten Verhältnissen als Karl Moor handelt Goethes Götz von Berlichingen; aber ein poetisches Vorbild für Schiller war dieser doch und zur Selbsthilfe im Namen des Volkes greift auch er.

An den Helden der englischen Volksballaden, an Robin Hood, erinnert Jakob Minor [1]); geächtet, ein Ausgestoßener, hauste Robin Hood im Walde von Sherwood bei Nottingham, ein Freund der Unterdrückten, ein Teufel gegen die normannischen Feudalherrn. Und das Räuberleben zur Folie zu machen, begünstigte die Gemütsstimmung der Zeit wie der thatsächliche soziale Zustand des Jahrhunderts, in welchem der Dichter lebte. Für Natur, für erhaben-stille Wald- und Felslandschaft zu schwärmen, hatte Rousseau, hatten die englischen Humoristen und Romanschriftsteller des vorigen Jahrhunderts die europäische Menschheit gelehrt; von den Stätten der Zivilisation abseits suchten romantische Träume sich ihren liebsten Schauplatz. Aber auch große Banditen, von deren Thaten das Volk mit Schauder und mit Bewunderung hörte, brachte die Zeit. Schiller berief sich auf den „ehrwürdigen Räuber" des Cervantes, auf Roque Guinart, welcher, wie er selbst sagt, von Natur mitleidig und gutmütig, der Rächer nur seiner beleidigten Ehre, zum Banditen geworden ist. Der schwäbische Dichter fand an dieser Figur eine Stütze für seinen Plan, wie er andrerseits in der That aus Plutarch, aus dem Altertum die Bilder mannhaft-großer Gestalten und „erhabener Verbrecher" [2]) schöpfte. Aber auch die Tage seiner Jugend und seiner eigenen Heimat erzählten ihm von Räubern, an deren Namen die Volksphantasie mit geheimer Leidenschaft hing. Wie viel von solchem realen Stoff ihm zu Gehör drang, kann freilich nicht mehr festgestellt werden; aber von Räubern dieser Art war auf alle Fälle damals so viel die Rede, daß Dalbergs nachher gegen die Zeit des Stückes erhobener Einwand als völlig leer und verlogen erscheinen muß.

[1]) Beilage zur Allgem. Ztg. vom 12. März 1885.

[2]) Schiller in der Selbstrezension der Räuber, Wirtembergisches Repertorium der Literatur, S. 139.

Am nächsten liegt es, an Friedrich Schwan zu denken, den unglücklichen Sohn des Sonnenwirtes zu Ebersbach, den „Sonnenwirtle“ [1]); sein Schicksal mußte dem Dichter um so vertrauter sein, da Schwan im Jahre 1760 vom Vater Professor Abels, dem Oberamtmann Abel zu Vaihingen an der Enz, verhaftet wurde; wir wissen [2]), daß Schiller den Professor Abel darüber „öfters“ befragte; und daß der Sonnenwirtssohn es vermocht hat, dem großen deutschen Dichter eine tiefere Teilnahme einzuflößen, beweist der Umstand, daß Friedrich Schiller Schwans Lebensgeschichte im Jahre 1786 in der Erzählung „Verbrecher aus Infamie“ („Verbrecher aus verlorner Ehre“) behandelt hat. Zur Charakteristik der Zeit und des Zustandes der öffentlichen Sicherheitsverhältnisse in Süddeutschland nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges möchte noch der berüchtigte bairische Hiesel (Matthias Klostermeier) zu nennen sein, welcher 1771 zu Dillingen hingerichtet wurde; desgleichen zwei andere Banditenzelebritäten, der große Baiersepp und der Zigeunerhauptmann Hannikel. Vom großen Baiersepp erzählt das 1793 zu Stuttgart erschienene Buch „Abriß des Jauner und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und andern sicheren Quellen von dem Verfasser des Kostantzer Hans [J. U. Schöll]“: „dieser, der meistens entweder als Edelmann oder als Kaufmann einherzieht, erscheint zuweilen plötzlich in Schwaben, sammelt sich eine zahlreiche Rotte und stellt sich an die Spitze derselben. Vor einigen Jahren fiel er mit seinen Leuten bey Nacht ein Nonnenkloster im Fürstenbergischen an, plünderte es aus, und verübte unmenschliche Grausamkeiten an den Nonnen [3]).“ Damit hätte die dichterische Erfindung jener von Schiller entworfenen, später getilgten Szene der Räuber [4]) ein geschichtliches Gegenstück erhalten. Und Hannikels Bande wurde im Jahr

---

[1]) Vgl. den Roman von Hermann Kurz: Der Sonnenwirth, schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

[2]) Aus den im freih. v. Cottaschen Archive befindlichen Papieren Abels, welche mir soeben, während des Druckes dieses Bogens, zur Verfügung gestellt werden.

[3]) Mitgeteilt von Rob. Boxberger, Archiv für Litteraturgesch. III, S. 284.

[4]) Vgl. S. 346 des Buches.

1786 aus Graubünden nach Würtemberg eingebracht; ein Umstand, dessen die Lebensgeschichte des Dichters noch an andrer Stelle zu gedenken haben wird. Es wäre zu viel des Guten, wollte man dieses Banditenregister vermehren; genug, soviel liegt am Tage, daß der Einfall Schillers, um die Zeit des Siebenjährigen Krieges mitten in Deutschland eine Räuberbande gleich der Moors wirtschaften zu lassen, nichts Wunderliches hatte. Es scheint auch, daß Schiller, um sich mit der Praxis des Gaunerwesens bekannt zu machen, litterarische Spezialstudien angestellt hat; wenigstens finden sich in seinen Schilderungen des Räuberlebens und in dem Gedichte „Die Journalisten und Minos" manche Termini, die an Ausdrücke schwäbischer Kreisordnungen u. dgl. erinnern [1]).

Prof. Abel bemerkt in seinen heute im Cotta'schen Archiv befindlichen Aufzeichnungen: „Einige Namen wie einige Karaktere sind aus seinen [Schillers] Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelbergs, nach dem h. Lande zu wandern ist eine Idee, mit der einer seiner Kameraden, welchen Sch. als schlechtdenkenden Menschen verachtete, oft und lange gepralt hat" [2]). Ein Gran von Wahrheit mag an dieser Behauptung sein; aber irgend ein Gewicht auf solche Beziehungen des Stoffes zu legen, erschiene kleinlich. Dagegen wäre am Schlusse unserer ästhetisch-kritischen Betrachtung der „Räuber" noch hervorzuheben, daß einzelne Motive des Stückes wie auch einzelne sprachliche Ausdrücke eine Anlehnung an Shakespeare, Milton, Luther, Leisewitz, Klopstock, Haller zeigen; ein Umstand, dessen nähere Erörterung ich mir auf einen andern Zusammenhang verspare.

Die Räuber waren im Druck erschienen, und der Wunsch, das Stück an der Mannheimer Bühne zur Aufführung zu bringen, knüpfte sich unmittelbar an die Veröffentlichung. Unter dem

---

[1]) Bemerkt von R. Boxberger im Archiv für Litteraturgesch. III, S. 284—285.

[2]) Vgl. Boas I, 203. Ein Hans Fr. Christoph von Mohr, Sohn eines k. k. österreichischen Oberstlieutenants, war von 1778—1779 Zögling der Militärakademie. Zwei Zöglinge des Namens Schweizer gehörten der musikalischen Abteilung der Schule an.

28. Sept. 1781 veröffentlichte das zweite Stück von Haugs „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben“ — dieſe bei Stage in Augsburg verlegte Zeitſchrift war die Fortſetzung des „Schwäbiſchen Magazins“ — die Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Iſt allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht ſagen will. Alſo in Frankfurt und Leipzig kam heraus: die Räuber, ein Schauſpiel in 8. 1781. hat ohne die Vorrede 222 S. und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entſtehen ſchon Aufſehen gemacht hat, und noch viel gröſſeres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem erſten Schritte ſchon Caravanen — von Theaterſchriftſtellern hinter ſich ſchleudert — Wenn der nicht epoque macht für unſere Nationalbühnen! Nun was iſt denn? Weiter? — Innhalt? — Genug, wenn ich zum erſtenmal ſage; daß ſich die beſten Kenner in dieſem Fache zanken, wers nun verlegen, wers zuerſt aufführen ſoll, wenn es erſt eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet iſt, das urſprünglich die Abſicht nicht war. Und das iſt wirklich die Beſchäftigung des Verfaſſers. Alſo bis dahin verſparen wir auch die umſtändliche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Produkte des teutſchen Wizes, an dem nächſtens viele Kleinmeiſter, wie Zwergen, hinaufgaffen werden.“

Man wird nicht irren, wenn man dieſe Benachrichtigung des Publikums als aus dem Stuttgarter Freundeskreiſe Schillers eingeſchickt betrachtet. Das war der Ton, in welchem ſeine Getreuen von ihm ſprachen. Das „wirklich“ des vorletzten Satzes, dem ſchwäbiſchen Sprachgebrauche nach gleichbedeutend mit „gegenwärtig“, belehrt uns, daß Schiller eben damals mit der Ueberarbeitung ſeines Schauſpiels für die Bühne beſchäftigt war. Vielleicht hatte Peterſen gelegentlich ſeiner Mannheimer Reiſe mit dem dortigen Buchhändler Chriſtian Friedrich Schwan über die Räuber geſprochen und ſo den äußeren Anſtoß zu einer für Schiller hochbedeutſamen Verbindung gegeben. Die Angabe Streichers, welcher zufolge der Dichter während des Druckes die fertigen Bogen an Schwan ſandte, iſt bereits citirt; Näheres hierüber erfahren wir aus dem Briefe Schwans an Schiller

vom 11. Auguſt 1781, ſichtlich nicht dem früheſten der ganzen Korreſpondenz, aber dem erſten, welcher uns erhalten iſt [1]). Schwan bemerkt: „Ich war der erſte, der den Herrn v. Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthuſiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die erſten ſieben Bogen erhielt, und las ſie ihm brühwarm vor.“ Im gleichen Briefe erwähnt Schwan eines durchſchoſſenen Exemplars der Räuber, welches er nebſt eigenen Anmerkungen an Schiller durch den Poſtwagen zurückgeſchickt habe, und erzählt, er habe das Stück auch dem ihm befreundeten Reichsrate von Berberich, dem Intendanten des Regensburger Theaters, auf dem Landgute deſſelben in Dieburg vorgeleſen; dadurch ſei der Theaterdirektor Schopf zu Regensburg auf den Einfall gekommen, die Räuber für ſeine Schaubühne zu bearbeiten. Infolge von Schwans Empfehlung richtete der Intendant der Mannheimer Nationalbühne, Vizekammerpräſident und Geheimerat Wolfgang Heribert von Dalberg, ein ſchmeichelhaftes Schreiben an Schiller mit Vorſchlägen wegen einer Aufführung der Räuber und anderer „noch in Zukunft zu verfertigender Stücke“. Nicht dieſer Brief, aber Schillers Antwort, doch ohne Datum, iſt erhalten. Schiller ſchreibt: „. . . wenn meine Kräfte jemals an ein Meiſterſtück hinaufklettern können, ſo dank ich es Euer Excellenz wärmſten Beifall allein, ſo dankt es Hochdenenſelben auch die Welt. Ich habe ſchon ſeit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und ſchon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerkſamkeit an. Auch, geſtehe ich, war es, ſeitdem ich einen dramatiſchen Genius näher in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinſt zu Mannheim, dem Paradies dieſer Muſe, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erſchwert werden dürfte.“ Dabei deutet Schiller an, wie nützlich es für ihn ſein möchte, wenn er von der Bühne Dalbergs, von den „Herrn Schau-

[1]) „Friedrich v. Schiller's Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781—1785.“ Aus dem Nachlaß Dalbergs herausgegeben von Marx. Karlsruhe 1819.

ſpielern und dem non plus ultra der Theatermechanik" einen lebendigen Augenſchein gewinnen könne, der ſich aus dem Stuttgarter Stadttheater „niemalen werde abſtrahiren" laſſen, da „dieſes noch im Stande der Minderjährigkeit" ſei. Freilich erlaube ihm ſeine ökonomiſche Lage nicht, viele Reiſen zu machen.

Ein zweiter Brief an den „Reichsfrei Hochwolgebornen, inſonders Hochzuvenerirenden Herrn Geheimen Rath", datirt Stuttgart den 17. Auguſt, erklärt, daß der Verfaſſer nunmehr in den Stand geſetzt ſei, ernſtlich und mit Muße an die Theatraliſirung der Räuber zu denken, und daß er „hoffe, die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen". Dieſem Briefe legte Schiller Schwans Schreiben vom 11. Auguſt bei; eine kleine Indiskretion, da deſſen Inhalt, insbeſondere die Bemerkung, Dalberg habe ſich mit gewiſſen Leuten eingelaſſen, welche man vorteilhafter zu Feinden als zu Freunden habe, kaum in dieſer Form zu Dalbergs Kenntniß gelangen ſollte. Zugleich erfahren wir, daß Schwan ſeinerſeits, noch bevor Dalbergs Schreiben an Schiller erfolgt war, dieſem „gewiſſe Propoſitionen" hinſichtlich der Räuber gemacht hatte; Schiller fragt deßhalb an, ob er künftighin mit Seiner Excellenz ſelbſt „zu traktiren die Ehre haben werde".

Der nächſte der Briefe, vom 6. Oktober, begleitet die Einſendung des umgearbeiteten Stückes. Die Veränderungen hatten mehr Mühe und längere Zeit beanſprucht, als der Dichter ſich urſprünglich vorgeſtellt hatte; der Brief beginnt mit den Worten: „Hier erſcheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeſchmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich ſelbſt feſtſetzte, Wort gehalten, aber ich [es] bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entſchuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poeticis ſehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie verſichern, daß ich mit weniger Anſtrengung des Geiſtes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen."

Briefliche Verhandlungen mit Dalberg über Bedenken und Liebhabereien, welche dieſer geltend machte, zogen ſich nunmehr bis gegen Ende des Jahres 1781 hin. Einem höchſt ſtörenden Eingriff bezüglich der Zeit und des Koſtümes des Stückes mußte der Dichter ſich ſchließlich fügen: Dalberg verlangte, daß die Handlung aus der Gegenwart in das Zeitalter Kaiſer Maximilians, „in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts“ zurückverlegt werde. Im Brief vom 6. Oktober hatte Schiller geſchrieben: „In Abſicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: ſie iſt in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Moors Geſchmack darin wird nicht ſchwer zu treffen ſeyn, doch bin ich auf dieſe Kleinigkeit äußerſt begierig, wenn ich ſo glücklich bin, Zeuge der Vorſtellung zu ſeyn. Einen Buſch trägt er auf dem Hut, denn dieſes kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er ſein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stock zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläſſig ohne leichtſinnig ſeyn.“ Im Zuſammenhang mit dieſer Bemerkung ſcheint Dalberg die Frage der Zeitverlegung angeregt zu haben; unter dem 3. November erwidert Schiller: „Wenn ich Ihnen die Frage [sic]: ob das Stück nicht mit Vortheil in ſpätere Zeiten zurückgeſchoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung ſagen darf, ſo geſtehe ich, ich wünſchte dieſe Veränderung nicht. Alle Charaktere ſind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde.“ Ausführlicher und entſchiedener äußert er ſich im Briefe vom 12. Dezember. Er will hier dem Einwand Dalbergs, daß „in unſerm hellen Jahrhundert, bei unſerer abgeſchliffenen Polizei und Beſtimmtheit der Geſetze eine ſolche meiſterloſe Rotte“ ſich ſchwerlich einige Jahre halten könne, nicht geradezu widerſprechen, wenn auch dem Dichter erlaubt ſein müſſe, „die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit“ zu erheben. Sei aber der Vorwurf gegründet, ſo folge daraus nur, daß das Stück einen Fehler mit der Geburt bekommen habe,

einen Fehler, den es nunmehr mit in das Grab nehmen müsse, da er in sein Grundwesen verflochten sei. In näherer Begründung fährt Schiller fort: „I. Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplizität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraten [sic], kleine und große Züge, Charaktere sogar sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beging [beginge] ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen. II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten, dieser Charakter, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, diesem speculativischen Bösewicht, diesem metaphysisch-spitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfaufedern. Verzeihen E. E. dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind."

Alles vergebens. Dalberg bestand auf seinem Gutdünken. Er wollte die politische Pointe, welche das Stück hat, nicht verstehen. So lebhaft sein Eifer für das Mannheimer Schauspiel die interessante Novität ihn begehren ließ, ganz geheuer war es „kürfürstlicher Theater-Intendance" bei diesem Unternehmen doch

nicht. So redete er ſich ſelbſt in eine unwahre Auffaſſung der Räuber hinein. Wunderlich genug ſind die Stützen, mit welchen er ſich dabei zu helfen ſucht: bringt er doch die Anſicht zu Tag, das Raiſonnement Franz Moors laſſe ſich ſehr wohl mit dem Zeitalter Maximilians vereinigen, da man in dieſem „ſophiſtiſchen Jahrhundert" den Ariſtoteles eifrig ſtudirt habe! Nicht ohne Anflug von Ironie erwidert Schiller am 25. Dezember: „Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Brief ſcharfſinnig genug nach Haus geſchickt, daß ich ſchweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigſtens ſind Ihre ausgedachten Gründe im höchſten Grade, beſonders die ariſtoteliſche Philoſophie und der ſophiſtiſche Geiſt des damaligen Jahrhunderts in Abſicht auf meinen Franz, daß ich ſelbſt bald Ihrer Meinung bin." Unter dem 17. November hatte der Theaterausſchuß einen von den Schauſpielern Iffland, Beck, Beil, dem Regiſſeur Meyer und dem Decorateur Kirchhöfer unterzeichneten Bericht zu Protokoll gegeben des Inhalts: „Ferner halten wir uns für verpflichtet, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimme wider das altdeutſche Coſtüm ſich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieſes Stück im Ganzen machen wird, ſchwer zu beſtimmen iſt, ſollten wir, im Fall einer nicht ganz erwünſchten Wirkung, uns wohl nicht dem Vorwurf ausſetzen, das veränderte Coſtüm habe die Wirkung gemindert? Die Aufführung der Agnes Bernauerin machte allerdings im Geſchmack des Mannheimer Publikums Epoche, ſo wie es überall Aufſehen macht, daß die Mannheimer Bühne im Stande iſt, dergleichen Stücke mit einem außerordentlichen Grade von Güte zu geben. Aber ſollten wir nicht eben dieſes Rufs wegen die Räuber in ihrem Coſtüm laſſen? Wir wollen nicht erwähnen, wie ſchwer es halten wird, die Charakteriſtik der Räuber in denen altdeutſchen Kleidern auszudrücken; allen jenen Kleidern, wenn ſie auch mit noch ſo viel Geſchmack angeordnet ſind, würde man es anſehen, daß ſie neu ſind gemacht worden. Wir erwarten hierüber die Befehle Ew. Excellenz." Wie man ſieht, ſind es lediglich techniſche Bedenken, welche den Theaterausſchuß die Partei Schillers ergreifen ließen. Aber auch damit wurde nichts ausgerichtet; Dalberg ſchrieb an den

Rand des Protokolls: „Mag die allgemeine Stimme sagen, was sie immer will; Urtheile des Publikums über Stücke können nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke erst vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Vorurtheil einiger, mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen vom Theatereffekt nicht anders als mit idealischem Anstrich und älterm Costüm gegeben werden. Denn wo ist nur der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unsern jetzigen politischen Umständen und Staatenverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne? Dies Stück in unserer Tracht wird Fabel und unwahr. Für die romantisch passende wird gesorgt werden“ [1]). So mußte das nämliche Institut, dessen Errichtung doch ein Zeugniß von Dalbergs Liberalität war, der Theaterausschuß, sich sagen lassen, daß er die Meinung inkompetenter Köpfe vertrete! Uebrigens trug sich Dalberg noch mit anderen vermeintlichen Verbesserungen: er wünschte z. B., daß Karl die Amalia nicht erstechen, sondern erschießen möge. Schiller ging im Brief vom 3. Nov. darauf ein, da das Erschießen „räubermäßiger“ sei; aber nun verlangte Dalberg, Amalia solle sich selbst ermorden. Hiegegen verwahrte sich der Dichter, wiewohl vergeblich, im Brief vom 12. Dez., und durch diese Zeilen klingt etwas wie Schmerz und Enttäuschung, so sehr sich Schiller beeilt, durch eine höfliche Wendung seinem Widerspruch die persönliche Spitze zu nehmen.

Für die ästhetische Kritik von Bedeutung sind die Aenderungen, welche in des Dichters freier Entschließung ihren Ursprung haben. Sie gehen ziemlich tief; namentlich ist das Gefüge des vierten und fünften Aktes bis auf den Grund angegriffen. Schiller hatte eine Erhöhung der theatralischen Wirksamkeit im Auge; er machte auch konventionellen Rücksichten einige Zugeständnisse. Das Raisonnement des Franz Moor wurde eingeschränkt, die Motivirung in einzelnen Partien stärker heraus-

[1]) Der Bericht nebst Dalbergs Randbemerkung aus dem Mannheimer Theaterarchiv zuerst publizirt von Boas II, 47. Vgl. jedoch den hie und da, wenn auch nicht wesentlich, abweichenden Wortlaut bei Arnold Schlönbach, Morgenblatt 1857, S. 734 ff. und bei Wilhelm Koffka, Iffland und Dalberg, S. 120.

gehoben, die Handlung durch draſtiſche Momente bereichert. Ein im vorliegenden Falle rein äußerlicher Unterſchied iſt es, daß die Räuber in der Litteraturausgabe als „Schauſpiel", in der Theaterbearbeitung als „Trauerſpiel" bezeichnet ſind; das Schauſpiel gliedert ſich in „Akte" und Szenen, das Trauerſpiel in „Aufzüge" und Auftritte. Die Unterredung zwiſchen Franz Moor und Daniel zu Anfang des vierten Aufzugs beſchränkt ſich auf eine Ausholung des alten Dieners, während im Schauſpiel Franz Moor unter Verhöhnung von Gewiſſensbedenken und Gottesglauben an Daniel die Zumutung richtet, zur Beſeitigung des alten Grafen Hand mitanzulegen; der darauf folgende Monolog Franz Moors, in welchem dieſer den Cynismen ſeiner Phantaſie ſich hingibt, iſt gänzlich geſtrichen. Die Rolle des Räubers Schwarz iſt weggefallen; gleichermaßen die des Paſtor Moſer. Den Pater, welcher der Mordbrennerbande einen gnädigen Pardon überbringen ſoll, verwandelt das Trauerſpiel in eine Magiſtratsperſon, einen „Kommiſſar". Aber der Pater iſt für den Dialog eine viel beſſere Figur; freilich iſt auch der Dialog ſelbſt ſeinem Gehalt nach im Trauerſpiel abgeſchwächt. Weggefallen ſind ferner zum Nachteil der Dichtung ſämmtliche Lieder und Geſänge. Dagegen iſt zum Vorteil Hermanns Gegenintrigue motivirt und verſtärkt; der Auftritt, in welchem Franz Moor der Gefahr des mit Hermann geſchloſſenen Bundes zu ſeinem Entſetzen ſich bewußt wird, iſt ein völlig neuer Zuſatz. Der darauf folgende Monolog Franz Moors, der in einem Meiſtergriff dramatiſcher Genialität, in jenem ängſtlichen, die Zuhörer mit Geſpenſterſchauern packenden Aufſchrei: „Wer ſchleicht hinter mir?" gipfelt, iſt ebenfalls gänzlich neu hinzugekommen. Nicht glücklich verändert iſt die Gartenſzene. Abgeſchwächt, ins Sentimentale, Plattmoraliſche und Unwahre verdorben iſt der Ausgang des Dramas. Die gräßlichen Farben ſind erhöht, das Gericht über den Schurken wird zu ſichtlicherer Befriedigung des moraliſchen Gefühles in breiterem Rahmen vollzogen, Haß und Vergeltung ſättigen ſich: Franz, der im Schauſpiel mit ſeiner Hutſchnur ſich erdroſſelt, wird jetzt zum Turme, in welchem er den Vater lebendig begraben hat, hingezerrt, und das Urteil der Räuber ſtößt ihn, der das ganze

Gerüſt ſeiner Schandthaten jämmerlich zuſammenſtürzen ſehen muß, in die Moderhöhle hinunter. Das iſt mehr Juſtiz, aber die Kataſtrophe der erſten Faſſung iſt großartiger und packender. Infolge dieſer Aenderung bleibt nun Schweizer, der im Schauſpiel ſich vor die Stirn ſchießt, als er den Auftrag des Hauptmanns, Franz ihm lebendig zu liefern, nicht erfüllen kann, am Leben, und während in der urſprünglichen Geſtalt des Stückes die Räuber dem Entſchluſſe Karl Moors, ſich ſelbſt in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, mit grollenden Hohnreden entgegentreten, ſcheidet im Trauerſpiel der Hauptmann von ſeinen Genoſſen zwar mit dem gleichen Vorſatz, aber er entläßt ſie mit einem verſöhnenden Wort und vollzieht an Schweizer und Koſinsky eine Art Freiſprechung. Die Umarmung, welche zwiſchen Schweizer und Koſinsky erfolgt, wirkt als geziertes Tableau, und ein Effektſtück iſt es, daß Karl Moor vor der Hinopferung der Geliebten dieſer den Buſen entblößt, um die Räuber zu rühren; ein ungeſchickter Einfall des Dichters, für die Bühne unbrauchbar und ja doch nur Reminiszenz an das Geſchichtchen von Hyperides und Phryne. Das Spottwort: „Laßt ihn hinfahren! es iſt die Groß-Mann-Sucht. Er will ſein Leben an eitle Bewunderung ſezen," iſt geſtrichen, und geſtrichen iſt auch der ſchlagende Ausdruck der Selbſterkenntniß Karl Moors: „O über mich Narren, der ich wähnete . . . die Geſeze durch Geſezloſigkeit aufrecht zu halten . . . Ich . . . erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwey Menſchen wie ich den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grunde richten würden." Alles in Allem gerechnet, iſt die Summe des Verluſtes, welchen das Drama in der Theaterbearbeitung erlitten hat, namhaft größer als die Summe des Gewinnes.

Schiller bezieht ſich im Briefe an Dalberg vom 6. Oktober ausdrücklich auf eine Erfurter Rezenſion der Räuber erſter Ausgabe, ſo daß es von Intereſſe ſcheint, zu fragen, in wie weit ſich Schiller bei der Umarbeitung von ihr habe beeinfluſſen laſſen. Dieſe Rezenſion, eine der früheſten, welche über die Räuber veröffentlicht wurde, eine gehaltvolle und warme, wenn auch von Schiefheiten nicht freie Beurteilung, erſchien in der „Erfurtiſchen Ge-

lehrten Zeitung" vom 24. Juli 1781; als den Verfasser — unterzeichnet ist nur die Chiffre —e — vermutet R. Boxberger [1]) den damals 29jährigen Schriftsteller Chr. Fr. Timme aus Arnstadt. Die einleitenden Worte zur Kennzeichnung des Dichters sind vorzüglich gewählt und bezeugen den Fernblick des Rezensenten: „Die Räuber. Ein Schauspiel . 1781. (12 Gr.) Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene schon in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen, recht zu leben. Ich glaube, daß sie um deswillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, rascher Ideengang, kühne fortreisende Fantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrüke, poetische Deklamazionen, und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrücken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kann, alles das karakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei raschem Kreislauf des Bluts und einer fortreisenden Einbildungskraft, ein warmes Herz voll Gefül und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen teutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser." Im zunächst Folgenden tadelt Timme die in der Vorrede zu den Räubern erhobene Forderung, daß man das Stück nicht als Schauspiel nach den Regeln des Aristoteles und Batteux, sondern als dramatisirte Geschichte beurteilen möge; man sieht daß er noch mit einem Fuße in der Verehrung der drei dramatischen Einheiten nach französischer Auffassung steckt und daß er gerne zu den Leuten des juste milieu zählen möchte, welche mit den „wütenden Kraftschenies" nichts zu thun haben wollen: „ich weis," bemerkt er, „daß wir nur noch kurze Zeit so fortfahren dürfen, um alles, was die besten Köpfe seit Jahrhunderten gebaut haben, niederzureisen,

[1]) Histor.-krit. Ausgabe der Räuber in Kürschners D. Nation.-Litteratur, Bd. 120, Einl. S. XXV. Vgl. Koberstein Gesch. d. deutschen Nationallitteratur, Bd. V, 122 der 5. Aufl. Timme lebte in Erfurt und starb 1788. Vollständig und diplomatisch treu ist die Rezension abgedruckt bei Julius W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen, I, 1, S. 1—7.

und mit Sturm und Drang, Sing und Sang in das beliebte Zeitalter der Gothen zurückzukehren.“ Nach welcher Seite hin Timmes litterariſche Sympathien neigten, wird noch deutlicher, wenn man ſich erinnert, daß er ſelbſt einen ſatiriſchen Roman gegen das „Empfindſamkeitsfieber“ geſchrieben hat. Vor dem Götz von Berlichingen will er den Dichter der Räuber gewarnt haben; Leſſings Emilia Galotti ſoll das höchſte Muſter ſein. Indeſſen hofft er, daß ſich Schiller „mit dem Ariſtoteles noch ausſönen und uns Meiſterſtücke der Kunſt liefern wird, die mit Shakeſpears ſo oft ſchon nachgeäfften, aber bis itzt noch unerreichten Schönheiten prangen, ohne durch ſeine Ausſchweifungen verunſtaltet zu werden“. Einzelne Ausſtellungen, welche Timme erhebt, ſind geradezu thöricht, wie z. B. die, daß „die meiſten der Räuber“ als „ganz überflüſſige Nebenperſonen“ hätten wegbleiben können; „wozu die ganze Rotte?“ ruft er herzhaft aus, „zu nichts, als das ganze Stük hier und da langweilig zu machen, und einige ſehr widrige Szenen aufzuführen. . . . Spiegelbergs Erzälungen ſind nicht nur überflüſſig und langweilig, ſondern auch ekelhaft. Wer mag eine ſo weitläufige Relazion läppiſcher Studentenſtreiche mit anhören? . . . Moors Verzweiflung und wütender Schmerz, und ein flüchtiger Einfall von Spiegelberg waren hinreichende Triebfedern, mithin der gröſte Teil des unbedeutenden Gewäſches der Uebrigen überflüſſig.“ Als ob, wenn Schiller die Räuberbande beſeitigt hätte, von ſeinem Stück nicht Puls und Stimmung und Kolorit zur Hälfte verloren gegangen wären, als ob es nicht gegen alle Geſetze künſtleriſcher Veranſchaulichung verſtoßen hätte, wenn das Unternehmen Karl Moors nicht ſinnlich-lebendig, nicht in Handlung uns vor Augen gerückt worden wäre! Doch über dergleichen Fehlgriffe der von Boxberger und Palleske einigermaßen überſchätzten Rezenſion iſt es nicht nötig mehr Worte zu verlieren. Gekürzt hat Schiller die Räuberſzenen in der Theaterbearbeitung allerdings, aber ſicherlich mehr aus techniſchen Rückſichten, als aus äſthetiſchen, und zumeiſt geſchah es aus Zwang herkömmlich-äußerlicher Dezenz; es iſt aber von Saft und Kraft des echten Dramas auch dabei ein gut Teil verloren gegangen. Gewahrt ſei immer die Hoheit und die Würde der Kunſt; aber nach

Backfiſchen und prüden Ladies hat ein großer Dichter nichts zu fragen. Leicht wird man nur Spiegelbergs Erzählung von der Erſtürmung des Nonnenkloſters vermiſſen; ſie fehlt in der Theaterbearbeitung. Aber auch Spiegelbergs Erzählung von der Mißhandlung des Hundes und ſeine Schilderung, wie man Rekruten für die Bande wirbt, fehlen; und dieſe Züge waren doch charakteriſirend und alſo von Wert. Andrerſeits hat Timme eine große Reihe der Schönheiten des Stückes richtig geſehen und mit feuriger Empfindung gerühmt. Der ſo großartigen als folgerichtigen Zeichnung Karl Moors wird die Rezenſion in vollem Maße gerecht. Ueber Amalia findet ſich nicht viel mehr als die Bemerkung, daß man zu wenig von ihr ſehe; um ſo ſorgfältiger und feiner iſt die Unterſuchung, ob ein Charakter wie Franz Moor, „ein ſo gänzliches Ungeheuer in der Natur" vorkomme; „war es nicht möglich," fragt Timme, „daß der Verfaſſer ihm alle zur Karakteriſtik des Stücks nöthige Hauptzüge lies, und doch einige andere Züge hineinwebte, die ihn der wirklichen Menſchennatur, die nie ſo ganz, ſo durchaus, ſo ununterbrochen bös iſt, näher gebracht hätten?" Mit Grund wird die Rolle Hermanns getadelt; dieſer ſei boshaft und rachgierig genug, um ſich von Franz zum Werkzeug der abſcheulichſten Schandthaten brauchen zu laſſen und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlaſſung, zeige er ſich als gutherzigen Retter der Leidenden. Beſſer würde Schiller gethan haben, wenn Franz an Stelle des alten, frommen Daniel Hermann zum Vertrauten des Mordanſchlags auf Karl gewählt hätte, wenn der von Franz betrogene Hermann am Ende einen Akt der Rache zur Ausführung bringen würde; Daniel ſei ganz überflüſſig u. ſ. w. War in dieſem Falle die Kritik berechtigt und ſindig, ſo iſt der Gebrauch, welchen Schiller von ihren Vorſchlägen gemacht hat, nicht minder geſchickt. Schiller hat ſich nicht verleiten laſſen, die Rolle Daniels, für welche Timme nirgends ein Verſtändniß zeigt, zu ſtreichen; aber er hat im achten Auftritt des vierten Aufzuges eine Szene eingeſchoben, welche die veränderte Haltung Hermanns motivirt und zugleich im Dialog ein vorzüglicher dramatiſcher Griff iſt: Hermann, durch den Wortbruch ſeines Gebieters, durch den Spott, welchen Franz mit ſeiner Werbung um Amalia getrieben, außer

ſich gebracht, tritt dem Verführer als offener Feind, als Rächer der Frevel entgegen. Zu den „überflüſſigen Perſonen“ gehört nach der Erfurter Rezenſion auch der Paſtor Moſer. Würden die Briefe Dalbergs vorliegen, ſo wüßten wir, ob Schiller dieſe Rolle ſeinem Erfurter Rezenſenten zuliebe geſtrichen hat, oder ob Moſers ſtrafende Predigt, ſein Gemälde des ewigen Gerichtes der platten Meinung, daß jedes Ausſprechen kirchlich-religiöſer Dinge von der Bühne herab eine Entweihung der Religion bedeute, zum Opfer gefallen iſt. Timme findet auch das Räuberlied „Ein freyes Leben führen wir“ entbehrlich. In die zweite Litteraturausgabe der Räuber hat Schiller ſämmtliche Lieder wieder aufgenommen; in der Theaterbearbeitung fielen ſie, wie es ſcheint, zu Gunſten einer Kürzung der Aufführungszeit hinweg. Den Monolog Franz Moors in der erſten Szene des erſten Aktes hat Schiller in der Theaterbearbeitung gründlich gekürzt, unbarmherziger vielleicht, als der Erfurter Rezenſent gemeint hatte.

Abſchließend belehrt uns über des Dichters kritiſches Verhalten die Rezenſion der Räuber, welche Schiller ſelbſt unter der Chiffre K . . . . r im erſten Stück des „Wirtembergiſchen Repertoriums der Litteratur“ 1782 veröffentlicht hat; von ihr an dieſer Stelle zu ſprechen, wird durch den inneren Zuſammenhang der Dinge entſchuldigt ſein, wenn wir auch dem chronologiſchen Gange um einige Monate vorausgreifen. Unmittelbar nach der Aufführung, unter dem 17. Januar 1782, ſchreibt Schiller an Dalberg: „E. Exc. werden mir erlauben, wenn ich die Vorſtellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angeſtellten Beobachtungen weitläufig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauſpiel öffentlich der Welt bekannt mache . . . . Ich werde mir die Freiheit nehmen, über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden und in einige Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text zu werfen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art, als ich mir dachte, begriffen worden. Auf dieſe Abhandlung alſo, die nächſtens fertig werden, und E. E. zugeſchickt werden ſoll, berufe ich mich und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaſſer des Stückes ohnſtreitig ein partheiiſcher und vielleicht allzuſtrenger Richter bin.“ Die Ein-

ſendung an Dalberg unterblieb in der Folge, aber die fragliche Rezenſion führt in der That in der Inhaltsanzeige zum erſten Stück des Wirtembergiſchen Repertoriums [1]) den Titel „Abhandlung über die Räuber", und überdies liegen die beſtimmteſten Zeugniſſe vor, daß wir es hier mit einer Selbſtrezenſion Schillers zu thun haben. Streicher erzählt [2]): „Mit wahrhaft jugendlichem Uebermuth verfaßte er [Schiller] für dieſe Schrift [das Wirtembergiſche Repertorium] in der Folge eine Recenſion ſeiner Räuber, welche ſo hart und beißend war, daß man nicht begreifen konnte, wie jemand es wagen mochte, eine Arbeit ſo ſtreng zu tadeln, deren Glanz die meiſten Leſer verblendet und auch den größten Kennern Achtung abgenöthigt hatte. Der über dieſe Beurtheilung häufig geäußerte Tadel gewährte aber ihm deſto mehr Beluſtigung, je weniger jemand — außer einigen Freunden, die darum wußten — vermuthete, daß der Verfaſſer ſelbſt dieſe ſcharfe Geißel über ſich geſchwungen." Nicht anders berichtet Karoline von Wolzogen [3]). Uebrigens hatte ſchon das Wirtembergiſche Repertorium ſeinen Leſern bekannt gegeben, daß die Kritik aus Schillers Feder ſei; nachdem nämlich ein Frankfurter Rezenſent von der genannten Abhandlung Anlaß genommen hatte, wider ihren Verfaſſer zu Feld zu ziehen, erfolgte zu Eingang des dritten Stückes der Zeitſchrift in der „Anzeige der Herausgeber" die Erklärung: „Dem Frankfurter Recenſenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit ſolch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfaſſer dieſes trefflichen Schauſpiels Hrn. D. Schiller ſelbſt iſt. Weiter wollen wir zu ſeiner Beſchämung nichts anführen." Hiezu in Beziehung ſteht die Angabe im „Freimüthigen" [4]): „Ein Frankfurter Recenſent, enthuſiasmirt von den Räubern, ging dem jungen Kritiker, der die Wahl, den Plan, die Charaktere dieſes Schauſpiels ſo feindlich angriff, ſehr zu Leibe, und war

[1]) Sie folgt auf den „Vorbericht"; in Goedekes hiſtor.-krit. Ausgabe iſt ſie nicht mitabgedruckt worden.

[2]) Schillers Flucht S. 28.

[3]) Schillers Leben, S. 23 der 5. Aufl.

[4]) 1805, Nr. 221.

höchlich erſtaunt, als ihm zu Ohren kam, daß ſein Verehrter ſelbſt der Verfaſſer jener ſcharfen Kritik ſey."

Die Rezenſion Schillers gibt dem Leſer den „Generalriß" des Stückes bekannt, um ſich ſodann mit der Wahl der Fabel, mit der Rechtfertigung unſerer Sympathie für den Räuber zu beſchäftigen. „Rouſſeau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf ſeiner Schilderung wählte." In der Anmerkung zu dieſer Stelle citirt Schiller die „Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rouſſeau"; wie Goedekes hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe ergänzt [1]), iſt es die zu Leipzig 1779 erſchienene Erſte Sammlung der Schriften von Helferich Peter Sturz, welche Schiller im Auge hat, und der dort ſich findende Satz: „Plutarch hat darum ſo herrliche Biographien geſchrieben, weil er keine halb großen Menſchen wählte, ſondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher." Karl Moor, „nicht Dieb, aber Mörder, nicht Schurke, aber Ungeheuer", verdanke ſeine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes [2]), und „durch den eigenen Geiſt des Dichters, nach Shakeſpeariſcher Manier" ſeien dieſelben „in einem neuen, wahren und harmoniſchen Karakter unter ſich amalgamirt" worden. Im Uebrigen erinnert Schiller daran, daß der Dichter die Tugend in keinem triumphirenderen Glanze zeigen könne, als wenn er ſie in die Intriguen des Laſters verwickle; daß wir „uns ſo gern auf die Parthie der Verlierer ſchlagen", wie denn Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendſten Leſer einige Augenblicke zum gefallenen Engel" mache; daß zu dem Außergewöhnlichen uns das Herz ziehe und dem von der Welt Ausgeſtoßenen unſere geheime Sympathie gehöre, wie wir auch „lieber mit Kruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühle der Welt mitſchwimmen". Allerdings müßte, fügt Schiller bei, ein ſo kühnes Gemälde ungeheurer Verirrung uns zurückſchrecken, hätte nicht der Dichter durch einige Pinſelſtriche Menſchlichkeit und Erhabenheit in daſſelbe gebracht; und dieſen Kunſtgriff

---

[1]) II, S. 357.

[2]) Vgl. S. 190, Anm. des Buches.

unterſtütze die Neigung der menſchlichen Natur, den Stempel der Gottheit lieber aus den Grimaſſen des Laſters herauszuleſen, als in einem regelmäßigen Gemälde ihn zu bewundern, von Einer Roſe in der Sandwüſte mehr entzückt zu werden als von einem Roſenhain in den Heſperiſchen Gärten. „Kraft eines ewigen Hanges, alles in den Kreis unſerer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor, und Engel herunter.“ Dazu wirke zu Gunſten des Räubers, daß ihm ein viel ſchlimmerer Verbrecher, ein „überlegender Schurke“ gegenübergeſtellt ſei. Die Liebe Schillers zu dem Helden ſeiner Phantaſie bricht hervor in dem prächtigen Schlußwort dieſes Abſatzes: „Das Aug wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vorhang gefallen iſt, er gieng auf wie ein Meteor, und ſchwindet, wie eine ſinkende Sonne.“

Verwickelter wird die kritiſche Unterſuchung mit der von Schiller nunmehr aufgeworfenen Frage, ob ein Charakter wie Franz Moor möglich, ob er der Dichtung erlaubt ſei. Hier macht ihm ſichtlich jenes von Timme geäußerte Bedenken zu ſchaffen; und daß Timme nicht allein blieb, zeigen die bald nach den erſten Aufführungen des Stückes zu Tage getretenen Rezenſionen. „Ungeheuer wie Franz von Moor,“ ſchrieb die Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung“ unter dem 16. Nov. 1782 [1]), „ſind, dem Himmel ſey Dank, zu ſelten, um durch ihre Darſtellung eine andere moraliſche Empfindung, als Gräuel und Abſcheu, und einen mächtigen Schauder zu erregen.“ Deßgleichen die „Allgemeine deutſche Bibliothek“ 1782, im I. Stücke des 49. Bandes: „Die Charaktere der Räuber ſind, unſerm Gefühle nach, meiſterhaft bearbeitet. Franz hingegen (das wollen wir zur Ehre der Menſchheit hoffen) iſt ein Geſchöpf, wie es deren nie gegeben hat. So ganz von Grund aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher; in dem Schooße des beſten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenſchaft anzünden könnte, bloß aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr ſeyn

[1]) Siehe Julius W. Braun, I, 1, S. 23—24.

will, ein ſo eingefleiſchter Teufel! — Nein! das iſt nicht möglich!“ [1])

Schiller iſt für das Gewagte ſeiner Zeichnung nicht blind, aber er iſt kaum mit ſich ganz im Reinen, bis zu welchem Grade die Ausſtellung Timmes berechtigt ſein möchte. In keinem anderen Teile der Rezenſion tritt die innerſte Meinung des Dichters ſo wenig beſtimmt hervor als hier; aus mancherlei Für und Wider ſetzt ſich der Schraubengang der Unterſuchung zuſammen, um ſchließlich halbfertig abzubrechen und bei den Worten: „Doch Klag und kein Ende! Sonſt iſt dieſer Karakter, ſo ſehr er mit der menſchlichen Natur mißſtimmt, ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt“ einer dem Verfaſſer willkommeneren Seite des Themas Raum zu geben. Daß „die Geſchichte Subjekte liefere, welche unſern Franz an unmenſchlichen Thaten weit hinter ſich laſſen“, konnte Schiller ſich nicht verhehlen; er belegt dieſen Satz in einer Anmerkung mit einigen Beiſpielen, und hätte er kriminalgeſchichtliche Studien gemacht oder gleich uns die Moſtſchen Anarchiſten erlebt, ſo wäre ſeine Liſte auch bezüglich derjenigen Verbrecher, welche die Beſtialität mit Raffinement verbinden und mit empörender „Leichtigkeit“ von einer „abſcheulichen Philoſophie“ zu böſen Werken übergehen, eine nur allzureichliche geworden. Iſt nun die reale Möglichkeit einer Handlungsweiſe, wie Franz ſie zeigt, außer Zweifel, ſo blieben immer noch die Fragen, ob nicht die Natur auch dem Verworfenſten noch irgend einen menſchenwürdigen Zug läßt und ob ein Charakter von einer ſo lichtloſen Häßlichkeit wie Franz nicht das äſthetiſche Intereſſe aufhebt. Das Erſtere wird kein Pſycholog beſtreiten; und wenn dem ſo iſt, ſo ſoll allerdings der Dichter, welcher immer die zerſtreuten und widerſpruchsvollen Erſcheinungen des Lebens auf einen Brennpunkt ſammelt, der Miſchung der menſchlichen Natur ſeinen Zoll abtragen, und Schiller konnte zu ſolchem Zweck ſeiner Palette ein paar Farben zuſetzen. Aber er hätte auch in Verteidigung ſeiner Schöpfung einige Umſtände anführen können, welche die verbrecheriſche Laufbahn Franzens halbwegs

[1]) Ebenda, S. 26—27.

erklären; ſo ganz ohne Motivirung, wie die Rezenſenten meinten, läßt Schillers Drama das Aufkommen der Bosheit nicht. Was ſtört den Frieden des älteſten Paares ungleicher Brüder, was treibt Kain die Hand wider Abel zu erheben? Es iſt der Neid. Und Neid brennt wie Gift auch in Franzens Adern. Er iſt der jüngere Sohn, der durch Erbgeſetze Benachteiligte; er weiß ſich beſchimpft durch eine „Bürde von Häßlichkeit", und wie die Natur ihre Gnaden ihm verſagt hat, ſo hat er auch die ungleich größere Liebe, welche der Vater für den älteren Sohn hegt, empfindlich gefühlt. Das iſt darnach angethan, einen Menſchen, der etwa auf der Mittellinie von gut und böſe ſchwankend ſteht, gemach in die Arme eines brutalen Egoismus zu treiben. Der alte Moor kann ſicherlich nicht als „der beſte", wohl aber als der ſchwächſte der Väter gelten; und ſoll einmal mit Vorausſetzungen der Fabel gerechnet werden, ſo liegt auf der Hand, daß dieſer Mann der Erziehung weder des einen noch des andern ſeiner Söhne gewachſen war, daß er der Natur beider die Zügel ſchießen ließ. Aber freilich bleibt Alles, was Franz Moors Entwicklung zum Schurken begreiflich machen könnte, gegenüber der grellen Malerei der Verruchtheit im Mißverhältniß. Der Mangel der Motivirung hängt mit der Schwäche der Intrigue, der ſterblichen Seite des Dramas, zuſammen. Ihrer iſt Schiller in der Selbſtrezenſion ſich hell bewußt; er ſpricht, als ob er nicht Worte genug fände, von Franzens „plumpen und vermeſſenen, abentheuerlich groben und romanhaften" Erfindungen, welche der Alte „gar zu einfältig" glaube; er ſpottet obendrein über das „zähe Froſchleben" des Gefangenen. An dieſen Dingen, als am Grundgewebe der Fabel, ließ ſich auch in der Theaterbearbeitung nicht mehr viel ändern; dagegen hat Schiller die Forderung, daß in der Seele auch des Verruchten zuweilen noch eine Spur von Gewiſſen ſichtbar werden müſſe, beachtet. „Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menſchheit" ſollen über den Böſewicht kommen. In dieſer Abſicht alſo iſt in der Theaterbearbeitung im vierten Aufzug der Monolog eingeſchoben, welcher die Worte enthält: „Wohl! es gilt einen raſchen Entſchluß! — Wie? wenn ich ſelbſt hingienge —

ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? . . . Friſch! Ich wills wagen (er geht ſtarken Schritts nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in ſchröckhafter Erſchlaffung ſtehen) . . . Wer ſchleicht hinter mir? (die Augen gräßlich rollend) . . Geſichter wie ich noch keine ſah — ſchneidende Triller" . . . . „Durch meine Knochen Zermalmung (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen) Feig bin ich nicht — allzuweichherzig bin ich — Ja! ſo iſt es! — Es ſind die Zuckungen der ſterbenden Tugend — Ich bewundre ſie — Ein Ungeheuer müßt ich ſeyn, wollt ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder — Nein! nein! nein! Das ſey ferne! Dieſe Reliquie der Menſchheit in mir will ich in Ehren halten — Ich will nicht tödten — Du haſt geſiegt Natur — auch ich fühle noch etwas, das der Liebe gleicht — Er lebe." Weniger Gewicht hat Schillers Hinweis, daß Franz Moor in der unglücklichen Kataſtrophe ja doch menſchlich leide, daß ihn das an Daniel gerichtete Wort „Hier nimm dieſen Degen. Hurtig — jag mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir" in unſrer Empfindung veredle. Aber einen in der Zeichnung von Franzens Seelenzuſtand dichteriſch-großartigen Zug, einen Meiſtergriff, rühmt die Rezenſion wieder mit vollem Recht: die innere Verwirrung des Schurken, der, „voll gepropft von ſchweren entſezlichen Geheimniſſen", „ſelbſt ſeinen Wahnwiz für einen Verräther hält" und aus einer Ohnmacht erwachend die Worte ausſtößt: „Was hab ich geſagt? Merke nicht drauf, ich hab eine Lüge geſagt, es ſey was es wolle."

Leichteren Herzens als über Franz, mit viel ſchalkhaftem Spott, ſpricht Schiller über Amalia. Er verrät uns, daß er mit dieſer Rolle dem Publikum „etwas auſſerordentliches" habe zukommen laſſen wollen; von den wilden, ſtürmiſchen Empfindungen, in welchen die Räuberſzenen „uns herumwerfen", ſollten wir in der ſanften, weiblichen Seele des Mädchens ausruhen. Aber der Dichter habe uns um das Natürliche gebracht. „Der lärmende Waffenton hat den leiſern Flötengeſang überſtimmt. Der Geiſt des Dichters ſcheint ſich überhaupt mehr zum heroiſchen und ſtarken zu neigen. Er iſt glücklich in vollen ſaturirten Empfindungen, gut in jedem höchſten Grade der Leidenſchaft,

und in keinem Mittelweg zu gebrauchen". . . Amalia „kann ſehr artig über ihren Ritter weinen, um den man ſie geprellt hat, ſie kann auch den Betrüger aus vollem Halſe heruntermachen, der ihn weggebiſſen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan den Herzeinigen entweder zu haben, oder zu vergeſſen, oder durch einen andern zu erſezen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks geleſen und weiß nicht was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahnde auch nicht, was etwa mit ihr geſchehen könnte, kein zukünftiges Schickſal iſt angekündet, oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtgen von ihr fallen. Dieſes iſt ſchlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben iſt." Einige burleske Uebertreibung läuft hier mit unter; aber freilich iſt die Braut Karl Moors die erfindungsärmſte Dulderin, und wo ſie anders erſcheint als ſentimental-ſchwärmend und ſchmachtend, iſt ſie zu einem Zwitter von Weib und Mann verzeichnet. Sie iſt ein aus der Abſtraktion geſchöpftes Gebilde, wie denn auch ihr begriffsmäßiger Name „von Edelreich" den Mangel individualiſirender Vorſtellung des Dichters ſpiegelt. Nun glaubte dieſer in der Theaterbearbeitung wenigſtens mit dem vierten Aufzug „ſich verbeſſert" und in der Gartenſzene des Trauerſpiels „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur" gegeben zu haben. Man ſieht wohl, was er beabſichtigte: er wollte nicht nur den Eindruck des Rührenden vermehren, ſondern auch Amalia mehr in Handlung bringen. Aber die Situation iſt höchſt erkünſtelt; denn eben jetzt, unmittelbar vor Karls Eintritt in den Garten, hat Amalia aus dem Munde Hermanns erfahren: die Geliebten, „ſie leben!" Dagegen bleibt der Dichter im Recht, wenn er den Ausgang von Amaliens Schickſal, ihren Tod von der Hand des Geliebten verteidigt: „Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchſt undramatiſch wäre eine Reſignation geweſen . . . Soll ſie heimgehen, und ſich tröſten über das, was ſie nicht ändern kann? Dann hätte ſie nie geliebt. Soll ſie ſich ſelbſt erſtechen? Mir eckelt vor dieſem alltäglichen Behulf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und

Kopf abſchlachten, damit dem hungrigen Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde.“ Das war ein Hieb auf Dalberg. Auch gegen die von Dalberg angeordnete Zeitänderung des Stückes wagt Schiller jetzt den unverblümteſten Tadel.

Nachdem das „Kontraſtierende“ im Charakter der Räuber Spiegelberg, Roller, Schufterle, Koſinsky, Schweizer nachdrücklich hervorgehoben und dem Unverſtand Timmes damit ein Naſenſtüber gegeben iſt; nachdem auch der veränderten Rolle Hermanns gedacht iſt, eilt die Rezenſion Schillers zum Schluſſe. Mutwille, Laune, Satire und kritiſche Selbſterkenntniß miſchen ſich in dieſem letzten Teile. Zuerſt werden Sprache und Dialog des Dramas getadelt, welche „ſich gleicher bleiben und im Ganzen weniger poetiſch ſein dörften“: „Hier iſt der Ausdruck lyriſch und epiſch, dort gar metaphyſiſch, an einem dritten Ort bibliſch, an einem vierten platt. Franz ſollte durchaus anders ſprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhizten Fantaſie, und Franz ſollte ſchlechterdings kalt ſein. Das Mädchen hat mir zuviel im Klopſtock geleſen . . . Das Erhabene wird durch poetiſche Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrſten fühlte, und am durchdringendſten bewegte, ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zu der Ode verweiſen.“ Bezüglich der Moral des Stückes geſtattet ſich Schiller, nunmehr wie billig, einen draſtiſchen Ausdruck: „Nun das Stück von Seiten ſeiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darinn (beſonders wenn er ſie mitbringt) Halbdenkern und äſthetiſchen Maulaffen darf man es kühnlich konfiſzieren“. Zuletzt blickt der Dichter ſelbſt hinter dem Vorhang hervor: „Endlich der Verfaſſer — man frägt doch gern nach dem Künſtler, wenn man ſein Tableau umwendet — Seine Bildung kann ſchlechterdings nur anſchauend geweſen ſeyn; daß er keine Kritik geleſen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich ſeine Schönheiten und noch mehr, ſeine koloſſaliſchen Fehler. Er ſoll Arzt bei einem Wirtembergiſchen Grenadier-Bataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre: So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo

muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben." Mit dieser lustigen Selbstpersiflage schließt die Rezension, welche, im Ganzen betrachtet, um der Einsicht des Verfassers willen, bei ihrer maßvollen Abwägung von Lob und Tadel, eine vorzügliche kritische Leistung ist; die für den Autor heikle Aufgabe, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen und seine Fehler nicht zu verleugnen, ist in Ehren gelöst, das Versteckspiel mit dem Leser witzig und glücklich zu Ende geführt. Möglicherweise hat Schiller da und dort Bestandteile der ungedruckten Rezension, welche ihm Petersen eingehändigt hatte, verwertet. Gegen die hingeworfene Bemerkung, daß der Dichter „keine Kritik gelesen", redet verräterisch genug der Satz: „Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespear vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen." Eben von den „Schönheiten" und den „Ausschweifungen" Shakespeares hatte Timme in Beziehung auf Schiller gesprochen. Aber wir wissen es ja besser: Schiller las, was von Urteilen über sein Erstlingswerk ihm irgend zu Gesicht kam, wie er auch Dalbergs Kritik „mit höchster Begierde" [1]) erwartet hatte.

Mit Ablauf des Jahres 1781 waren in Mannheim die Vorbereitungen zur Aufführung getroffen worden; der mit Dalberg befreundete Otto Heinrich von Gemmingen, der Verfasser des „Deutschen Hausvaters", hatte, wie Schwan an Schiller schrieb, die Räuber daselbst vorgelesen, so daß für eine günstige Aufnahme der Boden von mehr als einer Seite bereitet war. Schiller wünschte sehnlichst, einer Generalprobe oder doch der ersten Vorstellung beiwohnen zu können; er bat im Briefe vom 12. Dezember um eine Vergütung der Reisekosten und schickte zugleich das von Dalberg gewünschte „Avertissement" für das Publikum ein. Unter Bezugnahme auf Herrn von Gemmingen fügte er bei: „Uebrigens, wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu

[1]) Brief vom 3. Nov. 1781.

bezeugen, ſo will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm ſagen, wie lieb mir ſolche Seelen ſind, wie Dalberg und Gemmingen.“ Eine Vergütung der Reiſekoſten wurde von Dalberg zugeſagt, und Schiller freute ſich nun „wie ein Kind“ [1]) darauf, ſeine Räuber über die Bühne gehen zu ſehen. Aber ein verdrießlicher Umſtand ſchien noch einmal ſeine Hoffnung vereiteln zu wollen. Zwiſchen dem 8. und 12. Januar ſollte die Aufführung ſtattfinden, und am 10. Januar war das Geburtsfeſt der Reichsgräfin von Hohenheim, bei welchem in Stuttgart Niemand, der zum Militär oder zum Herzog in Beziehungen ſtand, wegbleiben durfte. Schiller richtete in ſeiner Bedrängniß unter dem 30. Dez. einige Zeilen an Schwan mit der Bitte, man möge die Aufführung zum mindeſten auf den 12. Januar verſchieben, möge auch über ſeine Reiſe nach Mannheim Stillſchweigen bewahren. Dieſe Wünſche wurden berückſichtigt.

„Sonntags den 13. Jänner 1782“, verkündigte jetzt der Theaterzettel, „wird auf der hieſigen National-Bühne aufgeführet Die Räuber. Ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfaſſer Herrn Schiller neu bearbeitet“. Die bedeutſameren Rollen zeigten ſich, wie nachſtehend, verteilt: Maximilian, regierender Graf von Moor — Herr Kirchhöfer; Karl Moor — Herr Böck; Franz Moor — Herr Iffland; Amalia — Mad. Toſcani; Spiegelberg — Herr Pöſchel; Schweizer — Herr Beil; Roller — Herr Toſcani; Koſinsky — Herr Beck; Hermann — Herr Meyer. Unter dem Perſonenverzeichniß folgt die Bemerkung: „Das Stück ſpielt in Deutſchland im Jahre, als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete.“ Alſo Jahr 1495. Unter dem Verzeichniß der Eintrittspreiſe: „Wegen Länge des Stücks wird heute präciſe 5 Uhr angefangen“ [2]).

Mit dem Theaterzettel zugleich, die linke Hälfte des ausgeſpannten Bogens einnehmend, wurde das von Schiller entworfene, von Dalberg an wenigen Stellen und unweſentlich ab-

---

[1]) Brief an Dalberg vom 25. Dez.

[2]) Vgl. den Text des Theaterzettels im Anhang des Buches.

geänderte[1]) „Avertiſſement“ an den Straßen von Mannheim angeſchlagen. Derartige „Erinnerungen“ oder Verſtändigungen liebte Dalberg; er hat ſpäter bei der Aufführung des Fiesko wie bei der des Trauerſpiels „Der Mönch von Carmel“ das gleiche Verfahren beobachtet. Diesmal lautete die Fanfaronade, welche die Moraliſten kleinlaut machen und die Theaterliebhaber entflammen ſollte, alſo: „Der Verfaſſer an das Publikum. Die Räuber — das Gemählde einer verirten groſen Sele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloſes Feuer und ſchlechte Kammeradſchaft verdarben ſein Herz, riſſen ihn von Laſter zu Laſter, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande ſtand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchleriſcher, heimtückiſcher Schleicher — entlarvt, und geſprengt in ſeinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu ſchwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend ſeiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft.

Man wird auch nicht ohne Entſezen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewiſſenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweifelung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. — Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht, auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſicht und Gerichte brauchen, und den verworrendſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.“

Schiller unternahm die Reiſe nach Mannheim „ohne Urlaub

---

[1]) Vgl. Goedekes hiſtor. krit. Ausg. II, 336—337.

von ſeinem Regimentschef zu nehmen“ [1]); Peterſen begleitete ihn. „Ein ſchmuckes Kellermädchen in Schwetzingen beſchäftigte ſie ſo angenehm, daß ſie zu ſpät nach Mannheim kamen.“ So ſchreibt Peterſen in ſeinem handſchriftlichen Nachlaß; „man ſollte es nicht glauben,“ fügt Hoffmeiſter-Viehoff ſchulmeiſterlich bei, und mit Aufwand von Tiefſinn legen Andere die Sache ſich zurecht. Doch was iſt ſo Wunderliches daran? Gott Eros iſt ja ein Schalk, und Bacchus, der die Ermüdeten auf ihrer letzten Reiſeſtation erquickt haben wird, iſt feurig in der Pfalz. Wer aber nicht zu glauben geneigt iſt, daß dem Dichter dennoch um das Schickſal ſeines Werkes das Herz fortissimo ſchlug, der mag annehmen, daß Freund Peterſen damals der Meiſtbeſchäftigte war; über dieſen Punkt gibt ja der Anekdotenkrämer keinen Aufſchluß. Gewiß aber iſt, daß die Pferde in letzter Stunde nach Mannheim jagten und daß der Dichter, noch ehe der Vorhang ſich hob, auf ſeinem Platze ſtand, „in der dunkeln Parterre-Loge ſeines Freundes Schwan“ [2]).

Er beugte ſich über die Brüſtung und warf einen ſcheuen Blick über den Zuſchauerraum. Und jetzt wirbelte Glut ihm vom Herzen zur Stirne: denn bis zum letzten Winkel gefüllt war das Haus, und in Jauchzen und Beben der Seele las er die Schrift ſeines Schickſals: von dieſem Tage an wird das deutſche Volk mit dir ſein! „Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier ꝛc. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeſtrömt, um dieſes berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, ... zu ſehen ... Der kleine Raum des Hauſes nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde eine Loge

---

[1]) Streicher, S. 41.

[2]) Letztere Angabe folgt dem Artikel Franz Dingelſtedts „Die erſte Aufführung von Schillers Räubern“ in Weſtermanns Illuſtr. D. Monatsheften, 1859, S. 394; der Verfaſſer ſcheint neben anderen ſachlichen Aufſchlüſſen auch dieſe Mitteilung durch den Mannheimer Oberregiſſeur Wolf erhalten zu haben. Karoline von Wolzogen erzählt, nur Dalberg und der Geheime Rat Klein habe um Schillers Anweſenheit gewußt; es iſt aber unwahrſcheinlich, daß Klein eher in Kenntniß geſetzt war als Schwan.

zu erhalten, ihre Sitze ſchon Mittags um ein Uhr zu ſuchen und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte .... Die erſten drei Acte machten die Wirkung nicht, die man im Leſen davon erwartete, aber die letzten drei enthielten alles, um auch die geſpannteſten Forderungen zu befriedigen [1])." „Das Theater glich einem Irrenhauſe, rollende Augen, geballte Fäuſte, heiſere Aufſchreie im Zuſchauerraum! Fremde Menſchen fielen einander ſchluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Thüre. Es war eine allgemeine Auflöſung wie im Chaos, aus deſſen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht!" [2]) Wir werden für das Kunſtverſtändniß des Mannheimer Publikums den richtigen Maßſtab gewinnen, wenn wir nicht überſehen, daß ein Jahr zuvor Graf Törrings Schauſpiel „Agnes Bernauerin" nachhaltigeren Zulauf errang; aber von einer derart leidenſchaftlichen Erſchütterung der Menge wird doch nur gelegentlich der Aufführung der Räuber berichtet, und übereinſtimmend mit jener Schilderung iſt, was die Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung" vom 27. April „aus Mannheim" ſich ſchreiben ließ: „Schwerlich hat je ein Stück in Deutſchland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht als die Räuber; aber es iſt auch noch kein Schauſpiel in Manheim ſo gut gegeben worden als dieſes."

Ueber die Leiſtungen der Schauſpieler hat billigerweiſe der Dichter ſelbſt das erſte Wort; ſein Bericht ergänzt zugleich in andern Einzelheiten das Bild des Abends. Und zwar iſt es abermals das Wirtembergiſche Repertorium, in welchem Schiller ſich ausſpricht; ein fingirter Brief, d. d. „Worms, den 15. Jenner —82", der Selbſtrezenſion der Räuber als „Anhang" beigedruckt, dient ihm als Mittel: Wir leſen: „Vorgeſtern endlich gieng die Vorſtellung der Räuber des Hrn. Schillers vor ſich. Ich komme ſo eben von der Reiſe zurück, und noch warm von dem Eindruck, ſeze ich mich nieder, Ihnen zu ſchreiben. Nun erſt muß ich er-

[1]) Streicher, S. 39—40.

[2]) Anton Pichler, Chronik des Hof- und National-Theaters in Mannheim, 1879; S. 67—68 „nach Ausſage eines Augenzeugen der erſten Vorſtellung".

ſtaunen welche unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe der Hr. Präſident von Dalberg beſiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftiſchen zu können. Der Hr. Verfaſſer hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geiſt Dalbergs beſeelt; für alle übrige, die ich wenigſtens kenne, bleibt es, nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich wars, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwiſchen den Szenen, damit Machiniſten und Schauſpieler Zeit gewännen, man ſpielte Zwiſchenakte, und ſo entſtanden ſieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Perſonen erſchienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorazionen waren ganz für das Stück gemacht, Hr. Danzy hatte auch die Zwiſchenakte neu aufgeſezt, ſo daß nur die Unkoſten der erſten Vorſtellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine groſſe Menge abgewieſen wurde. Das Stück ſpielte ganze vier Stunden, und mich däucht die Schauſpieler hatten ſich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungedultig ſeyn vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichſte Wirkung. Hr. Böck als Räuberhauptmann, erfüllte ſeine Rolle, ſo weit es dem Schauſpieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts geſpannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Thurm hör ich ihn noch, neben dem Vater knieend mit aller pathetiſchen Sprache den Mond und die Sterne beſchwören — Sie müſſen wiſſen daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne geſehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maasgab ſeines Laufs ein natürliches ſchröckliches Licht in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß Hr. Böck für ſeine Rolle nicht Perſon genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Hr. Iffland der den Franz vorſtellte, hat mir (doch entſcheidend ſoll meine Meinung nicht ſeyn) am vorzüglichſten gefallen. Ihnen geſteh ich es, dieſe Rolle, die gar nicht für die Bühne iſt, hatt ich ſchon für verloren gehalten, und nie bin ich noch ſo angenehm betrogen worden. Iffland hat ſich in den letztern Szenen als Meiſter gezeigt. Noch hör ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenſtund, das ruchloſe Nein ſagen, und dann wiederum,

wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!“ — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen, und bethen, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten — Wenn nur Hr. Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Teutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung teutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schiessen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß langes und breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist diß die beste Gewähr für den Geist des Verfassers . . . . N.“

Schiller speiste, wie Petersen handschriftlich erzählt, nach der Vorstellung in Gesellschaft der sämmtlichen Schauspieler. Beflügelt, in Gesprächen über dramatische Kunst, eilten die Stunden. Bei seiner Abreise erhielt er durch Vermittlung Schwans „vor die Reißkösten“ 44 Gulden. Ein Honorar pflegte man für Stücke, welche im Druck erschienen, nicht zu gewähren. Die Inszenirungsausgaben hatten 375 Gulden 50 Kr. betragen,

die Einnahme der erſten Vorſtellung 233 Gulden 42 Kr. [1]) Freilich brachte bereits die zweite Vorſtellung des Stückes, am 24. Januar, einen Ertrag von 180 Gulden 40 Kr. hinzu.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, unter dem 17. Januar 1782, richtete Schiller ein Dankſagungsſchreiben an Dalberg, des Eingangs: „Ich wiederhole hier ſchriftlich die wärmſten Dankſagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerkſamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, deſſen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleine Vollkommenheit deſſelben erhoben, und ſeine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatraliſchen Kunſt zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verſtattete mir nicht, in's Detail meines Stückes und ſeiner Vorſtellung zu gehen und weil ich noch nicht alles ſagen konnte, weil mir die Zeit zu ſparſam dazu abgewogen, und mein Incognito zu ſtreng war, ſo hielte ich es für beſſer, noch gar nichts zu ſagen. Beobachtet habe ich ſehr vieles, ſehr vieles gelernt, unb ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ An dieſe Zeilen ſchließt Schiller die Anzeige, daß er im Sinne habe, eine Abhandlung über das Schauſpiel zu veröffentlichen und innerhalb derſelben auch „die drei trefflichen Spieler“ Iffland, Böck und Beil zu charakteriſiren. Beides geſchah, wie wir ſahen, getrennt, die Ausführung verzögerte ſich auch: noch unter dem 1. April ſchreibt Schiller an Dalberg: „Die verſprochene Kritik über die Vorſtellung meiner Räuber erſpare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Pieçen aufführen geſehen habe, welches, wie ich hoffe, dieſes Jahr noch geſchehen ſoll. Unterdeſſen habe ich irgendwo in einem vaterländiſchen Journal einige Worte davon geſagt.“

Schwan hatte, ſobald die Annahme des Stückes bei der Mannheimer Bühne geſichert war, in Uebereinkommen mit Dal-

[1]) Pichler, Chronik des Mannh. Theaters S. 68. Dalbergs Anweiſung an die Theaterkaſſe auf Erſtattung des von Schwan geleiſteten Vorſchuſſes ſowie Schwans Quittung vom 27. Januar 1782 abgedruckt bei Boas, II, 63—64.

berg den Verlag der Theaterbearbeitung übernommen [1]). Aber noch bevor der Druck dieser Ausgabe beginnen konnte, erschien das in Schillers Selbstverlag veröffentlichte „Schauspiel" in zweiter Auflage. „Der Ballen der Räuber", welcher nach Scharffensteins Schilderung auf Schillers Zimmer in einem Eck lag, fand „wenig Abgang"; so daß der Dichter, welchem die Ankunft der ersten Exemplare „unbeschreibliche Freude" bereitet hatte, nachgerade „den Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, mit komisch bedenklichen Augen" ansah [2]). Jetzt verkaufte er, wie es scheint, den Rest der Exemplare an den Stuttgarter Antiquar Joh. Christ. Betulius; wenigstens deutet auf ein derartiges Vorkommniß eine Stelle des Briefes, welchen der Stuttgarter Verleger J. F. Steinkopf unter dem 27. Juli 1799 an Schiller geschrieben hat, nämlich der Satz: „Vielleicht ist Ew. W. nicht ganz unangenehm zu erfahren, daß jener Antiquar Betulius mein Grosvater war, der Ihren verstorbenen Herrn Vater unter seine Freunde zählte und mit dem Sie ehemals Selbst einige Geschäfte wegen der Räuber gehabt haben [3])." Den Verlag der zweiten Auflage übernahm der Mannheimer Buchhändler Tobias Löffler.

Sie trägt den Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel von fünf Akten, herausgegeben von Friderich Schiller. Zwote verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler. 1782." Die Vorrede, welche Schiller hinzugab, ist vom 5. Januar 1782 datirt; sie beschränkt sich auf die wenigen Zeilen: „Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stük konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich von der ersten an Pünktlichkeit des Druks, und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feineren Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesse-

[1]) Vgl. den Eingang von Schillers Brief an Dalberg vom 12. Dez. 1781.

[2]) Scharffenstein im Morgenblatt, 1837, Nr. 57.

[3]) Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers S. 214. Ich verdanke den Hinweis auf diesen von der seitherigen Schillerbiographie übersehenen Umstand der Güte W. Vollmers.

rung in dem Weſen des Stüks die den Wünſchen meiner Freunde und Kritiker entſpräche, durfte die Abſicht dieſer Auflage nicht ſeyn. — Es ſind dieſer zwoten Auflage zerſchiedene Klavierſtüke zugeordnet, die ihren Werth bei einem groſſen Theil des Muſikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meiſter ſezte die Arien die darinn vorkommen in Muſik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Muſik vergeſſen wird."

Dieſe zweite Auflage iſt es, welche, die Tendenz des Dramas bloßlegend, auf dem Titelblatt den Wahlſpruch trägt: „in Tirannos." An Stelle der kreisrunden, die Szene am Turm darſtellenden Vignette der erſten Ausgabe zeigt ſie in einem Viereck einen zornig aufſteigenden Löwen, deſſen Schweif erhoben iſt, während die vorderen Pranken auf einen Felſen ſich ſtemmen; am Boden iſt jenes Drohwort eingeſchrieben. Scharffenſtein erzählt, die Vignette ſei „gratis von einem Kameraden aus den Kupferſtechern radirt" worden; er verwechſelt an dieſer Stelle freilich die erſte Auflage mit der zweiten. Die Rückſeite des Titelblatts hat das Motto aus Hippokrates beibehalten. Die kleinen Zeichnungen zwiſchen dem Text ſind von denen der erſten Auflage mehrfach abweichend. Der Ausdruck „faſt Fließpapier", welchen Scharffenſtein von der Ausſtattung der erſten Auflage gebraucht, trifft weder auf dieſe noch auf die zweite zu. Der „Meiſter", welcher die Kompoſition der Geſänge hinzugab, war Freund Zumſteeg; ſie erſchienen ſpäter geſondert, doch ohne Jahrzahl, in Mannheim bei Johann Michael Götz. Der Druck der zweiten Auflage iſt weniger korrekt als der der erſten. Die Kürzungen, welche Schiller im Text vorgenommen hat, ſind geringfügig; einzelne grobe Stellen, wie die in Franz Moors erſtem Monolog: „Wo ſtikt dann nun das Heilige?" bis zu den Worten: „wenns nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehen müßte." oder Karl Moors Aeußerung: „Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen u. ſ. w.", ſind allerdings geſtrichen, aber andere der gleichen Art blieben verſchont.

Neben dieſer von Schiller veranſtalteten rechtmäßigen Ausgabe erſchien alsbald eine zweite, eines Nachdruckers geſtohlenes

Gut; beide Ausgaben stimmen im Titelsatz, Firmabezeichnung, im Text und selbst in den auffallendsten Druckfehlern durchweg überein. Welche die echte ist, läßt sich heute kaum sagen; Boas hält diejenige, welche etwas größere Typen hat und die Anweisungen für den Schauspieler in Klammern beifügt, für den Nachdruck. Diese letztere zeigt den Löwen der Vignette nach rechts aufsteigend, während er auf dem Titelblatt der vermutlich echten nach der linken Seite des Beschauers hin sich erhebt. Aber auch eine, freilich geringe, Anzahl von Exemplaren mit Löfflers Firma und der Jahreszahl 1782 findet sich, in welchen der Löwe fehlt; nach Joachim Meyers Annahme nicht ein dritter Druck der zweiten Auflage, sondern nur ein Werk des Zufalls, insofern bei einzelnen Exemplaren die Beifügung des Abdrucks der Kupferplatte unterlassen wurde [1]).

Der „Litteraturausgabe" der Räuber und ihren Auflagen steht die Theaterausgabe, der Druck des Trauerspiels, gegenüber. Sie erschien im ersten Viertel des Jahres 1782. Im Brief vom 6. Oktober 1781 schreibt Schiller an Dalberg: „Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkür des Theaters, Räsonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinwegzuthun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem was ich stehen ließ." Nachdem Dalberg die Zeitänderung des Stückes verlangt hatte, bemerkt Schiller unter dem 12. Dezember: „Dieses einige werd ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt." Aber ein späterer Brief Schillers an Schwan, datirt Stuttgart, den 2. Februar 1782, überrascht dennoch durch einen nachgiebigen Zusatz: „Hier haben Sie endlich," schreibt Schiller, „mein Schauspiel ganz, und ich bitte Sie es, ohne eine Linie zu verändern (selbst die Ordnung der Scenen und ihre Anzahl nicht ausgenommen) in den Druck zu geben. Es ist die letzte Hand, die ich daran lege, und damit

[1]) Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung, Umbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Nürnberg 1860.

ſey es gut. — In der Scene, wo Herrmann die falſche Nachricht von Karls Tod bringt, ſchalten Sie die Namen der Oerter und Perſonen bei, wie Sie ſolche bei der Aufführung angenommen haben; ich weiß mich nicht mehr zu erinnern.“ [1])

Der Titel der Theaterausgabe lautet: „Die Räuber ein Trauerſpiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbeſſerte Auflage. Mannheim in der Schwaniſchen Buchhandlung 1782.“ Daß Schiller, wie für die Aufführung, ſo für den Druck ſich der Verſetzung des Stücks in das 15. Jahrhundert ſchließlich bequemt hat, zeigt bereits der auf die Zeit bezügliche Zuſatz zum Perſonenverzeichniß, welcher ähnlichen Wortlauts iſt wie jener auf dem Theaterzettel. So bleibt es denn auch dabei, daß Spiegelberg in der vierten Szene des erſten Aufzugs die „vermaledeyte“ Nachricht bringt, das Fauſtrecht ſei abgeſchafft, alle Fehde bei Todesſtrafe verboten, und daß Karl Moor ſeine Apoſtrophe wider „das Geſetz“ und zu Gunſten der Freiheit in eine Apoſtrophe wider den Frieden und zum Lobe des Krieges verwandelt. Deßgleichen bleibt es bei der veränderten Faſſung von Hermanns Bericht: nicht von „Friderichs ſiegreicher Trommel“, vom preußiſchen Kriegesflug und dem „heißen Treffen bey Prag“ erzählt dieſer, ſondern der Hall von Matthias Corvinus' ſiegreicher Trommel iſt es, welcher angeblich den unglücklichen Sohn des alten Moor „nach Peſt“ gelockt hat. Aber nicht alle Verballhornungen Dalbergs hat Schiller in den Druck übernommen. Das zu Mannheim aufbewahrte Theatermanuſkript Dalbergſcher Redaktion weicht an einer ſehr großen Anzahl von Stellen vom Texte der Theaterausgabe ab. Eine durchgängige Vergleichung iſt erſt möglich geworden, ſeitdem W. Vollmer, zu Ende führend, was Joachim Meyer, Boas und Schlönbach begonnen hatten, daſſelbe bekannt gemacht hat [2]). Allzuwenig iſt bis jetzt für die Beurteilung Dalbergs dieſes Aktenſtück benützt worden; ausgiebiger als jede andere Urkunde bezeugt

[1]) Dieſer Brief fehlt in der Karlsruher Sammlung; veröffentlicht wurde er zuerſt von Böttiger im Morgenblatt 1855, S. 783.

[2]) In Goedekes hiſtor.-krit. Ausg. Bd. II.

es die zwischen Freimut und Vorsicht schwankende Art des Mannes, und in ihrem ganzen Umfang übersieht man nunmehr die Zusätze und Abänderungen, mit deren Annahme Schiller die Aufführung seines Stückes hatte erkaufen müssen. Nicht geflissentlich genug kann Dalberg dem Publikum zu Gehör reden, daß das Stück zu Kaiser Maximilians Zeiten spiele: nicht nur ist bei der ersten Erwähnung des Landfriedens umständlicher von diesem Ereigniß die Rede, sondern langweilige Anspielungen auf den „ewigen Landfrieden", das Faustrecht, auf „die da zu Worms sitzen" ziehen sich in Menge durch das Theatermanuskript [1]). Schiller hat im Druck alle Zeithinweise, welche irgend entbehrlich schienen, getilgt; ein paar Verstöße gegen den geschichtlichen Kalender schlüpften ihm freilich dabei hindurch. Er strich auch die matte Einschaltung in der fünften Szene des ersten Aufzugs, den Bericht Schweizers von einem Handstreich, in welchem dem Grafen von Steinberg eine entführte Unschuld abgejagt wird. Daß das Theatermanuskript den „Minister", der aus dem Pöbelstaub sich emporgeschmeichelt hat, in einen „Höfling" verwandelt, und den „Finanzrath", der Würden und Aemter verschachert hat, in einen „Landes-Cassa-Verwalter", könnte als eine Folge der Zeitänderung, als ein Zurückdrängen moderner Ausdrücke erscheinen; aber verdächtiger wird dieser Standeswechsel, wenn man berücksichtigt, daß ebendaselbst der Pfaffe, welcher auf offener Kanzel über den Verfall der Inquisition geweint hatte, ganz und gar in Wegfall geraten ist. Schiller holte sich für die Theaterausgabe seinen Minister sowie den inquisitionsfreundlichen Pfaffen aus der Versenkung wieder hervor. Aber kaum eine Szene ist vorhanden, in welcher nicht Dalberg Wasser zum Wein gegossen, in welcher nicht Aengstlichkeit und Zimperlichkeit den Ausdruck entmannt hätten. „Nicht so ungestümm, allergnädigste Prinzeßin", sagt in der ursprünglichen Dichtung wie in der Theaterausgabe Franz Moor spöttisch zu Amalia. Dem Theatermanuskript schien es bedenklich, das Wort „Prinzeßin" hier zu gebrauchen, und die

[1]) Vgl. Aufzug I, Szene 4; I, 5; I, 6 an mehreren Stellen; I, 7 deßgleichen.

Stelle fiel weg. „Nicht meine Gemahlin — die Ehre ſollſt du nicht haben — meine Maitreſſe ſollſt du werden, daß die ehrlichen Bauerweiber mit Fingern auf dich deuten" — ſo heißt es bei Schiller. „Ich will dich ſo mißhandeln, daß die ehrlichen Weiber mit Fingern auf dich deuten", ſetzt das Theatermanuſkript dafür ein. „Reiß ihn vom Krucifix, wenn er betend davor auf den Knieen liegt", ſchreibt die Theaterausgabe; „Reiß ihn vom Bethſchemel", ändert das Theatermanuſkript. Von „ſakermentaliſchen Anſtalten und Schindersceremonien" ſpricht Roller bei Schiller; von „Henkers-Zeremonien" bei Dalberg. Und ſo weiter. Im Uebrigen iſt hervorzuheben, daß in der Theaterausgabe Schiller die Räuberbraut ſeinem urſpünglichen Plane gemäß enden läßt: Karl Moor wirft Amalia mit einem Degenſtoß nieder. Ein neuer Zuſatz, von welchem weder das Schauſpiel noch das Theatermanuſkript etwas weiß, befremdet in der Theaterausgabe: Zu Beginn der dritten Szene des zweiten Aufzugs ſtreut Amalia Roſen um den ſchlummernden alten Moor. Sie freut ſich ihrer Spende und ſpricht des Mehreren vom Roſenduft; wir aber fragen uns, wie es zuging, daß der ernſten Maske Melpomenens dieſes Schönheitspfläſterchen aufgeklebt werden konnte.

An ſämmtlichen ſpäteren Auflagen der Räuber hat ſich Schiller nicht mehr beteiligt. Die dritte Auflage des Schauſpiels veröffentlichte Tobias Löffler im Jahre 1799, indem er den Text der zweiten wieder abdruckte; das Titelblatt zeigt eine neue, von A. Biſſell gefertigte Vignette, zwei Löwen, deren einer am Boden liegend vom andern zerfleiſcht wird. Das Trauerſpiel erſchien bis zum Jahre 1804 bei Schwan-Götz achtmal in Sonderausgabe und im gleichen Verlage noch fünfmal in einer Ausgabe, welche unter dem Titel „Schillers Trauerſpiele" die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe vereinigte [1]). Die erſte Cottaſche Ausgabe des Schauſpiels erſchien 1805. Die Körnerſche Redaktion der Werke Schillers von 1812—1815 vertauſchte nach Gutdünken eine Anzahl wilder Ausdrücke mit gezähmten. Sehr beachtenswert iſt, daß Schiller ſelbſt, als er im Herbſt 1797

[1]) Vgl. Joachim Meyer, Neue Beiträge S. 46 und Auguſt Hettler, Schiller's Dramen. Eine Bibliographie. Berlin 1885.

eine Ueberarbeitung der Räuber plante, auf die früheste Ausgabe, das Schauspiel vom Jahre 1781, zurückgreifen wollte. Am 14. Nov. 1797 schreibt er an Cotta: „Seien Sie so gut und verschaffen mir ein Exemplar von der ersten Ausgabe der Räuber: wenn es im Buchhandel nicht mehr zu finden wäre, so findet es sich unfehlbar bei einem Ihrer Stuttgardter Bekannten. Ich brauch es, um bei der neuesten Ausgabe das Brauchbare daraus zu benutzen." Damals beabsichtigte Schiller seine älteren Stücke, zu einem Bande vereinigt, bei Cotta herauszugeben; das Unternehmen kam nicht zu Stande. Aber auch als es sich um die Sammlung der Dramen für das „Theater" handelt, faßte Schiller die früheste Ausgabe der Räuber ins Auge: am 27. Nov. 1802 wiederholt er gegenüber Cotta die Bitte: „Haben Sie doch die Güte mir gelegentlich ein Exemplar der Räuber ... (in ihrer ersten Gestalt und nicht nach der Mannheimer Ausgabe) zu übermachen." So knüpft mit Grund der Herausgeber des Schiller-Cottaschen Briefwechsels, Wilhelm Vollmer, an diese Briefstelle die Bemerkung an, daß Joachim Meyer im Irrtum war, als er in der Vorerinnerung zum 2. Band der von ihm revidirten Schillerausgabe von 1860 die Ueberzeugung aussprach, Schiller hätte, wenn er am Leben geblieben wäre, zur Redaktion der Räuber für das „Theater" die Bühnenbearbeitung zu Grund gelegt, da seine geläuterten Ansichten von dem, was der Dramatiker dem Anstand schulde, ihm nicht erlaubt haben würden, zur „Litteraturausgabe" zurückzugreifen. Der 2. Band des „Theaters", welcher 1806 erschien, enthält die Räuber, und zwar das „Schauspiel" seiner ursprünglichen Fassung ziemlich getreu; und an dieses, des Schillerschen Geistes unmittelbaren und besten Erguß, nicht an den im Bund mit der Theatermuse von Mannheim erzeugten Bastard sich für gebunden zu halten, wäre die Pflicht unseres deutschen Theaters; wobei nur etwa Hermanns Gegenintrigue und Franz Moors Monolog in der 9. Szene des 4. Aufzugs aus der Theaterausgabe herüberzunehmen wären.

Zwischen dem ersten Viertel des Jahres 1781 und der Mitte des Januar 1782 bildet in der Geschichte Schillers die Veröffentlichung der Räuber, sei es mittelst des Drucks oder auf

den weltbedeutenden Brettern, den treibenden Punkt; ein Ereigniß, deſſen einzelne Glieder unter ſich in innerem Zuſammenhang, in mehrfacher Wechſelwirkung ſtehen, iſt nunmehr zu ſeinem Ablauf gelangt. Zwei Erlebniſſe mehr perſönlicher Art, beide von der Ueberlieferung mit dem Namen der „Räuber" verknüpft, fallen in dieſen Zeitraum: Schillers Eintritt in die Familie von Wolzogen und ſeine erſte Begegnung mit Schubart.

Der Name von Wolzogen war dem Dichter, noch während er der Militärakademie angehörte, nicht fremd geblieben. Vier Söhne des im Jahre 1774 verſtorbenen Sächſiſch-Hildburghauſenſchen Geheimen Legationsrates Freiherrn Ernſt Ludwig von Wolzogen und ſeiner Gattin Henriette, einer geborenen Marſchalk von Oſtheim, haben an der Militärakademie ſtudirt, Wilhelm, Karl, Auguſt und Ludwig; doch trat der letztere erſt nach Schillers Abgang ein, und Auguſt, erſt achtjährig, im Januar 1779. Hovens Selbſtbiographie führt unter Schillers vertrauteren akademiſchen Freunden zwei Brüder von Wolzogen auf; aber ſeine Erinnerung iſt hier ungenau. Wohl lernten die beiden älteren der Brüder und Schiller während ihrer gemeinſchaftlichen Studienzeit ſich kennen; aber trennend wirkte doch ungleiches Alter wie ungleicher Beruf: Wilhelm von Wolzogen war 1762 geboren und ſtudirte Kamerale; Karl von Wolzogen, 1764 geboren, widmete ſich der Jägerei. Erſt „als Schillers Gedichte und die Räuber den Flug ſeines Genius ankündigten, faßte Wilhelm von Wolzogen eine herzliche Zuneigung zu dem Dichter"; ſo erzählt Wilhelms nachmalige Frau, Karoline von Wolzogen [1]). Nunmehr trat Schiller auch zur Mutter des neugewonnenen Freundes in ein näheres Verhältniß. Henriette von Wolzogen lebte abwechſelnd auf ihrem Gute Bauerbach nächſt Meiningen und in Stuttgart; ihr Bruder, Dietrich Marſchalk von Oſtheim, war herzoglich würtembergiſcher Kammerherr und Oberforſtmeiſter zu Urach. „Schiller ſchloß ſich mit wahrhaft kindlicher Liebe an dieſe gute Frau an; auch wurde ſie bald mit ſeiner Familie bekannt" [2]).

[1]) Schillers Leben, 5. Aufl. S. 32.

[2]) Ebenda, S. 33.

Merkwürdiger fast, für den Augenblick bedeutsamer, wenn auch der Folgen für spätere Zeiten entbehrend, ist Schillers erste Begegnung mit Christian Schubart. Von ihr erzählt uns Hoven umständlich; freilich verflüchtigt die Burleske, mit welcher er seinen Bericht eröffnet, allzusehr den Ernst des Vorgangs. Nicht ein Wort des Mitgefühls mit dem Unglücklichen kommt über Hovens Lippen; und wahrlich, da doch in Schubart und Schiller damals Feuer von Einem Holze glühte, läse man gern von einer Regung des Unmuts bei Schiller. Schubart litt im fünften Jahre seiner Gefangenschaft; Kommandant des Hohenaspergs war General Rieger, Schillers Taufpate; der nämliche Mann, welcher einst den Zorn des Herzogs so schrecklich gebüßt hatte. Je nach Laune, in Uebung des Spiels, welches die Katze mit der Maus treibt, zog „der alte Despot und Despotenscherge“ [1]) gegen Schubart gelindere Saiten auf. Aus Antrieb geschäftiger Eitelkeit hatte Rieger auf dem Hohenasperg ein Theater eingerichtet, bei welchem Gefangene und Soldaten die Schauspieler abgaben; da war es nützlich, Schubarts Talent mit in das Joch zu spannen. Fand eine Vorstellung statt, so wurde aus Ludwigsburg und Stuttgart herrschaftliches Publikum eingeladen; und bei einem solchen Anlaß erhielt eines Tages auch Hoven, welchen die ärztliche Praxis nach dem Hohenasperg herübergeführt hatte, Zutritt. Die Vorstellung, welche diesmal der Geburtstagsfeier des Generals galt, begann, indem einer der Schauspieler als Prologus ein von Schubart verfaßtes Festgedicht vortrug des Eingangs: „Edler Rieger!“ „Schon bei dieser Anrede klatschte nicht nur der General, sondern er rief auch: da Capo! und die Worte: Edler Rieger! wurden wiederholt.“ Im Verlauf der Vorstellung klatschte Hoven, die Beifallsbezeugungen der Zuschauer spöttisch überbietend, so unmäßig, daß er die freudige Aufmerksamkeit des Kommandanten erregte; in schmeichelhaften Ausdrücken wurde er eingeladen, das nächste

[1]) Strauß, Band 8 der Gesammelten Schriften, S. 247. Den Obersten-titel, welchen Strauß Rieger gibt, hatte der Herzog in Generalmajor verwandelt; vgl. Stadlinger, Geschichte des würt. Kriegsw. S. 662.

Mal wiederzukommen und seine Freunde, insbesondere Schiller, mitzubringen. Rieger wünschte den Verfasser der Räuber kennen zu lernen; und dies war um so leichter zu bewerkstelligen, da Schiller öfters in Ludwigsburg bei Hoven sich einfand. Doch einen nicht alltäglichen Spaß, eine Komödie besonderer Art plante sich Rieger. Zunächst erhielt Schubart den Auftrag, eine Rezension der Räuber zu verfassen. Als nun Schiller kam, wurde er dem Gefangenen abgeredetermaßen „unter dem Namen eines Doktor Fischer vorgestellt, und sobald die erste Begrüßung vorbei war, vom General das Gespräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne, und sehr wünschte, das Urteil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: ‚Sie haben ja,' sagte er, sich zu Schubart wendend, ‚eine Rezension der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?' Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der Räuber vor ihm stehe, die Rezension vor, und als er am Schlusse der Rezension den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: ‚Ihr Wunsch ist erfüllt; hier steht er vor Ihnen.' ‚Ist es möglich?' rief Schubart frohlockend aus, ‚das ist also der Verfasser der Räuber!'" Bei diesen Worten „fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen" [1]). Schillers Besuch fand im November 1781 statt [2]).

Im Verzeichniß der Werke Schillers folgt auf die Räuber die „Anthologie"; unmittelbar nach der Zurückkunft Schillers aus Mannheim scheint sie veröffentlicht worden zu sein. Doch nur die Herausgabe der Anthologie schließt chronologisch sich an; entstanden sind die Gedichte, welche sie enthält, der überwiegenden Mehrzahl nach 1781, und der Plan, sie zu sammeln, fällt

[1]) Die zitirten Stellen nach Hoven, S. 115—116.

[2]) Das Datum nennt Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken, Stuttgart 1885, S. 202. Hauffs Biographie ist kurz nach der Veröffentlichung der ersten, 24 Bogen umfassenden, Lieferung des vorliegenden Werkes erschienen.

in den Herbſt dieſes Jahres. Dem Anſchein nach aus einem Ueberſchuß der dichteriſchen Kraft Schillers erzeugt, doch mit bewußtem Ringen um die lyriſche Palme veröffentlicht, ſind ſie zugleich eine beredte Vergegenwärtigung der Entwicklungskämpfe des Jünglings, der vertrauliche Ausdruck derjenigen Seiten ſeines Lebens, für welche die Räuber das volle Wort nicht erlaubten.

Sechs Gedichte der „Anthologie" verbinden mit der Ueberſchrift den Namen „Laura"; drei andere „An die Parzen", „Der Triumf der Liebe", „Meine Blumen," nennen ihn im Texte. Das mächtigſte Gefühl, welches den Menſchen ergreift, gibt in Schillers Leben den erſten Klang; aber die Beziehung, welcher es entquillt, und die Art der Empfindung ſelbſt ſind ein Problem für das biographiſch-pſychologiſche Urteil. Als die Gefeierte gilt Frau Dorothea Luiſe Viſcher, dieſelbe, bei welcher Schiller gemeinſchaftlich mit Kapff Wohnung genommen hatte; es iſt nötig zuſammenzuſtellen, was in Bezug auf ſie überliefert iſt.

„Die Gedichte an Laura", bemerkt Karoline von Wolzogen [1]), „verdanken wir einem Liebesverhältniß mit einer mehr geiſtreichen als ſchönen Nachbarin; ſie ſcheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls als wahrer Leidenſchaft für den beſtimmten Gegenſtand entſprungen." „Schillers Laura war die Wittwe des i. J. 1779 geſtorbenen Hauptmanns- und Regimentsquartiermeiſters Viſcher." Letzteres Zeugniß, in ſeiner wörtlichen Faſſung bisher noch nicht zum Abdruck gelangt, findet ſich in Peterſens handſchriftlichen Aufzeichnungen; die Stelle iſt mit anderer Tinte durchſtrichen gleich mehreren, welche Peterſen nicht für die Veröffentlichung geeignet hielt. Auf einem zweiten Blatte bezeichnet Peterſen Frau Viſcher als „ein wie an Geiſt, ſo an Geſtalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie." Streicher in ſeinem handſchriftlichen Nachlaß nennt ſie eine niedliche kleine Frau [2]). Scharffenſtein ſchreibt [3]): „Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura ſchlummerten ſchon

[1]) Schillers Leben, S. 20.

[2]) Nach Palleske I, 165.

[3]) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

lange in Schillers Bruſt; es war die Liebesmyſtik dieſer jugendlichen, erſt ausfliegenden Feuerſeele, und nichts weniger als eine Laura gab dieſer Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hauſe einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das ohne im Mindeſten hübſch und ſehr geiſtreich zu ſeyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieſes, in Ermanglung jedes anderen weiblichen Weſens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und abſolvirte dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch." Conz, der 1781 in Tübingen ſtudirte und in den Ferien öfters nach Stuttgart kam, wagt nicht zu entſcheiden, „ob die Lauraoden durch eine jugendliche Leidenſchaft für irgend ein Frauenzimmer veranlaßt worden" ſeien, ſetzt aber doch hinzu: „Man wollte im Publikum eine junge geiſtvolle Offizierswittwe angeben, die damals mit Schiller im nämlichen Hauſe wohnte und wenigſtens in Bekanntſchaft mit ihm ſtand [1])". Von mehr Gewicht iſt Prof. Abels Zeugniß, der zwar Luiſe Viſcher nicht nennt, aber nach Lage der Umſtände doch nur ſie im Auge haben kann. Seine im freiherrl. v. Cottaſchen Archiv verwahrten Papiere enthalten die Stelle: „In Rückſicht auf eine zweyte Art von Ausſchweiffungen habe ich nicht ein einziges zuverläſſiges factum gehört; allerdings liebte er [Schiller] zwar eine Perſon, der ſeine Dichtkunſt viel mehr Vorzüge beylegte, als ſie wirklich beſaß, eben die Laura, welche der Gegenſtand mehrerer Gedichte in der Anthologie iſt, allein ſicher gieng zwiſchen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte." Endlich iſt noch der Bericht in Anſpruch zu nehmen, welchen Boas [2]) unter dem Bemerken gibt, er habe ihn zum großen Teile von Schillers Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen, erhalten, dieſe aber beziehe ſich auf Mitteilungen der Schweſter Schillers, der „Tante Reinwald, der die alten Zeiten noch wie geſtern und heute vorſchwebten". Boas überliefert: Der Dichter wohnte zur Miete bei Frau Viſcher, „und es entſtand ein Verhältniß zwiſchen ihnen, welches, in ſeiner ſeltſamen

[1]) Zeitung für die elegante Welt 1823, Nr. 3.
[2]) Schiller's Jugendjahre I, 257.

Mischung von Freundschaft und liebevoller Neigung, von vielen nicht begriffen und deßhalb vollkommen mißdeutet wurde. Luise Dorothea Vischer . . . war eine magere Blondine mit blauen, schwimmenden Augen . . . Weder durch Geist noch durch Talente zeichnete sie sich besonders aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltirten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung „Laura am Klavier" kundgiebt. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüth sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er Abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen."

In Gesellschaft der Frau Henriette von Wolzogen begleitet Luise Vischer den Dichter, als er im Mai 1782 nach Mannheim reist, um die Räuber zum zweiten Mal auf der Bühne zu sehen. Am 6. November 1782, wenige Wochen nach der Flucht aus Stuttgart, schreibt Schiller an seine Schwester Christophine: „Wenn du die Wolzogen siehst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Vischrin empfiehl mich." Am 19. November 1782 schreibt Schiller aus Mannheim an seine Eltern und bittet dringend, Christophine und die Mutter möchten in Bretten mit ihm zusammentreffen; „nehmen Sie die Fischerin [und die] Wohlzogen auch mit," setzt er bei, „weil ich beide auch noch, vielleicht zum Letztenmal, die Wohlzogen ausgenommen, spreche" [1]). Schillers Brief an Henriette von Wolzogen vom 8. Januar 1783 enthält die Stelle: „Von der Hauptmann Vischerin habe ich etwas gehört, das mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor etlichen Monaten einen (etwas übereilten) Brief, der so beschaffen war, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen durfte. Die Vischerin communizirte ihn einem gewisen Offizier. Sie hätte mir lieber weis nicht was thun können. Eine solche Indiskrezion (das ist der gelindeste Name) thut weh. Wie mus ich mich doch so oft in meinen liebsten Personen betrügen!" Aber als ob ihn reute,

[1]) Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, II, 449.

was er gesagt, macht er die Nachschrift: „Die Viscberin lassen Sie nichts merken. Es solte mir doch weh thun, wenn Sie wüßte, daß ich von Stuttgardt aus — und von ihren ersten Freunden fast alles erfahre.“ Am 9. September 1783 schreibt Christophine an den Bruder: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischer wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder, es ist nicht recht, daß du so ganz mit ihr abbrichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnehmung nach dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie dir doch viele Freundschaft erwiesen.“ In einem Briefe an Henriette von Wolzogen vom 1. November 1783 bemerkt Schiller, daß er von der Vischerin täglich Briefe erwarte; er habe ihr durch einen Landsmann aus Ludwigsburg „ein Marktpräsent nebst einer Silhouette“ geschickt [1]). Der Ueberbringer der Geschenke war Joh. Friedr. Christmann, Mag. theol. Gelegentlich erwähnt Schillers nachmaliger Schwager Reinwald Frau Vischer; am 2. Dezember 1784 schreibt er dem Dichter: „Wegen Wien dürfen Sie sich nur an den jungen Baron Braun, den Sohn eines dasigen Reichshofraths wenden, der in Stuttgard auf der Akademie die Rechte studirt. Er ist ein intimer Freund von der Hauptmann Vischern, von Weber und Zumsteeg, vermuthl. auch von Abel, und ich liebe ihn ser, wegen seines guten Herzens.“ Joh. Bernhard von Braun, der seit 1782 an der Karlsschule das Kameralfach studirte, jedoch im Januar 1784 seine Wohnung in der Stadt genommen hatte [2]), verwandelte bald die intime Freundschaft mit Frau Vischer in einen Roman. Am 30. März 1784 meldet der alte Schiller seinem Sohn: „Eine Neuigkeit, die Ihn, wenn Er noch nichts davon weiß, sehr wundern wird, ist diese, daß Frau Hauptmann Vischerin vor etwa drei Wochen

[1]) Karoline von Wolzogen, deren Leben Schillers die Briefe vom 8. Jan. und vom 1. Nov. zum Abdruck bringt, setzt an Stelle des Namens „Vischerin“ Punkte; die Nachschrift zum Briefe vom 8. Januar unterdrückt sie ganz. Der volle Wortlaut findet sich in Schillers Beziehungen zu Eltern u. s. w. S. 399—400 und S. 433.

[2]) Schiller's Beziehungen zu Eltern u. s. w. S. 71.

mit einem jungen Herrn von Braun aus Wien, der ſich in der hohen Karls-Schule auf die Jura hatte legen ſollen, durchgegangen, gegen die Schweiz geflüchtet und in Tuttlingen wieder erwiſcht worden iſt. Nun befindet ſie ſich in Luſtnau bei ihrem Herrn Schwager, dem dortigen Special, vormaligen Pfarrer zu Plieningen. Ob ſie in der Hoffnung iſt, das wird bald verſichert, bald wieder verneint." Damit ſchließen die Akten über Frau Luiſe Viſcher. Nach Boas' Erkundigungen lebte ſie ſpäter ſtill und eingezogen in Tübingen bei ihrer Schweſter, einer verwittweten Dekan Weber; dort wurde ihr die Chatoulle entwendet, welche Schillers Briefe an ſie enthielt [1]). Geboren am 24. Auguſt 1751, ſtarb ſie am 21. April 1816.

Einen Zeugen nehme ich noch in Anſpruch, welchen mir Prof. Dr. A. Haakh ſehr wider ſeine eigene Abſicht ſtellt: Den Schwiegerſohn der Frau Viſcher. Nach Haakhs Annahme war die Jugendgeliebte Schillers, die Laura der Gedichte, nicht Frau Luiſe Viſcher, ſondern die Nichte derſelben, Wilhelmine Andreä, eine Tochter des Stuttgarter Arztes Dr. Jakob Eberhard Andreä. Indem aber Haakh von ſeiner Hypotheſe uns überzeugen möchte, erzählt er, ein in ſeinem Beſitze befindliches weibliches Bildniß ſei dem Hofgärtner Boſch, dem „damals mehr als achtzigjährigen Tochtermann der Hauptmännin Viſcher" gezeigt und von dieſem als Wilhelminens Portrait erkannt worden; dabei entſchlüpft ihm die Bemerkung, erſt nach Ablegung dieſes Zeugniſſes habe Herr Boſch erfahren, „daß nicht ſeine Schwiegermutter, ſondern Wilhelmine Andreä als die ächte Laura ſich erweiſe" [2]). Es iſt aber doch von Gewicht, daß der Schwiegerſohn Luiſens zeitlebens anderen Glaubens geweſen war.

Soviel liegt am Tage, daß Schiller in den Jahren 1781—82 mit Luiſe Viſcher in nahem Verkehr ſtand; und der überwiegende

---

[1]) Boas Schiller's Jugendjahre, I, 263.

[2]) Haakh in dem vom Januar 1864 datirten Textblatt, welches er zu den „Bildniſſen des Dichters und ſeiner Jugendgeliebten" veröffentlichte. Vgl. ſeine Artikel in der Allgem. Ztg. 1861, Beilage zu Nr. 18, 19, 21, 22. Ueber Wilhelmine Andreä und Haakhs Hypotheſe ſiehe den Anhang des Buches.

Eindruck der Zeugnisse ist unbestreitbar der, daß das Verhältniß zwischen Beiden nicht ein Freundschafts- sondern ein Liebesverhältniß war. Volle Einheitlichkeit der Auffassung lassen die Angaben der Jugendfreunde und Familienangehörigen Schillers freilich vermissen; dem Einen fehlt genauere Kenntniß, dem Andern die Kraft, wenn nicht der Wille, psychologisch klar zu sehen. Daß in der That nur Wenige eingeweiht sein konnten, liegt in der Natur der Sache; unzweifelhaft aber sind diejenigen, welche am besten unterrichtet sein mußten, die Jugendfreunde Schillers, mit welchen er damals zusammen lebte: Scharffenstein und Petersen. Und diese äußern sich bestimmt genug; wenn auch bei der schlotterigen Denk- und Schreibweise Scharffensteins der Eingang seiner Worte, die Beziehung der Lauragedichte auf eine Mehrzahl von Veranlassungen, den Schlußworten zu widersprechen scheint. Die Zeugnisse der Familie Schillers, so ehrwürdig sie sind, verlangen doch vorsichtigen Gebrauch. Christophine gibt ein Mädchenurteil wieder; wie schwankend aber ihre Meinung war, zeigt der Brief, welchen sie kurz nach dem Erscheinen der Karlsschüler Laubes an Frau Pistorius schrieb [1]); sie, welche in Gesprächen mit der Tochter Schillers das Gedicht „Laura am Klavier" mit Luise Vischers Klavierspiel in Zusammenhang brachte, äußert jetzt: „Die Idee des Dichters freut mich, daß er Laura ins Leben treten ließ, welche nur meines Bruders Phantasie war." Man darf nicht übersehen, daß Schillers Verhältniß zu der jugendlichen Wittwe, welche nachmals einen Fehltritt machte, der Vorstellung Vieler anstößig war. Karoline von Wolzogen ist tapfer genug, das Liebesverständniß mit der Nachbarin einzuräumen; aber den Namen der „Frau Vischerin" streicht auch sie aus der Geschichte. Er war unbequem.

Der Auffassung, daß Laura lediglich ein Phantasiegebilde des Dichters sein möchte, hat bereits Conz Raum gegeben. Boas greift diese Deutung auf und verficht sie [2]), nicht eben folgerichtig, da er doch im ersten Bändchen seiner Biographie unter

---

[1]) Veröffentlicht von Haakh, Beil. zur Allgem. Zeitung 1861, Nr. 22.

[2]) Schiller's Jugendjahre II, 122 ff.

Bezugnahme auf die Mittheilungen der Tochter Schillers das Verhältniß zu Luiſe Viſcher eine „Miſchung aus Freundſchaft und liebevoller Neigung" genannt hatte. Ihm ſchloß A. Kuhn[1]) ſich an. Boas meinte, Schiller habe, dem Beiſpiel Klopſtocks folgend, in Laura „die künftige Geliebte" beſungen. Aber weder ſtand Schiller in der Zeit von 1781—1782 unter dem Einfluß Klopſtockſcher Stimmungen, noch entſprach es überhaupt ſeiner Art, in der weichlichen Selbſtgefälligkeit der Klopſtockſchen Ode das eigene Seelchen zu hätſcheln. Dabei iſt die Nebeneinanderſtellung der fraglichen Gedichte ſo ungeſchickt als möglich. Klopſtock will ſich in Bildern ergehen, welche die Zukunft ihm verwirklichen ſoll, dies iſt das ausgeſprochene Thema ſeiner Ode; Schillers Gedichte geben ſich als Ausdruck von Erlebniſſen und knüpfen ihren Vorſtellungsinhalt an die Zeitform der Gegenwart. Endlich ſind die äußeren Zeugniſſe für die Thatſächlichkeit eines den Schillerſchen Dichtungen zu Grunde liegenden Liebesverhältniſſes unwegräumbar. Wir haben diejenigen kennen gelernt, welche von Luiſe Viſcher ſprechen; ein weiteres kommt hinzu, welches, ohne den Namen der Geliebten zugleich zu nennen, doch die Wirklichkeit eines Liebesverhältniſſes in das hellſte Licht ſetzt. Dieſes bisher nicht veröffentlichte Zeugniß ſtammt abermals von Peterſen. Auf einem der Blätter ſeines handſchriftlichen Nachlaſſes, welches von der Flucht Schillers handelt, hat Peterſen die Bemerkung eingetragen: „Schiller war in einem vielfachen, peinlichen Gedränge. Bedeutende Schulden, die eingegangene Verpflichtung, dem Hauſe Wirtemberg zu dienen, ſein Verhältniß mit Laura und ſ. Eltern, auf welche des Fürſten rachſüchtiger Unmuth ſo leicht fallen konnte." Peterſen zählt hier in aktenmäßiger Beſtimmtheit eine Reihe geſchichtlicher Umſtände auf: Die Erwähnung Lauras, die Andeutung, daß das Verhältniß zu ihr den Entſchluß der Flucht erſchwert habe, macht alle Verſuche, Laura aus der Liſte der Lebendigen zu ſtreichen, hinfällig. Ob Ton und Inhalt der Lauragedichte eine zu Grunde liegende Wirklichkeit ausſchließen, darf jetzt gar nicht mehr gefragt werden; ſondern

[1]) Schiller's Geiſtesgang, Berlin 1863; S. 71.

dies iſt die Aufgabe des Hiſtorikers, aus den Lauragedichten die Art der Leidenſchaft des Dichters zu verſtehen und aus dem poetiſchen Bild die Wirklichkeit ſelbſt näher zu beſtimmen.

Die überlieferten Urteile über Luiſens Perſönlichkeit und Charakter bewegen ſich in ſtarken Gegenſätzen. Sie war keine Schönheit; aber die Mehrzahl der Zeugniſſe lautet doch nicht ſo, daß wir gezwungen ſind, ſie uns als einen Ausbund von Unſchönheit vorzuſtellen. Haakh, der ihr Ritter nicht iſt, muß dennoch zugeben, daß ein in der Familie erhaltenes Bildniß „keine unedlen Geſichtszüge" zeige [1]). Es iſt aber abgeſchmackt, von jenem Prädikat die Möglichkeit, daß Schiller ſie geliebt habe, abhängig zu machen. Wer vermag zu ſagen, welcher Eindruck ſie dem Dichter liebenswürdig erſcheinen ließ? Ein Blick, der Klang eines Wortes, eine liebliche Bewegung konnte den erſten Anſtoß geben, Empfindung und Phantaſie in Schwingung zu ſetzen, eine individuelle Eigentümlichkeit, welche Hunderte gleichgültig ließ, konnte unter hunderten Einen elektriſch berühren. Ob Luiſens geiſtige Anlagen über das weibliche Mittelmaß hinausreichten? Auch in dieſem Punkte lauten die Zeugniſſe widerſprechend; da jedoch das Urteil über die Befähigung eines Menſchen von der Befähigung des Beurteilers ſelbſt abhängig iſt, ſo darf man geltend machen, daß Conz hier mehr wiegt als Scharffenſtein und Karoline von Wolzogen ungleich mehr als Chriſtophine Reinwald; zumal da man annehmen muß, daß jener gegenüber Schiller ſelbſt im reiferen Alter über das Verhältniß ſich ausgeſprochen hatte. Haakh will zu Gunſten der Nichte Andreä geltend machen, daß ſie aus einem hervorragend begabten Geſchlechte, einer Familie von Aerzten und Theologen ſtammte, welcher als Vorfahr der Gottesgelehrte und Dichter Johann Valentin Andreä angehörte; er vergißt ganz, daß Luiſe Viſcher aus dem gleichen Geſchlechte, daß auch ſie eine geborene Andreä war.

Herzensgüte beſaß ſie gewiß. Aber ihre Sitten? Daß ſie von einem fünfzehn Jahre jüngeren Manne ſich entführen ließ, zeigt freilich, daß ſie warmes Blut hatte und daß ihr der Kopf

[1]) Beil. zur Allgem. Zeitung 1861, Nr. 18.

mit dem Herzen durchging; aber ein leichtſinniger Streich und unſittliches Weſen ſind ſehr verſchiedene Dinge. Sicherlich hätte ſie nicht, wie es der Fall war, zu Schillers elterlicher Familie, zu Henriette von Wolzogen in freundſchaftlichen Beziehungen ſtehen können, wenn vor 1784 auf ihrem Ruf ein Tadel gelaſtet hätte.

Peterſens handſchriftliche Nachrichten haben ſie gebrandmarkt. Hält man mit jener Angabe über Luiſens Perſönlichkeit eine andere bei Peterſen verzeichnete Stelle zuſammen, welche vom jugendlichen Schiller ausſagt: Er hatte „keinen Sinn für das Auserwählte, Erleſene"; er war „im Sinnlichen ohne alles Feingefühl"; er liebte „kratzende Weine, ſchlechten Schnupftaback, garſtige Weiber" — ſo ſcheint abermals ein ungünſtiges Licht auf Luiſe Viſcher zu fallen. Hoffmeiſter-Viehoff, welcher dieſe Stelle dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, ſetzt hinzu, ſie ſei das Zeugniß eines „unſchätzbaren Berichterſtatters". ſie eröffne „den tiefſten Blick in Schillers Individualität"; in gleichem Sinne ſpricht G. Schwab von Peterſens „ſehr glaubwürdigen" Nachrichten. Dem gegenüber dürfte ein gerades Wort an der Zeit ſein, nicht weniger um des Dichters als um ſeiner Geliebten willen. Es iſt richtig, der Regimentsmedikus Schiller war kein Liebling der Grazien. Man kann entſchuldigend ſagen, daß Verfeinerung des Lebens nicht bei der Armut zu wohnen pflegt, man kann jener Charakteriſtik auch entgegenhalten, daß Schiller zu Mannheim für weibliche Schönheit einen ſehr guten Geſchmack bewies; ein Reſt von Derbheit oder Roheit bleibt dennoch übrig, als ein integrirender Beſtandtheil ſeiner jugendlichen Natur und Kraft. Aber es iſt auch zu ſagen, daß in Schilderungen, wie der oben angeführten, ein Ueberſchuß iſt, welcher auf Rechnung des Berichterſtatters geſetzt werden muß. Die Aufzeichnungen Peterſens werden überſchätzt. Das Meiſte, was dieſe Papiere enthalten, hat Peterſen ſelbſt in Zeitſchriften veröffentlicht; das Uebrige iſt recht eigentlich Rohſtoff, ein Haufe halbfertiger Gedanken und abgeriſſener Notizen. Aber ärmlich iſt Alles, ein unſicheres Taſten, ein gequältes Verſtehenwollen der geiſtigen Entwicklung des großen Freundes, welches in letzter

Instanz jedesmal mit einem Nichtverstehenkönnen endet. Ein verwundertes Gesicht blickt zwischen den Zeilen hervor, ein Gesicht, welches nicht begreifen will, wie es doch kommen konnte, daß der Duzbruder von ehedem so unverhältnißmäßig hoch über seine Kameraden gestiegen ist. Weil aber nicht, wie in Streichers Schrift, ein in jeder Faser lauteres Gemüt, ein von hellsehender Liebe durchklärtes Herz die Erlebnisse der Jugend sich zurückruft, so hebt sich nicht der Geringere zu dem Größeren empor, sondern der Geringere zieht den Größeren zu sich herab. In der That sind die Aufzeichnungen Petersens nicht frei von einem niedrigen Zug, insofern sie mit einer Geflissentlichkeit, welche nicht etwa mit geschichtlicher Wahrheitsliebe verwechselt werden darf, darauf hindeuten, daß der Held auch seine Schwächen gehabt habe. Dies ist es, was in den gedruckten und noch mehr in den „ungedruckten Nachrichten" peinlich und widrig wirkt. Der Wert einer kleinen biographischen Beisteuer soll ihnen darum nicht benommen sein: Petersen verband mit seinen eigenen Erinnerungen die Traditionen der ehemaligen kameradschaftlichen Kreise des Dichters und die Aufschlüsse von Personen, welche der Schillerschen Familie nahe standen, wie die des Hofmedikus Elwert und des Hofjägers Wanner auf der Solitude, des vieljährigen Vertrauten Johann Kaspar Schillers. Aber wie das Flämmchen poetischer Thätigkeit, um dessen willen Petersen auf der Militärakademie Schillers Freund wurde, bald verflackert war, so verdorrte auch der gelehrte Trieb des Bibliothekars schon frühe in der Richtung auf allerlei Kuriositäten und Anekdotenkram. Petersen sammelte Klatsch, und er sammelte am liebsten solchen, der nicht von bestem Geruch war. Um die nämliche Zeit, als er seine Aufzeichnungen über Schiller begann, im Jahre 1803, schreibt Cotta dem Dichter: „Ich hatte mit der Braut von Messina alle Hoffnung, sie beim Stuttgarter Theater anzubringen, als mir der durch sein Trinken ganz entmenschte Petersen, der darüber von der Direktion zu Rath gezogen wurde, durch sein einfältiges Urtheil Alles verderbte."

Sind unter diesen Umständen die Nachrichten Petersens

überall nur mit Vorbehalt zu gebrauchen, ſo wird man auch die ſchmutzig-trüben Farben, mit welchen er Luiſe Viſcher und ihr Verhältniß zu Schiller gemalt hat, aufzuhellen berechtigt ſein, wird den gefälligeren Urteilen der Mitzeugen Raum geben dürfen. Ein volles Verſtändniß der fraglichen Beziehungen wird ſich jedoch nicht anders gewinnen laſſen, als indem man die allgemeinen Seelenzuſtände des Jünglings mit in Betracht zieht.

Als Schiller aus der Akademie in das Leben trat, war ihm das Weib etwas Fremdes. Aber er müßte kein Dichter, kein Phantaſiemenſch geweſen ſein, wenn ihn die ſchöne Blume der Schöpfung nicht lange ſchon innerlich beſchäftigt hätte. Alle unverdorbene Männerjugend ſieht das Weib urſprünglich in einem überirdiſchen Glanz; das Verhältniß der Geſchlechter iſt ihr ein Myſterium, und das Liebliche wird ihr zum Heiligen. Das kann bei Schiller, dem auf eine Uebermacht der idealen Vorſtellungen Angelegten, am wenigſten anders geweſen ſein.

Indeſſen ſtörten noch während ſeines Aufenthaltes an der Akademie beſondere Einwirkungen das ſtille Gleichgewicht jener Vorſtellungen. Zunächſt ſein Berufsfach. Das mediziniſche Studium iſt genötigt, über Natur und phyſiſche Dinge den Verſtand zu unterrichten, ehe die Reife der Vernunft den Ueberblick über die Totalität des Lebens gewährt. Indem die mediziniſche Lehre mit der Unerbittlichkeit und dem Rechte der Wiſſenſchaft von ihren Gegenſtänden die Schleier hinwegzieht, vermag ſie zwar in der Kühle der Forſchung das ſtoffliche Intereſſe zu erlöſchen; aber während ſie den Ekel überwindet, ſtumpft ſie in vorübergehender Periode leicht auch das moraliſche Feingefühl ab. Gerne nimmt dann ſo frühes Alter das Natürliche als einen Gegenſatz gegen das Ideale, als Wahrheit gegenüber einer Schwärmerei; junge Mediziner freuen ſich häufig in einer halb knabenhaften Weiſe am Zyniſchen.

Eine Beunruhigung der Phantaſie brachte ſicherlich auch die Erſcheinung Franziskas. Schon das Außerordentliche, das von der allgemeinen Sitte Abweichende ihres Verhältniſſes zum Herzog konnte nicht anders als die Neugierde, das Nachdenken auch des

Gleichmütigſten der akademiſchen Jünglinge reizen. Dazu war in Würtemberg die Tradition von der Sittenloſigkeit des Hofes, des Herzogs während ſeiner erſten Regierungsperiode, ſowie ſeiner Vorgänger nur allzulebendig. Was ſo öffentlich war, daß es dem Blick keiner Familie ſich entzogen hatte, konnte auch der Jugend nicht völlig unbekannt bleiben. Herzog Karl trug kein Bedenken, ſeine zu Ludwigsburg außerehelich erzeugten Söhne in der Militärakademie erziehen zu laſſen; in der Nationalliſte der Anſtalt findet ſich bei ihren Namen über der Spalte „Pater“ der Buchſtabe S. (Serenissimus).

Jetzt umſchlang das begehrliche Leben mit ſeinen Polypenarmen den des Steuerns unkundigen Jüngling; ohne jeden vermittelnden Uebergang war er plötzlich ſich ſelbſt überlaſſen. Iſt es ein Wunder, daß auf die knechtiſche Einſchränkung, welche Schiller in der Militärakademie erduldet hatte, ungezügelter Genuß der Freiheit folgte? Es war ein notwendiger Rückſchlag, pſychologiſchen Geſetzen gemäß. Schiller zählte 21 Jahre. Noch erfaßte er jeden Eindruck mit dem erſten Feuer der Seele; noch gab er offenherzig und unbeſorgt überall ſich ganz. Leidenſchaftlich war ſein Naturell, ungeſtüm ſein Wille; er, der mit einem gewaltigen Fußtritt die Thüre ſeiner Wohnung einſprengte, als er ſie eines Tages verſchloſſen fand [1]), ſtürmte in allen Dingen gerade an. Die ganze Geſellſchaft, in welcher er verkehrte, lebte ſtudentiſch sans façon, im leichten Sinn, im Uebermut der Jugend. Er aber, ihr Führer, war ein Dichter, das heißt ein Menſch von leichtentzündlicher Sinnlichkeit, von reizbarſter Phantaſie. Und gerade die Richtung, welche ſeine geiſtige Entwicklung genommen hatte, welche ſie hatte nehmen müſſen, macht Auswüchſe begreiflich; hier iſt der Punkt, welcher einander anſcheinend Widerſprechendes zu einer Art von Einheit verbindet. Ein dämoniſches Freiheitsbegehren hatte Schillers Sein und Denken erfaßt, in eine tumultuariſche und revolutionäre Bahn riß ihn die Dichtung, riſſen ihn ſeine „Räuber“; im Sinne Rouſſeaus der Natur die Zügel zu überlaſſen war Feldgeſchrei, und mit der Kühnheit wie mit der

[1]) Ueberliefert von Conz, Ztg. f. d. elegante Welt, 1823, Nr. 3.

Roheit der Natur offenbarte ſich eine ungebrochene Kraft. Preiſt man dieſe dankbar um der Räuber willen, ſo muß man es auch verſtehen lernen, daß ſie ein anderes Mal über die Grenzen des Konventionell-Sittlichen hinwegſchäumt, daß Schiller gelegentlich Unart mit Witz und Zynismus mit Ungeſchminktheit verwechſelt.

Die Thore der Militärakademie öffneten ſich — bemerkt Schiller in der Ankündigung der „Rheiniſchen Thalia“ — „Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben es zu ſein“; unbekannt ſei er darum mit dem ſchönen Geſchlechte geblieben. Der ſpäter ſo klagte, glühte jetzt mit den intereſſanteren Altersſtufen der Weiblichkeit Erfahrungen zu machen. Die Papiere Peterſens verzeichnen auf demſelben Blatte, auf welchem Laura genannt iſt, noch mehrere Frauennamen: „Thais“ und Adelheid.

Es iſt ein Frauenurteil, aber ein aus der Schillerſchen Familie ſtammendes, wenn Karoline von Wolzogen ſchreibt: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der ſo lange entbehrten Freiheit, ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft ſehr trübe Stimmungen für unſern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüſſen einlud, in der das frühere Beiſpiel des Herrſchers das Band der Sitte, beſonders in der Hofwelt, ſehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrſchte, ſich in ſtrenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunſch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuſchen, beſonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielten den jugendlichen Leichtſinn in Schranken und ſtellten das Gleichmaß wieder her.“

Beſchönigung iſt hier ſo überflüſſig wie moraliſches Gepolter. Guſtav Schwab hat allen Klatſch, welchen die mutwillige Ueberlieferung der Jugendfreunde an Schillers Namen hing, für bare Münze genommen; er zeichnet nicht anders, als hätte der Dichter der Anthologie der Sinnenluſt die Seele verſchrieben. Aber um ein Joch dieſer Art zu ertragen, dafür war Schiller von Anfang

an ein zu geistiger Mensch, und gerade die Stuttgarter Periode, indem sie von Entwürfen seines Genies gährte, bezeugt ein Leben in rastloser Thätigkeit. Schiller hat den Ansturm der Sinne empfunden; aber er wehrte sich ehrlich. Darin liegt das Wesentliche. Und daß er aus den Bedrängnissen des Jünglingsalters die Lauterkeit der Seele, die Gesundheit der Phantasie sich gerettet hat, das haben seine Werke mit Sternenschrift an den Himmel geschrieben.

Es sind insbesondere drei Gedichte, welche den Blick in verworrene, in erhitzte Zustände eröffnen. Zuerst „Der Venuswagen". Dieses Gedicht wurde im Einzeldruck, ohne Namen des Verfassers, ohne Druckort und Jahrzahl veröffentlicht; aber die Autorschaft Schillers ist unbestritten und es ist bei Metzler im Jahre 1781 erschienen. In die Anthologie nicht aufgenommen, findet es sich ihr doch öfter angebunden [1]). Die beiden andern hierher gehörigen Gedichte „An einen Moralisten" und „Kastraten und Männer" veröffentlichte Schiller in der Anthologie. Bei der zwischen 1800 und 1803 unternommenen Herausgabe seiner gesammelten Gedichte kürzte er das erstere von 12 auf 6 Strophen, während „Kastraten und Männer" unter dem Namen „Männerwürde", von 29 auf 21 Strophen gekürzt, wiedererschien.

„Der Venuswagen" nimmt einen Anlauf, über die Wollust Gericht zu halten. In der Einleitung wird Jung und Alt, werden die Angehörigen jeglichen Standes und Geschlechtes aufgerufen, um Zeugschaft abzulegen und Belehrung und Warnung zu empfangen. Nun folgt der Hauptteil des Gedichtes: Auf einem Wagen angebunden, vom Hussah des Pöbels umlärmt, wird „Mäze Zypria" gebracht; das Protokoll ihrer Schandthaten wird verlesen, und der weise Venusrichter verurteilt die „Erzbetrügerin" zu schimpflicher Strafe. Aber skeptisch fragt der Epilog, wo dieser weise Richter zu finden sei, und die Antwort lautet: Auf dem „Vorgebürg des Wunsches", im Lande der

[1]) Vgl. Goedeke, histor.-krit. Schillerausgabe I, 186. Der erste Abdruck bei Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, I, 24 ff.

frommen Wünſche. Dieſer ironiſche Abſchluß übertrumpft noch die Satire des Hauptteils; er macht aber auch den Einfall des Dichters ſelbſt zu einem Aprilſcherz, und indem uns iſt, als ſähen wir eine Seifenblaſe zerplatzen, kommt uns zum Bewußtſein, daß es dem Verfaſſer, der die Anklage gegen die Wolluſt ſo breit ausgeſponnen hat, doch auch darum zu thun war, uns durch eine lange Reihe zyniſcher Vorſtellungen und ſchlüpfriger Bilder zu ſchleppen. Freilich ſpielt eine polemiſch-ſittliche Abſicht mit, und ingrimmig wird die Geißel über eine verlotterte und verdorbene Welt geſchwungen; aber nicht nur mit dieſer, ſondern auch mit den brennenden Bildern der eigenen Phantaſie liegt der Wille des Dichters in Streit.

Das „Fragment“ „An einen Moraliſten“ iſt ein Proteſt gegen Heuchler und Kopfhänger. Der Dichter ſtellt das Recht der Natur und der Jugend den „Schreibepultgeſetzen“ gegenüber und heißt es gut, wenn in das „Eis des klügelnden Verſtandes das warme Blut ein bischen muntrer ſpringt“. Das könnte man am Ende gelten laſſen, da doch die ſinnenmörderiſche Askeſe ſo viel Lüge als Thorheit iſt; aber lüſterne Gemälde drängen ſich auch hier in den Vordergrund.

Den ärgſten Mutwillen atmet das Gedicht „Kaſtraten und Männer“; ein Gegenſtück zu Bürgers „Männerkeuſchheit“, geiſtreicher aber gröber. Mit einer Flut von Hohn werden die Hämmlinge übergoſſen, während der Beſitzer unverſtümmelter Kraft mit ſeiner beſſeren Verfaſſung ſich brüſtet und ſeinen Triumph ſo frech als möglich über den Markt hin ausſchreit. Das phyſiſche Vermögen wird allerdings — und dies gibt dem Gedichte einen höheren Gehalt — als aus gleicher Quelle mit geiſtiger Schöpferkraft, mit Genie und Mannheit des Charakters fließend betrachtet. Während „Der Venuswagen“, in der Form roh, im Witz geſucht, als ein künſtleriſch ſehr geringes Gebilde erſcheint, ſind die beiden zuletztgenannten Erzeugniſſe dichteriſch von Wert. Den Strophen „An einen Moraliſten“ fehlt Anmut des Vortrags nicht; „Kaſtraten und Männer“ zeigt Mark und Schlagkraft des Ausdrucks ſowie vorzüglichen Fluß der Verſe, und Witz und Phantaſie beherrſchen das ganze Gedicht. Die Stelle:

„Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Flegma iſt geblieben“

iſt um ihrer burſchikoſen Faſſung willen volkstümlich geworden; nicht minder der Schlußſatz der vorletzten Strophe. Aber freilich macht man nicht, ohne vom Baum der Erkenntniß gegeſſen zu haben, Verſe wie dieſe:

„Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüſtern Mund und Augenpaar
Zum Luſtgenuſſe laden,

Und zehenmal das Halstuch fällt,
Und aus den loſen Schlingen,
Halbkugeln einer beſſern Welt,
Die vollen Brüſte ſpringen —“

In ſolchen Zuſtänden, in ſolchen für das Derb-Erotiſche empfänglichen Stimmungen lebte der Dichter, als Luiſe Viſcher ihm begegnete; kein Weib höherer Art, aber eine liebesbedürftige Evastochter, und in gefährlich-vertraulicher Nähe unter Einem Dach mit ihm wohnend. Knüpfte ſich einmal zwiſchen beiden ein Verkehr, und dieſer war nicht zu vermeiden, ſprang aus Blicken und Geſprächen der Funke der Zuneigung einmal hervor, und dafür waren Sinne und Herzen geſtimmt, ſo ſchlugen in jäher Entwicklung lodernde Flammen auf. Daß dieſe Liebſchaft für unſere Phantaſie wenig Anmutendes hat, beweiſt gegen die Wahrheit der Empfindung gar nichts. Ein ſo faſt weltloſer Menſch, wie Schiller damals war, hatte für das Weib noch gar keine Maßſtäbe; und wer hat ſie überhaupt in den früheſten Jünglingsjahren? Die volle Macht der Liebe, ich meine gerade in ihrem geiſtigen Sinn, erfährt erſt der reife Menſch. Denn das Weſen der Liebe beruht auf einem Ergänzungsbedürfniß; und dieſes wirkt am tiefſten und ſtärkſten, wo die Individualität ſich bereits vollendete Ausprägung gegeben hat und ihre Begrenzung und Bedürftigkeit dunkel ahnt. Eine Vorausſetzung ſolcher Art traf bei dem Dichter der Räuber in keiner Weiſe zu; noch war er in allem Menſchlichen unfertig, noch beherrſchte ihn der rück-

ſichtsloſe Drang ſich ſelbſt auszuleben, noch ſuchte er im Weibe unverhältnißmäßig mehr das Geſchlecht als die individuelle Beſonderheit.

Seltſam und abſonderlich genug ſind freilich die Aeußerungen dieſer Liebe, wie ſie in den Lauragedichten uns vorliegen. Indem ein übermächtiger Ideenſtrom in das Bett einer Herzensempfindung gelenkt wird, indem eine objektiv dürftige Begegnung kraft des Willens und der Phantaſie zu einem Ausgangspunkt ekſtatiſcher Stimmungen gemacht wird, ſehen wir die ganze Gewaltthätigkeit der auf Idealiſirung des Wirklichen drängenden Geiſtesart Schillers, die ganze Bedürfnißloſigkeit dieſer Organiſation, welche, um eine innere Welt ſich zu erbauen, von der äußeren ſo wenig Stütze und Nahrung braucht. Vorgänge und Situationen bleiben in der Sprache dieſer Lyrik faſt durchaus ſchattenhaft; wohl hören wir den Pulsſchlag eines ſtürmiſchen Herzens, wohl leſen wir von Luiſens „ſanften", „himmelblauen Augen", von ineinander „flimmenden" Blicken, vom „wolluſtheißen Munde" der Geliebten, von ihres „Atems Flammenwind", von berauſchten Küſſen, von „zitterndem Entzüken". Aber dieſe Ausbrüche der Leidenſchaft werden von Träumen im Unſinnlichen überflutet, von einer inneren Vorſtellungswelt, welche den Dichter zwingt, vom Perſönlichen und Erlebten alsbald hinwegzuſchweifen. Das Abſtrakte drängt mit einer der philoſophiſchen Spekulation des Jünglings entlehnten Gedankenmaſſe herein, verſtändig-kalte Erörterungen hemmen den vulkaniſchen Erguß des Herzens, und der Liebhaber wird zum Prediger, zum Doktrinär.

Wie ganz anders geartet ſind die Liebeslieder des jungen Goethe! des Goethe der Straßburger Zeit! Wollte man den durchgreifenden Unterſchied der Naturen beider Dichter im Menſchlichen wie im Poetiſchen an einem Beiſpiel aufzeigen, in der Vergleichung der Lieder an Friederike und der Lauragedichte hätte man der ſchlagkräftigſten eines zur Hand. Es iſt aber in der Aufzehrung des Konkreten und Sinnlich-Anſchaulichen durch eine abſtrakte und aus dem eigenen Selbſt geſchöpfte Gedankenwelt, wie jene in den Lauragedichten erſcheint, nicht nur die

allgemeine Richtung des Schillerſchen Geiſtes erkennbar; ſondern es verrät ſich in ihnen auch ein in ſich ſelbſt unklar ringender, mit der beſonderen und eigentümlichen Entwicklung des Jünglings zuſammenhängender Gemütszuſtand. Während aus Goethes Liebesliedern Millionen jugendlicher Herzen in den ſchönſten Weiſen erklingen hören, was ſie bewegt, liegt in der Mehrzahl der Lauragedichte der Ausdruck eines Seelenlebens vor, welches in ſolcher Zuſammenſetzung höchſt ſelten einem gleichartigen Empfinden begegnen wird. Jene ſind typiſch trotz ihrer Realiſtik, dieſe ſind ihrem Gehalte nach in höchſtem Grade individuell, merkwürdige pſychologiſche Phänomene und eines beſtimmten Lebensabſchnittes, einer unreifen Entwicklungsſtufe eines Einzelnen derart ausſchließliches Spiegelbild, daß ſie bei vorrückenden Jahren des Verfaſſers dieſem ſelbſt als fremdartig, wenn nicht zuweilen als Donquixoterie erſcheinen mußten.

Den Puls, den innern Rhythmus gibt den Lauragedichten der Aufruhr des Blutes; eine ſchwüle, eine von geſchlechtlicher Elektrizität geſpannte Luft weht uns entgegen, und in grellen Ausdrücken malt ſich heißes Begehren, „wütendes Verlangen". Sinnlichkeit iſt ihre Wurzel. Daß der Dichter „raſe", ſagt er uns ſelbſt und mehr als einmal. Und dieſe nämliche Liebe bringt er mit kosmiſch-ethiſchen Geſetzen, mit der Ordnung des Weltalls in Zuſammenhang, und wieder und wieder entrollt er die Bilder von Sonnenſyſtemen und Planetenbahnen, von Weltſchöpfung und Weltuntergang. Tiefernſte Schickſals- und Lebensbetrachtung wirft ihre Schatten über das Jugendglück, und zwiſchen den Offenbarungen eines hochgeſteigerten Lebensgefühles zeigt ſich, um das ſchöne Wort eines neueren Dichters zu gebrauchen, „die Spur männlich-frühen Grames". Bei ſo ungleichartigen Beſtandteilen bleibt in der Miſchung immer ein Bruch; aber Vermittlung der Gegenſätze fehlt auch nicht völlig. Die Pole dieſer Dichtungen ſpringen beſtändig ineinander über, und die verſtiegenſte Schwärmerei nimmt im Ausdruck unverſehens eine heiße und wollüſtige Färbung an; während die Geiſter der Liebenden mit der Gottheit ſich meſſen, „lechzt" „Weſen an Weſen anzurüken", und indem das Denken die

Fugen des Weltalls ergründet, möchte „Körper in Körper überſtürzen“. Sinnliche Glut ſetzt ſich um in einen Rauſch des Geiſtes; die Stimmung, welche in den Lauragedichten herrſcht, erinnert an die verzückte, aus himmliſchen und irdiſchen Trieben unklar gemengte Inbrunſt religiöſer Myſtik. Hellen Blickes erkannte der Kritiker Schiller, als er im „Wirtembergiſchen Repertorium“ ſeine Anthologie rezenſirte, dieſes Verhältniß. Nachdem er vorausgeſchickt hat, die Gedichte an Laura ſeien „in einem eigenen Tone, mit brennender Fantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben“, aber „überſpannt“ ſeien ſie ſämmtlich und verrieten eine „allzuunbändige Imagination“, fügt er bei: „hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleyert“.

Man hat den Lauragedichten den Gehalt ſeeliſcher Liebe öfters abſprechen wollen. Aber das geiſtige Feuer, welches in ihnen aufflammt, wird nur bei der Annahme einer ſtarken und leidenſchaftlichen Gemütsbeteiligung des Dichters völlig erklärlich. Hätte es ſich lediglich um „Blutwallungen“ gehandelt, ſo wäre Schillers Gedankenleben bis zu ſolchen Tiefen nicht aufgerüttelt worden; dann wäre überhaupt keines der Lauragedichte entſtanden. Auch enthält eben jene Aeußerung Schillers ein Gegenzeugniß. Es iſt doch von Gewicht, daß Schiller ſelbſt der Meinung war, „tiefes Gefühl“ ausgeſprochen zu haben. Und nicht anders dachte ſeine Gattin, welcher man in dieſer Frage Wiſſen und Urteil wird zugeſtehen müſſen. In ihrem Aufſatz über Schillers Leben ſchreibt ſie: „Die Gedichte an Laura zeigen, wie warm und glühend dieſes Herz die Liebe empfand, aber doch immer eine eigene Wendung fand, das Höhere des Gefühls mit den Eindrücken des Lebens zu verbinden.“

Freilich geht die Phantaſiethätigkeit des Schöpfers der Lauragedichte ungleich ſelbſtthätiger und ſelbſtherrlicher zu Werk, als es im künſtleriſchen Akte, ſofern dieſer eine geiſtige Neu- und Wiedergeburt der empiriſchen Wirklichkeit bedeutet, gemeinhin der Fall iſt. Erlebniß und Erfahrung entzünden und entfeſſeln Schillers Einbildungskraft, aber Richtung und Verlauf derſelben beherrſchen ſie nicht. Oder um in einem Bilde zu reden: der

von außen kommende und die dichteriſche Kraft in Bewegung ſetzende Anſtoß gleicht dem Stein, welcher längſt unter dem Spiegel des Waſſers verſunken und zur Ruhe gelangt iſt, wenn die Wellen, die er erregte, weiter und weiter hin die ſtolzen Kreislinien dehnen. Schon der Umſtand, daß eine Frau und Wittwe, deren Kinder der Dichter täglich vor Augen ſah, durchweg als „Mädchen" gefeiert wird, zeigt einen Grad von Umbildung der Wirklichkeit an, welcher mit der Neigung eines Liebenden, den geliebten Gegenſtand zu verſchönern, ſich kaum mehr deckt. Es liegt etwas Gewolltes, Bewußtes, Abſichtliches in dieſer Art von Idealiſirung. Die mächtige ſeeliſche Erregung, in welche den Jüngling die erſte Erfahrung der Liebe geſetzt hat, äußert ſich in einem Phantaſietaumel, aus welchem das Schwärmeriſche, ja Ueberſpannte der Lauragedichte fließt; aber die Erhitzung der Phantaſie wird auch zu Gunſten eines dichteriſchen Spieles geſucht und gewaltſam feſtgehalten, und dabei kann es geſchehen, daß der ikariſche Flug mit einem Fall in Erſchöpfung, ins Proſaiſch-Nüchterne endet.

Das erſte der Lauragedichte, die „Fantaſie an Laura", führt in die Theoſophie und Ethik Schillers mitten hinein. Der leitende Gedanke: Liebe iſt allherrſchende Weltkraft, wird nach zwei Seiten gewendet: Liebe als kosmiſche Anziehungskraft, als Newtonſche Gravitation lenkt „die Sphären in einander", ordnet die Beziehungen der Körperwelt:

„Tilge ſie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander ſpringt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Rieſenfall!"

Liebe iſt aber auch das belebende, beſeelende Prinzip im Reiche der Geiſter:

„Tilg die Göttinn aus der Geiſter Orden,
Sie erſtarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preißt kein Weſen Gott!"

Dieſe beiden Vorſtellungen, nicht eben ſcharf gegen einander abgegrenzt, bilden den Inhalt der erſten 9 Strophen; in

Lauras Küſſen wird ſich der Dichter der allmächtigen Weltkraft bewußt. Aehnlich hatte der jugendliche Schiller in ſeiner Rede über die Folgen der Tugend von der Liebe als dem „zweiten Lebensodem in der Schöpfung", als dem „großen Band des Zuſammenhangs aller denkenden Naturen" geſprochen, ohne welche „die ganze Grundlage der Körperwelt zuſammenſtürzen" und „das unermeßliche Geiſterreich in anarchiſchem Aufruhr dahintoben" würde. In der „Theoſophie des Julius" kehren dieſe Anſchauungen wieder, und das ihr zugehörige Gedicht „Die Freundſchaft" verkündet in den Verſen:

„Geiſterreich und Körperweltgewüle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele"

die Identität der nach beiden Richtungen wirkenden Kraft. Auch im „Triumf der Liebe" finden ſich verwandte Gedanken. Die zweite Hälfte der „Fantaſie" fällt ab. Daß entgegengeſetzte Zuſtände und Empfindungen in einander übergehen, daß ein urſachliches, ein logiſches Verhältniß zwiſchen ihnen waltet, wird hier als Zeugniß allwirkſamer Liebe genommen; Sünde und Reue, Gefahr und Größe, Stolz und Sturz, Glück und Neid, Tod und Lüſternheit, Zukunft und Vergangenheit werden als durch „Sympathie" verbunden gedacht. Dies iſt befremdlich, iſt pures Spiel mit begrifflichen Beziehungen und nackte Proſa.

„Laura am Klavier" ſchildert den Eindruck, welchen das Muſiziren der Geliebten auf den Dichter macht, den Enthuſiasmus, welcher ſich des Zuhörers bemächtigt. Dem wechſelnden Charakter und Tempo des Tonſtückes und einer von den Tonwellen hervorgerufenen mannigfaltigen Bilderwelt will das welchſelnde Versmaß ſich anſchmiegen: eine Art rhythmiſcher Malerei, für welche der Lyriker Schiller eine ausgeſprochene Vorliebe hat. Der Abſicht, mit ſolchen Mitteln die ſinnliche Wirkung der Poeſie zu ſteigern, dienen vortrefflich die Zeilen:

„Stürmend von hinnen izt wie ſich von Felſen
Rauſchende ſchäumende Gießbäche wälzen,

Holdes Geſäuſel bald,
Schmeichleriſch linde,
Wie durch den Eſpenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melankoliſch düſter" u. ſ. w.

In wachſendem Anſchwellen ſeeliſcher Erregung fühlt ſich der Dichter der Erde völlig entrückt; eine Viſion nimmt ſeinen Blick gefangen. So pſychologiſch wahr und wohlvorbereitet dieſe Wendung iſt, ſo wenig befriedigt die Ausführung. Zunächſt ermattet die Sprache: die Worte „Mädchen ſprich! Ich frage, gieb mir Kunde" verſuchen in ihrer Nebeneinanderſtellung die ſtoßweiſe eintretende Ueberraſchung, den Taumel des Entzückens zu malen, klingen aber nüchtern; noch nüchterner iſt der Anruf: „lüg mir nicht". Dann hebt die Sprache ſich wieder; aber der polemiſch zugeſpitzte Erkenntnißinhalt der Schlußzeilen:

„Weg, ihr Spötter, mit Inſektenwize!
Weg! Es iſt ein Gott"

liegt von den Empfindungen, mit welchen das Gedicht begann, doch allzuweit ab. Als Schiller im Jahre 1793 mit Körner die Sammlung ſeiner Gedichte beriet, hatte er Luſt, „Laura am Klavier" „aufzuopfern"; er fühlte die mangelnde Einheit. Nachmals entſchied er ſich für Aufnahme, ſtrich aber die ſechste und ſiebente Strophe weg; die Worte:

„Iſts die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elyſen ſpricht?"

bilden in der neuen Faſſung den Schluß. Dieſe Abhilfe war eine gewaltſame; der Strom der Empfindung verſiegt nunmehr allzu plötzlich.

Das Gedicht „Die ſeeligen Augenblike an Laura" wurde von Schiller zuerſt in Gotthold Stäudlins „Muſenalmanach auf das Jahr 1782" veröffentlicht und hatte dort die Ueberſchrift: „Die Entzükung an Laura"; unter dem gleichen Titel, jedoch auf die erſten vier Strophen gekürzt, erſchien es 1803 in Schillers geſammelten Gedichten wieder. In der Anthologie enthält es neun Strophen; die ſechste und die achte

fehlen bei Stäudlin, und auch in Einzelheiten weicht hier der Text öfters ab. Ein heißes Geständniß, mehr als die übrigen Lauragedichte eine Spiegelung unmittelbarer Eindrücke, zeichnet diese Ode die Persönlichkeit der Geliebten einigermaßen bestimmter. Lauras Blicke, ihr Gesang, ihr Tanz erfüllen den Dichter mit stürmisch-seligen Gefühlen; die Zeichen ihrer Gegenliebe machen ihn schwindeln. Gewaltige Glut der Sinne sprüht aus jeder Zeile des Gedichtes, und die sechste Strophe, verwegener noch in den die Rede abbrechenden Punkten als in den ausgesprochenen Worten, scheint die Betäubung einer Schäferstunde zu malen. Im Brief an Körner vom 27. Mai 1793 nennt Schiller „Die Entzückung" eines der fehlerfreiesten seiner Jugendprodukte; dennoch strich er nachmals alles auf die Worte: „Laura, Laura mein!" folgende weg. Hier noch mehr wie in „Laura am Klavier" bewirkte die Kürzung einen matten und stumpfen Abschluß; das Gedicht verlor seine anschwellende Leidenschaftlichkeit, sein wildes Feuer aber auch den mächtigeren Aufschwung seelischer Empfindung.

Das Gedicht „An die Parzen" fleht zu den Schicksalsgöttinnen, daß sie den Lebensfaden des Jünglings nicht abschneiden möchten, wenn Lauras Liebe ihm selige Stunden gewähre. Nur Klotho und Lacheſis werden angerufen, Atropos, welcher die Mythe die Gewalt über die Todesstunde anheimzugeben pflegte, ist nicht genannt. Schiller konnte sich darauf berufen, daß das Altertum selbst zuweilen nur eine Zweiheit der Mören unterscheiden wollte; er hält freilich auch Klotho und Lacheſis in den Functionen, welche er ihnen zuweist, nicht strenge auseinander. Das Gedicht hat einen lebhaften und warmen Ton, aber der Inhalt ist ziemlich bunt; denn mit „Schwermüthig-Süßem" mischt sich Scherzhaftes und satirische, das Hauptmotiv fast überwuchernde Laune.

„Der Triumf der Liebe. Eine Hymne" ist gedanklich-allgemeinen Inhalts; der Name der Geliebten wird nur gelegentlich genannt, und Schiller, der in der Kritik der Anthologie „acht Gedichte an Laura" zählt, rechnet die Hymne nicht ein, sondern bespricht sie an gesonderter Stelle. In der Ueber-

arbeitung vom Jahre 1803 hat er den Namen Laura gestrichen. Daß der „Triumf der Liebe" auf Veranlassung von Bürgers „Nachtfeyer der Venus" entstanden sei, bemerkt Schiller selbst, und in der That ist die Hymne nach Form und Inhalt dem älteren Gedichte verwandt, ein Versuch, das Thema in höherem Sinn zu behandeln. Zuweilen erstreckt sich die Anlehnung bis auf den Wortlaut und Schiller wird zum Nachahmer; so in der Schilderung der Geburt der Venus. Die kompositionelle Gliederung ist öfters mißverstanden worden; sie ist auch nicht eben lichtvoll. Die kehrversartig verwendete sechszeilige Eingangsstrophe läßt erwarten, daß sie die leitenden Gedanken enthalte und daß ihr entsprechend das Gedicht aus zwei Hauptteilen bestehe, von denen der erste den Satz: „Seelig durch die Liebe Götter", der zweite den Satz: „Durch die Liebe Menschen Göttern gleich" zur Ausführung bringe. Thatsächlich aber besteht die Hymne aus drei Abschnitten. Wie Bürgers dreiteiliges Gedicht mit einem „Vorgesang" anhebt, so beginnt auch Schiller mit einer Art von Einleitung. Diese schildert die anfängliche Roheit und Stumpfheit des Menschengeschlechts und die an das Erscheinen der Liebesgöttin auf Erden geknüpfte höhere Beseelung der „Kinder Deukalions". Der zweite Abschnitt handelt von der Gewalt der Liebe über die Götterwelt, der dritte von der Beseelung, welche die gesammte Natur, das All der Schöpfung durch die Liebe erfährt; er schließt mit der durch die Liebe bewirkten Hinleitung des Menschen zu Gott. Die Kehrverse bilden Anfang und Ende des Ganzen; sie schieben sich zwischen die einzelnen Abschnitte ein und werden überdies in der Mitte des zweiten wiederholt, da hier zuerst von den Göttern des Olymps, dann von denen der Unterwelt die Rede ist. Als Einleitung im strengeren Sinn, als kompositionell untergeordnetes Glied kann der erste Abschnitt nicht gelten; seinem wesentlichen Inhalt nach steht er auf eigenen Füßen. Andrerseits nimmt er, und dies stört die logische Ordnung, manches vorweg, was erst Gegenstand des Folgenden sein sollte. So ist des Zaubers, welchen die Liebe über das Naturleben übt, bereits im ersten Abschnitt gedacht, und auch das Verhalten der Götter, des Hesperus, ist

ſchon geſtreift. Letzteren Zug hat Schiller nachmals getilgt. Der dritte Abſchnitt läuft in eine theoſophiſche Spitze aus. Hier ſind Schillers Gedanken am ſelbſtändigſten und gehaltvollſten; aber der Zuſammenhang mit dem Vorausgehenden iſt nur notdürftig gewahrt. Im Ganzen iſt das Gedicht mehr breit als tief; wir bekommen eine Repetition des mythologiſchen Penſums zu hören. Manche Stellen haben etwas Tändelndes; andere ſind hart und unbeholfen. Im dritten Abſchnitt finden ſich Versreihen von großem Wohllaut, von weichſtem Klang und gefälligſter Rhythmik.

In eine ſtreitvolle Bewegung des Herzens läßt der „Vorwurf, an Laura“ blicken. Den Dichter wandelt ſchmerzliche Sorge und Niedergeſchlagenheit an, daß er über der Liebe zu Laura ſeine Tage verträume, daß die hohen Entwürfe ſeines Geiſtes in Staub ſänken, und was ehedem ſeine Kraft geſtählt, Ruhmbegier und der Zuruf des Vaterlands, ihn jetzt gleichgültig laſſe. Der weiche Ausdruck dieſer Klage miſcht ſich mit ſtolzen, prächtigen Worten; der Dichter vergleicht ſich einem Adler, welcher „den Flammenregen“ der Sonne trank, und die glühende Hoffnung des Jünglings iſt in Marmor gemeißelt in den Verſen:

„Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hoch erhoben ſich mein Name wiegte
In des Zeitſtroms wogendem Gewühl.“

Die Schlußſtrophe findet in dem Gedanken, daß dem Dichter in der Liebe zu Laura die Liebe zur Menſchheit aufgegangen ſei, einen augenblicklichen Troſt. Von Seite der Kompoſition iſt der „Vorwurf“ das beſte der Lauragedichte; auch der Gehalt feſſelt, und mehr als einmal überraſcht die natürliche Wärme wie der leichte Fluß der Sprache. So in den Verſen:

„(Ich) empfange ſklaviſch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenſpiel“;

oder in der Strophe:

„Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze ſpringen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beſchworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr ich und allein.“

Und wer möchte eines teilnehmend-nachsichtigen Lächelns sich erwehren bei den Versen, welchen die falsche Verbalform eine halbe Naivetät gibt:

„Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen hast du hingemordt."

Das Gedicht „Meine Blumen" verläßt den odenmäßigen Ton, an welchen die Lauragesänge uns gewöhnen, und nähert sich dem Liede. Zartheit und Wärme der Empfindung, melodischer Wohllaut und ein symmetrisch-abgerundeter Bau sind ihm eigen; der Gedanke, daß die Blümchen der Flur seelenlos seien, bis Laura zum Kranz für den Geliebten sie winde, ist gefällig, und die Verse:

„Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten süser Schmerzen!
Goß Euch diß Berühren ein"

gewinnen jegliches Ohr. Doch sollte man nicht übersehen, daß ein logischer Fehler durch das Gedicht läuft. In den beiden ersten Strophen wird den Blümchen zugemutet, zu „jauchzen", weil sie schön sind, zu „trauern" und zu „weinen", weil ihnen Seele und Liebe versagt ist; die dritte Strophe will, daß Lauras Berühren ihnen Seele wie Sprache verleihe. Aber es gibt weder ein Jauchzen noch ein Trauern und Weinen, wenn nicht seelische Empfindung, Seele zuvor vorhanden ist, und auch Sprechfähigkeit wird dabei mehr oder weniger vorausgesetzt. Der Gedanke des Dichters enthält eine contradictio in adjecto. Es war nicht ratsam, einer Galanterie zuliebe die Naturwahrheit auf den Kopf zu stellen; in der That sind ja die Blumenkelche nicht um des verliebten „Fliegenreiches" willen vorhanden, und die Natur, indem sie Kelch und Blumenkrone recht eigentlich zum Brautschmuck der Pflanze bestimmte, war hier der größere Poet. Einen Flecken hat das Gedicht überdies an der Stelle:

„Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter schikt —"

Man mag dieſe Verſe nehmen, wie man will, ſie ſind unleidlich geſchraubt. Was ſollen „zerknickte“ Blumen in einem Kranze? Iſt „zerknickt“ ein Reimflickwort zu „ſchickt“ und „umzingelt“ ein Reimflickwort zu „geringelt“? Es ſcheint kaum anders. Hat der Ausdruck „vom Dom umzingelt“ den Sinn: in der Kirche, ſo iſt das Zeitwort geradezu ſtümperhaft gewählt und die Situation, welche man ſich vorſtellen müßte, in jedem Betracht ungeſchickt, wunderlich [1]). Boas vermutet [2]), Schiller habe ſich ſein Mädchen „in der Abgeſchiedenheit eines Kloſters“ gedacht. Aber die „ſeeligen Augenblike“, aber das Küſſen und das Tanzen! Das ſchickte ſich doch ſchlecht fürs Kloſter. Indeſſen leitet Boas auch die „ſeraphiſche Schwärmerei“ im „Geheimniß der Reminiſzenz“ von Lauras „nonnenhaftem Weſen“ ab, und zur „Melancholie an Laura“ bemerkt er, den Inhalt des Gedichtes völlig verkennend: „Hiermit enden Schiller's Lauraoden, denn wo die Liebe ein bloßes Traumbild iſt, da muß ſie ſich nothwendig in düſtere Melancholie auflöſen.“ Mit ſolcher Blindheit wurden diejenigen geſchlagen, welche Laura für eine Erfindung des Dichters ausgaben. Schiller hat „Meine Blumen“ nachmals durchgreifend verändert; an Stelle Lauras trat eine nichtsſagende „Nanny“, und die fraglichen Verſe erhielten den Wortlaut:

„Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn Euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,“.

---

[1]) In Hoffmeiſters Nachleſe I, 184 findet ſich „Dorn“ für „Dom“, während Hoffmeiſters Biographie, indem ſie von einer „eingeſchloſſenen“ Laura ſpricht, augenſcheinlich an „Dom“ denkt. Joachim Meyer und Guſtav Hauff (Schillerſtudien, S. 7—8) haben der Variante „Dorn“ Beifall geſpendet, und ſie iſt ja eine halbe Verbeſſerung; aber berechtigt wäre ſie nur, wenn erweislichermaßen nicht Hoffmeiſters „Dorn“, ſondern Schillers „Dom“ ein Druckfehler wäre. Und in dieſem Fall würde ich nicht mit G. Hauff annehmen, daß die Blumen von den Dornen umzingelt ſind, daß man etwa an Roſen zu denken habe; ich bezöge, ſchon um der Wortfolge willen, „vom Dorn umzingelt“ auf Laura und würde die „Veilchen“, welche das Gedicht nennt, um ſo lieber gelten laſſen, da gerade ſie zur „Flur“, zum „Hayn“ paſſen und bekanntlich gern unter (dornigen) Hecken wachſen.

[2]) Schiller's Jugendjahre, 2, 138.

In dieſer „Umſtürzung“ ſieht Boas ein Zeugniß, daß der Dichter ſich durch keine Erinnerung an Erlebtes gebunden fühlte. Aber auch hier iſt er auf falſcher Fährte. Als Schiller ſeine geſammelten Gedichte bei Cruſius herausgab, hielt er die dem Laurakreiſe zugehörigen anfänglich zurück; Denkweiſe und Empfindungen, denen ſie entſtammten, waren ihm fremd geworden. Er ſchreibt an Körner am 4. September 1800: „Hier erhältſt Du meine Gedichte. Du wirſt manche vergeblich darin ſuchen, theils weil ſie ganz wegbleiben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuhelfen.“ Dieſe Aeußerung gilt nicht ausſchließlich für die Lauragedichte, aber ſie trifft ſie mit. Nur das Lied „Meine Blumen“, welches einfacheren Gehaltes und weniger überſchwänglich war, fügte leicht ſich dem ſpäteren Geſchmacke Schillers; ſo wurde es vom Laurazyklus abgelöſt und erſchien, getrennt von ſeinen Geſchwiſtern, im erſten Teil der Gedichte, im Jahre 1800, während die „Fantaſie“, „Laura am Klavier“, „Die Entzückung“ und „Das Geheimniß der Reminiſzenz“ erſt im zweiten, 1803 veröffentlichten Teil abgedruckt wurden. Das Gedicht „An die Parzen“, der „Vorwurf“ und die „Melancholie an Laura“ blieben beide male ausgeſchloſſen. Eine Folge jener Abtrennung war es, daß aus dem Lied „Meine Blumen“ auch der Name Laura verſchwand, daß Schiller mit dem ganzen Text willkürlicher ſchaltete. In der neuen Faſſung hat das Gedicht den Titel „Die Blumen“. Der Grundgedanke iſt geblieben; aber nunmehr iſt es der Jüngling, deſſen Hand die Blumen pflückt und beſeelt. Damit ging die zarte Huldigung für die Geliebte verloren. Auch der ſymmetriſche Strophenabſchluß hat Einbuße erlitten. Der Ausdruck iſt geglätteter, gemäßigter, aber auch konventioneller geworden; ein Verhältniß, welches ſich mehr oder weniger bei der Ueberarbeitung ſämmtlicher Lauragedichte wiederholte.

„Das Geheimniß der Reminiſzenz. An Laura.“ iſt ein hochcharakteriſtiſches Erzeugniß. An Ueberſchwänglichkeit, an phantaſtiſcher Vermeſſenheit kommt kein anderes der Lauragedichte ihm gleich; keines auch an Ideengehalt. Von Schillers ſpekulativem Denken ganz durchtränkt, atmen dieſe Zeilen doch

den Hauch der Leidenſchaft; freilich nicht durchweg, da das Gedicht, zu maßloſer Breite gedehnt, in ſich ſelbſt ermüdet und die gehetzte Phantaſie nachgerade zu froſtigen Bildern, zu den ſchwülſtigſten Redewendungen greift. In der Bearbeitung vom Jahre 1803 hat Schiller „Das Geheimniß der Reminiſzenz“ auf etwa die Hälfte des Umfangs gekürzt, und allerdings gibt ſich mit den Strophen 13—15 der urſprünglichen Faſſung eine Art von Abſchluß äußerlich kund; denn ſie wiederholen die Eingangsſtrophen, und zwar ſo, daß dem Fortſchritt des Gedankens gemäß die fragende Satzform nunmehr in die bejahende verwandelt iſt. Indeſſen enthält der urſprüngliche Text auch im Folgenden manchen bedeutſamen Zug, und zumal die Strophen 20—26 ſind nicht zu miſſen. Laura und der Dichter werden im „Geheimniß der Reminiſzenz“ als die Bruchſtücke eines Gottes gedacht, welcher einſt in der Fülle von Macht und Seligkeit im All ſchwebte; in der Sehnſucht der Liebenden kommt die „leiſe Ahndung jener goldnen Zeiten“, der Schmerz um die verlorene Herrlichkeit, das Verlangen nach Wiedervereinigung, nach Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes zum Ausdruck. So wird das Geheimniß offenbar, welches die glutvollen Verſe der erſten Strophe verkündigt hatten:

„Ewig ſtarr an Deinem Mund zu hangen,
Wer enträzelt dieſes Wutverlangen?
Wer die Wolluſt, Deinen Hauch zu trinken,
In Dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken?“

—; die „Luſtſekunden“ der Liebe ſind „ein Diebſtal jener Götterſtunden“, ſind „ineinanderzukender Naturen, ach! nur matte Spuren“. Dieſe ſeltſamen Vorſtellungen erinnern an den in Platons Gaſtmahl dem Ariſtophanes in den Mund gelegten Mythus, welcher erzählt, vor Alters ſeien die Menſchen teils Zwillingsbildungen von Einem Geſchlecht, teils aus männlicher und weiblicher Geſtalt zuſammengeſetzt geweſen, bis Zeus, über die Kraft und Kühnheit dieſer Geſchöpfe erſchrocken, ſie ſämmtlich in Hälften geſpalten habe; nun erfülle dieſelben das Verlangen nach Wiedervereinigung und wirke in ihnen als Eros in

mancherlei Formen. Bei Schiller erſcheinen die getrennten Hälften des platoniſchen Mythus als „Trümmer“ wieder, und dem in Ariſtophanes' Rede dem Zeus untergelegten Motiv der Eiferſucht und Mißgunſt begegnet man in den Verſen:

„Könnten Grolls die Gottheit Sünder ſchelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd ich Neides ſchelten.“

Im Uebrigen hat freilich das dichteriſche Gemälde mit der Schilderung des griechiſchen Philoſophen nichts gemein; der platoniſche Mythus, zwar eine abſichtsvolle Satire, iſt in ſeinen Einzelheiten ein griechiſch-unſauberes, widerliches Phantaſieſtück. Aber die Spuren platoniſcher Einflüſſe zeigt „Das Geheimniß der Reminiſzenz“ noch in anderer Hinſicht. Die im Phädrus vorgetragene Lehre vom Hellſehen des Wahnſinns klingt an in den Verſen:

„Sieh! der Wahnſinn iſt des Räzels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter“,

und der Gedanke Platons, daß die Seele des Menſchen ſich eines vorzeitlichen höheren Zuſtandes erinnere, kann als eine Vorausſetzung des ganzen Gedichtes gelten. Schiller hat für dieſes Sicherinnern der Seele das eigentümliche und ſchöne Bild:

„Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben“.

Die Rolle, welche der Dichter ſich ſelbſt und ſeiner Geliebten zuweiſt, erſcheint auf den erſten Blick ſo befremdlich als anſpruchsvoll; aber was ſeine flammende, in ihren Geſichten ſchwelgende Phantaſie ausſpricht, iſt weder ohne Zuſammenhang mit den bedeutſamſten Sätzen ſeiner jugendlichen Spekulation noch fehlt ihm der Widerhall aus den Tiefen des menſchlichen Herzens. Denn wie die „Theoſophie des Julius“ den Gedanken entwickelt, daß die gegenſeitige Anziehung aller Weſen die urſprüngliche Einheit, Gott, hervorbringen müſſe, ſo ruht andrerſeits in Wahrheit die Liebeswahl auf einem myſtiſchen Naturgrund, auf einer für den Verſtand unerreichbaren Gleichſtimmung und

inneren Muſik zweier Weſen, und die Seele, indem ſie über dem Rätſel der Sympathie träumt, fühlt ſich der Annahme einer urſprünglichen Verwandtſchaft und Weſenseinheit zweier Naturen geneigt. Und was „Das Geheimniß der Reminiſzenz“ als höchſtes Entzücken nennt, das Zuſammenfließen der Getrennten zu einem einzigen Weſen, das iſt doch nichts anderes als die beſeligende Aufhebung des Ichgefühls in der grenzenloſen Hingabe der Liebe, und im Zuſtand dieſes höchſten Entzückens verſchlingt ſich ja wirklich das Gefühl von Leben und Tod, weil die Grenze der menſchlichen Empfindungsfähigkeit erreicht iſt.

Kaum leichteren Gewichtes als „Das Geheimniß der Reminiſzenz“ iſt die „Melancholie an Laura“; auch an Umfang ſtehen beide Gedichte ſich ziemlich nahe. Aber nicht ein ſpekulativ-phantaſtiſches Gemälde wird in der „Melancholie“ entrollt, ſondern die Tragik des Erdenlebens, der durch eherne Geſetze beſiegelte Niedergang alles Lebendigen bildet den Gegenſtand des Gedichtes. Der erſte Eindruck macht ſtutzig: ein Tolpatſch von Liebhaber predigt ſeinem Mädchen von der unausbleiblichen Zerſtörung ihrer Reize, von Welken und Alter, Tod und Verweſung. War es der „Frau Viſcherin“ bei dem „Geheimniß der Reminiſzenz“ ob ihrer Gottähnlichkeit bange geworden, hier, mittelſt dieſer „Melancholie“ wird ſie gründlich entnüchtert. Man möchte glauben, der Gedankengang des Mediziners habe dem Dichter einen Streich geſpielt oder der Genuß habe dem Jüngling, der „belohnet wimmert“, die Illuſion zerſtört. Aber ſo viel zu ſchließen, wäre bei dem unrealiſtiſchen Charakter der Lauragedichte gewagt, und aus Einwirkungen beſonderer Art das Gedicht abzuleiten, iſt nicht eben nötig. Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Dinge gab Schiller, wie der „Spaziergang unter den Linden“ zeigt, in jenen Jahren wiederholt Raum; erſchienen ihm einmal unter dieſem Geſichtswinkel die Sterne ſeiner eigenen Jugend, ſo erſchreckten den Phantaſiemenſchen grelle Bilder. Daß das Welken Lauras mit ſo vordringlichen Farben gemalt wird, beweiſt freilich das Ueberwiegen der Idee über das Empfinden des Liebenden. Aus dem Leben keimt der Tod, dieſes Wort ruft der geſammte Naturlauf, ruft die Schöpfung in allen ihren

Gebilden dem Dichter der „Melancholie“ entgegen. Und ſchmerzlicher iſt nichts, als daß der Geiſt ſelbſt, indem er für die höchſten Ziele ſeine Kraft einſetzt, ſein Gefäß, den Leib, zerſtört, daß das Feuer des Genies das Mark des Lebens verzehrt:

„Unglükſelig! Unglükſelig! die es wagen
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen.“

In dieſem Gedanken gipfelt das Gedicht, und zugleich nimmt hier die allgemeine Klage eine perſönlich-bedeutſamere Wendung: denn als riſſen die Schleier der Zukunft für einen Augenblick, erſchüttert den Höchſtbegabten das Vorgefühl frühen Todes.

Gewiſſe Ideenverbindungen, einzelne Bilder wiederholen ſich in den Lauragedichten in auffallender Weiſe; Lieblingsvorſtellungen des jugendlichen Schiller, welche zu einem eigenartigen und feſten Beſtandteil ſeiner lyriſchen Phantaſie geworden ſind. Den „Zirkel“ und „Ringgang“ der um die Sonne kreiſenden Planeten wie das Gefüge der kosmiſchen Ordnung überhaupt vergleicht er gerne einem Uhrwerk: vom „Uhrwerk der Naturen“, von „der Schöpfung ewgem Federtrieb“ ſpricht die „Fantaſie an Laura“, von ablaufenden Rädern der „Planetenuhren“ die „Melancholie“, von „Rädern in der Schöpfung Labyrinthen“ das „Geheimniß der Reminiſzenz“. Noch in der Zeit ſeines Aufenthaltes in Sachſen kommt Schiller auf dieſe Bildvorſtellung zurück: im Hymnus „An die Freude“ iſt von der „großen Weltenuhr“ die Rede. In „Laura am Klavier“ dient zur Bezeichnung von Kreislauf und raſtloſer Bewegung der Körperwelt der Ausdruck „ewger Wirbelgang“. Albrecht von Haller hatte im Gedicht über die „Falſchheit menſchlicher Tugenden“ von „der Welten Wirbel“, welchen ein „nimmer ſtiller Trieb“ drehe, geſprochen; „der Sterne Wirbel“ im Hymnus „An die Freude“ ſagt daſſelbe. Der ſchweizeriſche Dichter und Naturforſcher hat dem Lyriker Schiller Inhalt und Umriß mancher bildlichen Vorſtellung gegeben, freilich ſo, daß der Jüngere die überkommene noch ſprödere Maſſe erſt flüſſig machte. Haller war es auch, der in ſeinen „Gedanken über Vernunfft, Aberglauben, und Unglauben“ in rühmenden Verſen Newtons gedacht hatte; viel-

leicht erhielt die Verherrlichung Newtons und seines Gravitationsgesetzes, welche sich durch Schillers Jugendlyrik hindurchzieht, von dorther den ersten Anstoß [1]). Seltsam. gewagt ist die Verwendung des Wortes „Wirbel" im Sinne der treibenden Kraft selbst, der Anziehungskraft. Diese Bedeutung gibt ihm Schiller im ersten Verse der „Fantasie": „meine Laura, nenne mir den Wirbel". In Verbindung mit der Anrede, an den Schluß der Zeile gestellt, durch den folgenden Nebensatz erst verständlich, wirkt das Wort hier leise komisch.

An Schillers philosophisch-physiologische Gedankengänge erinnert in der „Fantasie an Laura" der Ausdruck: „die Glieder [trinken] Geister vom Gehirn". Es sind die Lebensgeister der Physiologenschule gemeint; das kann nach den Ausführungen, welche ich zu Schillers Dissertation „Philosophie der Physiologie" gegeben habe, nicht zweifelhaft sein, und es wird bestätigt durch den Umstand, daß Schiller in der Ueberarbeitung der „Fantasie" „Leben" für „Geister" setzte. Der nämliche Begriff schwebt dem Dichter vor, wenn er im „Geheimniß der Reminiszenz" von den „Geistern" spricht, welche über die „Brüke des Lebens" hinstürmen; fälschlich nahm Düntzer „Geister" an dieser Stelle für gleichbedeutend mit den „verschiedenen Gemüths- und Seelenregungen", fälschlich nahm Viehoff die „Geister", welche „dem Meister entlaufen", als „die empfindenden und begehrenden Seelenkräfte" [2]). Der „Meister" ist die Seele als Ich, das Ichbewußtsein, welches im Taumel übermächtigen Entzückens sich aufzulösen droht; das „Kettenband der Glieder" aber erinnert an Bonnets Theorie von den Nervenfibern und den sie verbindenden „chaînons" [3]). Auch in den Versen der „Melancholie":

„Ach! schon schwören sich mißbraucht zu frechen Flammen
Meine Geister wider mich zusammen"

[1]) Bemerkt von Boxberger im Erfurter Programm „Schiller und Haller". Vgl. auch Ad. Frey, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur.

[2]) Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, 38. Lieferung, 2. Aufl., Leipzig 1874; Viehoff, Schiller's Gedichte, erläutert u. s. w., 5. Auflage, Stuttg. 1876.

[3]) Vgl. S. 269 des Buches.

ſpielt jene phyſiologiſche Vorſtellung mit, wie denn die zunächſt vorausgehenden Verſe von den „Wächtern", welche das Leben ſchützen ſollten, alſo gerade den Lebensgeiſtern, ſprechen. Viehoff irrt abermals, indem er hier „Geiſter" im Sinne von „Genie" nimmt. Selbſtverſtändlich wechſelt die Bedeutung des Wortes innerhalb der Lauragedichte: die „Geiſter", welche in der Hymne „Triumf der Liebe" ihren Meiſter ſuchen, ſind Seelen, deren Verlangen nach dem Schöpfer, dem „Vater der Natur" geht; und wenn in der „Fantaſie an Laura" von „der Geiſter Orden" die Rede iſt, ſo ſind die Abſtufungen und Ordnungen geiſtiger Weſen gemeint. Den Ausdruck „der Geiſter Orden" entlehnte Schiller von Haller; „verſchieden war der Fall verſchiedner Geiſter-Orden", heißt es in Hallers Gedicht „Ueber den Urſprung des Uebels". Von Haller ſtammt auch die Bezeichnung des Himmels als einer „Sternenbühne", welche im „Triumf der Liebe" und noch in den „Künſtlern" ſich findet; „durchs rothe Morgen-Thor der heitern Sternen-Bühne Naht das verklärte Licht der Welt", hatte Haller in ſeinen „Morgen-Gedanken" geſchrieben. Das Hereinbrechen des Lichtes durch eine „Rize", der durch eine Ritze ſich plötzlich eröffnende Ausblick auf eine überirdiſch-herrliche Welt iſt eine dem Lyriker Schiller geläufige Vorſtellung; bald erſcheint — im „Triumf der Liebe" — Elyſium „durch des Grabes Rize", bald winken — in „Laura am Klavier" — „neuer Geiſter Sonnenſize durch zerrißner Himmel Rize", bald flimmen — im „Geheimniß der Reminiſzenz" — „flüchtig, gleich dem Blize, Traurigmahnend an die Götterſize, Stralen durch die Rize". Dieſem Bilderkreiſe verwandt iſt die Vorſtellung von „Riegeln", welche das Jenſeits verſchließen oder aufſpringend eine geheimnißvolle Welt enthüllen: ſie begegnen uns als „Grabesriegel", „Todesriegel", „Chaosriegel" in der „Leichenfantaſie", in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings", im „Geheimniß der Reminiſzenz".

Wo immer Schiller vom Vorgang und den Phänomenen der Weltſchöpfung ſpricht, hat ſein Ausdruck etwas von michelangeleſker Größe und Gewalt. Man mag an ſprachlichen Einzelheiten dieſer Schilderungen oder an der Vergleichung als

ſolcher Anſtoß nehmen, die mächtige Linienführung muß man einräumen. Es iſt Größe der Anſchauung, welche in den Verſen ſich kundgibt:

„Wie des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsſturm die Sonnen
Funkend fuhren aus der Finſternuß".

Die Richtung auf das Erhabene beherrſcht Schillers Phantaſie; aus dem Erhabenen der Natur ſchöpft er wieder und wieder ſeine Bilder. Auch wo nicht kosmiſche Vorſtellungen mit im Spiele ſind, iſt es die Sonne, welcher ſein dichteriſches Auge mit Vorliebe ſich zuwendet, und mit Verſchwendung der Farben malt er den „Stralenregen" des königlichen Tagesgeſtirns. Aus der Tierwelt iſt ihm der Adler vertraut: Auf „Adlerpfaden" fliegt er zur Gottheit auf, und den „Adlergang des Jünglings" hat die Sonne geſehen; der „Adlergedanke" ſenkt — in „Gröſe der Welt" — ſein Gefieder. Auch die Erſcheinung des Gewitterſturmes, die Majeſtät des Donners hält Schillers Einbildungskraft gefangen. Eine ſtralende Lichtwelt und eine dröhnende Klangwelt durchwogt ſeinen Geiſt.

Aber freilich, dieſe Bilderſprache entartet auch in Metaphernwuſt, in äußerlichen Schmuck und rhetoriſchen Wortſchall. Es heißt mit Ueberladung der Farben malen, wenn die „Melancholie" beginnt: „Laura — Sonnenaufgangsglut Brennt in deinen goldnen Bliken"; oder wenn in der „Fantaſie an Laura" die Thränen „goldne Kinder" des in Sonnenpracht ſtralenden Auges genannt werden. Argen Mißbrauch treibt Schiller mit dem „Donner". Im „Vorwurf" iſt von „Donnergloken" des Ruhmes die Rede, um ſo unpaſſender, da der Dichter ihnen „lauſcht", während doch das Lauſchen einen leiſeren Klang will; ebendaſelbſt werden die Sieger „wach von Donnerlanzen", während die Klangbezeichnung für die fliegende Lanze das Sauſen iſt; und nicht glücklicher ſpricht die Hymne an die Liebe von „Chronions Donnerhorn". Die pomphafte Anwendung des Wortes „Donner" zieht ſich durch die ganze Anthologie: in der Kantate „Eliſium" „wallt" eine Fahne „Donnerſtürme", und unter dem „Donnergang" eines Kriegers beben die Berge.

Maß und Geschmack darf man in den Lauragedichten nicht suchen. Die Phantasie, ihre Eingebungen ins Endlose und Ungeheure steigernd, türmt Schwulst und Bombast auf; das Ueberschwängliche schlägt über in Unnatur, das Riesenhafte ins Stelzenmäßige. Der Leser wird zwischen entgegengesetzten Eindrücken hin- und hergeworfen: hier blendet und fesselt ihn der Glanz, die Energie, die Kühnheit der Sprache, dort stößt ihn das Schiefe, Gesuchte und Wunderliche des Ausdrucks zurück.

Der Neigung des Dichters, den Gedanken auf die äußerste Spitze zu treiben, begegnet man allerwege. Im „Triumf der Liebe" „krümmen sich" die olympischen Götter vor der Hoheit der Here; sich beugen, wäre so schicklich als naheliegend gewesen. Im „Geheimniß der Reminiszenz" wird der Geliebten versichert, sie sei, in Wesenseinheit mit dem Dichter, einst ein „Weltzernichter" gewesen. Ein zerstörender Gott scheint die Schrankenlosigkeit seiner Macht unmittelbarer hervorzukehren als ein im All selig schwebender; aber indem der Name eines Weibes dem Begriff „Weltzernichter" sich gesellt, springt das Uebertriebene des Gedankens nur um so deutlicher in die Augen. In der „Melancholie" soll die Kürze der Zeitspanne, innerhalb deren alle Erdenpracht in Nichts sich wandelt, geschildert werden; Laura, heißt es hier, möge „dreimal blinzen", und die Sonne werde erlöschen im „Meere der Todesnacht"! Eine Reihe von Wendungen trägt schlechtweg den Charakter des Gekünstelten, Geschraubten, Gespreizten. Dahin gehören die Verse der „Melancholie": „Deiner Thränen Perlenflut Nennt noch Mutter das Entzücken"; der Gedanke: deine Thränen fließen noch aus Entzücken, nicht aus Schmerz, ließ sich kaum gesuchter geben. Ein ganzes Nest solcher Unholde steckt in dem nach homerischer Art in die Länge gesponnenen und als selbständige poetische Einlage behandelten Vergleich, welcher im „Geheimniß der Reminiszenz" eben da sich einschiebt, wo des Gedichtes erster Teil zum Abschluß gekommen ist. Daß die Begegnung zweier Schiffe und der Jubel ihrer befreundeten Mannschaften als Bild für das freudige Sicherkennen der Liebenden dient, ist an sich frostig; und wie ungefüges Flickwerk bringen die einzelnen Verse! „Freunds-

galeere" klingt hart, und „Galeere" iſt doch nur des Reimes auf „Meere" halber gewählt; „Heere" paßt nicht für Schiffsvolk, und „Pulverweke" iſt eine unglückliche Bildung, um ſo leidiger, da man um ihretwillen „aufs Verdeke" mit in den Kauf nehmen muß. Die Härte des Ausdrucks fällt auch an andern Stellen des Gedichtes auf; Schiller wagt: „ſie umrollten ſich" für: ſie umfingen ſich, „Weſen die ſich ſchlangen" für: Weſen, die ſich umſchlangen; desgleichen müſſen wir uns gefallen laſſen, daß das Blut ſich zu den Wangen drängt, um Laura zu „empfangen", daß die Frucht dem Gaumen „verneint" d. h. verſagt wird. Ein freier Gebrauch des Komparativs, wie Klopſtock ihn liebte, findet ſich öfters; ſo in den Verſen: „[Ich] klimme kühner bis zur Nektarquelle"; „Die ſelgen Augenblike weinen leiſer in mein Ohr zurüke". Wenn aber die Liebenden freudig „an einander" fliehen, als wären ſie „verwandter", ſo hat dieſen lediglich matten Komparativus wohl die Reimnot verſchuldet. Daß im Hymnus an die Liebe der Gott der Unterwelt „der ſchwarze König" genannt wird und der Hund Kerberos „wilder Beller", iſt geſchmacklos.

Ueberaus häufig iſt die ungehörige Vermiſchung zweier Vorſtellungen innerhalb eines einzelnen Bildes, die Katachreſe der Stiliſtik. Im „Vorwurf" „trippelt" Laura „ſtolze Pyramiden" von Plänen nieder; ſie thut es „mit leichten Zefyrtritten" und auch noch „ſchäkernd". Das Bild macht lachen: die Vorſtellung von Pyramiden ſchließt die des Trippelns, die von Zephyrtritten aus. In der „Fantaſie an Laura" ziehen die Planeten, „gleich Kindern um die Mutter hüpfend", bunte Zirkel um die Fürſtin Sonne. Das Verhältniß von Sonne und Planeten läßt ſich mit dem von Mutter und Kindern vergleichen; aber das „Hüpfen" als eine unruhige Bewegung paßt nicht zum Planetenlauf und nicht zur Abſicht des Dichters, der eben hier die Ewigkeit und Stetigkeit der kosmiſchen Ordnung ſchildern wollte. Für das Wort „hüpfen" hat Schiller überhaupt eine unzeitige Liebhaberei. „Hüpft der Heldin noch dies Herz entgegen", wie es im „Vorwurf" heißt, mag gelten; wunderlicher iſt, daß ebendort die Pulſe aus ihrer „Gruft hüpfen", d. h. aus ihrer Ermattung

ſich aufraffen, und vollends ſpaßhaft wirkt es, wenn im Gedicht „Rouſſeau“ dieſer Dulder die Aufforderung erhält, in den Todesnachen freudig zu „hüpfen“. Gleich ungeſchickt „tanzen“ im „Vorwurf“ die Sieger in die „Eiſenfluren des Ruhmes“. „Eiſenfluren“ bedeutet Schlachtfeld; Schiller entlehnte dieſen Ausdruck von Klopſtock, der in mehreren Oden vom „eiſernen Feld“ geſprochen hatte; „eiſerne Fluren“ wiederholt er in der „Melancholie“. Das Verfehlte des Bewegungsbildes liegt hier im „Tanzen“. Ein Beiſpiel von Ballung einander widerſprechender Vorſtellungen geben auch die Verſe:

„Schweifend durch der Wolluſt weite Lande
Warfen wir der Sättgung Ankerbande
Ewig nie am Strande“;

das Ankerwerfen ſetzt eine Meerfahrt voraus.

Man wird bei dieſen Dingen nicht vergeſſen, daß derjenige, welcher die lyriſche Sprache der Deutſchen aus dem Dornröschenſchlafe erweckt, welcher ihr ſo vollendete Anmut und Holdſeligkeit wie leidenſchaftliche Gewalt eingehaucht hat, damals ſein Tagewerk erſt begonnen hatte; nicht Goethe, der befreiende Held, ſondern Klopſtock ſchien noch das höchſte Muſter poetiſch-ſprachlicher Technik zu ſein. Auch Klopſtocks Oden entfernen ſich vielfach von Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, und nicht mit Unrecht warf ihnen Leſſing gelegentlich „undeutſche Wortfügung“ vor. Wer nur die ſchönſten derſelben in Erinnerung trägt, die Oden „Der Zürcherſee“, „Die frühen Gräber“, wem die klanglich weichen und ſtimmungsvollen Geſänge „An Gieſeke“, „Der Abſchied“, „An Ebert“, „An Fanny“ oder einzelne glücklich gefaßte Strophen der Oden „Die Friedensburg“ und „Mein Vaterland“ im Ohre liegen, der wendet von einer Bemängelung der lyriſchen Sprache Klopſtocks unwillig ſich ab. Aber der hamburgiſche Sänger hat die Leier gar oftmals geſchlagen, und wenn er Töne griff, wie: „nah dem Fluſſe des Hufs“ d. h. nahe der die Felſen der Roßtrappe durchbrechenden Bode, oder: „mich weilet der Achäer Hügel“, oder: „S'Ungeheuer“, wenn er „ein Roß den Fürſten zu der Schaar, die Schlachten ſpielt, tanzen“ läßt, ſo waren dieſe und hundert ähnliche Wendungen von der

nämlichen Gezwungenheit und Härte wie die gerügten Stellen bei Schiller. Jenen verſtrickte in Steifheit des Ausdrucks ſein eigenſinniges Pathos und das antike Versmaß; der Lyriker Schiller rang noch jugendlich-ungelenk mit der Sprache, welche den Sturzwellen ſeiner dithyrambiſch erregten Phantaſie nicht immer zu folgen vermochte.

Auch von mißbräuchlicher Verwendung mythiſcher Vorſtellungen ſind die Lauragedichte nicht frei. Die letzten Strophen der „Fantaſie“ erzählen eine Geſchichte, bei welcher dem alten Kronos nicht geringe Gewalt widerfährt. Indem ſie der Zeit ein Sympathieverhältniß zur Ewigkeit unterſchieben, berichten ſie von einem „ſeine Braut“, die Ewigkeit, haſchenden Zeitgott Kronos-Saturn; die Hochzeit der beiden entflammt einen Weltenbrand. Der Gedanke einer Vermählung von Zeit und Ewigkeit iſt an ſich ſtatthaft, inſofern, wie Viehoff treffend umſchreibt, „am Ende der Welt die Zeit ſich in die Ewigkeit verlieren wird“; aber willkürlich genug, in unorganiſcher Zeichnung, hat der Dichter an die mythiſche Geſtalt des Gottes Vorſtellungen geknüpft, welche teils ſubjektiver Erfindung und begrifflichem Denken teils fremdartigen religiöſen Lehren und Philoſophemen den Urſprung verdanken. Eine ähnliche Vermengung findet ſtatt, wenn er im „Geheimniß der Reminiſzenz“ gegen den Schluß des Gedichtes hin auf den Garten Eden und den Baum des Paradieſes Bezug nimmt; aus der Phantaſtik des platoniſch-ſchillerſchen Mythus wird der Leſer plötzlich in die bibliſche Dichtung verſetzt, ſo daß er einen Stoß erhält, als wäre er vom Mond auf die Erde gefallen.

Verwegene Metaphern, mit Gedanken förmlich überfrachtete Verſe, ein über Herkommen und Regel zuweilen hinwegſpringender Wortgebrauch wie Satzbau: dies Alles wirkte zuſammen, um nicht wenigen Stellen der Lauragedichte Dunkelheit oder doch unſicher ſchillernden Sinn zu geben. Den zunftmäßigen Auslegern war hier ein fruchtbares Arbeitsfeld eröffnet; leider griffen ſie oftmals mit ſtumpfen Werkzeugen an. Daß die Lauragedichte nur in beſchränktem Maße populär werden konnten, liegt bei der Art ihres Inhalts wie der Beſchaffenheit ihrer

Form auf der Hand; aber wäre es möglich, sie dem Publikum völlig zu entleiden, der Schwall schiefer Auffassungen, welcher sich an sie hing, brächte es fertig [1]).

Die meisten Schwierigkeiten bietet das „Geheimniß der Reminiszenz". Zu den Worten: „Eins mit deinem Lieben", d. h. Ein Wesen mit deinem Geliebten, ist aus dem Anfang der Strophe „du warst" zu ergänzen. Das Dunkel häuft sich in den Versen der vierundzwanzigsten Strophe:

„[Wenn] verkauft vom Meineid der Vasallen
Unsre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannensteuer pralen,
Tod und Leben zu wollüstgen Qualen
Gaukeln in den Schaalen."

Die meineidigen Vasallen sind die Lebensgeister; dieselben, welche in Strophe 2 des Gedichtes „verrätherisch" fliehen, welche „wie Sklaven" feigen Mutes die Waffen wegwerfen. Die physiologische Theorie räumte den Lebensgeistern eine Art Mittelstellung zwischen Körper und Seele ein; so konnten sie als

---

[1]) Ein Kommentar zu Schillers sämmtlichen Gedichten, welcher auf der Höhe der Aufgabe stünde, fehlt der deutschen Litteratur. Düntzers Tastsinn für das Dichterwort ist der allerdürftigste. Ein paar Proben werden genügen. Bei den Versen des Gedichtes „Meine Blumen": „Schön das Kleid mit Licht gestiket, Schön hat Flora euch geschmüket Mit des Busens Perlenthau" macht Düntzer die Anmerkung, es müsse der Busen der Flora gemeint sein. In der ersten Auflage seiner „Erläuterungen" denkt er bei den Versen der „Glocke": „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier Reißt der schöne Wahn entzwei" an die „Gürtelkette der Hausfrau", an den Gürtel mit Schlüsselbund, versteht sich; in der zweiten Auflage verbessert er sich, nachdem ihn Gustav Hauff in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Jahrg. 1867, 4) belehrt hatte. Dazu vergleiche man Düntzers Auffassung der Schlußzeilen der „Melancholie", von welcher S. 467 des vorliegenden Buches die Rede ist. Und dieser nämliche Autor schulmeistert den Dichter auf Schritt und Tritt. Tüchtiger, wenn auch von schiefen Bemerkungen nicht frei, ist Viehoffs Kommentar. Gustav Hauff eröffnet in der gedankenreichen Schrift „Schillerstudien", Stuttg. 1880, den Auslegern gegenüber ein „kritisches Kreuzfeuer" und verbindet damit die Erörterung von Begriffen und Fragen, welche für das Verständniß Schillers allgemein bedeutsam sind. Die Lauragedichte lagen ihm weniger am Wege.

Vaſallen der Seele, welche von ihnen getrennt beſteht, gedacht werden, und ihre Aufgabe war, das Leben des Einzelweſens, des individuellen Körpers zu erhalten, zu verteidigen. Das perſönliche Leben erſcheint wie eine Burg, eine Feſtung; eine Brücke führt von ihr zur Außenwelt. Indem die Geiſter entfliehen, „ſtürmen" ſie über des „Lebens Brüke"; darin beſteht ihr Verrat, ihr Meineid [1]). Die Folge iſt, daß die Seelen der Liebenden — denn Laura befindet ſich in gleichem Zuſtand wie der Dichter — „ihrer Welt entfallen", mit andern Worten: daß ſie aus ihrer Iſolirung, ihrer körperlichen Getrenntheit, frei werden [2]). Rätſelhaft lautet die folgende Zeile. Viehoff deutet „des Staubs Tyrannenſteuer" als die Steuer, welche die tyranniſchen Seelen vom Staube fordern; ähnlich ſpricht Düntzer von einer tyranniſchen Ueberwältigung des Leibes durch die Seele. Aber die ſyntaktiſche Verbindung der Worte verlangt, an eine Steuer, welche der tyranniſche Staub den Seelen auferlegt, zu denken, und die ſtrenge Beachtung des Zuſammenhangs führt auf das Gleiche. „Des Staubs Tyrannenſteuer" iſt nichts anderes als die körperliche Getrenntheit der Seelen; nichts anderes, als was Schiller in der nächſtfolgenden Strophe mit „der Endlichkeit deſpotſchen Schranken" bezeichnet. Undeutlich, gezwungen wird der Ausdruck nur durch die Verbindung mit dem Zeitwort „pralen". Schiller will ſagen: die Seelen rühmen ſich, des Zuſtandes, welchen der Staub, das Erdenleben, ihnen bisher gewaltſam auferlegte, überhoben zu ſein, ſie zeigen gewiſſermaßen die Steuer, welche ſie dem Staube zahlten, triumphirend-prahleriſch auf, als wäre dieſelbe nunmehr in ihrem Beſitz, in ihrer

[1]) Vgl. S. 456 des Buches.

[2]) Daß unter „ihre Welt" „dasjenige Sein der Seelen verſtanden werden müſſe, in welchem ſie von einander getrennt ſind", bemerkte bereits Winckelmann im Programm des Halleſchen Gymnaſiums vom Jahr 1843; im Uebrigen gebe ich die Erklärung der Strophe ſelbſtändig. Viehoff, Schiller's Gedichte, Stuttg. 1856, verweiſt auf Winckelmann, ohne ſich von ihm überzeugen zu laſſen; er ſelbſt nimmt irrtümlicher Weiſe „entfallen" als Partizipialform und „ihre Welt" als diejenige Welt, „für welche die Seelen urſprünglich geſchaffen waren, die höhere, beſſere Welt". Die Auflage von 1876 läßt die fragliche Strophe ohne Beſprechung.

Gewalt. Aber die Loslösung der Seelen vollzieht sich unter den heftigsten Erschütterungen der beteiligten Wesen und nicht ohne Widerstreben der Körper: Tod und Leben ringen unter wollüstig-qualvollen Empfindungen der Liebenden um das Uebergewicht, „die Leiber zanken sich" mit den Seelen, und nur „sterbend", d. h. durch den Tod hindurchgehend, „überschwanken" diese die Schranken der Endlichkeit. Schiller läßt „die Geister" mit den Leibern sich zanken; da der folgende Satzteil das gleiche Subjekt hat, so daß eben diese Geister die Endlichkeit überschwanken, so können hier nicht Lebensgeister gemeint sein; vielmehr steht das Wort diesmal im gewöhnlicheren Sinne für Seelen. Der Vorgang, welchen der Dichter großartig genug schildert, hat mit Strophe 22 begonnen, mit Strophe 25 schließt er; für einen Augenblick, eine „Lustsekunde" scheinen die „verlornen Rechte", der Götterzustand und die Wesenseinheit mit der Geliebten, zurückerobert zu sein.

Auch die „Melancholie an Laura" hat einige verfängliche Stellen. Die Verse: „feuriger mein Geist, Denn die Lichter seines ew'gen Himmels, Der im Meere eignen Weltgewimmels Felsen thürmt und niederreißt" verlangen, daß „der" auf Geist, nicht auf Himmel bezogen werde; „sein" Himmel ist Gottes Himmel. Die Stelle:

„Ach die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer
Und der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer"

ist in ihrem ersten Teil von Viehoff mißverstanden worden. Das Saitenspiel ist nicht „der Leib des genialen Dichters", und „kühnste Harmonie" kann man nicht sagen für „allzu begeisternde Ideen und Gefühle"; Viehoff nimmt irrtümlich „die kühnste Harmonie" als Subjekt des Satzes. Vielmehr ist der Sinn durch das Saitenspiel, durch die Hingabe an die Dichtkunst wird die Harmonie zwischen Geist und Leib, zerstört; so erklärte richtiger schon Düntzer, indem er „kühnste Harmonie" mit „großartig entworfener Uebereinstimmung der Lebenskräfte" umschrieb.

Im ſchäumenden Jugendgefühl noch eben ſeines Geiſtes froh, fühlt der Dichter, daß der Kelch, woraus ihm „Gottheit düftet", ein Gift berge, daß die „Wächter" am Throne des Lebens von des Genies Herrſchgier gefeſſelt ſind. Auch der Schluß des Gedichtes hat zu Mißdeutungen Anlaß gegeben; in Frage kommen die Verſe:

„Brich die Blume in der ſchönſten Schöne,
Löſch, o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fakel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauſchet bei der ſchönſten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch ſchweigend horcht das Haus."

Mit „Fliehn die Schatten" geht der Nebenſatz anakoluthiſch in einen Hauptſatz über. Im Allgemeinen iſt der Gedanke ja klar: der Todesgenius wird den Dichter ereilen, deſſen ſchönſten Geſängen das Volk tiefergriffen eben noch lauſchte. Was aber iſt unter „Schatten" zu verſtehen? In der Regel wird an „Bühnengeſtalten", d. h. Geſtalten der dramatiſchen Dichtung, gedacht, welche den Geſtalten des wirklichen Lebens gegenüber als „Schattenweſen" gelten; man erinnert an die „Schattenbühne", von welcher Schiller im Prolog zum Wallenſtein ſpricht, an die „Schatten und Idole" im Gedicht „An Goethe". Aber dieſe Stellen gehören Schillers ſpäterer Dichtung und Betrachtungsweiſe an, und näher liegt es, hier, bei den Verſen der „Melancholie", an die Geſtalten der Schauſpieler zu denken, deren Schatten auf der Rückſeite des herabfallenden, halbdurchſichtigen Vorhangs ſich abzeichnen; eine Erſcheinung, welche bekanntermaßen etwas Wunderliches, die naive Phantaſie Anregendes hat. So gelehrt der Hinweis auf jene Parallelſtellen ſich ausnimmt, dichteriſcher war es, wenn Schiller im Bilde, im Sinnlichen blieb, anſtatt ins Ideelle zu fallen und nachher doch wieder zum Bilde zurückzukehren. Gerade das „Fliehen" der Schatten ſpricht für einen konkreten Vorgang; es iſt das flüchtige Entſchwinden der ſchattenwerfenden Geſtalten, und während deſſelben horcht füglich noch ſchweigend das Haus. Düntzer war anfänglich auf der richtigen Spur, freilich, um im nämlichen

Augenblick zurückzuschrecken; nachmals hing er sich an eine Deutung fest, welche an Unverstand ihres Gleichen nicht hat: Die Schatten, bemerkt er, sind „die auf die letzte schönste Szene folgenden Handlungen, welche der Dichter gerade abschneidet, die sich zu diesen verhält wie das Licht zum Schatten" [sic] [1]).

Im Gedicht „Die seeligen Augenblike" befremden die Verse:

„Ach vielleicht verpraßte tausend Monde
Laura, die Elisiumssekunde,
All begraben in dem schmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum."

Der schmale Raum, in welchem tausend Monde, lange Zeiträume begraben, vergessen liegen, ist die Elysiumssekunde, die flüchtige Stunde des überirdischen Entzückens. Von ihr, deren Wonne das Lebensgefühl schwindeln machte, hinweggerissen, finden wir uns „an einer andern Sonne", im Bezirk unseres Erdendaseins, wieder, und wie ein Traum erscheint uns die erlebte Seligkeit. In Strophe 10 des „Vorwurfs" fallen die Verse auf: „Köstlich ists — der Schwindel starrer Augen, Seiner Tempel Weihrauchduft zu saugen". Die „starren" Augen sind die vom Schwindel des Entzückens starr werdenden Augen. Das Fürwort „Seiner" ist dem Sinne nach am ehesten auf das in Strophe 8 zweimal vorkommende „Apollo Zynthius" zu beziehen; eine syntaktisch-regelrechte Beziehung fehlt ihm auf alle Fälle. Die Stelle: „[du] narrentheidigst in des Helden Raub" erklärt Viehoff richtig: „Du treibst Possen mit dem, was du dem heldenmütigen Jüngling geraubt hast."

Zuweilen wird das Verständniß lediglich durch die Interpunktion beirrt; diese ist in der Anthologie überaus willkürlich und nachlässig behandelt. In „Laura am Klavier" begegnet man den Versen:

„Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen

[1]) H. Düntzer, Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern, 38. Liefg. 2. Aufl. Leipzig 1874, S. 345. Vgl. S. 52 der 1. Aufl.

Hingeſchmidet zum Geſang
Stehn im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauſchende Naturen ſtille."

Zweifellos ſollte nach „lauſchen" ein Komma ſtehen; „hingeſchmidet" bezieht ſich auf „Naturen", unter welchen hier ſchlechtweg Weſen zu verſtehen ſind. Bei allen Tollheiten, welche ſich Schillers lyriſcher Stil erlaubte, ſollte man dem Dichter doch nicht zumuten, daß er „Lüfte" an den Geſang „ſchmiedete"; Viehoff freilich thut es, unbekümmert darum, daß auf dieſe Weiſe der Satzbau des Folgenden aus Rand und Band geht. Auch das Hiſtoriſch-Sachliche des Inhalts ſcheint da und dort einer Anmerkung zu bedürfen. Zwar den Zauberkünſtler Philadelphia, welcher „von tauſend Nervgeweben Seelen fordert", hat Lichtenbergs Satire vor Vergeſſenheit bewahrt; aber der Name Lyonnets, des Entomologen und Mikroſkopikers, lebt heute nur noch in den Akten der Gelehrten, und daß „Bajouten" Spitzenmäntel ſind, weiß die Mode nicht mehr. Doch über ſämmtliche Einzelheiten Aufſchluß zu geben, iſt Pflicht der Kommentare; ich werde mich begnügen dürfen, die dunkelſten Stellen gelichtet und auf die Schwerverſtändlichkeit der Lauragedichte, als auf ein Merkmal derſelben, hingewieſen zu haben.

Das Jahr, in welchem die Lauragedichte entſtanden ſind, iſt 1781. Zwar ſetzte Schiller in der bei Cruſius veröffentlichten Sammlung den Titeln der aufgenommenen Stücke die Jahreszahl 1782 bei; aber dieſe bezieht ſich lediglich auf die Herausgabe ſeiner „Anthologie". Und das Erſcheinen der letzteren fällt in den Februar 1782. Hiefür gibt das Datum „Tobolsko den 2. Februar", welches Schiller über die Vorrede ſetzte, die nächſte Gewähr. Eine von Ed. Boas wie von Jul. W. Braun [1]) zum Wiederabdruck gebrachte Nachricht der Berliner „Litteratur- und Theater-Zeitung" ſcheint es in Frage zu ſtellen, ob dieſes Datum mit der Zeit der Veröffentlichung des Buches ſich völlig decke; denn noch unter dem 16. Febr. wird von der Berliner

[1]) Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen, I, 1, S. 23.

„Litteratur- und Theater-Zeitung“ angekündigt, der Regimentsdoktor Schiller „werde“ eine neue Anthologie herausgeben und dieſe werde von einem Feuer ſein, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten dürfe. Aber zwei andere, bisher unbenützte, Zeugniſſe verbreiten Licht. In den „Gothaiſchen Gelehrten Zeitungen“ vom 12. Januar 1782 findet ſich der „Auszug eines Schreibens aus dem Würtembergiſchen“: „Hr. Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgardt“, heißt es hier, „gibt in Mezlers Verlag eine neue Anthologie heraus. Die meiſten Gedichte ſind von ihm ſelbſt, und von einem Feuer, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf. Dieſes vortrefliche Schauſpiel deſſelben wird nächſtens zu Manheim bey Schwan ganz umgearbeitet erſcheinen (und zwar auf Verlangen der dortigen Bühne).“ Augenſcheinlich entlehnte die Berliner Zeitung ihre nahezu gleichlautende Nachricht der Gotha'ſchen; das „Schreiben aus dem Würtembergiſchen“ aber, als deſſen Verfaſſer Haug oder Abel vermutet werden dürfte, iſt vem 16. Dezember datirt. Mittelſt dieſes Zeugniſſes iſt zugleich der Beweis erbracht, daß der Plan der Anthologie bereits im Spätherbſt 1781 zur Reife gediehen war. Dazu beurkundet ein zweites Zeugniß, daß die „Anthologie“ thatſächlich vor Ablauf des Monats Februar erſchienen iſt: im dritten Stück von Haugs „Zuſtand der Wiſſenſchaft und Künſte in Schwaben“ wird unter den veröffentlichten „Neuigkeiten“ eine „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko“ aufgeführt, und dieſes dritte Stück iſt am Schluſſe unterzeichnet mit dem Datum: „28. Febr. 1782“.

Das Buch hat den Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782.“ Der Herausgeber iſt nicht genannt, auch nicht der Verleger. In der Mitte des Titelblatts befindet ſich eine Vignette mit dem Bruſtbild Apollos; der Dichtergott, in Profil gezeichnet, von jugendlichzartem Geſichtsausdruck, aber ſchmächtigſt an Schultern, trägt auf dem Haupte einen Lorbeerkranz, auf dem Rücken Köcher und Pfeile. Der Verfertiger dieſes Kupferſtiches war Egidius Verhelſt zu Mannheim; „E. Verhelzt“ iſt auf dem zunächſt über dem Ohre liegenden Lorbeerblatt eingeſchrieben, ohne Vergrößerungsglas freilich kaum lesbar. Unter der Vignette

steht: „Gedrukt in der Buchdrukerei zu Tobolsko.“ Das Format des Buches ist Oktav; der poetische Text umfaßt 271 Seiten; zuvor gehen 14 Seiten mit Widmung, Vorrede und Inhaltsverzeichniß. Dem Texte der Widmung steht auf besonderem Blatte voran: „Meinem Prinzipal dem Tod zugeschrieben“; hierauf folgt eine Ansprache an den Tod, den „Großmächtigsten Czar alles Fleisches“. Sie läßt mehr Haschen nach Witz als wirkliches Salz der Rede erkennen; der Ton ist bombastisch und allerlei satirische Einfälle brodeln durcheinander. Daß der Verfasser „dem äskulapischen Orden einverleibt“ sei, bemerkt er ausdrücklich. Die Vorrede ergeht sich in einer launig-polemischen Rechtfertigung des auf „sibirischem“ Boden gewachsenen Unternehmens: „Blumen in Sibirien? — Dahinter steckt eine Schelmerey ... Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns auch einmal mit Blumen versuchen.“ Zwar werde diese lyrische Blumenlese so wenig als ein gewisser Musenalmanach die „lekerhaften Europäer“, die „Söhne des milderen Himmels“, mit den Schneemännern versöhnen, und in der That bedürfe es auch, um das Vorurteil gegen den Norden zu zerstören, eines stärkeren Hebels als der Begeisterung von zwei oder drei Patrioten; aber die Anthologie werde doch „Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutschland dem ausröchelnden Geschmack den G'nikfang geben helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben“. Auf eine erstmalige Erwärmung des Nordens spielt auch das Motto der Vorrede an, für welches ein Vers des Ovidius diente.

Dahinter steckte freilich eine Schelmerei. Im September 1781, laut Datirung der Vorrede, d. h. zur Michaelimesse, hatte Gotthold Stäudlin seinen „Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782“ herausgegeben [1]). Das Büchlein, in zierlichstem Miniaturformat zu Tübingen bei Joh. Georg Cotta gedruckt,

[1]) Boas, Schiller's Jugendjahre, I, 102 und I, 104 führt fälschlich „Schwäbische Blumenlese“ als Titel des Stäudlinschen Almanachs an; ebenso zitirt Düntzer wiederholt eine „Schwäbische Blumenlese“ (Schillers Leben S. 105, 113), nicht anders, als ob er das Original vor Augen gehabt hätte. Eine „Poetische Blumenlese“ hat Stäudlin erst 1793 herausgegeben.

prangte mit einem von V. Heideloff gezeichneten Titelbild: Zwei Flußgötter lagern im Vordergrund und lauschen verwirrt und beschämt einer in die Leier greifenden Muse, hinter welcher die Sonne aufgeht. In der Vorrede äußert Stäudlin, sein Almanach werde wie Saul unter den Propheten erscheinen und der Deutsche am Rhein und an der Elbe werde ihn wohl naserümpfend in die Ecke werfen. Aber „holen Sie ihn doch wieder, lieber Herr Landsmann! sehen Sie ihn mit unbefangenem Auge durch, und sagen Sie mir, ob wir armen Schwaben dann unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen kann. Und ihr, meine lieben jungen Mitbrüder, tretet muthig hervor, und laßt sehen, ob ihr Männer werden könnet. — Sonst hab' ich nichts zu sagen, als daß ich den Almanach von Jahr zu Jahr fortseze, und die bessern Köpfe meines Vaterlands auch für die Zukunft zu Mitarbeitern aufrufe. Doch — dieß wird schon Patriotismus in dem Herzen eines jeden thun".

Stäudlins „böotischer" Himmel reizte Schillers Spottlust; aus einer den Musen unfreundlichen Zone machte er parodistisch eine unwirtlichkalte, eine „sibirische". Es lag nicht gerade ferne, auf diesen Scherz zu verfallen; dennoch hat die Ausführung etwas Gesuchtes und die russische Szenerie ist unerquicklich ins Breite gemalt. Palleske[1]) und Düntzer[2]) erzählen, Stäudlin selbst habe von einem „nordischen Klima" gesprochen und so den unmittelbaren Anstoß zu Schillers Satire gegeben; aber in Wahrheit stammt auch dieser Ausdruck von Schiller, und zwar findet er sich in der Rezension des Schwäbischen Musenalmanachs, woselbst Schiller sich dem Texte Stäudlins gegenüber einige Freiheit erlaubt und von einem Gärtner spricht, „der einen Versuch in seinem Nordischen Klima macht, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe". Um so eher möchte man glauben, daß der Einfall, welchem der Dichter mit so viel Behagen nachhing, noch versteckte Spitzen barg, daß die Satire reichere Beziehungen hatte. Stäudlin war bei

[1]) I, S. 236 der 11. Aufl.

[2]) Schillers Leben, S. 113.

seinem Abgang vom Stuttgarter Gymnasium mit einem „Panegyrikus" auf Peter den Großen in die Oeffentlichkeit getreten, und das „Schwäbische Magazin", welches von diesem Schulakt Nachricht gab, brachte im folgenden Jahrgang [1]) ein umfangreiches Lobgedicht auf Peter den Großen. Der Inhalt ist tobender Wortschwall; der russische Czar wird als „groser Sohn der heiligen Natur", als „feuervolle Engelseele" gepriesen, sein Leben heißt ein „Seligkeitenstrom", und die Schilderung des Heroismus, mit welchem der Czar angeblich die Hyder Barbarei niedergeworfen und das Reich der Musen im „kalten Norden" aufgerichtet hat, ist von komisch wirkendem Pathos. Schließlich erhält auch Würtembergs Herzog Karl seinen Ruhmesanteil; denn diesen verbinde ja Freundschaft mit dem Enkel des „sanften" Peter. Das Gedicht ist mit St. gezeichnet, und der Verfasser läßt einfließen, daß ihm die „Jünglingsharfe" bebe. Dergleichen halbentschuldigende, halbkokette Hinweise auf seine Jugend liebte Stäudlin; und falls in der That das Gedicht ihm angehört, so wäre es möglich, daß es der satirischen Laune Schillers die Bahn gab.

Es war kein vereinzeltes Aufflammen eines schwäbischen Lokalpatriotismus, welchem die Vorrede Stäudlins das Wort lieh; vielmehr regt sich in jenen Jahren bei den Schwaben insgemein ein lebhafteres Stammesgefühl. Die litterarische Ehre des Landes zu verteidigen, werden zahlreiche Stimmen laut, und dieses Bestreben ermangelte nicht bestimmter Anlässe. War schon durch Gottscheds Betriebsamkeit die Stadt Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Litteraturwesens geworden, so verkündete jetzt von eben dort her Adelung die Vorherrschaft Obersachsens in Sachen deutscher Grammatik und Sprache. Bekanntlich beruht unsre neuhochdeutsche Schriftsprache ihrem Ursprung nach auf einer Mischung mittel- und oberdeutscher Elemente; denn die Sprache der kursächsischen Kanzlei, wie Luther sie vorfand, hatte einem Ausgleich mit der Sprache der kaiserlichen Reichskanzlei sich bequemt, und letztere war auf böhmisch-österreichischer Dialektgrundlage und unter Miteinwirkung der fränkischen Mundart entstanden.

---

[1]) 1777, S. 49—56.

Für die Erhebung der ſächſiſchen Kanzleiſprache zum Gemeingut der deutſchen Nation war dieſer Umſtand von weſentlichem Vorteil; aber Adelung bemängelte es gerade, daß Luther ſeine Schriften von oberdeutſcher Redeweiſe nicht frei hielt, und am wenigſten wollte er den neueren Oberdeutſchen ein Recht zugeſtehen, an der Fortbildung der Schriftſprache ſelbſtändig mitzuwirken. Ihm bedeutete das Wort „hochdeutſch“ ein höher geartetes, reineres Deutſch, während der Name doch von den höher gelegenen, alſo den ſüdlicheren Teilen Deutſchlands geſchöpft iſt; er identifizirte das neuere Schriftdeutſch mit der Sprechweiſe der „oberen Klaſſen des ſüdlichen Kurſachſens“ und nahm an, daß daſſelbe zwiſchen 1740 und 1760 im Meißener Land als Ergebniß des dort herrſchenden „vorzüglich verfeinerten Geſchmackes“ zu Stande gekommen ſei; er nannte die Zeit von 1740—1760 den ſchönſten Abſchnitt der deutſchen Litteratur, beklagte, daß der ſiebenjährige Krieg dieſem glücklichen Zuſtand ein Ende gemacht habe, und forderte, die Deutſchen ſollten die Regeln der Meißner zur Richtſchnur nehmen, da außerhalb Oberſachſens die Entwicklung des Sprachgefühls und des Geſchmacks zurückgeblieben ſei. Dieſe Anſichten legte Adelung in einer Reihe von Schriften nieder, welche zwiſchen 1774 und 1786 erſchienen. Widerſpruch erhob ſich von vielen Seiten; aber das Anſehen des ſächſiſchen Grammatikers war nicht gering, und für eine ſprachgeſchichtlich-wiſſenſchaftliche Widerlegung war die Zeit noch nicht reif. Sehr empfindlich zeigte man ſich in würtembergiſchen Landen. Von andern deutſchen Stämmen gehänſelt zu werden, waren die Schwaben faſt ſchon gewohnt; aber daß ſie in Fragen des Geſchmacks nicht mehr mitzählen ſollten, während doch die ältere Blüteperiode der deutſchen Litteratur, die Zeit der Minneſänger, als „ſchwäbiſches Zeitalter“ galt, ſchien ein Uebermaß von Kränkung zu ſein. Bereits im Jahre 1774 glaubte Balthaſar Haug in der Vorrede zu ſeinen „Gelehrten Ergözlichkeiten und Nachrichten“ bemerken zu müſſen: Einige litterariſche Provinzen Deutſchlands „thun altklüger als ſie ſind“, und die nämliche Zeitſchrift brachte ein von patriotiſchem Stolze geſchwelltes, langatmiges Gedicht, das mit den Verſen beginnt:

„Sprich einmal, Vaterland, du Königin von Schwaben,
Wie lang verbirgſt du noch den Vorzug deiner Gaben,
Wie lang vergräbſt du noch dein anvertrautes Pfund?"

In den „Gelehrten Ergözlichkeiten" wird Stäudlin den Ausdruck geleſen haben, mit welchem er ſich in der Vorrede zu ſeinem Muſenalmanach zu ſchaffen machte; es ſei unbegreiflich, heißt es in einer daſelbſt verſuchten ſtatiſtiſchen Berechnung des wiſſenſchaftlichen Zuſtandes von Würtemberg, wie es noch immer ſo viele Leute geben könne, „die aus Schwaben ein halbes Böotien machen wollen" [1]). Damit aber offenbar werde, was die Schwaben in gelehrter und litterariſcher Hinſicht bereits geleiſtet hätten und was etwan zu thun noch übrig ſei, ließ Haugs „Magazin" in endloſen Reihen Verzeichniſſe und Lebensläufe von würtembergiſchen Gelehrten, Dichtern, Schulmännern, Geiſtlichen vom Stapel. Recht ärgerlich war es, wenn mitunter von ſchwäbiſcher Seite aus den Feinden eine Brücke geſchlagen wurde. 1774 erſchien zu Augsburg eine anonyme Schrift, „Die Ehre der Schwaben" betitelt, welche dieſelbe auf Grund der „alten und mittleren Geſchichte", alſo mit Ausſchluß der neuern Zeiten, zu retten vorgab und u. a. ſich über die „Urſachen der Sachſen, die Schwaben anzufeinden" verbreitete. 1778 folgte, gleichfalls anonym, aber aus der Feder eines Würtembergers, des Ludwig Wekhrlin, ſtammend, die ſatiriſche Schrift „Anſelmus Rabioſus Reiſe durch Ober-Deutſchland". Solche Vorkommniſſe goſſen Oel ins Feuer; man polterte, man ſtellte ängſtliche Selbſtprüfungen an, man berief ſich, zum Erweiſe, wie fruchtbar an ausgezeichneten Köpfen der ſchwäbiſche Stamm ſei, auf die Kepler, Reuchlin, Friſchlin, auf Hahns mechaniſches Genie, auf den Mathematiker Bilfinger, den Philoſophen Ploucquet, den Botaniker Gmelin, auf Spittler, das Kirchenlicht, auf Moſers, Abbts und vieler Anderer Verdienſte. Während aber der eine der Patrioten die Einſicht gewinnt: „Wir müſſen in Schwaben mehr Werke des Wizes aufſtellen, die in der groſſen Welt Beyfall finden . . . die Minneſinger ſind nicht vermögend, dieſes zu thun, die Miller und

[1]) Gel. Ergözl. 1774, II, 14.

Wielande mitgerechnet“ [1]), zählt ein Anderer ſeinen Landsleuten ihr Verdienſt für voll und hält die Zeit für gekommen, daß die Schwaben „ſich wieder fühlen und aufhören, ſich ſelbſten zu verachten“; denn „der Schwab hat die Ehre, die herrſchende Sprache gezeugt zu haben“. [2]) Der ſo ſich vernehmen ließ, war Friedrich Karl Fulda, Pfarrer zu Mühlhauſen an der Enz, Verfaſſer einer von der kgl. Sozietät der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönten Preisſchrift „Ueber die beyden Hauptdialekte der teutſchen Sprache“, welcher 1776 ſein Wurzel-Lexikon folgte. Taſtend auf unſicherem Boden wie Alle ſeines Zeichens vor Jakob Grimm, in mancher willkürlichen und ſeltſamen Anſchauung befangen, hatte Fulda doch eine weit richtigere Einſicht in Wert und Weſen des Dialektes als Adelung, und da er gegen den „Unſinn“, gegen die „Injurien“ des Meißner Parteihaupts lebhaft zu Felde zog, hoben die Schwaben ihn jetzt auf den Schild. Einen namhaften Dienſt leiſtete Wieland den Oberdeutſchen; in urbaner Weiſe, auf leichte Ironie nicht ganz verzichtend, prüfte ſeine Abhandlung „Ueber die Frage Was iſt Hochdeutſch?“ die Anſprüche der Meißner und faßte zuſammen, was geſunder Menſchenverſtand und ſchriftſtelleriſcher Takt gegen die Lehren Adelungs vorbringen konnten. Wie hoch aber die Erbitterung bei den Schwaben geſtiegen war, wie viel Gezänk und Eiferſüchtelei herüber und hinüber ging, das verrät ſattſam ein in Joh. Michael Armbruſters „Schwäbiſchem Muſeum“ veröffentlichter Artikel, welcher die Ehre der Schwaben im Jahre 1784 noch einmal zu verteidigen für nötig hält und mit dem Kraftſpruche anhebt: „Jeder Tropfe von vaterländiſchem Blut hat ſich in mir empört, als ich hörte, daß auf der letztern Oſtermeſſe einige ſächſiſchen Buchhändler den Gedanken äußerten, daß gegenwärtige Schrift, um beſſern Abgang zu bekommen, nicht ſchwäbiſches Muſeum heiſſen, ſondern einen andern Titel haben müßte. Schande, ewige unauslöſchliche Schande wär es für uns, wenn man ſich zu dieſer Aenderung verſtehen könnte. Vielleicht ſind wenige Schwaben ſo

[1]) Ebenda I, 343.

[2]) Ebenda II, 83 und II, 196.

für Sachſen eingenommen, als gerade ich es bin, denn ich habe einige glückliche Jahre meiner Jugend darinn zugebracht, habe Freunde dort, die mir ewig theuer ſeyn werden; aber das ſtolze Vorurtheil, als ob nur aus dieſem Land Gutes kommen könne, und als ob wir gar keine Köpfe auf den Rümpfen tragen, empört meine Seele. Freylich iſt unſer Nationalcharakter nicht ſo verfeinert und abgeſchliffen, doch gewiß im Ganzen genommen redlicher, treuherziger, biedrer; freylich haben wir keine ſo blendende Auſſenſeite, aber vielleicht mehr innern Werth; freylich können unſre Mädchen nicht ſo viel franzöſiſch plaudern, dafür ſind ſie beſſere Wirtſchafterinnen und Mütter; endlich haben wir freylich das teutſche Publikum nicht mit einer ſo ungeheuren Sündfluth von Journalen heimgeſucht, worinn wir immer unſre neueſten Producte von der vortheilhafteſten Seite ſchilderten und im Poſaunenton empfahlen; wir thaten, was wir gethan haben, mehr im Stillen, ſelbſt unſre Verkennung und das vorurtheilvolle Hohngelächter der nördlichen Provinzen Teutſchlands, haben wir mit einer Feſtigkeit ertragen, wie es ſich für Nachkommen von Leuten ſchickt, bey deren Anblick — nach Shakeſpears Ausdruck — die Natur aufſtehen und der ganzen Welt ſagen darf: das waren Männer!"

In Wahrheit fehlte es dem damaligen Würtemberg nicht an geiſtig regſamen Männern, und ausgebreitet war die fleißigſte Gelehrſamkeit; aber die Dichtung und die ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften lagen vernachläſſigt. Orthodoxe Aengſtlichkeit und deſpotiſches Pedantentum erdrückten den Geſchmack, und vor den Schaaren der Zionswächter und der lateiniſchen Schulmeiſter flohen die Muſen und die Grazien. „Wirtemberg iſt das Reich der Magiſter und der Schreiber", rief Anſelmus Rabioſus aus, und die Schilderung, welche Wekhrlins Zeitſchrift „das graue Ungeheur" im Jahr 1784 von der Hochburg ſchwäbiſcher Gelehrſamkeit, vom theologiſchen Stift zu Tübingen entwarf, war eine Karikatur aber doch ein Kulturbild. „Was iſt ein Magiſter?" fragt Wekhrlin, und witzig-boshaft gibt er die Antwort; „Ein Geſchöpf, in ſchwarzes Tuch gekleidet, mit rund verſchnittenen Haaren, einem Mantel und Halskrägchen: ein Menſch, der ſich

auf der theologiſchen Laufbahn bis an die Kirchthürſchwelle hinaufgebracht hat: kurz, ein Meiſter der freien Künſte; das iſt ein Weſen, dem Thon Japet's ähnlich, in das ihr druken könnt, was ihr wollt, einen Vikar, einen Hofmeiſter, einen Pfarrer, einen Profeſſor, einen Feldprediger oder einen Diakon —. Dieſes Weſen iſt eigentlich zu Tübingen einheimiſch. Hier wohnt es bey Vierthalbhunderten in einem alten, ſchwarzen, verrauchten Bau beiſamm, den man das Stift nennt. Man findet es aber auch einzeln auf dem Lande und ſogar in Städten —. Solang es in ſeinem Neſt verſchloſſen iſt: ſo iſt es das abſurdeſte, ſteifeſte und biſſigſte Ding. Drei Pedanten, unter dem Nahmen Profeſſoren, füttern, waiden und gängeln es. Wenn es aber Luft kriegt: ſo verwandelt ſichs zuweilen in ein liebenswürdiges Weſen, und mocquirt ſich über ſeine ehemaligen Zuchtvögte —. Um Magiſter zu werden mus man erſtlich die niedern Kollegien durchgangen haben, die Seminarien auf dem Lande oder die Klöſter, wie man ſie, von ihrem alten Urſprunge her nennt. Alsdann kömmt man ins groſſe Seminar nach Tübingen. Hier wird ergotirt, diſputirt und ſich ennuyrt bis zur Zeit der Erlöſung —. Man predigt beim Früheſtück, beim Mittageſſen, beim Souper, und der Abend wird mit Kritiken über die Predigten ... zugebracht ... Hier ſind die ſchönen Künſte wie exotiſche Pflanzen —. Singen, Predigen und Theſes aufreihen, diß iſt das Leben eines Magiſters. Zur ſchönſten Blüthezeit des Genie hat er kein anderes Objekt vor ſich als die Bibel und die Stiftsregel. Würde er auf einem Vers, auf einer Opernarie, auf einer Zeichnung betretten: ſo iſt er verlohren. Man hat Beiſpiele, daß ein Magiſter wegen einem Madrigal zur Kirchenbuſſe verdammt, und ein anderer mit den ſchönſten Talenten relegirt wurde, weil er ſich beim Edelmann, dem matteſten und ungefährlichſten aller Freigeiſter, überraſchen lies..... Noch ſchlimmer wär es, wenn man ein Blatt von Voltaire innerhalb den Mauren des Stifts entdeckte. Die Grundfeſten des Stifts würden darüber erbeben. Wehe dem Unglücklichen, bei dem es gefunden würde! Er würde in Inquiſition kommen, als wenn er das ganze Stift hätte anzünden wollen. Die Profeſſoren würden Predigten halten, welche

die Nachtmahls-Predigt zu Zürch beſchämen würden, und die Geſchichte würde länger als vier Wochen die einige Materie der Geſellſchaften und der Zeitungen in den Pfarrhäuſern auf dem Lande und an den Tafeln der Conſiſtorialräthe ſeyn". [1])

Alſo der Satyr, deſſen Spottrede durch Würtemberg ſchallte und alsbald ein anderes Landeskind, welches vom Tübinger Stift eben her kam, ehrlich Zeugniß abzulegen verlockte. Denn noch im nämlichen Jahre erſchien in Armbruſters „Schwäbiſchem Muſeum" ein Aufſatz, dem Anſchein und zum Teil auch der Abſicht nach eine Berichtigung der Angaben Wekhrlins und dennoch mehr eine Bekräftigung derſelben. Der Verfaſſer war, wie nicht lange verborgen blieb, ein Pfarrvikar zu Balingen, Karl Friedrich Reinhard; und es iſt bezeichnend, daß er um dieſer Auslaſſung willen für die theologiſche Laufbahn in Würtemberg unmöglich wurde. Reinhard trat den Beweis an, daß Wekhrlin den Zuſtand des Tübinger Stifts geſchildert habe, wie er vor 20 Jahren geweſen ſei; aber war dies der Fall, ſo erntete gerade jetzt das Land die Früchte der damaligen Erziehung, da die Magiſter des alten Stils nunmehr in Aemtern und Würden ihre Wirkſamkeit entfalteten. Auch brachte die Veröffentlichung gewiſſer Geſchichtchen der Anſtalt keinen neuen Ruhm, mochte immerhin bemerkt ſein, daß ſie unter dem „vorigen Kanzler" ſich ereignet hätten. Dahin gehört die Mitteilung, daß ein Stiftsſchüler, der nachmalige Profeſſor Schwab, in den Karzer geſchickt worden ſei, weil er in einem Liebesgedicht den Himmel zum Zeugen angerufen hatte, daß Daphne ewig ſeine Daphne ſein ſolle, und der Kanzler in dieſer Betheuerung eine „Sünde wider den heiligen Geiſt" fand. Im Uebrigen lautete auch die Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes nicht ſehr erbaulich, und indem das „Schwäbiſche Muſeum" zugleich die an den Kloſterſchulen herrſchende mönchiſche Roheit ans Licht zog, war den Anklagen nur ein breiterer Boden gegeben. Das Reſultat war immer, daß die Söhne des Landes ſich

[1]) Aus Wekhrlins Zeitſchrift „Das graue Ungeheur", 1784, 3, S. 294 ff. Vgl. des „Anſelmus Rabioſus Reiſe durch Ober-Deutſchland". Salzburg und Leipzig, 1778, S. 105 ff.

unter Furcht und Zittern eine Bildung aneignen mußten, welche im Weſentlichen aus theologiſchem und philologiſchem Wortkram beſtand, und daß ſie mit Hilfe einer Unzahl von Prüfungen und Ranglokationen, deren Ausweiſe eine faſt chineſiſche Hochachtung genoſſen, ſo lange gedrillt wurden, bis jeder Aufſchwung des jugendlichen Geiſtes und jede ſelbſtändige Gehirnoperation möglichſt erſtickt war. Es kann auch nicht wunder nehmen, daß diejenigen, welche für Hebung der allgemeinen Geiſtesbildung freimütig kämpften, gerade am theologiſchen Stift den Hebel anſetzten; denn damals lag in Würtemberg Alles, was wir heute humaniſtiſche Wiſſenſchaft nennen, nach Lehre und Betrieb faſt ausſchließlich in den Händen von Theologen. Und nicht nur vorſchnelle Jugend ſagte ſich allmählich mit Beſchämung, daß Schwabens äſthetiſche Kultur in der That zurückgeblieben ſei; auch ein Abbt und ein Friedrich Eberhard von Gemmingen, denen Niemand Ernſt der Geſinnung, Einſicht und redlichen Patriotismus abſprechen durfte, erhoben die Klage, daß man in Schwaben die ſchöne Litteratur nicht achte und daß es dort ſehr wenig Männer von gutem Geſchmack gebe. Wer aber „der Dichtkunſt Stimme nicht verſteht, iſt ein Barbar, er ſei auch wer er ſei".

So zählte denn der ſchwäbiſche Parnaß zwiſchen 1760 und 1780 nur ein geringes Häuflein von Dichtern und Publiziſten. Wieland, der damals glänzendſte Stern der Schwaben, war der Heimat entzogen; Johann Martin Miller zu Ulm war ein Schwächling; Schubart konnte um ſeiner Abſtammung willen nur als Halbſchwabe gelten, zum Mindeſten iſt ſeine Stammeszugehörigkeit nicht völlig entſchieden [1]). Ein merkwürdiger Menſch,

[1]) Seine Zeitgenoſſen ſchwankten: In der Reihe der ſchwäbiſchen Dichter und Schriftſteller, welche der Aufſatz bei Armbruſter „Etwas zur Ehre Schwabens" zuſammenſtellt, fehlt Schubarts Name; Haug führt ihn in ſeinem „Gelehrten Wirtemberg" auf, im „Schwäbiſchen Magazin" v. J. 1777 aber bemerkt er, Schubart ſei „eigentlich kein Würtemberger" und ſein Lebenslauf finde nur deßhalb Aufnahme, weil Schubart geraume Zeit in Würtembergiſchen Dienſten geſtanden habe, und nach Meuſels Anſicht dieſer Umſtand genüge, ihn würtembergiſcherſeits zu den einheimiſchen Bücherſchreibern zu rechnen. Wie man ſieht, iſt es lediglich die politiſche Zugehörigkeit, auf welche Haug ſeine Aufmerkſamkeit richtet. Lebhaft ſpielt die Stammesfrage

ein ungewöhnlich heller Kopf war Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Er hat mit Schubart manche Züge gemeinſam: das angeborene

in der neueren Schubartlitteratur. Eduard Zeller in der Vorrede zum 8. Bande der Geſammelten Schriften von David Friedrich Strauß nimmt Schubart als Schwaben und verficht dieſe Auffaſſung gegen Adolf Wohlwill (vgl. deſſen Aufſatz über Schubart in Band VI des Archivs für Litteraturgeſchichte); ebenſo Guſtav Hauff (Schubart in ſeinem Leben und ſeinen Werken, S. 3—6). Mit zureichender Vorſicht iſt aber weder auf der einen noch auf der andern Seite gekämpft worden, und die Unſicherheit der Grundſätze, nach welchen über landsmannſchaftliche Zugehörigkeit entſchieden zu werden pflegt, zeigt ſich gerade in vorliegendem Falle. Wenn E. Zeller bemerkt, Schubart ſei in einer ſchwäbiſchen Stadt geboren und aufgewachſen, ſo iſt dies nicht ſtrenge richtig. Schubarts Geburtsort Oberſontheim liegt in der Grafſchaft Limpurg, d. h. in neu-würtembergiſchem, alt-fränkiſchem Lande. Allerdings kam Schubart ſchon 1744, ein Jahr nach ſeiner Geburt, nach dem ſchwäbiſchen Aalen und verlebte hier und in Nördlingen ſeine Kindheit; aber von 1756—1757 war er in Nürnberg, zwiſchen 1758 und 1760 in Erlangen. Doch dies Alles iſt nebenſächlich: die Stammesfrage kann nur auf genealogiſchem Wege gelöſt werden; das Blut entſcheidet. Chriſtian Schubarts Vater war im Nürnbergiſchen Altdorf geboren; daſelbſt lebte auch ſein Großvater. Aber die Familie Schubart kam von Nürnberg nach Altdorf; Schubart ſelbſt nennt in der Geſchichte ſeines Lebens Nürnberg die „Stadt ſeiner Väter"; er erzählt uns, an ſeinen Pulsſchlägen habe er gleichſam gefühlt, daß „das Blut ſeiner Väter unter dieſem Himmel kochte", und oft habe er in Nürnberg das „Erbbegräbniß ſeiner Vorfahren" beſucht. Die Bevölkerung von Nürnberg läßt ſich, was Wohlwill überſieht, nicht ſchlechtweg als fränkiſch bezeichnen; vielmehr iſt in ihr ein weſentlicher altbairiſcher Beſtandteil, und auch der Dialekt weiſt auf bairiſche Grundlage. Noch mehr gilt dies von Altdorf. Es iſt freilich bajuwariſcher Chauvinismus, wenn neueſtens verſucht wird, die Nürnberger geradezu zum bairiſchen Stamme zu ſchlagen; denn den fränkiſchen Zuſatz lehrt die Geſchichte der Stadt, und fränkiſches Weſen hat in Nürnberg längſt ein Uebergewicht erlangt. Man wird aber bezüglich Schubarts kaum anders ſich ausdrücken können, als daß er — von väterlicher Seite her — Nürnbergiſcher Abkunft war. Von ſeiner Angabe, die Familie Schubart ſtamme urſprünglich aus der Lauſitz, ſehe ich ab; denn Beziehungen, welche um mehrere Generationen zurückliegen, können keinen Ausſchlag mehr geben. Darum vermag auch Zellers und Hauffs Einwurf, daß wir Kant an die Schotten verlieren würden, wenn die Abkunft betont werde, nicht zu ſchrecken: Kants Eltern waren Deutſche, der Vater bei Memel gebürtig, der Vater ſeiner Mutter aus Nürnberg. Und die „Vorfahren", von welchen Schubart ſpricht, haben allem Anſchein nach Nürnbergerinnen zu Frauen gehabt. Wie der Vater, weiſt auch die Mutter Chriſtian Schubarts, Frau Helena Hörner,

publiziſtiſche Talent, das urſprüngliche Feuer des Geiſtes, den Freimut der Zunge; er war wie dieſer ein glänzender Geſellſchafter und ein ſinnlicher Lebemenſch; aber ſeinem Witz fehlte die Wärme des Herzens, und frühe verwildert, ein verlumptes Genie, jeder Zucht unzugänglich brachte er ſich um die Frucht ſeines Lebens. Voltaire und Linguet waren ſeine Meiſter; an ihnen wie an franzöſiſcher Litteratur überhaupt hatte er ſich gebildet; auch Leſſing ſchätzte er hoch, während er über den „Kraftbardenſtil" des jungen Goethe ſeinen Spott ergoß. Seine eigene Schreibart iſt von einer für jene Zeit ſeltenen Eleganz. Pfäffiſche Unduldſamkeit, ſchulmeiſterliche Pedanterie, kleinſtädtiſchen Zopf verfolgte er unerbittlich; gegen die Großen war er nachſichtiger, zumal wenn ſie, wie Herzog Karl, ein Stück Aufklärung vertraten und franzöſiſcher Bildung huldigten. Wekhrlin, 1739 zu Bot-

---

auf nichtſchwäbiſche Abkunft. Ihr Geburtsort Sulzbach am Kocher iſt wie Oberſontheim limpurgiſchen Gebietes. Die einzelnen Teile der Herrſchaft Limpurg fielen zwiſchen 1780 und 1806 an Würtemberg; die Bevölkerung der würtembergiſchen Oberämter Oehringen, Künzelsau, Mergentheim, Crailsheim, Gerabronn und Gaildorf (zu welchem Sulzbach und Oberſontheim gehören) iſt oſtfränkiſch, und wenn ſie heute mit ſchwäbiſchem Zuſatz untermiſcht iſt, ſo war dies zu Schubarts Zeit noch kaum der Fall. So lange alſo nicht erwieſen werden kann, daß die Familie Hörner aus ſchwäbiſchem Stammesgebiet zugewandert war, wird ſie als fränkiſch zu gelten haben. Am wenigſten möchte ich aus Schubarts Temperament und Geiſtesart einen Schluß auf ſeine Abſtammung ziehen; denn von „lebhaftem, unruhigem, zur mündlichen Mitteilung drängendem, überſprudelndem Weſen" waren auch die Vollblutſchwaben Friſchlin, Ludwig Wekhrlin und Wilhelm Hauff, und andrerſeits iſt unter den Oſtfranken mehr Ernſt und Tiefe verbreitet als bei den Rheinfranken, wofür ich das Zeugniß des Artikels über Riehls „Land und Leute" in Beilage Nr. 341 der „Allgem. Zeitung" v. J. 1883 anrufen möchte. Man kann wohl ſagen, dieſer oder jener Charakterzug herrſche bei einem Volksſtamme vor, man kann den Gattungscharakter in der Individualität wieder aufſuchen; aber man darf nicht aus dem Vorhandenſein oder Fehlen dieſes oder jenes Charakterzuges die Stammesangehörigkeit des Einzelnen folgern wollen. Will man Schubart den ſchwäbiſchen Dichtern anſchließen, weil ſeine Geſchicke mit Würtemberg verflochten ſind, weil er auch ein Stück ſchwäbiſchen Weſens in ſich aufgenommen hat, ſo wird Niemand dagegen etwas einwenden; wirft man aber die Stammesfrage einmal auf, ſo muß man bei der Sache bleiben.

nang geboren, verbrachte eine Reihe von Jahren in Straßburg, in Paris, in Wien; in die Heimat zurückgekehrt, gab er 1778 die politische Zeitung „Felleisen" heraus, später die „Chronologen", „das graue Ungeheur", die „Hyperboreischen Briefe", die „Paragrafen". Seine Schicksale sind eine Kette von Händeln; Wien, Augsburg und Nördlingen gaben ihm den Laufpaß, und in Armut und Elend, ein Opfer des verhetzten Pöbels, starb er 1792 zu Ansbach [1]). Von diesem Unband hoben sich zierlich und würdig die Poeten des Stuttgarter Kreises ab: Balthasar Haug, der wegen eines Gedichtes auf die Kaiserin Maria Theresia den Lorbeerkranz erhalten hatte und, zumal als er 1767–1773 „höchster litterarischer Privataufträge halber" [2]) zu Ludwigsburg wohnte, sich gern in Oden, auch in Päanen mit gereimten antiken Maßen vernehmen ließ; Friedr. Aug. Klemens Werthes, Verfasser von Singspielen und Hirtenliedern und Uebersetzer des Ariost und des Gozzi, seit 1781 Professor der italienischen Litteratur an der Militärakademie; Eberhard von Gemmingen, Geheimrat und Präsident des Regierungskollegiums in Stuttgart, dessen Lieder, Oden und „Poetische Blicke ins Landleben" von Pope, Haller und Bodmer beeinflußt sind. Eine politische Richtung hatte Gemmingens Herzensfreund eingeschlader in den Kämpfen der würtembergischen Landschaft rühmlich bewährte Tübinger Oberamtmann und Regierungsrat Joh. Ludwig Huber; auf gemeinnütziges Wirken bedacht, ein ziemlich nüchterner Sohn Apolls, nahm er die Poesie als ein Mittel, charaktervolle Gesinnung zu verbreiten. Ihm schloß Gottlob David Hartmann sich an, der Barde „Telynhard", dessen

---

[1]) Vgl. Schlichtegrolls Nekrolog, Supplementband auf die Jahre 1790 bis 1793, und Ludwig Schubarts biographische Skizze in Chr. W. Bocks Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler (Nürnberg 1802, Bd. I, mit Portrait Wekhrlins). Die Auszüge aus Wekhrlins Schriften, welche K. J. Weber 1822 unter dem Titel „Der Geist W. L. Wekhrlins von Wekhrlin junior" veröffentlichte, sind von grober Unzuverlässigkeit. Der dem 17. Jahrhundert angehörige Dichter und Metriker Rudolf Weckherlin wird bei Schubart Ludwigs „genialischer Ahnherr" genannt.

[2]) Vgl. seine Selbstbiographie im „Schwäb. Magazin", 1776, S. 682 ff.

Gesänge die Patrioten Huber und Gemmingen feierten und den Fürsten einen Spiegel ihrer Geschicke und Thaten vor Augen stellten; geboren zu Roßwaag, starb er in jungen Jahren als Professor in Mitau [1]). Auch zwei Frauen opferten den Musen: Magdalena Sibylla Riegerin, die Tochter des Propstes Weisensee, welche ihre Gedichte der Wahrheit und Tugend widmete und „fast alle Jahre den Geburtstag ihres alten Herrn Vaters besang [2]), und Frau Friederica Louise Haasin, eine geborene Feuerbach aus Ludwigsburg, welcher Magister Balthasar Haug als comes palatinus den Lorbeerkranz erteilte [3]); bei dieser aber erstickten „die häußlichen Sorgen das dichterische Feuer".

Gegen das Jahr 1780 hin setzt der Baum der schwäbischen Dichtung neue Knospen an; eine jüngere Poetengeneration tritt neben die ältere. Deutsche Litteratur begann damals in Würtemberg sich Bahn zu brechen, schrieb in späteren Tagen einer der Mitaufstrebenden, Karl Friedrich Reinhard. Von Klopstock und Stolberg, von Bodmer und Uz, von Bürger und Hölty angeregt, war in Schwaben eine Schaar lyrisch gestimmter Jünglinge erwachsen; die Zerstreuten zu sammeln und ihren Bestrebungen einen gemeinsamen Rahmen zu geben, machte sich Stäudlin zur Aufgabe. Und nichts schien zur Erhöhung schwäbischen Ruhmes ersprießlicher zu sein als die Herausgabe eines Musenalmanachs; denn Unternehmungen dieser Art waren Mode geworden, seit Boie und Gotter die französische Erfindung auf deutschen Boden verpflanzt, seit der Göttinger Musenalmanach 1770 den ersten Jahrgang gesehen hatte.

Friedrich Gotthold Stäudlin war im Oktober 1758 zu Stuttgart geboren. Sein Vater, der Regierungsrat Stäudlin, gab ihm eine strenge Erziehung; doch war die Pflege der Musen im Hause einheimisch, und auch die Brüder Gottholds zeigten poetische Neigungen [4]). Noch kaum flügge, wurde Gotthold unter

[1]) Vgl. zu Huber und Hartmann die Artikel Ad. Wohlwills in Band XIII und X der Allgem. Deutschen Biographie.

[2]) Schwäb. Magazin 1777, S. 108—109.

[3]) Ebenda, S. 109 und 950.

[4]) Vgl. die autobiographische Skizze von Gottholds Bruder Karl Frie-

den Mitarbeitern der Mannheimer „Schreibtafel“ rühmend genannt, und als er das Gymnaſium verließ, erteilte man ihm den Dichterkranz, wobei Haug bemerkte, Stäudlin könne dieſer veralteten Belohnung mit der Zeit wieder Ehre machen[1]). Es war Schubart, der ein ſo günſtiges Urteil bei Haug erweckt hatte. Im Mai 1776 ſchrieb Schubart an den Herausgeber des „Schwäbiſchen Magazins“: „Stäudlin, an den ich einen Brief beilege ... iſt jetzt das beſte dichteriſche Genie im Würtembergiſchen. Muntern Sie ihn ja nach Kräften auf; der wird (ich weiß es gewiß) mehr als Gemmingen, Huber und Hartmann. Er hat Einbildungskrafft, Darſtellung, Feuer, groſe Geſinnungen und Sprachſtärke. Mehr Ausguß von Herzlichkeit wünſcht' ich ihm.“ Im folgenden Jahre erinnerte das „Schwäbiſche Magazin“ an den Comes Palatinus David Stäudlin, welcher um 1630 Pfarrer zu Kempten war; ſo er nicht irre, fügt Haug bei, komme deſſelben altes, in Schwaben noch blühendes Geſchlecht aus dem Oeſterreichiſchen her, und es werde dem dichteriſchen Genie des jungen Herrn Stäudlin ein neuer Sporn ſein, wenn er der gleichen Familie entſtamme[2]). Der Tübinger Studioſus ſäumte nicht, das Eiſen zu ſchmieden; er ſchrieb ein Lobgedicht auf den verewigten Albrecht von Haller, welches im erſten Geſang den Naturforſcher, im zweiten den Dichter, im dritten den Staatsmann und den Chriſten, den „Widerleger Voltaires“, pries. Gewidmet war daſſelbe den Vätern der Republik Bern, und Stäudlin ſchickte 33 Exemplare an die Ratsherrn der Stadt[3]);

---

drich Stäudlin, nachmaligem Profeſſor der Theologie zu Göttingen, in W. Bocks Sammlung von Bildniſſen Gelehrter Männer und Künſtler. Haug, Gelehrtes Wirtemberg, gibt 1760 als Gottholds Geburtsjahr an; vgl. dagegen Meuſel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verſtorbenen Teutſchen Schriftſteller, Bd. XIII, und das Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 21. Dez. 1796.

[1]) Schwäb. Magazin, 1776, S. 659 und 887.

[2]) Ebenda, 1777, S. 35—37.

[3]) Laut Stäudlins Brief an Hallers Sohn, datirt vom 5. April 1780, welcher mir in Abſchrift aus dem Nachlaß Wilhelm Hemſens, eines Verwandten der Stäudlinſchen Familie, zur Verfügung geſtellt wurde. Hallers Sohn hatte gewünſcht, die Widmung möge unterbleiben.

„der Rath in Bern hat Hr. Stäudlin wegen seinem Haller fürstlich belohnt", meldete bald nachher das „Schwäbische Magazin" und wand abermals „dem jungen feurigen Dichter den Lorbeer um die Schläfe" [1]). Es war aber auch das Honorar, welches der Tübinger Verleger Heerbrandt zahlte, so ungewöhnlich, daß ein andrer Poet, der eben damals ein himmelstürmendes Schauspiel im Pulte hatte, für die Sache der Dichtkunst bessere Hoffnung gewann [2]). Im nächsten Jahre, 1781, ließ Stäudlin „Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten" folgen. Er hatte inzwischen seine Studien vollendet und war nach Stuttgart zurückgekehrt, um sich für den Beruf eines Kanzleiadvokaten praktisch vorzubereiten, nebenher aber der Schriftstellerei zu leben. Das Glück schien ihm zu lächeln und seine Wege schienen geebnet. Er fand Förderer in Nähe und Ferne; er fühlte sich als Musensohn und galt bereits als eine Zierde der Vaterstadt. Conz reichte ihm die Freundeshand, Reinhard stimmte die Leier zum Ruhme des Sängers, „der zum hohen Flug die ersten Schwingen hob und nicht mehr fern Schon schimmern sah sein Ziel, Unsterblichkeit" [3]) und Armbrusters Gedicht rief ihm zu:

„Stäudlin! In dem Aug die Wetterflamme,
Der du Suevus nervenlosem Stamme
Kraft in feige Memmenbusen sangst" [4]).

Reinhards poetische Epistel versäumt nicht, uns das schmuckgewählte Aeußere des gefeierten Jünglings zu zeichnen: „der Barde" Stäudlin, lesen wir,

„Trägt einen grauen Hut mit goldner Schnur,
Und einen grünen kurz geschnittnen Frak."

Im Kampfe mit Schiller ist sein Ruhm zerschellt, und mancher, der nachmals das Zusammentreffen beider erzählt hat,

---

[1]) Schwäb. Magazin, 1780, S. 248.

[2]) Vgl. S. 347 des Buches.

[3]) In den „Episteln" von K. R. (Karl Reinhard) und K. (Conz), Zürich, 1785. Nr. XI: Epistel „An Stäudlin. (Im Merz 1781). Mit Anmerkungen vom May 1783".

[4]) Gedichte von Joh. Mich. Armbruster, Kempten 1785: „An Stäudlin in Stuttgard. Solitüde. 1780".

hielt es für Pflicht, mit vollen Lungen auf Stäudlin zu ſchmähen. Dieſe Tapferkeit thut des Guten zu viel und ſie iſt ja heute ſehr wohlfeil. Stäudlin hat die Thorheit begangen, den Genius zu verkennen, und hat im Kampfe mit Schiller zu grober und biſſiger Satire gegriffen; aber daß die Anfänge des Genius Mißachtung finden, iſt Regel im Weltlauf, und diejenigen, welche hundert Jahre nachher in kritikloſer Begeiſterung ſchwimmen, ſind in der Regel die nämlichen Leute, welche alles Neuen leidenſchaftliche Verkleinerer ſind. Auf ein Stück Nachſicht ſollte aber Stäudlin um ſo eher Anſpruch machen dürfen, da ſeine Fehde mit Schiller im Ganzen und Großen als ein Geplänkel gegenſeitiger Neckereien erſcheint, und wo Stäudlin zu rohen Ausfällen ſich hinreißen läßt, dieſe doch die Wege Schillers nicht ernſtlich geſchädigt haben. Auch hatte Stäudlins Gegnerſchaft nicht ausſchließlich in perſönlicher Eiferſucht oder im Trotz geheimer innerer Beſchämung ihre Urſache, ſondern zugleich in ſeiner Geſchmacksrichtung, in ſeiner Abhängigkeit von veraltenden Muſtern; und wenn er in den Räubern, in Schillers Jugendlyrik nur kraftgenialiſches Pochen, Roheit und Bombaſt ſah, ſo war dieſe Auffaſſung freilich eine kurzſichtige und engherzige, aber ſehr ehrenwerte Männer dachten nicht anders, und einiger Bombaſt war ja wirklich vorhanden. Was die Schillerbiographie ſeither von Stäudlin erzählte, bewegt ſich unſelbſtändig im Geleiſe des von Boas gegebenen höchſt dürftigen Berichtes, und manche Urteile, welche über ſeine poetiſche Bethätigung in Umlauf geſetzt wurden, erinnern lebhaft an den Satz, daß eben da, wo Begriffe fehlen, ein bequemes Wort ſich einzuſtellen pflege. „Süßlich franzöſiſcher“ Manier, wie Palleske meint, hat Stäudlin nicht gehuldigt; vielmehr hatte ſein Dichten einen deutſch-patriotiſchen und einen deutſch-ſentimentalen Zug. Er war auch der „hausbackene“ Kamerad nicht, zu welchem Andere ihn machen möchten; vielmehr hegte und pflegte er das Schwärmen in Apollo jugendlichen Herzens. Die Bodmer, Klopſtock, Uz, Stolberg waren ſeine Leute. Er beſang Leopold von Stolberg in warmgefühlten Verſen, beſang — im Schwäbiſchen Muſenalmanach auf 1783 — Uz, „den Flakkus der Teutonen, den großen

Menſchen, der der Menſchheit lebt"; der Begeiſterung voll hatte er im Mai 1782 dem Ansbachiſchen Dichter die Hand gedrückt. Er ließ in einem Gedichte „An die Schwermuth" die Flut der Thränen rinnen, ſeufzend in Grabesſchauern, in Höltyſcher Weichheit und Youngſcher „Herzenszermalmung"; er ſtärkte ſich aber auch wieder mit Klopſtock an „Hermanns", des Cheruskers, „Thatenkraft", und in anakreontiſchen Stunden ſtimmte er ſogar ein „Walzlied" an und wußte von Mädchenreizen zu ſingen und zu ſagen. Stäudlin war ein fähiger Kopf, wenn auch kein Poet von Gottes Gnaden. Seine Lyrik hat etwas Abſichtliches, Geſpreiztes, ſie entſprang mehr der Nachahmung und Anempfindung als ſchöpferiſchem Trieb und verrät in Schwächen der Form den Dilettanten. Doch iſt „Die Verlobung", ein humoriſtiſches Idyll, nicht ganz ohne Wert.

Stäudlins „Eitelkeit" wird in der Schillerlitteratur mit fetter Schrift hervorgehoben. Man ſieht wohl, daß er nicht von denen war, welche ihr Licht unter den Scheffel ſtellen. Aber die Voreiligkeit und Gefliſſentlichkeit, mit welcher Alt und Jung Stäudlins Talent angeprieſen hatte, trägt Mitſchuld, daß ſein Selbſtgefühl das richtige Maß verfehlte; das tritt doch entlaſtend aus den Akten ſeiner Jugendgeſchichte hervor, und ſollte in Rechnung gebracht werden, auch wenn nicht des Mannes ſpäteres Schickſal Achtung und Mitleid verdiente. Am wenigſten iſt ihm zu verübeln, daß er einem Muſenalmanach ſeinen Namen lieh; dazu gab ihm die litterariſche Rolle, welche er in Stuttgart ſpielte, ein Recht und der Eifer um die Ehre Schwabens den Antrieb. In Stäudlin regte das Stammesgefühl ſich lebhaft: er war es, der Fulda mit dem Zuruf willkommen hieß:

„Sey mir gegrüßt mit teutſchem Gruß!
Umarmt mit dieſem Feuerkuß,
O Mann, den unſerm Vaterland
Ein guter Genius geſandt",

und ſein Gedicht an die Jünglinge Schwabens mahnte die Säumigen:

„Glüht Genius und Himmelsglut im Buſen
Saxoniens Erzeugten nur?

Seyd ihr, wie ſie, nicht Lieblinge der Muſen?
Nicht Söhne der Natur?
. . . . . .
Fleugt auf, fleugt auf zur lichten Sonnenhöhe,
Dem Könige der Vögel gleich,
Daß euren Flug der Himmel ſtaunend ſehe,
Die Erden ſchwinden euch!

Daß, ſchamerfüllt, ob ſeinem Hohn erröthe
Der Deutſche an der Elbe Strand,
Und in den großen Bund der Weißheit trete
Mit dir, mein Vaterland!"

Solcher Zuverſichtlichkeit gegenüber war ja ein ſkeptiſches Lächeln erlaubt, und Schiller durfte des Ueberſchwangs ſpotten; aber an ſich war die Sache doch löblich, und die berufene Vignette vor dem Almanach, die über Schwabenland aufgehende Sonne, war ſo wunderlich nicht: ſie war ein Tendenzbild, ſie gab das Programm.

Daß der „Schwäbiſche Muſenalmanach auf das Jahr 1782" „nicht der ſchlechteſte in Teutſchland" ſei, glaubte Schiller einräumen zu müſſen. Freilich gebricht es den meiſten Stücken an Originalität; die Rhythmen und Weiſen der Göttinger klingen überall wieder, und zwiſchen Klopſtock und Bürger ſchwankt das poetiſche Credo. Jugendliche Herzensregungen und Pathos der Geſinnung werden willig für dichteriſches Vermögen genommen. Von Stäudlin ſelbſt, von Conz, Reinhard, Armbruſter, Thill, von Friedrich Haug und Chriſtoph Friedrich Weiſſer ſtammt die Mehrzahl der Beiträge. Conz bringt Klopſtock ein Dankopfer dar, weiht ſich der „Muſe Sionas" und ſchwört bei den Heldengeiſtern des Vaterlands, „bider ſtets und Schwabe" zu ſein. Reinhard preiſt ſeine Fanny und beſingt in Verſen, welche nicht ohne Zartheit und Innigkeit ſind, „die kleine Chriſtiane St." (Chriſtiane Stäudlin); er wagte ſich aber auch an Balladen im Bürgerſchen Ton, und dieſe Verſuche mißlangen gründlich. Thill, ein Magiſter aus Großheppach, der in jungen Jahren verſtarb, hat Höltyſche Stimmungen [1]). Mahnte des Göttinger Sängers

[1]) Ein gewinnendes Bild von Thills Leben, ein intereſſantes Kultur-

liebliches Lied, Roſen auf den Weg zu ſtreuen und des Harms zu vergeſſen, ſo gelobte Thill in ſeinem „Vorſaz“:

„Heilig ſey mir jede Stunde,
Jeder Hauch aus Zephyrs Munde,
Jede Sonne, die mir ſcheint,
Jedes Lied von meinem Freund.

Keine Freude ſey vermiſſet,
Jedes ſchöne Kind geküſſet,
Und es klage nur der Thor,
Daß er ſeinen Tag verlor!“

Thill iſt eine anziehende Erſcheinung. Die ſtillen Reize der Natur, die Unſchuld und Sitteneinfalt ländlicher Zuſtände erwärmen ihm das Herz und ſpiegeln ſich in der Naivetät ſeines Empfindens. In der düſtren Ode „An Deutſchland“ legt er den Kothurn an die Sohlen; am liebſten aber verweilt ſeine Muſe in einem leichten, liedartigen Ton. Ins Gezierte verirrt ſich nur das Gedicht an den Lyriker Johann Georg Jacobi. Thills Sprache bleibt öfters in unausgegorenen Bildern ſtecken, fällt auch kopfüber in die Proſa; zuweilen aber gelingt ihm ein Vers von beſcheidener Grazie. So im Gedicht „Das ſchöne Bauermädchen“, welches beginnt:

„O wie iſt dein Blick ſo mild,
Wie dein Aug ſo helle!
Heller, als der Sonne Bild
Schimmert auf der Welle.

. . . . . .

Jugendlich geblähet winkt
Vom erhabnen Mieder
Schon der kleine Buſen, ſinkt
Und erhebt ſich wieder.“

Erotiſchen Inhalts iſt ein nicht geringer Teil der Stäudlinſchen Sammlung. Selten freilich begegnet man der Sprache ſtarker und leidenſchaftlicher Empfindung; verliebtes Getändel überwiegt uns jene mit dem Herzen koquettirende, zärtliche Sinnlichkeit,

---

bild zugleich, gab D. Chr. Seybold in ſeiner Erzählung „Hartmann, eine Wirtembergiſche Kloſtergeſchichte“, Leipzig 1787.

welcher das 18. Jahrhundert geneigt war. Auch das Lüſtern-Heiße bleibt nicht ausgeſchloſſen. Letzterer Gattung gehört das Gedicht „Der Jüngling am Bade ſeines Mädchens“ an, und dieſe Nummer iſt vielleicht deßhalb erwähnenswert, weil es ſcheint, als hätten wir hier die nämlichen Verſe vor uns, welche Friedrich Haug einſt im Wettkampf mit Schiller, Hoven und Peterſen verfertigt hatte [1]). Das Gegenſtück zu ſolchen vordringlichen Phantaſien bilden feierlich-langatmige Gedichte, zum Teil in antiken Maßen, welche die Tugend ſegnen und das Laſter an den Pranger ſtellen. Aber der Kampf gegen die „Wolluſt“ kehrt bei den Poeten des Stuttgarter Kreiſes auffällig oft wieder: Reinhard und Conz beſchäftigen ſich mit dieſem Gegenſtand; Armbruſter flucht der „Höllentochter“ in einer 1779 verfaßten Ode [2]), und auch Stäudlin greift in den Gedichten, welche er mit den Proben ſeiner „teutſchen Äneis“ herausgab, das gleiche Thema auf. Man ſieht, Schillers „Venuswagen“ ſteht nicht vereinzelt; vorangegangen war freilich Bürger mit der „Männerkeuſchheit“. Einen eigentümlichen Zuſatz erhält der Almanach durch die lange Reihe von Epigrammen, welche Friedrich Haug, der ihm gleichalterige Stuttgarter Friedrich Chriſtoph Weiſſer und Johann Michael Armbruſter beiſteuerten. Haugs Anteil erſcheint unter der Chiffre — g. Uns muten ſchon die erſonnenen Perſonennamen „Fuff“, „Bav“ u. ſ. w. altmodiſch an; es iſt aber auch der Gedankengehalt dieſer ſatiriſchen Nippſachen wenig erquicklich. Die Alltagsſchwächen der Geſellſchaft bilden den Gegenſtand müßiger, oft platter und zum Schlüpfrigen neigender Einfälle, und es hat an ſich etwas Unerfreuliches, wenn die Jugend ſich mit Witzeleien ein moraliſches Weltbild zurechtrückt. Die Spottverſe „Auf einen Kräuterkenner“ (den Botaniker Johann Simon Kerner), welche nachmals Schiller zugeſchrieben wurden [3]),

---

[1]) Vgl. S. 238 des Buches. Im Muſenalmanach iſt das Gedicht mit H . . . unterzeichnet. Wilh. Waiblinger gibt nur flüchtigen Bericht.

[2]) Armbruſters Gedichte, Kempten 1785, „An die Wolluſt“.

[3]) Goedeke hat das Epigramm auf Kerner, wenn auch nicht ohne Bedenken, in Band XV, I der hiſtoriſch-kritiſchen Schillerausgabe aufgenommen. Lange Zeit wurde Schiller für ein anderes Gedicht Armbruſters verantwort-

finden ſich hier als Armbruſters Eigentum. Der nämliche Autor bringt auch ein paar lyriſche Stücke; eines derſelben, „Der Dichter“ betitelt, iſt eine Art Parallele zu Bürgers „Männerkeuſchheit“. Verston und Vorſtellungen des letzteren Gedichtes haben auch auf Stäudlins Geſang „An Fulda“ eingewirkt.

Der Stäudlinſche Kreis und Schillers Gefolgſchaft waren nicht ſtrenge geſchieden. Zählte doch Friedrich Haug von der Militärakademie her zu Schillers Freunden, kehrte doch Conz, wenn er von Tübingen nach Stuttgart kam, bei dem Dichter der Räuber, dem Jugendgeſpielen, ein, und eben der Muſenalmanach auf 1782 war es, in welchem Conz mit der Ode an S., an Schiller, hervortrat [1]). Aber auch Reinhard knüpfte bald freundliche Beziehungen zu Schiller an. Karl Reinhard, als der Sohn eines Pfarrers 1761 zu Schorndorf geboren, war in den Kloſterſchulen zu Denkendorf und Maulbronn erzogen worden und hatte in Tübingen Theologie ſtudirt; gleichzeitig mit Conz, 1780, war er Magiſter geworden. 1781, als der Muſenalmanach ſeinen Namen in die Oeffentlichkeit gebracht hatte, beſuchte er Stuttgart. „Damals,“ ſchildert er ſelbſt, „ſahe ich zum erſten- und letztenmale nur drei Tage lang Schiller'n, der ſo eben die Karls-Akademie verlaſſen hatte. Eine hohe hagere Figur, mit hochblondem Haar, blaſſer Farbe und militäriſchem Schritt, nicht Haltung; ſo erſchien er mir damals. Meine metriſchen Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen und aus Tibull gefielen ihm. Er faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlaſſen hat. Bei einer Fehde, die aus jugendlichem Uebermuth und aus Rivalität ſich entſpann zwiſchen dem Herausgeber der Anthologie und dem Herausgeber des Schwäbiſchen Almanachs gab er mir Beweiſe davon und nach ſeinem Tode fand ich andere mir wichtig und werth gewordene in Weimar“ [2]).

---

lich gemacht, für die „Schilderung des menſchlichen Lebens“, welche (als dritte Strophe) die Verſe enthält: „Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen, Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt, Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen Römer Weisheit auf den Rücken malt“; daß dieſes Gedicht von Armbruſter „nach J. B. Rouſſeau“ überſetzt iſt, hat Boas, I, S. 23—26 erwieſen.

[1]) Vgl. S. 66 des Buches.

[2]) Aus einem in Reinhards Nachlaß vorgefundenem Aufſatz mitgeteilt

Karl Reinhard war von glänzender Begabung. Liebe zur Dichtkunſt und der Sinn für die politiſchen Intereſſen der Menſchheit rangen in ihm um die Oberhand, und mit der Empfindungsfülle eines enthuſiaſtiſchen Herzens vereinigte er einen klaren Blick und weltmänniſche Anlagen. 1783 veröffentlichte Reinhard im Anhang zu ſeiner Ueberſetzung des Tibull eine Reihe von Elegien; ſie überraſchen durch ihren Gedankengehalt, oft auch durch die Schönheit der Sprache. In Aufwallung herben Unmuts, aber ohne den Zoll der Ehrfurcht zu verweigern, gedenkt die erſte Friedrichs des Großen; Tibull wird angeredet:

„Ja ich hab' es gewagt mit oft entſinkenden Händen
Deine Grazie zu hüllen in deutſches Gewand.
Reize hat deutſches Gewand, die nur der franzöſiſche Knabe,
Und Ein Mann nur, ſo werth helleren Blickes, verkennt."

Dabei verweiſt eine Anmerkung auf Friedrichs Schrift De la litterature Allemande. Eine andere Elegie entrollt die Freiheitsideale des Jünglings. Von Widerwillen erfaßt wendet der Geiſt des Dichters ſich weg von den Bildern gleißender Kultur, von Ludwigs des Vierzehnten entnervender Pracht, um in Verſen, welche zu wahrer Poeſie ſich aufſchwingen, Rouſſeau zu feiern:

„Nicht bey den Wundern Europa's
Will ich weilen; nicht da, wo ſich die Menſchheit vermummt.
Mich erwartet das allumgränzende Weltmeer: Ich ſegle
Glücklichen Inſeln und friedlichen Wohnungen zu!
. . . . . .
Edler Rouſſeau! Ach hätte dir einſt von Taheiti ſein Tayo
Wiedergehallet, kein Gram hätte gebrochen dein Herz:
Ja! Dort hätte kein Mönch ins Sanbenito dich Armen

---

von Guhrauer in der Skizze „Graf Karl Friedrich Reinhard", Raumers Hiſtoriſches Taſchenbuch, Neue Folge, 1846. Die väterliche Schreibung „Reinhardt" änderte der Träger des Namens, als er franzöſiſcher Bürger geworden war, in „Reinhard". Ueber ſeine Beziehungen zu Schiller vgl. den ſachkundigen Artikel Wilhelm Vollmers in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1875, Nr. 197 und 198. Daß Reinhards Aufſatz über das Tübinger Stift im „Schwäbiſchen Muſeum" zum Abdruck kam, iſt von Vollmer zuerſt wieder bemerkt worden.

Eingehüllet, dein Buch hätte kein Henker verbrannt.
Dort kein duldender Arouet dich verfolget, kein Prieſter
Seinen Pöbel empört, oder kein Pöbel gehorcht . .
. . . . . du hätteſt Menſchen gefunden . . . . .“

Wer ſo dachte, mußte das Innerſte Schillers erregen. Und die Natur ſelbſt ſchien die Verwandtſchaft der Seelen in der Aehnlichkeit der Geſichtszüge angedeutet zu haben; denn Reinhard erinnerte ſo lebhaft an Schillers Erſcheinung, daß in ſpäteren Jahren die Wittwe des Dichters ihn zu ſehen ſehnſüchtig wünſchte[1]). Empfänglichkeit für Schiller zeigte auch Johann Michael Armbruſter. Er war in der Militärakademie erzogen worden; aber der Gärtnereiabteilung angehörig, wird er zu dem Eleven Schiller kaum in Beziehung gekommen ſein. 1779 war er herzoglicher Gärtner in Hohenheim; 1782 ging er als Schreiber Lavaters nach Zürich. Er war ein Eiferer für Recht und Wahrheit, mit einem Hang zum Derben, zum Polterton, ein warmer Menſch, wenn auch unter dem Druck ärmlicher Lage früher Verbitterung zugänglich. Von ſeinen poetiſchen Verſuchen gibt die zu Kempten veröffentlichte Sammlung ſeiner Gedichte eine beſſere Vorſtellung als ſein Anteil an Stäudlins Almanach; es fehlt ihm nicht an dichteriſchem Feuer, und manche Nummern, wie der Geſang „An den Rheinfall bey Schafhauſen“ und das Bruchſtück „D. Johann Fauſt“ ſind ſchon um ihres Gegenſtandes willen intereſſant. Aber zumeiſt bleibt die Form roh, und öfters iſt der Gehalt aus Anderer Eimern geſchöpft. Hiebei überraſcht der Einfluß Schillers. Armbruſters Gedicht „An Gottwalds Geiſt“ ſteht durchaus unter dem Banne von Schillers „Elegie auf den Tod Weckerlins“, und wie weit dieſe Abhängigkeit reicht, lehrt z. B. eine Vergleichung der achten Strophe der Elegie Schillers mit den Verſen Armbruſters:

„Wohl dir — unſerm bunten Erdgewimmel,
Dieſem nervenloſen Kinderſtand,
Dieſem komiſch tragiſchen Getümmel
Wand dein Geiſt ſich los — dem Sklavenland“ u. ſ. w.

[1]) Vgl. den Brief Charlottens an Cotta, d. d. 28. Okt. 1807, mitgeteilt von Vollmer.

Ebenſo entlehnt Armbruſters Gedicht „An Laura“ unverkennbar einzelne Motive aus Schillers Gedicht „An Minna“. Und der Schüler verweigerte dem Meiſter nicht die Ehre: Armbruſters „Schwäbiſches Muſeum“ nahm für Schiller offen Partei und erkannte in dieſem „einen der gröſten Theaterdichter der deutſchen Nation“, während Freund Peterſen in ſeiner Mannheimer Preisſchrift wohl ein Dutzend anderer Dichter des neueſten Zeitraums zu rühmen wußte, aber für Schiller kein Wort fand.

So fehlte es nicht an Ueberläufern zwiſchen den Lagern Schillers und Stäudlins, und Schiller durfte, als er in der Anthologie, im Gedicht „die Rache der Muſen“, die Mitarbeiter des Almanachs geißelte, launig fragen:

„Waren hübſche Jungen drunter
Wie geriethen ſie
Dieſes Brüder nimmt mich wunder
In die Kompagnie?“

Anfänglich ſtand Schiller ſelbſt zu Stäudlin in guten Beziehungen. Den Schützling Balthaſar Haugs wie den Sänger Hallers konnte er nicht unbeachtet laſſen, und als Stäudlin im Sommer 1781 zu Beiträgen für den erſten Jahrgang des Almanachs aufforderte, übergab ihm Schiller „die Entzükung an Laura“. Was aber war der erſte Anlaß zu einer Verſtimmung? Die Jugendfreunde des Dichters ſprechen ſich unbeſtimmt aus und verwirren eher die Reihenfolge der Thatſachen. Conz erzählt in einem muſterhaft ſchlecht gebauten Satze, die von ihm in den Almanach gegebenen Gedichte habe Schiller gelobt „auch öffentlich in einer für das Ganze des Inſtituts, da er bald nach der Erſcheinung des Almanachs mit dem Herausgeber, von dem er ſich ich weiß nicht mehr wodurch, gekränkt glaubte, zerfallen war, nicht eben günſtigen Anzeige“ [1]). Einigen Aufſchluß über die Art dieſer Kränkung ſcheint Stäudlins poetiſche Epiſtel „An Herrn Profeſſor S— in Erlangen“ zu geben, welche im „Schwäbiſchen Muſenalmanach auf 1783“ ſich findet. Der Angeredete iſt Ludw. Aug. Schott, Profeſſor der Rechte zu Erlangen, ein

[1]) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 3.

Würtemberger von Geburt und befreundet mit Stäudlin, der ihn 1782 auf seiner fränkischen Reise besucht hatte. Stäudlin schildert mit einem Anflug von muntrem Humor die Leiden, welche ihm die Redaktion des Almanachs bereite, den Augiasstall, welchen er auszumisten habe; ein Stoß von Briefen und Gedichten habe ihn bei seiner Rückkehr erwartet, und nun gelte es guten Mutes zu sein:

„Ich brech' ein zweites Siegel auf — und hu!
Ein Odensturm — wie tobt er auf mich zu!
Gehäufter Unsinn überall
Und ungeheurer Wörterschwall —
Ha! welch ein Flug! — das tönt mir all zu lyrisch!
Mich dünkt, ich lese gar sibirisch!
Es wirbelt strudelt donnert braußt
In jeder Zeile so wie in des Dichters Hirne
Die eine Stelle sagt: Hier schlug sich mit der Faust
Der Autor an die spröde Stirne!
Die andre: Hier hat er in Fiberglut geträumt!
Die dritte: statt zu denken, fad gereimt!
Was soll ich thun! — die arme Leserwelt
Tyrannisch auf des Unsinns Folter spannen?
Nein! lieber das Gedicht verbannen,
So sehr mein Pindar auch für Meisterstük es hält!"

Daß diese Verse auf Schiller gemünzt sind, unterliegt keinem Zweifel, und Boas geht möglicherweise nicht irre, wenn er den Schluß zieht, Schiller habe mehrere Gedichte für den Almanach eingeschickt, Stäudlin aber lediglich „Die Entzückung" aufgenommen. Es ist freilich zu berücksichtigen, daß die Epistel an Schott vom Jahre 1782 datirt ist und von der Redaktion des Musenalmanachs auf 1783 redet, während Schillers Beteiligung nur für den ersten Jahrgang in Frage kommen kann. Strenge geschichtlich ist Stäudlins Erzählung also nicht. Wohl aber verrät sich in jenen Versen Stäudlins kritische Meinung von Schillers Lyrik, und vielleicht kam es bereits wegen der „Entzückung an Laura" zu mündlichen Auseinandersetzungen. Daß der Almanach dieses Gedicht in kürzerer Fassung bringt als die Anthologie, könnte damit zusammenhängen.

Klarer liegt vor, wodurch Schiller zuerst den persönlichen

Groll Stäudlins erregte. Im zweiten Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" findet sich eine Rezension, welche Stäudlins „Proben einer teutschen Äneis nebst lyrischen Gedichten" bespricht. Daß sie aus Schillers Feder stamme, übersahen meine Vorgänger, und Goedeke verweigerte ihr die Aufnahme, weil er ein äußeres Zeugniß für die Echtheit vermisste [1]). Aber weder äußere noch innere Zeugnisse fehlen. In der Vorrede zum „Schwäbischen Musenalmanach auf 1783" redet Stäudlin das Publikum an: „Ich habe dir mancherlei Gerichte darinn aufgetischt — und wenn sie dir nicht mißbehagen, soll mich's freuen. Ist dir hie und da eins zu viel oder zu wenig gesalzen, oder gar am Feur verbrannt; so laß dich's nicht verdriessen, und trink ein stärkendes Gläschen drauf. Ich selbst habe dir aus meiner eigenen Küche so viel und so gut aufgetischt als ich vermochte: wenn dir die Schüsseln nicht schmeken, so ligt die Schuld nicht an — dem armen Koche." Der Rezensent der „Äneis nebst lyrischen Gedichten" hatte geschrieben: „Ich will es auf mehrere Leser ankommen lassen, ob man nicht von dem ewigen Einklang seiner Empfindungen ein bißchen überladen wird. Immer sehen wir seine Muse um eine und eben dieselbe Ideen sich herumwinden: immer an der nemlichen Empfindung käuen, welches dem Leser, der gern gescheidter weggeht, zur Last fallen muß. In seinen Gedichten glüht — pocht — wirbelt alles. Ueberall strozt's von jugendlichem Thatendurst, von Unsterblichkeit, von empfindsamen Thränen (welche, inzidenter anzumerken, endlich einmal aus der Mode kommen dörften,) von Herzklopfen und dergleichen andern Symptomen, die am Ende gar noch in die Medizin einschlagen. Der Dichter bratet uns an seinem Genie-Feuer, welches doch ein bißchen zu kannibalisch schmeckt." Man sieht, Stäudlin macht sich über die Rezension lustig, er parodirt sie. Die Vorrede fährt fort: „So viel ich vernommen habe, hast du meine erste Bewirthung nicht ganz verschmäht; und dafür sei dir bestens gedankt. Ich habe mich wenigstens nicht, wie mir neulich ein journalistischer Marktschreier

[1]) Historisch-kritische Schillerausgabe I, S. 383—384, Anmerkung.

profezeit hat, an den Schwerdſpizen der Kritik geſpiest — er müßte denn ſeinen eigenen hölzernen Hanswurſtdegen meinen, welcher uns, wie wir ihn verſichern dörfen, nicht gefährlich verwundet hat.“ Dieſer „journaliſtiſche Marktſchreier“ iſt kein andrer als — Schiller; mit den Worten: der Epochemacher [Stäudlin] ſehe zu, daß er nicht „an den Schwerdſpizen der Kritik ſich ſpieſſe“, ſchließt Schiller im „Wirtembergiſchen Repertorium“ ſeine Kritik des Almanachs. Und nun fügt Stäudlin bei: „Was wir ihm übrigens freundſchaftlich rathen wollen, iſt, daß er künftig Satiren etwas ſchlauer von ſich abwälzen, und ſich hüten möge, ſeiner eigenen Kritik den Stab zu brechen, wenn er mir in der einen brennendes Dichtergenie und epiſche Schöpferkraft zuſpricht, und mich in der andern zu den ſchaalen Reimern herabſezt“. Damit iſt Schiller als der Verfaſſer der fraglichen Rezenſion gekennzeichnet: denn gerade ſie wünſcht dem „brennenden Genie“ Stäudlins einen ergiebigen poetiſchen Stoff und ſie verſichert, daß der Ueberſezer Virgils ſich den „Weg zur Selbſtſchöpfung gebahnt“ und nunmehr nichts weiter nötig habe „als einen würdigen Held, den ſein Epos unſterblich machen möge“. Nebenher mag bemerkt ſein, daß auch Stäudlins poetiſche Epiſtel an Schott erkennen läßt, wie ſchwer dem Vater des Almanachs die Rezenſion der „Äneis nebſt lyriſchen Gedichten“ im Magen lag; ſind doch die Verſe:

„Es wirbelt ſtrudelt donnert braußt
In jeder Zeile . . . . . .“

nichts weiter als eine bequeme Zurückgabe des von Schiller erhobenen Vorwurfs: „In ſeinen [Stäudlins] Gedichten glüht — pocht — wirbelt alles“.

Weß Geiſtes Kind die Rezenſion iſt, verrät ſie überdies ſelbſt. Die markige, ſtürmiſche, nach Bild und Witz greifende, in Einzelheiten des Ausdrucks ziemlich ſorgloſe Schreibart, welche die Proſa des jugendlichen Schiller auszeichnet, findet ſich in ihr wieder, und gewiſſe Wendungen und Lieblingsworte, wie das auch in den „Räubern“ vorkommende, dort Spiegelberg in den

Mund gelegte „inzidenter", geben ihr ſein individuelles Gepräge. Zwar iſt der Autor, ſo lange er die Virgilüberſetzung mit dem lateiniſchen Texte vergleicht, zu einem gelehrteren Tone gezwungen; aber auch dabei zerrt er an den Zügeln, und wenn er ein allgemeines Urteil ausſpricht oder vollends, wenn er an Stäudlins „lyriſchen Appendix" gerät, läßt er den Rappen laufen. Das iſt nicht die Sprache eines ehrſamen Pedanten der philologiſchen Zunft, geſchweige eines Schulmanns des vorigen Jahrhunderts. Es kann auch nicht wunder nehmen, daß Schiller dem Ueberſetzer Virgils auf den Zahn fühlt; hatte er doch ſelbſt, noch ein Zögling der Militärakademie, an der Verdeutſchung des römiſchen Dichters ſich verſucht. Und ſo wenig verbirgt der Rezenſent den Freundeskreis, aus welchem das Schriftſtück ſtammt, daß er ſogar auf eine ſcherzhafte Aeußerung Peterſens anſpielt. Unter dieſen Umſtänden muß gefordert werden, daß die Rezenſion von Stäudlins „Proben einer teutſchen Aeneis nebſt lyriſchen Gedichten" in den künftigen Ausgaben der Werke Schillers ihre Stelle finde. Sie iſt an ſich intereſſant genug. Zunächſt um einer Vergleichung zwiſchen Homer und Virgil willen. Schiller gibt zu, daß der römiſche Dichter ſich durch „Harmonie und Eleganz" auszeichne; aber er findet, daß Virgil „die kühnen freien Naturgemählde des Griechen mit nicht ſeltener ängſtlicher Kunſt kopirt oder gar durch unrechte Stellungen herabgewürdigt, und aus dem unerſchöpflichen Magazin ſeines Vorgängers romantiſche Helden und Wundermärchen zuſammengeſtoppelt hat, ohne genug philoſophiſchen Zuſammenhang, ohne jene groſſe erhabene Einfalt des Iliumſängers, die auf Geiſt und Herz ſo gewaltig würkt." „Nacket und unbeſchüzt liegen jezt ſeine Mängel vor unſern kritiſchen Augen, die ſich vorhin [im lateiniſchen Original] in das reizende Kleid des Ausdrucks verſteckt hatten — da ſteht der groſſe Virgil wie ein Federloſer Pfau — gegen den Mann Homer ein unbärtiger Knabe." Das iſt ſtark geſagt, aber im Grunde richtig und ein Beweis, daß Schiller das Genie Homers bereits zu ahnen begann [1]). Auch was Schiller über den deut-

[1]) Vgl. S. 244 des vorliegenden Buches, Anm. 2.

ſchen Hexameter vorbringt, verdient Beachtung, und wenn es uns bei Klopſtocks Verſen kaum mehr zu Mut wird, „als hörten wir die bezauberndſte Symfonie, den herrlichſten Wechſel vom Andante zum Preſto, vom Schwung zum Adagio“, ſo ſtimmen wir doch um ſo williger dem Nachweis zu, daß der Satzbau der „Hexametriſten nach Klopſtock“, der Vers der Denis, Stolberg u. ſ. w., „um viel zu Lateiniſch“ ſei und nicht ſelten das deutſche Ohr beleidige. Die Kritik, welche Schiller an einzelnen Stellen der Virgilüberſetzung übt, iſt gleich zutreffend, ob hier ein dichteriſch unvollkommener Ausdruck oder dort ein Mißverſtehen des lateiniſchen Textes gerügt wird.

Dem Lyriker Stäudlin erkennt Schiller eine „edle und würdige Empfindungsart“ zu, er miſcht Lob und Tadel und ſpendet des Lobes nicht wenig. Aber ſein Schlußwort: „Endlich überſtrömt der Hr. Verf. gar zu ſehr von Gefühl ſeines eigenen Dichterwerths, welches dem Leſer, der in dieſem Punkt gern ſelbſt entſcheidet, in ſein Recht greiffen heißt“ — traf eine empfindliche Stelle. Die Rezenſion Schillers erſchien am 28. Sept. 1781, gleichzeitig mit Stäudlins Muſenalmanach. Kurze Zeit nachher kam Reinhard nach Stuttgart und erfuhr von einem Zerwürfniß zwiſchen Schiller und Stäudlin.

Schillers nächſter Schachzug war die Sammlung ſeiner eigenen Gedichte, die Herausgabe der „Anthologie auf das Jahr 1782“. Der vorlaute Nebenbuhler ſollte zurückgedrängt werden, der rückſichtslos männliche und revolutionäre Geiſt, welcher in den Räubern brauſte, ſollte auch in der Lyrik das Feld behaupten. Doch gab der Wettkampf mit Stäudlin nur den äußern Anſtoß zu Schillers Unternehmen; die Gedichte, welche, wachſend an Zahl und Bedeutung, neben den Räubern entſtanden waren, verlangten längſt nach Licht und Luft. Daß bei der Herausgabe mehrere Motive zuſammenwirkten, deutet auch Scharffenſtein an; „Um dieſe Zeit“, berichtet er [1]), „gab eine poetiſche Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des ſchwäbiſchen Muſenalmanachs und Anführer der poetiſchen

[1]) Morgenblatt, 1837, Nr. 58.

Zunft im Lande, Schillers Anthologie das Daseyn, weniger (nach Schillers Sinn) um zu rivalisiren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lucrativen mit etwas Anderem probieren."

Wie der Musenalmanach sollte die Anthologie von einem Bund Gleichgesinnter Zeugniß geben; aber der Heerbann, welchen Schiller aufzurufen vermochte, stand an Leistungskraft noch hinter Stäudlins Gefolgschaft zurück, und der Herausgeber war genöthigt, mit eigenem Pfunde zu wuchern. „Die meisten Gedichte der Anthologie sind von Schiller", bemerkt Scharffenstein, „denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog." Ein einziges Zeugniß von Schillers Werben hat sich erhalten: ein undatirter Brief an Hoven [1]), welcher lautet: „Petersen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder besser, Anthologie schon gesagt haben. Du hast ihm eine Romanze geschickt, die ich schlechterdings nicht brauchen kann, weil sie die theologische Censur nicht passirt und das ganze Institut hintertreiben könnte. Sey also so gut und verfertige etwas anders, das wider die Intoleranz unserer Censur nicht so schnurgerade anrennt. Schicke mir auch Deinen Ossianschen Sonnengesang und gute Epigramme, auch überhaupt laß Deine komische Muse für uns nicht verloren gehen. Ich lege es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verlust rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirtest. Vier Bögen sind gedruckt .... Komm überhaupt dieser Tage hieher und dann das weitere." Aus diesen Zeilen ergibt sich nebenbei, daß Petersen Mitarbeiter bei der Herausgabe war. Petersen selbst erwähnt in seinen Aufzeichnungen der Anthologie nicht; Streicher beschränkt sich auf die Bemerkung, Schiller habe eine „Sammlung Gedichte, die theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden schon in der Akademie bearbeitet worden waren", unter dem Namen Anthologie erscheinen lassen. Es war also zunächst der akademische Freundeskreis, welchen Schiller zur Beihilfe

[1]) Gedruckt in Hovens Selbstbiographie, S. 378. Bestimmtere Angaben über die Beteiligung der Freunde Schillers finden sich bei Hoven nicht.

heranzog, und auch ältere, noch auf der Schulbank entstandene, Gedichte wurden in Anspruch genommen. Schiller fühlte den Unwert mancher Beiträge und das Uebereilte des Unternehmens: „eine strengere Feile", gesteht er im Wirtembergischen Repertorium, „wäre ... durchaus nöthig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden, und seine achtzehn Bögen haben, was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet?"

Einschließlich der Operette Semele zählt die Anthologie 83 Nummern. Gleich der Widmung und der Vorrede sind sämmtliche Gedichte mit Chiffren gezeichnet; nur einmal tritt mittelst der Unterschrift „Vom Verfasser der Räuber" die Person des Autors hervor. Die Sitte oder Unsitte, Beiträge zu Zeitschriften und poetischen Sammelwerken anonym zu halten, ist im 18. Jahrhundert allenthalben herrschend, und die Anthologie pflegte dieses Versteckspiel um so lieber, da es dem Mutwillen des Unternehmens diente und die Zahl der Mitarbeiter größer erscheinen ließ, als sie thatsächlich war. Mit der Miene eines Unbeteiligten und als ob er hinter eine plumpe Finte gekommen sei, äußert Schiller im Wirtembergischen Repertorium: „Auch merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber so gar fein ist dieses Stratagem eben nicht ausgefallen" [1]). Die Chiffren, im Ganzen 23, sind willkürlich gewählt, der Anfangsbuchstabe des Autornamens scheint zumeist nicht berücksichtigt zu sein. Unter diesen Umständen macht die Feststellung von Schillers Eigentum leidige Schwierigkeiten.

[1]) Im Original, Wirtembergisches Repertorium, I. Stück, S. 215, ist das Wort „ein" vor „Verfasser" mit fetter Schrift gedruckt (nicht so bei Goedeke, histor. krit. Schillerausgabe I, S. 385). Diese Hervorhebung könnte lediglich um des Gegensatzes zu „mehrere" willen gemacht sein, aber die Fassung des nächstfolgenden Satzes verrät, daß in der That Schiller hier einen einzelnen der Mitarbeiter, d. h. sich allein, im Auge gehabt hat. Dennoch möchte ich nicht mit Boas, Schillers Jugendjahre II, 214 folgern, daß nicht auch andere Mitarbeiter sich der nämlichen „Kriegsliſt" bedient haben.

Wohl hat Schiller ſelbſt ſich zu 21 der mit Chiffren verſehenen Gedichte bekannt [1]), indem er ſie in ſpäteren Schriften wiederholte, und bei einigen andern iſt ſeine Autorſchaft nicht ſchwächer beglaubigt; aber ein anſehnlicher Reſt bleibt mehr oder weniger unſicher. Die ältere Biographie hat es thörichterweiſe verſäumt, bezüglich der zweifelhaften Stücke denjenigen der Jugendfreunde Schillers, welchem das längſte Leben gegönnt war, Friedrich von Hoven, zu befragen, und die kritiſche Unterſuchung muß nunmehr das Gewicht der Chiffren von Fall zu Fall prüfen, muß auf das Gebiet der „inneren Gründe" ſich wagen. Einen Anhaltspunkt, der nicht unterſchätzt werden darf, gibt die Erklärung des Verlegers Johann Benedikt Metzler, welcher zur Oſtermeſſe 1798 die Anthologie wiederum auf den Markt warf. Dem neuen Titelblatt, welches den Namen Schillers nicht länger verſchwieg, fügte Metzler einen kurzen Vorbericht bei, in welchem dem Publikum mitgeteilt wurde, „vorzüglich die mit M. P. W.D. und Y. bezeichneten Gedichte" ſeien von Schiller. Schiller war bei dieſem Unternehmen unbeteiligt, hat aber auch der Angabe Metzlers nicht widerſprochen.

21 Gedichte der Anthologie ſind mit Y unterzeichnet; 9 mit O; 5 mit M; 4 mit P; je eines mit v. R., mit *, mit †, mit A, mit B, mit Ha., mit Bn.; je 2 mit C, mit Hr, mit L, mit U; je 3 mit G, mit Rr., mit W, mit W.D; je 4 mit H . . ., mit T, mit X, mit Z.

Y iſt die gewichtigſte Chiffre. Mit ihr unterzeichnet Schiller die Widmung und die Vorrede und nimmt ſie ſchon dadurch als Chiffre des Herausgebers in Anſpruch. Mit Y ſind ſämmtliche Lauragedichte gezeichnet, desgleichen die Gedichte „Die Kinds-

[1]) Die Angabe bei Goedeke, hiſtor. krit. Ausgabe I, 355, iſt nicht völlig genau: Nr. 53 der Anthologie, „Meine Blumen", hat Schiller nicht in den zweiten, ſondern in den erſten Teil ſeiner bei Cruſius veranſtalteten Sammlung aufgenommen, und Nr. 13 der Anthologie, „Die Kindsmörderin", welche im zweiten Teil ihre Stelle fand, hat Goedeke mitzuzählen vergeſſen. Ferner gibt Goedeke S. 356 irrtümlich für Nr. 71 der Anthologie, „An Minna", Y ſtatt M als Chiffre an, und S. 312 trägt das Epigramm „Quirl" durch Druckfehler die Chiffre Q anſtatt O.

mörderin", „Die Größe der Welt", „Gruppe aus dem Tartarus" und „Morgenfantaſie", welche Schiller in den zweiten Teil ſeiner bei Cruſius veröffentlichten Sammlung aufnahm. Mit Y iſt auch das Gedicht „Die Freundſchaft" gezeichnet, welchem wir in Schillers „Philoſophiſchen Briefen" wiederbegegnen. Die gleiche Chiffre haben die Gedichte „Elegie auf den Tod eines Jünglings" (Joh. Chriſtian Weckerlins) und „Eine Leichenfantaſie"; dieſe nahm Körner in die geſammelten Werke auf. Daſſelbe gilt von der Operette „Semele". Somit ſind nur 4 mit Y gezeichnete Gedichte übrig, für welche die Autorſchaft Schillers unbeſtätigt geblieben iſt: „Die Journaliſten und Minos", „Hymne an den Unendlichen", „Die Peſt eine Fantaſie" und „Die ſchlimmen Monarchen". Aber ein Zweifel an ihrer Echtheit wäre ſchon deßhalb gewagt, weil Y als eine Chiffre Schillers ſo vielfältig bezeugt iſt und weil die Anthologie zu der Annahme, daß mehrere Autoren mit einer und der nämlichen Chiffre bezeichnet ſeien, nirgends Urſache zu geben ſcheint. Und gerade bei dieſen Nummern ſprechen Inhalt und Charakter der Gedichte unzweifelhaft für Schillers Autorſchaft. Mit den „Journaliſten und Minos" eröffnet Schiller den lyriſchen Reigen; er ſtellt abſichtlich ein ſatiriſches Tendenzgedicht an die Spitze des kampfluſtigen Buches. Es iſt verwunderlich, daß Hoffmeiſter [1]) unſicher äußert, das Gedicht enthalte vielleicht eine perſönliche Anſpielung", daß Boas [2]) meint, das Gedicht möge wohl eine individuelle Bedeutung gehabt haben, die uns dunkel iſt, und man verſtehe nicht, weßhalb es die vorderſte Stelle erhalten habe. Denn auf der Hand liegt ja doch, daß auch dieſe Satire gegen den Stäudlinſchen Kreis gerichtet iſt; die „Journaliſten", der „Schwarm Autoren", welche das Waſſer des Kokytos in ihr „Dintenfäßgen" geſchöpft haben, ſind die ſchreibſeligen Mitarbeiter des Schwäbiſchen Muſenalmanachs; darüber dürfte Niemand im Ungewiſſen ſein, der aus dem Gang der biographiſchen Erzählung ein volles Bild der Sachlage gewonnen hat [3]). Auch

[1]) Nachleſe, I, 137.

[2]) Schiller's Jugendjahre, II, 121.

[3]) Vgl. Düntzer, Schillers Leben, S. 113, Joachim Meyer, Neue Bei-

Die mit * gezeichnete „Rache der Muſen" iſt ein Tendenzgedicht gegen Stäudlin und den Schwäbiſchen Muſenalmanach und wird ſchon als ſolches auf die Rechnung des Herausgebers zu ſetzen ſein; ſie iſt auch durchaus im Geiſt und Ton ſeiner litterariſchen Satire gehalten. „Die Winternacht", unter welcher das Zeichen † ſich findet, gibt augenſcheinlich ein Bild von Schillers perſönlichen Zuſtänden in der Form einer Selbſtſchilderung; ſie iſt zugleich das Schlußwort der Anthologie, und dieſes ſtand wie das Eröffnungsgedicht dem Herausgeber zu.

In Verlegenheit ſetzt die Chiffre W. Für die Echtheit des mit W. unterzeichneten Gedichtes „An die Sonne" leiſtet der Name der Schweſter Schillers Bürgſchaft; von Chriſtophinens Hand gefertigt, von ihr ſelbſt mit dem Beiſatz „Gedicht von Schiller in ſm. 14. Jahre" verſehen, gelangte eine Abſchrift in den Beſitz einer Meininger Familie [1]). Die Unterſchiede, welche der Druck der Anthologie gegenüber dem Texte Chriſtophinens aufweiſt, ſind unweſentlich; ſie deuten auf eine Ueberarbeitung zu Gunſten eines regelmäßigeren rhythmiſchen Baues. Wie die Dinge liegen, muß mit dieſer Thatſache gerechnet werden; und da, wie bemerkt, in der Anthologie Regel zu ſein ſcheint, daß die nämliche Chiffre durchaus einem und demſelben Autor angehört, ſo ergibt ſich die Schlußfolgerung, daß auch die beiden andern mit W. gezeichneten Gedichte „Die Herrlichkeit der Schöpfung" und „Ein Vater an ſeinen Sohn" Schillers Eigentum ſeien. So lange man von der Legitimirung des Gedichtes „An die Sonne" nichts wußte, galten alle 3 Nummern als „gedankenarm", „trocken" und darum als unecht; dieſen Standpunkt nahmen Boas und Bülow ein, und Hoffmeiſters Schweigen beſagt nichts anders. Aber ſchon Joachim Meyer erklärte ſich auf Grund der vorhandenen äußeren Zeugniſſe für die Echtheit der fraglichen Gedichte [2]). Von den Neueren überhebt ſich Pal-

[1]) Vgl. S. 149 des Buches, Anm. 1.

[2]) Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feſtſtellung des Schiller'ſchen Textes, S. 29—30. Meyer verweiſt auf Hennebergers Mitteilungen ſowie auf einen Brief, welchen Karl Graß (nicht „Groß") d. d. 10. Aug. 1805 aus Neapel an Charlotte Schiller richtete. Graß erinnert Charlotte an

leske, dessen Behandlung der Anthologie durchaus unwissenschaftlich ist, jeder Erwähnung; Boxberger nahm alle 3 Gedichte in die Groteske Schillerausgabe auf, versäumte jedoch in der Einleitung sich zu rechtfertigen [1]). Wie es scheint, hat Schiller unter der Chiffre W. diejenigen seiner Gedichte vereinigt, welche früher Jugend, fast noch der Knabenzeit, ihre Entstehung verdanken. Läßt man diese Annahme gelten, so wird auch der Maßstab für die Beurteilung des poetischen Wertes ein anderer, ein nachsichtiger. Die Gedichte „An die Sonne" und „Die Herrlichkeit der Schöpfung. Eine Fantasie", beide hymnenartig, sind jener religiös-feierlichen und musikalisch austönenden Naturbetrachtung entsprungen, welche das Erwachen des Schillerschen Geistes begleitet hat. „Die Herrlichkeit der Schöpfung" nennt zwar den Brocken als den Gipfel, von welchem aus die Wunder „des Ewigen" überschaut werden, aber man darf an die Stelle dieses flüchtig gebrauchten Namens nur die Höhe der Solitude setzen, um eine in biographischer und sachlicher Hinsicht vollkommen passende Oertlichkeit zu gewinnen; von realistischer Naturschilderung ist hier ohnehin keine Rede. Einzelne Wendungen und Ausdrücke wie „Die innre Himmel majestätisch schwamen" sind in der Art Schillers, und auch seine Neigung, in der lyrischen Dithyrambik das Versmaß zu wechseln, kommt zum Vorschein. Das Gedicht „Ein Vater an seinen Sohn", moralisirenden Inhalts, eine Verherrlichung des Gerechten, ist allerdings äußerst schwach, noch ganz unreifer Versuch, und es erscheint wunderlich, daß im Munde des jungen Schiller ein Vater seinen Sohn ermahnt; aber an Vorstellungen dieser Art hatte den Knaben seine Erziehung gewöhnt, und die Aufgabe, irgend ein dichterisches Vorbild nachzuahmen, oder ein erlebtes Gespräch mit seinem Vater könnte für Schiller den äußerlichen Anstoß gegeben haben, das Gedicht zu verfassen.

---

seinen Aufenthalt in Rudolstadt im Jahr 1791; damals habe sie ihm von einem Gedicht Schillers „an die Sonne" gesprochen; er bittet um eine Abschrift.

[1]) Auch der daselbst zitirte Aufsatz Boxbergers in Fleckeisens und Masius' „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1869", II. Abt., geht über die Chiffre W. wie über manche andere hinweg.

Daß die Chiffre P. Schiller angehöre, hat die Metzlersche Buchhandlung bestimmt erklärt, und da ihre Aussage in Bezug auf Y, M, und W.D. sich als zutreffend erwiesen hat, so wird sie bezüglich des P. kaum weniger Glauben verdienen. Es sind aber auch die mit P gezeichneten, satirischer Laune entsprungenen Gedichte: „Grabschrift", „Der hypochondrische Pluto", „Der einfältige Bauer" und „Der Satyr und meine Muse" nach Form, Inhalt und Geist so sichtlich Schillerschen Gepräges, daß ich sie mit der Mehrzahl der Ausleger für echt halten möchte.

Die bis hierher aufgeführten Gedichte können als gesichertes Eigentum Schillers gelten, insofern unanfechtbare Zeugnisse oder doch sehr triftige Beweisgründe für ihre Echtheit vorhanden sind, und die Zahl der Gedichte, welche auf diesem Wege für Schiller gewonnen wurden, beträgt einschließlich des „Monumentes Moors des Räubers" 52. Die Vermutung, daß noch einige andere Beiträge Schiller angehören, läßt sich jedoch nicht schlechtweg von der Hand weisen, wie denn auch die Metzlersche Buchhandlung, indem sie bemerkte, „vorzüglich" die mit P, M, W.D., Y gezeichneten Gedichte seien von Schiller, seinen Anteil nicht gerade auf diese Chiffren einschränken wollte. Subjektiver Auffassung ist jedoch hier um so breiterer Spielraum gegeben, da wir von den Mitarbeitern Schillers so wenig Sicheres wissen und eine charakteristische dichterische Individualität kaum einer derselben gehabt hat. Am ehesten möchte das mit A gezeichnete Epigramm „Klopstok und Wieland" für Schillers Eigentum zu halten sein; zu Ausfällen gegen Klopstock hatte kein anderer das Zeug. Die Chiffren C und T verwerfen Bülow und Boxberger als unecht, Boas nimmt sie für Schiller in Anspruch. Mit C sind die Epigramme „An den Galgen zu schreiben" und „Die Alten und die Neuen" gezeichnet; mit T die Epigramme „Aeschylus", „Die Buße", „Aufschrift einer Fürstengruft" und der Sinnspruch „Räzel". Man muß gestehen, daß diese Kleinigkeiten nicht ohne Geist, daß manche sehr schneidend sind und mehr oder weniger Schillers Denkart spiegeln.

Auch über die Chiffre X. gehen die Meinungen weit auseinander. Boas und Bülow lehnen sie entschieden ab, Boxberger

glaubt, daß sie Schiller angehöre. Gezeichnet sind mit X die Gedichte: „Fluch eines Eifersüchtigen", „An Fanny", „An mein Täubchen", „An Gott". Das Lied „An Fanny" scheint von Goetheſcher Dichtung beeinflußt zu sein; es erinnert im Versmaß an Goethes „Nähe des Geliebten", wenn ihm auch die Zäsur in den Langzeilen fehlt, und die Strophe:

„In dieſer Nacht ſaß Stella (Thränen trübten
Den ſchönen Blik)
Und rufte laut den fliehenden Geliebten
Vom Meer zurük"

verdankt die Anregung vielleicht dem Trauerſpiel Stella. Das Gedicht iſt locker gebaut, aber keineswegs „talentlos"; es hat Stimmung, hat Wohllaut und weichſten Schmelz der Sprache. Aber eben dieſer zarte Hauch lyriſcher Innigkeit, dieſes empfindſame Hinträumen iſt den Liebesgedichten des jugendlichen Schiller nicht eigen, und ebenſowenig war der tändelnd verliebte, mit „Wonnethränchen und Wolluſtſeufzergen" ſpielende Ton des Gedichtes „An mein Täubchen" ſeine Sache. Der „Fluch eines Eiferſüchtigen" iſt roh und wegen der Ausmalung der Syphilis widerwärtig; auf Schillers Autorſchaft zu ſchließen, weil ein paar kraftgenialiſche Ausdrücke vorkommen und auch Franz Moor ſeine Reden mit mediziniſchem Hautgout würzt, ſcheint denn doch wohl nicht nötig. Das Gedicht „An Gott" zeigt zumal in der erſten Strophe grobe ſprachliche Mängel. Boxberger hält es für das nämliche Gedicht, welches Joh. Kaſpar Schiller im Brief vom 6. März 1790 erwähnt [1]); aber alle Anzeichen ſprechen dafür, daß der Vater des Dichters die „Hymne an den Unendlichen" im Auge hatte. Indem Joh. Kaſpar Schiller die Bezeichnung Hymne beiſetzt, welche das Gedicht an den Unendlichen in der Anthologie thatſächlich trägt, iſt auf dieſes gedeutet; im übrigen mag ein ungenauer Ausdruck Joh. Kaſpar Schillers vorliegen, wenn nicht etwa die „Hymne an den Unendlichen" urſprünglich „Hymne an Gott" betitelt war.

Die Geſammtzahl der Gedichte, welche als unſicher aber

[1]) Vgl. S. 179 des Buches.

doch als wahrſcheinlich von Schiller herrührend zu bezeichnen wären, betrüge ſomit 7, und von den 83 Nummern der Anthologie blieben noch 24 übrig, ein Reſt, welchen Schiller abzuſprechen äußere wie innere Gründe nahelegen. Hiebei drängt ſich die Frage nach Schillers Mitarbeitern in den Vordergrund. Als ſicher bezeugt kann nur Hovens und Peterſens Teilnahme gelten, und nur erſterem laſſen ſich einzelne Nummern beſtimmt zuweiſen. „Oſſians Sonnengeſang. Aus dem Gedichte Katharton" iſt ohne Zweifel das nämliche Gedicht, welches Schiller im oben mitgeteilten Briefe von Hoven verlangte; entſtanden iſt daſſelbe, wie es ſcheint, in der Militärakademie, zur Zeit als Schillers Freundeskreis für Oſſian ſchwärmte. Hoven hat auch Oſſians „Karrik-Thura" übertragen und im erſten Stück von Haugs Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte veröffentlicht. Der „Sonnengeſang" iſt mit H . . . gezeichnet, und die nämliche Chiffre haben die beiden Epigramme „Unterſchied der Zeiten" und „Auf den Hrn. R.", matte Witze über Weiber und einen Trinker, ſowie das Gedicht „Die Spinne und der Seidenwurm". Eine Spinne begehrt vom Seidenwurm einen „Beytrag" zu ihrem Geſpinnſt, und jener läßt ſich willig finden; aber der Beſen der Magd fegt des Seidenwurms „ellenlang-gedrehte Fäden" unbarmherzig von der Wand herunter. Die Spinne iſt Schiller, und Hoven ſpielt hier auf das Schickſal an, welchem ſeine für die Anthologie eingeſchickte „Romanze" begegnet war; vielleicht hatte die grobe Magd, „die Intoleranz der Zenſur", noch andere Gedichte Hovens beſeitigt, da von der Spinne erzählt wird, daß ſie die Fäden des Seidenwurms „jezt hier, jezt anderwärts" in ihr „Gemächt", eingefügt habe. Das Gedicht war als Satire gegen die Zenſur wohl brauchbar und auch als Probe von Hovens „komiſcher Muſe" nicht übel, wenngleich die Schlußzeile jäh aus dem Bilde fällt. Möglicherweiſe gehören Hoven auch die beiden mit Hr. gezeichneten Epigramme an, von denen das eine, „Gegründete Furcht", ſeine Grobheit gegen weibliche Eitelkeit kehrt, während das andere, „Polizeyordnung", einen dem „Doktor" Hoven naheliegenden Gegenſtand behandelt und mit dem Epigramm „Geſpräch" verwandt iſt. Aus Schillers Brief wiſſen wir, daß keiner

der erſten 4 Bogen Beiträge von Hoven enthielt: Die mit H . . . und Hr. gezeichneten Gedichte finden ſich ſämmtlich an ſpäterer Stelle.

Döring hat, der Mitteilung eines ehemaligen Zöglings der Militärakademie, des Hauptmanns von Schaurodt, folgend, erzählt, außer Schillers nächſten Freunden ſeien auch Ferdinand Friedrich Pfeiffer und Georg Johann Graf von Zuccato Mitarbeiter der Anthologie geweſen, und dieſe Angabe pflegt, ſeit Boas ihr leichtgläubig zuſtimmte, wiederholt zu werden, ſo wenig Gewähr ſie bietet. Pfeiffer, aus Pfullingen gebürtig, mit Schiller gleichalterig, ſtudirte an der Militärakademie Cameralia und wurde 1782 als Rentkammerſekretär, zugleich als Lehrer der engliſchen Sprache und der Landwirtſchaft an der Militärakademie angeſtellt; er verfaßte einige nationalökonomiſche Schriften und überſetzte 1781 „Nanine, oder das beſiegte Vorurtheil", eine Komödie von Voltaire. Schiller zeigte dieſe Arbeit im „Wirtembergiſchen Repertorium" mit ein paar Worten an, welche abfällig lauten. Graf Zuccato war aus dem dalmatiniſchen Parenzo gebürtig und wurde 1777, noch als Angehöriger der Militärakademie, zum Lieutenant ernannt; 1783 wurde er Lieutenant beim Jägercorps. Von einer litterariſchen Bethätigung deſſelben iſt nichts bekannt und nichts von einer perſönlichen Beziehung zu Schiller. Wie wenig v. Schaurodt und Döring Glauben verdienen, läßt ſich ſchon daran erkennen, daß ſie das Gedicht „Journaliſten und Minos" Pfeiffer zuſchreiben wollten.

Zweifelsohne iſt man auf feſterem Boden, wenn man bei Streichers Angabe, daß Schillers akademiſche Freunde ſeine Mitarbeiter geweſen ſeien, ſtehen bleibt; und von ihnen kommen außer Hoven vorzüglich Peterſen, Friedrich Haug und etwa noch Scharffenſtein und Ludwig Schubart in Betracht. Dem einen oder andern aber dieſe oder jene Chiffre zuzuweiſen iſt faſt müßiges Spiel der Vermutung. Herrenlos ſind nach dem Ergebniß der bisherigen Unterſuchung 9 Epigramme, deren Beſchaffenheit mitunter derart iſt, daß man ſehr willig der kritiſchen Bemerkung Schillers zuſtimmt: „Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſeyn, die Lücken zwiſchen gröſſern auszufüllen, und ſagen nichts." Daß Peterſen die erſten 4 Bogen

der Anthologie nicht ohne Beitrag ließ, dürfte aus Schillers Brief an Hoven geſchloſſen werden; und wenn dem ſo iſt, ſo träfe man Peterſen hier unter der Chiffre Z, mit welcher das Epigramm „Der wirthſchaftliche Tod", ein Spott über den ärztlichen Stand, gezeichnet iſt. Die Rezenſion Schillers ſtellt daſſelbe unter die „wenigen treffenden" Epigramme. Mit Z ſind ferner gezeichnet die ſpäteren Orts eingeſchalteten ſatiriſchen Stücke: „Paſſanten-Zettel am Thor der Hölle", „Die Büchſe der Pandora" und der grobe Spott „Alte Jungfern". Sehr wohl zu Geſicht ſteht Peterſens witzelnder Gelehrſamkeit auch das mit L gezeichnete Epigramm „In Fuldas Wurzellexikon", eine etymologiſche Zote; ſo daß ihm zugleich das zweite mit L. gezeichnete Epigramm „Die alten und die neuen Helden" zugeſchrieben werden dürfte. Auch das mit Bn. gezeichnete Epigramm „Sitten und Zeiten", ein Spottwort über Weiberwert, ſieht wie ein Einfall Peterſens aus, und vielleicht iſt Bn. Maske für Pn., für die Anfangs- und Endbuchſtaben ſeines Namens. Hinter der Chiffre U wird man mit Boxberger Friedrich Haug ſuchen dürfen, der, wenn er wirklich Beiträge in die Anthologie gab, aus ſeinem epigrammatiſchen Vorat geſchöpft haben wird; „Doktor Pandolff", eine der wohlfeilen Spottreden über Aerzte, iſt ſeiner Art völlig gemäß, und „Peter" iſt ſicherlich ein freundſchaftlich-burſchikoſer Witz über den Trinker Peterſen, welchen Haug zu necken liebte [1]). Will man gelten laſſen, daß in einzelnen Fällen die Chiffren mit Beziehung auf die Buchſtaben des Autornamens gewählt waren, ſo dürfte auch unter Ha. Haug verſteckt ſein; das Gedicht „Edgar und Pſyche" ſteht dem Ton Haugſcher Erotik nicht ferne. Aus gleichen Gründen könnten die mit G gezeichneten Beiträge, die ſchwächlichen Liebesgedichte „Auf Chloes Geburtstag", „Der Unterſchied" und „Lied eines abweſenden Bräutigams", für Haug in Anſpruch genommen werden. Um den Inhalt des letzteren Gedichtes verſtändlich zu machen, braucht man nicht mit Boas einen praktiſch rechnenden

[1]) Vgl. zum Spottvers Haugs über Peterſen-Bibus bei Hoven, Selbſtbiographie S. 142, die Epigramme „Peter", „Peters Kunſt", „An Petern" in Haugs „Epigrammen und vermiſchten Gedichten", Berlin 1805, I, S 125, 131, 177.

„Rentkammer-Sekretarius" in Anspruch zu nehmen; auf Wartezeit war auch ein Liebhaber gesetzt, der noch Zögling der Militärakademie war, und Friedrich Haug verließ die Hohe Karlsschule erst im April 1783, im Alter von 22 Jahren.

Dunkel bleibt der Ursprung des Gedichtes „Gefühl am ersten Oktober 1781". Diese Ode feiert den General Rieger, und Schiller versichert in einer Anmerkung, daß die Empfindungen des Gedichtes die seinigen seien, ob er sich schon „nicht für den Verfasser davon bekennen" dürfe. Die Verse selbst sagen uns, daß ein Greis in „Silberlokken", der sich G*** nennt, den Geburtstag seines „besten Freundes" besingt; unterzeichnet ist jedoch die Chiffre B. Boas nahm B als Maske und sprach die Vermutung aus, Eberhard von Gemmingen sei der Verfasser des Gedichtes. Diese Vermutung hat allenthalben Beifall gefunden, steht aber auf schwachen Füßen. Denn an sich ist es wenig wahrscheinlich, daß der bejahrte und gemessen-würdige Präsident des herzöglichen Regierungskollegiums sich dem Dichter der Räuber, den Stürmern der Anthologie gesellte; die Nachrichten, welche er von dem ihm befreundeten Stuttgarter Zensor, dem Rektor Volz, über Schillers Unternehmen erhalten konnte, hätten ihn sicherlich zurückgeschreckt. Zudem ist die Annahme einer persönlichen Verbindung zwischen Gemmingen und Rieger aus der Luft gegriffen. Ich finde bei den gleichzeitigen Schriftstellern nirgends eine Bestätigung[1]), und keinenfalls hat Gemmingen, der ein Mann von lauterer Gesinnung, der mit Bürgertugenden geschmückt war, einen Rieger seinen „besten Freund" genannt; eine solche Anrede war auch durch Gemmingens Verhältniß zu Huber ausgeschlossen. Boxberger nimmt B als Druckfehler für G und zieht den Schluß, daß Gemmingen auch der Autor der mit G gezeichneten Liebesgedichte sei; aber diese pochen auf die Jugendlichkeit ihres Verfassers doch allzu vernehmlich.

[1]) Vgl. Joh. Ludw. Huber, Denkmal des Herzogl. Wirtembergischen Präsidenten Eberhard von Gemmingen, Stuttg. 1793; Kazner, Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrichs Freyhrn v. Gemmingen, Frankfurt 1791; Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791, Bd. II; Huber, Etwas von meinem Lebenslauf, Stuttg. 1798.

Auch die Chiffre X bleibt eine unbekannte Größe. Doch vielleicht ist die Frage erlaubt, ob sie nicht auf Reinhard gedeutet werden könnte. Mehr als ein anderer der versemachenden Freunde Schillers war Reinhard der lyrischen Sprache fähig, welche im Gedicht „An Fanny" hervorquillt, und obgleich Reinhard von einer Beteiligung an der Anthologie nirgends spricht, so liegt doch die Annahme nicht ferne, daß Schiller im Herbst 1781 bei persönlicher Begegnung den Dichter, dessen Beiträge zu Ständlins Musenalmanach, dessen begonnene Tibullübersetzung ihm gefielen, um Unterstützung gebeten habe. Es kommt hiezu, daß der Name Fanny in Reinhards lyrischen Gedichten eine Rolle spielt[1]) und daß im „Schwäbischen Musenalmanach auf 1783" eine „Elegie" sich findet, welche in ähnlichem Versmaß geschrieben ist wie das Gedicht an Fanny und den Namen Fanny abermals bringt. Ebendaselbst preist eine Ode die „Kraft des Weingotts"; sie ist mit X, mit der nämlichen Chiffre wie das Anthologiegedicht gezeichnet, und Fanny nennt sich auch ihres Verfassers Geliebte. Auf Reinhards Feder dürfte bei dieser Ode um so eher geschlossen werden, da in der vorletzten Strophe von „der Zellen stygischer Finsterniß" die Rede ist; dabei an das Tübinger Stift zu denken, liegt nahe genug. Auch dürfte zu beachten sein, daß Schiller in der Kritik des „Schwäbischen Musenalmanachs auf 1782" an Reinhards Poesien „Die zärtlichste Empfindung" rühmt und daß er in der Kritik der Anthologie die Gedichte „An Fanny" und „An mein Täubchen" unter denjenigen aufführt, welchen er die Bezeichnung „zärtlichweich und gefühlvoll" gibt. Die andern mit X gezeichneten Gedichte widersprächen kaum: „Der Fluch eines Eifersüchtigen" wäre ein ungezügelter Ausbruch des Jünglings, den die Liebe nicht wenig

[1]) Vgl. das mit Reinhards Namen unterzeichnete Gedicht „Liebeblik" im Schwäbischen Musenalmanach auf 1782 sowie Reinhards Elegie „Die Winternacht" (im Anhang zu seiner Uebersetzung des Tibullus), in welcher Fanny als gestorben bezeichnet wird. Eine andere Geliebte Reinhards führt in seinen Gedichten den Namen „Mira".

beunruhigte, und die Ode „An Gott“ verriete das Nachdenken und die Frömmigkeit des Tübinger Stiftlers.

Ich wende mich nunmehr zu einer äſthetiſch-kritiſchen Beſprechung der Anthologie. Hiebei ſollen ſämmtliche Gedichte, bezüglich deren der Beweis für Schillers Autorſchaft erbracht zu ſein ſcheint, berückſichtigt, aber auch die mit A, mit C und T gezeichneten Stücke, als vermutlich ihm angehörig, eingereiht werden. Eine Teilung in Gruppen gibt die Verſchiedenartigkeit des Inhalts an die Hand; doch ſind die Grenzlinien mehr oder weniger flüſſig.

Das Gedicht „Die ſchlimmen Monarchen“ iſt politiſch-ſatiriſchen Inhalts; ein leidenſchaftlicher Ausfall gegen die Vergewaltiger der Völker, ein Erguß des ſchneidendſten Hohnes über die „Erdengötter“ und ihren hohlen Prunk, teilt es mit den Räubern, mit Kabale und Liebe die Herkunft. Auf ſeinen Kunſtwert betrachtet, bietet es manche Blößen: Ueberfülle von Pathos treibt den Bau in's Breite, Rhetorik drängt ſich vor, und Verſe, welche der Feile entbehren, liegen gleich unbehauenen Blöcken im Weg. So wälzt ein Bergſtrom die toſenden, mit Geröll untermengten, kein Ufer achtenden Fluten. Das erſte Drittel macht ganz den Eindruck einer wilden Deklamation. Hier iſt nahezu Alles geſchmacklos, und ungeſchlachte Worte, überladene Bilder, überhitzte Redensarten jagen einander: eine „klimmende“ Leier und „Purpurflammen der Gröſe“, „gelöſchte Blitze“, welche „freundlich thun“, und „Theaterminotauren“ d. h. Ungeheuer komödiantenhaften Gebarens. Aber gegen die Mitte des Gedichtes hin hebt ſich die Kraft der Sprache, wachſen auch die Gedanken. Die Szene wird deutlich: wir ſind in einer Fürſtengruft. Und der Dichter ſpottet der Ohnmacht der Todten. Das ſcheint ſo grauſam als wohlfeil zu ſein; aber wer, ein Sohn des Staubes, Allmacht ſich anmaßt, fordert heraus, daß er an den Naturlauf erinnert werde. Wir hören Verſe feierlichen Klanges, in welchen doch alsbald grollende Obertöne ſich miſchen:

„Traurig funkelt auf dem Todenkaſten
Eurer Kronen, der umperlten Laſten,
Eurer Szepter undankbare Pracht.

Wie ſo ſchön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib beſoldet,
Dem — die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten!
Seht doch! — wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Oſt und Weſt geboten —
Dulden ſie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?"

Der nicht ganz geſchickte Ausdruck: „Dem die Welt gewacht" will ſagen: Den einſt eine Welt zu ſchützen bereit war; und „des Unholds ekelhafte Zoten" ſind die Ekelbilder der Verweſung, in welchen der Tod die durchlauchtigſten Leiber zeigt. Im Folgenden ſteigert ſich die Darſtellung zu höchſter Lebendigkeit, zu einem dramatiſchen Akte. Der Geiſt des Dichters ſpielt mit der Vorſtellung, als ſeien die Bewohner der Gruft ſtörriſche Siebenſchläfer. Ungeſtümer Zuruf ſoll ſie wecken: draußen ſchmetterten die Siegstrommeten, ſchalle das Vivatſchreien des Volkes, ſchalle der Jagd luſtiger Hörnerklang; und jetzt ſende Madonna geheime Schlüſſel zu ihrem Schlafgemach. Aber die dringlichſte Mahnung begegnet ſchaurigem Schweigen; da zerſtiebt das Spiel des Scheins, und der Dichter, Felsſtücke von Anklagen ſchleudernd, reißt dem Gottesgnadentum jede Maske vom Antlitz:

„Keine Antwort — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten deckt? —
Und ihr fodert Anbetung in Aſche,
Daß die blinde Meze Glück in eure Taſche
Eine — Welt geſteckt?

„Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher in kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen dem Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus."

Das ſind doch Worte von eherner Wucht, Worte des Prophetenzorns, und rieſenhaft erhebt ſich in ihnen der Volksgeiſt. Hier merkt man, daß eine mächtige Empfindung der Quell des Ge-

dichtes iſt, daß der Sturm ſittlicher Empörung und der Mannesgrimm einer freien Seele in ihm brauſen. Gegen den Schluß hin gewinnt das ſchlechtweg Geſchmackloſe wieder die Oberhand: das Gewiſſen heißt „des Himmels fürchterlicher Preſſer“, und die letzte Hülle, welche die Fürſten ſchützt, heißt „Nachtgewand des Majeſtätsrechts“. Aber ein paar Verſe ſind Meiſterarbeit, ſind mit ſchärfſtem Griffel geſchnittene Steine: die nämlichen, in welchen auf den Herzog von Würtemberg mit Fingern gedeutet iſt. Die Satire auf dieſen Komödianten ließ ſich unmöglich geiſtreicher und zutreffender geben als in den drei Zeilen:

„Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit *lächerlicher Tugend*,
Die — Hanswurſt erfand.“

Mit ihnen tilgte Schiller die Sünden ſeiner Schulzeit; ſie waren der öffentliche Widerruf der dem Zögling der Militärakademie abgeforderten Schmeichelreden. Und welche Kühnheit, welcher Mut gehörte dazu, dieſe Verſe in Würtemberg drucken zu laſſen! Man begreift, daß Schiller in ſpätern Jahren gegen eine Wiederveröffentlichung des rauhen Werkes ſich ſträubte; aber der Kern hätte die Schale entſchuldigt, und in der Lebensgeſchichte des Dichters nimmt es eine bedeutſame Stelle ein.

Den „ſchlimmen Monarchen“ geſellen ſich, geſinnungsverwandt, ein paar politiſche Epigramme: „*An den Galgen zu ſchreiben*“ und „*Aufſchrift einer Fürſtengruft*“, von welchen das erſtere Hofgunſt und Höflinge ſarkaſtiſch abſchätzt, das andere am Stolz der auch im Tode vom Volk geſonderten „Erdenrieſen“ Vergeltung übt.

Das „*Monument Moors des Räubers*“ iſt eine Art Epilog zu dem Drama, das moraliſche Facit, welches der Dichter zieht, zugleich ein Verſuch, unreife Deutungen abzuwehren. Die Leiche Moors modert unter offenem Himmel, am Hochgericht, und eben dort verkündet ein Denkſtein, der „ſteinerne Herold“, Moors Thaten, Moors Schande. Aber Männer und auch ein Mädchen gehen an der entſetzlichen Stätte vorüber und verweigern dem Geächteten nicht die Thräne des Mitgefühls; denn ein „maje-

ſtätiſcher Sünder", ein „hoher Gefallener" hat hier ſeine „furchtbare Rolle vollbracht". Und wer wie Moor „glüenden thatenlechzenden Herzens", wer wie er „des himmliſchen Genius Kind" iſt, den möchte der Ruhm Moors reizen, ſeinen Spuren zu folgen. Aber warnend erhebt der Dichter, der Schöpfer, der Buſenfreund und doch auch der Richter ſeines Helden, die Stimme:

„Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtral
Lernt behutſamer ſpielen.
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meiſters
Erd und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,
Flammts am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phäeton."

Dieſe Mahnung und perſönliche Zuſprache des Verfaſſers an ſeinen Leſerkreis hat, ſo verſchiedenartig im Uebrigen der Inhalt iſt, ein Gegenſtück an den Verſen, welche Goethe der zweiten Auflage ſeines Werther mitgab:

„Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädgen ſo geliebt zu ſeyn,
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach."

Gegen den Schluß hin ſind die Gedanken des Dichters nicht zu voller Klarheit herausgearbeitet; denn ob Karl Moor eine geſchichtliche oder eine Phantaſiegeſtalt iſt, bleibt für das Beiſpiel, welches er geben könnte, gleichgültig, und wenn ſeine „Sünde", ſeine „Schande" fortlebt, ſo lebt auch der Ruhm ſeines Namens fort, und Schiller ſelbſt hat in der erſten Hälfte des Gedichtes ausgeſprochen, einſt werde „Bewunderung" den Räuber begleiten. Die Schiefheit des Sinnes wird unterſtützt durch die Nachläſſigkeit der Sprachform; wie denn das Gedicht, obwohl feurigen Charakters und aus hoher Stimmung der Seele hervorgegangen,

an nicht wenigen Stellen durch Härten, durch Gezwungenheit und Sprachwidrigkeit des Ausdrucks geſchädigt iſt.

Der Ehre des Mannes, deſſen Lehre und Leben den jugendlichen Schiller im Tiefſten bewegt hatten, gilt das Gedicht „Roußeau“. Im Juni 1778 war der Apoſtel des neuen Frankreichs aus dem Leben geſchieden; nun grüßt der deutſche Dichter das Grab des Friedloſen, Geſchmähten, Verfolgten, feiert ſein Andenken und zeichnet richtend die Feinde, welchen Rouſſeau zum Opfer fiel, den „Trillingsdrachen“ Prieſterheuchelei und Macht des Vorurteils und herzloſen Eigennutz. Das Gedicht iſt aus dem Enthuſiasmus des Herzens, aus der zujauchzenden Stimmung der Zeit geboren und hat keinen Raum für die Schwächen des Helden; aber wenn Rouſſeau ein Meteor, ein „armes Irrgeſtirn“ genannt wird, ſo empfinden wir, die wir kritiſcheren Auges ſind, das Doppellicht dieſer Bezeichnung und mit Rouſſeau dem Seher erſcheint uns Rouſſeau der Schwärmer. Bittere Verachtung des menſchlichen Treibens, wie ſie in Schillers Jugendlyrik öfters ſich ausſpricht, kommt auch hier zum Vorſchein; nicht nur in der Tendenz des Gedichtes an ſich, ſondern beſtimmter in einzelnen Wendungen und Worten; Rouſſeau, heißt es z. B., möge hingehen und im Kreis der Geiſter erzählen von „dieſes Lebens Jahrmarktsdudelei“, von dem in der Menſchenwelt ſich abſpielenden „Krieg der Fröſch' und Mäuſe“. Ein paar Strophen ſind in der Form ſo abgeklärt als gedankenkräftig, zumal die ſiebente:

„Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt wars finſter — und die Weiſen ſtarben,
Nun iſts lichter, — und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sofiſten,
Roußeau leidet — Roußeau fällt durch Chriſten,
Roußeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.“

In der dritten Strophe findet ſich ein eigentümliches und ſchönes, der Bergmannsſprache entnommenes Bild: die Verächter Rouſſeaus werden mit „Schlacken“, welche vom Edelmetall, vom „Silberblike des Genies“, zu Boden ſinken, verglichen. Doch faſt erdrückt werden dieſe reineren Beſtandteile vom Schwulſte

des Uebrigen, von der Bilderjagd und Bilderüberstürzung, welche auch hier sich bemerkbar macht. In der Sammlung des Jahres 1803 kürzte Schiller das Gedicht von 14 auf 2 Strophen, auf die erste und siebente der ursprünglichen Fassung; damit wurden die schwächeren Teile beseitigt, aber von den Empfindungen des jugendlichen Schiller blieb nur der magerste Rest.

„Rouſseau" und das „Monument Moors des Räubers" bilden den Uebergang von den politischen, Schillers Verhältniß zu Staat und Gesellschaft kennzeichnenden Gedichten zu den Gedichten litterarischen Inhalts, zu den Ergüssen litterarischer und kulturgeschichtlicher Satire. Hier ist zunächst eine scherzhafte Erzählung zu beachten, welche die schriftstellerische Wirksamkeit des Dichters in ihrer allgemeinen Richtung und Absicht kundmachen und verteidigen will, eines der letzten Stücke der Anthologie, „Der Satyr und meine Muse". Die durchaus derbe und sorglose Sprache ist ganz die des jugendlichen Schiller, fällt aber etwas ins Breite; auch ist das poetische Motiv einigermaßen gezwungen. Der „junge Sänger, fern im Teutonenland", den die Muse liebt, ist Schiller; seine Lieder sollen eine Geißel sein, Narren und „Würdenschänder" zu züchtigen, und diese Geißel zu gebrauchen, will er ein gutes Recht haben, da sie die Muse um einen Kuß von einem alten Satyr teuer erkaufte. Bei dem alten Satyr könnte an Voltaire gedacht sein. Was in den „schlimmen Monarchen" drohend gegen gekrönte Frevler am Volksglück gesagt ist:

„Aber zittert für des Liedes Sprache",

wiederholt sich hier in allgemeiner und auch die bejahende Seite herauskehrenden Fassung:

„Vor Würden soll die fromme Muse knieen,
Doch Würdenschänder geiselt sie".

Der litterarischen Satire im engeren Sinn dienen die Spottgedichte gegen Stäudlin und seinen Musenalmanach. „Die Journalisten und Minos" sind eine muntre Burleske: Gott Minos flucht, weil die Bäche der Unterwelt zu versiegen drohen, und als sich herausstellt, daß ein Schwarm „teutscher

Zeitungsſchreiber" mit dem Waſſer des Styx und der Lethe und des Kokytos ſeine Tintenfäſſer gefüllt hat, wird den Uebelthätern zu Schimpf und Schande der Hund Kerberos auf den Leib gehetzt. Dieſer Vorgang wird in Form eines dem Verfaſſer zugegangenen Berichtes witzig und fließend erzählt. Die dem Titel beigeſetzte Jahreszahl „1781" weiſt auf die geſchichtliche Unterlage des Gedichtes hin, auf die im Herbſt 1781 erfolgte Herausgabe des Stäudlinſchen Muſenalmanachs.

Einen noch kräftigeren Beleg, daß in Schiller eine komiſche Ader ſprudelte, gibt „Die Rache der Muſen, eine Anekdote vom Helikon", ein derbungezogenes aber geiſtreich und luſtig durchgeführtes Gedicht. Auch hier bedient ſich die Satire mythologiſcher Einkleidung: Jammernd kommen die Muſen zu Apollo gelaufen und beklagen ſich über die Zudringlichkeit einer den Helikon umſchwärmenden Sängerſchaar, worauf Apollo der Melpomene den Rat gibt, „Kleider, Noten, Leyer" einer Furie auszuhändigen und die als Muſe maskirte „Höllengöttin" im Dunklen der „Jaunerbande" zu überlaſſen. Den Erfolg berichten die Schlußzeilen:

„Die Göttin abortirt hernach:
Kam 'raus ein neuer — Almanach."

Die Beziehung auf Stäudlin und ſeine Genoſſen iſt hier eine völlig unverhüllte: von den Helikonſtürmern heißt es:

„Nennen ſich gar hohe Sänger
Barden ein'ge, denk!"

und ihrem Hauptmann gelten die Verſe:

„Einer brüllt heraus vor allen,
Schrei't: Ich führ das Heer!
Schlägt mit beiden Fäuſt und Ballen
Um ſich wie ein Bär.

Pfeift wohl gar — wie ungeſchliffen!
Andre Schläfer wach.
Zweimal hat er ſchon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er kommt noch öfter wieder" u. ſ. w.

Letztere Aeußerung ist eine Anspielung auf Stäudlins Absicht, für den Herbst 1782 einen zweiten Jahrgang des Musenalmanachs herauszugeben, auf seine bereits in der Vorrede zum ersten Jahrgang ausgesprochene Ankündigung, er werde das Unternehmen „von Jahr zu Jahr" fortsetzen. „Die Rache der Musen" bestätigt aber auch, daß in den „Journalisten und Minos" der Angriff gegen den Stäudlinschen Kreis gerichtet und der Verfasser der nämliche ist: in der Art der Satire stimmen beide Gedichte überein und die gleichen Vorstellungen wiederholen sich: hier ist von „jungen Dintenlekern", die um den Helikon schwärmen, die Rede, dort von einem Autorenschwarm, der „mit Dintenfäßgen" um die Flüsse der Unterwelt „spukt"; hier wie dort begegnen wir dem Ausdruck „Jauner", dessen sich Schiller auch in den Räubern, im Wirtembergischen Repertorium und im Fiesko bedient [1]). Der Ausdruck „spuken" für schwärmen, sich zu schaffen machen, kehrt zugleich in „der Satyr und meine Muse" wieder.

Daß das Epigramm „Grabschrift" gleichfalls auf Stäudlin und seine Freunde gemünzt ist, scheint aus den Schlußzeilen hervorzugehen: auch in diesem Falle werden unter den „Journalisten" die Mitarbeiter des Musenalmanachs gemeint sein. Der Witz ist gesucht und mit Mühe läßt sich der Sinn erkennen: Hier liegt ein Mann, dessen vorzeitiger Tod die Journalisten von einem Gegner befreit, ihnen somit Vorteil gebracht hätte. Als der Gegner aber, welcher lange genug lebte, um die Schaar Stäudlins zu bekämpfen, wäre kein anderer gedacht als Schiller. So würde das Epigramm, dessen Deutung bisher nicht versucht worden ist, doch verständlich sein.

Von ungleich größerer Bedeutung als diese Tagespolemik

---

[1]) „Pietisten — Quakfalber — Rezensenten und Jauner", die Räuber, Schauspiel I, 2; Schillers Selbstrezension der Räuber; Fiesko I, 9. Zur Erklärung der Stelle: „Sie bergen oft die Lüken, Wie Jauner ohne Ohr Sich helfen mit Perüken" zitirt Boxberger, Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, aus einer schwäbischen Kreisordnung: „wenn sie als Falsarii oder Betrüger erfunden würden, [sollen] ihnen wohl auch die Ohren abgeschnitten werden" (Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben, Stuttg. 1793).

iſt die offene Befehdung Klopſtocks, welcher Schiller in mehreren Epigrammen der Anthologie das Wort gibt. Dem einſt unbedingt verehrten Meiſter wird die Nachfolge laut gekündigt: „Die Meſſiade“ bezweifelt, ob Klopſtocks Meſſias die Religion ſo ſehr gefördert habe, als die Religion den Meſſiasdichter, das Epigramm „Klopſtok und Wieland (als ihre Silhouette neben einander hiengen)“ entſcheidet zu Gunſten Wielands, der für „Menſchen“, für Erdenbürger, für „unſer einen“ geſchrieben habe. Einen verwandten Gedanken führt der kurze Dialog „Der einfältige Bauer“ aus, ein Geſpräch zwiſchen „Matthes“ und „Lukas“. Dieſes Spottgedicht iſt von ſchlagender Kraft und erweiſt Schillers vorzügliche Begabung für die ſatiriſche Gattung. Die Sprache nähert ſich auf das glücklichſte dem Volkston und der Redeweiſe, wie ſie Hans Sachs, wie ſie Goethe im Ewigen Juden, in ſeinen Sprüchen gebrauchte; und die Abfertigung Klopſtocks als eines in nebelhaft-überirdiſchen Vorſtellungen ſchwebenden Epikers trifft den Nagel auf den Kopf. Das Geſpräch lautet:

„Matthes.
Gevatter! hört 'nmal die Späße!
Bliz! hab euch da ein hochg'ſtudirt Geleſe,
Meßias nennt ſich s' Buch, der Mann
Hat Reiſen durch die Luft gethan
Und auf den ſonngepflaſterten Gaſſen
Manch Solenleder ſizen laſſen,
Hat geſehen den Himmel offen,
Iſt hautganz durch die Höll geloſſen,
Da hab ich nun ſo bei mir ſelbſt gedacht,
Ein Herr, der ſolch Stück Wegs gemacht
Sagt unſer ein'm, wie Flachs und Waizen wachſe.
Wie meint ihr? — s' käm aufs Fragen an? —
Lukas.
Narr meinſt, ein ſo fürnehmer Mann
Der frag nach unſer eines Korn und Flachſe?“

Auf Angelegenheiten des geiſtigen Lebens nehmen noch einige Epigramme Bezug, zumeiſt flüchtige und unbedeutende Einfälle. „Quirl“ ſpottet über ein Wochenblatt, das mit den ſteigenden Brodpreiſen ſeinen Umfang vergrößert; „Die Alten und die

Neuen" ſpottet über geſchäftsmäßig-pedantiſche Gelehrſamkeit. „Spinoza" will die Mißachtung zeichnen, welche der Geiſt von den Alltagsmenſchen erfährt; eine deutlichere Beziehung auf die Perſönlichkeit oder die Lehre des Philoſophen ſucht man jedoch vergebens. Das Gemeinſame dieſer 3 Epigramme iſt, daß ſie die Spitze gegen materielle, irdiſch-niedrige Geſinnung kehren. Die „Grabſchrift eines Phyſiognomen" iſt ein beißender Ausfall auf Lavater, deſſen Beſtrebungen bei Schiller in üblem Andenken geblieben waren [1]).

Theoſophiſchen Inhalts, eine Gedankendichtung von außerordentlichem Schwergewicht iſt die „Die Freundſchaft. (Aus den Briefen Julius an Raphael; einem noch ungedruckten Roman.)" Wir kennen den Grundgedanken: Die Sympathie iſt kosmiſches Weltgeſetz; dem in Newtons Gravitationslehre begründeten Kreiſen der Körperwelt um die zentrale Sonne entſpricht das vereinigte Strömen der Geiſter um die große Geiſterſonne, der drang- und liebevolle Zug der Seelen nach dem Weſenlenker. Aber ſatter, vertiefter und wahrer als in den Lauragedichten kommt dieſe Vorſtellung hier zum Ausdruck: die Gedanken erreichen den höchſten Adel und die Sprache iſt von hinreißender Wärme. In keinem anderen Gedichte der Anthologie erſcheint Schiller menſchlich ſo groß; das Glaubensbekenntniß ſeines Herzens wird zu einem Hohen Liede der Liebe, der Menſchenliebe in ihrem umfaſſendſten Sinn, und das jugendliche Haupt, welches aus dieſen Zeilen hervorblickt, trägt den Abglanz der Gottheit. Rede hier Niemand von Schwärmerei des Dichters, von Ueberſchwänglichkeit der Gefühle! Ein Empfinden, welches ſeinen Wellenſchlag vorſichtig abzumeſſen vermag, iſt von Urſprung an arm, und unter zehntauſend weltklug-niedrigen Seelen lebt immer wieder ein ſtilles Menſchenkind, welches in dieſer geiſtdurchtränkten Botſchaft von der Liebe die Summe der Weisheit, die frohe Botſchaft des Himmels zu vernehmen befähigt iſt. Nur an wenigen Stellen ließe der Ausdruck Schillers ſich bemängeln; beſſer iſts, einzuräumen, daß über einzelne

[1]) Vgl. S. 151 und 308 des Buches.

Strophen vollendete dichteriſche Schönheit ergoſſen iſt. So über die ſiebente und über die letzte. Schiller hat die Sehnſucht nach Beſeelung der Natur, nach einem Widerhall aus ihr innerhalb des Gedichtes „Die Ideale“ noch einmal ausgeſprochen, aber nicht mit ſolcher Unmittelbarkeit, ſolchem Zauber der Poeſie, ſolchem Wohllaut der herrlichſten muſikaliſchen Akkorde als hier. Man leſe langſam, mit Wägen des Tones, die Verſe:

„Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie —
Meine Klagen ſtöhnt ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der ſüßen Sympathie.“

Von gleicher Pracht der Form, mächtiger noch im Gedanken iſt die letzte Strophe, der logiſche Schlußſtein des Gedichtes. Den Gott, zu dem als dem Mittelpunkt und Urquell des Lebens alle Weſen ſich hinbewegen, verbindet mit dieſen eine gleiche Empfindung:

„Freundlos war der groſe Weltenmeiſter,
Fühlte *Mangel* — darum ſchuf er Geiſter,
Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit! —
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt *ihm* — die Unendlichkeit.“

Die drei letzten Zeilen ſind aus der Tiefe einer pantheiſtiſchen Intuition geſchöpft, und das philoſophiſche Denken des beginnenden 19. Jahrhunderts erkannte in ihnen ſich wieder: Hegel ſetzte ſie an das Ende ſeiner Phänomenologie des Geiſtes.

Neben der Hymne „Die Freundſchaft“ ſind die übrigen Gedichte der Anthologie, welche ſich mit religiöſen Vorſtellungen befaſſen, nur von geringer ſubjektiver Bedeutſamkeit. Ein einheitlicher Charakter fehlt ihnen um ſo mehr, da ſie weit auseinander liegenden Alters- und Entwicklungsſtufen angehören. Zur Zeit der Herausgabe der Anthologie verhielt ſich Schiller dem überlieferten Chriſtentum gegenüber ſkeptiſch, wenn nicht geradezu verneinend. Den Zweifel an der perſönlichen Unſterblichkeit verkündete laut

genug schon die „Elegie auf den Tod eines Jünglings", und das nicht eben glücklich gefaßte Epigramm „Zuversicht der Unsterblichkeit" spricht mehr scheinbar als ernstlich eine Bejahung aus. Auch das „Räzel", obwohl es ein warmes Wort über Religion sagt, ist doch rationalistisch angehaucht; wenigstens hat die praktische Verständigkeit dieses Spruches alle Mystik abgethan. Aber die nämliche Sammlung bringt auch die Gedichte „An die Sonne" und „Die Herrlichkeit der Schöpfung", Zeugnisse kindlichgläubigen Empfindens. Wenig später mag die „Hymne an den Unendlichen" entstanden sein, der Erguß einer biblischgefärbten Gottesanbetung, von höherem Schwung als jene beiden Gedichte, doch in der Form zuweilen noch schwach und stammelnd. Eine eigentümliche Stellung nimmt das Gedicht „Die Größe der Welt" ein, in welchem religiöse Stimmung und schweifender Erkenntnißtrieb sich verbinden. An Gedankengehalt wie an poetischem Wert überragt es die „Hymne an den Unendlichen"; das kühne Begehren der Phantasie, die Grenzen des Sternenraums auszumessen, das Verlangen des endlichen Geistes, zum Begreifen des Unendlichen sich zu erweitern, seine Qual, den Begriff der Unendlichkeit nicht ausdenken zu können, in der Vorstellung stelbst zu ermüden, malen sich hier in den großartigsten Bildern und majestätisch, in der Fülle eines Chorals, flutet die Sprache. So in der ersten Strophe:

„Die der schaffende Geist nicht aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht."

Die zu Grund liegende Gottesanschauung ist eine theistische; aber die Befreiung von der theologischen Redeweise kündigt schon darin sich an, daß nunmehr an die Stelle Jehovahs und Zebaoths, von welchen die „Hymne an den Unendlichen" sprach, „der schaffende Geist" tritt. Mit Recht ist auf den Einfluß Hallers hingewiesen worden; einzelne Wendungen sind aus

Hallers Ode über die Ewigkeit entlehnt, wenn auch Schiller dem Ausdruck die höhere dichterische Beseelung gab. Die Verse:

„Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder"

haben ihren Ursprung in Hallers Versen:

„Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken";

und der Vers: „[Wo] der Markstein der Schöpfung steht", erinnert an Hallers Ausdruck: „Und wenn ich auf der Mark des Endlichen nun bin." Das kosmische Gemälde hat mit Schilderungen der Lauragedichte mehrere Einzelzüge gemeinsam; auch die Sprache zeigt manche Uebereinstimmung, wie denn der Ausdruck „Seiner Welt" einer von Schiller geübten Freiheit gemäß hier abermals prägnant für „Gottes Welt" steht.

Zu Schillers religiösem Gedankenkreise hat auch „Die Pest, eine Fantasie" [1]) Beziehung; ein Gemälde der Schrecken einer Seuche, stellt dieses Gedicht doch an seine Spitze wie an

[1]) Da eine urkundlich treue Wiedergabe von Orthographie und Interpunktion der Originale zu den Grundsätzen dieses Buches gehört, so habe ich zu bemerken, daß das vom Sinn geforderte Komma nach „Pest" zwar nicht in der Ueberschrift des Gedichtes selbst, wohl aber in der Titelangabe des Inhaltsverzeichnisses sich findet. In der Ueberschrift ist der Titel zweizeilig geschrieben, „Die Pest" bildet die erste Zeile. Es könnte scheinen, daß das Komma um dieser Anordnung des Schriftsatzes willen fehlt; aber da Schiller in ähnlichen Fällen, z. B. bei dem gleichfalls zweizeilig überschriebenen Titel „Der Triumf der Liebe eine Hymne", das Komma einsetzt, so scheint es hier lediglich durch Druckfehler weggeblieben zu sein. Im Uebrigen herrscht, wie schon angedeutet, in der Anthologie eine Interpunktionsverwilderung, an deren Uebermaß schließlich doch das Auge sich stößt, mag man immerhin gewohnt sein, die Zeichensetzung von den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts mit naiver Sorglosigkeit behandelt zu sehen. Willkür und Regellosigkeit sind die Regel: Schiller schreibt — im Inhaltsverzeichniß der Anthologie wie in der zweizeiligen Ueberschrift — „Die seeligen Augenblike an Laura" und „Melancholie an Laura", während doch beidemale eine syntaktische Verbindung der Substantiva durch „an" ausgeschlossen ist, vielmehr vor „an" ein Punkt stehen sollte. In der Ueberschrift des Gedichtes „Das Geheimniß der Reminiszenz" ist denn auch der Titelzusatz „An Laura" durch einen Punkt

den Schluß den Gedanken, daß die Peſt der Würgengel Gottes ſei, daß in ihr die furchtbare Erhabenheit Gottes zur Erſcheinung komme. Dichteriſcher Wert fehlt, und Niemand wird aus den mühſelig auseinandergereihten Bildern, aus dieſem innerlich kalten und proſaiſchen Wortſchwall den Eindruck des Grauſens, welchen der Gegenſtand doch hervorrufen ſollte, empfangen. Die Schwäche der Arbeit und die Spuren theologiſcher Auffaſſungsweiſe laſſen vermuten, daß „Die Peſt" in der Militärakademie, nicht lange nachdem Schiller zur Medizin ſich entſchloſſen hatte, entſtanden iſt.

In zwei Gedichten iſt der Zuſtand der Seelen nach dem Tode auf der Grundlage antiker Vorſtellungen ausgemalt, in der „Gruppe aus dem Tartarus" und in „Eliſium. Eine Kantate". Obwohl im Druck der Anthologie durch einen Raum von 3 Bögen von einander getrennt und in der kompoſitionellen Geſtaltung verſchieden, ſind ſie urſprünglich doch wohl als Gegenſtücke gedacht, Spiele der Einbildungskraft nach entgegengeſetzten Seiten hin. In der Sammlung vom Jahr 1803 rückte ſie Schiller unmittelbar neben einander und verſah beide, wie ſämmtliche aus der Anthologie herübergenommenen Gedichte, mit der Jahreszahl 1782. Im erſten Druck war der Text der Kantate auf einen Chor und fünf Singſtimmen verteilt; indem Schiller nachmals dieſe Beſtimmung fallen ließ, näherte ſich die Kantate auch der äußerlichen Beſchaffenheit nach der „Gruppe aus dem Tartarus". Daß ſie zum Wiederabdruck begnadigt wurden, verdankten ſie ſicherlich ihrer Wohlanſtändigkeit und den antiken Motiven, welche ſie enthielten; jene war in den Jugendgedichten nicht allzuhäufig und dieſe gefielen dem klaſſiziſtiſchen Geſchmack des Weimaraners. Aber gar manche von Schiller nachmals verworfene Gedichte der Anthologie ſind ungleich bedeutender. In der

---

abgetrennt, im Inhaltsverzeichniß findet ſich wenigſtens ein Komma. Bei „Vorwurf, an Laura" ließe ſich eine ſyntaktiſche Verbindung denken, obwohl ſie nicht beabſichtigt iſt; hier bringt die Ueberſchrift ein Komma, das Inhaltsverzeichniß läßt es weg. „Fantaſie an Laura" ſollte heißen „Fantaſie, an Laura". Sehr anſtößig iſt auch „In einer Bataille von einem Offizier", zumal in der fortlaufend geſchriebenen Titelangabe des Inhaltsverzeichniſſes.

„Gruppe aus dem Tartarus“ wie in „Eliſium“ iſt mehr Wollen als Vollbringen, mehr Vorſatz und Abſicht als inneres Schauen und künſtleriſche Notwendigkeit. Ein Spielen mit Wortklang macht ſich geltend, und die Häufung von Einzelvorſtellungen ſtört den Geſammteindruck, den Organismus der Bilder. Wenn Schiller in der Schilderung der Verdammten Verzweiflung ihren Rachen fluchend aufſperren läßt, ſo glaubte er durch den Zuſatz „fluchend“ die Wirkſamkeit der Stelle zu erhöhen; aber die Zeichnung des Phyſiſchen wird dadurch nur verzerrt, das Ganze nur abgeſchwächt, da ein ſich bewegender, nicht ein aufgeſperrter Mund flucht, und die Verrenkung der unteren Geſichtsmuskeln, das ſtarre Geöffnetbleiben der Lippen einen weit höheren Grad von Schmerz und Qual bezeichnet als die thätige Gegenwehr, als das Fluchen. Auch wenn „dumpfigtief ein ſchweres — leeres qualerpreßtes Ach ſtöhnt“, empfindet man, daß des Guten zu viel, daß weniger mehr wäre. Eher trifft „Eliſium“ den Ausdruck von Stimmung; aber ſtilrein iſt auch dieſes Gedicht nicht, und wie der „flötende Bach“ den Geſchmack beleidigt, ſo ſchickt es ſich zu den zarteren Tinten des Vortrags nur ſchlecht, daß in Elyſiums Freudengelagen jedwedes Ach „erſäuft“ wird. Matte Wendungen laufen mit unter, und die gedankliche Gliederung der Strophen iſt nicht ſonderlich glücklich.

In der Gruppe derjenigen Gedichte, welche Schillers ſittliche Auffaſſungen ſpiegeln, iſt „Ein Vater an ſeinen Sohn“ als unreife Schularbeit ſchon gekennzeichnet worden; wie unvergleichlich ſchöner iſt Höltys Lied „Ein alter Landmann an ſeinen Sohn“, die ſchlichte, aus Herzenstiefen kommende und in jedes reine Kinderherz ſich tief einſenkende Mahnung:

„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab“!

So froſtig aber Schillers Gedicht iſt, die Spuren des ihm eigentümlichen Pathos und der von ihm mit Vorliebe gehegten Bilderwelt zeigt es dennoch: vom Gerechten zu ſagen, er könnte „angeleuchtet in den letzten Blizen“ und „vom Weltenumſturz

angeſchwungen" ohne Bangigkeit ſein, kam nicht leicht einem Anderen als Schiller in die Feder.

Vom „ſchröklichen Gefechte zwiſchen Luſt und Pflicht" weiß ſchon dieſes Gedicht zu ſagen. Reifer und der Ausdruck einer zum Stoicismus vorgeſchrittenen Denkart iſt „Das Glük und die Weisheit". Fortuna hat einen Unwürdigen mit Gunſt überhäuft, und als ſie, ſeiner undankbaren Habgier überdrüſſig, ſich von ihm abwendet und der arbeitſamen Weisheit einen Bund anbietet, wird ſie von dieſer ſchroff zurückgewieſen und ſpöttiſch aufmerkſam gemacht, daß der verlaſſene Liebling ſich eben „erhenken" wolle. Der ſtarre Gegenſatz, in welchem der Dichter nachmals „Sinnenglück und Seelenfrieden" ſah, iſt hier ſchon vorgebildet: Glück und Verdienſtloſigkeit, Glück und Haltloſigkeit des Charakters gehören zu einander, und die Weisheit hat mit dem Glück keine Gemeinſchaft. Die kleine Parabel iſt in leichtem und gefälligem Tone gehalten; doch iſt die Form nicht ganz ohne Schlacken, und die Verbeſſerungen, welche Schiller nachmals vornahm, ſind nicht ohne kleine Opfer zu Stande gekommen.

Im Uebrigen gewahren wir in der Anthologie das moraliſche Ringen des Jünglings im Anſturm geſchlechtlicher Sinnlichkeit, welches zu ſchildern bereits Nötigung vorlag. Der Heuchelei wird der Krieg erklärt, und indem in „Kaſtraten und Männer" wie im Gedicht „An einen Moraliſten" die Ohnmacht des Alters verhöhnt wird, fällt der Kraft der Jugend auch das Recht zu, ſich auszuleben. Aber das Laſter, die ſeelenloſe Wolluſt und die weltläufige Sittenloſigkeit, zu verteidigen, iſt nicht die Meinung des Dichters; Buhlgeiſt und Frechheit ſollen mit abſchreckenden Farben gemalt werden und die klatſchende Geißel des Spotts ſoll die Sklaven der Sinnlichkeit züchtigen. Reinliche Grenzen zwiſchen dem Einen und Andern zu ziehen, gelingt dieſer lyriſchen Moralphiloſophie freilich ſchwer; vielmehr bricht auch da, wo die Abſicht eine ſtrafende iſt, der Hang zu Zynismen und die Luſt am Schlüpfrigen in der Regel hindurch. Wie aber die Wiederkehr ſolcher Stoffe zum Teil aus den durch Herzog Karls Hofhaltung herbeige-

führten öffentlichen Zuſtänden ſich erklärt, ſo regt auch die ſeeliſche Verwirrung des Dichters die tiefer liegende Frage auf, ob und in wie weit die unter uns gültigen Formen der Sittlichkeit der Natur und Vernunft und der Sittlichkeit des Herzens gemäß ſind.

Das beißendſte der hier aufzuführenden Epigramme hat die Ueberſchrift „Aktäon“; es verhöhnt weibliche Lüſternheit. „Das Muttermal“ gibt einem mutwilligen Einfall Raum; „Die Buße“ verlacht eine Kupplerin, welche „platoniſch“ an fremdem Glück die Augen weidet. Im Epigramm „Aeſchylus“ wird der Name des griechiſchen Tragikers, bei deſſen Stücken angeblich ſchwangere Weiber, von ſeeliſcher Erſchütterung erfaßt, niederkamen, zu einem Ausfall auf die „Jungfern“ unſerer Zeit mißbraucht. Schlechterdings grob, unflätig iſt die „Vergleichung“, ein fünfſtrophiges Spottgedicht auf ein liederliches Weib. Der in die erſte Zeile eingeſetzte Name erinnert an das Begriffswort, welches Goethes Mephiſtopheles gelegentlich mit „Diebsgelüſt“ zu paaren weiß.

Zu einer fünften Gruppe laſſen die erotiſchen Gedichte ſich zuſammenfaſſen, ob nun der Verfaſſer eigenes oder fremdes Leben in ihnen ſchildert. Wir kennen die Vermählung von Sinnenglut und hochfliegenden Ideen, welche den Geſängen an Laura das charakteriſtiſche Gepräge gibt. In ſtarkem Gegenſatz zu dieſen inhaltsſchweren, den Ton einfach-natürlichen und innig-zarten Empfindens faſt überall zurückdrängenden Ergüſſen ſteht das Gedicht „An Minna“, eine flotte Strafpredigt an eine flatterhafte Schöne. Daß es einen erfundenen Stoff behandle, iſt weniger wahrſcheinlich, als daß ihm eine Liebſchaft flüchtiger Art den Urſprung gab; hat doch auch Scharffenſtein ausgeplaudert, mehr als Eine Laura habe Schillers Herz in Stuttgart entzündet. Die Sprache iſt fließend, natürlich, der Vers gewandt, die Kompoſition abgerundet; ſeeliſches Leben fehlt keineswegs, wenn auch die Empfindung nicht tief geht. Der eiferſüchtige Liebhaber iſt ſich ſeiner Thorheit halb bewußt und ſpottet leiſe über ſich ſelbſt; aber er wahrt ſich auch das Recht, der Ungetreuen gröbſtens den Text zu leſen. So geht ein leichter, friſcher Ton, ein geſunder Realismus durch das Ganze, und es

ist kein Wunder, daß diese Verse nahezu Volkstümlichkeit erlangt haben. Einzelne auf das Welken der Schönheit bezügliche Wendungen erinnern an Stellen der „Melancholie an Laura". Schillers Gedicht bildet in seinem tapfren Humor eine Art Gegenstück zu der mit Mord und Selbstmord drohenden Jeremiade „Der Eifersüchtige", welche Stäudlin in den Schwäbischen Musenalmanach auf 1782 gegeben hatte. Auch Stäudlins Geliebte führte den Namen Minna und scheint ihrem Freier untreu geworden zu sein [1]).

Das Gedicht „An den Frühling" läßt in der Aufschrift ein lyrisches Naturgemälde erwarten, wendet sich auch in den einleitenden Versen an den schönen Jüngling Lenz; aber die Absicht ist doch nur, vom geliebten Mädchen zu plaudern und den wiederkehrenden Frühling aufs Neue um Blümchen für die Treugebliebene zu bitten. Man glaubt ein Liedchen von Gleim oder Weiße zu hören, und es ist bemerkenswert, daß Schiller in diesem naiv tändelnden, ihm von Hause aus wenig gemäßen Ton sich einmal versuchte. Ein leichter Hauch von Anmut wirkt gewinnend; an mehreren Stellen aber, zumal in der zweiten Strophe, fällt die Sprache doch stark ins Kindliche.

Ist in diesem Gedicht eine bewußte Anlehnung an ältere Muster wahrscheinlich, so ist das „Baurenständchen", eine Nachahmung des niederen Volkstons, geradezu ein litterarisches Experiment. Den Inhalt bildet ein von Strophe zu Strophe sich steigerndes Klagen und Schelten eines Bauernburschen, welcher unter dem Fenster seines Mädchens vergeblich schmachtet. Daß der Ton des Volksliedes glücklich erreicht sei, wie Boas behauptet, ist zuviel gesagt. Zwar fehlt es nicht an Frische, und die Abwicklung äußerer und innerer Vorgänge vollzieht sich sehr

[1]) Das Gedicht „Der Eifersüchtige" verschweigt den Namen des Mädchens. Vgl. aber „An Minna. Zum Geburtstage. 1781" (In Stäudlins gesammelten Gedichten) sowie in Reinhards „Epistel" an Stäudlin S. 65 die Stelle:

[Stäudlin] „Der an dem Arme weilend seiner Minna
Trotz * *'s Steifheit, seinen Guten Fürsten
Beflatschen hört' auf Stutgards Schauplatz . . ."

lebendig; aber so reichlich der Dichter für Provinzialismen und Ausdrücke des gemeinen Lebens gesorgt hat, eine ungezwungene Redeweise ist doch nicht durchweg gewahrt, und es heißt den Boden der bäurischen Sprache mit einem salto mortale verlassen, wenn in der letzten Strophe ein „böser Dämon" zum Vorschein kommt. Andrerseits fällt das Gedicht ins Rohe, und der Streich, durch welchen die Dorfschöne ihren Anbeter schließlich verjagt, ist nicht mehr humoristisch sondern gemein [1]).

Das Gedicht „Die Kindsmörderin" leiht dem Unglück des liebenden Weibes das geflügelte Wort. Das Thema lag in der Zeit. Noch verhängte die Gerichtsordnung über den Kindsmord die Todesstrafe, noch galt die Verführte der bürgerlichen Gesellschaft als eine Verworfene, und Staat und Kirche legten ihr thörichte und schimpfliche Bußen auf. Da schilderten die Dichter die Gewalt der Leidenschaft, die seelische Verwirrung herzensreiner, in hingebender Liebe sich verlierender Mädchen, den verzweifelten Kampf der Bethörten mit Schande und Not. Mit den leiseren Regungen der Volksseele vertraut, an humaner Bildung des Geistes, an Kenntniß des menschlichen Herzens und psychologischem Tiefblick den Jüngern der Themis überlegen, rüttelten sie versteckt und offen an den barbarischen Bestimmungen, welche das Gesetz für die irrende Mutter bereit hielt. Bürger schrieb die Ballade von der Pfarrerstochter von Taubenhain, Heinrich

---

[1]) Es ist oben bemerkt worden, Palleskes Behandlung der Anthologie sei durchaus unwissenschaftlich, insofern sie jeder historisch-kritischen Untersuchung, jeder Feststellung von Schillers Eigentum sich entschlägt; nicht besser ist es mit der ästhetischen Kritik bestellt. S. 240 der 11. Auflage erwähnt Palleske das Gedicht „Die schlimmen Monarchen", um alsdann fortzufahren: „Von einer ganz anderen Seite erscheint der Dichter in den Stücken: „die Größe der Welt", „in einer Bataille" (die Schlacht), „an die Morgensonne" (der Flüchtling). Bis zur Spitze dieser naiven Gattung steigt er in dem „Bauernständchen"". Die Zusammenstellung dieser 4 Gedichte zu einer „naiven Gattung" muß höchlich befremden. Man darf über dergleichen Dinge nicht völlig hinweggehen; denn Palleskes Buch und seine Phrasenflut tragen an der verschwommenen Auffassung, welche ein Teil des Publikums sich von Schiller gemacht hat, nicht geringe Mitschuld.

Leopold Wagner brachte die Kindsmörderin auf die Bühne, und in vielerlei Formen kehrte das Thema wieder, bis die Gretchentragödie ausreifte, bis Goethes Genius der holdseligsten Gestalt, welche seit Raphaels Madonnenschaar und den Mädchen Shakespeares auf Erden gewandelt ist, das Leben gab. An die Gesetzgeber unmittelbar sich wendend, aus der Fülle von Menschenliebe und Einsicht, in flammenden Worten schrieb der große Anwalt des Volks, Pestalozzi, seine Abhandlung über den Kindsmord. Indem sie der bürgerlichen Gesellschaft einen Spiegel ihrer Scheinheiligkeit und Herzlosigkeit unter die Augen hielt und das unnatürliche Verbrechen auf die Verkehrtheit sozialer Anschauungen und Einrichtungen zurückführte, faßte sie das Uebel an seiner Wurzel. Nach Pestalozzis eigener Angabe wurde diese Schrift 1780 verfaßt, 1783 veröffentlicht, sie kann also dem Herausgeber der Anthologie nicht bekannt gewesen sein; wohl aber findet sich in Haugs Schwäbischem Magazin vom Jahre 1780 ein Aufsatz über den nämlichen Gegenstand, und diesen hat Schiller zweifelsohne gelesen. Er wird der Roheit der Behandlung keinen Geschmack abgewonnen haben; aber gleichgültig konnte eine Frage, welche das Herz der Gesellschaft anging, den Jünger Rousseaus nicht lassen [1]). Ueberdies hatte die schwäbische

[1]) Schwäbisches Magazin v. J. 1780, S. 585—615: „Beantwortung der Preißfrage: Welches sind die beste ausführbare Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun?“ Pestalozzis Schrift hat den Titel: „Ueber Gesetzgebung und Kindermord, Wahrheiten und Träume, Nachforschungen und Bilder“. Der Herausgeber der Werke Pestalozzis, L. W. Seyffahrt, bemerkt in Band 8, S. 5, Pestalozzi deute an, daß seine Schrift in Folge einer ausgeschriebenen Preisfrage entstanden sei, und um zu ermitteln, in welcher Fassung und von wem diese gestellt war, bleibe übrig, die schweizerischen Zeitschriften der Jahre 1779 und 1780 zu durchsuchen. Letzteres ist nicht mehr nötig; der Fragesatz, welchen Pestalozzi am Ausgang seiner Schrift (Band 8, S. 229 der Seyffahrtschen Ausgabe v. J. 1870) in den Text einflicht, ist gleichlautend mit der Fassung der Frage im Schwäbischen Magazin, und aus diesem erfahren wir, daß „eine Gesellschaft in Mannheim“ die Aufgabe gestellt hatte. Die Bemerkung Mörikofers (Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, S. 423), Schillers Kindsmörderin sei unter Einwirkung von Pestalozzis Schrift entstanden, ist von Neueren wiederholt worden; aber Pestalozzi selbst zeichnet das Vorwort zur ersten Ausgabe seiner Abhandlung

Dichterjugend des dankbaren Gegenſtandes ſich bereits bemächtigt: im Muſenalmanach auf 1782 hatte Stäudlin das Gedicht „Seltha, die Kindermörderin" veröffentlicht, dem Titelbeiſatz zufolge das Bruchſtück einer größeren Arbeit und 1776 begonnen. Schillers „Kindsmörderin" zeigt in den Gedanken mit Stäudlins „Seltha" manche Aehnlichkeit, mehr Uebereinſtimmung faſt, als der Zufall gewähren konnte; man möchte glauben, Schiller habe von dem Vorgänger einzelne Züge übernommen, um ſie wirkſamer zu geſtalten und ſo, im engſten Kreis mit dem Nebenbuhler ſich meſſend, ſich als den größeren Meiſter zu zeigen. Wie bei Stäudlin bildet bei Schiller das ganze Gedicht einen einzigen Monolog. Schillers Luiſe ſendet ihrem Verführer „auf entfernte Meilen" Klagen und Thränen nach, ſie malt ſich aus, wie er im Babel an der Seine andere Mädchen herzt; aber auch Seltha verwünſcht einen Verführer, der „im fernen Land bult". Bei Stäudlin ſollen die meineidigen Schwüre „wie Donner" in Warthfills Ohr dringen, bei Schiller „donnern" Joſephs Eide „aus ihrem Grabe", aus der Vergeſſenheit, wieder. Und während Seltha fordert, daß das Bild des todten Kindes, daß Blutstropfen, an Stirn und Wange klebend, in jedes Traumgeſicht Warthfills ſich drängen, will Luiſe, daß der grimme Schatten des Kindes Joſephs Wonneträume zerreiße, daß das Kind in ſeinem „blutgen Schmuck" ihn von den Pforten der Luſt zurückgeißle. Die Abſicht, den Gegner aus dem Sattel zu werfen, hat Schiller erreicht; über winſelndes Geleier und Bänkelſängerton ſiegte die Kraft ſeiner Muſe. Doch iſt auch Schillers Kindsmörderin kein mangelloſes Werk. Dem Plan des Gedichtes fehlt es an Klarheit, die Entwicklung der Situation wird nirgends deutlich. Bildet auch das Ganze einen lyriſchen Monolog, ſo ergibt ſich doch aus dem Inhalt der Strophen, daß die äußere Handlung während der Reden vorrückt: in der erſten Strophe

mit dem Datum: „Den 8. Mai 1783". Dagegen ließe ſich annehmen, daß Schiller die Zeitſchrift „Ein Schweizer-Blatt" geleſen habe, in welcher Peſtalozzi unter dem 10. Januar 1782 und auch ſpäterhin den Kindsmord beſpricht, beziehungsweiſe „Bruchſtücke" aus ſeinem Manuſkript über dieſen Gegenſtand mitteilt.

ſpricht Luiſe vom Aufbruch zum Richtplatz, am Schluß des Gedichtes iſt ſie auf dem Schaffot angelangt, ja ſchon die fünfte Strophe nennt den „Todesblock", als ob die Unglückliche ihn vor ſich ſähe. Wir ſind genötigt uns vorzuſtellen, daß Luiſe auf dem Gang zum Richtplatz ſpricht, indem ſie jetzt an ihre nächſten Begleiter, jetzt an die ſchauluſtige Menge ſich wendet; und dies hat manches Unbequeme, Ungeſchickte. Auch fließen Erinnerung an Vergangenes und Verweilen im Gegenwärtigen zu wenig vermittelt in einander: die vorletzte Strophe ſchildert das Verbrennen der Liebesbriefe; auf den Richtplatz paßt der Vorgang nicht, und doch geht der Dichter gerade hier in der Satzform zur Darſtellung gegenwärtigen Geſchehens über. So vermißt man durchaus die Beſtimmtheit epiſcher Anſchauung, welche die Unterlage des Empfindungserguſſes bilden mußte. Dennoch iſt „Die Kindsmörderin" hoher Bewunderung wert. Die Behandlung hat ſoviel Feuer als Zartheit, ſoviel Erſchütterndes als Rührendes, ſoviel Wahrheit als ſeeliſche Fülle; aus der leidenſchaftlichen Mitempfindung des Dichters quillt ein Strom hinreißender Beredſamkeit. Die Sprachform iſt geläuterter als in der Mehrzahl der Jugendgedichte; ſehr vereinzelt begegnen unfertige Wendungen wie der Vers „Und Empfindung ſoll mein Richtſchwerd ſeyn!"

Die Gelegenheitsgedichte „Leichenfantaſie" und „Elegie auf den Tod eines Jünglings" ſind ſchon an früherer Stelle beſprochen worden. Im Rahmen der Anthologie bilden ſie als Gedichte der Freundſchaft eine beſondere Gruppe, welcher auch die den „Briefen Julius an Raphael" entnommene Hymne anzuſchließen wäre, wenn dieſe nicht um ihres theoſophiſchen Gehaltes willen auf andere Anordnung verwieſe.

Eine kleine Gruppe von Gedichten ſteht in engerer Beziehung zu Schillers äußerem Lebensgang, dem Lauf ſeines Schickſals, den Eindrücken ſeines bürgerlichen Berufes. Die „Morgenfantaſie", ein Erguß in freien, nicht eben geſchickt die Gangart wechſelnden Rhythmen, ſchildert den Reiz einer Morgenlandſchaft, zu deren lebenatmender Schönheit die Stimmung des Wanderers einen düſteren Gegenſatz bildet:

„Den Frieden zu finden
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?“

fragt der Verfaſſer, in Grabgedanken verſinkend. Schiller ſcheint die Empfindung, daß äußeres und inneres Leben ihm in ſchreienden Widerſpruch gerate, in der „Morgenfantaſie“ bildlich ausgeſprochen zu haben, und wohl mit Recht ſchließt Boas aus der nachmaligen Veränderung des Titels in „Der Flüchtling“, daß Schiller dem Gedicht das Siegel einer biographiſchen Bedeutſamkeit aufdrücken wollte, daß er im Niederſchreiben der „Morgenfantaſie“ „traumartig“ ſein Schickſal geahnt habe. Von ungetrübtem poetiſchem Wert iſt das Gedicht nicht; ein äußerliches Malen und Spielen mit Klangwirkungen tritt auch hier hervor; der koſende Zephyr und Auroras Umarmungen ſtören die Naivetät des Naturbildes, und mit einzelnen Schönheiten miſchen ſich matte Wendungen: der Vers „Die Waldungen leben“ iſt geradezu ſchwach. Daß die Wieſen „flittern“ und das Abendrot die Welt in Schlummer „flöten“ ſoll, gehört in die Geſellſchaft der verunglückten Bilder der Anthologie. Einen natürlicheren Eindruck macht das von warmem Tone durchhauchte Gedicht „Die Winternacht“. Die einleitenden Verſe malen die Situation mit einiger Freiheit; um ſo deutlicher wird die Beziehung auf Schiller im Hauptteil des Gedichtes, einem behaglichen Genrebild. Der Regimentsmedikus verſetzt ſich im Geiſt zu ſeinen guten Freunden, die am abendlichen Stammtiſch bei Knaſterdampf um den Weinkrug verſammelt ſind; da fließen die Geſpräche in traulichem Scherz, und friedlich zieht die Erinnerung an die Leiden der Schulbank vorüber: wie manchen Fluch Terenz davongetragen,

„Wie ungeſtüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft.“

Und nicht alle Erinnerungen ſind harmloſer Art; jetzt aber liegt Dies und Jenes in weiter Ferne, und die Thorheit des kleinen Fritz ſchämt ſich vor der Weisheit des perückentragenden Friedrich:

„Man iſt — Poz gar! — zum Doktor ausgeſprochen,
Wohl gar — beim Regiment!“

Gegen den Schluß hin miſcht ſich in die Laune leichtbeſchwingten Frohſinns die Spur des Ernſtes; mag immerhin, ruft, in die Zukunft ausblickend, der Dichter, noch manche Seifenblaſe ſpringen,

„Bleibt nur diß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Geſängen —
Zum Lohn ein teutſcher Lorbeerkranz".

Die dreiteilige Romanze „Der hypochondriſche Pluto" iſt ein burleskes Phantaſieſtück, in welchem Heilkunſt und Heilkünſtler luſtig karrikirt werden und mit den Göttern der Ober- und Unterwelt wenig glimpflicher umgeſprungen wird, als es nachmals von Blumauer geſchah. Drei Aerzte bemühen ſich um die Rettung des an ſchwerer Verſtopfung leidenden Pluto; der eine, ein Bürger der Unterwelt, wird als altertümlich gelehrter Zopf gezeichnet, der zweite, Apoll, als modiſcher Charlatan; der dritte, ein Bürger der Menſchenwelt, trifft mit geſundem Blick und Mutterwitz das Richtige, indem er dem Patienten „ein Weibchen" verordnet. Es iſt alſo, wenn man in dieſer Schnurre ein Korn von Ernſt finden will, die Rückkehr zur Natur und zu einfacher Methode, welche der mediziniſche Dichter empfehlen möchte; der „Praktikus" trägt den Sieg davon. Prüft man das Gedicht auf ſeinen künſtleriſchen Wert, ſo muß man freilich geſtehen, daß der Witz die Breite der Ausführung kaum aufwiegt, wenn auch die Erzählung an ſich lebendigen Gang hat. Die Sprache iſt durchaus burſchikos, und die Feder Schillers verrät ſich im Ganzen wie in Einzelheiten des Ausdrucks; wird im „Triumf der Liebe" Pluto „der ſchwarze König" genannt, ſo heißt er hier „der ſchwarze Kaiſer". Dem parodiſtiſch gehaltenen Gedicht ſtand eine ſolche Bezeichnung eher zu als der getragenen Hymne.

Nachdem die Militärakademie zur Hohen Karlsſchule umgewandelt war, beeilte ſie ſich den Doktorhut zu verleihen, und Herzog Karl veranlaßte die aus der Militärakademie hervorgegangenen nichtpromovirten Aerzte, den Doktorgrad nachträglich zu erwerben. Eine ſpöttiſche Anſpielung auf dieſe Vorgänge

glaube ich in dem epigrammatiſchen Gedicht „Geſpräch“ zu erkennen, deſſen Schlußzeilen lauten:

„Ey! 'n Diplom!
Kauft ſich das auch in Schwaben?“

während im Vorausgehenden die Vorrechte, welche ein graduirter Arzt gegenüber dem nichtgraduirten genießt, durch eine Anekdote verdeutlicht werden. Mit „Doktor Sänftel“ und „Herrn Onkle“ ſind augenſcheinlich beſtimmte Perſönlichkeiten gemeint. Das zwiſchen „A“ und „B“ geführte Geſpräch iſt in Ton und Stil dem Geſpräch zwiſchen Matthes und Lukas verwandt: hier wie dort iſt der Ausdruck von realiſtiſcher Lebendigkeit, Schärfe und Derbheit.

Den Gott des Weines in einen Drehſtuhl zu ſetzen, in den von den Irrenanſtalten früherer Zeit gebrauchten Triller, war ein Einfall, welchen Schiller der Arzt leichter verantworten konnte als Schiller der Dichter; freilich mochte das Uebel, das Studenten Katzenjammer nennen, die Zechkumpane vom Ochſen des Oefteren quälen. Der Spottgeſang „Bacchus im Triller“ nimmt Rache am Anſtifter: im Triller eingeſchloſſen und raſtlos umgedreht, erfährt Bacchus ſelbſt die Betäubung eines Berauſchten, die Verwüſtung von Kopf und Magen, welche er ſeinen übereifrigen Verehrern bereitet hat. Der Gedanke iſt zu abſonderlich, als daß man ihm Geſchmack abgewinnen könnte, und der Ton des Gedichtes, welchem Boas mit der Bezeichnung „brauſendes Trinklied“ ſchmeichelt, iſt mehr niedrig als Volkston: die wirbelnde Bewegung des Trillers und der ſprudelnde Eifer der Scheltenden ſind jedoch rhythmiſch nicht übel gemalt. Daß aber den Anthologiegenoſſen der Verzicht auf den Becher, wie billig, nicht glückte, davon überzeugt uns das Epigramm „Der Wirtemberger“, ein etymologiſcher Scherz, welcher die Vorliebe für Wirtshäuſer patriotiſch rechtfertigt [1]).

[1]) Die Etymologie des Namens Würtemberg iſt nicht ſicher; Paul Friedr. Stälin, Geſchichte Württembergs, 1882, ſcheint geneigt, der Ableitung von dem altdeutſchen Mannsnamen Wirnto den Vorzug zu geben. An Wirt (hospes) darf nicht gedacht werden. Die älteſte Namensform iſt Wirtinisberk, Wir-

Aber auch ein ernſthaftes patriotiſches Lied, ein „Kriegslied", hat Schiller ſeiner Heimat geſungen: „Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg" feiert das Andenken des ſchwäbiſchen Volkshelden. Man merkt an den Verſen, mit welchen Schiller anhebt und ſchließt, daß die herkömmliche Verunglimpfung der Schwaben auch ihm zu Herzen ging, und wenn die Abwehr der Unbill in den Zeilen:

„Ihr — ihr dort auſſen in der Welt
Die Naſen eingeſpannt",

nicht den glücklichſten Ausdruck gefunden hat, weil das Zeitwort ungeſchickt gewählt iſt, ſo ſind dafür die folgenden Verſe:

„Auch manchen Mann, auch manchen Held
Im Frieden gut, und ſtark im Feld
Gebahr das Schwabenland"

ſo ungeziert als ſchlagend und ein bündigerer Erweis von Heimatsgefühl als Stäudlins ſämmtliche Deklamationen. Friedrich Haug erzählte nachmals [1]), das Gedicht ſei aus einem poetiſchen Wettkampf zwiſchen ihm und Schiller hervorgegangen; demnach ſcheint es entſtanden zu ſein, als Schiller noch Zögling der Militärakademie war. Schiller legt ſein Gedicht den Kriegsleuten Eberhards in den Mund, er denkt es ſich als geſungen; damit gab er der volksmäßigen Ballade den richtigen Untergrund. Die Stimmung iſt durchaus feurig und friſch, der Bau vortrefflich; indem das Gedicht an den Wendepunkten der Erzählung zur Perſon Eberhards zurückkehrt und mit Liebe bei ihm verweilt, behauptet ſeine Geſtalt trotz der Einführung Ulrichs die Herrſchaft. Ein Säbelhieb hat Ulrichs Leben geendet:

„Beſtürzung hemmt des Siegers Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —,
Hoch führt der Grav die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein andrer Mann!
Marſch! Kinder! In den Feind!"

---

tinberc; die ſeit 1802 befohlene amtliche Schreibung mit doppeltem t iſt etymologiſch haltlos und grammatiſch falſch.

[1]) Boas II, 161: „Haug erzählte dem Oberbibliothekar von Staelin

Und die Schlacht tobt weiter, die Städtler werden geworfen, im Lager des Siegers iſt lärmender Jubel und Becherklang:

„Doch unſer Grav — was thät er izt? —
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in ſeinem Zelte ſizt
Der Grav, und eine Thräne blizt
Im Aug auf ſeinen Sohn.“

Das iſt Kriegspoeſie von ſchönſter Bravheit, durchzittert von gehaltener Rührung, wie ſie des Mannes Zier iſt, und dabei anſchaulich, bildmäßig wie alle gute Dichtung. Wie prächtig geſehen iſt nur das „Hoch“ in der eben angeführten Strophe, wie deckt ſich in ihr der Gang und Takt des Verſes mit dem Wechſel des Geſchehens, dem Wechſel der Stimmung! Die Sprache trifft den Volkston im Ganzen und Großen glücklich; mit gutem Recht ſind Provinzialismen und Dialektlaute verwendet, „gepantſcht“, „thät“, „ſchmiß“ u. ſ. w., hier eben ſo ſtatthaft wie im Volkslied vom Prinzen Eugen. Daran ſich zu ärgern, wie Düntzer es thut, für den Grimm des Vaters einen „würdigeren“ Ausdruck zu fordern, für „ſchmiß“ ein „ſtieß“ zu wünſchen, zeigt die ganze Naturloſigkeit ſchulmäßiger Bildung. Eher müßte man tadeln, daß Schiller aus dem volksmäßigen Ton zuweilen fällt, daß an einigen Stellen rhetoriſche Wendungen ſich zudrängen: der „Heldenſtab“ und der „Donner“, der in Eberhards Arm „raſt“, ſind unechte Einſchüſſe. Die geſchichtliche Ueberlieferung iſt mit poetiſcher Freiheit behandelt.

Aber noch ein zweites Kriegslied aus Schillers Feder enthält die Anthologie, das Gedicht „In einer Bataille“ („Die Schlacht“). Der Titelzuſatz „von einem Offizier“ ſollte für die Echtheit der Farben Gewähr leiſten; aber das Gedicht bedurfte dieſes Geleitsbriefes nicht, die Bürgſchaft der künſtleriſchen Wahrheit liegt in ihm ſelbſt. Hier beſtätigt ſich, was an früherer Stelle geſagt wurde[1]): es war in Schiller ein Stück Soldaten-

in Stuttgart, daß er über dieſen Stoff einen poetiſchen Wettkampf mit Schiller gehalten habe. (Mündliche Mittheilung des Herrn von Staelin.)“

[1]) Vgl. S. 15 des Buches.

geiſt, ein Gran Soldatenblut, und dieſes Erbteil vom Vater her unterſtützte ſeine dem Kühnen und Heroiſchen zugeneigte Phantaſie, wenn ſie bei den Szenen männermordender Feldſchlacht verweilte. So iſt denn das Gedicht „In einer Bataille" zu einer glänzenden, höchſt lebendig bewegten, im beſten Sinn realiſtiſchen Schilderung geworden; man meint den Pulverdampf aufſteigen zu ſehen, die Gewehre knattern zu hören und hört auch das Pochen der Herzen und der zu Tode Getroffenen letzte, im Lärm der Vernichtung verwehende Seufzer. Ein konzentrirtes Drama ſpielt ſich ab, das mit dem Anmarſch zum Schlachtfeld beginnt, mit dem Triumphſchreien der Siegenden endet; und meiſterhaft iſt die Folge der Bilder, der Wechſel der Rhythmen, der Wechſel und Ausklang der Stimmung gefügt.

In acht Gruppen haben wir die Gedichte der Anthologie, ſoweit ſie von Schiller herrühren, zerlegt. Doch ſein Anteil an der Sammlung iſt hiemit noch nicht erſchöpft; denn in das letzte Drittel des Buches ſchiebt ſich „Semele, eine lyriſche Operette von zwo Scenen" ein. Daß ſie Schiller in der Militärakademie gedichtet habe, berichtet uns Streicher; und zwar verlegt er die Zeit der Entſtehung in die letzten Studienjahre Schillers, während dieſer mit geſteigertem Eifer ſeiner Berufswiſſenſchaft ſich hingegeben habe, ohne doch der Muſe gänzlich entſagen zu können. Boas möchte glauben, daß die Operette „nicht ſpäter" als 1777 gedichtet ſei; er meint, nachdem Schiller die Räuber geſchrieben, habe er unmöglich mit einer „Semele" dem falſchen Tagesgeſchmack huldigen können. Dieſer Einwand trifft nicht zu; Schiller hat die Räuber 1777 begonnen, 1778—1779 zur Seite gelegt; ihren eigentümlichen Nerv und Geiſt erhielten ſie erſt im Jahr 1780. Die Abfaſſung der „Semele" weiſt auf eine Zeit, in welcher der Geiſt des Dichters mehr ſpielte als aus eigenen Tiefen ſchöpfte, alſo gerade auf die von mediziniſchen Studien ausgefüllten Jahre 1778—1779. Auch die Sprache der „Semele" iſt zu berückſichtigen; ſo wenig durchgebildet ſie iſt, zeigt ſie doch einen höheren Grad der Reife als das dem Jahr 1777 angehörige Gedicht „Der Eroberer". Es iſt ſomit

kein Grund vorhanden an Streichers Angabe zu rütteln [1]). Die Anregung zu der Operette wird Schiller von Herzog Karls Bühne empfangen haben; die Rokokooper mit ihrer prunkvoll galanten Vorführung olympischer Götterwelt reizte den Zögling der Militärakademie zu einer dichterischen Nachbildung; Zumsteeg und Viktor Heideloff werden den Freund in dieser Laune bestärkt haben, und den Stoff gab Ovid, derjenige römische Autor, welchen Schiller damals neben Virgil und Sallust am meisten liebte. Ovid behandelt die Mythe von Jupiter und Semele in der 17. seiner Metamorphosen in 43 Hexametern. Schiller dachte an musikalische Komposition: er fügt in Klammer Anweisungen für die musikalische Begleitung bei, er legt der Juno eine „Arie" in den Mund und schließt die erste Szene mit einem Duett, in welchem der Vers „Armes Ding! das wirst du nie" in seinem Anschluß an den vorausgehenden: „glücklich machen will ich sie" augenscheinlich die Umkehrung eines musikalischen Motives andeutet. Streicher, der Musiker, weiß die theatralische Großartigkeit der Anlage nicht genug zu rühmen, und vom Standpunkt der Oper mag man ihm Recht geben, da doch die Kunstform der Oper, das sogenannte Musikdrama Richard Wagners eingerechnet, es mit der Dichtung als solcher nicht ehrlich meint; von dieser Seite her mag man auch an der Flachheit der psycho-

[1]) Boas, Schiller's Jugendjahre 1, 265, erzählt, Schiller und seine Schwester Christophine hätten zusammen Szenen aus der Operette Semele aufgeführt. Dasselbe berichtet schon Saupe, Schiller und sein Väterliches Haus, Leipzig 1851, S. 109. Die Quelle dieser stets ohne Nachweis des Ursprungs wiederholten Angabe scheint eine persönliche Mitteilung Christophinens zu sein. Die nach Christophinens Tod zu Meiningen 1847 veröffentlichte Schrift des Oberhofpredigers Ackermann „Züge aus dem Lebensbild der Frau Hofräthin Reinwald, geb. Schiller" (wiederabgedruckt im Briefwechsel zwischen Schiller und Christophine, herausgeg. v. Maltzahn) enthält die Stelle: „Auf der Solitude verlebte Christophine frohe Tage; das nahe Stuttgart bot manche gesellige Freude; mit dem Bruder, der von der Karlsakademie öfters zu Besuch kam, wurden dramatische Scenen aufgeführt." Boas' Zusatz, Christophine habe für Schiller das „Amt eines Secretärs" übernommen und ihm seine Poesien in sauberen Abschriften zurückgeliefert, hat eine Angabe Reinwalds in dessen „Berichtigungen Friedrichs v. Schillers Jugend Geschichte betreffend" zur Quelle.

logiſchen Zeichnung wenig Anſtoß nehmen, da Flachheit bei Operntexten das Uebliche iſt. Anders aber wird man vom Standpunkt der dramatiſchen Dichtkunſt über Schillers Semele urteilen müſſen. Die Schwäche der Arbeit tritt insbeſondere in den Szenenabſchlüſſen hervor. Mit Recht tadelt Hoffmeiſter, daß die Titelheldin am Ende der erſten Szene von der Bühne wegläuft, weil ſie vor Entzücken ſich nicht zu faſſen vermag. Und unbefriedigend, matt endet auch das Ganze: das über Semele verhängte Verderben wird nur angekündigt, nicht zum Vollzug gebracht. Freilich ließ ſich die Umarmung durch den Gott nicht darſtellen, aber ſein den ſterblichen Leib vernichtendes Erſcheinen konnte in Szene geſetzt werden; die Intrigue konnte die nämliche bleiben, wenn Beroe der Semele riet, ſtatt des „Leibes“ ihr Angeſicht dem Liebhaber zu verſagen, bis er in göttlicher Majeſtät zu ihr käme. Schiller eröffnet und ſchließt die zweite Szene mit einem Geſpräch zwiſchen Zeus und Merkur, der zuerſt den Auftrag erhält, Leidende glücklich zu machen, nachher, die Glücklichen wieder zu verderben; dieſer Zug, welchen Schiller bei Ovid nicht vorfand, iſt an ſich nicht übel, entſchädigt aber nicht für die unvollkommene Ausgeſtaltung und Veranſchaulichung der Fabel. Die Sprache hat Lebhaftigkeit und Schwung, aber keine Einheit des Stils; zu dem getragen vornehmen Ton, in welchem die Oper ſich bewegen will, paßt es ſchlecht, wenn Juno-Beroe die Semele „Würmerfraß“ und „lakirtes Geſichtgen“ nennt, und wie ſchiefe oder übertriebene Wendungen nicht fehlen z. B. „ein Weib aus Thon gewoben“ oder der Vers „Götter geſtrudelt der Zauberin zu“, ſo ſinkt andrerſeits der Ausdruck ins Platte, wenn die Arie anhebt: „Götterbrod und Nektarpunſch Ueberflügeln meinen Wunſch.“ Der Vers des Dialogs, Schillers erſter Verſuch in Jamben, iſt mit vieler Freiheit behandelt, oft mit Reimen verziert. Spöttiſch lautet das Urteil, welches Schiller nachmals über die Arbeit fällte: „Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erſchröckt. Mögen mirs Apoll und ſeine Neun Muſen vergeben, daſſ ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe“, ſchreibt er am 30. April 1789 an Lottchen von Lengefeld. Dennoch be-

gann er in späteren Jahren eine Ueberarbeitung, welche sich freilich mehr auf Stilistisches als auf Motivirung und Komposition bezieht; er milderte und glättete den Ausdruck, kürzte auch einige Stellen. Eine Reihe solcher Abänderungen trug Schiller in ein Exemplar der Sammlung seiner Gedichte ein, welche als Nachdruck im Jahre 1800 erschien und die „Semele" enthielt; sie stimmen zum Teil mit den Aenderungen des Textes überein, welche der fünfte, 1807 veröffentlichte Band von Schillers „Theater" und die Körnersche Gesammtausgabe der Werke brachten. Wie es scheint, stand dem Cottaschen Verlag und Körner noch eine zweite in Schillers Nachlaß gefundene Handschrift zu Gebot[1]).

Es bleibt noch übrig, nach dem Gesammteindruck, welchen die Anthologie hervorruft, zu fragen. Er ist ein widerspruchsvoller; die grellen Dissonanzen, welche durch Schillers Jugend hindurchgehen, klingen in der Anthologie wieder. Noch fehlt jeder Ausgleich zwischen Phantasie und Erfahrung, zwischen ethisch straffer Geistesstimmung und überschäumender Leidenschaftlichkeit; ein Träumer, der eine Wolkenburg von Ideen um sich baut, der im Sonnenlicht erhabener Gedanken sich badet, steigt auf die Wege der Erdenkinder herab, und ein Sänger, der heute aus himmlischer Sphärenmusik majestätische Töne entlehnt, spricht morgen die burschikose Sprache der Kneipe. Widersprüche dieser Art sind keiner Jugendgeschichte völlig fremd, am wenigsten der Lebensgeschichte einer starken und reichausgestatteten Natur; aber hier stoßen die Gegensätze mit ungewöhnlicher Schroffheit aufeinander. Wenn man freilich berücksichtigt, daß die Gedichte der Anthologie einer Reihe von Jahren ihren Ursprung verdanken, so erkennt man, daß nicht so sehr eine unvermittelte Mischung von Ungleichartigem, als vielmehr eine bedeutsame Entwicklung in bestimmter Richtung ihren Ausdruck findet: dem geborenen Idealisten, dem Idealisten der Schulbank zwingt die Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens, der Kampf gegen seine Nachtseiten

[1]) Vgl. die das Sachverhältniß freilich nicht völlig klärenden Bemerkungen in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe I, 313 und bei Hoffmeister, Nachlese I, 207. Der in Wurzbachs Schillerbuch erwähnte Aufsatz von M. J. in Gubitz' „Gesellschafter" ist mir nicht zugänglich gewesen.

wie die natürliche Freude an ihm, ein Stück Realismus auf, und sittlich wie ästhetisch macht der Dichter eine Wendung von Klopstock und Haller zu Wieland und Bürger. So sehr aber die Anthologie, als Ganzes betrachtet, ein Spiegelbild gährender Zustände ist, immer fesselt uns in ihr ein Mensch voll Mark, voll Feuer der Empfindung; wir gewahren eine eigenartige, selbständige, ursprüngliche Natur, einen Charakterkopf, dessen Züge, einmal gesehen, nicht mehr zu verwechseln sind. Wir fühlen, daß der selbstbewußte Triumphruf, welchen Schiller im Einzelgedichte erhebt: „Ich bin ein Mann! — wer ist es mehr?“ vor die ganze Sammlung gesetzt werden könnte, sofern unter Mannheit Kraft, Kraft der Anlage und des Wollens zu verstehen ist.

Hoffmeister spricht die Ansicht aus, daß Schiller in der Anthologie beinahe eben so bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei, wie in den Räubern als dramatischer. Wer so urteilt, hat für das Drama, für die dramatische Kunstgattung keinen Nerv, keinen Maßstab. Die Anthologie ist im Einzelnen hochinteressant, sie ist völlig unentbehrlich für das Verständniß des jugendlichen Schiller; aber die geistigen Gewichte, welche an den Räubern hängen, sind ungleich schwerer, ob man nun darauf sieht, welche Stellung dieses Werk in der Geschichte der Dichtung behauptet oder ob man seine soziale Bedeutung ermißt. Die Schöpfung der Räuber war eine künstlerische und eine zeitgeschichtliche Notwendigkeit; die Anthologie, obgleich sie den sozialen Kampf für die Freiheit fortsetzt, trägt in ihren Gebilden doch mehr den Charakter des Zufälligen, des im engeren Sinne Persönlichen. Und während die Räuber ihrer Schwächen ungeachtet ein dramatisches Genie ersten Ranges aller Welt kundmachten, ließ die Anthologie nicht außer Zweifel, ob man einen berufenen Lyriker vor sich habe. Wohl vernimmt man auch in ihr zuweilen das Rauschen des Adlerflugs; wohl redet sie eine höchst energische, höchst ausdrucksvolle Sprache, und bewundernd gewahren wir einen ungewöhnlichen Reichtum von Tönen, Glut der Phantasie und Tiefe der Gedanken. Aber zum Licht gesellt sich nicht wenig Schatten: Blasen der Rhetorik quellen in der Regel selbst da auf, wo unmittelbare Herzensempfindung den Anstoß zur Entstehung des

Gedichtes gegeben hat, Geſchmackloſigkeit und Schwulſt überwuchern, und die Form hinkt unter Nachläſſigkeiten aller Art. Als Schiller 1803 in den zweiten Band ſeiner geſammelten Gedichte eine größere Anzahl der Anthologiegedichte aufnahm, ſprach er von letzteren in der „Vorerinnerung" als von „wilden Produkten eines jugendlichen Dilettantism", als von „unſichren Verſuchen einer anfangenden Kunſt und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmacks". Faſt allzuherb, faſt einſeitig erſcheint dieſes durch die ſpätere klaſſiziſtiſche Richtung des Dichters mitbedingte Urteil, da doch einzelnen der Jugendprodukte ein höherer Rang zugewieſen werden durfte und zum mindeſten „Die Freundſchaft" und „Die Schlacht" der beſſeren Lyrik des reifen Dichters ebenbürtig ſind; aber daß ein kritiſch empfindliches Auge bei einer Durchſicht der Anthologie vom Anblick ſo vieler Fehler ermüdet und verwundet wird, iſt immer begreiflich.

Gedichte objektiven Charakters, ſofern in ihnen ein von der Phantaſie mehr oder weniger willkürlich gewählter Gegenſtand in malender Schilderung oder mit Annäherung an den epiſchen Ton behandelt wird, ſind in der Anthologie verhältnißmäßig ſelten; das ſubjektive Leben überwiegt und äußert ſich mit Leidenſchaftlichkeit, hier als enthuſiaſtiſche und pathetiſche, dort als polemiſche und ſatiriſche Gemütsſtimmung, hier feurig bejahend, ſeelenvoll warm, dort bitter verneinend, in Ergüſſen beißender Laune, mit peſſimiſtiſchen Anſätzen. Die beſondere Begabung des Dichters drängt häufig über die Grenzen des Lyriſchen hinaus zu Gunſten einer ſtarken, dramatiſchen Bewegung. Diejenige Gattung der Lyrik, in welcher Schiller nachmals jeden Anderen überragend die Meiſterſchaft gewann, die Gedankendichtung, iſt bereits in der Anthologie glänzend vertreten. Witz und Humor, oft in der Färbung ſchwäbiſcher Geiſtesart, bringen reichliche Beiſteuer und weiſen auf eine Ader des Dichters, welcher man jede Hemmung in ſpäteren Jahren erſpart wünſchen möchte. Die Derbheit gerade dieſer Erzeugniſſe vergißt zwar öfters alle Schranken, hat aber auch ihren geſunden Kern; in ihnen kommt eine realiſtiſche Sprachkraft zum Vorſchein, welche zur beſten Eigenart deutſcher Kunſt in Beziehung ſteht.

Zur Physiognomie der Schillerschen Jugendlyrik gehört eine Reihe kleiner Züge, welche den Sprachgebrauch, die Grammatik, den Versbau angehen. Zunächst fällt die Schreibung auf; Schillers Orthographie weicht von der herkömmlichen und üblichen vielfach ab. Soviel Schwanken, soviel Mangel an Folgerichtigkeit hiebei hervortritt, so sehr man genötigt ist, den Dichter oder den Setzer der Flüchtigkeit zu zeihen, wenn z. B. in der Anthologie „Paradis" neben „Paradiß" und „Paradies" sich findet, „Haus" neben „Hauß", „Tode" neben „Todte" — erkennbar ist doch auch ein bewußtes Bestreben, eine bestimmte Absicht. Und diese geht dahin, die Schreibung der Aussprache, insbesondere der schwäbischen Aussprache zu nähern. Sichtlich hatten die grammatischen Reformversuche, welche in jenen Jahren Friedrich Karl Fulda und der Professor des Stuttgarter Gymnasiums Johann Nast, immer in Abwehr sächsischer, zum Teil auch oberpfälzisch-bairischer Regeln und Uebergriffe, sich angelegen sein ließen, Eindruck auf Schiller gemacht. Johann Nast war der Vater von Schillers Lehrer Joh. Jak. Nast; auch Petersen warf sich frühe auf germanistische Studien. Die Reformer der „teutschen" Schreibung erklärten im „Schwäbischen Magazin" tz und ck für völlig entbehrliche Lautzeichen [1]); ihren Lehren folgend schrieb Schiller „Wiz", „Rize", „Stok", „Glük" u. s. w. Auch die Einführung von ai für ei in Wörtern wie „faig", „Schlaife" u. s. w. geschah nicht ohne Anlehnung an die schwäbischen Sprachforscher und nicht ohne grammatischen Grund; während im übrigen Deutschland der Doppellaut ei durchaus wie ai gesprochen wird, unterscheidet die schwäbische Aussprache scharf zwischen einem wie ai lautenden ei und einem dumpferen, mit Hervorklingen des e gesprochenen ei; ersteres behalten diejenigen Wörter, welche im Gotischen dafür ai, im Mittelhochdeutschen ei haben, z. B. Geist, letzteres diejenigen, welche mittelhochdeutsch î haben, z. B. Weib. Gleich Wieland machte auch Schiller Versuche, die Schreibung griechischer Namen dem deut-

[1]) Vgl. u. A. den Aufsatz „über die Entstehung der menschlichen Laute", Schwäb. Mag. 1775, S. 557.

schen Alphabet anzupassen; wir lesen in der Anthologie „Fryne", „Flegeton", „Flegma", „Sfäre" u. s. w. Ueber die Berechtigung dieser Umformung läßt sich ja streiten; immer anstößig aber wird „Elisium" sein, welches Schiller neben „Elysium" gebraucht.

Suebismen in reicher Anzahl enthält der Wortschatz der Anthologie, desgleichen die Wortformen; nur allmählich verlieren sich diese Spuren der Heimat aus Schillers Schriften. Ich kann auch hier nur wenige Andeutungen geben, kann nur das Auffälligste nennen [1]). „Schmollen" im Sinn von schmunzeln, also in einer dem nichtschwäbischen Deutschland fremden Bedeutung des Wortes, gebraucht die Anthologie zweimal, im „Triumf der Liebe" und im „Geheimniß der Reminiszenz". Das schwäbische „laiden", zu Leid thun, begegnet uns in der „Semele": „was kann mir Juno laiden?" fragt die Titelheldin. Das Zeitwort „düsseln" oder „disseln" findet sich im Gedicht „Die schlimmen Monarchen", wie in den Räubern und in Schillers Brief an Boigeol; es bedeutet eindringlich und zischelnd zuflüstern und wäre eines derjenigen Wörter, mit welchen man vom Dialekt herüber die Schriftsprache bereichern dürfte. Eine schwäbische Bildungsform ist „weißt" für (er) weiß; Fulda bedient sich ihrer in Haugs „Gelehrten Ergözlichkeiten" und Schiller gebraucht sie wiederholt: in seiner zweiten akademischen Dissertation, in den Gedichten „Die Winternacht" und „Kastraten und Männer" — „Das Mädchen weißt, ich bin ein Mann" — aber auch noch in der „Wunderseltsamen Historia", welche er in Bauerbach verfaßte.

Mit den Provinzialismen der Anthologie mischen sich veraltete oder seltene Wortformen und Wörter: „fleusst", „fleugt" „gebare" „dörften" „Finsternuß" „Gaum" „Daum", „rachigt" „rosigt" „neblicht" u. s. w. In der vorletzten Strophe der „Kindsmörderin" lautet der ursprüngliche Text nicht „Seine Küsse — wie sie hochauf lodern", sondern „wie sie hochan flodern"; „flodern" ist

[1]) Vgl. zur Ergänzung Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes, S. 6 ff. und Goedekes Histor.-krit. Schilleraus-gabe I, 388 ff.

ein gutes, wenn auch veraltetes Wort für flattern, flackern. Das im „Geheimniß der Reminiszenz" gebrauchte Zeitwort „glosten" ist desselben Stammes wie „Glast" und bedeutet glimmen. Das Zeitwort „milden" für „mildern" findet sich in der „Kindsmörderin", im „Triumf der Liebe" und noch in dem der Bauerbacher Zeit angehörigen „Hochzeitgedicht". Für „spreizt" gebraucht Schiller im Gedicht „An die Parzen" die Nebenform „spreißt". „Mayen", zum Mai machen, begegnet uns in der „Melancholie"; „sonnen" im Sinne von sonnig machen, erhellen im „Triumf der Liebe". Das Zeitwort „geilen" findet sich bei Schiller zweimal: im Gedicht „Rouſseau" — „Wo der Affe aus dem Thierreich geilet" — und im Fiesko — „Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege" —. Mancherlei Mißverständniſſe haben sich an erstere Stelle geknüpft. „Geilen" als intransitives Zeitwort bedeutet nicht springen, sondern frech, mutwillig über etwas hinausstreben [1]). Schiller verweist die Verächter Rouſseaus als eine Art Halbmenschen in die „Kluft der Wesen", welche Thierreich und Menschheit trennt; der Affe strebt frech über das Tierreich hinaus, insofern sein Bau mit dem des Menschen einige Aehnlichkeit hat, die Menschheit aber „steht" an der Kluft „ab", stirbt an ihr ab. Die Vorstellung Schillers begegnet sich nur scheinbar mit dem Darwinismus; denn der springende Punkt in der Lehre des großen englischen Naturforschers ist nicht die Formen-Aehnlichkeit sondern die genetische Verwandtschaft der Organismen, und Schiller hat an einen Uebergang eben nicht gedacht, er legt den Nachdruck auf die „Kluft", und in diese sind, an die Grenzen der Menschheit „angeflickt", die Verächter Rouſseaus „eingekeilt" [2]).

Es liegt auf der Hand, daß die Häufung von Wörtern und Wortformen, wie die genannten, den Gedichten der Anthologie einen provinziellen und, in den Augen des heutigen Lesers

---

[1]) Vgl. Grimms deutsches Wörterbuch, Buchstabe G.

[2]) G. Hauff, Schillerstudien, S. 6—7, nimmt „geilen" irrtümlich für springen, bemerkt aber ganz richtig, im Sinne Darwins hätte Schiller sagen müssen, die Menschheit beginne hier zu „entstehen", nicht, sie beginne „abzustehen".

wenigstens, einen archaistischen Zug gibt. Aber auch von sprachlich Unrichtigem, von schlechtweg Sprachwidrigem ist Schillers Jugendlyrik nicht frei. Man wird an den philologisch unzureichenden Unterricht der Militärakademie erinnert, wenn man bei Schiller auf die Formen „Phäeton", „Tityon", „Hömus" (für Hämus), auf „in Elysen" und „nach Elysen" stößt. In der Operette „Semele" wiederholt sich durchaus „Epidaurum" statt „Epidaurus"; sogar als Genetivform wird es gebraucht: „Die Weiber Epidaurum". Schiller bildet den Singularis „Geschosse", den Pluralis „ihre Marmor", den Komparativus „kunder", er bildet wider Gebrauch die Pluralformen „die Entzücken", „die Odem", die Zusammenziehung „untern" („untern Füßen") und dergl. mehr.

In syntaktischer Hinsicht macht Schillers stürmische Sprache von den Rechten, welche dem Dichter zukommen, vollen Gebrauch. Manche kühne Ellipse überrascht uns, zuweilen auch eine ungewöhnliche Wortstellung, zumal des Relativums. Auffallend ist der transitive Gebrauch des Zeitworts „lachen" in der Stelle „Gottes Sonne lacht die junge Welt in Lust", auffallend die Beifügung des Reflexivums zum Zeitwort „wogen" — [es] „woogt sich der Kampf" — wie der Wegfall desselben bei „thürmen" im „Vorwurf" und in der „Melancholie an Laura". „Sich golden" bildet Schiller nach Analogie von sich lichten. Freiheiten dieser Art können zu dichterischen Schönheiten werden; zuweilen aber überschreitet Schiller doch die Grenzen des Zulässigen: Wortfügungen wie „jenseits dem Kozytus", „voll wüthendem Verlangen", „Neides schelten" sind unrichtig, die Verbindung „stark wie Eiche" ist undeutsch. Das Gedicht „In einer Bataille" hat an der Stelle „Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann" einen Flecken; zweifellos ist „Rumpfe" der Akkusativus Pluralis, aber die Mehrzahl ist hier unbequem [1]). Lediglich im Sinne des Charakteristischen, als eine persönliche Eigenart, ist die Verstärkung der Negation

[1]) Vgl. Goedeke, Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 109 gegen Düntzer, der einen Dativ annimmt (als ob der Hintermann auf dem Rumpfe herumspränge oder aufspränge!).

anzuführen, welche Schiller liebt: der Ausdruck „ewig nie“ ist ihm gang und gäbe.

Eine Richtung auf Sangbarkeit ist den Gedichten der Anthologie nicht eigen; gleichwohl läßt Schillers Vers das musikalische Element in gewisser Richtung hervortreten. Auf Klangfarbe und Klangfülle ist sichtlich Nachdruck gelegt, und am Gewoge des Rhythmus behagt sich der Sinn des Dichters; Schiller liebt es, dem wechselnden Inhalt der Strophen oder Strophenteile mit rhythmischen Variationen zu folgen. Dieser Tonmalerei fehlt es nicht an glücklichen Wirkungen; sie verführt aber auch zum Spielen und bringt in die Komposition Unruhe. Rhythmisch mangelhafte Verse finden sich verhältnißmäßig selten; doch stößt man hie und da auf eine Verszeile, welche zu lang geraten ist oder eine solche, welche das Metrum nicht ausfüllt; so in der siebenten Strophe der „Elegie“, wo die Zeile „Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt“ das Metrum überschreitet, oder in der dritten Strophe der „Fantasie an Laura“, wo die Zeile „Jedes rollende Gestirn“ eine Verkürzung darstellt. An einigen Stellen der Anthologie ist zu Gunsten des Versmaßes die Silbenbetonung eine falsche: wir werden gezwungen zu lesen: „Agĕnor“, „Argĭer“, „Pharsălus“, „Ăbschied“ (im Gedichte „Der hypochondrische Pluto“), „purpurnem“ (in der „Morgenfantasie“). Vereinzelt finden sich Spuren von Allitteration [1]).

Große Unregelmäßigkeiten erlaubt sich Schiller in der Behandlung des Reimes. Doch bedarf dieser Punkt einer allgemeineren Erörterung, damit Zulässiges von Unstatthaftem, berechtigte Forderung von unbilliger, ja thörichter gesondert werde. Die Schulpoetik verlangt, daß die Reimsilben völlig gleichklingend, daß nicht nur die Vokale derselben die nämlichen sind, sondern auch die Konsonanten auf gleicher Lautstufe stehen; sie bezeichnet die geringste Abweichung von dieser Regel als „unreinen“ Reim, tadelt also Reime wie „Gefühl — Spiel“, „Höhle — Seele“, „Heuchlern — Schmeichlern“, ja sogar Reime wie „Saiten —

[1]) Vgl. über diesen Punkt Goedeke, Histor.-krit. Schillerausgabe I, S. 383 bis 384.

Zeiten", „Feldern — Wäldern", „melden — Welten", „einander — verwandter". Derartige Reime finden sich bei Schiller in Menge, nicht nur in der Anthologie, sondern auch in seinen späteren Gedichten, finden sich häufiger bei ihm als bei vielen seiner Zunftgenossen. Indem Karl Goedeke der Tabulatur der Schulpoetik das Wort läßt, indem er Reime wie „Gefühl — Spiel" und „Sänger — Springer" in die nämliche Liste setzt, bringt er für Schillers Jugendlyrik ein langes Sündenregister zu Stande[1]). Aber vom Standpunkt der ästhetischen Kritik sind hier scharfe Grenzen zu ziehen. Zunächst muß nachdrücklichst gesagt werden: vom deutschen Reim völligen Gleichklang zu verlangen, ist Anmaßung der Verstheoretiker, ist Quängelei, pedantischer Eigensinn. Die Kunstlehre soll am wirklichen Kunstwerk, an den lebendigen Erzeugnissen einer hochentwickelten Epoche ihre Regeln prüfen. Wenn aber kaum einer der besseren deutschen Dichter sich an oben genannte Vorschrift für gebunden hielt, wenn Goethe, der „offenbarende Genius der lyrischen Gattung", wenn gottbegnadete Dichter wie Uhland, Mörike, Wilhelm Hertz, deren Lautsinn oder poetisches Gehör die empfindlichste Besaitung zeigt, jene Forderung nicht erfüllt haben oder nicht erfüllen konnten, so geziemte es der Theorie, sich eines Andern zu besinnen und von den Meistern des Handwerks sich belehren zu lassen anstatt unbescheiden diese lehren zu wollen. Ein Platen, dem die Phantasie zumeist tropfenweise rann, der seine Inspirationen abzuzirkeln und zu überrechnen gewohnt war und im Aeußerlichsten der Form die Kunstgesetze suchte, konnte auch im Reim von einer Schablone sich einzwängen lassen; aber nach ihm sich zu richten, geschähe der poetischen Praxis zum tiefen Schaden. Denn dies hieße in tausend und abertausend Fällen auf den natürlichen Fluß der dichterischen Empfindung und Bildschöpfung verzichten, hieße günstigsten Falls Unwesentliches für Wesentliches eintauschen. Die romanischen Sprachen haben an ihren tönenden Bildungssilben eine dem Dichter zuströmende und

[1]) Historisch-kritische Schillerausgabe I, 384—388, Verzeichniß „Unreiner Reime".

bequem gefügige Reimmenge; die deutſche Sprache mit ihren tonarmen Bildungsſilben, mit ihrer Nötigung, den Reim in begriffsſchwere Silben zu legen, beſchränkt den Dichter in der Wahl der Reime. Aber die Schönheit deutſcher Reimkunſt beruht gerade darauf, daß wir geiſtige Gewichte in den Reim zu legen ſtreben, daß wir, was im Vers geiſtig, inhaltlich betont iſt, auch ſinnlich, muſikaliſch erkennbar machen. Dieſe hohe Fähigkeit und Bedeutſamkeit des Reimes darf in ihrer Entfaltung nicht gehemmt werden, indem man dem Dichter willkürlich Schwierigkeiten in den Weg ſtellt. Willkürlich, überflüſſig, einem eingebildeten Bedürfniß entſpringend iſt aber die Forderung völligen Gleichklangs, die Forderung der Identität der zum Reim verwendeten Vokale und Konſonanten. Sie iſt es ſchon deßhalb, weil die eben geſchilderte ſprachmuſikaliſch-ſymboliſche Abſicht und Wirkung des Reimes durch einen gewiſſen Grad von Lautannäherung bereits erreicht wird. Sie iſt es aber auch deßhalb, weil das Allgemeingefühl, die in Deutſchland vorherrſchende Sprechweiſe und Sprechgewöhnung einer freieren Reimbehandlung entgegenkommt. In einem großen Teile von Deutſchland, zumal in den mittleren und ſüdlichen Provinzen, denjenigen alſo, welche die hoch- und ſchriftdeutſche Sprache geſchaffen haben, wird ü wenig anders lautend wie i, eu wenig anders lautend wie ei, ö wenig anders lautend wie e geſprochen. Dies mag an ſich nicht löblich ſein, und der Schulunterricht hat ſicherlich Recht, wenn er auf ſtrenge Unterſcheidung in der Ausſprache hält, damit grammatiſcher und etymologiſcher Sinn geweckt werde; aber einen halben Erfolg wird er immer nur haben, weil er phyſiologiſch Bedingtes, organiſch Gewordenes mit abſtrakter Regel bekämpft. Thatſächlich liegen die Dinge ſo, daß die Mehrheit der Deutſchen den Unterſchied des Vokallauts nicht ſtark genug empfindet, um an Reimen wie „Gefühl — Spiel“ unmittelbaren Anſtoß zu nehmen. Und Aehnliches gilt von Reimen wie „Mord — fort“, „verwandter — einander“; ja, der Lautunterſchied der Media d gegenüber der Tenuis t entſchwindet dem Ohr völlig, wenn beide Reimſilben kurzgeſprochene ſind. Was in dieſen Dingen der Mehrheit oder doch einem ſehr großen Teile der Deutſchredenden ohr-

gerecht iſt, darf in der deutſchen Dichtkunſt Stätte finden, und die Dichtkunſt hat die Pflicht, dieſes ihr Anrecht zu behaupten, weil ein Aufgeben deſſelben höhere Zwecke des Verſes und Reimes gefährden würde. Und es ſind keineswegs nur mittel- und ſüddeutſche Dichter, deren poetiſch-ſprachliches Empfinden ſich mit einem gewiſſen Maße von Lautannäherung begnügt; auch ein Meiſter vom Stuhl, der im nördlichen Deutſchland die Heimat hat, auch Paul Heyſe nimmt kein Bedenken, „ſchützen" und „ſpritzen", „lehren" und „hören", „Hand" und „genannt" zu reimen. Daß die Freiheit nicht mißbraucht werde, daß Reime wie „Götter — Blätter" — deren Vokallaute noch um eine Stufe weiter auseinander liegen als ö und e — oder Reime wie „Lied — Tritt" — in welchen eine gedehnte Silbe einer kurzgeſprochenen begegnet — ſpärliche Anwendung finden, bleibt ja zu wünſchen; aber Beachtung ſeitens der Dichter kann die Theorie erſt dann beanſpruchen, wenn ſie ihre Begriffe geklärt, wenn ſie eingeſehen hat, daß ſehr Vieles von dem, was ſie heute „unreinen" Reim nennt, echter, reiner, wenn auch freierer Reim iſt. Bei welcher Veräußerlichung, welchen Schrullen die Schulpoetik angelangt iſt, lehrt am ſchlagendſten die Beanſtandung der Reime „Felder — Wälder" und „Saiten — Zeiten". Das helle deutſche e in Wörtern wie Felder, Seher, geben klingt genau wie ä, ai wird, ſofern nicht Stammesdialekt ſich geltend macht, wie ei geſprochen. Nun iſt doch der Reim muſikaliſcher Natur, für das Gehör geſchaffen; was hätte er mit der Schreibung, mit den vielfach willkürlichen grammatiſchen Schriftzeichen, mit der hundertmal zufälligen Orthographie zu thun? Ihn nach dieſen Maßſtäben zu regeln, heißt ſeine Natur völlig verkennen. Auch „Füchſe — Styxe" führt Goedekes Tabelle als unreinen Reim auf, und zwar nicht nur wegen der Gegenüberſtellung von ü und y ſondern auch wegen der von chſ und x; als ob x etwas anderes wäre als ein einfaches Zeichen für die Verbindung des Gutturallautes und der Spirans ſ, als ob in der Ausſprache des chſ in „Füchſe" und des x in „Styxe" der geringſte Unterſchied hörbar würde. Selbſt „ſchlafen — Sklaven" findet keine Gnade, während doch das deutſche v nicht um einen Hauch anders lautet als f

(vgl. „voll“ und „Fülle“). Würde die Schreibung entſcheiden, ſo käme man folgerichtig zu der Ungeheuerlichkeit, auch die Reime ihr — mir oder Krieger — Tiger auf den Index zu ſetzen, alſo die Zuſammenſtellung von Wörtern zu verbieten, in welchen die Dehnung willkürlich hier durch h oder e bezeichnet wird, dort unbezeichnet bleibt.

Eine völlig abzuſondernde Gruppe bilden diejenigen Reime Schillers, in welchen der Vokal o einem u, i oder ü einem e, ä oder ö zu begegnen ſcheint: die Reime „nun — Ton“, „Blume — Fantome“, „Regiment — ſind“, „Fürſtin — dürſten“, „drängen — ſchlingen“, „Wünſchen — Menſchen“, „Münze — Gränze“, „wimmert — gedämmert“, „Miene — Schöne“ u. ſ. w. Viehoff und Andere haben in ihnen das ſchlimmſte Zeugniß für des jugendlichen Dichters „ganz ungebildetes Ohr“ geſehen; beſſere Sachkenntniß hat aber längſt geltend gemacht, daß hier Dialektreime vorliegen. Schiller hörte Mund nicht anders als Mond, bin nicht anders als ben. „Meine Landsleute ſprechen den Vokal i vor dem m und n ſo nachläſig aus, daß er mehr einem e als i gleicht,“ bemerkt ein Grammatiker, ein Landsmann Schillers in Haugs „Magazin“ [1]). Aber auch der Vokal u erfährt im Schwäbiſchen eine naſale Trübung, wenn ihm die Liquidä m oder n folgen; er geht in o über. An dieſer Ausſprache nehmen alle Volksſchichten teil; als ich einmal in Stuttgart eine Dame von hoher Geiſtesbildung nach der Wohnung eines Künſtlers fragte, lautete die Antwort: „In der Sängerſtraße“. Aber ich mußte mir das Wort zwei- und dreimal wiederholen laſſen und erſt das Buchſtabiren machte mich ſicher, daß die Straße nicht „Singer“- ſondern „Sängerſtraße“ heiße. Ich hörte, als Nichtſchwabe, einen Zwiſchenlaut von e und i. Schillers Mutter zeigt ihrem Sohn an [2]): „Der Fene habe ich geſchrieben“. Sie meint aber Fine, Chriſtophine. Daß Schillers Freunde, daß ſämmtliche ſchwäbiſche Dichter des vorigen Jahr-

[1]) Jahrgang 1875, S. 448. Vgl. Friedrich Viſcher in den „Anmerkungen zur Sprache“ ſeines Luſtſpiels „Nicht Ia“.

[2]) Im Brief vom 28. April 1796. Vgl. ihren Brief vom 12. Nov. 1796 und andere.

hunderts Reime wie die obengenannten gebrauchten, bemerkt auch Goedeke[1]); Hoven reimt in der Anthologie, im Gedicht „Die Spinne", „finden" auf „ſenden", Conz in Stäudlins Muſenalmanach, im Gedicht „Auf Klopſtoks Bild", „nun" auf „Religion". Es iſt alſo billig, daß man Schillers Perſon in dieſem Punkte in Schutz nahm; es iſt aber auch ſelbſtverſtändlich, daß die fraglichen Reime in der neuhochdeutſchen Dichtkunſt unſtatthaft ſind, da ſie auf der Sprechweiſe eines einzelnen Stammes beruhen. Aus dem gleichen Grunde ſind, des Konſonanten wegen, auch andere Reime Schillers verwerflich. „Rükt" und „liegt", „Werke" und „Zwerge" gegenüberzuſtellen, iſt der ſchwäbiſchen Ausſprache gemäß; aber die Mehrheit der deutſchen Stämme ſpricht das g im In- und Auslaut nicht wie ein weicheres k. „Iſt" wird im ſchwäbiſchen Dialekt „iſcht" geſprochen, Schiller reimt demgemäß „iſt" auf „entwiſcht"; aber die hochdeutſche Rede läßt im Auslaut die Ausſprache des ſt als ſcht nicht zu, während allerdings im Anlaut ſt und ſp wie ſcht und ſchp zu ſprechen ſind. Nur Geziertheit oder Halbbildung oder Unkenntniß der Sprachgeſchichte lehnt in hochdeutſcher Rede bei Wörtern wie Stein, Specht einen weichen Ziſchlaut ab; der Kundige weiß, daß die zu Luthers Zeit fixirte Schreibung in dieſem Punkte der von Süden nach Mitteldeutſchland vorgedrungenen und organiſch entwickelten Ausſprache nur unvollſtändig gefolgt iſt, daß wir zwar Schwert ſchreiben lernten für das ältere Swert, aber unrichtig Stein ſtehen ließen für Schtein, daß, wer innerhalb hochdeutſcher Rede heute das anlautende ſt und ſp ohne Ziſchlaut ſpricht, die niederdeutſche Mundart einmengt und folgerichtig auch Slag ſprechen muß anſtatt Schlag. Das hochdeutſche Geſetz gilt ſelbſtverſtändlich auch für zuſammengeſetzte, den Anlaut ſcheinbar in einen Inlaut verwandelnde Wörter; wie Stunde iſt einſtündig zu ſprechen. Iſt aber die hochdeutſche Schreibung hierin hinter der hochdeutſchen Ausſprache zurückgeblieben, ſo geht andrerſeits der ſchwäbiſche Dialekt in der Anwendung des Ziſchlauts nicht nur über den hochdeutſch allgemeinen Sprach-

[1]) Hiſtor.-krit. Schillerausgabe I, S. 383.

gebrauch hinaus, ſondern er zwingt auch dem Fremdwort einen ihm grundſätzlich widerſtrebenden Ziſchlaut auf: Schiller rühmt in ſeiner zweiten akademiſchen Diſſertation den „mikroſkopiſchen Blik eines Schwammerdams", während der Name dieſes Arztes dem Organismus niederdeutſch-holländiſcher Sprache gemäß Swammerdam lautete.

Wir faſſen das Ergebniß der bisherigen Unterſuchung zuſammen. Schillers Anthologie enthält eine Reihe von Reimen, welche mit Unrecht bemängelt werden, welche unter die echten Reime zu ſtellen ſind. Eine zweite Reihe bilden die Dialektreime; ſie ſind unzuläſſig, wenn auch geſchichtlich entſchuldbar. Es bleibt nun noch übrig, eine dritte Reihe ins Auge zu faſſen; die zu ihr gehörigen, die am ſeltenſten getadelten, ſind die wahrhaft ſchlechten Reime. Schiller begnügt ſich mit dem Gleichklang von Flexionsſilben, indem er z. B. „Ozeanus — Heſperus", „Erinnerung — Verzweifelung" reimt, mit dem Gleichklang völlig tonleerer Endſilben, wenn er „Begrabenen" und „Hoffnungen" zuſammenſtellt; er reimt ton- und gehaltsarme Bildungsſilben mit begrifflich gehaltreichen Silben, er bringt, wie in der viertletzten und letzten Zeile des Gedichtes „Rouſſeau", Worte in ein Reimverhältniß, von welchen das eine inhaltlich betont iſt, während das andere („biſt") einer Betonung an dieſer Stelle widerſtrebt. Der Dichter der Anthologie verrät ſomit wenig Sinn für den geiſtigen Wert, für die ſymboliſche Bedeutſamkeit des Reimes. Schiller leiht aber auch, damit die äußerliche Klangwirkung des Reimes entſtehe, unbetonten oder tonarmen Endungen und Wortausgängen gewaltſam, dem Sprachgebrauch zuwider eine volle Betonung: ſo in der Gegenüberſtellung von „Segnungen" und „Wiederſehn", „unſer" und „Ewiger", „Thrazier" und „mehr", „Paradis" und „Lacheſis". In dieſen Reimpaaren findet je einmal eine falſche Betonung ſtatt; bei der Gegenüberſtellung von „Melpomene" und „Furie" ſogar beiderſeits. Klanglich leere Reime ſind in Folge des Betonungsgeſetzes der deutſchen Sprache immer auch geiſtig leere Reime; in den zuletzt genannten Fällen ſind die geiſtig leeren Reime zugleich klanglich falſche. Fehler dieſer Art kehren aber in der Anthologie zu häufig wieder, als daß

man leugnen könnte: Schiller hatte für die Muſik des Reimes von Natur aus kein empfindliches Ohr. Ungleich achtſamer, der künſtleriſchen Mittel ungleich mächtiger war der Dichter in ſpäteren Jahren: dennoch entſchlüpft ihm noch in der Jungfrau von Orleans ein häßlicher Reim in den Verſen:

„Kümmert mich das Loos der Schlachten
Mich der Zwiſt der König e?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.“

Die Wirkung, welche die Anthologie auf das Publikum machte, war eine ſehr geringe. Außerhalb Würtembergs wurde das Buch kaum beachtet, in der Heimat des Dichters raſch vergeſſen. Wie wenig Schiller mit dem Erfolg ſeines litterariſchen Unternehmens zufrieden war, verraten die Schlußworte der von ihm ſelbſt verfaßten Rezenſion: „Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, ſchlimm betrogen zu finden: denn der darinn herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unſern zuckerſüſſen Schwäzern und Schwäzerinnen behagen könnte.“ Daß der ungleiche Wert der Beiträge das Urteil verwirrte, die Verwegenheit des Inhalts Vielen ein Aergerniß gab, kann nicht befremden; und da die Anonymität, in welche die Gedichte gehüllt waren, die Verantwortlichkeit des Herausgebers nirgends entlaſtete, ſo litt Schillers junger Ruhm eher, als daß er gewann. Der beſte Käufer war der Dichter ſelbſt; laut einer im freih. v. Cottaſchen Beſitze befindlichen, mit „J. J. Mezler“ unterzeichneten Rechnung, welche mir vorliegt, bezog Schiller zwiſchen dem 9. April und dem 15. Mai 1782 nach und nach 25 Exemplare der Anthologie, wobei ihm für jedes Exemplar 45 Kreuzer angeſetzt wurden. Schon ein Jahrzehnt nach dem Erſcheinen war das Buch ſelten geworden; 1793 gibt ſich Körner, der ſein Exemplar an Huber geliehen hatte, vergebliche Mühe, in Dresden ein anderes aufzutreiben, und Schiller ſelbſt muß 1789 die Anthologie von Lottchen von Lengefeld entlehnen[1]).

[1]) Vgl. Körners Brief an Schiller vom 11. Mai 1793 und Schillers Brief an Lottchen vom 21. April 1789.

Einer der Wenigen, welche die Anthologie enthusiastisch begrüßten, war Christian Schubart. Daß die Worte, welche er zu Anfang des Sommers 1782 einem Brief an seine Gattin beifügte: „Schiller ist ein groser Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß ihn!" unter dem Eindruck der Anthologie niedergeschrieben sind, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten; wohl aber ist seine um die nämliche Zeit gedichtete Ode „An Schiller" eine glühende Verherrlichung der Anthologie:

„Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Woogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Fluth",

ruft Schubart seinem „trauten" Schiller zu und begleitet in den folgenden Strophen die Anthologie, indem er einzelne Gedichte kenntlich macht, mit stürmischem Beifall. Wie es scheint, hatte Schiller damals den Hohenasperg wieder aufgesucht; die Ode erzählt, Schubart habe „jüngst" an Schillers „Feuerbusen" lange geweint[1]).

Daß die ältere Gruppe des Stuttgarter Dichterkreises, die Huber und Gemmingen zumal, der Anthologie keinen Geschmack abgewannen, ist nicht zu bezweifeln. Eberhard v. Gemmingen „haßte die unbändige Freiheit der Pressen", er war für die Zensur und meinte, die Bücher sollten der Unterhaltung dienen, „die in einer guten Gesellschaft geduldet wird": „keine Gottlosigkeit, keine Verläumdung, keine Zoten, selbst keine Wahrheit die zur Unzeit kommt"[2]). Ein Urteil Gemmingens, welches von seinem Biographen Kazner angeführt wird, könnte gegen Schiller gerichtet sein: „Kennen Sie unsern jungen Dichter —? Poetisches Talent ist nicht zu verkennen, aber noch unreif, ungesittet, mit dem Umgang der feinern Welt ganz unbekannt." Und wie

[1]) Der Eingang der Ode ist von Boas und Palleske gröblich mißverstanden worden; vgl. hierüber Gust. Hauff, Schubart nach seinem Leben und seinen Werken, S. 209.

[2]) Huber, Denkmal des Eberhard v. Gemmingen.

Gemmingen dachte Huber. Hausbackene Weisheit und zierliche, „attiſche“ Scherze waren dieſem Kreiſe der Gipfel der Poeſie.

In der jüngeren Dichterwelt Stuttgarts ſchlug Schillers Nebenbuhler, Gotthold Stäudlin, die Trommel zum Streit. Die Anthologie hatte an ihm und den Seinigen derben Witz geübt: nun jückte es ihn, den Gegner zu einem todten Manne zu machen. Er ſchrieb ein ſatiriſches Gedicht, „Das Kraftgenie“, und veröffentlichte es in ſeinen „Vermiſchten poetiſchen Stücken“ im erſten Viertel des Jahres 1782. Die Satire iſt zu breit, zu eintönig, als daß ſie ganz wiederholt zu werden verdiente; die bedeutſameren Strophen dürften die nachſtehenden ſein[1]):

„Das Kraftgenie.

1782.

Ich bin und heiße Kraftgenie,
Ein Lieblingsſohn der Fantaſie!
Seit Vater Lohenſtein erblich,
Gieng nie ein Geiſt hervor wie ich.

Ich weile, Sklavenſeelen gleich,
Nicht in des Staubes dunklem Reich;
Ich breche ſelbſt mir eine Bahn
Und ſtreb' und fliege himmelan.

Ich ſchwinge mich, ein Ritter groß,
Auf Shakeſpear's raſches Flügelroß
Und renn ſtolz wie Philipps Sohn,
Auf ſeinem Buzefal davon.

. . . . . .

Da gafft mit ſtaunendem Geſicht
Das ganze Volk mich an und ſpricht:
Seht doch den großen Wundersmann,
Seht Deutſchlands neuen Shakeſpear an!

Was ſoll das Alltagsweib Natur?
Ich lobe mir Karrikatur!
Ich laſſe dieſes Erdenrund
Und hole Menſchen aus dem Mond.

[1]) Ich gebe ihren Wortlaut nach Boas II, 216 ff., der den vollen Text mitteilt. In der Ausgabe der Gedichte Stäudlins v. J. 1788 weicht die Faſſung an einigen Stellen ab.

Was ſoll mir das Kaſtratenheer
Und all die Zwerge um mich her?
Ich ſtelle nur Koloſſen auf,
Und drücke Shakeſpear's Stempel drauf.

Da leſet, habt ihr Kraftgefühl,
Da leſet 'mal mein Trauerſpiel!
Seht einen Halbgott hier der Welt,
Dort einen Teufel aufgeſtellt!

Erhub ſich je in aller Welt
Ein Deklamator wie mein Held,
Mit Pfauenfedern ſchön geziert
Und mit Metafern ausſtaffirt?

Laß ſein, daß auch der Rezenſent
Mich einen Sprachverhunzer nennt,
Mein Werk vergleicht der Mißgeſtalt,
Die uns der ſchaale Römer malt;

Mit Ariſtarchenblick mich ſtraft,
Daß ich im Rauſche meiner Kraft,
Die alte Baſe Sittlichkeit
Und den Orbil, Geſchmack, entweiht.

Wie jammert mich der arme Wicht,
Er fühlt die Seelenſchwungkraft nicht,
Den Genius, der hoch mich hebt,
In meinen Werken lebt und webt.

. . . . . .

Wer nicht, in Feſſeln angeſchmiegt,
Mit mir die Gränzen überfliegt —
Wie geißl' ich ihn mit ſcharfem Hohn
Den nervenloſen Erdenſohn!

Da tummelt vor dem Publikum
Mein Bocksfußſatyr ſich herum,
Beſpukt mit Geifer Groß und Klein,
Daß ihm die Jungen Beifall ſchrei'n.

So glänzt man in der Dichterzahl
Als Kraftmann und Original!
So wandl' ich immer eigne Bahn
Und Plimplamplasko bleibt mein Mann."

Der „schaale" Römer über dessen poetisches Gesetzbuch sich Schiller angeblich hinwegsetzt, ist Horaz; Plimplamplasko aber ist der Titel eines gegen das Geniewesen gerichteten Romanes von Klinger [1]).

Auch Schiller setzte die Fehde gegen Stäudlin fort, doch mit zierlicheren Waffen, nicht ohne Lächeln, nicht ohne Humor. Zu Ostern 1782 brachte das erste Stück der Zeitschrift „Wirtembergisches Repertorium" jene von Schiller verfaßte Kritik des Stäudlinschen Musenalmanachs, welche wir bereits kennen. Das gleiche Heft brachte aber auch eine Rezension von Stäudlins „Vermischten poetischen Stücken". Sie ist mit C—z. gezeichnet und pflegt dieser Chiffre wegen Conz zugeschrieben zu werden; dennoch möchte es scheinen, daß Schiller, der Herausgeber der Zeitschrift, sie überarbeitet und erweitert hat. An seine Schreibweise erinnern schon die ersten Sätze: „Pegasus hat bei Hrn. Stäudlin einen harten Dienst. Kaum kömmt das arme Thier mit etlichen Blümchen vom Helikon nach Wirtemberg zurück, so fühlt es schon wieder die klatschende Peitsche unsers Dichters. Kein Wunder also, daß es nur bis an die Pfüzen des Musenbergs kommen kann, wo die Hundsviolen und andre gemeine Blumen stehen und einem nicht gar lieblich in die Nase riechen." „Eignes Gefühl," so wird im Folgenden auseinander gesetzt, scheine Herrn Stäudlin ganz zu mangeln. Manche Stellen seiner Gedichte seien „Nichtsinn, leerer Schellenklang", zeugten auch von Aufgeblasenheit. Schließlich bemerkt der Verfasser: „Mit dem achten Stücke, das Kraftgenie betitelt, ist Hrn. Stäudlin ein garstiger Possen widerfahren, wie man uns geschrieben hat. Der Drucker vergriff sich, und druckte dieses fremde Stück, das eigentlich eine Satire auf Hrn. Stäudlin selber ist, wiewohl es durch die Aussagen von Trauerspiel, Shakespear, Laura versteckt werden sollte. Wir halten noch zu viel auf unsern Dichter, als daß wir ihn nicht einer bessern Satire würdig achten sollten. Alle Gedanken des Gedichts sind

[1]) Vgl. Sauer, Einleitung zu Klinger in Kürschners National-Litteratur S. XIII und XVI.

ohne Zweifel Aussprüche einiger Studenten im Bierrausche, die ein guter Reimer in diese Gestalt gegossen hat."

Und noch an dritter Stelle befaßt sich das erste Heft des „Wirtembergischen Repertoriums" mit Gotthold Stäudlin. In der Kritik seiner eigenen Anthologie läßt Schiller die Worte einfließen: „In der Vorrede wird verhoffentlich über die andern Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft, und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht hold sein, und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei." Die Stelle ist prächtig; sie läßt durch leichten Spott auf Schillers gutmütiges Herz hindurchblicken, auf sein Unvermögen zu persönlicher Gehässigkeit, sie zeigt, daß er die Kraft besaß, an der man die tüchtigsten und freiesten Naturen erkennt: sich auch einmal selbst zum Besten haben zu können. Die Neckerei mit dem Namen „Städele" erhöht die Ergötzlichkeit. Irrtümlich haben Boas [1]) und der ihm auch hier nachplaudernde Palleske [2]) die Erklärung gegeben, der Name Stäudlin sei in Stuttgart „Städele" ausgesprochen worden; der Brief der Gattin Schubarts, auf welchen sich Boas hiebei beruft, kennt nur die Form „Stäudle" [3]). In Memmingen lebte ein Autodidakt, der den Pegasus ritt, Christoph Städele, seinem irdischen Berufe nach Hutmacher, seit 1785 Schullehrer; 1776 hatte ihn Christian Schubart mit Hilfe seiner „teutschen Chronik" ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen. [4]) Dieser Biedere

---

[1]) Schiller's Jugendjahre II, 213.

[2]) I, 243; 11. Aufl.

[3]) Die im Schwäbischen häufig vorkommende Namensendung auf lin — Märklin, Köstlin, Hölderlin u. s. w. — ist keine andere Endsilbe als „lein". Man erkennt im südlichen Deutschland den Norddeutschen an der unrichtigen Art, wie dieser den Namen des Meisters Böcklin nicht selten ausspricht: er gibt, in falscher Analogie mit „Berlin" und anderen Wörtern, der Endsilbe Dehnung und Hauptton.

[4]) Vgl. Gradmann, Das gelehrte Schwaben, S. 641—42 und Städeles von ihm selbst aufgesetzte „Lebens-Geschichte" in Armbrusters „Schwäbischem Museum", I, 295 ff. Durch Vermittlung des Predigers Schellhorn (richtiger

wurde ſchon früher mit Gotthold Stäudlin verwechſelt. In Haugs „Schwäbiſchem Magazin" erſchien ein Gedicht Städeles [1]); ebendaſelbſt [2]) wird erwähnt, mit Unrecht habe die Frankfurter Gelehrte Zeitung von einem Hutmacher Stäudlin geſprochen; der Hutmacher heiße Städele. Als dieſer eine Kantate herausgibt, rühmt Haug, Städele fahre fort, ſeine Dichtergabe der Religion und Tugend zu heiligen [3]). Man war alſo in Stuttgart, in den Kreiſen der Militärakademie auf den Mann aufmerkſam geworden. Daß die Namensverwechſelung, wie es ſcheint zum Aerger Stäudlins, ſich erhielt, geht aus der Wiederkehr der Berichtigung bei Haug hervor [4]), und Schiller, der ſich nicht daran kehrte, hatte ſicherlich die Lacher auf ſeiner Seite.

Stäudlins Gegenhiebe erfolgten im zweiten, auf 1783 datirten Jahrgang ſeines Muſenalmanachs. Dieſe mit G. D. Hartmanns Silhouette gezierte Sammlung erſchien freilich erſt im Herbſt 1782, zu einer Zeit alſo, welche den Dichter der Anthologie nicht mehr in der Heimat ſah. Stäudlins „im Oktober 1782" datirte Vorrede iſt ſchon erwähnt, da ihr Inhalt den Beweis für die Echtheit der Schillerſchen Virgil-Rezenſion gab; ihre Schlußworte lauten: „Und ſo gehabt euch wohl, liebe ſchwäbiſche Muſen, und betet, daß euer Heerführer nicht ſterbe." Letztere Bezeichnung hat Stäudlin nicht etwa ſich ſelbſt gegeben; vielmehr übernimmt er ſie aus Schillers ſatiriſchem Gedicht „Die Rache der Muſen" und Schillers Anzeige des erſten Jahrgangs des Muſenalmanachs: „Der Heerführer der ſchwäbiſchen Muſen, Hr. Stäudlin, gürtet ſein Schwert um, dem ganzen unſchwäbiſchen Teutſchland ein Generaltreffen zu liefern," hatte Schiller geſchrieben.

Schelhorn) zu Memmingen ſollte Städele als Aufſeher an die Stuttg. Militärakademie berufen werden; er lehnte die Stelle aber ab, weil er nicht für ſie zu paſſen glaubte.

[1]) Jahrg. 1778, S. 82.

[2]) S. 266.

[3]) Ebenda, S. 403.

[4]) Schwäb. Magazin 1780, S. 248; auch die Frankfurter Gelehrte Zeitung hatte um dieſe Zeit eine Berichtigung gebracht.

Den Gedichten des „Musenalmanachs auf 1783" gab Stäudlin ein kleines Angebinde für Schiller und seine Anthologie mit, betitelt „Die Blumenlese"; der Text lautet:

„Ein Dichter band 'mal einen Blumenstrauß
Von Oden, Liedern und Satiren,
Und bracht' ihn, wie sichs thät gebühren,
Apolln zum Opfer dar! — Fi! sprach der, wie heraus
Das Unkraut stinkt! das rott' er förderst aus!
Erlauben sie, rief stotternd der Poet,
Diß Pflänzchen heißt — Originalität."

Auch die weiter unten folgende Epistel an Schott macht sich mit Schiller zu schaffen, nicht nur in der schon gekennzeichneten Stelle[1]), sondern auch gegen den Schluß hin, woselbst Stäudlin die Verse bringt:

— „O möchte doch mein Leben
An Deiner Seite, edler Mann
Im engen Stübchen mir entschweben! —
Bleibt Deine Liebe mir, neigst Du Dein weises Ohr
Zu meiner Harfe jugendlichen Spielen;
Dann mag nach mir die Thorheit höhnisch schielen,
Und zehenmal der literar'sche Moor
Sammt seinem mitverschwornen Chor
Mit stumpfen Pfeilen nach mir zielen! —"

Der „literarische Moor" — dieser Name umschließt das ganze Zerrbild, welches Uebelwollen, Plattheit und Philistertum vom Dichter der Räuber sich gemacht hatten. Dabei merkt man, daß Stäudlin sich nunmehr einer geschlossenen Partei gegenüber fühlte, deren Wachstum ihn bangen machte. Zwar waren Conz, Weisser, Armbruster gleich andern Mitarbeiter des Musenalmanachs geblieben, aber des Ersteren war Stäudlin nicht sicher, und daß Reinhard über die Stärke von Stäudlins Gegner, über die Gewagtheit des Kampfes sich nicht täuschte, das zeigen die Verse seiner Epistel „An Stäudlin", so viel Ruhm sie auf diesen zu häufen scheinen:

---

[1]) Vgl. S. 495 des vorliegenden Buches.

„[Stäudlin] der jene grosse Fehde kühn bestand
Und Fels auf Fels dem Blitzeschleuderer Sch** [Schiller]
Entgegen hundertarmig thürmte[1])."

Bis hieher sind die Mittel, deren sich Stäudlin im Kampfe bediente, wenn auch grob, doch wenigstens ehrlich. Nun aber reißt ihn Verbitterung und allmählich aufsteigende Beschämung zu Schritten, welche der Fehde einen widerwärtigen Abschluß geben: er fällt mit bissigem, giftigem Wort Schillers Persönlichkeit an. Es ist freilich nur meine Vermutung, auf welche dieser Vorwurf sich stützt; aber sich ihrer zu entschlagen, war nicht möglich. Im Herbst 1783 veröffentlichte Stäudlin bei Crusius in Leipzig die Schrift: „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand. Wahrheit oder Dichtung, wie ihr wollt." Sie gibt unter einem Schwall von Sentimentalität und eitler Selbstbetrachtung Schilderungen der akademischen und litterarischen Zustände Tübingens und führt neben andern Persönlichkeiten ein Genie Namens Hilling ein. Zweifellos ist Hilling ein erdichteter Name, verdächtig schon die Aehnlichkeit des Wortes mit Schiller; wenn nun aber Hilling als Rousseauschwärmer geschildert wird, wenn es von ihm heißt, daß er ein Trinker sei, von Himmelswonne der Sympathie schwätze, in ewiger Liebe „schwebe"; wenn schließlich erzählt wird, Hilling habe sich neuestens in eine Schauspielergesellschaft begeben, er sei einer Schauspielerin nachgereist — so ist kaum zu bezweifeln, daß diese Satire keinem Andern gelten sollte als Schiller. Daß sie wie toll auf das Genieweſen losschlägt, mag ihr verziehen werden, nicht aber, daß Schiller-Hillings Lebenswandel als der eines Wüstlings gemalt wird.

Und noch ein zweites Mal, wie mir scheint, verirrte sich Stäudlin. Im Jahr 1788 sammelte er einen Teil seiner Gedichte und gab sie bei Mäntler in Stuttgart in Druck. Manche schon früher veröffentlichte Stücke treffen wir hier wieder; neu, wenn auch wohl geraume Zeit vor 1788 gedichtet, ist das „Lied eines Vagabunden". Es besteht aus 21 Strophen; daß sie eine Karrikatur auf Schiller

[1]) Episteln von K. K. und K., S. 65. Die Stelle ist vom Mai 1783.

sind, daß sie das Aeußere, den Lebensgang, die Flucht, die Not des Jünglings, seine Beziehungen zu Streicher zum Inhalt haben, wird schwer in Abrede zu stellen sein; zum Mindesten hat Schiller dem Satiriker Züge zu seinem „Vagabunden" gegeben.

Die ersten 14 Strophen dürften genügen; sie lauten:

„Ich wandle hin, ich wandle her
An Sorgen mehr als Thalern schwer!
Ich wall umher auf deutschen Grund
Ein genial'scher Vagabund.

Mein Ansehn ist von aussen zwar
Nicht glänzender als Rollers war,
Als er, o neidenswerthe That!
Vom Galgen aufs Theater trat!

Wild wie es die Natur mir gab
Hängt auf die Stirn das Haar herab
Von schönem ordnungslosen Ton
In meiner Od' ein Symbolon!

Auf meinem Antliz lest die Spur
Vom großen Griffel der Natur
Besonders auf dem Nasenknopf:
Ein ganz origineller Kopf!

Was unstät mich wie Kain macht,
Ist, daß ich in die dicke Nacht,
Die hängt ob meinem Vaterland,
Die Strahlen meines Lichts gesandt!

Da macht ich einem Coup d' Genie,
Als Maitre en Philosophie
Und wandelt' in dem Seminar
Nicht mit der grossen Sklavenschaar.

Die stumpfen Pöbelseelen, die!
Den kühnen Ausbruch von Genie
Brandmarkten sie als Bubenstreich —
Und wandern mußt' ich aus dem Reich!

Gut, daß mich gleich mein erster Flug
Zu einem Physiognomen trug,
Der meiner Habichtnas' zulieb
Zween Monde mein Erhalter blieb:

Der fühlte, welch ein Glück es heißt,
Zu nähren einen Feuergeiſt,
Durchſchaute meinen hohen Sinn,
Warum ich niemals dankbar bin!

Seit ich vom guten Manne wich,
Irr' ich und lebe kümmerlich
Vom Scherflein, die ſtatt blankem Gold
Die Dummheit meiner Größe zollt.

Von Schnurren der Studentenwelt,
Auch Schneidern und Friſeurs erzählt,
Von bitterm Pasquillantenhohn
Und — meiner Deklamation.

Ja dieſe, dieſe iſt mein Fach!
Da geb ich keinem Geiger [1]) nach,
Da raſ' ich wie der Nachtorkan,
Und weh' euch mit Entſetzen an!

Da ſchlag' ich, daß es wiederhallt
Die Stirn mit ſchrecklicher Gewalt
Und donnre, bis das Ohr euch gellt,
Die Flüche aus der Teufelswelt" u. ſ. w.

Schwerlich hat Schiller von dieſen letzten Angriffen etwas erfahren. Ihrer Roheit gegenüber muß die Verteidigung Stäudlins verſtummen; ſie konnten nur abgebüßt werden durch aufrichtige, thätlich ſich kundgebende Reue. Und als ein Bereuender, als ein die Größe Schillers Bekennender, wird uns Stäudlin ein Jahrzehnt ſpäter wieder begegnen; freilich zugleich als ein gebrochener Mann.

Ein Seefahrer, der unterwegs eine Küſte gewahrt, an welcher noch herrenloſe Strecken ſind, pflanzt ſeine Flaggen an ihr auf und verbürgt ſich den Beſitz des nutzbaren Landes; aber ſobald nur das Nötigſte zu dieſem Zwecke geſchehen iſt, eilt er zur Vollendung der Aufgabe, um derentwillen er ausgeſchickt iſt, mit ſeinen Schiffen von der Küſte wieder hinweg. In gleichem Sinne bedeutete die Herausgabe der Anthologie durch Schiller eine Beſitzergreifung, eine Kundgabe, daß er auf das Gebiet der lyriſchen Dichtung neben Andern Anſpruch erhebe; aber inmitten

[1]) Anm. Stäudlins: Geiger ein vagirender Deklamator.

des Verfolgens größerer Ziele ist diese Besitzergreifung nur ein Zwischenakt, und sobald die lyrischen Sprößlinge unter Dach und Fach gebracht sind, sammelt sich Schillers Geist, dem stärksten seiner Triebe gehorchend, wieder zum Drama. In Mannheim, in der Berührung mit dem Theater war dem Verfasser der Räuber Gewißheit geworden, wohin die Zeiger seines Lebens wiesen, und welche Bethätigung allein ihm den Frieden erfüllten Berufes zu geben vermöge; aufgewühlt im Innersten, beglückt von der gesicherten Ueberzeugung, daß er zum Dramatiker geboren sei, war Schiller nach Stuttgart zurückgekehrt. Hier freilich empfand er zunächst auf das Schärfste den Widerspruch seiner äußeren Lage; er bedurfte, wie Streicher erzählt [1]), mehrerer Wochen, um in die Stuttgarter Verhältnisse sich wieder finden zu können. Die Heiterkeit seiner Seele, der hohe Schwung des Geistes, verwandelten sich in Niedergeschlagenheit; mißmutig nahm er seine ärztlichen Geschäfte vor, mit Widerwillen fügte er sich der Ordnung des militärischen Dienstes. Nur allmählich legte sich die Aufregung seines Gemüts, und erst als seine Einbildungskraft über neuen dramatischen Plänen brütete, vergaß er die Fesseln, welche das Schicksal ihm auferlegt hatte.

Anfänglich wählte Schiller unschlüssig zwischen mehreren für eine dramatische Bearbeitung sich bietenden Stoffen, und am längsten schwankte seine Neigung zwischen der Geschichte Konradins und der des Fiesko. Das rührende Bild des unglücklichen Fürsten, mit dessen Lichtgestalt das Geschlecht der Hohenstaufen der Erde entschwand, war in Lorch und Schwäbisch-Gmünd dem Knaben Schiller zuerst vertraut geworden, und vielleicht wurde die Anteilnahme des Jünglings, der sich inzwischen bei Prof. Schott einige Kentniß der deutschen Geschichte erworben hatte, durch zwei Aufsätze, welche das „Schwäbische Magazin" vom Jahr 1780 veröffentlichte, neubelebt. Der erste derselben, „Wallfahrt nach dem Staufenberg" überschrieben, gedachte mit warmer Empfindung und in gehobener Sprache des schwäbischen Kaiserhauses und seines letzten Sprossen, der „gleich der aufkeimenden Blume

[1]) Schillers Flucht, S. 42 ff.

persönlichem Umgang mit Rousseau geschöpften Aufzeichnungen des St. Gallener Daniel Wegeli sowie einen ungedruckten französischen Aufsatz der Julie Bondeli, der Freundin Rousseaus und Wielands, zur Verfügung gestellt hatte[1]). Wir wissen durch Petersen, daß Schiller in der Militärakademie die Schriften von Sturz gelesen hat; vielleicht war er aufmerksam gemacht durch eine Notiz im Dezemberstück des Schwäbischen Magazins vom Jahr 1779, welche darauf hinwies, daß „Hr. Sturz, königl. dän. Leg. Rath, Reg. Rath zu Oldenburg, ein guter Prosaist den 12. November im 43. Jahr" gestorben sei. Die warme Verehrung, welche Sturz für Rousseau hegte, mußte Schiller gewinnen, und überzeugend bemerkt Max Koch, daß nicht nur das Gedicht „Roußeau" sondern auch „Die Kindsmörderin" von Schilderungen und Gedanken, welche Schiller bei Sturz fand, mitbeeinflußt ist[2]). So war es denn auch der oldenburgische Publizist, welcher den Dichter der Räuber mit Rousseaus Ansicht von Fiesko bekannt machte, und noch bevor Schiller die Militärakademie verläßt, gibt er dem Interesse, welches der Charakter des Fiesko ihm eingeflößt hatte, gelegentlich Ausdruck: seine 1780 gedruckte philosophisch-medizinische Dissertation, der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", enthält in § 19 den Satz: „Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dörffen glaubte". Eben diese Stelle beweist durch ihren Inhalt aber auch, daß Schiller schon damals über den Grafen von Lavagna sich nähere Kenntniß zu verschaffen versucht, daß er schon damals die von ihm später unter den Quellen seines Trauerspiels aufgeführte Geschichte Karls V. von Robertson gelesen hatte. Denn Schillers Satz fußt ohne Zweifel auf der Schilderung, welche Robertson von Fieskos Verhalten gegenüber Doria entworfen hatte: „Fiesko," erzählt Robertson, „bestrebte

[1]) Vgl. Schriften von Helfrich Peter Sturz, Erste Sammlung, Leipzig 1779, S. 129 Anm. sowie S. 145—146 und Max Koch, Helferich Peter Sturz, München 1879, S. 231.

[2]) Max Koch, Helferich Peter Sturz, S. 232, S. 211—213. Vgl. den Anhang zum I. Bande des vorliegenden Buches.

ſich mit größter Vorſichtigkeit, alles zu vermeiden, was ſein Geheimniß verrathen, oder einigen Argwohn darüber verurſachen könnte. Die Verſtellung, unter welcher er ſich verbarg, war die undurchdringlichſte. Er ſchien in Wollüſten und Zerſtreuungen ertrunken. Eine beſtändige Fröhlichkeit, die durch alle nur mögliche Zeitvertreibe, die ſeinem Alter und ſeinem Rang gemäß waren, dahin ſchwindelte, raubte ihm, dem Schein nach, ſeine ganze Zeit, und alle ſeine Gedanken. Aber mitten unter dieſem Getümmel von Zerſtreuungen arbeitete er an ſeinem Plan mit der kaltblütigſten Aufmerkſamkeit . . . und ſchmeichelte den beiden Dorias mit ſo liſtiger Geſchicklichkeit, daß nicht allein der edle und vom Argwohn entfernte Geiſt des Andreas getäuſcht, ſondern auch Giannettino betrogen wurde“ [1]).

Daß die Verſchwörung des Fiesko zu Genua unter denjenigen Stoffen war, welche Schiller bereits zu Anfang des Jahres 1782 für eine dramatiſche Bearbeitung in Ausſicht genommen hatte, läßt aus der Faſſung ſeines am 1. April 1782 an Dalberg gerichteten Schreibens ſich ſchließen [2]). Zwiſchen Schillers Dankſagungsbrief vom 17. Januar und dem Schreiben vom 1. April liegt eine briefliche Aeußerung des Dichters an Dalberg nicht in der Mitte; indem nun Schiller unter dem 1. April bemerkt: „Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieſes Jahrs die Verſchwörung zu Genua vollendet ſehe, woran ich ſchon einen groſen Theil vorausgearbeitet habe,“ ſpricht er von

[1]) Nach der Ueberſetzung von Mittelſtedt, 2. Auflage (3. Band, Braunſchweig 1779), welche Schiller vorgelegen haben dürfte.

[2]) Die Urſchriften der Briefe Schillers an Dalberg wurden im März 1886 von Dalbergs Urenkel, Heribert Freiherrn von Venningen-Ullner, der Münchener Univerſitätsbibliothek geſchenkt und ſind hiemit aus langer Verborgenheit wieder ans Licht getreten. (Vgl. hierüber den Artikel von Michael Bernays in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, 1887, Nr. 226, 227, 230, 231). Da die Bogen 25, 26, 27 der vorliegenden Biographie zu dieſer Zeit bereits gedruckt waren, ſo geben ſie den Wortlaut der in ihnen angeführten Briefſtellen noch auf Grund des alten, von Marx 1819 veranſtalteten Abdrucks; die nötigen Berichtigungen folgen jedoch im Anhang des Buches. Die von hier ab im Texte verwerteten Briefſtellen geben den Wortlaut der von mir inzwiſchen verglichenen Urſchriften.

dieſem Stück in einer Weiſe, welche vorausſetzt, daß Dalberg mit Schillers Abſicht nicht mehr ganz unbekannt war. Es ſcheint alſo eine mündliche Mitteilung während Schillers Anweſenheit zu Mannheim vorhergegangen zu ſein. Auch der auf jene Briefſtelle folgende Satz: „Darf ich bei dieſer Gelegenheit ſo kühn ſeyn, E. E. an das ehemalige Verſprechen zu erinnern, mir ein intereßantes teutſches Thema zu einem Nationalſchauſpiel zu verſchaffen?“ deutet darauf hin, daß zwiſchen beiden ein Geſpräch über Schillers dramatiſche Pläne ſtattgefunden hatte, wobei vielleicht Dalberg den Wunſch ausſprach, Schiller möge ein Stück nach der Art des Götz von Berlichingen, ein Stück, deſſen Stoff aus der deutſchen Geſchichte genommen ſei, verfaſſen. „Konradin von Schwaben“ hätte einen Griff in dieſes Gebiet bedeutet; aber die Wagſchale ſank zu Gunſten der Verſchwörung des Fiesko zu Genua, zu Gunſten desjenigen Helden, welchen in den Gefilden Elyſiums die Schatten Rouſſeaus und Plutarchs mit Achtung zu grüßen ſchienen. Zwei Führer der Jugend Schillers ergriffen für Fiesko Partei, und der Dichter berief ſich nachmals auf ihren Rat, als er in der „Erinnerung an das Publikum“, welche zur erſten Aufführung des Fiesko gedruckt wurde, die Worte einfließen ließ: „Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes zu ſagen weiß, als daß ihn J. J. Rouſſeau im Herzen trug.“

Schiller begann, ſobald ſein Entſchluß gefaßt war, ein planmäßiges Arbeiten. Er beſuchte, wie Streicher uns ſchildert, fleißig die Stuttgarter Bibliothek und verſchaffte „mit größter Emſigkeit“ ſich von Allem, was auf Ort und Zeit des Stückes Bezug hatte, Kenntniß; er ſchrieb ſich, nachdem er den Gang der Handlung bis in das Einzelne überdacht hatte, ein kurzes und trockenes Schema der Szenenfolge nieder, auf daß ſeiner ſchweifenden Phantaſie eine ſtrenge Regel geſetzt ſei. Je nach der Laune der Stunde führte er ſodann bald dieſe bald jene Szene aus, und wie er es liebte, ſeine neuentſtandenen Gedichte empfänglichen Herzen mitzuteilen, ſo las er jetzt auch, was von Fiesko gerade fertig wurde, dem Muſiker Streicher vor. Das gleiche Vertrauen genoſſen Profeſſor Abel und Peterſen; in

flammender Begeisterung stürmte Schiller eines Tages, begleitet von Petersen, zu Abel, trat mit einem kräftigen „Hören Sie! Hören Sie!“ in das Zimmer ein und deklamirte, in die Rolle des Fiesko sich versetzend, mit frohem Selbstgefühl die Szene, in welcher der Held des Trauerspiels das Gemälde Romanos betrachtet[1]). Daß der „majestätische Schritt“, welchen das gedruckte Drama von Fiesko hiebei fordert, bei Schiller dem Schauspieler zu einem Auf- und Abrennen wurde, gehört mit zur Sache und erinnert leise an jene Clavigoaufführung in der Militärakademie, bei welcher Schiller gleich einem Rasenden „brüllte“ und „wie ein Irwisch auf dem Theater hin und her fuhr“[2]). Er war mit allem Feuer seines Geistes bei dem neuen Stück, mit hochgespanntem Eifer; er nahm sich vor, es nicht eher drucken zu lassen, bis Wieland oder Goethe den Entwurf eines Urteils gewürdigt hätten, und indem er hoffte, daß die Verschwörung des Fiesko von den an den Räubern haftenden Fehlern frei sein werde, sprach er zu Petersen das entschlossene und stolze Wort: „Meine Räuber mögen untergehen! Mein Fiesko soll bleiben[3])!“

Die erste Stockung in dieses neuflutende Leben brachte eine dem Dichter durch seine bürgerliche Stellung aufgezwungene Pflicht, und der nämliche Brief, in welchem Schiller Herrn von Dalberg in Kenntniß setzt, daß er den Fiesko in Angriff genommen habe, meldet mit einem Stoßseufzer auch den Abbruch der Arbeit. „Ich würde die Unwahrheit reden,“ schreibt Schiller (am 1. April), „wenn ich meine immer wachsende Neigung

---

[1]) Vgl. Abels handschriftliche Aufzeichnungen im Anhang des Buches.

[2]) Vgl. zu S. 288 des vorliegenden Buches noch das Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“, 1838, Nr. 25—27 (Bruchstück des Romans Heinrich Roller).

[3]) Diese Aeußerung überliefert Petersen im „Freimüthigen“, Jahrgang 1805, Nr. 221. Daß Schiller die Absicht hatte, das Manuscript an Wieland, vielleicht auch an Goethe zu senden, erwähnt Abel in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, freilich nicht ohne sich selbst zu widersprechen; seine Erinnerung war hier augenscheinlich eine verschwommene. Abel nennt in gleichem Zusammenhang auch Lessing; aber dieser war schon gestorben, bevor Schiller den Fiesko nur begonnen hatte. Vgl. den Anhang des Buches.

zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahres wenig Hoffnung, sie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthiget mich den Gradum eines Doctors der Medicin in der hiesigen Karlsuniversität anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben und [in] das Gebiet meiner Handwerkswissenschaft noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrüßlichen Sprung in den Norden einer troknen terminologischen Kunst machen müßen, allein was seyn muß zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath."

Der fürstliche Stifter der Militärakademie hatte nicht lange zuvor die Krönung seines Gebäudes erlebt: aus der unter dem bescheidenen Namen einer Militärischen Pflanzschule gegründeten Erziehungs- und Bildungsanstalt war eine Universität erwachsen. Die günstigen Eindrücke, welche Kaiser Joseph II. persönlich gewonnen hatte, als er im April 1777 die Militärakademie besuchte, der rühmende Bericht des österreichischen Generals Graf Kinsky, der im Auftrag des Kaisers den Schlußprüfungen des Jahres 1777 beiwohnte, die nachdrücklichen Empfehlungen endlich, welche der mit einer würtembergischen Prinzessin vermählte russische Großfürst Paul sich in Wien angelegen sein ließ, machten das Oberhaupt des Reiches geneigt, die Sonne der Gnaden über der Stuttgarter Schule leuchten zu lassen und dem erzieherischen Eifer des Herzogs eine außerordentliche Genugthuung zu gewähren. Am 29. Dezember 1781 langte zu Stuttgart ein Kurier aus Wien an, worauf für den Abend Hof und Stadt zu einer Akademiefeier geladen und unter Pauken und Trompeten verkündigt wurde, daß Kaiser Joseph II. der herzoglichen Schule Rang und Rechte einer Universität verliehen habe. Herzog Karl selbst verlas das Diplom, dessen Inhalt die Anwesenden höchlich überraschte, da die Unterhandlungen mit dem Wiener Hof in aller Stille geführt worden waren [1]). Versagt blieb der Hohen Karlsschule oder,

[1]) Vgl. Deutsches Museum, Jahrgang 1782, I, S. 385 (Brief „aus

wie die amtliche Bezeichnung der neuen Univerſität genauer lautete, der „herzoglichen Karls Hohen Schule", nur eine theologiſche Fakultät. Die eigentlichen Feſtlichkeiten zur Einweihung verſparte ſich der Herzog auf ſeinen nächſtfolgenden Geburtstag, den 11. Februar 1782, und er müßte nicht derjenige geweſen ſein, als welchen wir ihn hinlänglich kennen, wenn er nicht aus dem Feſttag eine Feſtwoche gemacht hätte, deren Prunk und Schall und Vergnüglichkeit das ganze Land in Erſtaunen verſetzen ſollte. Die Gehirnfibern der Hofleute bekamen wieder einmal Arbeit, da nichts Geringeres auszuſinnen und zu beobachten war als ein über ſieben Tage ſich erſtreckendes und jegliche Kleinigkeit genau regelndes Feſtzeremoniell [1]); und man weiß in der That nicht, was ergötzlicher zu leſen iſt, daß an der Gallatafel bei Hof ein Generallieutenant „das Lavoir", ein Generalmajor aber den Zucker zu „präſentiren" hatte oder daß Seine Durchlaucht „ſich gnädigſt in die Karlsakademie zu erheben geruhten", um dem Hofmedikus Plieninger, welcher eine Diſſertation über die vorzüglichſten Urſachen des Deliriums verteidigte, höchſtſelbſt zu opponiren. Gottesdienſte, glänzende Auffahrten, eine Illumination, „Opera" und „Redoute en masque", akademiſche Reden, Deputationsempfänge, eine Haſenjagd, Doktorpromotionen und Ballettänze wechſelten höchſt ſinnreicher Weiſe mit einander ab, und gegen das Ende hin bekam man ein Singſpiel zu hören, welches den Titel trug „Die eingebildeten Philoſophen".

Etwa zu meinen, daß von jetzt ab neuer Wein in die alten Schläuche gegoſſen, daß entſprechend der Rangerhöhung, welche der herzoglichen Schule widerfahren war, ein veredelter Geiſt der Erziehung aufgeboten werde, würde eitel Thorheit geweſen ſein. Von der Unfähigkeit, mit welcher die leitenden Perſönlichkeiten die neue Aufgabe angriffen, gibt uns eine aus dem Jahr 1782 ſtammende und dem Herzog vorgelegte Denkſchrift des Intendanten von Seeger ein ſprechendes Beiſpiel. Oberſt

---

dem Wirtembergiſchen") und E. Bely, Herzog Karl von W. und Franziska von Hohenheim, S. 120.

[1]) Vgl. die Feſtordnung und Feſtbeſchreibung bei Heinr. Wagner, Geſchichte der H. Carlsſchule, I, 504—515.

von Seeger setzt auseinander, daß auch die Hochschule Carolina einen militärischen Intendanten haben müsse, da sie nicht wie andere Universitäten nur den „Verstand" zu bilden, sondern auch für die Erziehung der ihr anvertrauten Jugend zu sorgen habe. Nun könne man zwar auch für letzteres Geschäft bürgerliche oder gelehrte Personen berufen; aber die Erfahrung zeige, daß „auf der Prüfungs-Waage" der bürgerl. oder gelehrten Personen die Schale ihrer „Erziehungs-Eigenschaften" eben so leicht sei als die Schale ihrer Unterrichtseigenschaften schwer. Es wird sogar höflichen Leuten eine gewisse Ueberwindung kosten, den mutigen Satz des Herrn Dionysius von Seeger nicht eine Dummheit zu nennen. Von welchem Gesichtspunkt aus der wohlmeinende Verfasser der Denkschrift die Sache ansah, wird zwar verständlich, wenn wir lesen, „die Genauigkeit der Ordnung, Reinigkeit u. dergl." könne nur durch militärische Erzieher erlangt werden; daß aber ein Mann von solchen Anschauungen als Vorstand der Hochschule Carolina auf dem richtigen Posten nicht war, wird gleichfalls sehr deutlich [1]). War eine Hebung der Schule in sittlicher Hinsicht nicht zu erwarten, so wurde auch die Hoffnung der Vorgesetzten, daß die Jugend von jetzt ab in noch größeren Schaaren herbeiströmen werde, getäuscht. Einen namhaft verstärkten Besuch schien man schon deßhalb sich versprechen zu dürfen, weil mit dem Jahre 1784 neben den gegen Kostgeld oder Revers in die Erziehungsanstalt aufgenommenen Zöglingen auch sogenannte „Stadtstudirende" zugelassen wurden, d. h. solche Studirende, welche in der Stadt wohnten und gegen Honorar an den Vorträgen teilnahmen; dennoch ging die Besuchsziffer nach 1782 empfindlich zurück, und während im Oktober 1782 die Zahl der Zöglinge, die Künstler und Tänzer miteingerechnet, 390 betrug, belief sie sich zu Ende des Jahres 1785 auf nicht mehr als 248. Diese Schülerziffer stand zu der dem zweiten Hundert sich nähernden Zahl der

[1]) Die Denkschrift ist gedruckt bei H. Wagner, Geschichte der H. C. Schule II, 325 ff.

Offiziere, Lehrer, Beamten und Aufseher in keinem Verhältniß [1]). Es sind aber nicht nur zufällige Umstände, welchen der Rückgang der Besuchsziffer zugeschrieben werden muß; vielmehr büßte die Schule in jenen Jahren an öffentlicher Achtung ein, und eben damals, als ihr die Gunst des Kaisers einen höheren Glanz gab, gewahrte die Mitwelt auch die Kehrseite der Medaille in greller Beleuchtung. Hierüber ist hier noch Einiges zu sagen.

Das von Boie zu Leipzig herausgegebene „Deutsche Museum", eine der tüchtigsten und angesehensten Monatsschriften der Zeit, beschäftigte sich in den Jahren 1781 und 1782 in mehreren Aufsätzen mit den Einrichtungen und Zuständen der Stuttgarter Militärakademie. Der eine dieser Aufsätze, veröffentlicht im November- bezw. Dezemberstück des Jahres 1781, eine so behutsame als freimütige Schilderung, stammt ohne Zweifel aus der Feder eines Fachmanns und genauen Kenners der fraglichen Verhältnisse und gehört zum Allerbesten, was die Federn der Zeitgenossen über die Schöpfung Herzog Karls geschrieben haben. Bei williger Anerkennung der Absichten des Fürsten, bei reichlichem Lob, welches den äußeren Einrichtungen und insbesondere der körperlichen oder „physischen" Erziehung der Jugend gezollt wird, verhehlt sich der Verfasser doch nicht, daß „das weitläufige Verzeichniß" der in den Unterrichtsplan aufgenommenen Wissenschaften und Künste über den Mangel an Methode nicht hinwegzutäuschen vermöge und daß die Militärakademie in dieser Hinsicht mehr auf glänzenden „Schein" als auf eine tüchtige Schulung der Geisteskräfte hinarbeite. Vorzüglich aber richtet sich der Tadel gegen die sittliche Erziehung, deren Beschaffenheit eher Heuchler als charakterfeste und jugendlich ungezwungene Menschen hervorbringe, und der Verfasser trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er die Hauptfehler der Einrichtungen darin findet, daß die Lehrer in Sachen der Erziehung an letzter Stelle das Wort hätten und die Beaufsichtigung und Beurteilung des sittlichen

[1]) Vgl. zu den Ziffern Deutsches Museum, Jahrgang 1782, II, S. 561 ff., H. Wagner, Geschichte der H. C. Schule I, 94 ff. und Haugs Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben I, S. 114 ff.

Verhaltens der Zöglinge zumeist untergeordneten Militärpersonen, Korporalen, überlassen sei. Der nahezu zwei Druckbogen starke, durchaus sachlich und würdig gehaltene Aufsatz schließt mit der Versicherung, daß nur der reine Wunsch, Verbesserungen herbeizuführen und also Nutzen zu stiften, die vorhandenen Mängel aufgedeckt habe. Zu ähnlichen Bedenken hinsichtlich der an der Militärakademie gehandhabten Erziehung war auch ein von anderer Seite eingesandter Aufsatz gelangt, welchen das „Deutsche Museum" bereits im Mai 1781 veröffentlicht hatte. Weit weniger glimpflich als diese beiden Kritiker verfuhr ein dritter, dessen Aufsatz „Eine Szene aus der Militärakademie zu Stuttgard, vom November 1781" im Aprilstück des Deutschen Museums vom Jahr 1782 erschien. Hier war ein einzelner Vorgang aufgegriffen, der auf die Einrichtungen der Anstalt das denkbar ungünstigste Licht warf. Der Fall liegt zu verwickelt, als daß er hier vollständig wiedererzählt werden könnte; nur das Wesentliche mag angeführt sein. Im November 1781 behauptete einer der Bedienten der Militärakademie, daß ihm vierzehn Gulden abhanden gekommen seien; der Verdacht des Diebstahls fiel auf den Zögling v. M., welchen man eben damals im Besitz eines Kuchens betroffen hatte. v. M. beteuerte seine Unschuld, bekannte jedoch, daß er auf eine die Hausordnung allerdings verschmitzt umgehende Weise von einem früheren Kameraden sich ein paar Gulden verschafft und durch einen Bedienten sich den Kuchen habe kaufen lassen. Die Vorgesetzten, welche nicht bedachten, daß jugendliche List und eine entehrende Handlung zweierlei Dinge seien, beharrten auf ihrer Beschuldigung; v. M. wurde eingesperrt, in Anwesenheit des ersten Vorgesetzten des Kavalierkorps, des Majors v. A. (Alberti) von einem Korporal mit rohen Worten beschimpft, mit Stockschlägen bedroht; man entkleidete ihn, durchsuchte alle seine Habseligkeiten und als sich schließlich ein Päckchen Tabak vorfand, gewann der Verdacht eine neue Stütze. Indessen vermochte der Zögling auch jetzt über den an jenem Bedienten angeblich verübten Diebstahl nichts auszusagen, und Major v. A., um das erwartete Geständniß zu erlangen, verfiel nunmehr auf ein häßliches Mittel. Er schlug gegen den

in strengstem Gewahrsam gehaltenen Zögling den Ton des wohlwollenden Ratgebers, des Freundes, des Vaters an und versicherte ihm wiederholt „auf Ehrenwort", auf „Offiziersparole", daß die Namen aller in den Handel verwickelten Personen sowohl dem Herzog als dem Intendanten verschwiegen bleiben sollten, wenn v. M. den Hergang mit allen Einzelheiten zu Papier bringe. Der Zögling, in schmerzlichster Sorge um den Verlust seines guten Namens und vertrauend auf die bindenden Versicherungen, welche man ihm gegeben hatte, schrieb am Ende den ihm bewußten Sachverhalt vollständig nieder und nannte hiebei sowohl den Namen des Bedienten, der ihm das Geld für den Kuchen überbracht als den Namen seines Freundes St., der ihm den Tabak verschafft hatte. Major v. A. sah sich kaum im Besitz des gewünschten Papiers, als er es sogleich dem Intendanten überbrachte. Der Zögling St. wurde in Arrest gesetzt, der Bediente mit dreißig Prügeln bestraft und aus der Akademie gejagt; der Zögling v. M. mußte die Verachtung seiner Kameraden über sich ergehen lassen und als er eine Vorstellung an den Herzog übergeben wollte, verweigerte dieser die Annahme.

Also ungefähr der Bericht, welchen, nicht geringes Aufsehen hervorrufend, das „Deutsche Museum" veröffentlichte. Nun erhob zwar die vorgesetzte Behörde der Hohen Karlsschule gegen diese Darstellung Einsprache: in einer vom Intendanten, dem Prorektor Heyd, dem Kanzler Le Bret und den Fakultätsdekanen unterzeichneten Eingabe an den Herzog wurde der fragliche Aufsatz als ein verleumderisches und beleidigendes Pasquill erklärt und zugleich um Schutz gegen die seit einiger Zeit im „Deutschen Museum" „wider Höchst Dero Herzogliche Carls-Akademie" erschienenen Artikel gebeten. Der Geschichtsschreiber der Hohen Karlsschule, Heinr. Wagner, bemerkt jedoch mit Recht, daß die Eingabe das wirkliche „Faktum" anzugeben versäumt hat, und wenn auch in Folge herzoglicher Ordre vom 29. April 1782 in einem Geheimen Rats-Schreiben vom 21. Mai an den churfächsischen Hof das Ersuchen gestellt wurde, daß in Sachen der „Hohen Karlsschule" gegen das „Deutsche Museum" freundnachbarlich-gefällig scharfe Zensur geübt werden möge, so war es für

die erzieherische Weisheit, auf welche der Intendant und seine Offiziere sich soviel zu gut thaten, doch keineswegs schmeichelhaft, daß eine herzogliche Ordre vom 10. Nov. 1782 mit den Worten schloß: „Es bleibt mir übrigens immer der Wunsch übrig, daß viele Offiziers, bei so vielen witzigen, gescheiden, zum Theil erwachsenen jungen Leuten mehr Prudenz anwendeten und alle ihre Worte vorher auf die Waagschale legten."

Blühten dem durchlauchtigen Rector magnificentissimus auf dem Felde der Pädagogik wenig Lorbeern, so war er um so eifriger bedacht, daß die Hohe Karlsschule von ihren akademischen Privilegien Gebrauch mache und so den ihr verliehenen Charakter einer Universität „vor den Augen der Welt" zur Geltung bringe [1]). Das kaiserliche Diplom hatte der Hohen Karlsschule das Recht eingeräumt, „gleich andern im Römischen Reich befindlichen: von Kaisern bestättigten Universitäten und Akademien" die an ihr Studirenden „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doktors-Würde" feierlich zu befördern, und Herzog Karl wünschte, daß möglichst viele seiner Zöglinge sich dieser Ehre würdig erweisen sollten. Wir kennen die Spöttereien, mit welchen Schillers Anthologie die Doktorpromotionen der Karlsschule begleitete; mochte Hoven in launiger Stunde sich an ihnen einmal beteiligen, so war er doch viel zu sehr Praktikus, um die neue Einrichtung nicht zu seinem Vorteil zu finden. Mit Vergnügen reichte er nunmehr seine anfänglich für die Landesuniversität Tübingen bestimmte Inauguraldissertation in Stuttgart ein und meldete sich bei seinem „Lehrer und Freund Cunsbruch" [2]) als Doktorand. Aber was der „Taube" — um auf ein Goethesches Gedicht hier anzuspielen — sehr gelegen war, paßte dem „Adlersjüngling" nicht in die Pläne. Für Schiller war die Erwerbung des Doktorhutes im Augenblick eine leere Förmlichkeit; und wenn er auch um seines ärztlichen Berufes willen früher oder später zu promoviren genötigt war, so war ihm doch gerade jetzt die unvermeidliche Rücksichtnahme auf den Wunsch des Herzogs höchlich

[1]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 46.
[2]) Hoven, Selbstbiographie, S. 70.

zuwider. Denn sie unterbrach ihm die in den besten Fluß geratene Arbeit an der „Verschwörung des Fiesko".

Wir wissen nicht, welches Thema Schiller für seine medizinische Doktorsdissertation gewählt hat und wir hören auch nichts von ihrer Vollendung. Wie es scheint, blieb sie in den Anfängen stecken; der Dichter vermied es nicht, durch seine litterarischen Angelegenheiten sich von ihr ablenken zu lassen und der Gang der Ereignisse überhob ihn schließlich der Pflicht der Ausführung. Das „Dr.", welches Schiller in Briefen der Stuttgarter Zeit seiner Namensunterschrift öfters beisetzt, war eine sorglose Aneignung des Titels, mit welchem das Publikum den Regimentsmedikus in Kürze zu bezeichnen pflegte.

Zu Ostern 1782 — das Osterfest dieses Jahres fiel auf den 31. März — erschien das erste Stück des „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur", einer Vierteljahrsschrift, welche „auf Kosten der Herausgeber" zu Stuttgart gedruckt wurde. Die Herausgeber nennen sich nicht, aber Streicher und Abels handschriftlicher Aufsatz bezeugen, daß Schiller mit einigen Freunden zu diesem Unternehmen sich verbunden hatte, und Karoline von Wolzogen nennt als die Mitherausgeber den Professor Abel und den Unterbibliothekar Petersen. Schiller selbst erwähnt in einem Brief an Reinwald vom 14. Febr. 1783, er sei gegen den vorigen Herbst hin mit seinem Repertorium in den „Gothaischen Gelehrten Zeitungen" rezensirt worden. Daß das erste Stück zu Ostern 1782 erschien, hat Julius W. Braun durch Wiederabdruck einer der Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung" vom 25. Januar 1783 entnommenen Notiz ans Licht gebracht.

Das „Wirtembergische Repertorium der Litteratur" nimmt in der postenreichen Geschichte der Schillerschen Journalistik eine ungleich ansehnlichere Stellung ein als die ein Jahr zuvor von ihm geleiteten „Mäntlerschen Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen". Diesmal wollte der junge Schiller augenscheinlich sich ein Organ schaffen, mittelst dessen er seine kunstkritischen Ansichten an den Mann bringen, in die zeitgenössische litterarische Bewegung eingreifen, auch je nach Umständen unbe-

hinderte Polemik üben konnte; zugleich ſollte das neue Unternehmen zeigen, daß man eine litterariſche Zeitſchrift intereſſanter, geſchmackvoller und gemeinnützіger zu redigiren vermöge als es bislang in Würtemberg geſchehen war. Der „Vorbericht“ nennt als die Hauptabſicht der Herausgeber „Ausbildung des Geſchmacks, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moraliſchen Geſinnungen“. Die Gegenſtände der Abhandlungen ſollten der Philoſophie, Aeſthetik und Geſchichte entnommen ſein. Im Felde der Philoſophie werde man vorzüglich ſolche Betrachtungen liefern, welche „einen nahen Einfluß auf das Syſtem unſerer Denkart und alſo auf die Gründung des Karakters haben“. In der Regel ſolle ein Stück die „kurze Lebensgeſchichte eines merkwürdigen Wirtembergers“ bringen, „wobei man immer mehr Rückſicht auf bürgerliche als gelehrte Verdienſte nehmen wird“. „Dinge, nicht allgemein intereſſant, abgedroſchene Meinungen, fakultätiſche Aufſäze und dergl. werden wir zum Vortheil des Publikums nie, ungeachtet der Weiſe unſerer ungezählten Brüder und Vorgänger, in dieſer Sammlung aufnehmen“.

Ohne Zweifel hatten die Herausgeber die Geſchäfte in der Art geteilt, daß Abel vorzüglich das philoſophiſche, Peterſen das geſchichtliche, Schiller das äſthetiſche Gebiet bebauen ſollte. Schillers Feder wird deßhalb gerade in demjenigen Abſchnitt des Vorberichtes zu ſuchen ſein, welcher von der äſthetiſchen Kritik handelt. „In den Beurtheilungen,“ heißt es hier, „werden wir immer mehr die Fehler rügen als die Schönheiten preiſen, und das aus dem beſten Vorſaz. Ein Schriftſteller, der weniger auf die Nuzbarkeit und innere Fürtrefflichkeit ſeines Werkes, als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, iſt in unſern Augen ein verächtliches Geſchöpf, den Apoll ſamt allen Muſen aus ihrem Reiche ſtoßen ſollten. Wenn übrigens einige Herren mit unſerm Urtheil unzufrieden ſeyn ſollten, ſo ſtehet ihnen zu ihrer Rechtfertigung unſre Schrift offen.“ Wie man ſieht, war die Abſicht vortrefflich: ſcharfe, auf Grundſäzen beruhende Kritik, aber um des litterariſchen Anſtandes willen für den Angegriffenen auch die Möglichkeit der Verteidigung. Uebermäßige Gelindheit gegenüber den Genoſſen

von der Feder stellte schon das dem kritischen Teile des ersten Stückes vorangestellte Motto „Hinc exaudiri gemitus ac saeva sonare verbera“ nicht in Aussicht.

Der Druck des Repertoriums ist gut, das Format Groß-oktav; der Umfang eines Stückes oder Heftes betrug durchschnittlich 12½ Bogen. Die Namen der Verfasser verbergen nahezu sämmtliche Aufsätze hinter Buchstaben. Schiller hat in die Sammlung seiner Werke keinen der von ihm gelieferten Beiträge wiederaufgenommen; Körner nahm drei, den Aufsatz „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater“, den „Spaziergang unter den Linden“ und „Eine großmüthige Handlung“ in die Schillerschen Werke auf. Andere Nummern sind durch Form wie Inhalt als Schillers Eigentum gekennzeichnet, und einige, allerdings ungenaue oder doch unvollständige Aufschlüsse über die Namen der Mitarbeiter hat uns Petersen hinterlassen, der in Nr. 221 des Berliner „Freimütigen“ vom Jahr 1805, wie in Nr. 267 des Stuttgarter „Morgenblattes“ vom Jahr 1809 des Repertoriums erwähnt und in ein zur Zeit der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart angehörendes Exemplar der Zeitschrift einer größeren Anzahl von Beiträgen die Namen der Verfasser beigeschrieben hat [1]). Demnach waren die Buchstaben, mit denen Schiller zeichnete: U., K., K . . . . r, Gz., H, ZZ und Schstn.

Das erste Stück des „Wirtembergischen Repertoriums“ brachte aus Schillers Feder 11 oder 12 Beiträge. Von der „Abhandlung über die Räuber“ nebst dem „Anhang über die Vorstellung der Räuber“ ist schon an früherer Stelle die Rede gewesen; desgleichen von Schillers Anzeige des Stäudlinschen Musenalmanachs auf das Jahr 1782, von der Selbstanzeige seiner Anthologie und der von Schiller zum Mindesten überarbeiteten Anzeige der Vermischten Poetischen Stücke Stäudlins. Die übrigen Beiträge Schillers sind betitelt: „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater. 1782“; „Der Spaziergang unter den Linden. 1782“;

[1]) Vgl. Goedeke, historisch-kritische Schillerausgabe I, S. 338—339.

„Schreiben eines ſchwäbiſchen Paters an einen Reiſenden"; „Nanine, oder das beſiegte Vorurtheil. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire von Pffr."; „Kaſualgedichte eines Wirtembergers"; „Vermiſchte teutſche und franzöſiſche Poeſieen von *"; „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben".

Der Aufſatz „Ueber das gegenwärtige teutſche Theater" iſt, um einen Ausdruck unſerer Zeit zu gebrauchen, in der Art eines Feuilletons gehalten; er iſt intereſſant, lebhaft und geiſtreich, leichtgeſchürzt und doch voll Gehalt, anſcheinend Gelegenheitsgeplauder und doch von wohldurchdachtem Plan, ſehr gut geſchrieben: ſo zeigt er Schiller als einen Meiſter der Gattung. Für Schillers Kunſtanſichten iſt er von ſolcher Bedeutung, daß des Näheren auf ihn einzugehen geboten ſein wird. Die Betrachtung geht davon aus, daß das Jahrzehnt beinahe in allen Provinzen des Vaterlands dem Drama einen höheren Schwung gegeben habe und überläßt ſich zunächſt dem Zweifel, ob die Liebhaberei, auf der Bühne in einen Spiegel des Lebens zu ſchauen, den moraliſchen Charakter der Zuſchauer in der That verändere, verbeſſere: „So viele Don Quixotes ſehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkaſten der Komödie gucken, ſo viele Tartüffes ihre Masken, ſo viele Falſtaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eſelohr, und beklatſcht den wizigen Dichter, der ſeinem Nachbar eine ſolche Schlappe anzuhängen gewußt hat ... Wenn der teufeliſche Makbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinſchauerndem Auge, aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat — Welchem Zuſchauer lauffen nicht eißkalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Makbeth unter dem Volke läßt ſeinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh er die That thut? oder ſeine Larve, wenn ſie gethan iſt? — Es iſt ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samſon ihren Fehltritt mit Gifte büſſet? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig ſich ſo tragiſch übereilte?... Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürſtlichen armen Sün-

ders wirft, dem er ſeine Mätreſſe ſo zugeführt hat — welcher Fürſt gibt dem Vater ſeine geſchändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel ſein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal ſtärker ſchüttelt. — Bald ſchwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg. — Ja glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn ſie ſo verführeriſch jammert, ſo nachläſſig ſchön dahinſinkt, ſo voll Delikateſſe und Grazie ausröchelt, nicht noch mit ſterbenden Reizen die wollüſtige Lunde entzündet, und eurer tragiſchen Kunſt aus dem Stegreif hinter den Kouliſſen ein demüthigendes Opfer gebracht wird." So lange das Schauſpiel zum Zeitvertreib beſucht werde, ſo lange das Publikum für die Bühne nicht gebildet ſei, werde die Bühne ſchwerlich das Publikum bilden. Indeſſen, wirft Schiller ein, dürfe man dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Laſt legen. Zwei äußerſte Gegenſätze, zwiſchen welchen Wahrheit und Natur in der Mitte lägen, ſeien gegenwärtig Mode im Drama, der franzöſiſche und der britiſch-deutſche Geſchmack. „Die Menſchen des Peter Korneille ſind froſtige Behorcher ihrer Leidenſchaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung . . . Der leidige Anſtand in Frankreich hat den Naturmenſchen verſchnitten . . . Zu Paris liebt man die glatten, zierlichen Puppen, von denen die Kunſt alle kühne Natur hinwegſchliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und ſchneidet die Spuren des Geiſts diätetiſch vor, den zärtlichen Magen einer ſchmächtigen Marquiſin zu ſchonen." Dagegen in England und Deutſchland, „(doch auch hier nicht bälder, als bis Göthe die Schleichhändler des Geſchmacks über den Rhein zurückgejagt hatte)" mache die mutwillige Phantaſie glühender Poeten die Natur zum Ungeheuer und vergrößere „ihre Finnen und Leberflekken unter dem Hohlſpiegel eines unbändigen Wizes"; der Teutſche mute ſich gleich dem ſtarkherzigen Briten kühne Doſen zu, Helden, welche „gleich einem Goliath auf alten Tapeten" grob und gigantiſch, für die Entfernung gemalt ſeien. Zu einer guten Kopie der Natur gehöre aber beides, „eine edelmütige Kühnheit, ihr Mark auszuſaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen," und zugleich „eine ſchüchterne Blödigkeit, um die graſſen Züge, die ſie ſich in großen Wandſtücken

erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern". Nun folgt ein geiſtvoller Gedanke, welcher nicht nur als dramaturgiſche Regel bedeutſam iſt, ſondern auch philoſophiſch in einer Theodicee Verwertung finden könnte. „Wir Menſchen," bemerkt Schiller, „ſtehen vor dem Univerſum, wie die Ameiſe vor einem groſſen majeſtätiſchen Palaſte. Es iſt ein ungeheures Gebäude, unſer Inſektenblick verweilt auf dieſem Flügel, und findet vielleicht dieſe Säulen, dieſe Statuen übel angebracht; das Auge eines beſſeren Weſens umfaßt auch den gegenüberſtehenden Flügel und nimmt dort Statuen, und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier ſymmetriſch entſprechen. Aber der Dichter male auch für Ameiſenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unſern Geſichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Groſſen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und laſſe uns letztere in der erſtern bewundern. Ein Verſehen in dieſem Punkt iſt eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Weſen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt ſeyn will. — Bei der getreueſten Kopie der Natur, ſo weit unſere Augen ſie verfolgen, wird die Vorſehung verlieren, die auf das angefangene Werk in dieſem Jahrhundert vielleicht erſt im folgenden das Siegel drückt."

Nachdem im Bisherigen Schiller, um die verminderten praktiſchen Wirkungen der Bühne zu erklären, das Publikum wie den Dichter zur Rechenſchaft gezogen hat, beſchäftigt er ſich nunmehr mit dem Dritten der Beteiligten, dem Schauſpieler. Auch hier überraſcht die merkwürdige Reife des Urteils, die Weisheit auf dem Munde des Einundzwanzigjährigen, der ſeine eigenen Beobachtungen durch ein ſorgfältiges Studium der Hamburgiſchen Dramaturgie bereichert hat. Der Schauſpieler, leſen wir, muß ſich ſelbſt und die horchende Menge vergeſſen, um in der Rolle zu leben, er muß aber auch wiederum ſich ſelbſt und den Zuſchauer gegenwärtig denken, um auf den Geſchmack der letzteren Rückſicht zu nehmen und die Natur zu mäßigen. „Zehnmal finde ich das erſte dem zweiten aufgeopfert,

und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht beydes ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieſes, zum Vortheil jenes, verſtoſſen." ... „Der Schauſpieler befindet ſich einigermaſſen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwiſchen beyden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der letztere bei einer anſcheinenden völligen Abweſenheit des Bewußtſeyns, in der Grabesruhe der auſſern Sinne, auf ſeinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichſten Beſtimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die gröſſeſte Geiſtesgegenwart des wachenden auffodern würde — kann die Gewohnheit ſeine Tritte ſo wunderbar ſichern, kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unſre Zuflucht nehmen müſſen — kann eine Sinnesdämmerung, eine ſuperfizielle und flüchtige Bewegung der Sinne ſo viel zu Stande bringen: warum ſollte der Körper, der doch ſonſt die Seele in allen ihren Veränderungen ſo getreulich begleitet, in dieſem Falle ſo zügellos über ſeine Linien ſchweifen, daß er ihren Ton mißſtimmte? ... Sollte ... bei der gröſſeſten Abweſenheit der Perception, deren die Illuſion der Spieler nur fähig macht, nicht eben ſo gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben ſo leicht an dem Ueberſpannten und Unanſtändigen vorbei über die ſchmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich ſehe die Unmöglichkeit nicht." Die Vergleichung des Schauſpielers und des Nachtwandlers und die Art, wie ſie durchgeführt wird, erinnert uns wieder, daß der Verfaſſer dieſes Aufſatzes auch in mediziniſchen und phyſiologiſchen Dingen ein Wort mit zu reden im Stande war. Das Bild des Nachtwandlers findet auch weiterhin noch Verwendung: Schiller ſpricht von der Niederlage, welche der Schauſpieler zu gewärtigen hat, wenn er „das künſtliche Traumbild" ſeiner eigenen Illuſion durch wache Beobachtung der wirklichen Umgebung zerſtört, er gedenkt eines Darſtellers des Romeo, welchen der Gedanke „man beobachtet mich!" mitten aus der leidenſchaftlichſten Entzückung warf, nicht anders, als hätte ein warnender Zuruf den auf jäher Dachſpitze gehenden Nachtwandler ſchwindeln gemacht und in den Abgrund geſchleudert. Die Rüge, daß die

Mehrzahl der Schauſpieler in handwerksmäßiger Gewöhnung für beſtimmte Gemütsbewegungen beſtimmte Geſtikulationen in Anwendung bringe, ſchließt ſich an, und unter Bezugnahme auf eine Aeußerung Leſſings wird die Frage geſtreift, ob nicht unter Umſtänden eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber mehr gewinne, als durch einen berufsmäßigen Spieler.

Hat ſo der Gang der Betrachtung auf eine Reihe von Schäden geführt, welche zuſammenwirkend den erzieheriſchen Wert der Bühne beeinträchtigen, ſo findet der Dichter am Schluſſe doch zu Gunſten einer Anſtalt, welcher ſeine eigene Liebe gehört, den verſöhnenden Ausgleich. Er tröſtet ſich und das Theater mit dem Hinweis, daß auch die „Schweſtern der Kunſt, Moral und Religion, vor der Befleckung durch den blöden Haufen nicht geſichert ſind, und entläßt den Leſer mit den vorzüglich ſchönen und erhabenen Worten: „Verdienſt genug wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und geſunden Natur hier ſeine Welt wieder findet, ſein eigen Schickſal in fremdem Schickſal verträumt, ſeinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und ſeine Empfindung an Situationen des Unglücks übet; — Ein edles unverfälſchtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplaz — beim rohern Haufen ſummt doch zum mindeſten eine verlaſſene Saite der Menſchheit verloren noch nach."

Der nächſtfolgende Aufſatz Schillers iſt „Der Spaziergang unter den Linden". Zwei Freunde, Wollmar und Edwin, ergehen ſich in einem Geſpräch, welches die Frage nach dem Werte des Lebens zum Inhalt hat; Edwin vertritt die optimiſtiſche, Wollmar die peſſimiſtiſche Weltanſchauung; beide überlaſſen ſich einer ſchweifenden Einbildungskraft, um ihre Anſichten zu begründen. Was Wollmar vorbringt, iſt zunächſt ein Nachhall der Betrachtungen, unter denen Hamlet in der Kirchhofsſzene mit den Schädeln ſpielt; der Vorſtellung, daß der Staub des großen Alexander jetzt vielleicht ein Spundloch verſtopfe oder daß im Kreislauf der Materie ein Atom von Platons Gehirn jetzt in einem gehenkten Gaudieb den Raben zum Fraß diene, begegnet Edwin nicht ohne redneriſches Glück, indem er auf den Gedankenzug des Freundes ſcherzhaft eingehend dem

Wandern des Stoffes eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit, ein Verharren in gleichartiger Beſtimmung zuſchreibt: „Hören Sie dort die zärtliche Philomele ſchlagen? Wie? wenn ſie die Urne von Tibulls Aſche wäre, der zärtlich wie ſie ſang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts, flattert vielleicht in jenem bulenden Zephyr ein Atome Anakreons?“ Eine ſtrengere Widerlegung der Denkweiſe Wollmars iſt damit weder gewollt noch bewirkt; aber die Möglichkeit, daß im ewigen Kreislauf der Materie, der chemiſchen Miſchungen ein „Atom“ den Weg finde von Platon zu einem Gaukler, iſt ja in der That kein ſo großes Unglück, da eben der Staub Platons nicht Platon iſt; und indem dieſe Wanderungen des Stoffes dem unendlichen Spiele des Zufalls anheimgegeben ſind, ſo kann, eben durch Zufall, die gewiſſermaßen analoge und unſerer Phantaſie angenehme Stoffverwertung ſo gut einmal ſtattfinden, als die barocke und uns widerwärtige. In der Fortſetzung des Geſpräches verliert ſich Wollmar in eine Schilderung des vergeblichen Sichabmühens der Menſchheit um Glück und Luſt, um Wahrheit und Weisheit; ſein letzter Schluß iſt auch hier: Alles iſt eitel, Poſſe, trügeriſche Illuſion; überall lauert Tod und Verweſung. Der Einwurf Edwins, der Schöpfer ſei ſchon gerechtfertigt, wenn das Geſchöpf, der Menſch, mit ihm zu rechten die Fähigkeit habe, ſeine Frage, ob man den Maitag nicht genießen ſolle, weil möglicherweiſe ein Gewitter ihn verfinſtere, ob man das Veilchen verachten dürfe, wenn man die Roſe nicht verlangen kann — enthalten treffliche Argumente gegen den Peſſimismus. Das Geſpräch findet einen plötzlichen Abſchluß: „Mag jeder Laut der Sterbegeſang einer Seligkeit ſeyn“ — ruft Edwin dem Freunde zu — „Er iſt auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe. — Wollmar, an dieſer Linde küßte mich meine Juliette zum erſtenmal.“ Wollmar erwiedert, „heftig davon gehend“: „Junger Menſch! Unter dieſer Linde hab ich meine Laura verloren.“ Mit dieſem Trumf bleibt Wollmar ſcheinbar der Sieger: aber in Wahrheit wird angedeutet, daß Wollmars Lebensanſicht weniger in philoſophiſcher Erkenntniß als in perſönlichen Schickſalen ihre Quelle hat, daß

ſein Raiſonnement nicht ſo ſehr logiſch als vielmehr pathologiſch iſt; Edwin iſt der jugendlich Geſunde, Wollmar der Kranke und ihr Geſpräch ein Gemälde entgegengeſetzter Stimmungen. Wie es ſcheint, haben Betrachtungen dieſer Art Schiller damals anhaltender beſchäftigt; „Fortſezungen" werden in Ausſicht geſtellt. Der Spaziergang unter den Linden iſt ſehr anziehend geſchrieben, die Sprache lebhaft und kraftvoll, an Bildern überreich; einzelne Vorſtellungen erinnern an den Dichter der Räuber und der Anthologie, und nicht mit Unrecht iſt auf ein Anklingen verwandter Stimmung in Werthers Brief vom 18. Auguſt verwieſen worden [1]).

Das „Schreiben eines ſchwäbiſchen Paters an einen Reiſenden. Nach einer halbſtündigen Bekanntſchaft" iſt der Abdruck des Briefes eines Auguſtinerpaters, welcher dem Empfänger ein Amulet überſendet und zum Gebrauch empfiehlt. Der Brief hat das Datum: „G. den 6 Junji 1781" und die Unterſchrift: „Pater Spl. Agtiner". In einem Zuſatz wird erzählt, der nämliche Pater habe dem Reiſenden ein Stück Wachs geſchenkt, welches den Beteuerungen des Gebers zufolge „die Wunderkraft hatte, daß, ſobald man das Eck des Fenſters damit beſtriche, der Teufel mit ſeinem ganzen Troß ſichtbar hinaus fahren müſſe". Der in der Orthographie eines Abc-Schützen verfaßte Brief wie der Köhlerglaube des Paters ſind dem Repertorium ein luſtiger „Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhiſtorie". Nach Peterſens Zeugniß iſt der Reiſende, ſomit derjenige, welcher den Brief abdrucken ließ, Schiller, G. iſt Gmünd; der Name des Briefſchreibers: Spiegel. Die flüchtige Bekanntſchaft ſcheint ſtattgefunden zu haben, als Schiller mit ſeiner Schweſter den Beſuch in Lorch machte [2]) und dieſer Ausflug fiele dem Zeugniß des Briefes gemäß etwa in den Mai 1781.

Die von Ferdinand Friedr. Pfeiffer verfaßte und bei Mäntler in Stuttgart 1781 gedruckte Ueberſetzung der Voltaire-

---

[1]) Durch Boxberger in Jahns Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Band 100, S. 170.

[2]) Vgl. S. 68 des vorliegenden Buches.

ſchen Komödie „Nanine oder das beſiegte Vorurtheil" wird von Schiller mit acht Zeilen angezeigt, welche mehr gegen die litteraturgeſchichtlichen Ausführungen der Vorrede als gegen die Ueberſetzung ſelbſt ſich zu richten ſcheinen; immerhin iſt der Satz, der Ueberſetzer finde ſich als Kameraliſt verpflichtet, den vaterländiſchen Handelsmann mit Makulatur zu verſehen, grob genug. Von Pfeiffers Perſönlichkeit iſt ſchon die Rede geweſen [1]).

Eine weniger flüchtige Beſprechung widmet Schiller den „Kaſualgedichten eines Wirtembergers", welche der Gomaringer Pfarrer Mr. Johann Ulrich Schwindrazheim 1782 bei Mezler zu Stuttgart erſcheinen ließ. Ueber das Leben und die Perſönlichkeit Schwindrazheims ſind wir in jüngſter Zeit genauer unterrichtet worden, nachdem ich darauf hingewieſen hatte, daß er an der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg einer der Lehrer Schillers war [2]). Er war geboren 1737 zu Neuenbürg und hatte 1767 die Pfarre zu Thumlingen im Schwarzwald erhalten. Hier verfaßte er ſeine „Tristia Thumlingensia", ein Klagelied aus Thumlingen, deſſen elegante lateiniſche Diſtichen das Stuttgarter Konſiſtorium zu baldiger Verſetzung ihres Urhebers beſtimmen ſollten. Denn Johann Schwindrazheim ſchwärmte nicht wie Hölty oder Thill für das Landleben und fand ſeinen Aufenthalt in dem ärmlichen und abgelegenen Pfarrdorf um ſo weniger idylliſch, da ihn ein längerer Verkehr auf dem Schloſſe der flotten

---

[1]) Vgl. S. 510 ebendaſelbſt.

[2]) Vgl. die Vorrede des Buches, S. XI und meinen Artikel in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 13. Okt. 1889, ſowie den Anhang zum I. Bande des vorliegenden Buches. Schillers Lehrer an der erſten oder unterſten Klaſſe der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg war Präzeptor Abraham Elſäſſer; in der zweiten Klaſſe M. Philipp Chriſtian Honold; in der dritten Klaſſe Oberpräzeptor M. Johann Friedrich Jahn und (1771) deſſen Nachfolger Oberpräzeptor M. Philipp Heinrich Winter; in der vierten oder oberſten Klaſſe Johann Schwindrazheim. Ueber Schwindrazheims Lebenslauf hat ſein Enkel, der Zeichner am Strom- und Hafenbau zu Hamburg, Auguſt Ferd. Schwindrazheim, ſorgfältige Erhebungen angeſtellt, während Pfarrer G. Boſſert, der Veröffentlicher der Tristia Thumlingensia Schwindrazheims, uns in der Zeitſchrift „Alemannia", Jahrgang 1886, das Lebensbild des Mannes entwarf.

Herrn von Bouwinghauſen verwöhnt hatte. Seine Triſtien hatten den gewünſchten Erfolg; Schwindrazheim wurde als „Profeſſor der höhern Klaß“ an die lateiniſche Schule zu Ludwigsburg berufen. Dieſes Amt bekleidete er vom Mai 1768 bis zum März 1775, in welchem Jahr ihm die Pfarrei Gomaringen übertragen wurde. Er verfaßte außer den „Kaſualgedichten“ noch Familiengedichte und ſtarb zu Gomaringen 1813. Schwindrazheims poetiſche Ader war eine beſcheidene; er verfällt öfters in platte Gelegenheitsreimerei, verrät aber Talent zum Komiſchen und eine gewandte Feder. Vermutlich war er in Ludwigsburg derjenige Lehrer, durch deſſen Unterricht eine dichteriſch angelegte Natur am eheſten gefördert werden konnte, und manches Karmen des Quartaners mag unter der Leitung des in lateiniſcher Metrik und Phraſeologie ſattelfeſten Mannes verfaßt oder ausgefeilt worden ſein. Schiller ſcheint ihn in freundlichem Andenken behalten zu haben; er rezenſirt Schwindrazheims „Kaſualgedichte“, d. h. bei pfarramtlichen Erlebniſſen, wie Hochzeiten, Leichen u. ſ. w. entſtandene Gedichte ſehr warm, ohne ſich blinder Lobeserhebung ſchuldig zu machen. So rühmt er den harmoniſchen Fluß der Verſe, den Witz und die lebhafte Phantaſie des Verfaſſers, vergißt aber nicht zu ſagen, daß man auch auf proſaiſche Stellen ſtoße. Er beklagt es, daß Schwindrazheim ſein Talent an ſo unfruchtbare Stoffe verſchwendet habe, ſetzt aber hinzu: „mehr Kaſualgedichte von dieſem Werth könnten uns mit dieſen Baſtardtöchtern der Muſen verſöhnen“. Daß der Verfaſſer am Studium der Alten ſeinen Geſchmack gebildet hat, auf das Leſen der Neueren aber wenig Zeit verwende, wird nicht unerwähnt gelaſſen; Schiller ſetzt hinzu: „Ob er daran recht oder unrecht thue, entſcheid' ich nicht. — Doch das iſt gewiß, er wird auf dieſem Wege gewiſſer zum Ziele kommen als ſein Hr. Vorgänger in dieſer Bibliothek — — auf dem alten.“ Der Vorgänger, auf welchen Schiller mutwilligen Humors hier anſpielt, iſt nach Goedekes Auffaſſung Stäudlin oder Pfeiffer; man könnte auch an Peterſen denken, da die der Beſprechung Schwindrazheims zunächſt voranſtehende Rezenſion einer ins Poetiſche einſchlagenden Arbeit ſich

mit Peterſens Neuverdeutſchung der Gedichte Oſſians befaßt; wahrſcheinlich iſt aber Lyriker mit Lyriker verglichen und ſomit Stäudlin gemeint. Der Ausdruck „Bibliothek" bezieht ſich darauf, daß der im engeren Sinn kritiſche Teil des „Repertoriums" als „Wirtembergiſche Bibliothek" bezeichnet war. Am Schluſſe entſchlüpft dem Rezenſenten ein patriotiſch-würtembergiſcher Seufzer, in einer Tonart, welche die Leſer dieſes Buches ſchon kennen: „Warum unterdrücken unſere beſſern Köpfe ſo oft ihr glücklichſtes Talent, mit deſſen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeſchrei macht — Iſt es ſchwäbiſche Blödigkeit? Iſt es Zwang ihrer Lage?"

Sehr launig und munter abgefaßt iſt Schillers Rezenſion über die poetiſchen Verſuche eines Andern, über die zweite Auflage der „Vermiſchten teutſchen und franzöſiſchen Poeſien" des Joh. Chriſtoph Schwab, der als Profeſſor an der Militärakademie gleichfalls Schillers Lehrer war. Sie werden als Versmacherei eines Autors geſchildert, deſſen Beruf die Wiſſenſchaft, nicht die Dichtkunſt ſei. Schiller vermißt nicht gerade Empfindung oder Gedanken, wohl aber Originalität, Neuheit, Neuheit, welche man doch zum mindeſten in der Form erwarte. „Ich meyne das ganze Buch ſchon geleſen zu haben, wenn ich den erſten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Geſicht gekommen. Dieſes weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden." Man kann den Dilettantismus nicht treffender zeichnen. Schwabs Gedichte an ſeine Daphne, fährt Schiller fort, ſind voll herzlicher ſüßer Empfindung; freilich werde das Publikum das große Intereſſe dafür nicht haben, welches „die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er ſelbſt nicht vorbei läßt anzumerken". Im Folgenden macht Schiller eine Aeußerung, welche gerade heute wieder recht zeitgemäß geworden iſt: „gute franzöſiſche Poeſien wird kein Teutſcher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handveſten Patrioten ſeyn, der den Geſchmack ſeines Vaterlands mit dem Dreſchprügel rettet." Das dürfte für diejenigen unter uns, welche den deutſchen Künſtlern die Beſchickung der Pariſer Ausſtellung verwehren wollten, faſt nützlich zu leſen ſein. Die

Rezenſion zeigt ſchließlich an ein paar Beiſpielen, wie plump und nüchtern das Deutſch iſt, mit welchem Schwab franzöſiſche Verſe wiederzugeben verſuchte, und hier fällt nebenbei die Bemerkung: „Es iſt wahr, er kann ſein franzöſiſch ſo ziemlich (und wie? wenn wir eben das bei dieſer Gelegenheit hätten erfahren ſollen?).“ Das iſt nun ein Nadelſtich, welcher um der Sache willen nicht gerade nötig war, ein Ueberſchuß von Spottluſt; aber noch weniger machte es dieſer oder ein anderer Satz der Rezenſion nötig, daß der Sohn Johann Chriſtoph Schwabs, der Dichter Guſtav Schwab über Schillers Kritik völlig aus dem Häuschen geriet. Schwab [1]) ſchiebt dem Rezenſenten in die Schuhe, er habe das Repertorium dazu benutzt, um „litterariſche Feindſchaft“ zu ſtiften und „einen ſeiner edelſten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweiſung Rache nehmend, auf eine hämiſche und ungutmütige Weiſe zu verletzen“. Für das Hämiſche war in Schillers Seele kein Raum, und der „Ungutmütige“ iſt in dieſem Falle Niemand anders als der Schillerbiograph Guſtav Schwab, der mit einem „vielleicht“, für welches er jeden Beweis ſchuldig bleibt, Schillers Kritik als den Ausfluß perſönlicher Rache verdächtigt. Dergleichen Dinge beweiſt man oder man ſchweigt. Der Vorwurf iſt aber um ſo eitler, da Schillers Repertorium nur wenige Seiten nach der Beſprechung der Schwabſchen „Poeſien“ einer philoſophiſchen Schrift des nämlichen Autors Anerkennung ſpendet.

Auf die Anzeige der „Vermiſchten teutſchen und franzöſiſchen Poeſien“ Schwabs folgt unter der Ueberſchrift „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben. Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782“ ein Ausfall auf Balthaſar Haug, beſtehend in den verſartig abgeſetzten Zeilen:

„Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören.“

„Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben“ nannte ſich ſeit 1781 die unter dem Namen „Gelehrte Ergözlichkeiten und Nachrichten“ 1774 begonnene, als „Schwäbiſches Magazin von gelehrten Sachen“ von 1775—1780 fortgeſetzte

[1]) Schiller's Leben, Stuttgart, 1840, S. 111.

Monatsschrift Balthasar Haugs. Manchem mag auffallen, daß Schiller, welchem doch Haugs „Magazin" zu den ersten litterarischen Sporen verholfen hatte, den „Zustand" nicht ungerupft ließ, und W. Fielitz, nicht abgeneigt, dem Repertorium „Bissigkeit" zuzuerkennen, knüpft an jene Zeilen die Frage: „Soll das ein flacher oder ein scharfer Hieb sein[1])?" Mir scheint, es fehlt weder die Schärfe noch eine Zugabe von Bonhommie, und die Verbindung beider geschieht mit Grazie. Die vorliegende Biographie hat die Verdienste, welche Haug um seiner Zeitschriften willen beanspruchen darf, an mehreren Orten ans Licht gestellt, und Jeder, der in der litterarischen und Gelehrtengeschichte Würtembergs sich umzusehen hat, wird jene 8 Bände in gewisser Hinsicht als eine Fundgrube gelten lassen; aber der Gesammteindruck, welchen sie hinterlassen, ist doch der, daß in ihnen viel Stoff und wenig Geist zu Papier gebracht sei. Das kritische Urteil, soweit bei der Aengstlichkeit oder Vorsicht des Herausgebers und der meisten Mitarbeiter ein solches überhaupt sich hervorwagt, geht in einem Wuste angesammelten geschichtlichen und bibliographischen Materials fast verloren. Haug schätzte Klopstock und Wieland; aber von Lessings befreiendem und auf die reinere Erkenntniß des Dichterischen schürfendem Geist ist bei ihm noch kaum ein Anhauch zu spüren. Sulzer gilt ihm als der Gesetzgeber des Geschmacks, die Dichtkunst „als ein höherer Grad der Redekunst"; es gehört aber mehr dazu, meinte er, eine gute Rede als eine gute Ode zu machen[2]). Diesem Standpunkt fehlt noch jede Ahnung vom Wesen und von der Aufgabe der Kunst. Theologische Interessen behaupten das Uebergewicht, und so eifrig Haug bedacht war, den Geschmack seiner Landsleute zu wecken und ihnen für litterarische Bestrebungen Teilnahme einzuflößen, so verrät er sich selbst doch gelegentlich als den eingefleischten Philister: daß bei Garriks Begräbniß zehn Lords das Leichentuch hielten und „vornehme und vermutlich

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte Band 8, S. 536.

[2]) Vgl. Haugs bei den öffentlichen Prüfungen der Militärakademie zur Disputation aufgestellte Thesen, Schwäb. Magazin v. Jahr 1779.

auch geſcheide Leute" von den Haaren des großen Schauſpielers eine Locke zu erwerben begehrten, entlockt ſeiner Feder 3 ſpottende Ausrufungszeichen. Will man recht erkennen, wie hoch der jugendliche Schiller über ſeine Umgebung hinausgewachſen und wie fremd ihm der Geiſt war, welchen die in Amt und Würden ſtehende Gelehrſamkeit ſeines Landes ihm faſt durchweg entgegenbrachte, ſo geben die Zeitſchriften Haugs die allerbeſte Belehrung. Sonderbare Fragen werden in ihnen aufgeworfen und umſtändlich unterſucht, ſo z. B: „Können zu viel Gelehrte in einem Staat ſeyn?" oder: „Ob ein Mann, der Geſchmack hat, in Aemtern brauchbarer ſei als ein anderer?" Zur Einſendung von Aufſätzen über letzteres Thema hatte Haug ſelbſt aufgefordert, und langwierige Streitigkeiten knüpfen ſich daran; einer der Zionswächter bricht in die Klage aus: „O was wirds noch werden in meinem Vaterland, wenn hier ein der Gottesgelehrtheit gewidmeter und befliſſener Jüngling ſeinen Wieland oder Werther oder ein anderes Modebuch unſerer ſchönen Geiſter faſt auswendig lernt?" Im Jahrgang 1775 fängt ein Augsburger Pfarrer, Namens Urlsperger, an, „die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit auf eine neue Art, aber ſchriftmäſig" auseinanderzuſetzen, und die Erörterung dieſes Gegenſtandes zieht ſich, bodenloſe Langweile verbreitend, in erläuternden, bekämpfenden, verteidigenden Aufſätzen durch ſämmtliche folgende Jahrgänge hindurch. Zuweilen werden uns Betrachtungen aus der Naturlehre vorgeſetzt und erregen heiteres Erſtaunen. Newton zum Trotz lehrt einer der ſchwäbiſchen Magiſter, daß der Mond nicht die Urſache von Ebbe und Flut ſein könne. Ein andermal ſtellt ein Naturforſcher, ein gläubiger, „phyſiſche Betrachtungen über den Fall Adams" an und beweiſt, daß durch den Genuß der verbotenen Früchte im Organismus der erſten Menſchen große Veränderungen hervorgerufen, eine gröbere Art von Verdauung eingeleitet und die Sterblichkeit des Körperlichen bewirkt worden ſei. Eine dritte Abhandlung beweiſt die heilige Dreieinigkeit aus der Naturlehre: Der „nachdenkende Chymiſte" findet in dem Verhältniß von Waſſer, Feuer und Luft das Bild der Dreieinigkeit und wird hiedurch überzeugt, „daß wir uns in der

Lehre von der Dreieinigkeit nicht irren". Das ſind denn die Leute, welche „von den Schwachdenkern, beſonders Voltären" ſchreiben; ſo nämlich lautet der Titel eines im Jahrgang 1778 von Haug zum Druck beförderten Artikels. Es iſt aber nicht nur die kindiſche Anmaßung dieſer Geſellſchaft, es ſind nicht nur die Sandwüſten theologiſchen Denkens, welche den Leſer ermüden, ſondern faſt noch mehr die den kleinlichſten Geiſt pflegende Berichterſtattung über die Vorgänge in der gelehrten und litterariſchen Welt. Die wertloſeſte Diſſertation, jedes Nichts eines philologiſchen Schulmeiſters, jedes in würtembergiſchen Landen aus dem Abſud überlebter Schriften hergeſtellte Schulprogramm wird von Haug ſorgfältig gebucht und willig geprieſen. Daß von einer ſolchen Koſt die jüngeren, die gewecksteren Köpfe ſich allmählich geringſchätzig abwendeten, iſt nicht zu verwundern. Nicht nur Schiller, auch Armbruſter, der ſeinerſeits 1785 auf das Wirtembergiſche Repertorium eine neue Zeitſchrift, das „Schwäbiſche Muſeum" folgen ließ, ſchwang die Geißel des Spottes. Der an Stelle der Vorrede dem „Schwäbiſchen Muſeum" vorgedruckte Brief an den Herausgeber enthält die Stelle: „Man ſchreibt zuweilen Ergötzlichkeiten, die keine Ergötzlichkeiten ſind und ein ſchwäbiſches Magazin, das eine Hypotheſe über die Hypotheſe von der Dreyeinigkeit liefert: und ein Verzeichniß der Kandidaten der Philoſophie, die auf dem Katheder zu Tübingen bey Vertheidigung einer Disputation . . . jährlich Pantomime zu ſpielen gewohnt ſind, iſt ein armſeliges Magazin. Und ſo könnte man Ihnen, wie weiland Schiller dem guten H—, nicht eher Gnade widerfahren laßen, als bis Sie verſprächen, aufzuhören." Wenn alſo Schiller über die Journaliſtik ſeines Vorgängers den Stab brach, ſo hatte er für ſich das Recht der guten Sache; und nicht nur jene zwei Zeilen ſind gegen Balthaſar Haug gerichtet, ſondern auch die aus dem „Vorbericht" des Wirtembergiſchen Repertoriums bereits ausgezogene Stelle, in welcher verſprochen wird, mit abgedroſchenen Meinungen, fakultätiſchen Aufſätzen u. dergl. das Publikum zu verſchonen. Die Form des Angriffs aber war ja doch nicht ohne Humor, da für den die Feder niederlegenden Autor Verzeihung

ſeiner Sünden gefordert wird. Die Abſicht, ſich vom Schauplatz zurückzuziehen, hatte Haug zuerſt in der am 28. Febr. 1782 geſchriebenen Vorrede zum dritten Stück ſeines „Zuſtands" bekannt gemacht. Der mißmutige und reſignirte Ton, in welchem er daſelbſt ſpricht, läßt deutlich merken, daß ihn Mangel an Teilnahme ſeitens des Publikums verſtimmt hatte; er ſchützt aber auch vor, die Karlsakademie werde in Zukunft wohl eine eigene gelehrte Zeitung herausgeben. Unter dem 3. Auguſt 1782 erfolgte ſodann, wie Fielitz erwähnt, in der „Stuttgardiſchen privilegirten Zeitung" Haugs Anzeige, daß der „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte" aufhöre, anderer Geſchäfte des Herausgebers halber und „da ohnehin jetzt ein ſogenanntes Repertorium für Wirtemberg vorhanden und noch anderes mehr für die Litteratur zu hoffen ſei [1])".

Unter den nicht von Schiller herrührenden Nummern des erſten Stückes ſind mehrere bemerkenswert. Eröffnet wird die Zeitſchrift durch das Bruchſtück eines von Prof. Abel verfaßten allerdings ziemlich froſtigen Dramas, welches „Die grauſame Tugend" betitelt iſt und an der Geſchichte des Timoleon von Korinth den Widerſtreit zwiſchen Bruder- und Vaterlandsliebe ſchildert; eine ſtark ins Breite geratene moraliſirende Abhandlung über den Streit der Gemütsbewegungen, gleichfalls von

---

[1]) Otto Brahm (Schillerbiographie, 1888, 1, S. 183) knüpft an dieſe Stelle die Bemerkung: „Es ſcheint alſo, daß noch weitere Pläne in Schiller lebten, deren Durchführung unterblieb". Dabei leſen wir, der Geiſt und die Unternehmungsluſt des Studioſus Schiller (des übelberufenen Vetters) ſcheine damals in dem Dichter lebendig geworden zu ſein, werden auch an die Verſe des Gedichtes „An die Parzen" erinnert, in welchen Schiller von „rieſenmäßigen Projekten" ſpricht. Otto Brahm trifft jedoch augenſcheinlich daneben. Was Balthaſar Haug mit den andern für die Litteratur zu erhoffenden Unternehmungen meint, ſagt er uns in der Einleitung zu ſeinem „Gelehrten Wirtemberg", S. 12: „1774 fieng ich eine Art von gel. Zeitungen, nemlich die gelehrte Ergözlichkeiten, und hernach das Schwäb. Magazin an, welches ich mit dem Jahr 1782 beſchloß, weil gerade darauf die gel. Anzeigen in Tübingen wieder auflebten, und bei dem bisherigen Beifall und ernſten richtigen Gang ihren Ruhm hoffentlich nicht mehr überleben werden."

Abel verfaßt, schließt sich daran. Frau Sophie von La Roche hat den Aufsatz: „Joseph der Zweite, eine Erscheinung" beigesteuert, eine Verherrlichung des freidenkenden Kaisers, welche, wie der Herausgeber voranschickt, zu einer Zeit geschrieben wurde, in der man „die Unternehmungen Josephs gegen das Pabsttum kaum dunkel ahndete". Petersens Neuverdeutschung der Gedichte Ossians sowie seine „Geschichte der teutschen National-Neigung zum Trunke" werden angezeigt, und es macht der Unparteilichkeit oder dem behaglichen Freisinn der Herausgeber alle Ehre, daß die zweite dieser Besprechungen mit den Worten schließt: „Wir wollten übrigens dem Verfasser ... wohlmeinend angerathen haben, bis zu reiferen Jahren mit ferneren Schriften zu warten. Der Kizel Schriftstellerei zu treiben scheint ihn doch zu stechen." Alles in Allem gerechnet, freilich zumeist um der Beiträge Schillers willen, zeigte das erste Stück des Wirtembergischen Repertoriums so viel frisches Leben als Gehalt und verdiente wohl, daß ihm die Gothaischen gelehrten Zeitungen vom 10. August 1782 das Lob ausstellten, die neue Zeitung unterscheide sich zu ihrem Vorteil von andern.

Das zweite Stück des Wirtembergischen Repertoriums wird in den Gothaischen gelehrten Zeitungen vom 30. Oktober 1782 als „kürzlich erschienen" bezeichnet. Es enthält nur spärliche Beiträge aus Schillers Feder. Laut Petersens Zeugniß hat Schiller die lateinischen Inschriften verfaßt, welche dem „Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben" eingefügt sind. Der Aufsatz selbst rührt von Joh. Jak. Azel her, welcher die Militärakademie als Zögling besucht hatte und 1778 als „Cabinetsdessinateur" und Lehrer der Baukunst an der herzoglichen Schule angestellt worden war. Azel führt aus, daß man von Staatswegen — oder vielmehr da das absolutistisch regierte Zeitalter den Staatsbegriff kaum anders verstand, auf Veranlassung des Landesfürsten großen Männern zur Belohnung des Verdienstes und zur Erweckung des nationalen Ehrgefühls Grabmäler errichten solle, deren Architektur, Symbolik und örtliche Umgebung die Wirksamkeit des Gefeierten andeute; er fügt zu Veranschaulichung seines Gedankens einige

„Proben" bei, Entwürfe zu Grabdenkmälern für Luther, Keppler, Haller und Klopſtock. Die lateiniſche Inſchrift für Luther beſagt, daß die Erde, der Himmel und die Hölle ihn kenne; nicht ganz ſo glücklich die für Klopſtock, er habe Lebenden und Abgeſchiedenen Gnade erſungen; die für Haller, er habe dem Körper die Geſetze, der Seele die Pflichten vorgeſchrieben; die für Keppler, er ſei, größer als ſein Erdenloos, für Newton der Führer durch die Sternenwelt geworden. Sämmtliche Inſchriften ſind in lapidarer Kürze gehalten. In Azels Beſchreibung des Grabmals Kepplers heißt es u. a.: „Im Vorgrund ſizet das Glück, das Kepplern den Rücken kehrt. — Der Plaz iſt in einer einſamen melancholiſchen Gegend." Bei Haller heißt es: „Ueber dem Sarge zerreißt die Philoſophie den Schleyer, der über die Natur herabhieng. Seine Werke, mit Lorbeer in den Schlangenſtab und eine Leyer gebunden, liegen auf dem Sarge umher. Auf der entgegen geſezten Seite weint Hygiäa über ſein Medaillon hin. — Der Plaz iſt auf einem Hügel auſſer dem Kirchhof." Azels Schreiben verſpricht eine „Fortſezung": Karl der Große, Herzog Ernſt von Gotha, Franz von Sickingen, Melanchthon, Leibniz, Thomaſius, Spener, Lambert, Herzog Chriſtoph von Würtemberg, Valentin Andreä „und von jezt lebenden — ein Landgeiſtlicher" ſollten der gleichen Ehre gewürdigt werden. Bei dem Landgeiſtlichen war vielleicht an Fulda gedacht. Boas erwähnt, Herzog Karl habe im Jahr 1783 beabſichtigt, nach Azels Vorſchlag Grabdenkmäler ausführen und im Garten zu Hohenheim aufſtellen zu laſſen.

Die zweite Beiſteuer Schillers iſt eine Erzählung und hat den Titel: „Eine großmüthige Handlung". Der Zuſatz „aus der neueſten Geſchichte" und Schillers einleitende Worte ſagen, daß ihr Inhalt auf einer wirklichen Begebenheit beruht; die Namensabkürzungen gehen auf die Freiherrn v. Wurmb und ein Fräulein v. Werthern. Ludwig und Karl von Wurmb waren Brüder der Frau von Lengefeld, der nachherigen Schwiegermutter Schillers; die Mutter der letzteren war eine geborene von Wolzogen, und von Frau Henriette von Wolzogen, derſelben, welche dem Dichter nachher in Bauerbach eine Zuflucht-

ſtätte gab, wird Schiller die Geſchichte erfahren haben. Vielleicht war Henriette von Wolzogen auch die Vertraute, welcher Frau von Wurmb ſterbend das Geheimniß ihres Herzens erſchloß [1]). Beide Herrn von Wurmb liebten das Fräulein von Werthern, ohne daß einer um die Gefühle des andern wußte; als ſie ſich einander entdeckt haben, verſucht der ältere, Ludwig, im Kampf zwiſchen Liebe und brüderlicher Treue, zu entſagen, reiſt nach Amſterdam, kehrt aber, gebrochen an Leib und Seele, zurück und geſteht, daß er ſeiner Kraft zu Großes zugemutet habe. Nun überbietet ihn der jüngere Bruder, Karl, an Edelmut; er ſchifft ſich nach Batavia ein und tritt in einem Briefe das Mädchen dem Zurückgebliebenen ab. Die Ehe wird geſchloſſen, aber ein Jahr darnach, auf dem Sterbebette, erklärt die Vermählte, daß ſie den Entflohenen ſtärker geliebt habe. Indem nun hier eine geſchichtliche Begebenheit vorliegt, kann man mit dem Erzähler über die Führung der Motive nicht rechten; denn er gibt ſich ja ausdrücklich als Berichterſtatter und ſucht einen Vorzug darin, daß die Geſchichte — im Gegenſatz zu den Phantaſieprodukten in Romanen und Schauſpielen — „wahr“ ſei. Wenn er aber glaubt, daß der Leſer um dieſer Verſicherung willen ſtärker ergriffen werde, als „von allen Bänden des Grandiſon und der Pamela“, ſo iſt er im Irrtum. Zwar war der ſtarke Auftrag von ſentimental gefärbtem Edelmut ganz im Geſchmack des 18. Jahrhunderts; aber das Fräulein, von dem wir erfahren, daß ſie, voll Gefühl für die traurige Lage der beiden Unglücklichen, es nicht wagte, ausſchließlich für einen zu entſcheiden, läßt kalt. So viel Zartſinn iſt Schwäche; aus Mangel an Willen täuſcht ſie im Grunde den Gemahl; und wenn ſie, dem Tode nahe, ihrer Freundin „das unglücklichſte Geheimniß ihres Buſens“ bekannte, ſo ſcheint es wenig glaublich, wenn uns geſagt wird, daß ſie „die ſeligſte der Ehen“ durchlebte. Hätte Schiller als Poet die Geſchichte verarbeitet, ſo wäre er ſicherlich dazu geführt worden, die pſychologiſchen Züge zu be-

[1]) Vgl. Boas, Schiller's Jugendjahre II, 233 und Goedeke, hiſt. krit. Schillerausgabe II, 388.

reichern und die Gemütszuſtände ſchärfer zu zeichnen; und hiebei wäre er der Wahrheit vielleicht näher gekommen, als indem er ſich auf den Bericht ſeiner Zeugin verließ. Man ſieht aber hier abermals, was es mit der geprieſenen „Wahrheit" des Lebens gegenüber der poetiſchen Erfindung für eine Bewandtniß hat. Der vermeintlich nackt hiſtoriſche Bericht klingt erſt recht romanhaft, wogegen der Dichter, wenn er, den Geſetzen ſeiner Kunſt folgend, die innigere Verbindung der Dinge geſucht hätte, zu einer mehr überzeugenden und mehr ergreifenden Faſſung gelangt wäre. Die pſychologiſche Kunſt des Dichters deckt die geheimen Geſetze der Seele auf; Kunſt und Natur werden ſo ihrem Inhalt nach identiſch; und das Wort des alten Ariſtoteles, daß die Poeſie philoſophiſcher ſei als die Geſchichte, bewährt ſich auch hier.

Wie der Entwurf von Grabdenkmälern die erſte, ſo bildet „Der Jüngling und der Greis. Verſuch eines Nichtſtudierten" die letzte Nummer des zweiten Stückes des Repertoriums. Sie iſt mit den Buchſtaben „Schſtn" unterzeichnet, und dieſe weiſen ſehr deutlich auf Schillers Freund Scharffenſtein hin; ein Exemplar des Repertoriums aber, welches 1782 im Beſitz des Archivbeamten Scheffer war, nachher in den Beſitz des Hofrats Haug, hierauf Prof. Joachim Meyers und zuletzt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung überging, hat in der Inhaltsangabe zu fraglichem Aufſatz die handſchriftliche Bemerkung: „Von Schiller, nach Scharfenſtein". Da dieſer Eintrag, mag er nun von Scheffer oder von Haug herrühren, urkundlichen Wert hat [1]) und im Aufſatz ſelbſt die Sprache wie die Denkweiſe Schillers uns begegnet, ſo wird wohl anzunehmen ſein, daß Schiller der Mitverfaſſer oder Ueberarbeiter war. Gleich dem „Spaziergang unter den Linden" iſt der Aufſatz „Der Jüngling und der Greis" ein philoſophiſcher Dialog. Wollmar und Edwin ſind dort die Sprechenden, hier ſind es Selim und Almar; wir erinnern uns, daß in den auf der Schule zwiſchen Schiller und Scharffenſtein gewechſelten ſchwärmeriſch-freundſchaftlichen Briefen Schiller den Namen Selim führt. Selim, der Jüng-

[1]) Vgl. Goedeke, hiſtoriſch-kritiſche Schillerausgabe II, S. 339.

ling, deſſen Seele von Thatendrang glüht, der das Wort Genügſamkeit verachtet und in raſtloſem Streben des Lebens Höchſtes erkennt, trägt Züge von Schiller ſelbſt. Selims Sehnſucht ſtürmt tumultuariſch in die Ferne, ſättigt ſich in der Unerſchöpflichkeit der Wünſche, Almar vertritt das ſich beſcheidende Alter und ſein Behagen an der Ruhe, an gegenwärtigem und mäßigem Genießen. Aber weder eine ſimple Gegenüberſtellung von Jugend und Alter bezweckt der Dialog, noch iſt es ein friedloſes Jagen von „Genuß zu Begierde, von Begierde zu Genuß", was Selim umhertreibt; ſondern die Lebenserfaſſung des Jünglings gipfelt in einer Maxime, welche eine tiefere Wahrheit enthält. Es iſt der Satz: „Wenn du's überlegſt, iſt nur die Ahndung, die Hoffnung des Genuſſes die Würze des Vergnügens, der Genuß ſelbſt iſt ſein Tod." Wir gewahren die Kraft und das Selbſtvertrauen einer hochbegabten und edlen Natur, welche ſich ſicher weiß, daß kein Erreichen ſie abzuſtumpfen vermag; denn immer neue, immer erhabenere Ziele rücken ihr wieder entgegen, und jeder eroberte Poſten ſtellt eine größere Forderung. Immer wieder zerſtört, immer wieder gebiert ſich die Illuſion; in der Illuſion ſelbſt, ihrer Möglichkeit und Gegenwart, liegt aller Schaffenstrieb und aller Reiz des Lebens; und was auf einem Punkte ein Verluſt ſcheint, wird im Ueberblick aller Punkte und in der Betrachtung des ganzen Weges ein Gewinn. Erkenntniſſe dieſer Art hätte auch Edwin gegen Wollmar geltend machen können, und ſo iſt dieſer zweite Dialog eine Art Fortſetzung des erſten.

Rezenſionen fehlen im zweiten Stück des Repertoriums gänzlich, der Inhalt iſt überhaupt ärmer und zahmer geworden: man merkt, daß demjenigen, welcher dem Unternehmen den Puls gegeben hatte, der Gang der Geſchicke eine kräftige Beteiligung nicht mehr erlaubte. Die namhafteſten Beiträge aus dem Kreiſe der Mitarbeiter ſind vielleicht eine Unterſuchung über das Alter der Glasmalerei, von Peterſen, und das „Leben Johann Valentin Andreä's", eine biographiſche Skizze, welche gleichfalls Peterſen zum Verfaſſer hat. Die von Schiller im erſten Stück gelegentlich hingeworfene Bemerkung, daß ein Ausländer mit der Hälfte des Talentes, welches in Würtemberg unbeachtet bleibe, Wun-

dergeſchrei mache, findet in einer auf die Rechenmaſchine des Echterdinger Pfarrers Hahn und ſeines 12jährigen Knaben verweiſenden Notiz Unterſtützung; die Ueberſchrift „Sächſiſche Marktſchreierei und Wirtembergiſches ſtilles Verdienſt“ läßt über den patriotiſchen Unwillen des Einſenders nicht im Zweifel.

Das dritte Stück des Wirtembergiſchen Repertoriums erſchien erſt 1783 und iſt ohne jede Mitwirkung Schillers entſtanden. „Die gegenwärtigen Herausgeber“ zeigen im Vorwort an, daß man für gut befunden habe, der Zeitſchrift einen „ganz andern Plan“ zu geben; die Betrachtung der „ökonömiſchen, ſtatiſtiſchen und literariſchen Zuſtände der verſchiedenen Länder und Städte Oberdeutſchlands“ ſolle von jetzt ab an erſter Stelle gepflegt werden. Das „Oekonömiſche“ und „Statiſtiſche“ nimmt denn auch in dieſem Stücke einen anſehnlichen Raum ein; man lieſt über die „Folgen des Lottos“ und dgl. Eine „Beſchreibung des Militärwaiſenhauſes in Ludwigsburg“ könnte aus der Feder Hovens ſtammen, deſſen Vater Intendant dieſer Anſtalt war; Peterſen fröhnt ſeiner Anekdotenliebhaberei und derjenigen Auffaſſung geſchichtlicher Wiſſenſchaft, welche mehr und mehr ſein geiſtiges Brod wurde, indem er ein halbhundert Fragen aufwirft und zur Beantwortung ausſchreibt, z. B.: „Finden ſich nicht mehrere Spuren, daß die Teutſchen bereits vor dem 13. Jahrhundert etwas von der Entbindungskunſt wußten?“ — „Exiſtirt nirgends ein Nekrologium oder eine andre Schrift, wo das Todesjahr des Geſchichtsſchreibers Lambert von Aſchaffenburg aufgezeichnet iſt?“ — „Weiß man nicht, wie früh Morgens im 14ten und 15ten Jahrhundert die Krambuden in teutſchen Handelsſtädten geöffnet wurden?“ U. ſ. w. U. ſ. w. Der Name Schiller findet ſich nur an einer einzigen Stelle erwähnt, in jener gegen den Frankfurter Rezenſenten der Räuber gerichteten Bemerkung des Vorworts, welche wir bereits kennen [1]). Das dritte Stück des Wirtembergiſchen Repertoriums war auch das letzte.

Während die Zeitſchrift Schillers ſammelte, was in der Form der Proſa ihm auszuſprechen Bedürfniß war, ſcheint die

[1]) Vgl. S. 398 des vorliegenden Buches.

lyriſche Muſe dem Jüngling, der ihr in der Anthologie ſo feurige Dienſte gelobt hatte, nur ſelten die Saiten gerührt zu haben. Zwar wird das Gedicht „Teufel Amor“, deſſen an ſpäterer Stelle zu gedenken iſt, nach der Herausgabe der Anthologie und vor dem Ablauf des Sommers 1782 entſtanden ſein; aber nachweisbar fällt in dieſen Zeitraum nur das Gedicht auf Riegers Tod. Daſſelbe erſchien zu Stuttgart bei Erhard im Einzeldruck, auf einem Foliobogen, und hat den Titel: „Todenfeyer am Grabe des Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Philipp Friedrich von Rieger, Generalmajors und Chefs eines Infanterie-Bataillons, Kommandanten der Veſtung Hohenasperg, und des Herzoglich militairiſchen St. Karls Ordens Ritters, Welcher im ſechzigſten Jahr Seines Alters am 15ten May 1782 zu Hohenasperg an einem Schlagfluſſe ſeelig verſchied, und am 18ten des Monats feierlichſt zur Erde beſtattet wurde, Ihm zum Ehrendenkmal geweyht von ſämmtlicher Herzoglich-Wirtembergiſchen Generalität“. Der Name des Verfaſſers iſt nicht genannt, und weder Schiller noch Körner haben die „Todenfeyer“ in die geſammelten Werke aufgenommen; aber die Echtheit iſt durch Schiller ſelbſt bezeugt, der im Brief vom 4. Febr. 1790 ſeinen Vater erſucht, ihm „alle Carmina“, welche er in Stuttgart gemacht habe, „z. B. das über Wiltmeiſter, über Rieger, über Weckherlin“ nach Jena zu ſchicken [1]). Ohne Zweifel wurde Schillers Gedicht unmittelbar nach der Beerdigung Riegers veröffentlicht; es bildet ein Gegenſtück zu Schubarts im Namen der ſämmtlichen Offiziere der Bataillons verfaßtem „Todtengeſang“ und war, wie aus der Aufſchrift kaum anders geſchloſſen werden kann, beſtellte Arbeit. Der langatmige Titel wird offiziellen

[1]) Den Originaldruck des Gedichtes, welches ſchon Schillers Vater nicht mehr aufzutreiben vermochte, hat Hermann Fiſcher 1880 in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart wiederaufgefunden; vgl. ſeinen Bericht in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ vom 27. Oktober 1880 ſowie den Wiederabdruck des Originals im Archiv für Litteraturgeſchichte, Band X, S. 393 ff. Der Originaldruck unterſcheidet ſich von dem durch eine alte Abſchrift uns überlieferten Texte (vgl. Goedekes hiſtor. krit. Schillerausgabe I, 360) nicht weſentlich, berichtigt aber die Strophenabteilung.

Urſprungs ſein, offizieller Stil iſt auch der Beiſatz, daß Rieger „an einem Schlagfluß ſeelig verſchieden“ ſei; die Geſchichte meldet, ein kranker Soldat habe dem General den von Goethes Götz gebrauchten allerderbſten Gruß zugerufen und jäher Zorn habe den Beleidigten plötzlich zu Boden geſtreckt [1]). Die Thatſache, daß die höchſte militäriſche Körperſchaft des Landes die Feder Schillers in Anſpruch nahm, ſpricht für die Achtung, welche der junge Dichter in ſeiner Heimat genoß; man wird jedoch aus dieſem Umſtand nicht allzuviel ſchließen dürfen. Wenn einmal die Würtembergiſche Generalität ein Trauercarmen haben wollte, ſo lag es ja nahe, demjenigen Poeten den Auftrag zu geben, der dem Militärverband ſelbſt angehörte und als Gelegenheitsdichter bei Trauerfällen ſich ſchon öfter hervorgethan hatte; vielleicht war, wie Vollmer vermutet hat, auch Schillers Gedicht auf Wildmeiſter beſtellte Arbeit, und vielleicht ließ ſich Schiller diesmal um ſo lieber herbei, als er in Rieger perſönlich ſeinen Taufpaten verehrte. Eher muß man ſich wundern, daß die herzogliche Generalität das Gedicht bei dem kecken Freimut, welchen ein Teil der Strophen aufwies, zu dem ihrigen machte.

Die „Todenfeyer“ beſteht aus 8 Strophen, deren Länge ungleich iſt; ſie klagen um den erlittenen Verluſt, wägen das Verdienſt des Verſtorbenen ab, ſpenden rühmlichſten Nachruf. Der Ausdruck iſt nicht überall ganz flüſſig, wenn auch in einzelnen Teilen Schillers Feuer hindurchbricht. Bei den Lobſprüchen freilich, welche auf Riegers Namen gehäuft werden, erwehrt man ſich ſchwer einer Regung von Unmut. Rieger iſt eine der typiſchen Figuren, wie ſie der Abſolutismus des vorigen Jahrhunderts erzeugte. Sereniſſimus nebſt Maitreſſe gehören mit in das Bild, desgleichen das mißhandelte Volk. Es iſt der Emporkömmling, welchen glänzende Talente gehoben haben, gewiſſenloſe Dienſtwilligkeit unentbehrlich werden ließ; aber ein jäher Sturz macht ihn zum Nichts, weil ein Nebenbuhler die

[1]) Vgl. Guſtav Hauff, Schubart in ſeinem Leben und ſeinen Werken, S. 182.

Intrigue noch meisterlicher verstand als er, weil in gewissen Verhältnissen ja doch der Vers gilt: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom Andern abgethan.“ Nun rächen sich tausendfältige Flüche; nun leert er den Becher des grausamsten Elends bis auf die Neige. Aber das Wetter der fürstlichen Ungnade verzieht sich. Willkür stieß ihn zu Boden, ein Anflug von Reue gibt halbe Gunst ihm zurück; auf einem stilleren Posten beschließt er sein schicksalreiches Leben. Als Kommandant von Hohenasperg zeigte Rieger heute brutale Strenge, morgen eine Anwandlung menschenfreundlichen Sinns; ein alter derber Soldat, ein geflissentlicher Betbruder, gelegentlich ein Geck: das sind seine Rollen. In dieser Zeit lernte Schubart ihn kennen, kam auch Schiller mit ihm in Berührung. Was Schubart über Rieger urteilt, ist von besonderem Gewicht. Im Januar 1789 hatte „der Teutsche Merkur“ aus Schillers Feder die Erzählung „Spiel des Schicksals“ gebracht, welche die Person Riegers unter dem Namen Aloysius von G*** versteckte; Schubart bespricht sie und nennt bei diesem Anlaß den Charakter Riegers eine seltene und merkwürdige Mischung von männlicher Größe und kindischer Kleinheit, von Erhabenheit und Niedrigkeit, von menschenbeglückender Güte und Zerstörungsgrimm, von Fähigkeit des Erbarmens und Rachsucht; er findet in ihm „hellodernde Gottesfurcht bei oft ganz ungottseligen Thaten“ und bewundert die unermüdete eiserne Thätigkeit des Mannes, welchem doch ein Ort der Ruhe zum Aufenthalt angewiesen war. „Ich rede aus Erfahrung“, setzt Schubart seiner Schilderung bei [1]). Man begreift, daß eine Natur, in welcher so die Kräfte sich mischten, daß ein Mann, dessen Geschick so viel Außerordentliches und Abenteuerliches in sich schloß, den Griffel des Erzählers, des Romandichters beschäftigte, man versteht auch, daß der starke Wille, der in Riegers Charakter ausgeprägt ist, für Schiller etwas Sympathisches hatte; aber die uneingeschränkte Hochschätzung, wie sie Schiller in der Stuttgarter Zeit für Rieger ausspricht, bleibt immer verwunderlich. Schon die Anmerkung, welche Schiller in der Antho-

[1]) Vgl. Gustav Hauff, ebenda S. 318, sowie S. 184 und 205.

logie dem mit B. unterzeichneten Gedicht „Gefühl am ersten Oktober 1781“ beifügt, ist auffällig; schon in ihr preist Schiller den „würdigen Mann“ und erzählt uns mit einer Art von Geflissentlichkeit von der „wärmsten Hochachtung“, welche er für Rieger empfinde. Er hatte offenbar eine Schwäche für Rieger, wenn ich mich dieses volksmäßigen Ausdrucks bedienen darf. Das Rationale reicht zur Erklärung eines Menschenlebens und seiner Aeußerungen nicht völlig aus. Zur Verteidigung der „Todenfeyer“ läßt sich ja Mancherlei sagen, und vielleicht einiges, was den Dichter mehr ehrt als der übliche Hinweis auf das Patenverhältniß oder die Bezeichnung des Gedichtes als einer bestellten Arbeit. Es ist nur natürlich, daß im Augenblick des Todes den Näherstehenden der bessere Teil der Eigenschaften Riegers vor die Seele trat; denn der Tod reinigt ja das Bild des Menschen, und das alte Wort „De mortuis nil nisi bene“ behauptet vor dem offenen Grabe sein Recht. Es lag auch nicht ferne, die barbarische Gefangenschaft, welche Rieger erduldet hatte, als eine Sühne seiner Sünden, ihn selbst als das Opfer fürstlicher Gewaltthätigkeit zu nehmen; das Mitgefühl mit dem Schicksal des Mannes durfte das Urteil über seine Handlungsweise mildern, durfte dem Nachruf die weicheren Töne des Mitleids miteinfügen. Dennoch hat Schiller des Guten zu viel gethan. Die größte Nachsicht, die innigste Teilnahme durfte von Rieger nicht sagen:

„Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern war Dein Trachten nie.“

Das war Geschichtsfälschung, war Schlinggewächs der Phrase; Schiller wußte in Stuttgart so gut wie später, welch ein Menschenpeiniger der ehemalige Günstling Herzog Karls gewesen war. Nur Eines gibt es, was das Gedicht um ein gutes Stück entlastet: Die Verherrlichung Riegers ist fast nur die Hülle für die Invektiven, welche gegen den „kindisch-kleinen“ Stolz der „Erdengötter“, gegen das Gepränge mit Rang und Macht gerichtet sind. Drüben, ruft der Dichter den Trauernden zu, wird über den Wert eines Menschen entschieden, nicht hier, und nicht nach

den Maßſtäben der Höflinge und der Großen dieſer Erde fällt die Entſcheidung! Und ſo rückſichtlos predigt dieſer Gewiſſenskündiger, daß er ſogar den Namen des Landesherrn miteinzuführen kein Bedenken trägt:

„Wird man dort nach Riegers Range fragen,
Folgt Ihm wohl KARLS Gnade biß dahin?“

In dieſen Strophen begegnet uns wieder Schillers Freiheit und Menſchenwürde fordernder Ideengang, das große Thema ſeiner Jugend und Dichtung. Freilich drängt ſich hiebei der Geiſt des Grimmes und der Bitterkeit mit ſolcher Gewalt und Abſichtlichkeit in das Gedicht ein, daß die einheitliche Stimmung des Ganzen gefährdet wird und man auf dem Weg iſt, den nächſten Zweck, um deſſen willen es entſtand, zu vergeſſen.

Fünf Tage nach Riegers Tod, am 20. Mai 1782, trat der Herzog mit Franziska eine Reiſe nach Wien an, um dem Kaiſer perſönlich für die Erhebung der Militärakademie zu danken; am 30. des nämlichen Monats kehrte er nach Stuttgart zurück. In Schiller glühte längſt das Verlangen, ſeine Räuber zum zweitenmal auf der Bühne zu ſehen, und der dringliche Wunſch ſeiner Stuttgarter Freunde und Freundinnen, einer Aufführung beizuwohnen, erhöhte ſeine Ungeduld. Jetzt ſchien die Abweſenheit des Fürſten den günſtigſten Zeitpunkt zu bieten; Schiller ſchrieb unter dem 24. Mai an Dalberg, kündigte ihm an, daß er des andern Tags mit „einigen Freunden und Dames“ eine Reiſe nach Mannheim unternehme, und bat aus ganzer Seele, die Räuber möchten bis Dienstag den 28ten in Mannheim aufgeführt werden. „Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauſpieler dieſe Freundſchaft für mich erwarten kann, ſo ſchmeichle ich mir, nicht umſonſt zu reiſen, denn ich reiſe doch nur deßwegen. Jetzt erſt würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorſtellung verlieren, und mit vollen Zügen an dieſem Anblik mich waiden können.“ Schiller verſchwieg nicht, daß die augenblickliche Abweſenheit ſeines „Herrn“ die Reiſe geſtatte, und um der Bitte die größte Dringlichkeit zu geben, betont er am Schluſſe, er könne nicht länger als bis Dienstag Nachts zu

Mannheim verweilen. Am Morgen des 25. Mai setzt er in höchster Eile Hoven von seiner Absicht in Kenntniß: „Liebster Freund! Ich gehe diesen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — (wohin meynst Du wol?) J nach Mannheim, Frau von Wollzogen, Frau Hauptmann Vischerin und ich machen zusammen eine Reisegesellschaft aus"; wolle Hoven sich beteiligen, so möge er Punkt ½2 Uhr „im Chausseehauß zwischen Zuffenhausen und Ludwigsburg" sich einfinden. Der viersitzige Wagen habe Platz für ihn, werde aber ohne Verzug weiter fahren, wenn Hoven nicht zugegen sei.

Hoven blieb zurück, Schiller fuhr mit den „Dames". Seine Bitte ging in Erfüllung; „die Räuber" wurden am 26. Mai wiederholt, und die Sehnsucht enthusiastischer Herzen, ihres Dichters Werk verkörpert zu sehen, fand Frieden. Aber die Nachwirkungen der Reise waren für Schiller in keiner Hinsicht erfreulich. Die Grippe oder Influenza, welche damals in Mannheim epidemisch und in sehr heftiger Form aufgetreten war, erfaßte auch ihn, und diese körperliche Unpäßlichkeit steigerte den Unmut, der sich des Heimkehrenden auch diesmal bemächtigte. Mit wahrem Widerwillen näherte Schiller sich Stuttgart; er verglich die glänzende Aufnahme, welche er in Mannheim gefunden hatte, mit der untergeordneten Rolle, welche zu Hause ihm beschieden war, er gestand sich, daß dort seinem Genie freie Bahn eröffnet sei, während hier Druck und Zwang ihn darniederhalte. Und schon begann er getrennt vom Boden der Heimat sich zu denken und fühlte so nur noch mehr sich ihr innerlich entfremdet; denn Baron Dalberg hatte im Gespräch einige Andeutungen gemacht, als sei es möglich, ihn ganz nach Mannheim zu ziehen. In die vertraute Brust des Andreas Streicher ergoß er seine Hoffnungen wie seine Klagen; aber auch der Brief, den er am 4. Juni aus Stuttgart an Dalberg schrieb, zeigt uns sein tiefbewegtes Gemüt. Schiller beginnt: „Ich habe das Vergnügen das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß seit meiner Hierherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß biß heute gänzlich unfähig gemacht hat, Euer Exzellenz für so viele Achtung und Höflich-

keit meine wärmste Danksagung zu bezeugen. Und doch bereue ich beinahe die glüklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlands mit Mannheim, schon soweit verleitet hat, daß mir Stuttgardt und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglüklicher kann bald niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines besseren Schiksals, und für beides nur — eine Aussicht." Mit größter Offenheit vertraut Schiller nunmehr Dalberg sich an: „Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortreflichster Mann? Ich weiß wie schnell sich Ihr edelmütiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß, wie stark Ihr Muth ist eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthousiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst da ich das Glük hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nuzen, in Ihrem offenen Anblik weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreust mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schiksal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glük meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmaks werde ich ewig niemals gedeyhen, wenn mich sonst glüklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauch ich mehr zu sagen als dieses, um von Dalberg alle Unterstüzung zu erwarten? Euer Excellenz haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruk, der Ihren Verspruch besiegelte, ewig fühlen[1]); wenn Euer Excellenz diese drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog davon

[1]) Der Schluß des Briefes nach „fühlen" bis zur Unterschrift fehlt in der im Besitz der Münchener Universitätsbibliothek befindlichen Sammlung der Urschriften; wir sind somit für dieses Stück auf den von Marx veröffentlichten Text angewiesen, wenn auch aus dem Vorhandenen die Schreibung Schillers in einigen ihrer Eigentümlichkeiten sich herstellen läßt. Die „Beilage" dagegen ist in der Urschrift erhalten.

Gebrauch machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. — Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten Euer Excellenz in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrüßlichen meiner Lage sich sträubt, Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann."

Die „drei Ideen", von welchen Schiller spricht, sind in einer Beilage des Briefes entwickelt. Sie geben für das diplomatische Talent des herzoglichen Regimentsmedikus ein so prächtiges Zeugniß ab, daß es ein Verlust wäre, sie nicht in ihrer vollen ursprünglichen Naivetät mitaufzuführen. Schiller bemerkt zur Einleitung: „Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen." Und nun rückt er mit seinen Vorschlägen heraus: „1. Da im ganzen genommen das Fach der Mediciner bei uns so sehr übersezt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Plaz für einen andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog der sich nicht trozen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschähe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Eure Excellenz ihn von der Seite ungemein kizeln, wenn Sie in den Brief den Sie ihm wegen mir schrieben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn gebildeten und in seiner Academie erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation seiner Erziehungs Anstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschäzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog.

2. Wünschte ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsezten, (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann,) nach dessen Verfluß ich wieder

meinem Herzog gehörte. So ſieht es mehr einer Reiſe als einer völligen Entſchwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und fällt auch nicht ſo hart auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh ſeyn, wenn ich ſelbſt nicht mehr anmahne.

3. Würde es höchſt nothwendig ſeyn zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden ſollten zu Mannheim zu practicieren und meine medicinische Uebungen da fortzuſezen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nöthig damit man mich nicht unter dem Vorwand für mein Wohl zu ſorgen cujoniere, und weniger fortlaſſe."

Wie Figura zeigt, hatte Schiller für den Charakter des Herzogs den allerſchärfſten Blick und war über ſeine eigene Lage ſich völlig klar; er täuſchte ſich nur über die Wirkung des Briefes auf Dalberg. So durchdacht, ſo zweckmäßig in mancherlei Hinſicht die Mittel waren, welche der Dichter in ſeinen drei Artikeln empfahl, dem vornehmen und bedächtigen Hofmann waren ſie nicht nach dem Sinne. Ihm bewieſen ſie nur, wie ſchwierig und verwickelt die Dinge lagen, wieviel Gewalt der Landesfürſt über ſeinen Regimentsmedikus hatte und wie wenig ſich berechnen ließ, ob nicht am Ende gegen den Fürſprecher und Vermittler einer ſolchen Berufung der Zorn dieſes Fürſten ſich wende. Dalberg wird ſich geſagt haben, daß er für die Rückkehr des jugendlich ſtürmiſchen Dichters eine Bürgſchaft nicht leiſten könne, wenn dieſer einmal Stuttgart verlaſſen habe; er durfte ſich aber auch ſagen, daß Schillers Vorſchläge zwar vom Standpunkt des Bedrängten aus erlaubt ſeien, ihm ſelbſt aber, dem Intendanten, doch eine Hinterhältigkeit zumuteten, welche einem geraden und dem würtembergiſchen Hofe befreundeten Manne nicht recht zu Geſicht ſtehe. Würde ſein Herz für die Not des jungen Schiller wärmer geſchlagen haben, ſo hätte er dennoch Mittel und Wege geſucht, für ſeine Befreiung zu wirken; ein offenes Wort zu Gunſten des Dichters beim Herzog zu ſprechen, hätte ſeiner eigenen Perſon ja keine Gefährdung gebracht, und etwas Auffälliges wäre hiebei ſchon deßhalb nicht geweſen, weil Herzog Karl ſelbſt ſich für ſeine Opernaufführungen vom Mannheimer Theater ſchon öfters Gefälligkeiten ausgebeten hatte. Dalberg zog es jedoch vor, nichts in der

Sache zu thun und verzögerte fürs Erſte ſeine Antwort. Von Ungewißheit gequält, verbrachte Schiller peinliche Tage; ſeine Stimmung verdüſterte ſich, und nur die Arbeit am Fiesko gewährte ihm Troſt. Aber noch anderes Unheil ſollte an die Mannheimer Reiſe ſich knüpfen. Mit der Aufforderung: „Uebrigens ſtillſchweigen!“ hatte Schiller ſeinen Einladungsbrief an Hoven geſchloſſen [1]). Hoven wird geſchwiegen haben, nicht ſo die weiblichen Freunde. Sie konnten, wie Streicher erzählt, dem Drange nicht widerſtehen, das Verdienſt der Mannheimer Schauſpieler und die Wirkung des Stückes auch Andern zu ſchildern: „unter dem Siegel des Geheimniſſes erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es auch der General Augé und endlich — der Herzog.“

Herzog Karl war über die Vernachläſſigung des Lazaretdienſtes, welche ſich Schiller hatte zu Schulden kommen laſſen, über ſeine mehrtägige Entfernung von Stuttgart höchlich erbittert. Er ließ Schiller kommen, gab ihm den ſchärfſten Verweis, verbot ihm jede Verbindung mit dem „Ausland“ und ſchickte ihn auf die Hauptwache mit dem Befehl, dort augenblicklich den Degen abzugeben und zu vierzehntägigem Arreſt ſich zu melden [2]).

Prof. Abel erwähnt handſchriftlich, man habe in Stuttgart geglaubt, daß der Herzog deßhalb ſo heftig erzürnt geweſen ſei, weil Schiller, „um ſeinen Obriſten zu ſchonen, durchaus nicht habe eingeſtehen wollen, daß die Reiſe mit deſſen Wiſſen und Willen unternommen worden ſey“. Göritz, der als Hofmeiſter eines adeligen Studenten zu Jena in Schillers Hauſe verkehrte und als Dekan im Würtembergiſchen ſtarb, will aus dem Munde des Dichters ſelbſt wiederholt eine genauere Erzählung des Hergangs gehört haben und berichtet hierüber folgendes [3]): „Dalberg ... ſchrieb an Schiller und lud ihn ein, der erſten Auf-

---

[1]) In der Berliner Sammlung der Briefe Schillers fehlen dieſe Worte; vgl. jedoch den Abdruck des Briefes in Friedrich v. Hovens Selbſtbiographie, S. 377.

[2]) Vgl. Streicher, Schiller's Flucht, S. 56.

[3]) Vgl. die Aufzeichnungen von Karl Auguſt Göritz, welche das Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leſer“, Jahrgang 1838, Nr. 221 ff. aus dem Nachlaß deſſelben veröffentlicht hat.

Schiller wohnte damals in dem ehemaligen Hauſe meines Vaters, dem Haugſchen Hauſe auf dem kleinen Graben. Das Haugſche Haus ſtand durch einen Gang mit dem Elſäßerſchen in Verbindung, und in dieſem war, da es auf der Stadtmauer ſtand, eine Thüre durchgebrochen, wodurch man in den Garten kommen konnte. Am Seelthor ging ein anderer Eingang in den Garten; da kamen v. Rau und Schiller bei Nacht zuſammen, und erſterer wurde beruhigt. — Ich erzähle dieſe Geſchichte weitläufig, weil Schiller ſie immer mit großer Behaglichkeit in vertraulichen Stunden mittheilte." So weit dieſer Bericht. Die Angaben von Göritz, welche mit allerlei Klatſch durchmengt ſind, müſſen mit Vorſicht aufgenommen werden; aber aus der Luft gegriffen iſt die vorſtehende Erzählung gewiß nicht, und ſchon die Wiederkehr einzelner Züge in Abels Erinnerung beſtätigt dieſelben. Auch Abel bemerkt, Schiller habe beim Herzog um eine Erlaubniß zur Reiſe gar nicht angehalten, weil er ja doch eine abſchlägige Antwort vorausſah. Karoline von Wolzogen führt an, Schiller habe die zweite Reiſe nach Mannheim, gleich der erſten, heimlich gemacht und ſich zu dieſem Zwecke „als krank angeben" laſſen. Mit förmlichem Urlaub war er keinenfalls gereiſt, und Oberſt v. Rau ſcheint in der That ein Auge zugedrückt zu haben.

Im Arreſt vertrieb ſich Schiller die Zeit mit Kartenſpiel [1]; er wird aber auch ſeines Fiesko nicht gänzlich vergeſſen haben. Karoline von Wolzogen erzählt uns im Widerſpruch mit Streicher, er habe damals den Plan zu „Kabale und Liebe" entworfen, und unmöglich iſt es nicht, daß der Aufruhr gährender Stimmungen und leidenſchaftlicher Projekte, in welche das Erlebniß den Dichter verſetzen mußte, ſeiner Phantaſie einen neuen Anſtoß gegeben hat; aber es kann ſich dabei nur um ein Aufſteigen einzelner Bilder gehandelt haben, und jeder zuſammenhängenden Arbeit war die Arreſtſtube nicht günſtig.

Die Zeit des Arreſtes wird in das Ende des Juni oder in die beiden erſten Wochen des Juli zu ſetzen ſein. Für dieſe

[1] Vgl. die Nachſchrift des von Schillers Vater an den Sohn gerichteten Briefes vom 19. Febr. 1784.

Annahme ſpricht nicht nur Streichers Bericht, welchem zufolge zwiſchen Schillers Brief an Dalberg vom 4. Juni und dem Verhör beim Herzog „mehrere Wochen" verſtrichen waren, ſondern auch die Datirung und der Inhalt des nächſten Briefes an Dalberg. Schiller hat ihn am 15. Juli 1782 geſchrieben; er entſchuldigt ſich in den erſten Zeilen, daß er nicht nur die Beantwortung des „lezten gnädigen Briefes" habe anſtehen laſſen, ſondern auch „die zwei bewußte Bücher" ſo lange zurückbehalten habe. „Beides", fährt er fort, „wurde durch eine verdrüßliche Geſchichte, die ich hier hatte, verzögert. Euer Excellenz werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeugen, wenn ich Ihnen ſage daß ich wegen meiner lezten Hinreiſe zu Ihnen 14 Tage in Arreſt geſperrt wurde. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deßwegen eine perſönliche Unterredung mit ihm gehabt." Sicherlich ſäumte Schiller, der ſeines Schweigens wegen ſich entſchuldigen zu müſſen glaubte, nicht länger, ſobald er nur wieder ſeine Freiheit erlangt hatte; der Arreſt dürfte alſo gegen den 14. Juli hin ſein Ende gefunden haben[1]).

Welche Antwort Dalberg auf Schillers „drei Ideen" gegeben hat, können wir lediglich aus der Rückäußerung des Dichters erraten. Sehr ermutigend lautete ſie kaum, eher ausweichend, und auf keinen Fall ſtellte ſie ſo baldige Hilfe in Ausſicht, als notthat. So erklärt es ſich wohl, daß Schiller ſchrieb: „Wenn Euer Excellenz glauben, daß ſich meine Ausſichten zu Ihnen zu kommen, möglich machen laßen, ſo wäre meine einzige Bitte ſolche zu beſchleunigen." Der Brief des Dichters vom 15. Juli hat durchaus einen gedämpfteren und kühleren Ton als der Brief vom 4. Juni; er iſt förmlicher, und als verriete ſich auch dem Auge der verminderte Mut des Schreibenden, be-

[1]) Für die Richtigkeit dieſer Annahme ſteht mir noch ein anderer Nachweis zur Verfügung. Aus der Rechnung des Ochſenwirts Brodhag, welche ich S. 338 erwähnt habe, geht hervor, daß Schiller zwiſchen dem 13. Mai und dem 19. Juli 1782 ſo ziemlich alle Tage bei Herrn Brodhag zu Gaſt war; nur vom 24. Mai bis 6. Juni und vom 28. Juni bis 11. Juli iſt er ausgeblieben. In jenen Zeitraum fällt die Mannheimer Reiſe nebſt der auf ſie folgenden Erkrankung an der „Influenza"; in die Zeit zwiſchen dem 27. Juni und dem 12. Juli augenſcheinlich der Arreſt.

gegnen uns an Stelle der den edelſten Schwung und eine ſtolze Feſtigkeit zeigenden Schriftzüge des Briefes vom 4. Juni diesmal kleinere und weniger regelmäßige Buchſtaben. Was die nächſtfolgenden Zeilen ausſprechen, hat gleichfalls den Zweck, Herrn v. Dalberg von der Dringlichkeit der Umſtände zu überzeugen. Schiller bemerkt, er könne die Urſache, weßhalb eine Beſchleunigung ihm „jetzt doppelt" erwünſcht ſei, einem Briefe nicht anvertrauen. „Dieſes einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glük habe zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſeyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde zu Mannheim zu bleiben." Als ob es aber gälte, dem Leiter der Mannheimer Bühne der Mühe Lohn vor Augen zu halten, läßt Schiller merken, daß er mit vollen Händen kommen werde: „Mein Trauerſpiel, Die Verſchwörung des Fieſko zu Genua", fügt er bei, „wird biß in die Mitte des Auguſts fertig, und fähig ſeyn Euer Excellenz zur Prüfung vorgelegt zu werden." Und ſchon zeigt er, unter Bezugnahme auf eine Aeußerung Dalbergs, auf ein neues von fernher in ſeinen Geſichtskreis rückendes Bild: „Die Geſchichte des Spaniers Dom Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt vielleicht eines von den nächſten Sujets das ich bearbeiten werde."

Auf dieſen Brief hat Dalberg nicht mehr geantwortet, und hier iſt die Verteidigung des Mannes am Ende. Seine Exzellenz wurde zurückhaltend, ſobald ſie merkte, daß ſie der Dichter beim Wort nahm; mit Schillers Offenheit wuchs ihre Vorſichtigkeit, und als guter Rat am nötigſten war, verſtummte ſie ganz.

Eine finſtere Laune wurde über Schiller jetzt Herr. Er hatte neue Hoffnung geſchöpft, nachdem er Herrn v. Dalberg ſo deutlich zu verſtehen gegeben hatte, daß er einen verzweifelten Schritt werde thun müſſen, wenn keine Vermittlung eintrete; als aber nach Verlauf von vierzehn Tagen nichts für ihn geſchah, ſank ihm der Mut. Sein Fieſko geriet ins Stocken; „was ihn ſonſt auf das lebhafteſte aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig, und ſelbſt ſeine Jugendfreunde, welche ſonſt immer auf den

herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider [1])." In den handschriftlichen Aufzeichnungen Petersens findet sich die Bemerkung, Schiller sei oft um Mitternacht ganz allein durch den Wald der Solitude gegangen. Auf die Tage des Sommers 1782 paßt dieses Umherstreifen in Nacht und Einsamkeit; zu den Eltern trieb ihn damals das gepreßte Herz, und mit doppelter Belastung, ein Verstörter, wird er von ihnen gegangen sein. Und schon zog über ihn ein neues Gewitter herauf, ein Sturm, der die Wolken des Schicksals noch dichter ballte, dessen aufzuckender Blitz aber auch den Weg erhellte, welchen zu wählen Notwendigkeit war.

In der dritten Szene des zweiten Aktes der Räuber — im „Schauspiel", denn im „Trauerspiel" fehlt die Stelle — sagt Spiegelberg zu Razmann: „Kopf must du haben! Ein gewises praktisches Judicium, das man freylich nicht in der Gerste frißt — denn siehst du, ich pfleg immer zu sagen: einen honneten Mann kann man aus jedem Weidenstozen formen, aber zu einem Spizbuben wills Grüz — auch gehört darzu ein eigenes National-Genie, ein gewises, daß ich so sage, Spizbuben Klima, und da rath ich dir, reis du ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Razmann antwortet: „Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt," worauf Spiegelberg einfällt: „Ja ja! man mus niemand sein Recht vorenthalten, Italien weist auch seine Männer auf, und wenn Deutschland so fort macht, wie es bereits auf dem Weg ist, und die Bibel vollends hinaus votirt . . . so kann mit der Zeit auch noch aus Deutschland was Gutes kommen — überhaupt aber, mus ich dir sagen, macht das Klima nicht sonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das übrige, Bruder — ein Holzapfel weist du wohl wird im Paradies-Gärtlein selber ewig keine Ananas — aber daß ich dir weiter sage, — wo bin ich stehen geblieben?"

Billig fragt man, wie Schiller dazu gekommen ist, in diesem Zusammenhang Graubünden zu nennen. Abels Papiere geben uns die Auskunft, die Stelle habe sich auf einen der

[1]) Streicher, Schiller's Flucht, S. 60.

militärischen Aufseher der Akademie bezogen, welchem die Zöglinge abhold gewesen seien. Der Garteninspektor Walter zu Ludwigsburg, welcher in dem an Schillers Aeußerung sich knüpfenden Handel die schmutzigste Rolle spielt, erwähnt das Gleiche: „Der Comedienschreiber," heißt es bei Walter, „hat einen Graubündner, Namens C**, zum Aufseher gehabt, mit dem er unzufrieden ist, und um sich an diesem zu rächen, greift der Thor die ganze Nation an" [1]). Aber auch Petersens Papiere vermelden, Schillers Aeußerung habe nicht dem Kanton Graubünden, sondern einem einzelnen Manne gegolten. Angesichts dieser drei Zeugen läßt sich die Annahme, daß Schiller die Rache des Poeten geübt habe, unmöglich von der Hand weisen; und wenn Boas und mit ihm Andre sich darauf steifen, daß nach der Beschreibung der Hohen Karlsschule von Batz unter den Aufsehern aus dem Offiziersstande kein einziger Bündner gewesen sei, mit Korporalen aber sich Schiller sicherlich nicht in eine litterarische Fehde eingelassen habe, so ist zu bemerken, daß die Offiziere nicht eigentlich „Aufseher" waren und eine mutwillige Anspielung auf die Person eines Aufsehers noch lange keine „litterarische Fehde" ist. Petersen war ja doch Schillers Schulkamerad, während Abel als Lehrer der Militärakademie von den Aufsehern und ihren Beziehungen zu den Zöglingen mehr oder weniger unterrichtet sein mußte. Man erzählte von einem Aufseher Corai, „der Schillern wegen der Vernachlässigung seiner Wäsche aufsässig gewesen sein soll," und Ferdinand Vetter, dessen Untersuchungen über den Graubündner Handel in mehrerer Hinsicht neues Licht verbreitet haben, gibt wenigstens zu, daß Corai ein Bündner Name ist; Paul Lang, der für seine Novelle „Bündner und Schwaben" geschichtliche Nachforschungen anstellte, deutet auf den Namen Vittorino Colombazzo [2]). Eine andere Erklärung hören wir von Streicher: Schiller verteidigte sich dem

[1]) Vgl. den Abdruck von Walters Brief im Bündner „Sammler" vom Jahr 1782, mitgeteilt von Ferdinand Vetter, Archiv für Litteraturgeschichte, Jahrgang 1884, S. 441—442.

[2]) Württembergische Neujahrsblätter, Zweites Blatt 1885, S. 45.

Herzog gegenüber damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgeſtellt, ſondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem ſchlechteſten von allen, in den Mund gelegt habe; übrigens habe er dabei nur eine Volksſage nachgeſchrieben, die ihm von früher Jugend an bekannt geweſen ſei. Von Gewicht iſt auch dieſes Zeugniß, und ähnlich wie Streicher legt Reinwald ſich die Dinge zurecht [1]). Allem Anſchein nach haben verſchiedene Motive bei Schiller zuſammengewirkt.

Verweilen wir zunächſt noch einen Augenblick bei der das Aergerniß gebenden Stelle! Aus Razmanns Antwort geht ohne Zweifel hervor, daß Schiller an italieniſches Land gedacht hat, als er Spiegelberg von Graubünden reden ließ, und um Italien und Deutſchland dreht ſich das ganze Geſpräch, da ja Spiegelberg im Folgenden ſagt, Italien weiſe allerdings ſeine Männer auf, mit der Zeit könne aber auch aus Deutſchland etwas Gutes kommen. Im Grunde verlaufen Rede und Gegenrede nicht ganz logiſch: wenn Razmann nach der Nennung Graubündens bemerkt, man habe ihm „überhaupt das ganze Italien gerühmt", ſo verſteht er ausgeſprochenermaßen Graubünden als einen Teil Italiens, während doch Spiegelbergs Antwort: „Ja ja! man mus niemand ſein Recht vorenthalten, Italien weist auch ſeine Männer auf" nicht anders lautet, als ob Spiegelberg eine Einräumung mache und Italien von Graubünden wiederum unterſcheide. Die Antwort Spiegelbergs paßt eigentlich nur dann völlig, wenn Razmann zuvor geſagt hat: Bruder! man hat mir Italien gleichfalls gerühmt; wie aber Rede und Gegenrede thatſächlich verlaufen, ſcheint Spiegelberg von Graubünden eine andere geographiſche Vorſtellung zu haben als Razmann, und doch ſteht hinter beider Worten der Dichter. Man kann in dieſem Widerſpruch, auf welchen die Erzähler nicht aufmerkſam machen, eine gewiſſe Flüchtigkeit der Ausarbeitung ſehen, vielleicht aber auch einen halbbewußten Kunſtgriff des

[1]) Vgl. Reinwalds „Berichtigungen Friedrichs v. Schillers Jugend-Geſchichte betreffend", Neuer Literariſcher Anzeiger, 1807, Nr. 26.

Dichters; denn die Stelle ist, wie richtig bemerkt wurde [1]), „in ihrem irrlichtelirenden Geschwätz charakteristisch für den ewig Seifenblasen aufwirbelnden Spiegelberg", und nichts kennzeichnet dieses Schwadroniren und Laufenlassen der Rede Spiegelbergs besser, als daß er am Ende sich unterbricht mit der Frage: „wo bin ich stehen geblieben?" Selbstverständlich kommt der „geographische Schnitzer" [2]), der in Razmanns Diktum enthalten ist, auf Schillers Rechnung. Er ist verzeihlich genug: Graubünden hat gemischte Bevölkerung, Deutsche neben Rhätoromanen, in einzelnen Bezirken auch Italiener; es ist ein Grenzland Italiens, und das ganz von italienischem Volk bewohnte Veltlin stand damals im bündnerischen Unterthanenverband. Das romantische wie das wissenschaftliche Interesse für die Alpenländer nahm in jenen Jahren eben erst seinen Anfang, und Schiller wird gleich den meisten seiner Landsleute von den politischen und ethnographischen Verhältnissen Graubündens wenig Kenntniß gehabt haben. Ob er gerade an das übelregierte und durch den Protestantenmord des Jahres 1620 verrufene Veltlin gedacht hat, steht dahin; war es der Fall, so gab seine Aeußerung, insofern sie das gesammte Graubünden an die Stelle eines Teils oder Anhängsels dieses Landes setzte, den Gegnern doch immer eine Blöße.

Die geographische Rechtfertigung schenkt ihm Apollo, nicht so ganz die moralische. Es ist wahr, Schiller persönlich hatte eine Behauptung nicht ausgesprochen; er legt die fragliche Aeußerung einem seiner Räuber in den Mund, und die Rede eines Geschöpfes des Dichters mit der Meinung des Dichters selbst zu verwechseln, ist Sache der Plattheit. Indessen sollte man in letzterer Beziehung doch unterscheiden: der Charakter einer dichterischen Figur kann den Ausdruck einer Gesinnung erfordern, welche der Person, dem bürgerlichen Ich des Dichters ganz und gar fremd ist; die Räuberstatistik Spiegelbergs aber fällt nicht unter eine solche künstlerische Notwendigkeit, sie war vielmehr

---

[1]) Von Otto Brahm, Schiller 1, S. 194.

[2]) v. Sprecher, Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert, bei Vetter, Archiv f. Litteraturgesch. 1884, S. 408.

eine willkürliche Zugabe aus dem Wissen des Dichters. Wir glauben dem Verfasser der Räuber gerne, daß er jene Aeußerung als eine sehr nebensächliche betrachtet hat, und wie wenig Schiller politisch Partei nehmen wollte, wie fern ihm die Absicht war, gerade den Schweizern etwas anzuhängen, beweist der Umstand, daß er im gleichen Zusammenhang von Deutschland als einem für „Spitzbuben" bald ebenso günstigen „Klima" redet, sodann aber hinzusetzt, „das Genie" komme überall fort. Dennoch löst ihn, wie die Dinge liegen, vom Vorwurf leichtfertiger Verunglimpfung eines Landes und Volkes nichts anderes, als der Umstand, daß er ein Stück geschichtlicher Wahrheit aussprach. Die Sicherheitszustände der Republik Graubünden waren im vorigen Jahrhundert wirklich nicht zum besten geordnet. Nicht als ob es dem Freistaat an einer geweckten und fleißigen Bevölkerung, an kräftigen und ruhmreichen Geschlechtern gefehlt hätte; aber sowohl die eigentümliche Natur des Landes, das von vielverästelten und wilden Hochgebirgsstöcken erfüllt ist und seine Thäler den angrenzenden Staaten öffnet, als auch die Zersplitterung der politischen Gewalten und die Ohnmacht der Behörden waren Ursache, daß eben dort zahlreiches Gesindel seine Unterkunft suchte. „Mochte es auch in dieser Beziehung wiederum am schlimmsten stehen unter der Veltlinischen Mißwirtschaft, wo eingestandener Maßen auswärtige Banditen als Sbirren angestellt waren: mehr oder weniger traf der Vorwurf laxer Fremdenpolizei das ganze Land [1])." Der Geschichtsschreiber Lehmann klagte noch zu Ende der 90er Jahre, daß alles, was Schwaben, Tirol, die Schweiz und Italien an Strolchen und Vagabunden ausspeie, sich in die Bergthäler Graubündens flüchte, wo Bettelvögte, Häscher und Landreiter ganz unbekannte Männer seien. Einzelne Vorkommnisse warfen aber auch auf Personen, welche an der Spitze der Verwaltung standen, das schlechteste Licht. Im Jahre 1776 wurde in Graubünden dem Landvogt des Veltlins, Gaudenz Misani, der Prozeß gemacht. Man sagte ihm nach, er habe in Tirano zwei junge Burschen in seinem Solde gehabt, welche die Weiber der

[1]) Ferdinand Vetter am angeführten Orte, S. 410.

Thalleute verführten und nachher für das Versprechen des Stillschweigens von ihnen Geld erpreßten; auf diese Weise habe der Landvogt in neun Monaten 30000 Lire verdient. Der nämliche Misani ließ sich 1781 in Stuttgart nieder [1]), und es ist kaum zu bezweifeln, daß Schiller von ihm reden gehört hat. Das war ja nun aber eine Geschichte, bei welcher alle Spiegelbergs sich die Hände reiben konnten! Stand es so um Graubünden, so war die „Volkssage", auf welche der Dichter sich berief, nicht ohne Grund, so durfte nichts anderes ihm vorgeworfen werden, als daß er einen unvorsichtigen und die Dinge zu sehr verallgemeinernden Ausdruck gewählt habe. Mußte Schiller für dieses Versehen büßen, so gewährte ihm das Schicksal, das sich zuweilen auf Ironie bestens versteht, nachträglich die glänzendste Genugthuung. Denn im Jahre 1786 sah sich der Herzog von Würtemberg genötigt, den gefürchteten Räuberhauptmann Hannikel, welcher mit seiner Bande in Graubünden Unterschlupf gesucht hatte und dort festgesetzt worden war, aus Chur abholen zu lassen. Reinwald versäumte nicht, seinem Schwager von diesem Ereigniß Kenntniß zu geben; er schreibt am 12. Nov. 1786 aus Meiningen an Schiller: „Sage mir doch, lieber! ob die Anekdoten von Dir war sind die vorm Jahr in der deutschen Zeitung stunden. Sie betrafen Deine Irrungen mit dem H. v. W. — Ein Bonmot in den Räubern über die Graubünder sollte ihn veranlaßt haben Dir die Schriftstellerei im Fache des Witzes zu untersagen. Wäre das, so hättest Du izt Satisfakzion, da eine der unmenschlichsten Räuberbanden aus Graubünden nach Würtenberg eingeliefert worden, deren Transport dem Herzog schon 1000 Fl. kostet." Die Einholung des „verruchten" Hannikel und seiner Mörderbande war im September 1786 erfolgt [2]).

Daß die Angehörigen der Republik der 3 Bünde für den

---

[1]) Vetter, ebenda S. 414—415.

[2]) Vgl. den prahlerischen Bericht des Oberamtmanns Georg Jak. Schäffer zu Sulz, abgedruckt im Schwäb. Merkur, Kronik vom 23. und 30. April 1882.

Ruf ihres Landes dennoch ſich wehrten, darf kein Billigdenkender ihnen verübeln; es kam nur darauf an, in welcher Form und durch wen es geſchah. Der erſte, der in der Sache das Wort nahm, war nicht ein Schweizer, ſondern ein Sohn Weſtfalens, ein Litterat, Namens Chriſtian Karl Wredow. Er lebte zu Hamburg als Hofmeiſter dreier junger Herrn von Salis, nachdem er zuvor bei der Familie Salis in Chur Hauslehrer geweſen war. Wredow veröffentlichte am 13. Dez. 1781 im 98. Stück der „Hamburgiſchen Addreß-Comtoir-Nachrichten", welche der Handelsmann Klopſtock, der Bruder des Dichters, herausgab, einen Artikel mit der Aufſchrift: „An den Verfaſſer des Schauſpiels: Die Räuber." Seinen Namen unterſchreibt Wredow nicht, ſeine Abſicht aber ſagt er ſehr offenherzig: er hat dem Verfaſſer der Räuber „eine kleine Ahndung zugedacht", damit die „fürchterliche Brandmarkung", welche dem „guten Graubünden" widerfahren war, gerächt werde. Zu dieſem Zweck überſchüttet er den Dichter mit einem Schock von Gemeinplätzen und ſtellt ihm dazwiſchen, in der Toga des Staatsanwalts, allerlei hochnotpeinliche Fragen: Haben Sie, mein Herr, Bünden bei Bündnern kennen gelernt? Waren Sie ſelbſt in dem Lande? Wurden Sie von Räubern angefallen? War das einmal der Fall oder öfter? Hörten Sie von Räubereien erzählen? u. ſ. w. u. ſ. w. Das Veltlin allerdings ſei von einem Volke bewohnt, welches in Anſehung ſeiner Sittlichkeit zu den letzten des chriſtlichen Erdbodens gehöre; aber wer habe das Recht, mit dieſem Volke ſeine Oberherren zu verwechſeln? Und wenn Inquirent vielleicht bei einigen ausgewanderten oder am Ende gar weggebannten Graubündnern eine ſchlimme Denkungsart angetroffen habe, wie ungerecht ſei es, von ihnen auf diejenigen zu ſchließen, deren Gemeinſchaft ſie doch hätten meiden müſſen. Wenn aber in Graubünden etwa die Einfalt der Sitten und die mit ihr öfters verbundene „Ruſticität" dem Ausländer auffalle, ſo gebe es doch immer Leute, welche Grobheit und Spitzbüberei beſſer zu unterſcheiden wüßten als der Herr Autor. Wie man ſieht, iſt es gerade Wredow, der zuerſt die Schuld auf das Veltlin hinüberwälzt und hiebei wahrſcheinlich nicht viel weniger übertrieb als Held Spiegelberg bezüglich des Landes

Graubünden; was aber die Anspielung auf weggebannte Graubündner betrifft, so dürfte Vetters Vermutung, es sei bei ihr an Misani gedacht, wohl im Recht sein.

Da die Hamburgischen „Addreß-Comtoir-Nachrichten" in Würtemberg schwerlich gelesen wurden, so hatte der Artikel des wohlweisen jungen Mannes für Schiller keine unmittelbaren Folgen. Aber ein platter Gesell findet leicht Kompagnie, und Wredows Verbindungen reichten in die Schweiz ja hinüber; zudem darf eine Angelegenheit, wie die in Rede stehende, nur einmal aufgerührt sein, so kommen die Volksleidenschaften nicht leicht wieder zur Ruhe. Ein Zweiter stand auf, sich die Ritterſporen zu verdienen; und diesmal war es ein Schweizer. Zwar kein geborener Graubündner, aber doch ein in Graubünden ansäßiger und diesem Lande vielfach verbundener Mann, der Arzt Dr. Johann Georg Am Stein oder Amstein zu Zizers. Aus dem Thurgau gebürtig, hatte er in Zürich und Tübingen Medizin studirt und an letzterem Orte vor dem Herzog Karl eine Rede gehalten; von 1779—1794 lebte er auf seinem Landgut in Zizers, als Schwiegersohn des Besitzers des Schlosses Marschlins, zeitweise als Badearzt im nahen Pfävers. An die Familie von Salis erinnert auch der Marktflecken Zizers wieder: es stehen dort zwei ihr gehörige Schlösser. Dr. Amstein veröffentlichte gegen Ende April 1782 in dem von ihm gegründeten „Sammler", einer „gemeinnützigen Wochenschrift für Bünden", welche zu Chur erschien, eine „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers". Wenn Wredow noch ein Bescheidenheitsmäntelchen umhing, so zeichnet sich der von Amstein verfaßte Artikel durch Grobheit aus; er ist aber auch bissig und höhnisch. Mit einer „gewissen Klasse von Scribenten", welche, um ihren Waaren größeren Absatz zu sichern, den niedrigsten Lastern schmeicheln, Religion und Tugend verspotten, das heiligste schänden, werden, als neueste Abart, die „originellen Genies" zusammengestellt, deren ganzes Bemühen izt darauf gerichtet sei, von den Palästen der Könige herab bis zur stillen Hütte des Privatmanns ärgerliche Histörchen aufzuhaschen oder zu erdichten, Länder, Staaten und Regierungen, die sie oft kaum dem Namen

nach kennen, zu beſchimpfen und zuletzt dieſes alles mit der zügelloſeſten Frechheit der Welt feilzubieten. Nach dieſer Einleitung geht der Verfaſſer der Apologie alsbald auf Schiller und ſeine Räuber über. Er benützt einzelne Stellen der Vorrede zu den Räubern, um ſatiriſche Ausfälle gegen Schiller zu machen, und verflicht hiemit Redeblumen wie z. B. „unbekannter Komödienſchreiber" — „ſchändliche Calumnie", „ſchwarze Verleumdungen", „unſinnige und pöbelhafte Rache", „unwürdige Schmähung" u. dgl. Dabei bedient ſich Dr. Amſtein einer gewiſſen Klugheit, welche einem geriebenen Juriſten alle Ehre machen würde; er ſagt nicht geradezu, Schiller habe ſich einer „ſchändlichen Calumnie" ſchuldig gemacht, wohl aber, Schiller habe ſich vom Verdacht einer ſolchen zu reinigen; er kann und will es nicht glauben, daß ein rechtſchaffener Mann ſo ſchwarze Verleumdungen über ein ganzes Land, einen anſehnlichen Freiſtaat auszuſtoßen vermöge, und fragt doch dabei, ob derſelbe Mann nicht den Unwillen jedes wohlgeſitteten Menſchen errege, wenn er es thue; er betrachtet das „Phänomen" als eins der unerklärlichen Dinge dieſer Welt und hat die Güte, den Verfaſſer der Räuber zwar nicht von Unbeſonnenheit oder Uebereilung, aber doch von Bosheit fürs Erſte noch freizuſprechen, ſchließt jedoch hieran die Bemerkung, wenn Schiller nicht öffentlich ſein Verfahren bereue, ſei er „bei allen ſeinen übrigen Vortrefflichkeiten" der billigen Verachtung jedes Rechtſchaffenen zu überlaſſen.

Nachdem Amſtein dieſen Trumpf ausgeſpielt hat, kommt er auf Wredow zu ſprechen. „Ein würdiger Deutſcher," erzählt er, ein Kenner Graubündens, habe den Unfug ſeines Landsmanns nicht mitanſehen können, ohne ihm eine Zurechtweiſung zu erteilen; im 98. Stück der „Hamburgiſchen Addreß-Comtoir-Nachrichten" ſei dieſelbe erſchienen. Sie ſei zwar „nur zu glimpflich", verdiene aber doch den Dank aller Bündner. Hier druckt Amſtein den Artikel Wredows ab, indem er ihn mit Anmerkungen begleitet. Dieſe Anmerkungen [1]) ſind in der Polemik etwas

[1]) Vgl. den Wiederabdruck bei Vetter, Archiv für Litteraturgeſchichte,

mäßiger, dafür aber um so ruhmredigeren Tones; sie verherrlichen den Wohlstand und die öffentliche Sicherheit, deren man sich in Graubünden erfreue, schieben unliebsame Dinge, welche etwa vorgekommen seien, auf „fremdes Gesindel" und wälzen die der Landschaft Veltlin gemachten Vorwürfe hinüber auf die Schultern Italiens. Letzterer Zusatz wirkt beinahe komisch; man denkt an die Geschichte von den bösen Buben, von denen keiner etwas gethan haben will. Daß die Polizei in Graubünden „eben nicht streng" sei, muß Amstein zugeben. Ohne ein freches Wort geht es aber auch in den Anmerkungen nicht ab: Amstein bemerkt, wer der Nation ein Laster aufbürde, das von Fremden begangen sei, handle höchst ungerecht: „Was würde der Herr Verfasser sagen, wenn man ihm um seiner lebendigen treffenden Konterfeien willen, die doch durch sein Gehirn gegangen sind, ein Sp—b—ngenie zuschreiben wollte?"

Man wird es dem Eifer eines Mannes, der ein ihm teuer gewordenes Land in Schutz nimmt, verzeihen, wenn ihm das Blut einmal etwas warm wird; man kann auch nicht verlangen, daß Amstein für den „grossen Geschmak" des Zeitalters, für die Bestrebungen des „Originalgenies" der Sturm- und Drangperiode, für die sittliche und die dramatische Bedeutung der „Räuber" Verständniß besaß. Er war in dieser Beziehung nicht heller oder vorurteilsfreier als viele Andere, im „guten Graubünden" sowohl wie im großen Deutschland. Aber was schon von Wredow gilt, gilt in noch höherem Grade von Amstein: er schießt mit Kanonen nach Spatzen! Er malt die Zustände Graubündens viel schöner, als es sich mit der strengen Wahrheitsliebe und der Rechtschaffenheit, auf welche er selbst so sehr pocht, vertrug, und er läßt sich zu Ausfällen gegen Schiller hinreißen, welche ins Rohe gehen. Daß Dr. Amstein als Arzt, als Naturforscher, als Landwirt mancherlei Verdienste hatte, daß er die Achtung seiner Mitbürger genoß und gemeinnützig

---

Band XII, S. 439—441; den vollständigen Haupttext wie auch den Artikel Wredows hat Boas wiederabgedruckt, Schiller's Jugendjahre II, S. 439 bis 441.

zu wirken bemüht war, ändert hieran nichts; wir haben es zunächst mit der Art seines Eintretens für Graubünden zu thun, und dabei gibt er sich Blößen.

Etwa gleichzeitig mit der Veröffentlichung der „Apologie" Amsteins, vielleicht zu Anfang des Mai, erging aus Graubünden ein „Privatschreiben" an Schiller mit der Aufforderung zu widerrufen. Als es der Dichter verschmähte, eine Antwort zu geben, wandte man sich an den herzoglichen Garteninspektor Johann Jakob Walter zu Ludwigsburg als Mittelsmann. Walter war korrespondirendes Mitglied der Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft, welche Amstein gegründet hatte. Er war schon als „Hofgärtner" in Ludwigsburg angestellt, als Hauptmann Schiller von Lorch-Gmünd nach dieser Stadt übersiedelte, und hatte im Jahr 1779 eine „Praktische Anleitung zur Gartenkunst" herausgegeben; beide Männer begegneten sich also in ihren Neigungen und, als Hauptmann Schiller zum Intendanten der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude berufen wurde, auch in ihrer amtlichen Thätigkeit. Ob dieses Verhältniß zu Eifersüchteleien geführt hat, ob Walter als gelernter Gärtner sich durch den Offizier benachteiligt fühlte, wissen wir nicht; wir sehen aus den Urkunden nur soviel, daß Walter sich seines Auftrags mit einer Geflissentlichkeit entledigte, welche den Wünschen der Graubündner noch weit zuvorkam, und daß er von der gehässigsten Gesinnung gegen den jungen Schiller überlief. Mit Johann Jakob Walter tritt der ordinäre Kumpán auf den Schauplatz, der schlechthin gemeine Gesell, der in der Sprache des Marktweibs geübt ist. Ob Amstein selbst, ob ein anderer „Bündner" den Briefwechsel mit Walter geführt hat, ist nicht deutlich erkennbar; daß aber die Hand dieses Mannes in die Sache sich mengen mußte, war die Strafe für das verstiegene Pathos, mit welchem die Freunde der „rhätischen Nation" ihre Abwehr in Szene setzten.

Inspektor Walter wußte nichts Eiligeres zu thun als die Amsteinsche „Apologie" in Stuttgart und Ludwigsburg nach Kräften zu verbreiten; zugleich „machte er Anstalt", sie dem Herzog Karl in die Hände zu spielen. Das Wetter, welches mun-

mehr über Schiller hereinbrach, schildert Petersen handschriftlich mit folgenden Worten: „Sch. ließ in s. Räubern den [Spiegelberg] sagen: Graubünden ist Athen der Jauner. Bey dieser Stelle hatte der Dichter sicher kein Arges dabey; es galt gar nicht dem Canton, sondern nur einem einzelnen Mann. Indessen erregte sie die Galle und Rachsucht einiger Schweitzer und Schiller war deßwegen beim Herzog Karl förmlich verklagt. Karl, der für Dichterwerth durchaus keinen Sinn hatte, dem an Erhaltung seines Schweizerviehes für seine Hohenheimer Ställe mehr gelegen war als an Erhaltung des Dichters in s. Herzogthum, ließ ihn sogleich zu sich auf seinen Landsitz kommen, fuhr ihn auf das Heftigste an . . .[1]) ihn auf das Derbste aus und schloß mit den Worten: ich sage, bey Strafe der Cassation schreibt er keine Comoedien mehr. Bei seiner Rückkehr von Hohenheim ging Sch. in den, von ihm gewöhnlich besuchten Garten und kegelte, anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt." Am unteren Ende des Blattes bemerkt Petersen: „es sind die eigenen Worte des Herzogs".

Zu welcher Zeit diese zweite Vorladung vor den Herzog stattgefunden hat, läßt sich nur vermuten; wir sind jedoch nicht ohne Anhaltspunkte. Ferdinand Vetter legt die Worte, welche Schiller am 15. Juli an Dalberg schrieb: „Warum ich dieses [eine gütliche Vermittlung Dalbergs] jezt doppelt wünsche hat eine Ursache, die ich keinem Brief anvertrauen darf" — dahin aus, als habe Schiller andeuten wollen, infolge der Graubündner Beschwerde sei der Zorn des Herzogs aufs Neue erregt worden und ebendeßhalb bleibe nunmehr, wenn nicht gütliche Vermittlung eintrete, kein anderes Rettungsmittel als die Flucht. Aber um den Gedanken einer eigenmächtigen Entfernung aufkommen zu lassen, genügte bereits der gelegentlich des Arrestes — und von diesem spricht ja der Brief vom 15. Juli — an den Dichter ergangene Befehl, sich jeder Verbindung mit dem „Ausland" zu

[1]) Unleserliches Wort, wohl: „schalt".

enthalten, und soweit wir vom Gang der Dinge unterrichtet sind, ist es unwahrscheinlich, daß die Denunziation Walters am 15. Juli schon an den Herzog gelangt war. Wir erfahren ja aus dem Churer „Sammler“ [1]), daß die Graubündner erst, als Schiller eine Antwort „verzögerte“, an Walter sich wandten, daß man anfänglich zuwartete. Zwischen der Absendung der „Apologie“ nach Würtemberg, beziehungsweise an Schiller und dem Eingreifen Walters liegt also einige Zeit. Und Walter will zwar alsbald Anstalten getroffen haben, um das Schriftstück an den Herzog zu bringen; aber es waren eben vorerst „Anstalten“, und er wird seines Weges nicht sogleich sicher gewesen sein. Denunzianten pflegen vorsichtig zu gehen; sie sind immer die Schufte, von denen Gottfried Keller schreibt, daß sie „thun, als wären sie sehr gescheidt“. Würde der diensteifrige Mann schon vor Mitte Juli seine Absicht erreicht haben, so hätte er sicherlich nicht erst am 2. September den Graubündnern davon Meldung gemacht. Die Vorladung Schillers in Sachen Graubündens wird also füglicher in den August 1782 zu setzen sein.

Daß eine „Apologie“ für Graubünden dem Herzog durch Walter in die Hände gespielt wurde, weiß auch Schillers Schwager Reinwald [2]). Streicher meldet das Nämliche, ohne Walters Namen zu nennen. Dem Bericht Streichers zufolge möchte man glauben, daß Schiller die Weisung erhalten habe, sich schriftlich zu rechtfertigen. Petersens Erzählung trägt in diesem Falle den Stempel der Treue, sie beruht sichtlich auf unmittelbarem Miterleben: „Freund Bibus“ war ohne Zweifel unter den Teilnehmern jener Kegelpartie. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß von Schiller zugleich eine förmlichere, schriftliche Rechtfertigung verlangt wurde.

Der Brief, in welchem der Garteninspektor Walter den Graubündnern von seinen Schritten Bericht gibt, hat den Wort-

---

[1]) Stück 42, Oktober 1782; vgl. den Abdruck bei Boas II, 277.

[2]) Neuer Literarischer Anzeiger, 1807, Nr. 26. Vgl. Streicher, Schiller's Flucht, S. 44.

laut[1]): „Ludwigsburg den 2. September 1782. — — Der Comedienſchreiber (Schiller) iſt ein Zögling unſrer Akademie. Ich hatte nicht ſobald ihre Apologie vor Bündten geleſen, ſo machte ich ſo gleich Anſtalt, daß es auch mein Souverän bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich ruffen, weſchte ſolchen über die Maſſen, bedeutete ihm bei der gröſten Ungnad, Niemals mehr Comedien noch ſonſt was zu ſchreiben! ſondern allein bey ſeiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deßwegen hat er ſolche vor die Mannheimer Bühne ſuchen einzurichten, hat aber zur Strafe ſchon damals 14 Tage im Arreſt ſizen müſſen. Er kann zwar nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, ſchämet ſich aber, daß er ſo mit ſeinen Räubern angelauffen, ſo, daß weiter dermalen aus Ihme nichts heraus zu bringen, und da Er nicht nur die Apologie ſelbſten zu leſen bekommen, ſondern Ich ſolche überall ausgebreitet, ſo weiß er, daß dieſes Ihm von Mir geſpielt worden, und ich muß alſo noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann."

Wir verfolgen in Kürze den Ablauf der Begebenheiten in Chur. Unter dem 12. September 1782 zeigt der regierende Bundeslandammann der Standesverſammlung zu Chur an, daß durch das Schauſpiel eines würtembergiſchen Arztes das Graubündner Volk öffentlich beſchimpft, durch Dr. Amſtein und „Präzeptor Wredoff" aber „auf die bündigſte Weiſe" verteidigt worden ſei; am gleichen Tage erfolgt der Beſchluß, daß an die ehrſamen Gemeinden ausgeſchrieben werden ſolle, ob ſie beliebten, beide Herren „in die Zahl der gefreyten Bündtner" aufzunehmen. Unter dem 7. Oktober richtet Walter einen zweiten Brief nach Graubünden, des Inhalts: „Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienſchreiber hat noch die Satisfaktion vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaßer der Räuber hat ſich einfallen laßen (vielleicht Orginale wo

[1]) Nach dem Abdruck bei Armbruſter, Schwäbiſches Muſeum, Kempten 1785, I, 227.

ander zu ſeinen Comedien zu ſuchen, weil es ihme ſo hart mit Bündten gieng) eine unbeſtimte Reiſe zu unternehmen, kurz zu ſagen, er iſt deſertirt und hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er iſt. Ohngeachtet nicht das geringſte Intereße die Triebfeder dieſer Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann ſo viel meine Kräfte es zulaßen, dienen ſo machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Verſammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde [1])!" Mitte Oktober kommt auch der „Sammler" auf den Handel zurück, und zwar in einem Artikel, welcher die Aufſchrift hat: „Noch etwas, den Verfaſſer des Schauſpiels die Räuber betreffend. Von einem Bündner." Der Verfaſſer bezeichnet ſich im Texte ausdrücklich als einen „geborenen" Bündner, und dieſer Eigenſchaft konnte ſich Dr. Amſtein nicht rühmen; aber weit von ihm wird man den wirklichen Urheber nicht zu ſuchen haben, und ein Strohmann leiſtet zuweilen auch die nötigen Dienſte. Der „Bündner" ergeht ſich in patriotiſcher Entrüſtung wider den „unbilligen Schauſpielmacher", rühmt die „edle Vertheidigung" der Ehre Graubündens durch zwei Nichtbündner (die Namen Wredows und Dr. Amſteins werden nicht genannt), verſichert nebenher, daß ihm beim Durchleſen der „Räuber" die Mühe und der Ekel, ſo lange unter dieſen Ungeheuern geweſen zu ſein, ſchlecht vergolten worden ſei, und erzählt uns, „andern geborenen Bündnern" und ihm ſelbſt habe der Wunſch, den Schauſpielmacher zu einer Erklärung oder einem Widerruf öffentlich aufzufordern, lange an der Seele genagt. „In einem Privatſchreiben" ſei der Verfaſſer des Artikels dieſem Wunſche nachgekommen, ſei auch bereit geweſen, den Schauſpielmacher „durch ein Journal" an ſeine Schuldigkeit erinnern zu laſſen, habe jedoch, nachdem dieſer verdächtiger Weiſe die Antwort verzögert habe, „zuerſt noch durch einen Freund" ſein Erwarten ihm angezeigt. Dieſer Freund habe nunmehr Nachrichten über den Schauſpielmacher gegeben. Hier druckt der „Sammler" den

[1]) Abgedruckt ebenda, S. 228.

Brief Walters vom 2. Sept. ab, denn Niemand anders als Walter ist der gefällige Freund des Verfassers des Artikels. Der Wortlaut des vom „Sammler" veröffentlichten Briefes entspricht nicht ganz dem aus Armbrusters „Schwäbischem Museum" uns bekannten Texte, vielmehr zeigt der Abdruck im „Sammler" da und dort an Stelle sonderlich niedriger Redewendungen Ausdrücke, welche eines gebildeten Mannes würdiger sind; so heißt es z. B. bei Armbruster: „er weschte solchen über die Maßen", im „Sammler" aber: „er gab ihm die ernstlichsten Verweise". Von Walters Brief vom 7. Oktober erwähnt der „Sammler" nichts. Der Schluß des in stümperhaftem Deutsch geschriebenen Artikels lobt die „Richtigkeit und edle Theilnehmung" des „entfernten Freundes", welche den Graubündnern so viele Genugthuung verschafft habe, und bemerkt: „Wir können uns zufrieden geben. Ein Fürst, der sich durch große Eigenschaften . . . auszeichnet, verabscheut das Betragen des unbesonnenen Schauspielschreibers . . . bestrafte ihn, und entließ ihn mit einem weisen Befehl. Mög' er ihm nachkommen, und künftighin seines Landesvaters Huld verdienen!" Der treugehorsamste der Unterthanen Herzog Karls hätte die Worte nicht anders setzen können als dieser „geborene" Bündner, der Sohn von „Alt fry Rätia". Augenscheinlich verfolgte der Verfasser des Artikels mehrere Zwecke zugleich: zunächst sollte dem Leser eine „Ergänzung der Geschichte" gegeben werden, eine Berichterstattung über die mit der Veröffentlichung der „Apologie" zusammenhängenden Vorgänge; dabei sollte aber auch das Andenken an den „Mut" und die „Unparteilichkeit" Wredows und Amsteins wieder aufgefrischt und nebenbei für den „entfernten Freund", für Herrn Walter, gut Wetter gemacht werden. Eine Nennung der Namen Wredow und Amstein war nicht nötig, da der Leser über die Personen schon durch den Artikel vom April unterrichtet war; sie ging auch, wenigstens bezüglich des Dr. Amstein, kaum an, da Amstein selbst der Redakteur oder, wie die Schweizer besser sagen, der „Redaktor" des „Sammlers" war und der angebliche Einsender des die Verdienste Amsteins rühmenden Artikels, der „Bündner", seinen Namen nicht nannte. Der Artikel er-

schien zu sehr geschickter Zeit: etwa einen Monat nachdem die Standesversammlung zu Chur auf Antrag des Bundeslandammanns beschlossen hatte, die Zuerkennung des Bürgerrechts an Wredow und Amstein zur Volksabstimmung bringen zu lassen, und zwei Monate vor dem Erlaß des darauf bezüglichen Ausschreibens an die Gemeinden. Am 20. Dezember 1782 erging dieses Ausschreiben; am 20. März 1783 erfolgte sodann auf Grund „fast einhelligen" Beschlusses der ehrsamen Räte und Gemeinden Graubündens die Verleihung des Bündner Bürgerrechtes an Wredow und Amstein. Der unverschämte Wunsch des Garteninspektors Johann Jakob Walter ging nicht in Erfüllung. Es sieht ganz so aus, als ob die biderben Ratsherrn dem Mann nicht recht trauten. Das Standesversammlungs-Protokoll vom 21. März 1783 gedenkt der am vorausgegangenen Tage zum Beschluß erhobenen Verleihung des Bürgerrechtes an Wredow und Amstein, erwähnt, daß diesen Herren durch den Aktuar in einem höflichen Schreiben hievon Anzeige gemacht werden solle, und fährt fort: „Nicht weniger wurde auch beliebt, wann durch ein Original Schreiben dasjenige, was der H. Inspector Walter gemeldet haben soll, daß in Betr. des Doctor Schielers als Authoren der Comedie wegen denen Räuber vorgegangen seyn solle, sich besteifen und erhärten wurde, daß sodann durch den Actuarium ebenfahls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Stands dem H. Inspector Walter gedanket werden solle." Unterzeichnet ist dieses Protokoll von dem Kanzler Hercules de Pestalluz. Wie es scheint, wurde aber weder ein derart „erhärtendes" Originalschreiben vorgelegt, noch erging an Walter jemals eine Danksagung von Amtswegen; die Churer Protokolle der nächstfolgenden Monate enthalten die Danksagungsschreiben Amsteins und Wredows, auch das Schreiben der Standesversammlung an Amstein bei Verleihung des Patents, schweigen aber von Walter. Armbruster, der sein „Schwäbisches Museum" von Zürich aus schrieb und über die Vorgänge zu Chur wohlunterrichtet war, erzählt uns, man habe „selbst in Bündten über die Hirnlosigkeit" Walters sich geärgert. Daß Schillers, beziehungsweise Spiegelbergs Aeußerung die unverschämteste, bos-

hafteste, leichtsinnigste Verleumdung sei, versichern uns auch die Ratsherrn zu Chur; dabei fügt es sich aber, daß auf das letzte der mit dieser Angelegenheit sich befassenden Aktenstücke ein Ausschreiben „wegen dem Strolchen Gesindel" in Graubünden folgt.

Die Begebenheiten, welche zu Schillers Flucht aus Stuttgart den nächsten Anstoß gegeben haben, sind der Arrest wegen der Mannheimer Reise und die Graubündner Beschwerde. Sie bilden zusammen die gröberen Thatsachen, deren Eingreifen gewaltsam und jedem Auge sichtbar die Umgestaltung im Schicksal des Dichters herbeiführt, nicht aber die letzten, viel leiser und doch nicht weniger unwiderstehlich wirkenden Federn in diesem Getriebe. Die zeitliche Folge der Ereignisse ist lange strittig gewesen. Die Biographien von Hoffmeister, Schwab und Palleske lassen die Graubündner Händel sammt der Walterschen Denunziation der zweiten Reise des Dichters nach Mannheim und dem Arrest vorangehen; Goedekes Grundriß der deutschen Dichtung ordnet die Dinge in gleicher Weise. Diese Darstellung stützt sich auf den Bericht der Karoline v. Wolzogen, namentlich aber auf den von Andreas Streicher. Die entgegengesetzte Anordnung hat zuerst Boas geltend gemacht, Düntzer ist ihr gefolgt, und auch die Biographie Palleskes bequemte sich ihr, als Hermann Fischer dieselbe nach dem Tode ihres Urhebers aufs Neue herausgab. Heute wird kaum Jemand mehr in Abrede stellen, daß die Erzählung der Frau v. Wolzogen in diesem, wie manchem andern auf die Jugendzeit des Dichters bezüglichen Stücke einer geschichtlich strengeren Ordnung entbehrt und daß Andreas Streichers Gedächtniß im vorliegenden Falle sich geirrt hat. Je genauer die Durchforschung der Quellen uns mit den einzelnen Vorgängen des Sommers 1782 bekannt machte, um so gewisser mußte die Ueberzeugung werden, daß der Dichter die zweite Reise zur Aufführung der Räuber unternahm, bevor aus Anlaß der Graubündner Beschwerde der Zorn des Herzogs sich über ihn ausgoß. Es gibt eine innere Logik der Dinge, welche beweiskräftiger ist als manche Handvoll äußerer Zeugnisse, und diese innere Logik fordert aus mehr als Einem Grunde die Umstellung des Streicherschen Berichtes. Auf ein

paar geschichtliche Zeugnisse soll indessen hier noch verwiesen werden. Der Walterſche Brief vom 2. Sept., dessen Wortlaut angeführt wurde, sagt uns, der Herzog habe in Folge der Graubündner Beschwerde dem Dichter verboten, Komödien zu schreiben, und setzt bei, Schiller habe „schon damals", als er das Stück in Mannheim habe aufführen lassen, zur Strafe 14 Tage im Arrest sitzen müssen. Armbrusters Zeitschrift macht hiezu die Anmerkung: „Leider sind alle diese Fakta nur allzuwahr." Es wissen aber auch Schillers Schwester Christophine, sein Schwager Reinwald und sein Jugendfreund Petersen nicht anders, als daß die gewaltthätige Zornwut, welche den Herzog Karl ob der Graubündner Beschwerde erfaßte, die nächste Ursache der Flucht Schillers gewesen sei [1]).

Wiederholt habe ich in diesen Zeilen auf die Abhandlung Ferdinand Vetters über „Schiller und die Graubündner" verwiesen. Sie beruht auf den sorgfältigsten Quellenstudien und gibt insbesondere bezüglich der Persönlichkeit und des Lebensganges Dr. Amsteins neue und schätzbare Aufschlüsse; sie teilt auch die einschlägigen Protokolle der Bündner Standesversammlung zum erstenmal vollständig mit. Die von Eduard Boas unternommene Darstellung der Graubündner Händel, von welcher Palleske und Düntzer abhängig sind, muß diesem reichen Material gegenüber in mancher Hinsicht als veraltet gelten, und das schlechtweg verächtliche Urteil, welches seit Boas über Amstein gefällt wurde, bedarf ohne Zweifel einer Milderung. Dennoch vermag ich mich mit der Auffassung Vetters nicht überall zu befreunden. Ferdinand Vetter geht, wie mir scheint, mit Schiller zu engherzig ins Gericht, und gerade er, der für die damals in Graubünden herrschende öffentliche Unsicherheit eine Fülle von Belegen beibringt, zieht doch nur ungern die Folgerung, daß ebendeßhalb Schillers Aeußerung der Schuld so viel wie ledig sei. Seine

[1]) Vgl. Christophinens Aufsatz „Notizen über meine Familie"; sowie ihre Skizze „Schillers Jugendjahre", Reinwalds Brief an Schiller vom 12. Nov. 1786 sowie seine „Berichtigungen" zu Schillers Jugendgeschichte im Neuen Literarischen Anzeiger, 1807, Nr. 26 und Petersen im „Freimütigen" 1805, Nr. 221.

Darstellung macht mitunter den Eindruck, als sei sie recht eigentlich eine „Apologie" zu Gunsten Dr. Amsteins, als habe landsmannschaftliche Sympathie in einer dem Verfasser selbst nicht bewußten Weise seine Feder gelenkt; Vetters Urteil ist überall herber, als da, wo es um den Arzt zu Zizers sich handelt[1]). Der schweizerische Litterarhistoriker sagt von Amstein, er sei „ein Philister" gewesen, „aber ein braver Mann dabei". Das Erstere soll nicht im Geringsten bestritten werden; über das Maß der Bravheit aber wird man geteilter Ansicht sein dürfen. Würde Vetter die von Amstein verfaßte „Apologie für Bünden" mitabgedruckt oder nur im Auszug mitgeteilt haben, so dürfte der Leser von diesem Manne schwerlich einen so überaus günstigen Eindruck empfangen, als es dermalen bei Vetters Darstellung der Fall ist. Man könnte noch erinnern, daß der „Sammler" sich nicht schämte, einen Artikel zu veröffentlichen, in welchem Walters „edle" Teilnahme gepriesen wird; die Verantwortung für diese Zeitschrift trägt aber Amstein. Die älteren Erzähler waren überzeugt, daß der Korrespondent Walters wie der „Bündner" im Sammler kein anderer als Dr. Amstein war. Vetter bestreitet diese Annahme auf das Entschiedenste; nach seiner Meinung ist ein Anderer, ein wirklicher, d. h. „geborener" Bündner mit im Spiel. Gewiß spricht Einiges für diese Auffassung; aber unangreifbar oder schlagend sind die Beweise, welche Vetter in dieser Beziehung vorbringt, wohl nicht. Daß Walters Schreiben vom 2. Sept. in dem bei Armbruster mitgeteilten Abdruck den Satz hat: „Ich hatte nicht sobald ihre [d. h. Ihre] Apologie vor Bündten gelesen", ist immer verdächtig, und die abweichende Fassung: „die Apologie von ihnen erhalten", welche der Sammler im Oktober 1782 brachte, sieht sammt den übrigen Varianten des Textes beinahe wie eine wohlüberlegte Fälschung aus. Armbruster behauptet, „die Originalbriefe" vor sich zu haben; er druckt sie im Jahre 1785 ab und erklärt am Ende, der Verfasser werde sich nennen, sobald man es begehre. Und warum bleibt denn der „Bündner" von Anfang bis

[1]) Es ist bei den jetzigen Zeitläuften vielleicht erlaubt zu bemerken, daß ein Freund der Schweiz diese Ansicht ausspricht.

zu Ende im Hintergrund? Man war doch sonst so bereit, diese ganze Angelegenheit an die große Glocke zu hängen! Auf alle Fälle steckte der „Bündner" mit Amstein unter einer Decke: die Forderung, Schiller solle eine Erklärung abgeben, solle zu einem Widerruf sich verstehen, war zuerst in Amsteins „Apologie" erhoben worden, und Amstein, der Redaktor des Sammlers, entblödet sich nicht, einen Artikel des „Bündners", in welchem von den Verdiensten der „Apologie" die Rede ist, in sein Blatt aufzunehmen. Aber noch andere Ausführungen des schweizerischen Litterarhistorikers erregen Bedenken. Vetter spricht von einer „in den Kreisen der litterarischen Jugend Schwabens traditionellen Feindschaft gegen die schweizerischen Scheinrepubliken"; er erinnert hiebei an die durch Armbrusters „Schwäbisches Museum" veröffentlichten „Briefe des Theodorus Rabiosus über den schweizerschen Freystaat Solothurn" und an die Händel, welche Ludwig Wekhrlin mit den Schweizern hatte. Was die genannten Briefe betrifft, deren Verfasser im Dunklen bleibt, so sind sie allerdings „unflätig", wurden aber auch nicht fortgesetzt; dagegen gereichen „die Händel" Ludwig Wekhrlins der Schweiz nicht zum Ruhme. 1783 wurde in Glarus Anna Göldin als Hexe hingerichtet; als Wekhrlin darob sarkastisch spottete, setzte der Glarner Rat 100 Laubthaler auf seinen Kopf, worauf Wekhrlin seinen Schattenriß nach Glarus schickte mit der Bitte, diesen auf den Holzstoß zu legen. Aus solchen Vorkommnissen auf „eine traditionelle Feindschaft" der litterarischen Jugend Schwabens gegen die Schweiz zu schließen, ist ganz unstatthaft; was ich von Stäudlin erzählt habe, zeugt schon vom Gegenteil, und ging nicht auch Reinhard 1786 in das Land seiner Sehnsucht, in die Schweiz? Von Wieland u. s. w. gar nicht zu reden. Daß Armbrusters „Schwäbisches Museum" den Graubündner Handel „in gehässigster Weise" ans Licht gezogen habe, ist schlechtweg unrichtig; der Artikel, „Beytrag zu einem schwäbischen Martyriologium" betitelt, sagt von Amstein fast nichts, beklagt es aber bitter, daß Walters Intriguen „einen der größten Köpfe Wirtembergs" seinem Vaterland und einer edlen liebenswürdigen Familie entzogen haben.

„Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen," an dieſes Bibelwort erinnert uns Ferd. Vetter nicht ungeſchickt. Denn die Ankläger und Widerſacher des Dichters wurden, ohne es zu wollen, ſeine Förderer; ſie bewirkten die Beſchleunigung eines Prozeſſes, deſſen Verſchleppung für Schiller nur zum Schaden geweſen wäre. Der Bruch zwiſchen dem Fürſten und dem Dichter würde erfolgt ſein, auch wenn die Mannheimer Reiſe nicht verraten, auch wenn die Graubündner Beſchwerde nicht erhoben worden wäre; dieſe Vorkommniſſe bezeichnen ja nur das Eintreten der Kriſis in einer Entwicklung, welche längſt ihren Anfang genommen hatte, und wie uns in Lebensverhältniſſen, deren Fundamentirung einen geheimen Fehler in ſich trägt, auch an anſcheinend noch ungefährdeten Tagen eine Vorempfindung drohenden Unheils beſchleicht, ſo wird man es als eine Art von Hellſehen bei Schiller bezeichnen dürfen, daß ihm bereits anderthalb Jahre vor der Flucht in einem Briefe an einen Freund die Aeußerung in die Feder kam: „Meine Knochen haben mir im Vertrauen geſagt, daß ſie in Schwaben nicht verfaulen wollen" [1]).

Ueberliefertermaßen hatten mancherlei Dinge den Herzog verſtimmt, bevor das Wetter ſeines Zornes zum Ausbruch gelangte. Wenn Karoline von Wolzogen zuverläſſig berichtet, wenn ſie nicht etwa die Unterredung, von der ſie ſpricht, mit einer der uns durch Streicher und Peterſen beglaubigten Vorladungen verwechſelt, ſo hat auch die dichteriſche Beſchaffenheit der Jugendwerke Schillers dem Herzog einmal Anlaß gegeben, mit ſeinem ehemaligen Zögling Zwieſprach zu halten. Er habe ihn zu ſich kommen laſſen, erzählt Schillers Schwägerin [2]), und ihn „auf väterliche Weiſe vor Verſtößen gegen den beſſern Geſchmack, wie er ſolche häufig in ſeinen Produkten finde", gewarnt. Schiller habe nicht ungerührt bleiben können; aber der Befehl, dem Herzog alle ſeine poetiſchen Arbeiten (vor ihrer Veröffentlichung) zu zeigen, ſei für ihn unerfüllbar geweſen und ſeine Weigerung

[1]) Handſchriftlich erwähnt von Peterſen.

[2]) Schillers Leben, 5. Aufl. S. 22.

sei natürlicher Weise nicht gut aufgenommen worden. Kurz vorher erzählt Frau von Wolzogen, „einige Gedichte" Schillers, „besonders eines auf den Tod eines Offiziers", hätten das Mißfallen des Herzogs erregt, weil es seiner Ansicht nach „verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz" verletzt habe. An anderer Stelle [1]) spricht sie von Dienstversäumnissen, deren Ursache Schillers vorherrschende Beschäftigung mit der Dichtkunst gewesen sei, von „Klagen und witzigen Einfällen" des Poeten „über den Zwang des Geistes unter Despoten-Willkür", welche man bei Hof hinterbracht habe; dies Alles, fügt sie bei, habe den Herzog mehr und mehr gegen seinen Zögling gereizt. Auch Reinwald, der Gatte der Schwester Schillers, weiß von Vorkommnissen, die zusammentreffend mit der Graubündner Beschwerde den Herzog bewogen hätten, dem Dichter die Schriftstellerei außerhab des medizinischen Faches zu verbieten; man hatte, erzählt er, „Schillern schon vorher bei seinem Landesherrn denuntiirt, daß er sehr satyrisch und freygeisterisch schreibe" [2]).

Das Gedicht auf den Tod eines Offiziers, auf welches Karoline von Wolzogen anspielt, ist kaum ein anderes als die „Todenfeyer am Grabe Riegers". Man muß einräumen, daß über die Keckheit, mit der diese Verse den Beherrscher Würtembergs nannten, auch ein mit bürgerfreundlichen Neigungen ausgestattetes Staatsoberhaupt nicht leicht hinweggesehen hätte; aber auch „die schlimmen Monarchen" mußten in den Augen des Herzogs an Hochverrat grenzen. Und nun vollends das wilde Schauspiel, das im zweiten Druck mit der herausfordernden Inschrift „in Tirannos" geziert war! „Einflüsterungen des Hofcirkels, dem der Laut freier Menschheit immer ein widriger Ton ist, deuteten auf Symptome einer bedenklichen Gesinnung in diesem Stücke": so lesen wir wiederum bei Frau von Wolzogen und bedauern nur, daß die Erzählerin den abschwächenden Zusatz macht, Schillers Geist sei „der umgebenden Welt fremd" gewesen und habe ihre Bilder lediglich durch die farbige

[1]) Ebenda, S. 25. Vgl. S. 21.

[2]) Neuer Literarischer Anzeiger, München und Tübingen 1807, Nr. 26.

Wolke ſeiner Phantaſie in ſich aufgenommen. Nein, nein, dieſe Geſinnung war für „Erdengötter“ von mancherlei Namen und Rang in allem Ernſte bedenklich, und die Bilder der Schillerſchen Dichtung, ſo ſehr ſie mitunter ins Gigantiſche verzerrt waren, enthielten nackte Wahrheit. Hier eben ſind die geheimeren Urſachen der Erbitterung des Herzogs und der Flucht Schillers zu ſuchen; die Denkweiſe, die Geiſtesrichtung des Jünglings hätte an und für ſich genügt, um die nämlichen Gewaltmaßregeln gegen ihn heraufzubeſchwören wie jetzt die Graubündner Beſchwerde und Walters Denunziation. Kein Fürſt des damaligen Deutſchlands hing nach Neigung und Gewöhnung zäher und leidenſchaftlicher an der Uebung willkürlicher Herrſchaft als Würtembergs Herzog Karl, kein Dichter des damaligen Deutſchlands empfand tiefer und ſtürmiſcher das Verlangen nach politiſcher und bürgerlicher Freiheit als Schiller: wie hätten beide neben einander zu leben vermocht? Im Staate des Herzogs Karl war ein Dichter wie Schiller unmöglich. „Die Räuber koſteten mir Familie und Vaterland“, erklärte Schiller zwei Jahre nachher in der Ankündigung der „Rheiniſchen Thalia“. Dieſe Aeußerung entſprach der Wahrheit buchſtäblich.

Daß der Herzog ſeinen Zögling vor Verſtößen wider den beſſeren Geſchmack warnen wollte, macht im Grunde nur lächeln. Er, der an der Dichtung, an der deutſchen zumal, überhaupt keinen Geſchmack fand, der, was die theatraliſchen Künſte anlangt, ſeinen Geſchmack fürs Erſte an den Beinen der Tänzerinnen, und wenns hoch kam, an der italieniſchen Oper gebildet hatte, war in dieſer Sache durchaus nicht zum Richter beſtellt. Für die „egale Kultur“, für die Bildungstünche, mit der er ſeine Würtemberger zu beglücken befliſſen war, bedurfte es weder eines Goethe noch eines Schiller. Er dachte aber, wenn man den Tollkopf aus Marbach dahin bringe, daß er in ſeinen Komödien und ſonſtigen Schreibereien auf eine gefälligere Form halte, ſo werde unter der Hand auch ſeine Sinnesart gefügiger werden. Es iſt ſchlechterdings kläglich, daß Guſtav Schwab, dem doch die Muſe ein paar hübſche Lieder geſchenkt hat, zu der Erzählung der Frau von Wolzogen die Worte hinzuſetzt:

„der Herzog hatte vollkommen Recht“ [1]; denn wenn der Geschmack des Herzogs für Schiller jemals die Richtschnur gewesen wäre, so hätten wir die Anthologiegedichte und „Die Räuber“ und „Kabale und Liebe“ nicht etwa ohne ihre Fehler, sondern wir hätten sie gar nicht. Die Kritik darf wohl auf die Mängel dieser Werke, auf das, was an ihnen nicht mustergültig sein kann, verweisen; aber sie darf dabei niemals vergessen, daß die Eiche nicht mehr die Eiche ist, wenn man ihr die knorrige Rinde hinwegnimmt.

Von Andreas Streicher stammt die Angabe, das schroffe Vorgehen des Herzogs habe zum großen Teil darin seine Ursache gehabt, daß „bei der Aufführung der Räuber das deutsche Theater in Stuttgart übergangen und dieses Stück ohne Vorwissen, ohne Anfrage bei dem Fürsten auf der Mannheimer Bühne zuerst gegeben worden“ sei [2]. Es ist nicht gerade unmöglich, daß es den Herzog verdroß, als die Dichtung seines Zöglings von sich reden machte und der Ruhm ihrer Aufführung einer fremden Bühne zu gute kam; doch handelt es sich hiebei auf alle Fälle nur um ein untergeordnetes Motiv, und die Meinung, daß der Herzog seine künstlerischen Interessen verletzt gesehen habe, wäre ein Irrtum. Denn daß die dramatische Kunst in Stuttgart darniederlag, ließ den Beherrscher Würtembergs in jenen Jahren nahezu gleichgültig, und was hätte er an seinem „deutschen Theater“, das, wie Streicher an anderer Stelle [3] selbst bemerkt, zumeist Operetten aufführte, mit Schillers Räubern anfangen können? Wenn er also in der That darüber ungehalten war, daß die Räuber mit fremder Hilfe auf die Bretter gelangten, so verrät sich in dieser Empfindlichkeit nicht so sehr Eifersucht als vielmehr der kleinliche Dünkel eines Despoten, der da meint, in seinen Staaten dürfe kein Zwetschgenbaum aufblühen, ohne daß der Landesherr seine allergnädigste Erlaubniß dazu gibt; den geheimeren Beweggrund bildete aber

---

[1] Schillers Leben, Stuttgart 1840, S. 101.

[2] Streicher, Schillers Flucht, S. 59.

[3] Ebenda, S. 31.

auch hier die Beſorgniß des gekrönten Politikers, der eine ihm verhaßte und unbequeme freiheitliche Richtung und Stimmung von wachſendem Beifall begleitet ſah. Gemiſchte Empfindungen waren es überhaupt, mit denen er das Treiben ſeines ehemaligen Zöglings betrachtete; das erfährt man auch aus jener Mitteilung der Frau von Wolzogen, welche davon ſpricht, Schillers Klagen „über den Zwang des Geiſtes unter Deſpoten-Willkur" hätten den Herzog „um ſo mehr" gegen den Dichter aufgereizt, als die Anerkennung ſeines Talentes ihm bekannt geworden ſei und er ihn gerne als ſein Geſchöpf angeſehen hätte. Es ging ihm nach einer treffenden Bemerkung des Stuttgarter „Morgenblatts" mit dieſem Zögling nicht anders als der Henne, der man das Ei eines größeren Vogels zum Brüten untergelegt hat und die nun mit Erſtaunen das zu ihren eigenen Küchlein ſo ganz und gar nicht paſſende Junge betrachtet. Er hätte ſich einen Dichter als ein Prunk- und Schauſtück ſeiner Erziehungskunſt am Ende gefallen laſſen, wenn er auch mit dieſer Spezies von vornherein nicht viel anzufangen wußte; nun aber, da ſich in den Schriften des jungen Schiller ein ſo ungefüger und für einen abſolutiſtiſch geſinnten Fürſten ſo ganz unausſtehlicher Geiſt kundgab, wurde dieſer Poet in den Augen ſeines Erziehers nicht nur zu einem mißratenen ſondern auch, in dem nämlichen Maße, als er den Beifall der Welt ſich eroberte, zu einem gefährlichen „Geſchöpf".

Es hat faſt den Anſchein, als ob mit den von Schillers Schwägerin gleichfalls erwähnten „witzigen Einfällen" nicht gerade litterariſche Invektiven gemeint wären, als ob vielmehr auch ſatiriſche Reden aus des Dichters Geſpräch bei Hof hinterbracht worden ſeien. Eine kräftige Ader von Witz pulſirte, wie wir wiſſen, in Schiller; er wird unter den Freunden am Wirtshaustiſch mit ſarkaſtiſch-derben Aeußerungen, deren Spitze gegen die landesväterliche Weisheit gerichtet war, nicht zurückgehalten haben, wird mit der Vorſicht, welche in dieſer Beziehung die gewöhnlichen Menſchenkinder auszeichnet, nicht vertraut geweſen ſein. Auch der harmloſere Bruder des ſtacheligen Witzes, der Mutwille, bewegte ihm noch das jugendliche Herz und ſprang

über die geheiligte Ordnung der gesellschaftlichen Etiquette mit ihm gar manchmal hinweg. Mir ist in Würtemberg von ernsthaften Leuten erzählt worden, Schiller habe eines Abends in der Maske des Teufels eine Redoute besucht und dem Herzog, der zugegen war, unversehens mit dem Teufelsschwanz auf die Schulter geklopft; als der Herzog sich umgesehen, sei die Maske eilig verschwunden. Ich will nicht sagen, daß ich an dieses Geschichtchen glaube; aber bekanntlich bringt Hermann Kurz, der sich in seinem Roman „Schiller's Heimathjahre" in den Lokalfarben nicht vergriffen hat und zumeist gute Traditionen benützte, fast die nämliche Erzählung, und auf alle Fälle kennzeichnet diese Ueberlieferung den Uebermut, dessen die heimatliche Legende den Dichter für fähig hielt.

Auch mit der Ausübung der dem Regimentsmedikus Schiller zugewiesenen Berufsthätigkeit wird der oberste Kriegsherr in Würtemberg schwerlich zufrieden gewesen sein, und Klagen über „Dienstversäumnisse" des Dichters, über ungenügende Erfüllung der Dienstpflicht drangen ohne Zweifel nicht nur aus Anlaß der Mannheimer Reisen an sein Ohr. Ein großes Maß von Zeit oder von Arbeit nahm die militärärztliche Thätigkeit Schillers gewiß nicht in Anspruch; aber sie verlangte ihn Tag für Tag zu bestimmter Stunde, und was ihm „am härtesten fiel", war die Vorschrift, „daß er ohne Erlaubniß seines Generals sich nicht aus der Stadt entfernen" [1]), ohne sie nicht einmal seine Eltern und Geschwister auf der Solitude besuchen durfte. Wenn die Pünktlichkeit der Maschine die Sache der Poeten überhaupt nicht zu sein pflegt, so mußte Schiller gerade jene Vorschrift als eine überlästige, die persönliche Freiheit auf das Unvernünftigste verkümmernde Fessel empfinden. Aber nicht nur das Zwangvolle und Kleinliche, welches mit der ihm übertragenen Stellung verbunden war, auch der Dienst selbst, der militärärztliche Beruf an sich war ihm zuwider geworden. Zwar der Medizin als Wissenschaft gegenüber verhielt sich Schiller, wie wir sahen [2]),

[1]) Ebenda, S. 32.

[2]) Vgl. S. 299—300 des vorliegenden Buches.

nicht gleichgültig, und es gab ſogar noch immer Stunden, in denen er mit dem Gange ſeines akademiſchen Studiums nicht unzufrieden war; „was wäre ich jetzt? — ein Tübingiſches Magiſterchen", äußerte er einmal gegen Conz [1]), indem er die Vorteile einer Erziehung und Bildung, die ihn für die Welt ausgerüſtet hatte, gegen die eingeengte und langwierigere Laufbahn eines würtembergiſchen Theologen abmaß. Die praktiſche Thätigkeit des Arztes entſprach jedoch nicht ſeinen Neigungen, und der militäriſche Dienſt verleidete ihm ſeinen bürgerlichen Beruf vollends. Eher gefiel ihm der Gedanke, ſich zum Theoretiker auszubilden und etwa Lehrer der Phyſiologie zu werden [2]); aber eine feſtere Geſtalt gewann dieſer Plan niemals, da doch die Dichtkunſt und gerade jetzt die Beſchäftigung mit der Bühne Schillers Seele beherrſchten. Die Rechnung ſeines Buchhändlers J. Metzler weiſt aus, daß er ſich in Stuttgart nach dem 18. Mai 1781, an welchem Tag er einen Almanach für Apotheker erwarb, nicht ein einziges mediziniſches Buch angeſchafft hat; dagegen kaufte er ſich im März 1782 einen Theaterkalender und um teuren Preis am 20. Mai 1782 die achtbändige Schirachſche Ueberſetzung der Biographien des Plutarch ſowie die 12teilige (Eſchenburgſche) Ueberſetzung des Shakeſpeare, und auf das Gebiet der Humaniora beziehen ſich auch ſämmtliche übrige Poſten der Rechnung. Da wird alſo von einer Vervollkommnung ſeiner mediziniſchen Kenntniſſe nicht viel zu reden geweſen ſein; ja, wir hören ſtatt deſſen, daß er ſich in dieſen Dingen zu frühe für fertig hielt. Prof. Abel bemerkt in ſeinen handſchriftlichen Aufzeichnungen: „[Als] Arzt ſchien er wenig Glück zu machen, man klagte, daß er theils zuviel auf ſeine (damals neueſte) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu ſtarke Portionen verſchreibe. Er kam dadurch mit ſeinem Vorgeſezten, dem Leibmedikus Elwert der übrigens ſeine Talente ſchäzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeugenden, Widerſpruch, was um ſo mehr er-

[1]) Vgl. Conz, Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 4.

[2]) Nach Peterſen; vgl. Viehoff I, S. 92.

folgen muste, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter sondern auch höchst pünctlicher Mann war." Der Herzog hatte den Befehl gegeben, daß Schiller in allen schwierigen Fällen den Rat Elwerts einzuholen habe; da sich aber der Dichter an diese Vorschrift nicht kehrte und wiederholte Mahnungen vergeblich waren, so verfügte Elwert, der Schillern schonen und doch Schaden verhüten wollte, daß sämmtliche seiner Aufsicht unterstellte Militärärzte ihm jegliches Rezept vor der Anwendung vorzulegen hätten [1]). Schiller liebte, und dies stimmt ergötzlich genug zu seinem ganzen Gebahren, auch in der Medizin Kraftstücke und verordnete seinen Grenadieren, deren Leibesbeschaffenheit ohnehin nicht die stärkste war, gewaltige Dosen von Brechmitteln; die Selbstpersiflage, mit welcher er die Rezension seiner Räuber schließt [2]), enthielt also ein gutes Stück Wahrheit. Karoline von Wolzogen erzählt uns, nach der Behauptung der Zeitgenossen habe sich Schiller als praktischer Arzt „durch Geist und Kühnheit, aber nicht in gleichem Maße durch Glück ausgezeichnet", und Reinwald [3]) will wissen, der Regimentsmedikus Schiller habe mehreren Typhuskranken das Leben gerettet, indem er unter Kopfschütteln der einem veralteten System anhängenden Aerzte seinen eigenen Weg gegangen sei; diesen sehr ins Rosenrote gefärbten verwandtschaftlichen Berichten gegenüber wird man es aber doch wohl ein Glück nennen dürfen, daß der Verfasser der Räuber besagte Kühnheit zu erproben nicht häufiger Gelegenheit fand. Gewiß trifft das nüchterne Wort seines Jugendfreundes in dieser Sache das Richtige: „Schiller", so lautet Scharffensteins Zeugniß [4]), „trieb Anfangs sein Fach mit Ernst und nicht als Nebensache. Er wollte übrigens auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder geriethen noch zum Besten recensirt wurden. Das degoutirte ihn völlig vom Handwerk." Würde sich ihm eine Praxis in der Stadt geboten haben, so

[1]) Vgl. Albert Moll, Die medicinische Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart (1859).

[2]) S. 406 des vorliegenden Buches.

[3]) Neuer Literarischer Anzeiger, 1807, Nr. 26.

[4]) Morgenblatt für gebildete Stände, 1837, Nr. 38.

hätte er seine Erfahrung eher bereichern können; aber einer derartigen Förderung stand schon ein Umstand im Wege, der ihn von Anfang an verdrossen hatte: das herzogliche Verbot, Zivilkleider tragen zu dürfen.

In Rücksicht auf die militärische Ordnung konnte die Arreststrafe, welche der Herzog über Schiller verhängt hatte, nicht als zu hart gelten; aber die mit ihr verknüpfte Weisung, der Befehl, daß er sich jeglicher Verbindung mit dem Ausland zu enthalten habe, enttäuschte den Dichter und „verwundete ihn im Innersten“ [1]). Denn daß der Stifter der Militärakademie den poetischen Bestrebungen seines Zöglings einige Nachsicht angedeihen lassen werde, hatte Schiller noch immer annehmen zu dürfen geglaubt; schien es doch der Selbstgefälligkeit des fürstlichen Erziehers schmeicheln zu müssen, wenn ein „Geschöpf“ seiner Akademie in der Welt Ruhm gewinne. Und hatte nicht das Feuer des „jungen Menschen“ dem Herzog einstmals Bewunderung abgezwungen, hatte dieser nicht ein künftiges „großes Subjektum“ in ihm geahnt und, wie Schiller zu bemerken glaubte [2]), „in mehreren kleinen Handschreiben“, welche der Fürst an ihn richtete, sogar die Ausdrucksweise seines Zöglings mitsammt der ihr eigentümlichen Häufung von Gedankenstrichen nachzuahmen versucht? Daß alle Teilnahme des Herzogs an der geistigen Entwicklung dieses Zöglings eine oberflächliche und selbstsüchtige geblieben war, hatte Schillers ernüchterter Blick inzwischen freilich erkennen müssen [3]); aber die letzten Wölkchen einer Vorstellung, an der sich unsere Selbstliebe eine Zeit lang genährt hat, zerrinnen immer nur zögernd, und zudem ist es ja etwas Anderes, eine Person, die wir uns ehedem günstig gesinnt glaubten, gleichgültig oder verdrossen werden zu sehen und wiederum diese Person als offenen Widersacher, als handelnden Gegner zu finden. Eine ausgesprochene Feindseligkeit von Seite seines Fürsten hatte Schiller bis hierher noch nicht

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 56.

[2]) Vgl. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 21.

[3]) Vgl. oben S. 613—614 (Schillers Brief an Dalberg vom 4. Juni 1782).

erlebt; jetzt machte er diese Erfahrung. Jetzt fühlte er, durch grobe Thatsachen aus seinen Träumen aufgerissen, sich plötzlich als ein Verfolgter, als ein „Gefangener", der unter Aufsicht „vorgeschriebene Arbeit verrichten müsse [1])". Und eine Gefangenschaft, eine Absperrung bedeutete die Verfügung des Herzogs ja wirklich. Ihrem Wortlaut nach [2]) verwehrte sie dem Dichter jegliches Anknüpfen mit einem nicht-würtembergischen Theater, jegliches Zusammenwirken mit auswärtigen Schriftstellern und Gelehrten; denn als „Ausland" galt Alles, was jenseits der schwarzroten Grenzpfähle lag, und als „Verbindung" mit dem Ausland konnte sowohl ein schriftlicher als ein mündlicher Verkehr genommen werden. Es mag sein, daß die nächste Absicht des Herzogs auf nichts Anderes als dahin ging, den Beziehungen seines Regimentsmedikus zu Mannheim ein Ende zu machen; aber schon in dieser Maßregel lag für den jugendlichen Dramatiker, den nach einer fruchtbaren Berührung mit der Bühne, den Schauspielern, dem Publikum verlangte wie nach Luft und Licht, die schwerste Schädigung, und ob nicht in jenem umfassenderen Sinne eine Beachtung der Verbotes gefordert werde, hing lediglich von zufälligen Umständen, von der Sultanslaune des Herrschers ab. Schiller fühlte die Axt an die Wurzeln seines Lebens gelegt, er empfand augenblicklich, daß er in der Heimat von jetzt ab unerträglichen Hemmungen, unberechenbaren Belästigungen preisgegeben sei; nur mit sich zu Rate zu gehen, in welcher Weise er sich seiner Fesseln entledigen könne, nur abzuwarten, ob nicht ein Vermitteln Dalbergs die Lage verändere, blieb ihm noch übrig. Als aber die letzte Hoffnung auf diesen Ausweg ihm zerronnen war; als aus Anlaß der Graubündner Händel die Faust des Herzogs zum zweiten Schlag gegen ihn ausholte; als er die Straße von Hohenheim zurückeilend bei sich erwog, daß ihm eine Dichtung zu veröffentlichen schlechthin verboten sei: da rang sich aus seinem bekümmerten und ge-

---

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 56.

[2]) Vgl. hierüber Streicher S. 56 (beziehungsweise S. 44) sowie Schillers Brief an den Herzog vom 1. Sept. 1782.

preßten Herzen ein befreiender Gedanke empor, ein beſtimmter und feſter Entſchluß: die Flucht, die baldige Flucht.

Es gibt ein Gedicht, „Sehnſucht“ betitelt, deſſen letzte Strophe lautet:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann ich tragen
In das ſchöne Wunderland.“

Geſchrieben hat Schiller dieſe Verſe im Jahre 1801, erlebt, in leidenſchaftlichen Kämpfen durchgeprobt hat er ihren Inhalt im Sommer 1782. „Du mußt glauben“, glauben an dich ſelbſt, an dein Glück, deinen Stern, an die Wahrheit deiner Sendung! Glauben, daß das Wunderland, welches deine Träume geſehen haben, wirklich vorhanden iſt, daß man dort, wo um die großen Angelegenheiten der Menſchheit gerungen wird, deiner Perſon, deiner Dienſte wirklich bedarf! Glauben, an das Außerordentliche glauben, als ob in dieſer Zuverſicht eine Selbſttäuſchung unmöglich wäre, glauben, wagen und handeln, als ob die Rechnung, daß dein Beginnen dich nicht verderbe, irgend geführt werden könne, als ob nicht in den Augen der Menſchen die Wahrſcheinlichkeit, daß du ſcheitern müſſeſt, die größere ſei! Nun behauptet freilich ein weiſer Spruch: drei Dinge ſehen im Dunkeln, der Genius, das Gewiſſen und die Liebe. Wenn aber ein inneres Licht dem Auserwählten die Wege der Zukunft erhellt, wenn aus der Selbſtbefriedigung des Geiſtes ihm ein Glücksgefühl quillt, mit welchem die Luſt aus keinem irdiſchen Gute verglichen werden kann, etwas vermöchte doch inmitten des höchſten Strebens ihn einmal zu beirren, etwas, worüber der wahrhaft Große zuletzt ſich hinweg ſetzt, weil er immer zugleich ein guter Menſch iſt: und das iſt die Beſorgniß, daß er, handelnd im Dienſte ſeines Berufes, ehrwürdige Pflichten, Pflichten, welche dem Herzen von Natur aus heilig ſind, verletze. Erſt wenn wir Schillers Entſchluß auf dieſen Punkt hin betrachten, werden wir die ſeltſam verworrene Lage des Jüng-

lings und die volle Höhe des Einsatzes, den er an die Freiheit seines Schaffens gewagt hat, gewahr.

Schiller war auf Kosten des Herzogs in der Militärakademie erzogen worden, unter der in einem „Revers" festgesetzten Bedingung, daß er dem würtembergischen Hause zu lebenslänglichen Diensten verpflichtet sei. Soweit sich aus Vorkommnissen, von denen der Dichter oder seine Angehörigen Kenntniß haben konnten, ein Schluß ziehen ließ, durfte man sich der Annahme, der Herzog werde auf seine durch jenen Revers erworbenen Ansprüche leichthin verzichten, nicht hingeben; vielmehr war die Befürchtung, daß er an den Eltern des Schuldigen die Rache nehmen werde, wenn sich der Regimentsmedikus Schiller durch die Flucht der landesherrlichen Gewalt entzog, begründet. Die Akten der Karlsschule geben uns in dieser Richtung mehrere Anhaltspunkte.

Im Jahre 1774 machte ein Zirkularschreiben des Intendanten von Seeger die Angehörigen von 39 Cavaliersſöhnen aufmerksam, daß sie nach den Grundgesetzen der herzoglichen Militärakademie zum Kostenersatz verpflichtet seien, wenn sie den bei unentgeltlicher Verpflegung üblichen „Revers" auszustellen noch länger säumen würden; die Summe, die zur Deckung der bis dahin erwachsenen Kosten zu entrichten sei, werde sich für den Zögling „dem Jahre nach auf ungefähr Tausend Gulden belaufen" [1]). Als im Sommer des nämlichen Jahres der der Tonkunst gewidmete fünfzehnjährige Zögling Johann Baptist Schaul, der Sohn eines Kammerdieners, um gnädigste Entlassung aus der Militärakademie nachsuchte, erfuhr diese Bitte die schroffste Ablehnung: dem Eleven wurde im Auftrag des Herzogs durch den Obristwachtmeister von Seeger eröffnet, daß er „andern zum Beispiel exemplarisch gestraft werden" würde, falls er „sich unterstehen" sollte, seine Bitte zu wiederholen; an den Vorgesetzten der Hofdienerschaft, den Hofmarschall von Gaisberg, aber erging gleichzeitig die Weisung: „Es hat sich der Kammer-Laquai Schaul beigehen lassen, seinen Sohn von Meiner Herzogl. Milit.-Akademie zurück zu verlangen, da nun dieses schnurstracks

[1]) Vgl. Heinr. Wagner, Gesch. d. Hohen Carls-Schule I, S. 43, Anm.

wider die Grundgeſetze des Hauſes, nach welchen es die gröſte Billigkeit iſt, daß junge Leute, denen ich ſolche vorzügliche Principia und Erziehung beibringen laſſe, Mir auch zeitlebens dienen, ſo hat alſo der Herr ... dieſes dem Kammer-Laquai zu verſtehen zu geben, auch ihme als einen großen Undank zu verweiſen, und zu bedeuten, daß wann er auf dieſem Anſuchen beharren ſollte, es ihn ſeinen Dienſt koſten würde." Eine Abſchrift vorſtehenden auf den Vater berechneten Schreibens wurde auf Anordnung des Herzogs dem Zögling vorgeleſen, während der Kammerdiener andrerſeits den Befehl erhielt, ſich „gleichbalden" auf die Solitude zu begeben und ſeinem Sohne den Kopf zurechtzuſetzen [1]); Beſtimmungen, welche den Eindruck machen, als habe der fürſtliche Erzieher zum Schaden recht gefliſſentlich auch noch den Spott gefügt. Aus der Zeit nach Schillers Flucht liegen ein paar Fälle vor, auf deren Grund der Geſchichtsſchreiber der Karlsſchule [2]) und J. Minor [3]) von einem gelegentlich milderen oder opferwilligeren Verfahren des Herzogs ſprechen; aber ganz abgeſehen davon, daß der Regimentsmedikus Schiller mit dieſen Vorkommniſſen nicht rechnen konnte, laſſen ſie bei genauerer Betrachtung erkennen, daß es der Stifter der Militärakademie auch hier nicht verſäumt hat, ſeine Anſprüche zu wahren. So geſtattete er allerdings im Jahre 1788 dem in der Karlsſchule unentgeltlich erzogenen Fritz Pfaff, die dieſem angetragene Profeſſur der Mathematik an der Univerſität Helmſtädt „auf einige Zeit" zu übernehmen; dabei ſprach er jedoch das Erwarten aus, daß Pfaff „bei einer künftighin ſich ereignenden Zurückberufung nach eigener Ueberzeugung und Pflichten nicht anſtehen werde, dem Ruf in das Vaterland willigſt Folge zu leiſten" [4]). Das andere der in Rede ſtehenden Vorkommniſſe

---

[1]) Ebenda I, S. 44, Anm. und I, S. 486.

[2]) Ebenda I, 128 u. 129 (Anm.)

[3]) Schiller. Sein Leben und ſeine Werke. Berlin, 1890, I, S. 528 u. 537.

[4]) Vgl. Karl Pfaff, Sammlung von Briefen gewechſelt zwiſchen Johann Friedrich Pfaff und dem Herzog Carl von Würtemberg, F. Bouterwek, A. von Humboldt u. ſ. w. Leipzig 1853, S. 69.

fällt in den November 1782. Damals erteilte der Herzog einem reichsstädtischen Senator, der seinen Sohn aus der Karlsschule zu nehmen wünschte, den Bescheid, eine Zurückberufung des Sohnes stehe ihm, wenn kein Revers vorhanden sei, „nach verflossenem cursu juridico" frei; wenn aber ein Revers vorliege, so solle es dem Vater erlaubt sein, den Sohn „nach zurückgelegtem juridischen Lauf" auf ein Jahr zu sich zu nehmen, wobei jedoch die Verpflichtung des Zöglings, in würtembergische Dienste zu treten, erst dann als erloschen gelten solle, wenn binnen einem Jahre eine Einberufung von Seite des Herzogs nicht erfolgt sei. Ein irgendwie bedeutsameres Zugeständniß läßt sich auch in dieser Antwort nicht finden. Denn wenn ein Revers nicht vorhanden war, so bewilligte sie lediglich, was zu verweigern der Herzog gar kein Recht hatte und was zu gewähren er um so mehr sich genötigt sah, als der Bittsteller nicht unter seiner landesherrlichen Gewalt stand; war aber ein Revers ausgestellt, so ist es im Grunde die Erteilung eines Urlaubs, auf welche die Nachgiebigkeit des Herzogs zusammenschrumpft: ob sich diese Beurlaubung in eine endgültige Entlassung verwandeln solle, behält sich der Bescheidgeber ja noch vor. Daß aber der Regel nach auch in den späteren Jahren an den Ansprüchen auf Kostenersatz festgehalten wurde, unterliegt keinem Zweifel: als im Jahre 1792 ein Vater seinen nahezu fünf Jahre hindurch unentgeltlich verpflegten Sohn aus der Karlsschule zurücknehmen wollte, wurde ihm durch ein Schreiben des Intendanten bedeutet, daß er in diesem Falle „das gnädigst bestimmte gewöhnliche Kostgeld" nachträglich zu bezahlen habe, und zwar belaufe sich dasselbe für die ganze Dauer der genossenen Erziehung auf 1450 Gulden [1]). In dieser Summe lag keinerlei Ueberforderung; es betrug nämlich gemäß herzoglicher Bestimmung vom Jahre 1777 das jährliche Kostgeld für einen Zögling, der die Anstalt von seinem 6ten Lebensjahr an besuchte und bis zu seinem 15ten oder noch darüber hinaus die Studien regelmäßig fortsetzte, 300 Gulden, wogegen bei jungen Leuten,

[1]) Erwähnt bei H. Wagner, Gesch. d. H. C.-Sch. I, 58.

welche erſt in vorgerücktem Alter eintraten oder nicht zum Mindeſten 3 Jahre in der Anſtalt verblieben, bedeutend höhere Summen in Anſatz gebracht wurden [1]).

Soviel iſt gewiß: wenn im Falle der Verweigerung des Reverſes die Eltern eines in der Militärakademie unentgeltlich ſtudirenden Zöglings zum Koſtenerſatz verpflichtet waren, ſo konnte folgerichtig auch von den Eltern eines jungen Mannes, der *nach ſeiner Entlaſſung* aus der Anſtalt das im Revers abgegebene Verſprechen nicht einhielt, eine Entſchädigung verlangt werden [2]). Daß etwa die Dürftigkeit der Schiller'ſchen Familie ein ſolches Vorgehen ausſchließen werde, war nicht ſicher zu hoffen; denn möglicherweiſe kam es dem Herzog nicht ſo ſehr auf eine Schadloshaltung der Akademie-Kaſſe, als vielmehr auf eine Beſtrafung der Eltern oder auf einen behufs Umſtimmung des Sohnes auf ſie auszuübenden Druck an, und in dieſer Beziehung erfüllte ſchon eine verhältnißmäßig geringe Forderung ihren Zweck. Was aber am meiſten gefährdet ſchien, war die dienſtliche Stellung des alten Schiller; den Hauptmann und Intendanten der Solitude über Nacht zu verabſchieden, koſtete den Herzog nichts als einen Federſtrich, und wenn er vor einer ſo brutalen und auffälligen Maßregel am Ende zurückſcheute, ſo gab es Mittel und Gelegenheit, den Untergebenen die fürſtliche Ungnade empfinden zu laſſen, noch in Fülle. Als ein pflichtwidriges und eigenmächtiges Beginnen, als Widerſpenſtigkeit und Auflehnung nahm der Herzog die Handlungsweiſe ſeines Regimentsmedikus ohne Zweifel, als einen vor der Oeffentlichkeit ihm zugefügten Schimpf oder „Affront" nahm er ſie vielleicht; wie geringe Wahrſcheinlichkeit beſtand alſo, daß ſeine ungeſtüme Natur ſich Mäßigung auferlegen, daß ſein Unmut ſich *nicht* gegen eine Familie kehren werde, an deren Namen ein ſo großes Aergerniß geknüpft war? Der Gedanke an eine Mitſchuld der Eltern, an ein Einverſtändniß zwiſchen Eltern und Sohn lag hier allzunahe. Vielleicht gewann der

---

[1]) Vgl. ebenda I, S. 54 u. 128.

[2]) Vgl. ebenda I, S. 44.

Herzog die Ueberzeugung, daß der Hauptmann Schiller vom Plane der Flucht nichts gewußt habe; die mißtrauische Vorstellung, der Alte werde die Unzufriedenheit seines Sohnes genährt haben, konnte sich gleichwohl in ihm festsetzen. Bei Streicher[1]) lesen wir freilich, „der schöne Grundsatz des Herzogs", weder an den Kindern die Fehler der Eltern, noch an den Eltern die Vergehen der Kinder strafen zu wollen, habe den Dichter beruhigt; aber die Darstellung Streichers ist in diesem Punkte nicht stichhaltig. In ihrem Bemühen, jedem Vorwurf, der gegen Schiller um seiner Flucht willen erhoben werden könnte, die Spitze abzubrechen, benimmt sie den Ereignissen die verletzende Schärfe, die ihnen doch innewohnte: damit das Bild Schillers, des zärtlich liebenden Sohnes, nicht getrübt werde, wird die Bedenklichkeit seines Unternehmens, die Tragweite seines Entschlusses abgeschwächt, damit die Erinnerung an Schillers Sichabwenden von der Heimat in dieser selbst nirgends Anstoß errege, wird mit Worten der Anerkennung auch seines Gegners, des würtembergischen Fürsten, gedacht. Entspringt dieses Bestreben einem menschlich liebenswürdigen Zuge, so vermag es uns über die wirkliche Sachlage doch nicht zu täuschen; wir haben Grund zu der Frage, welcher Wert der Versicherung eines Fürsten habe zukommen können, zu dessen Charaktereigenschaften so viel Jähzorn als Vorliebe für Phrasen gehörte, und wenn uns neuerlich Jakob Minor[2]) einreden möchte, an den Kindern Schubarts habe der Herzog jenen trefflich lautenden „Grundsatz" bewährt, so kommt uns, wie sich's gebührt, ins Gedächtniß, was der Herausgeber der Briefe Schubarts, was D. Fr. Strauß hinsichtlich dieser Sache geäußert hat. Strauß erwähnt, daß der Herzog am Tage nach der Einkerkerung des Dichters dessen Sohn in die Militärakademie, dessen Tochter in die école des demoiselles aufgenommen habe, und fährt hierauf also fort: „Dieß war einfache Schuldigkeit desjenigen, der ihnen ihren Ernährer raubte: aber es war auch einfache Klugheitsvorschrift. Das Aufsehen,

[1]) Schillers Flucht, S. 69—70.

[2]) Schiller I, S. 537.

der Lärmen im Reich über die widerrechtliche Einkerkerung Schubarts mußte viel größer und konnte viel nachtheiliger für den Herzog werden, wenn noch das Geschrei eines hülflosen Weibes, hungernder Kinder, sich darein mischte. Wogegen bei dem Stumpf- und Knechtssinn der Menge, besonders in Deutschland und in damaliger Zeit, sich berechnen ließ, der Bissen, den er der Familie des Eingekerkerten hinwarf, werde als hochherzige Wohlthat ausposaunt und durch diese gemüthliche Wendung die Rechtsfrage in den Hintergrund geschoben werden" [1]). Nein, an einem Großmutsakt von solcher Entstehungsart hat sich der Dichter der Räuber schwerlich erbaut, und unter welchem Gesichtspunkt Schiller sein Wagniß thatsächlich betrachtet hat, das sagt uns, jeden Zweifel ausschließend, sein Brief an den ihm befreundeten Christian Friedrich Jacobi, in welchem er erzählt, daß er bei Ausführung der Flucht mit dem „sehr wichtigen Zwek", seine „Familie zu sichern", habe rechnen müssen [2]), das sagen uns übereinstimmend die Berichte Petersens und Karolinens von Wolzogen, von denen der erstere der Eltern des Dichters gedenkt, „auf welche des Fürsten rachsüchtiger Unmuth so leicht" habe fallen können [3]), die letztere aber erinnert, daß Schillers Entschluß zur Flucht „die Existenz der Seinen" in Gefahr gestürzt habe, nachdem sie zuvor schon bemerkt hat: „Die zärtliche Liebe für seine Familie, deren Glück der Herzog in einer Aufwallung des Zornes für immer zerstören konnte — denn der Vater erhielt die Seinigen nur durch seinen Gehalt in Wohlstand — mußte tausend Besorgnisse erregen" [4]).

Aber auch wenn der Herzog jede Verfolgung der Eltern beruhen ließ, zog ein Entweichen des Sohnes diese voraussichtlich doch in Mitleidenschaft. Der Regimentsmedikus hatte in Stuttgart namhafte Schulden gemacht. Ihren Gesammtbetrag wird man, ohne ihm zu viel zu thun, auf 4—500 Gulden be-

[1]) D. Fr. Strauß, Ges. Schriften, VIII, S. 243.

[2]) Vgl. Schillers Brief an Christian Friedrich Jacobi vom 6. Nov. 1782 bei Jonas, Schillers Briefe, I, S. 74.

[3]) Vgl. oben S. 430.

[4]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 27 u. 26.

rechnen dürfen; eine Summe, welche für Schillers Verhältnisse, für einen jungen Mann, dessen elterliches Vermögen gleich Null war und dessen regelmäßiges monatliches Einkommen sich auf nicht mehr als 18 Gulden (Reichswährung oder 15 Gulden im Zwanzig-Guldenfuß) [1]) belief, eine schwere Last war. Denn 400 Gulden werden nach heutigem Geldwert zum Mindesten 3000 Mark sein. Wir können, insbesondere weil im Briefwechsel zwischen Vater und Sohn aus den Jahren 1783 und 1784 sämmtliche Briefe des Sohnes fehlen und die Briefe des Vaters nicht immer einläßliche Auskunft geben, einen vollen Einblick in diese Verhältnisse kaum mehr gewinnen; aber fest steht, daß Schiller von dem zum Gabelentz'schen Infanterieregiment gehörigen Hauptmann von Schade 50 Gulden, daß er von der Generalin von Holle durch Vermittlung des Korporals Fricke 100 Gulden entlehnt hatte [2]) und daß seine Buchhändlerrechnung bei Metzler zu Anfang des Oktobers 1782 noch 46 Gulden 30 Kreuzer betrug. Diese Posten allein machen zusammen gegen 200 Gulden aus; in einem Briefe an Christophine vom 18. Okt. 1782 spricht Schiller aber auch von einem uns sonst nicht bekannten Schuldposten, von „Landauers Conto", welches aus dem Ertrag seiner in Stuttgart „hinterlassenen Sachen" gedeckt werden könne [3]), und als der drückendste Alp kam noch ein Posten von 200 Gulden hinzu, für den sich allem Anschein nach die Korporalsfrau Fricke verbürgt hatte. Entstanden waren diese Schulden teils dadurch, daß die Besoldung des Regimentsmedikus zur Bestreitung seiner täglichen Lebensbedürfnisse, seiner „Equipirung" u. s. w. nicht genügte [4]), zum andern Teil aber durch die Herausgabe der Räuber, sowie der

---

[1]) Vgl. Streicher, S. 25.

[2]) Ueber die Nachweise vgl. Band II.

[3]) Der Druck in der Ausgabe von Maltzahns hat „Landauens", die Urschrift des heute im Weimarischen Goethe- und Schillerarchiv befindlichen Briefes aber, wie ich zu lesen glaubte, „Landauers" (mit dem in Schillers damaligen Briefen häufigem Wechsel von deutschen und lateinischen Buchstaben im nämlichen Wort).

[4]) Vgl. Streicher, S. 45.

Anthologie. Schiller hatte für den erſten Druck ſeines Schauſpiels eine größere Summe aufnehmen müſſen; die Zinſen für dieſes Darlehen waren ungetilgt geblieben und auch für den Druck der Anthologie hatte der Verleger Nachzahlung verlangt: ſo hatte ſich eine Schuld, die urſprünglich etwa 150 Gulden betrug, allmählich auf 200 Gulden und darüber vermehrt, und gerade für ſie hatte ſich jene „Zwiſchenperſon" verbürgt [1]). Wenn Schiller nunmehr zu ungewiſſer Wiederkehr außer Land ging, ſo war mit Beſtimmtheit darauf zu rechnen, daß die Gläubiger den Verſuch machen würden, ſich an ſeine Eltern zu halten, und der Vater alſo zum Mindeſten für einen Teil der Schulden werde gutſtehen müſſen. Aber die Ereigniſſe konnten auch eine Wendung nehmen, welche ein Eintreten der Schillerſchen Familie noch ungleich dringlicher forderte. Wenn der flüchtige Regimentsmedikus auf Befehl des Herzogs gewaltſam zurückgebracht, wenn er als Deſerteur aus dem Militärdienſt geſtoßen und der Freiheit beraubt wurde, ſo war jede Ausſicht, daß er ſeinen Verbindlichkeiten nachkommen könne, auf lange hin zerſtört, ſo geriet jener Bürge, der ſelbſt unbemittelt war, in Gefahr der Haft: für die Eltern des Dichters aber ergab ſich alsdann die Ehrenpflicht, die volle Bezahlung der Schulden zu leiſten. Eine Kette, deren Glieder unter einander vernietet waren, ſchien ſomit auch um dieſer Verhältniſſe willen um Schillers Füße gelegt zu ſein: ſobald er gegen den Herzog ſich auflehnte, geriet er zugleich mit den Pflichten gegen ſeine Eltern, gegen ſeine Gläubiger in Widerſtreit, und was bei Ausführung ſeines Entſchluſſes für ihn auf dem Spiele ſtand, war kaum weniger als der Name eines guten Sohnes, der Name eines ehrlichen Mannes.

Daß man die Frage aufgeworfen hat, ob Schillers Flucht vom moraliſchen Standpunkt aus gerechtfertigt werden könne, nimmt angeſichts dieſer Sachlage nicht eben wunder. Phariſäern, die es gelüſtet, das Pfauenrad ihrer Scheinheiligkeit auf allen Gaſſen zu ſchlagen, kommt ſie nicht ungelegen und auch kurzatmigen Schwärmern, denen für ihr bischen Verehrung bange wird, wenn

[1]) Vgl. hiezu Streicher S. 106—107.

das Leben ihres Helden wirklich einen Fehler aufweisen sollte, macht sie hin und wieder zu schaffen. Ja, wir werden über Eines uns klar sein müssen: hätte sich an die Flucht des Dichters in der That schweres Unglück für seine Familie geknüpft oder wäre er selbst, nachdem er der Heimat den Rücken gekehrt hatte, in Not und Elend verkommen, so würden sich die Mitlebenden die kaum widersprochene Meinung gebildet haben, daß sein Entweichen ein toller und frevelhafter Streich gewesen sei, und auch diejenigen, welche heute anderer Meinung wären, würden zu zählen sein. Denn es ist immer nichts als der Erfolg, als der glückliche Ausgang, der die Menge gegenüber dem Kühnen, dem Außerordentlichen zur Nachsicht stimmt, und nur wenn dieser Erfolg einmal nicht ausgeblieben ist, stellt sich die große Heerde der Menschen so an, als ob sie etwas davon wüßte oder daran glaubte, daß einem idealen Wollen, daß dem Ringen des Geistes von wegen Rechtens der Sieg gebührt. Die Geschichtschreibung aber erfüllt nur ihre Pflicht, indem sie sowohl das Bedenkliche des von Schiller geplanten Unternehmens kennzeichnet als auch dagegenhält, was zu seiner Entlastung dient, und vielleicht ergibt sich hiebei, daß die Umstände bis heute nicht an allen Punkten so scharf beleuchtet worden sind, als es zweckdienlich wäre.

Was zunächst ins Gewicht fällt, ist folgendes. Der Uebertritt des jungen Schiller in die Militärpflanzschule war nicht aus freier Entschließung des Knaben oder seiner Angehörigen erfolgt, vielmehr hatte der Landesherr in der Einberufung seinen Willen durchgesetzt; daß dieser auch die Kosten der Erziehung trage, war somit ebensosehr eine Forderung der Logik als ein Gebot der Billigkeit. Von persönlichen Opfern, welche der Herzog bei der Gewährung der unentgeltlichen Aufnahme etwa gebracht hätte, wird sich kaum reden lassen; setzte er doch für die Bestreitung der Bedürfnisse seiner Anstalten die öffentlichen Kassen Würtembergs Jahraus Jahrein in Kontribution [1]), so daß zum Mindesten teilweise aus den Taschen des Volkes floß, was er

[1]) Vgl. über diesen Punkt H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule, insbesondere II, 132—140.

ſeinen Landeskindern zum Geſchenk machte. Verſchloſſen wäre die gelehrte Laufbahn dem unbemittelten Schüler der Ludwigsburger Lateinſchule auch mangels eines Zuthuns des Herzogs nicht geweſen; denn die ſogenannten niederen Klöſter Würtembergs wie auch das Tübinger Stift, in denen Schiller in dieſem Falle ſeine Studien vorausſichtlich vollendet hätte, gewährten als auf alte und reiche Stipendien gegründete Anſtalten den Söhnen des Landes unentgeltliche Unterkunft. Was aber den für den Zögling der Militärpflanzſchule ausgeſtellten Revers betrifft, ſo iſt es fürs Erſte nicht ganz belanglos, daß die Schillerſchen Eheleute zu denjenigen Eltern gehörten, von denen ein ſchriftliches, in ſo beſtimmter Weiſe bindendes Verſprechen erſt nachträglich abgefordert wurde; die Einführung elterlicher Reverſe reicht überhaupt, ſoweit wir wiſſen, nicht vor das Jahr 1774 zurück [1]). Vermochte ſich der herzogliche Offizier ſchon gegen die Aufnahme ſeines Sohnes in die Militärpflanzſchule kaum zu ſträuben, ſo war eine Verweigerung des Reverſes anderthalb Jahre nach erfolgter Aufnahme noch weit ſchwieriger: wohin man alſo in dieſer Sache blickt, ſtößt man auf Zwang, auf Nötigung und aufgedrängte Wohlthat, und das Verfahren des Herzogs, der ſich für eine Gunſt, nach welcher Niemand begehrte, der Entſchädigung verſicherte, entbehrt jedes Zuges von Edelmut. Der Wunſch und Wille desjenigen, der doch mit ſeiner Perſon die Rechnung bezahlte, war bei der Ausſtellung des Reverſes gar nicht in Frage gekommen; es ſchien eine ſelbſtverſtändliche Sache zu ſein, daß der mündig Gewordene an das Gelöbniß gebunden ſei, zu deſſen Ablegung die natürlichen Stellvertreter des Unmündigen ſich herbeigelaſſen hatten. Aber eine moraliſche Verantwortlichkeit, welche nicht auf dem Grunde der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen ruht, widerſpricht der Vernunft, widerſpricht dem Weſen des Sittlichen, iſt in Wahrheit ein Unding. Zerfielen ſo die Anſprüche, die der Herzog auf Grund des Reverſes an Schillers Perſon machte, in ſich ſelbſt, ſo entlaſtet den Dichter noch ein anderer Umſtand. In-

[1]) Ebenda I, S. 43.

dem Schillers Eltern einen Teil ihrer Rechte an den Stifter der Militärakademie abtraten, setzten sie voraus, daß das Wohl ihres Sohnes in treue Hände gelegt sei; Herzog Karl hatte auch bei der Einberufung des jungen Schiller die bestimmte und wiederholte Zusage gegeben, daß für die Zukunft des Knaben auf das beste gesorgt werden solle. Eine gute „Versorgung" pflegte er ja überhaupt den jungen Leuten zu versprechen, welche die Räume der neugegründeten Erziehungsanstalt ihm füllen halfen. Somit hatte der Herzog auch seinerseits eine Verbindlichkeit auf sich genommen, hatte zu einer Gegenleistung sich verpflichtet: löste er sein Wort nicht ein, so lockerte er selbst ein Verhältniß, welches zwar nicht den Namen eines Vertrages hatte, aber doch als ein Uebereinkommen angesehen werden durfte. Daß man von dieser Gegenseitigkeit der obwaltenden Verpflichtungen im Schillerschen Kreise überzeugt war, bestätigt uns Streicher; Schillers älteste Schwester, führt er an, sprach die Meinung aus, daß jeder Schritt, den ihr Bruder um seiner Rettung willen unternehmen werde, Entschuldigung finden könne, „weil ihm das gegebene Versprechen nicht erfüllt worden" sei [1]). Gewiß waren die Empfindungen der Dankbarkeit gegen den fürstlichen Erzieher in Schiller auch jetzt noch nicht völlig ausgelöscht; aber die schmerzlichen und erschreckenden Eindrücke, welche er während des Sommers 1782 hatte erleben müssen, drängten sie natürlicher Weise in den Hintergrund, und ein kritisches Abwägen zwischen Pflichten und Rechten trat mehr und mehr an ihre Stelle. Jetzt erinnerte sich Schiller mit Unwillen, daß er für die Erziehung in der Militärakademie die schönsten Freuden des jugendlichen Alters, den Verkehr mit seinen Eltern und die Freiheit der Berufswahl hatte opfern müssen, jetzt verschärfte sich in ihm auch die Erkenntniß, daß es mit den durch den Revers verbrieften Ansprüchen seines Erziehers überaus fadenscheinig bestellt sei. Mit dem Herzog zu grollen, zu markten, weil der Posten, an den er seinen Zögling gestellt hatte, hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben war, würde kleinlich

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 69. Vgl. S. 25.

und unſchön geweſen ſein. Aber nicht um ſo geringfügige Dinge handelte es ſich hier; ſondern das Lebensglück des Jünglings war gefährdet, und ob die Kräfte ſeines Geiſtes verſiegen ſollten, ſtand in Frage. Es geht aber im Leben des Einzelnen wie im großen Völkerleben: Staatsumwälzungen pflegen juſt dann einzutreten, wenn die herrſchenden Klaſſen ihre Anforderungen überſpannen, und Shylock unterliegt im jüngſten Deutſchland wie im alten Venedig.

Welche Zumutung für den Entſchluß des Dichters der Ausſchlag gegeben hat, iſt nicht zweifelhaft: Schiller ſagt es uns ſelbſt [1]), und beſtätigt wird ſeine Angabe zu voller Genüge: durch Peterſen, der in ſeinem handſchriftlichen Nachlaß die Flucht an die Szene in Hohenheim anknüpft und im „Freimüthigen“ [2]) erzählt, Schiller habe ſich nach Mannheim begeben, als ihm „das Schreiben wegen einer Stelle in den Räubern ... niedergelegt worden“ ſei; durch Reinwald, deſſen „Berichtigungen“ zu des Dichters Jugendgeſchichte auf die Angabe, Herzog Karl habe „Schillern ... die Schriftſtellerey“ ... außer dem mediziniſchen Fache, ganz unterſagt“, den Satz folgen laſſen: „Hierauf entwich der troſtloſe Schiller nach Mannheim“ [3]); desgleichen durch Chriſtophine Schiller [4]), durch Abels Papiere [5]), mittelbar auch durch die Briefe des Garteninſpektors Walter und durch Armbruſter. Herzog Karl hat alſo wirklich an den Verfaſſer der Räuber das Anſinnen geſtellt, daß er kein Drama, keine Dichtung mehr ſchreibe. Es iſt nicht überflüſſig, dieſen Punkt genau feſtzuhalten. Wir leben in Zeiten, in denen eine Auflöſung lange geheiligter Autoritäten ſich vorbereitet, in denen aber auch

---

[1]) Vgl. Schillers „Ankündigung zur Rheiniſchen Thalia“, Goedekes hiſt.-krit. Ausg. III, 529, wie auch ſein Schreiben an den Herzog vom 1. Sept. 1782.

[2]) Jahrgang 1805, Nr. 221.

[3]) Neuer Literariſcher Anzeiger, München und Tübingen, 1807, Nr. 26.

[4]) Vgl. ihre „Notizen über meine Familie“ in Schillers Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Chriſtophine u. ſ. w., herausgeg. v. W. v. Maltzahn, S. 341.

[5]) Vgl. den Anhang zum I. Bande des vorliegenden Buches.

der Kultus der Macht in üppiger Blüte steht; das Recht der Subjektivität, der Persönlichkeit wird wie alles rein Ideelle gering geachtet, wogegen alles historisch Gefestigte, sogenannte Positive, grobgreiflich Wirksame und mit den äußeren Zeichen der Herrschaft Ausgestattete einer behutsamen Verehrung in weitem Umkreis gewiß ist. Diesen Anschauungen entspricht es, wenn da und dort der Herzog gegen den Dichter in Schutz genommen wird; die Notwendigkeit der Flucht wird nicht bestritten, aber man sagt sich, daß auch der Herzog im Rechte gewesen, daß das legitime Recht im Grunde auf seiner Seite gewesen sei: der Fürst habe die anerkannte öffentliche Ordnung vertreten, der Dichter habe der Autorität die Willkür des Persönlichen und Subjektiven entgegengesetzt. Anscheinend begegnet sich diese Auffassung mit der wahren historischen Methode, welche die Menschen und Dinge aus ihrer Zeit heraus zu beurteilen bemüht ist, mit den Forderungen des geschichtlichen Denkens, welches von der wissenschaftlichen Darstellung der Vergangenheit angeblich jede Spur einer Parteinahme des Erzählers ausschließt: wer seine „Objektivität" nicht unter den Scheffel zu stellen beflissen ist, bemerkt also unter Achselzucken, die Beherrscher absolutistisch regierter Staaten hätten mit den Rechten ihrer Unterthanen herkömmlicher Weise wenig Federlesens gemacht, und wenn einer den Mund recht voll nehmen will, so setzt er etwan hinzu, der Haß gegen den Absolutismus oder ein in den Anschauungen unseres konstitutionellen Jahrhunderts befangenes Denken diktire die abfälligen Urteile über Schillers Landesherrn. Aber diese Weisheit ist Flittergold und dieses Rittertum ficht gegen Windmühlen. Niemand verargt es dem Herzog von Würtemberg, daß er die Macht, die er ererbt hatte, zu behaupten bedacht war, daß er den rücksichtslosen Freimut, der aus Schillers Schriften hervorbrach, zurückzudämmen den Wunsch hatte; aber mit dieser Einräumung, deren sich der historische Sinn nicht entschlagen wird, ist das Verfahren des Herzogs gegen Schiller nicht entschuldigt. Jemanden zu befehlen, daß er sich jeder litterarischen Verbindung mit dem „Ausland" enthalte, Jemanden schlechterdings zu verwehren, daß er dichte und schreibe! Ein

Verbot wie dieſes war ja doch recht eigentlich brutal, plumpe Gewaltthat und grobe Rechtsverletzung, und, weil um das Herzogtum Würtemberg keine chineſiſche Mauer lief, zugleich abgeſchmackt; es war eine Ungeheuerlichkeit in deutſchen Landen und war ein Anachronismus. Ich will nicht davon reden, daß in Würtemberg, das ſich von alter Zeit her die Einrichtung ſeiner „Landſchaft" bewahrt hatte, eine abſolute Monarchie, ſtrenge genommen, gar nicht zu Recht beſtand; wenn aber die thatſächliche Bedeutung dieſer Körperſchaft nur gering war, wenn das achtzehnte Jahrhundert oder genauer die Zeit vor der franzöſiſchen Revolution bürgerliche Freiheit, Rechte der Bürger im heutigen Sinne nicht gekannt hat, ſo gab es unter den Autokraten, welche damals den Purpur trugen, doch mancherlei Linné'ſche Spezies, und während zum Beiſpiel drüben im Nachbarland, in Baden, Markgraf Karl Friedrich, obgleich durch keine Verfaſſung beſchränkt, als ein Volksfreund regierte, richtete, ſoweit es auf ihn ankam, Herzog Karl in Würtemberg ein Deſpotentum auf, wie es nur etwa in Aſien oder im Lande des Zaren der Brauch iſt. Die geſchichtliche Wirkſamkeit eines Mannes iſt ja überhaupt nicht ausſchließlich das Ergebniß aus Verhältniſſen, welche man als Zeitſtrömungen, Zeitſitte, Herkommen, als Kulturzuſtand und geſellſchaftliche Ordnung zu bezeichnen pflegt; vielmehr findet in jener auch die beſondere Charakteranlage, das Temperament oder Naturel, die intellektuelle Eigenart des Einzelnen ihren Ausdruck. Und am Ende iſt es doch immer der Menſch, der die Zeitſtrömungen macht; das heißt die Freiheit, ſich gegen ſie zu ſtemmen, ſtreitet überall mit der Nötigung, ſich von ihnen tragen zu laſſen, und der geſammte geſchichtliche Prozeß iſt nichts als der Ausgleich zwiſchen beiden Faktoren. Der Wille und die Arbeit des Einzelnen können die Zeit unempfänglich finden; aber der Wille und die Arbeit des Einzelnen können bewirken, daß die nächſtfolgenden Geſchlechter empfänglicher werden. Weder das Genie noch irgend ein Streben nach Fortſchritt wäre möglich, wenn die Macht der Ueberlieferung nicht jeden Augenblick unterbrochen werden könnte, und jede Zeitſtimmung ſchlägt um, wenn der Widerſpruch der Ein-

zelnen eine Vielheit überredet. Es handelt sich also durchaus um ein Herüber und Hinüber, um ein Ineinanderspielen von Objektivem und Subjektivem, um ein gegenseitiges Sichbedingen. Wenn aber dem so ist, so darf auch das Urteil über das Handeln einer geschichtlichen Persönlichkeit nicht einseitig aus dem Gesichtspunkt der für eine bestimmte Zeit gerade herrschenden politischen oder gesellschaftlichen Zustände gefällt, darf der Anwendung moralischer, auf die im engeren Sinne persönlichen Neigungen und Gewöhnungen des Menschen zielender Maßstäbe ein gewisser Spielraum nicht entzogen werden. Zum Selbstherrscher machte das Jahrhundert, in welchem er lebte, den Herzog von Würtemberg, zum tyrannischen, hochfahrenden, an der rücksichtslosen Ausnützung seiner Macht sich ergötzenden Gebieter machte ihn sein Naturel, sein Wille; und diesen Ueberschuß, diese in des Mannes Individualität begründeten Züge widerwärtig zu finden, hat man immer das Recht. Es wäre auch ein Irrtum, zu glauben, erst wir, erst das heutige Geschlecht habe die Empfindung, daß Herzog Karl im Verfahren gegen Schiller seine Machtbefugniß überschritten habe; vielmehr erzählt uns gerade der Zeuge jener Tage, der nämliche, der die Flucht des Dichters mitberaten und miterlebt hat, am empfindlichsten habe sich Schiller dadurch gekränkt gefühlt, daß ihm durch das Machtgebot des Fürsten „das Recht des allergeringsten Unterthans — von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachteil des Staates oder der Gesetze desselben anwende — jetzt gänzlich benommen worden war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch verwirkt zu haben“ [1]).

Entschuldigt so auch die Rechtswidrigkeit des Verfahrens des Fürsten eine Auflehnung des Regimentsmedikus, so bleibt nur die Frage noch übrig, ob diesem kein minder bedenkliches Mittel, sich zu schützen, zu Gebot stand. Es ist aber wiederum das Zeugniß der Mitlebenden, es sind die Worte der Schwester des Dichters, die uns versichern: „Es war kein anderer

[1]) A. Streicher, S. 58.

Weg, wenn ſein Geiſt nicht ganz untergehen ſollte, als der den er wählte, das Vaterland zu verlaßen“ [1]). Den Abſchied zu fordern, um gütliche Entlaſſung aus den herzoglichen Dienſten zu bitten, würde unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht nur vergeblich geweſen ſein, ſondern, wie Streicher bemerkt [2]), Beaufſichtigung und Druck noch vermehrt haben. „Gutmütige Vermittler“ gaben den Rat, Schiller möge den Herzog durch ein Lobgedicht verſöhnen [3]); aber ein ſolcher Schritt wäre Schillers unwürdig geweſen, und die Freiheit, deren der Dichter bedurfte, hätte der Herzog vorausſichtlich doch nicht gewährt. Ohne Zweifel hat Schiller die Frage hin und her gewälzt, ob er nicht den Verſuch machen ſolle, in Stuttgart zu bleiben und dennoch ſeinen dichteriſchen Plänen nachzugehen, ſeinen Fiesko zu vollenden, zu veröffentlichen, in Mannheim zur Aufführung bringen zu laſſen und abzuwarten, was alsdann geſchehe. Aber die Antwort auf dieſe Frage konnte nicht zweifelhaft ſein: in ſolcher Weiſe dem fürſtlichen Willen zu trotzen, hätte dem Waghalſigen das ſichere Verderben gebracht. Mit Herzog Karls Herrſcherſinn war nicht zu ſpaßen, und zu hoch angeſchwollen war ſchon ſein Mißmut. Beſtimmte Drohungen waren bereits gefallen: laut Peterſens Zeugniß ſprach der Herzog von „Caſſation“, und wenn Schiller in der Ankündigung der „Rheiniſchen Thalia“ öffentlich erzählte, man habe ihm in ſeinem Geburtsort „bei Strafe der Veſtung“ unterſagt zu ſchreiben, ſo machte er damit ganz ſicherlich keinen willkürlichen Zuſatz, ſondern wird nur bekannt gegeben haben, was der Herzog im Schloſſe zu Hohenheim des Weiteren hatte verlauten laſſen. Auch Karoline v. Wolzogen, deren Schilderung zu Gunſten eines gefälligen Eindrucks die Farben doch gerne dämpft, kann nicht umhin zu bemerken, daß „harte und drohende“ Aeußerungen Schillern zu Ohren gekommen ſeien, und gerade ſie erinnert an das Schickſal Schubarts, deſſen rührender Klage-

[1]) Vgl. „ihre Notizen über meine Familie“ in Schillers Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Chriſtophine u. ſ. w., herausgeg. von W. v. Maltzahn, S. 341.

[2]) S. 58—59.

[3]) Vgl. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 25.

geſang „Gefangener Mann, ein armer Mann“ vom Hohenasperg her durch die Gefilde getönt und die Herzen bewegt habe [1]). In der That, wenn man ganz ermeſſen will, welcher Tücke, welcher Rachſucht der Herzog Karl fähig war, wenn man wie in einem Spiegel erkennen will, weſſen ſich Schiller im Falle offener Widerſetzlichkeit zu verſehen gehabt hätte, ſo hat man nichts anderes nötig als ſich die Behandlung, die dem älteren Dichter in Würtemberg widerfuhr, vor Augen zu halten. Aus was für Urſachen die Gefangenſchaft über Schubart verhängt wurde, ob der Haß der Jeſuiten ihm den Strick drehte, ob der kaiſerliche Miniſter-Reſident in Ulm, General von Ried, mit im Spiele war oder ob, was die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, der Groll des Herzogs, der ſich in ſeinen politiſchen Anſchauungen wie auch in ſeinen perſönlichen Empfindungen durch Schubart verletzt fühlte, das Urteil ſprach — dieſe Fragen ſind hier nebenſächlich; das Kapitel Schubart bildet in der Geſchichte des würtembergiſchen Selbſtherrſchers unter allen Umſtänden einen unauslöſchlichen Schandfleck und wirft auch auf die Höflinge von heute, von deren Lippen Beſchönigung für den Herzog fließt, einen ſchimpflichen Schatten. Der Herausgeber der „Teutſchen Chronik“ war von Geburt kein würtembergiſcher Unterthan, und ſeit ſeiner Ausweiſung aus Ludwigsburg „hatte Herzog Karl keine rechtliche Gewalt über ihn“ [2]); im Gebiete der Reichsſtadt Ulm konnte dieſer ſich Schubarts nicht bemächtigen. So weiſt denn ein herzoglicher Erlaß den Kloſter-Oberamtmann Scholl zu Blaubeuren an, daß Schubart „unter einem ſcheinbaren oder ſeinen Sitten und Leidenſchaften anpaſſenden Vorwande auf unſtreitig Herzogl. Würtembergiſchen Grund und Boden gelockt und daſelbſt ſofort gefänglich niedergeworfen“ werde. Oberamtmann Scholl vollzieht dieſen Auftrag; er beſucht den Dichter in Ulm, lädt ihn zum Mittageſſen ein und fährt im Schlitten mit ihm nach Blaubeuren, wo, wie er angibt, ein Verehrer auf Schubart warte. Sobald Schubart

[1]) Ebenda, S. 27. Das Gedicht ſtammt aus dem Jahre 1782.

[2]) Guſtav Hauff, Schubart in ſeinem Leben und ſeinen Werken, S. 155.

in Blaubeuren das Zimmer betritt, verhaften ihn im Namen des Herzogs Obriſtwachtmeiſter von Varenbühler, Oberforſtmeiſter Graf von Sponeck und der Stadtoberamtmann Georgii. Bei der Ankunft auf dem Hohenasperg iſt der Herzog zugegen und ſieht mit Franziska zu, wie Schubart in den Turm geführt wird. Keine Anklage wird dieſem bekannt gegeben, kein Verhör, kein Richterſpruch findet ſtatt; Schubart erfährt niemals, durch welches Vergehen er die Freiheit verwirkt habe. Er erfährt ebenſowenig, wie lange Haft ihm beſtimmt iſt, und zehn volle Jahre gehen ins Land, bevor er den Hohenasperg verlaſſen darf. 1778, ein Jahr nach der Gefangennehmung, gibt der Herzog der Gattin Schubarts, die ihn um ſeine Freilaſſung bittet, die Antwort, ſie ſolle einen gebeſſerten Mann wieder bekommen; gegenwärtig ſei er noch immer auf Irrwegen. „Herzog Karl," bemerkt D. Friedr. Strauß, „war ja damals in ſeinem pädagogiſchen Stadium; was er in ſeiner Akademie am grünen Holze leiſtete, damit wollte er hier am dürren ein Meiſterſtück machen, mochte es nun biegen oder brechen. Einen ganz beſonderen Beruf glaubte der durchlauchtige Erzieher zu verſpüren, Deutſchland ſeine Genies, dieſes knorrige Volk, gerade zu ziehen, ihre üppigen Ranken mit franzöſiſcher Hagſcheere zu beſchneiden. Wie er wenig Jahre ſpäter in Schiller dem deutſchen Rouſſeau ſeinen Querkopf zurechtzuſetzen Anſtalt machte, ſo galt es hier, einen deutſchen Voltaire (denn ſo hatte man ihm ... Schubart dargeſtellt) in Correktion zu nehmen." Ein Jahr nachher, als Helene Schubart ihr Flehen erneuert, ſagt ihr der Herzog: „Sie kann verſichert ſeyn, daß ich vor Sie und alle die Ihrigen ſorgen werde, gehe Sie hin und ſey Sie ruhig." Der Herausgeber der Briefe Schubarts ſetzt hinzu: „Die ſchlimmſte der Handlungen dieſes Fürſten, der ſo viel Schlimmes zu verantworten hatte, möchte ich lieber auf dem Gewiſſen haben als dieſes entſetzliche: Gehe ſie hin und ſei ſie ruhig. Wenn nicht das noch frevelhafter iſt, daß der unmenſchliche Erdengott ein andermal die Flehende, die er nicht erhören mag, auf das Gebet zum barmherzigen Gotte des Himmels verweiſt." Bei der nächſten Audienz, 1782, bittet die arme Frau, ihren Mann

besuchen zu dürfen. Der Herzog erwidert, das habe sie nicht mehr nötig; der Arrest sei zu Ende und sie werde ihren Mann nächstens sehen. Aber Schubart bleibt im Gefängniß, und seine Frau ist trotz der tausend Dankworte, die sie schon gestammelt hatte, belogen. Im Oktober 1783 versucht die siebzigjährige Mutter des Dichters eine Fürbitte; sie hat ein „unterthänigstes Memoriale" aufgesetzt, in welchem geschrieben steht, daß Gott „den besten Fürsten, Carl Herzog zu Würtemberg", der schon so viele unsterbliche Thaten des erhabensten Mitleids verübt habe — zu so erbärmlichen Schmeichelreden hatte hundertjährige Knechtschaft das Volk erzogen! — daß Gott „den besten Fürsten" millionenfach segnen werde, wenn sie ihren Sohn vor ihrem letzten Stündlein noch frei sehe. Sie stellt sich mit ihrem zweiten Sohn, dem Stadtschreiber Schubart von Aalen, an der Treppe des Posthauses zu Heidenheim auf und erwartet zitternd den Herzog, der zur Jagd fährt. Ein Cabinets-Secretarius hat ihr gesagt, daß Schubart des Tags zuvor einen sehr schönen Prolog auf des Fürsten Namenstag eingeschickt habe; dieses Zusammentreffen werde eine gute Wirkung thun. Der Herzog kommt die Treppe herab, fragt den Stadtschreiber in barschem Tone: „Wer ist Er?" und kehrt den Bittenden den Rücken. Im nämlichen Monat wandert Schubarts Frau mit ihrem Sohn den Hohenasperg hinauf; sie hoffen nach nahezu siebenjähriger Trennung den Gatten und Vater zu sehen, hoffen es um so mehr, als der Herzog sogar Wechselfälschern und Mördern, die zugleich mit Schubart in Haft saßen, Weib und Kind zu sehen nicht verweigert hatte. Aber während ein Offizier dem Gefangenen zuruft, daß die Seinigen am Thore seien, wird ein doppeltes Schloß an Schubarts Zelle gelegt. Der Wittwe des Generals von Scheeler, welche bei Franziska von Hohenheim Fürsprache einlegt, daß Helene Schubart ihren Mann besuchen dürfe, erwidert die Gräfin kalt: „Ich glaubte, es wäre schon geschehen." General Scheeler selbst, der Nachfolger Riegers, hatte sich im Oktober 1783 dafür verwendet, daß Schubart mit den Seinigen sprechen dürfe; der Herzog hatte zur Antwort gegeben, er finde es „nicht für gut". „Hier stoßen wir" —

bemerkt wiederum D. Fr. Strauß — „auf den nackten kahlen Steinboden des Despotismus, der im Versagen sich das Gefühl seiner Machtvollkommenheit gibt, der in unendlicher Rache für die mindeste Verletzung den unendlichen Werth der allerhöchsten Person zu bethätigen glaubt." Der große schwäbische Kritiker und Geschichtschreiber hätte für dieses hartnäckige Versagen noch einen anderen Beweggrund anführen können, einen um seiner Niedrigkeit willen fast noch mehr abstoßenden Beweggrund: Schubart hatte in Tagen, da es ihm wohl war, über Maitressentum, über die Kinderlosigkeit regierender Häuser, über des Herzogs Verhältniß zu Franziska gespöttelt, und der illegitim beweibte Gewalthaber rächte sich dadurch, daß er dem Gefangenen die legitimen Familienfreuden entzog. Erst im neunten Jahre der Festungshaft erhielt Schubart die Erlaubniß, die Seinigen einige Tage bei sich zu haben.

Also erging es in würtembergischen Landen einem Dichter und Zeitungsschreiber, der sich über fürstliche Mißwirtschaft gelegentlich mit witziger Zunge und männlichem Mute geäußert oder — wie sich der herzogliche Erlaß an den Oberamtmann Scholl ausdrückt — „es bereits in der Unverschämtheit soweit gebracht hatte, daß fast kein gekröntes Haupt auf dem Erdboden" vor seiner „sehr bösen und sogar gottslästerlichen Schreibart" mehr sicher war. In die nämlichen Geleise wie Schubart hatte aber auch der Verfasser der Räuber eingelenkt, und wenn laut jenes Aktenstückes Schubarts Schreibart S. Herzogl. Durchlaucht auf den Entschluß gebracht hatte, „durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen", so hing auch über dem Haupte des jüngeren Dichters an einem dünnen Faden das Schwert. Sollte sich der Regimentsmedikus Schiller dem Narrenfrevel des Despotismus nicht zu einem neuen Opfer anbieten, so mußte er die schwäbische Heimat, sobald es irgend anging, verlassen; wie aber hätte sich dieses Ziel auf andere Weise erreichen lassen als mit Hilfe von List, als durch ein heimliches Sichdavonstehlen? Minor [1]) meint, „über die pein-

[1]) Schiller I, S. 537.

lichste Seite der Frage", über das Bedenken, ob man „als Deserteur" ihn verfolgen könne, habe sich „Schiller wohl jetzt wie später mit der leichtfertigen Annahme" hinweggesetzt, „daß er als Mediziner nicht eigentlicher Militärist sei". Das Richtige ist, daß sich Schiller hinsichtlich dieses Punktes nicht völlig klar war. Als er in Mannheim ankam, äußerte er seinen Gastfreunden gegenüber: „eigentlicher Soldat" sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt werde; wenige Tage später aber stimmte er der Meinung seiner Mannheimer Freunde zu, als diese ihm vorstellten, daß man ihn, weil er Uniform getragen, doch „einigermaßen" zum Militärstande rechnen könne [1]). Befremden kann uns diese Unsicherheit Schillers um so weniger, als in der That die militärische Anschauung bis in die neueren Zeiten herein zwischen den Angehörigen des Waffendienstes und denjenigen, die als Aerzte oder Militärbeamte im Armeeverband stehen, gewisse Standesunterschiede zu machen pflegte und gerade die Militärärzte sich dadurch vielfach in eine Art Zwitterstellung gedrängt sahen. Schiller legte, wie aus seiner angeführten Aeußerung hervorgeht, den Nachdruck auf den Begriff „Soldat", er sagte sich, daß er nicht „eigentlicher Soldat" sei; dieser Gedanke wird getrübt, wenn man an Stelle des Wortes „Soldat" das einen weiteren Begriff bezeichnende und auch sprachlich wenig glückliche Wort „Militärist" setzt, da zwar jeder dem Armeeverbande Angehörige „Militärist", nicht aber jeder dem Armeeverband Angehörige „Soldat" ist. Im Uebrigen sollte man dem Dichter, der nach den übereinstimmenden Zeugnissen der ihm Nahestehenden tiefbekümmert mit sich selbst rang [2]), den Vorwurf der Leichtfertigkeit ersparen. Für die moralische Betrachtung der Handlungsweise Schillers ist die Frage, ob er sich der „Desertion" schuldig gemacht habe, nur von untergeordnetem Wert. Der Charakter des Schimpflichen haftet der Desertion oder Fahnenflucht nur dann an, wenn sie

[1]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 87 und 96.

[2]) Vgl. unter Anderm Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 27.

vor dem Feinde, wenn ſie aus Feigheit oder Weichlichkeit geſchieht; und davon iſt ja hier gar keine Rede. Vermochte der Regimentsmedikus eine Verweigerung des Gehorſams überhaupt zu rechtfertigen, ſo war er auch als Flüchtling, als „Deſerteur" von Tadel frei; denn das Eine war nur die unerbittliche Folge des Andern, und im Stande der Notwehr handelte er immer. Der militäriſche Gehorſam aber, auf welchen Schiller allerdings verpflichtet war, findet am zweifellos Vernunft- und Moralwidrigen ſeine Grenze; ihn zu einem unbedingten ſtempeln zu wollen, iſt verbrecheriſcher Unſinn, iſt ein Anſpruch, der die geſellſchaftlichen Grundlagen des Staatsweſens in Gefahr bringt.

Gab ſich Schiller in ſolcher Weiſe über ſein Verhältniß zum Herzog Rechenſchaft, ſo durfte ſich ſein Gewiſſen beruhigen; der den Knoten des Unglücks ihm geſchürzt hatte, konnte ihm die Schwingen ſeiner Seele nicht lähmen. Und mißglückte nur die Flucht nicht, ſo war auch die Annahme, daß er, wenngleich in verlangſamtem Tempo, den Verbindlichkeiten gegen ſeine Gläubiger Genüge leiſten könne, nicht unberechtigt. Wie ſich Schiller in dieſer Beziehung die Dinge zurechtlegte, erſehen wir ungefähr aus dem Briefe, den er unter dem 6. November an ſeine Schweſter Chriſtophine richtete; der Flüchtling ſchreibt ihr: „Für meine Schulden können meine Eltern ſtehen, denn ich hätte bereits ſchon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine erſte Pflicht wäre, zuerſt mein Glük zu etablieren. Meinen Schuldnern verſchlägt es nichts, ob ſie 3 Monat früher oder ſpäter bezahlt werden, da die Zinſe fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen izt ſchiken würde, an den Ort meines Glüks bringen. Das iſt eine Billigkeit, die jedermann erkennen mus, und wofür wäre ich denn ſolang ein rechtſchaffener Mann geweſen wenn mir dieſes Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte? Sage dieſes den Leuten, ſo wird alles ſich zufrieden geben." Das war nun freilich mit einer ſtarken Vertrauensſeligkeit, mit einem naiven Optimismus geſprochen. Aber wer glaubt nicht im Alter von zwanzig Jahren, daß die Menſchen gütiger und hilfreicher ſind,

als es wirklich der Fall ist, und daß man mit der Zurückzahlung von Schulden leichter fertig wird, als es sich später herausstellt? Und war nicht eine Selbsttäuschung Schillers in diesem Stücke doppelt verzeihlich? Mußte nicht der außerordentliche Erfolg der Räuber, mußten nicht die Verbindungen, die sich ihm in Mannheim eröffnet hatten, die Vorstellung erwecken, daß nicht nur der Sonnenglanz des Ruhmes seine Wege erhellen, sondern auch litterarischer Erwerb in reichlichem Maße ihm zufließen werde? Ging doch sein Fiesko bereits der Vollendung entgegen, und wieviel ließ sich von der Gunst der Geschicke erst erwarten, wenn ihm eine freie Entfaltung seiner Kräfte vergönnt war! Zwar daß „ein Dichter wie er" — diesen Ausdruck hatten ihm die Mannheimer Freunde zu Gehör geredet, und hämisch und höhnend wiederholt ihn der fromme Schwab [1]) — bei Herrn von Dalberg leicht Anstellung finden werde, machte das hartnäckige Schweigen des kurpfälzischen Intendanten schon zweifelhaft; wenn aber die Rechnung auf Mannheim am Ende fehlschlug, so stand doch die halbe Welt dem Mutigen noch offen. Daß man ihm Zeit lasse, seine ökonomischen Verhältnisse zu ordnen, war Alles, was er zu bedürfen schien, und war das Geringste, was er verlangen zu dürfen glaubte. Und wenn er hiebei der Meinung war, daß vorerst sein Vater für seine Schulden gutstehen solle, so lag in dieser Zumutung noch nichts Unkindliches oder schlechterdings Unbilliges. Die Hilfskräfte seiner Eltern überschätzt ein junger Mensch leicht, und von einer gewissen Verpflichtung, ihren Beistand ihm gerade jetzt nicht zu entziehen, war seine Familie nicht frei. Es handelt sich hier um einen Punkt, den man auch einmal zur Sprache zu bringen genötigt ist: indem Schillers Eltern den vom Herzog geforderten Revers unterzeichneten, schlugen sie die Zukunft ihres Sohnes in Fesseln, und eine solche Vergabung des Willens eines Andern, eines Kindes, ist ein Unrecht, ist unter allen Umständen ein Unrecht. Der Zwang,

[1]) Vgl. Streicher S. 61 und Gust. Schwab, Schillers Leben, Stuttgart 1840, S. 114.

unter dem ſie handelten, muß uns zurückhalten, ihnen einen unmittelbaren Vorwurf zu machen, aber die Schuld der Zeit, die Schuld des Volkes, das die hundertfältige Tyrannei ſeines Beherrſchers ſich gefallen ließ, trifft ſie, wenn auch zu einem noch ſo geringen Teile, mit. Eine deſpotiſche Regierung vergiftet mit Notwendigkeit alle natürlichen Verhältniſſe des Lebens und wird zuletzt zu einem Unrecht auch des Volkes, das ſie duldet. Wir wiſſen nicht, ob in der Seele der Mutter Schillers eine leiſe Selbſtanklage jetzt aufſtieg, und ſchwerlich ſprach ihr des Sohnes immer liebevolles Herz einen Tadel aus; aber unſtreitig war die Wendung, welche die Dinge genommen hatten, nur die letzte Folge oder Nachwirkung des Handelns ſeiner Eltern, und ebendeßhalb kam es dieſen zu, ihm nunmehr ſeine Befreiung, ſoweit irgend möglich, zu erleichtern.

Aber freilich, Schillers Flucht aus der Heimat konnte über ſeine Eltern ungleich ernſtere Gefahren heraufbeſchwören als die einer Haftpflicht für einen größeren oder geringeren Geldbetrag, und verabſchiedete wirklich ein Gewaltakt des Herzogs den Intendanten der Solitude, ſo war es der Dichter, der zu dieſem Zuſammenbruch des Wohlſtandes ſeiner Familie den Anſtoß gegeben hatte. Zwar hoffte Schiller das Aergſte von ſeinem Vater abzuwenden, indem er Plan und Ausführung der Flucht vor ihm ſtrenge geheim hielt: Hauptmann Schiller mußte, wenn ihn der Herzog zur Rechenſchaft ziehen wollte, auf ſein Ehrenwort erklären können, daß er von des Sohnes Unternehmen nichts gewußt habe [1]). Ohne Zweifel war mit dieſer Maßregel einige Sicherung gegeben; ob aber eine zureichende, blieb unberechenbar. An dieſem Punkte ſcheint alſo die Verteidigung des Dichters ins Gedränge zu geraten, an dieſem Punkte mußte ihn auch ſelbſt das Gefühl ſeiner Verantwortlichkeit am ſchwerſten bedrücken. Aber zugleich ergibt ſich gerade hier auf das Deutlichſte, daß es ein Konflikt, ein nicht auszugleichender Widerſtreit von Pflichten war, in den ſich Schiller verwickelt ſah. Und das Recht, nach welchem der Flüchtling in letzter Inſtanz ge-

[1]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 69.

richtet werden muß, ist das Recht des Genies. Das Genie hat keine besondere Moral, wenigstens keine, welche nicht jedes lautere, das Wesen vom Schein und den Geist vom Buchstaben unterscheidende Empfinden zu billigen vermöchte; wohl aber wird es von einem übermächtigen Triebe beherrscht, von dem dämonischen Begehren, seine Kraft zu äußern. Aus der Ehr- oder Ruhmsucht dieses Verlangen erklären zu wollen, wäre die Sache armseliger Thoren; wer in der Welt mehr sieht als ein großes physikalisch-chemisches Laboratorium und in der Geschichte mehr als eine im Grunde gleichgültige Folge oder Reihe von Begebenheiten, dem steigt auch die nicht zurückzudrängende Einsicht auf, daß in der Wollens- und Geisteskraft der großen bahnbrechenden Menschen der schöpferische Atem Gottes weht, daß der unbezwingbare Drang, der sie nötigt, den innersten Bedürfnissen ihrer Natur zu genügen, nichts anderes ist als eine kräftige Regung des die Welt durchhauchenden göttlichen Geistes, der seine Menschheit wieder einmal um einen Ruck vorwärts bringen, der sie mit einem Strome neuer Gedanken, Bilder und Entschlüsse wieder einmal befruchten will. So ist denn das dem Genie innewohnende Verlangen, sich fruchtbar und wirkend zu erweisen, nur ein in die Form des Wollens umgesetztes Sollen, ist nur ein in das leidenschaftlichste persönliche Bedürfniß umgewandelter kategorischer Imperativ; mit dem Pfunde der angeborenen Geisteskraft zu wuchern, ist für das Genie die höchste Pflicht, und im Zusammenstoß mit dieser können zuweilen Pflichten des bürgerlichen Lebens, Pflichten, welche im Uebrigen ehrwürdig sind, zu geringwertigen herabsinken. Dem Wahne, als ob „jenseits von gut und böse" gelegen sei, was den Aristokraten des Geistes für ihre höheren Zwecke gerade dienlich scheint, geschieht mit diesem Satze kein Vorschub; denn die moralische Verantwortlichkeit für die jeweilige Entscheidung im Konflikte der Pflichten bleibt bestehen. Wenn aber das Handeln, wie es auch sich wenden möge, Pflichten verletzen muß, so wird diejenige Pflichtverletzung, bei welcher ein geringerer Verlust ideeller Güter zu erwarten steht, zum Gebot. Das im Haushalt der Natur überall geltende Gesetz,

daß das Wohl des Einzelnen hinter dem Wohle des Ganzen zurückſtehen muß, darf auch hier herangezogen, darf als eine für die ſittliche Oekonomie der Welt unumgängliche Forderung in Anſpruch genommen werden: eröffnet ſich doch gerade dem ungewöhnlich, dem ungemeſſen Begabten die Möglichkeit, durch ein Wirken im Großen die Geſellſchaft, die Nation, die Menſchheit für eine augenblickliche Nichtberückſichtigung an ſich berechtigter, aber engerer und ſchwächerer Intereſſen zu entſchädigen. Alle dieſe Entlaſtungsgründe treffen bei der gewaltſamen Selbſtbefreiung unſeres Dichters zu. Platte Philiſterweisheit, wenn Schiller ſie befragt hätte, würde ihm vermutlich den Rat gegeben haben, daß er ſich in Geduld faſſen, daß er ſeinen poetiſchen Neigungen einen Zaum anlegen und, da der Herzog an der Schwelle des Alters ſtehe, ſich kommender Tage getröſten möge; wenn man ihn nicht am Ende gar mit der noch wohlfeileren und noch gedankenloſeren Redensart abgeſpeiſt hätte, daß alle Obrigkeit von Gott ſei und ihr gehorcht werden müſſe. Aber Schiller wußte gleich jedem, deſſen Seele im Prozeß der Weltgeſchichte eine Energie bedeutet, daß Begeiſterung „keine Häringswaare iſt, die man einpökelt auf lange Jahre"; er fühlte, daß in der Heimat zu bleiben ihm den geiſtigen Untergang bringen müſſe und daß der geiſtige Untergang eines Menſchen immer auch ein ſittlicher Niedergang, ein Brechen des Charakters ſei. Sieht man das Verhalten des Dichters unter dieſem Geſichtspunkt an, ſo gebührt ihm ohne Rückhalt der Zoll der Bewunderung. Schillers Flucht war die That eines Mannes; ſie war die ſchönſte Probe, daß Menſch und Dichter in ihm im Einklang ſtanden, und nicht ſo ſehr darin liegt ihr Großes, daß ihn das gefährliche Wagniß, das mit einer Auflehnung gegen die Gewalt ſeines Landesherrn immer verbunden war, nicht zurückſchreckte, ſondern dies iſt das Außerordentliche, das Heroiſche, das Vorbildliche, daß er der zur Erfüllung ſeines geſchichtlichen Berufes ihn mahnenden Stimme getreu ſich auch durch Empfindungen, denen ſein Herz willig eine Stelle einräumte, nicht beirren ließ.

An die Ungunſt der heimatlichen Verhältniſſe, welche den

Dichter, auch wenn kein Gewalthaber ihm feindlich in den Weg getreten wäre, hätte hemmen und schädigen müssen, bleibt in diesem Zusammenhange zu erinnern noch übrig. Ich habe bereits früheren Ortes darauf hingewiesen, daß die dramatische Kunst in Würtemberg einen verhältnißmäßig spröden Boden antrifft, und dieser Punkt bedarf hier zunächst einer Erörterung. Es gibt vielleicht keinen Stamm des deutschen Volkes, der bei gleich großer Empfänglichkeit und Begabung für die Poesie überhaupt doch für die dramatische Dichtung insbesondere eine so geringe Vorliebe oder Veranlagung aufweist, als dies beim schwäbischen Stamme, wenigstens bei den Schwaben im engeren Sinne, der Fall ist. Dramatische Talente sind in Würtemberg immer selten gewesen, und wie ein Wunder steht der Riese der deutschen Dramatik, steht Schiller inmitten seines Stammes. Was der schwäbischen Denk- und Empfindungsweise dichterisch ganz eigentlich gemäß zu sein scheint, das haben Naturen wie Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike, Hermann Kurz, Friedrich Vischer und Johann Georg Fischer ausgesprochen. Ihre Schöpfungen bilden zusammen einen Garten, in welchem Blume an Blume sich drängt; aber der Gattung nach gehören ihre Erzeugnisse nahezu ausnahmslos der lyrischen oder der epischen Dichtung an. Wieland und Uhland sind Beispiele, wie schwach der Sproß ist, den nach der dramatischen Seite hin selbst eine lebhafte, ja bedeutende poetische Begabung bei den Schwaben zu treiben pflegt. Noch am ehesten entfaltet der schwäbische Volksstamm im Gebiete des Komischen dramatisches Talent, und wie schon bei Nikodemus Frischlin, der als Schauspieldichter mit den Formen der antiken Bildungswelt biblisch-christlichen Vorstellungsgehalt und die breite Redseligkeit seines eigenen derben Naturels vermengte, die Spur poetischer Begabung gerade in den komischen Szenen zum Vorschein kommt, so haben auch späterhin mit geringerem oder größerem Glück Sebastian Sailer, Gottlieb Friedrich Wagner, Johannes Nefflen und Friedrich Theodor Vischer die reiche Ader von Witz und Humor, welche im schwäbischen Volke sprudelt, in Schwänken, satirischen Possen und Lustspielen, und zwar unter Anwendung

der ſchwäbiſchen Mundart, zur Geltung gebracht [1]). Aber das Alles läuft doch im poetiſchen Schaffen des Volkes mehr nebenher, und eine nachhaltige Pflege, wie ſich ihrer zum Beiſpiel Wien rühmen darf, hat das Volksſtück in Würtemberg niemals gefunden. Wie es ſcheint, hängt mit dieſer Dürftigkeit der dramatiſchen Produktion ein Mangel zuſammen, deſſen Friedrich Viſcher in einem nicht uneingeſchränkt geltenden, aber doch die Regel ausſprechenden Satze gedenkt: „Es iſt eine Eigenthümlichkeit der Schwaben wie der Schweizer, daß ſie nicht Schauſpieler werden", bemerkt er bei Ilſe Frapan [2]). Gewiß haben äußerliche Behemmungen, hat z. B. die lange dauernde Vorherrſchaft theologiſcher und ſchulmeiſterlich-philologiſcher Bildung den Sinn für die Bühne und Bühnenkunſt in Würtemberg zurückgedrängt; vielleicht aber ſind doch auch urſprüngliche Anlagen, urſprüngliche Neigungen der Volksſeele mit im Spiele. „Schwerblütig, unvermögend, ſich aus ſich herausleben" hat Viſcher ſelbſt ſeine Landsleute genannt, und merkwürdig übereinſtimmend ſprach gelegentlich des Empfanges einer Stuttgarter Deputation ein praktiſcher Staatsmann, Fürſt Bismarck, von den Schwaben als einem zähen Geſchlecht, welches ſchwer aus ſich herausgehe [3]). Mag man nun die Wurzel dieſer als Verſchloſſenheit des Charakters, auch als Eigenſinn und Starrköpfigkeit erſcheinenden Stammeseigenſchaft in einer edlen, jede Zurſchauſtellung des Innern verbietenden Scheu ſuchen, oder mag man in ihr das Erbe altgermaniſchen Trotzes erkennen, oder der Meinung ſein, daß unfreies Haften an der Heimat bei vielen Schwaben einen Mangel von Weltläufigkeit, von Geſchmeidigkeit zur Folge habe — gewiß wirkt ein derartiger, wenn auch zunächſt im Gebiete des ſittlichen, des geſellſchaftlichen

---

[1]) Vgl. Strauß, Leben und Schriften des Philologen Nicodemus Friſchlin, ſowie Cäſar Flaiſchlen, Neuere ſchwäbiſche Dialektdichtung, in der „Beſonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg", 1890, Nr. 6/7 und 9.

[2]) Viſcher-Erinnerungen, Stuttgart 1889, S. 58.

[3]) Vgl. den Bericht über Bismarcks Anſprache an die Abgeſandten der Stuttgarter Bürgerſchaft im „Schwäbiſchen Merkur" vom 16. Juni 1890.

und politischen Lebens sich äußernder Charakterzug auch auf die Fähigkeit künstlerischer Versinnlichung oder Verkörperung seelischer Zustände und Bewegungen, wie sie die Mimik, die dramatische Darstellung fordert, nicht günstig zurück. Das Drama, als Dichtung wie als szenische Darstellung, will recht eigentlich Pathos, das heißt Leidenschaft, und zwar offenbar werdende Leidenschaft, volles Sichausleben des Innern, Heraustreten des Innern in körperhafte Erscheinung; wo nun der Volksgeist im gemeinen Leben ein solches Sichmitteilen nach außen weniger befördert als erschwert, da wird auch die Spiegelung des seelischen Lebens in der Kunst der Mimik nicht gerade seine Liebhaberei sein. Es kommt hinzu, daß alles dramatische Schaffen und Darstellen eine lebhafte und willige Hingabe an die Objektivität, eine hohe Fähigkeit, sich ein Weltbild innerlich objektiv zu machen, voraussetzt; in der Art des schwäbischen Geistes aber liegt es mehr, in die Tiefen des eigenen Ichs, in die Subjektivität sich träumerisch zu versenken. In der That hat sich das Stuttgarter Theater zumeist mit dem Range einer größeren Provinzialbühne begnügt, und an Bedeutung für das Drama, für die Geschichte der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst wird es weder mit Mannheim oder Hamburg, noch mit Frankfurt oder Dresden, geschweige mit München, Berlin oder Wien sich zu messen im Stande sein. Man begegnet in Würtembergischen Zeitungen nicht selten der Klage, daß das Drama in Stuttgart vor halbleeren Bänken spiele, wogegen die Oper besucht und beliebt sei: ist dies richtig, wendet sich wirklich die Neigung des Stuttgarter Publikums so ausgesprochenermaßen einer Kunstform zu, deren Wesen in einer Vermischung des Musikalisch-Lyrischen mit dem Dramatischen (oder dem Scheine des Dramatischen) beruht, so würde auch damit bewiesen sein, daß in der Masse der dortigen Bevölkerung der Sinn für das Drama, für das Dramatische als solches nicht stark, nicht genügend entwickelt ist. Die Bevorzugung der Oper ist eine Kinderkrankheit des Theaterpublikums, welche man an anderen Orten Deutschlands nachgerade überwunden hat; die Vermischung der Künste in der Oper geschieht in der Mehrzahl

der Fälle auf Kosten von Natur und Verstand und Geschmack, sie ist in der Mehrzahl der Fälle eine unorganische und dem künstlerisch reinen Empfinden ebendeßhalb widerstrebende. An die Majestät der Gluckschen Oper, an die Hoheit und entzückende Lieblichkeit der Musik, welche Meister wie Mozart in diese Kunstform ergossen haben, sollen diese Worte nicht tasten; aber auf den Satz, daß bei der Oper die Handlung oder der Text langweilig, albern und affektirt sein dürfe, wenn nur die Musik gefalle, beruft sich doch nur derjenige, der für das Ganze des Kunstwerks stumpf und dessen geistiger Magen noch mit verhältnißmäßig grober Speise zufrieden ist, und wer an den Opern Meyerbeers oder Werken von ähnlicher fratzenhafter Unnatur sich erquicken kann, der ist für die Kunst Shakespeares nicht reif. Der Traum einer Verbindung aller Künste zu einer großartigen Gesammtwirkung beruht, wie Ludwig Pfau zutreffend bemerkt, auf einer totalen Verkennung der ästhetischen Gesetze. „Jede Kunst hat ihr bestimmtes Bereich, ihre besonderen Bedingungen, und kann zu ihrer Vollendung nur gelangen, indem sie für eigene Rechnung wirkt. Die Vereinigung aller ist die Beeinträchtigung einer jeden“ .... und „die Oper, mit ihrem trügerischen, bei allen Künsten zusammengeliehenen Lappenkleide, ist im Grunde nichts als ein barbarisches Kunstgemisch“ [1]).

Wer einen Streifzug durch die Geschichte des Theaters in Würtemberg unternimmt, wird hinsichtlich der dramatischen Dichtung jenen Mangel an stärkeren natürlichen Impulsen, jenes Steckenbleiben in dürftigen und ungenügenden Ansätzen so ziemlich an jedem Punkte bestätigt finden [2]). Während im 14. und 15. Jahrhundert in Eisenach, in Frankfurt wie in vielen anderen

---

[1]) Ludwig Pfau in seinem Essay über Emile Zola, „Nord und Süd“, XIII, S. 72.

[2]) Vgl. zu diesem Abschnitt Joseph Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe, Stuttgart 1890 und 1891. Sittard behandelt seinen Gegenstand hauptsächlich vom musikalischen Standpunkt aus und im Interesse der Oper; aber die reichen Quellen, die er erschlossen hat, kommen auch der Geschichte des Dramas in Würtemberg zu gute.

Städten Mittel- und Süddeutſchlands Myſterien und Paſſionsſpiele aufgeführt wurden und großen Volkszulauf fanden, verlautet aus Würtemberg nichts von derartigen Darſtellungen. Als das geiſtliche Schauſpiel allmählich vom weltlichen abgelöſt ward, als in Nürnberg Hans Roſenblüt, Hans Folz und Hans Sachs ihre Schwänke und Faſtnachtſpiele ſchrieben, als in den Städten der Schweiz, aber auch in Nürnberg und Augsburg, in Straßburg und Colmar und an vielen andern Orten Deutſchlands das Volksſchauſpiel eifrigſt gepflegt und von Bürgern und Handwerkern ungezählte Komödien aufgeführt wurden — blieb Würtemberg hinter den angrenzenden Landſchaften wiederum zurück: „In Würtemberg“, bemerkt Sittard für den genannten Zeitraum, „erlangte das Schauſpiel keine große Bedeutung und Aufführungen fanden nur in vereinzelten Fällen ſtatt.“ Abgeſehen von den Bürgern in Waiblingen, wo man ſich des Schauſpiels lebhafter annahm, waren es hauptſächlich Studenten und Schüler, welche die Schauſpieler abgaben, und die Uebung in der lateiniſchen Sprache und Phraſeologie, die Beförderung humaniſtiſch-philologiſcher Bildung war bei dieſen Schüleraufführungen in der Regel der nächſte Zweck. Von 1547—1590 lebte Nikodemus Friſchlin; ſeine Komödien, von denen die meiſten urſprünglich in lateiniſcher Sprache abgefaßt waren, ſind von mäßigem poetiſchen Wert, aber er überragte als Dramatiker doch alle ſeine Landsleute und an der Aufführung ſeiner Stücke ergötzte ſich zwiſchen 1575 und 1585 der würtembergiſche Hof. Daß man dieſen Mann mit allen Hunden zu Tode hetzte, daß gehäſſige, ſcheinheilige proteſtantiſche Pfaffen im Bunde mit dem böswilligen Pedanten Cruſius zu Tübingen, im Bunde mit der Rachſucht eines rohen Adels und der Geiſtesſtumpfheit des Herzogs ihm den Garaus machten, war vielleicht nur in Würtemberg möglich. Sittard gibt an, ein „taktloſes Schreiben“ Friſchlins an die herzogliche Kanzlei habe dem Faſſe ſchließlich den Boden ausgeſchlagen; aber er vergißt zu ſagen, daß die nämliche Kanzlei zuvor wider alles Recht dem in Not und Elend von Ort zu Ort irrenden und durch tauſend Kämpfe erbitterten Manne ſein Geſuch um Aus-

händigung der Brautgabe seiner Frau verweigert hatte. Zehn Jahre nach Frischlins gewaltsamem Tod erschienen zum ersten Mal in Stuttgart Englische Komödianten, und auch noch in den nächstfolgenden Jahren führten Englische Komödianten vor dem würtembergischen Hofe Komödien und Tragödien auf; aber festeren Fuß, wie in Braunschweig, in Hessen, in Sachsen und Kurbrandenburg, vermochten sie in Stuttgart nicht zu fassen. Inzwischen hatte in Italien behufs vermeintlicher Wiederbelebung des altgriechischen Dramas und vermeintlicher innigerer Verbindung von Poesie und Musik die Opernschöpfung begonnen, und 1660, unter Herzog Eberhard III., kam am Hofe zu Stuttgart ein Werk dieser Gattung zum ersten Mal zur Aufführung. Es hatte den schönen Titel: „Ballet der Natur oder Fürstliche Frühlingslust" und sollte der Verherrlichung des Geburtstages einer der fürstlichen Personen dienen: die Natur bringt ihre Huldigung dar, die 4 Elemente werden in Balletszenen dargestellt, dazwischen singt Daphne, singt Ulysses, singen Sirenen und Trojanerinnen, singen Psyche, Venus, Amor, Anchises, Ajas und Atlas. Werke ähnlichen Charakters, durchweg Mischungen von Musik, Tanz und angeblicher Poesie, Erzeugnisse von unbegrenzter Abgeschmacktheit, Geschraubtheit und Unnatur werden von jetzt ab ein halbes Jahrhundert hindurch am Stuttgarter Hofe bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt: „Der sieghafte Hymen", „Le Rendez-vous de plaisirs", „Paridis Urthel", „Acis und Galathée", „Der hochmüthige Alexander", „Der in seiner Freyheit vergnügte Alcibiades" u. s. w. u. s. w. Der Geist, der diese Singspiele, Singballete und Opern erfüllt, ist überall der gleiche: ein geziertes Getändel mit mythologischen, allegorischen und geschichtlichen Figuren, die fadeste Galanterie und die servilste Schmeichelei. Die Spieler waren zumeist Prinzen und Prinzessinnen des Hofes und sonstige Dilettanten, den musikalischen Teil besorgte eine herzogliche Kapelle. Daneben finden sich ab und zu französische Komödianten am würtembergischen Hofe ein; schon 1613—1614 geben französische Schauspieler Vorstellungen und unter Herzog Karl Alexander ist eine aus 13 Personen bestehende Komödiantengruppe ange-

ſtellt. 1746 ſpielte die aus Berlin verdrängte Eckenberg'ſche Truppe auf dem Stuttgarter Herrenhaus am Marktplatz; auf ihrem merkwürdigen Spielplan befanden ſich unter Anderm die von Fr. Melchior Grimm dramatiſirte Aſiatiſche Baniſe Zieglers, das Racine'ſche Trauerſpiel Iphigenie in der Ueberſetzung Gottſcheds, das Voltaire'ſche Luſtſpiel Zaïre, „Hanns Wurſt, der luſtige und zugleich Affectirte Baron Zwickel und die Lächerliche Liebesbegebenheiten der Madame von Kuttelfleck" ſowie „Die unglückſelige Gelehrſamkeit des Weltberuffenen Ertz-Zauberers Joannis Fausti, Doctoris Wittenbergensis". Von 1757—1767, unter Herzog Karl, iſt am würtembergiſchen Hofe wieder eine franzöſiſche Komödiantentruppe angeſtellt; ſie beſteht aus 21 Perſonen, und mit ihrer Leitung iſt der Speichellecker Uriot betraut. Aber die leidenſchaftlichere Pflege, die ſinnloſeſte Verſchwendung, der raffinirteſte Aufwand von Pracht gehört unter der neuen Regierung der Oper, vorab der Oper Jomelli's: Herzog Karl war ſelbſt Dilettant in der Muſik, und die Jahre 1753—1769, der Zeitraum von Jomelli's Anſtellung bis zu ſeiner Entfernung, bringen für die italieniſche Oper, auch für das Ballet am würtembergiſchen Hofe, wenn man ſo will, eine „Blütezeit", eine Glanzperiode. Jede volkstümliche oder nationale Regung des Theaters war aber dabei erſtickt; recht als ob Alles, was deutſchen Urſprungs war, den Hof des Herzogs nichts angehe, teilte das Schickſal, verachtet zu werden, mit der deutſchen Dichtkunſt auch die deutſche Tonkunſt: keines der Werke von Händel oder Sebaſtian Bach oder Gluck oder Haydn brachte das herzogliche Orcheſter in jenen Jahren zur Aufführung [1]). Schneidendere Gegenſätze laſſen ſich kaum denken, als ſie zwiſchen der Kunſtrichtung, an der ſich die vornehme Geſellſchaft zu Ludwigsburg und Stuttgart vergnügte, und dem mit Anbruch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutſchland ſich erhebenden dichteriſch-nationalen Geiſte beſtanden: dort „Fetonte", „Demofoonte", „Didone" und ähnlichen Opernwerke, trillernde Göttinnen in Puder, virtuoſe Tanzſprünge und ein fettes muſikaliſches Vir-

[1]) Vgl. H. Wagner, Geſch. d. H. Carls-Schule II, S. 6 u. 18—19.

tuoſentum; hier Leſſing, der wiedererweckte Shakeſpeare, „Götz von Berlichingen“ und, ärmlich von Geſtalt, aber aus dem Schoße des Volkes geboren, die mimiſche Kunſt Konrad Eckhofs.

Die erſte Jugend Schillers, die Jahre, in denen der Knabe die Lateinſchule zu Ludwigsburg beſuchte, fallen noch in den Ausgang dieſes Zeitraums. Am 18. Dezember 1768 wurde im Ludwigsburger Opernhaus die komiſche Oper „Die befreyte Sklavinn“ aufgeführt, deren Muſik von Jomelli, deren Libretto von Martinelli herrührte [1]). Aber ſchon im nämlichen Jahre hatte infolge der immer dringlicher ſich meldenden Erſchöpfung der Kaſſe die erſte Verminderung des Künſtlerperſonals ſtattgefunden, und 1769 wurde Jomelli in Ungnaden entlaſſen. Zunächſt berief man Sacchini nach Ludwigsburg; zum Nachfolger Jomelli's in der Stelle eines Oberkapellmeiſters aber wurde 1771 Boroni ernannt. Boroni hatte ſchon zuvor in Ludwigsburg das Reichenbachſche Haus, zu deſſen Beſitzern die Schillerſche Familie in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, bezogen. Sacchini's Oper „Calliroe“, deren Text von Verazj geſchrieben war, kam 1770 zur Aufführung. Im Februar 1772 gaſtirte in Ludwigsburg der Tenoriſt Anton Raaff, nach Mozarts Urteil ein Meiſter in der „bravura, den Paſſagen und Rouladen“, aber ein elender Spieler; er ſang in Jomelli's Oper „Fetonte“ den Mohrenkönig Arbaces und in der auf der Solitude aufgeführten „Cantata“ Boronis „Les Dieux aux concours dans le temple d'Apollon“ den Mars. Jomelli's „Fetonte“ war eine der Opern, deren prächtige Ausſtattung damals Stadt und Land von ſich reden machte; der Mohrenkönig erſchien „im Gefolge von 300 berittenen Mohren unter einem kriegeriſchen Marſch auf der Bühne“ [2]). Zu den Perſonen gehörten außer ihm Fetonte (Phaëton), der „Sohn der Sonne“, die ägyptiſche Königstochter Libia und ihr Liebhaber Epaphus, Sohn der Iſis, die Sonne ſelbſt, der Meergott Proteus u. a.; Chöre von Meergöttern, von Geſpenſtern, von Furien traten

[1]) Vgl. Sittard, S. 113 ff.

[2]) Ebenda, S. 142. Vgl. S. 48—49, ſowie S. 211—212.

auf. Nicht weniger als 16 Arien bekam man zu hören und dazwischen sah man allerlei Prachtspektakel, einen Isistempel, der sich in einen flammenspeienden Abgrund verwandelt, einen ägyptischen Königspalast, den Palast der Sonne (!), das Meer mit Triton und seinem Gefolge und den aus dem Sonnenwagen stürzenden Phaëton.

Etwa ein Jahr, nachdem der junge Schiller in die Militärpflanzschule aufgenommen worden war, entließ der Herzog wiederum eine größere Anzahl der fremden Musiker, Tänzerinnen und Tänzer; das Personal, dessen er noch bedurfte, wurde fernerhin fast vollständig der mit der Militärpflanzschule und Militärakademie verbundenen Theaterschule sowie der Ecole des demoiselles entnommen. Waren zuvor an die fremden Künstler unsinnige Summen verschwendet worden, so wurde nun an den Landeskindern geknausert; die Musikzöglinge „erhielten nichts und wurden möglichst lange in der Akademie zurückbehalten, weil eine Anstellung, wenn auch mit noch so bescheidenem Honorar, die Kasse ja mit größeren Ausgaben beschwert hätte“ [1]). Die Militärpflanzschule, fast ein Mädchen für Alles, lieferte sogar die Kastraten: der Musikhistoriker Charles Burney, der im Jahre 1772 Ludwigsburg besuchte, erzählt in seinem Tagebuch, daß sich unter den Sängern der Militärpflanzschule 15 Kastraten befunden hätten; der Hof habe 2 bolognesische Wundärzte im Dienste gehabt, die sich auf die einschlägige Operation vortrefflich verstanden hätten [2]). Indessen erlahmte das Interesse des Herzogs am Theater mehr und mehr, wenn er auch bei festlichen Gelegenheiten, bei Besuchen fremder Fürstlichkeiten, an den Stiftungstagen der Militärakademie und insbesondere an den Geburtstagen der Gräfin Franziska den alten Opernprunk noch gerne entfaltete. Theatralische Vorstellungen durch die Zöglinge fanden bereits 1772 und 1773 statt; so wurde von ihnen im Dezember 1773, am Stiftungstagsfeste, Molière's L'Avare in französischer Sprache auf-

[1]) Sittard II, S. 149.

[2]) Erwähnt von Sittard II, S. 73 Anm.

geführt, dazu ein Ballet und die italienische Operette „I Pitagorici“, deren Musik Boroni, deren Text Verazi geschrieben hatte[1]). An den Stiftungstagsfesten der Jahre 1774 und 1775 kamen die französischen Singspiele „Le déserteur“ und „Zemire et Azor“, beide von Boroni in Musik gesetzt, zur Aufführung[2]). Am 8. April 1777 führten die Zöglinge bei der Anwesenheit des Kaisers Joseph II. Jomelli's „Didone abbandonata“ auf, eine Oper, zu der Metastasio den Text geschrieben hatte; 1780 und 1782 wurde sie wiederholt. Zur Jahrestagsfeier der Militärakademie wurde 1777 die Komödie „Thomes Jones“ aufgeführt; 1778 wurde sie wiederholt, wobei die Zöglinge der Militärakademie und des Fräuleininstituts die Schauspielerrollen wie auch das Orchester übernommen hatten[3]). Jomelli's Oper „Demofoonte“, deren Text gleichfalls von Metastasio herrührt, wurde von den Zöglingen 1778 und 1780 gegeben; 1777, 1779 und 1782 Sacchini's „Calliroe“, zu deren Aufführung gegen 500 herzogliche Soldaten zugezogen wurden behufs Darstellung von Skythen, Assyrern und Medern. In die Jahre der Studienzeit Schillers fällt noch, von einigen andern Bühnendarstellungen abgesehen, die Aufführung der Opern und Singspiele „Les deux avares“ von Gretry (1776), „Le triomphe de l'agriculture“ von Poli (1778), „La bonne fille“ von Piccini (1778) und „das Rosenmädchen“ von Gretry (1779). 1781 führten die Zöglinge die Oper „Minerva“ auf, in deren Vaterschaft sich, wie es scheint, Poli und Uriot teilten[4]). Darin sangen und tanzten nicht nur alle Götter und Göttinnen des Olymps nebst den Musen sondern auch Riesen und die Priester des Schicksals. Die Symphonie drückte ein Erdbeben aus, man hörte das Getöse der „wankenden Erdkugel“, hörte „erschreckliches“ Geknall, sah die Geburt der Minerva aus dem von Wolken umhüllten Haupte des Jupiter, sah auch wie Jupiter

[1]) Nach H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, S. 262. Vgl. S. 124 des vorliegenden Buches.

[2]) Nach H. Wagner I, S. 263. Vgl. Sittard II, S. 212.

[3]) Vgl. Haugs Schwäb. Magazin 1777 S. 1054 u. 1778, S. 94.

[4]) Vgl. Sittard II, S. 153—158.

über die Riesen ganze Berge hinwälzte. Die Musen weinten; Merkur tröstete sie; dann hielt Jupiter eine Strafrede. In den folgenden Auftritten kam der Oberpriester unter Verzückungen aus einer Höhle hervor und verkündete, daß das Schicksal günstig sei. Minerva, Apollo und Polyphem (!) sangen hierauf ein Terzett. Iris steigt auf einem Regenbogen zur Erde herab und tröstet die korbflechtenden Bewohner Thessaliens. Schließlich tanzen die Musen und die Künste vor Minervas Triumphwagen, Minerva und Neptun aber streiten sich. Jupiter nimmt für Minerva Partei und läßt einen Tempel erscheinen, worauf zwei Genien vom Himmel herab eine durchsichtige Ziffer bringen, die den Namen Franziska von Hohenheim vorstellt. Dies ist in Kürze der Inhalt der Oper Minerva, und an diesem hochtrabenden Unsinn, diesen läppischen Allegorien, dieser Verballhornung aller Mythologie ergötzte sich Franziska, ergötzte sich der Herzog von Würtemberg; da begreift man, daß er an den Räubern, die ja just in dem nämlichen Jahre erschienen, keinen Geschmack fand. Ein anderes Machwerk von Poli und wiederum eine Schmeichelei für Franziska, „La nascità di Felicità oder die Geburt der Glückseligkeit oder die Huldigung der Feen und der Genien", wurde am 10. Januar 1782 gegeben; dabei stellte Schubarts Töchterlein eine der Parzen vor und Fräulein Sandmayer, die nachmalige Geliebte des Hofkaplans Baumann, die Feuerfee Brillante [1]).

Daß Schiller als Zögling der Militärpflanzschule und Militärakademie von den Opern und Operetten, welche in jenen Jahren zur Aufführung kamen, die eine und andere mitangesehen hat, wird nicht zu bezweifeln sein; lag es doch durchaus in den Absichten des Herzogs, daß bei den unter Mitwirkung seiner Akademie veranstalteten Festlichkeiten soviele Zöglinge als irgend anging, die Zeugen und gelehrigen Bewunderer abgaben, und für eine Reihe von Akademiefesten, insbesondere für die Jahresfeier des Stiftungstages, ist die

[1]) Vgl. den Bericht der „Stuttgardischen privilegirten Zeitung" bei E. Vely, S. 122—123.

Zulassung sämmtlicher Zöglinge zu den Theateraufführungen ausdrücklich bezeugt[1]). Bei der Geburtstagsfeier der Gräfin im Jahre 1779 war Schiller als Festredner und als Schauspieler beteiligt: um so weniger wird er als Zuschauer bei der Oper „Calliroe", die auf das Festspiel „der Preiß der Tugend" unmittelbar folgte, gefehlt haben. Die Oper Demofoonte hat er vielleicht im Jahre 1780, in welchem er wiederum Festredner war, mitangehört, oder schon im Jahre 1778, wo ihr, wie es scheint, Poli's Singspiel „Denkmal des besten Herzens" voranging; in letzterem wirkten damals Dannecker in der Rolle des Phidias und Julchen Schubart in der Rolle eines Bauernmädchens mit[2]). Schillers Vorspiel „Der Jahrmarkt", seine Inschriften für ein Hoffest und seine Operette „Semele" haben uns gezeigt[3]), daß ihm die szenischen Darstellungen, wie sie an der Akademie gang und gäbe waren, wie zum Spiel gelegentliche Anregung gaben; aber das ihm eigentümliche Talent stammte aus einer ganz anders gearteten Geisteswelt, und welchen Eindruck ihm die Theateraufführungen seiner akademischen Zeit hinterließen, das klingt aus den Worten nach, die er am 10. Februar 1785 an Körner und die Seinigen richtete: „Unterdessen, daß die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhaus zusammendrängt, einem Auto da Fé über Natur und Dichtkunst — einer großen Opera — beizuwohnen, und sich an den Verzukungen dieser armen Delinquentinnen zu waiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuersten, und weiß, daß ich in diesem Augenblik der Glüklichere bin." Es war das von Benda komponierte Melodrama „Pygmalion", was er bei diesen Worten im Auge hatte.

Einen irgendwie kräftigern Aufschwung vermochte der Sinn für die Bühne bei der würtembergischen Bevölkerung auch durch die Theaterpflege des Herzogs Karl nicht zu nehmen; denn fürs

---

[1]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, S. 155—156 u. S. 262.

[2]) Vgl. E. Vehy, Herzog Karl v. W. u. s. w., S. 98 und den Brief der Gattin Schubarts an Miller bei Strauß, Ges. Schr. VIII, S. 267.

[3]) Vgl. oben S. 202 u. S. 542.

Erste bestand gegen die wälschen Künstler, gegen die hundert Prasser, die vom Marke des Landes zehrten und frivole Sitten in Mode brachten, ein gegründeter Widerwille, und was sollte auch dem Volke mit Aufführungen gedient sein, die in fremder, in italienischer und französischer Sprache zu ihm redeten? So blieb denn die Teilnahme des Stuttgarter Publikums, obgleich es im Opernhause anfänglich kein Eintrittsgeld zu zahlen hatte, nur eine geringe. Man schickte zuweilen, wenn Fremde von hohem Rang anwesend waren, in die Wohnungen und ließ den Familien bedeuten, der Herzog wünsche, sie möchten im Theater erscheinen, man kommandirte, wenn die Zuschauer dennoch zu spärlich kamen, Militär, das in Zivilkleider gesteckt war, ins Theater [1]): Vorkommnisse, welche ebenso bezeichnend sind für die Abneigung des Publikums wie für das Scheinwesen des Herzogs. Sofern aber die Theaterpflege des Herzogs auf einen Teil der Bevölkerung doch nicht ohne Wirkung blieb, kam diese Wirkung weder dem eigentlichen Drama zu gut noch war sie ohne Nachteile; denn die Neigungen des Herzogs gingen mit Einseitigkeit auf die Musik, und sie gewöhnten den Sinn der Zuschauer an einen höfischen, dem Nationalen wie dem Natürlichen entfremdeten Geschmack und an einen innerlich leeren und doch anspruchsvollen Dekorationsprunk.

Wandernde deutsche Schauspielergesellschaften hatten sich inzwischen mehrere Male in Würtemberg eingefunden. Zuerst, im Jahre 1772 in Ludwigsburg und Stuttgart, die Ilgener'sche Bande, die freilich, da ihre meisten Mitglieder unter der Mittelmäßigkeit spielten und Ilgener selbst ein ungebildeter Mensch und ein Possenreißer war, dem Publikum keine Achtung einflößen konnte [2]). Weit mehr Eindruck machte die Truppe Schikaneders, die, 29 Personen stark, 1778 zu Ende Mai zur Messe

---

[1]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule II, 18 und I, 481 auf 82.

[2]) Vgl. über Johann Ilgener und seine Bande August Ottokar Heinrich Reichards Theater-Journal für Deutschland, XI. Stück, S. 76 ff. und Reichards Theater-Kalender, Jahrgang 1785, S. 50 u. 73, sowie Jahrg. 1783, S. 52—58.

nach Stuttgart kam und bis zum 8. September nahezu täglich, die Sonntage ausgenommen, deutſche Schauſpiele aufführte [1]). Sie durfte ihre Vorſtellungen nicht im Opernhauſe geben, ſondern mußte ſich mit dem herzoglichen Ballhaus begnügen [2]). „Denken Sie nur, wir hatten dieſen Sommer drey volle Monate durch hier deutſches Schauſpiel!“ ruft der Stuttgarter Berichterſtatter in Reichards Theater-Journal aus und ſetzt hinzu, wenn ſchon weit kleinere Städte Deutſchlands als Stuttgart eine ſolche Ergötzlichkeit, wo nicht beſtändig, doch wenigſtens eine Zeit des Jahres ordentlicherweiſe genießen dürften, ſo „war es bey uns einmal eine Seltenheit, denn wenn ſchon je und je eine reiſende Schauſpielergeſellſchaft ihren bretternen Muſentempel auf etliche Wochen bey uns aufſchlug, ſo waren es ſolche Auswürflinge des Helikons, daß wir uns ſchämten, zu ſagen: ſie ſeyn bey uns geweſen“; es müſſe wohl die Lage des Ortes ſchuld ſein, daß ſo wenig Gutes nach Stuttgart komme. Der „Principal“ der Truppe, Johann Emanuel Schikaneder, gebürtig aus Regensburg, nachmals Verfaſſer des Textes der Zauberflöte, ſpielte die Rollen der erſten Liebhaber, edlen Väter, Könige, Helden und Bauern, war auch erſter Sänger; ſeine Gattin Eleonora zeichnete ſich in launigen, naiven und ſchalkhaften Rollen aus, während „Mamſell Müller“ die tragiſche Muſe vergegenwärtigte. Man gab neben Stücken von Clodius, Stephanie dem Jüngeren, Engel, Brandes, Babo, Weiſſe und Hiller: Richard III. und Romeo und Julie, beide in der Ueberſetzung von Weiſſe, Hamlet, überſetzt von Heufeld, Minna von Barnhelm und Miß Sara Sampſon, Goethes Singſpiel Erwin und Elmire (mit André's Muſik) und das Trauerſpiel Clavigo, das freilich auch damals, wie bald nachher unter Schillers Händen [3]), in Stuttgart kein Glück hatte, ſondern „gerädert“ wurde. Schikaneder wurde als Hamlet

[1]) Vgl. das „Schreiben an Herrn Bibliothekar Reichard in Gotha über die Schikanederiſche Schauſpielergeſellſchaft und ihren Aufenthalt in Stuttgard“ in Reichards Theater-Journal, X. Stück, S. 43—62, ſowie die Notiz in Haugs Schwäb. Magazin, 1778, S. 408.

[2]) Streicher, Schillers Flucht, S. 30.

[3]) Vgl. S. 288 u. 574 des Buches.

herausgerufen, „die sanfte Schikanederin“ [1]) feierte ihre Triumphe als Röschen in dem nicht weniger als fünfmal aufgeführten Singspiel von Weisse und Hiller „Die Jagd“, Mamsell Müller aber als Gräfin in Möllers damals beliebtem Trauerspiel, „Graf Walltron“ und als Sophie in des nämlichen Autors Schauspiel „Sophie oder der gerechte Fürst“; „man konnte“, bemerkt Reichards Berichterstatter über die Rolle der Sophie, „vor Weinen“ nicht mehr an die Fehler des Möllerschen Stückes denken, „oder man müßte ein ächter Kritiker von Holz gewesen seyn“. Zum Beschlusse der Vorstellungen sprach Madame Schikaneder, wiederum als Röschen, auf der Bühne einen Epilog, den der junge Gotthold Stäudlin, immer gerüstet, sich hervorzuthun, verfertigt hatte [2]).

Im Januar 1779 brachte Haugs Schwäbisches Magazin die überraschende Meldung, Stuttgart habe „Hoffnung, ein beständiges deutsches Theater zu erhalten“. Was es mit dieser Hoffnung für eine Bewandtniß hatte, führte das Maiheft der nämlichen Zeitschrift unter der ruhmredigen Ueberschrift „Nationaltheater in Stuttgart“ aus: die Eleven der herzoglichen Militärakademie und der Ecole des Demoiselles, deren Geschicklichkeit in Aufführung italienischer und französischer Stücke man seither gesehen habe, hätten von nun an auch in unserer Muttersprache Vorstellungen zu geben und zweimal in der Woche, am Dienstag und am Freitag um 4 Uhr, werde inskünftige Schauspiel sein. Die Wünsche derjenigen, „die Geschmack haben und einige von Geschäften leere Stunden mit einem vernünftigen öffentlichen Zeitvertreib ausfüllen möchten“, seien hiemit vollkommen zufriedengestellt, setzte der genügsame schwäbische Magister hinzu [3]). Der Gedanke, aus den in der herzoglichen Militärakademie zum Theater und zur Musik erzogenen und bislang zur Aufführung

---

[1]) Reichards Theater-Kalender auf 1780, S. 21.

[2]) Vgl. den Abdruck in Reichards Theater-Journal, X. Stück, S. 10—12 sowie die Notiz in Haugs Schwäbischem Magazin 1780, S. 314.

[3]) Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 337. Vgl. zum Folgenden den Brief aus Stuttgart vom 16. Juli 1783 in Reichards Theater-Journal, XXI. Stück, S. 120—132.

großer italienischer Opern oder französischer Singspiele verwendeten Soldaten- und Bürgerssöhnen eine deutsche Schauspielergesellschaft zu bilden und so der herzoglichen Casse eine neue Erwerbsquelle zu schaffen, war von dem Intendanten Obrist von Seeger ausgegangen und hatte ohne Zweifel in Schikaneders Erfolgen ihren Ursprung. Herzog Karl genehmigte Seegers Vorschlag und ernannte zum Oberaufseher der neuen Bühne den Obristwachtmeister von Alberti, zum „directeur" aber den Professor Uriot. Für die Vorstellungen wurde nach dem Plane des Hauptmanns und Architekten R. H. Fischer das sogenannte „kleine Theater", ein Holzbau am Ende der Stuttgarter Planie, errichtet, während das auf dem Platze des heutigen Stuttgarter Hoftheatergebäudes stehende Große Theater oder Opernhaus, in welches Herzog Karl um 1750 durch den Ansbachischen Major und Oberbaudirektor Retti und den Oberbaudirektor de la Guêpière das „neue Lusthaus" hatte umbauen lassen, für die Große Oper bestimmt blieb. Das Personal des „deutschen Theaters" bestand im Jahre 1783 aus 9 Schauspielern und 10 Schauspielerinnen; dazu kamen 9 „Kompositeurs", gegen 30 Violinisten, Flötisten, Oboisten, Fagottisten, Cornisten, Claviciniſten, Violoncellisten und Contrabassisten, sowie 13 Solotänzer und Solotänzerinnen. Konzertmeister war Poli, Balletmeister Regnaud. Daß die theatralischen Leistungen der jungen Leute von offiziellen Federn überschwänglich gepriesen wurden, versteht sich bei den damaligen Stuttgarter Gepflogenheiten von selbst; Streicher freilich meint, es sei unter den Darstellern nur eine einzige Person gewesen, welche wirklich großes Talent gezeigt habe, und ein sehr ungünstiges Urteil fällte in seiner bekannten „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" [1]) Friedrich Nicolai. Er fand, daß es den Spielern in Deklamation und Mimik an jeglicher Ausbildung fehle, daß man Wörter wie Ehnen statt Ihnen, isicht statt ist zu hören bekomme; die Frauenzimmer, setzt er hinzu, seien meist steif wie Drahtpuppen gewesen. Das starke Hervortreten des schwäbischen Dialektes bei den Schau-

[1]) Band X, S. 94—95.

spielern tadelt auch ein unparteiischer Fremder, der im Jahr 1784 Würtemberg bereiste und über seine Eindrücke in Göckingks „Journal von und für Deutschland“ [1]) Rechenschaft gab; dagegen wird hier das Orchester der ehemaligen Akademisten als vortrefflich gerühmt. Desgleichen hebt der in Reichards Theater-Journal vom Jahr 1783 enthaltene Bericht, die ausführlichste Beurteilung vielleicht, welche über Herzog Karls „deutsches Theater“ geschrieben wurde, die „unvergleichliche“ Besetzung des Orchesters hervor. Spiel und Aufführungen, heißt es in diesem Briefe, ließen freilich vieles zu wünschen übrig; wenn man aber bedenke, daß kein Mitglied der Gesellschaft die Welt oder ein anderes Theater gesehen habe, daß sie alle zur italienischen Oper erzogen worden und ein ehemaliger französischer Schauspieler Directeur der deutschen Komödie sei, so müsse man doch einräumen, daß es die Gesellschaft weit genug gebracht habe. Unter den Schauspielern fanden am meisten Beifall der auch von Streicher [2]) gerühmte Joh. Dav. Friedrich Haller und der Mömpelgarder Curié, jener insbesondere in komischen Rollen, wenn er auch gerne übertrieb; bei andern Schauspielern gab das steife Wesen und die schlechte deutsche Aussprache Anlaß zum Tadel. Unter den „Aktrizen“ zeichnete sich Demoiselle Sandmayer aus, deren große, schlanke Figur, feuriges Auge und vorzüglicher Gesang bewundert wurden, wogegen Madame Gauß, die erste Liebhaberin, ihre Rollen nur „ziemlich gut“ ausführte. Demoiselle Balletti galt als die schönste der Stuttgarter Schauspielerinnen und gewann die Zuschauer durch „Einfalt, Natur und sanftes Gefühl“; Madame Poli, die Gattin des Konzertmeisters, gefiel in komischen Rollen, Demoiselle Schubart, die Tochter des Dichters, ließ in Spiel und Gesang für die Zukunft viel Gutes hoffen, wenn auch ihre Figur nicht sehr anziehend war. Unter den „Kompositeurs“ werden neben Poli und Zumsteeg, „dem besten in diesem Fache“, Häußler, Abeille, Dieter, Schwegler, Eibendenz u. a. genannt. Von der Eröff-

[1]) 1784, II, 381.

[2]) Schillers Flucht, S. 31.

nung des Theaters bis Mitte Juli 1783, also während eines Zeitraumes von 4 Jahren, gelangten nur 3 Trauerspiele zur Aufführung, „Zaïre“ von Voltaire, „Graf von Essex“ von J. G. Dyk (nach Banks) und Emilia Galotti; sie wurden „ziemlich mittelmäßig“ gegeben. Größer war die Zahl der aufgeführten Schauspiele und Lustspiele; wir finden unter ihnen: „Nicht mehr als 6 Schüsseln“, Familiengemälde von Großmann, „Henriette oder Sie ist schon verheirathet“, Lustspiel von Großmann, „Das Loch in der Thüre“, „Der Spleen“, „Die Werber“, „Der Deserteur aus Kindesliebe“, sämmtlich Lustspiele von Stephanie dem Jüngeren, „Graf Olsbach“, Schauspiel von Brandes, „Der Edelknabe“ und „Der dankbare Sohn“, beides Lustspiele von Engel, „Geschwind ehe es Jemand erfährt“, Lustspiel von Bock nach Goldoni, „Der flatterhafte Ehemann“, Lustspiel nach dem Englischen von Bock, „Der Eheprocurator“, Lustspiel von Bretzner, „Die seidenen Schuhe“, Lustspiel nach dem Französischen von Kretschmann, „Henriette oder die Husarenbraut“, Schauspiel von Plümicke, „Präsentirt das Gewehr“, Lustspiel von Heinrich Müller, und Minna von Barnhelm. Der Löwenanteil aber fiel auch an diesem Theater Herzog Karls der Musik zu, und auf die Aufführung von Singspielen und Operetten war man in erster Linie bedacht. War auch der Inhalt derselben „meistens schlecht und unbedeutend“, so kam doch dieser Gattung von Bühnenwerken die musikalische Vorbildung der Schauspieler entgegen, und das Stuttgarter Publikum liebte, wie wir bei Reichard lesen, „Singspiele und komische Farcen mehr als ernsthafte oder gar traurige Stücke“. Man gab „Das gute Mädchen“ von Piccini, „Il matrimonio per concorso“ von Jomelli, „La servante Maitresse“ von Pergolese, „Die Pilgrime von Mekka“ von Dancourt mit Musik von Gluck, „Günther von Schwarzburg“ von A. v. Klein mit Musik von Holzbauer, „Romeo und Julie, eine rührende Oper“ von Gotter und Benda, die Melodramen (sogenannte „Duodramen“) „Medea“ von Gotter und Benda und „Ariadne“ von Brandes und Benda, „Das tartarische Gesetz“ von Gotter und André, „Der Schuß von Gänsewiz“ von Zumsteeg, „Der lustige Schuster“ von

Hiller u. s. w. Die Auswahl der aufzuführenden Stücke und Operetten lag in den Händen des militärischen Oberaufsehers und des „Direkteurs", zum Teil auch der Schauspieler; der Herzog, dem für das „deutsche Nationaltheater" nahezu jegliches Interesse fehlte, knauserte an der Bezahlung der Künstler, und das Repertoire blieb ein beschränktes und im Ganzen dürftiges, bis im Jahre 1787 Schubart die Leitung des deutschen Theaters übernahm. Wie schwer aber und wie langsam die dramatische Kunst in Stuttgart sich einbürgerte, das läßt schon die außerordentliche Geringschätzung, unter der gerade dort der Stand der Schauspieler zu leiden hatte, erkennen. Man enthielt sich in Stuttgart, erzählt Streicher [1]), des näheren Umgangs mit einem Schauspieler, und noch im Jahre 1812, als der aus der Karlsschule hervorgegangene Komiker Karl Friedrich Weberling starb, hatte der die Grabrede haltende Hospitalpfarrer Dann die Abgeschmacktheit, ihm und jeglichem Theater-Personal die Möglichkeit der ewigen Seligkeit abzusprechen [2]).

Das war also, Alles in Allem gerechnet, kein Boden, auf welchem sich ein aufstrebendes dramatisches Talent ein gedeihliches Wachstum versprechen durfte, und wir begreifen es vollkommen, daß der junge Schiller das Stuttgarter Stadttheater als noch im Stande der Minderjährigkeit befindlich bezeichnet, daß er nur „Mittelmäßiges" auf ihm gesehen zu haben behauptet und diese „vaterländische Schaubühne" tief unter dem Ideale blieb, welches ihm „von einem guten, besonders aber tragischen Schauspiel vorschwebte" [3]). Es war aber überhaupt die Enge, es war der dürftige Zuschnitt des öffentlichen Lebens, der im damaligen Würtemberg jede Flügelregung einer ungewöhnlichen oder genialen Natur auf das Aeußerste erschwerte. Die herrschende Orthodoxie hat in Württemberg von jeher alles, was an einen „Kultus des Genius" erinnert, mit Mißtrauen verfolgt, und es ist bezeichnend genug, daß in unserm Jahrhundert

[1]) Ebenda, S. 94.

[2]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Sch. I, S. 487.

[3]) Vgl. Schillers Briefe an Dalberg vom Juli 1781 und vom 25. Dez. 1781, sowie Streicher, S. 31.

die Absicht, am Wohnhaus der Mutter Schillers in Leonberg eine Gedenktafel anzubringen, ursprünglich auf Widerstand stieß, bezeichnend genug, daß Adalbert von Keller, der 1859 in seinen „Beiträgen zur Schillerlitteratur" unter der Aufschrift „Reliquien" von mehreren aus dem Nachlaß des Dichters stammenden Gegenständen Kenntniß gab, sich in seiner 1860 veröffentlichten „Nachlese zur Schillerlitteratur" veranlaßt fühlte, zur Beseitigung von „Mißverständnissen" an die Stelle des Ausdrucks „Reliquien" „Vergängliche Reste" zu setzen. Doch der Geisthaß der Glaubenswächter ist es nicht allein, der in Würtemberg dem Sprichwort, daß der Prophet in seinem Vaterlande schwer zu Ansehen gelange, häufige Geltung verschafft hat. Im Jahre 1827 entringt sich dem Dichter Wilhelm Hauff der Ausruf: „In welch anderem Lande Europas stehen dem jungen Manne so viele Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben! Hergebrachte Vorurtheile und Erziehung machen uns furchtsam und schüchtern. Unsere Sprache, unsere Gewohnheiten, die Sitten unserer Männer und Frauen sind Schranken, die unüberwindlich erscheinen [1])!") Es sind die Schattenseiten des schwäbischen Wesens, es ist das Kleinbürgerlich-Enge und -Engherzige, das Kleinliche und Philiströse, die Herrschaft von Kastengeist und Vettermicheltum, was Hauff bei diesen Klagen im Auge hat; Auswüchse einer in ihrer Wurzel achtbaren Gesinnung, welche am Ueberlieferten und Gewohnten, als tüchtig und schicklich Erprobtem mit Zähigkeit festhalten möchte, Auswüchse, wie sie in einer kleinen Provinz, einem kleinen Staatswesen, das sich nach außen hin mit gerne geübter Sprödigkeit abschließt, nur allzuleicht hervortreten. Hat man in der würtembergischen Hauptstadt die Spuren dieses Geistes noch heute nicht völlig auszutilgen vermocht, um wie viel weniger mußte es der Fall sein, als man die Jahre 1770 und 1780 schrieb! Schäden, wie die geschilderten, überwinden sich allmählich durch die Wirksamkeit einer regsamen Tagespresse, durch die Eröffnung eines

[1]) Brief Wilhelm Hauffs an Moritz Pfaff vom 18. Febr. 1827, mitgeteilt in der Tägl. Rundschau, Beilage vom 24. Okt. 1886.

lebendigen Verkehrs mit der Nachbarschaft und der Fremde; aber wie dürftig sah es zumal in ersterer Beziehung in Schillers Heimat noch aus! Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienen in Stuttgart 3 politische Zeitungen: der aus dem Stuttgartischen „Ordinari Diens Tags (und Frey Tags) Journal“ hervorgegangene „über See und Land daher eilende Mercurius“, gedruckt bei Joh. Nic. Stoll, später bei Christoph Gottfried Mäntler; die bei Johann Georg Cotta dem Jüngeren verlegte und wöchentlich dreimal ausgegebene „Stuttgarter privilegirte Zeitung“, zugleich Hofzeitung, und der bei dem nämlichen Verleger gedruckte und wöchentlich zweimal ausgegebene „Stuttgart'sche Anzeiger von allerhand Sachen“ [1]). Mit diesen zahmen, ärmlichen und unscheinbaren Blättchen begnügte sich das Stuttgarter Publikum, und 1784 schlief der „über See und Land daher eilende Mercurius“, der zuletzt als „Stuttgarter Merkur“ erschienen war, aus Mangel an Abonnenten völlig ein, um erst durch Magister Elben 1785 als „Schwäbischer Merkur“ zu neuem und dauerndem Leben erweckt zu werden. In die 70er und 80er Jahre fallen die an früherer Stelle geschilderten patriotischen Bemühungen der Jugend, dem schwäbischen Stamme in der deutschen litterarischen Republik größere Geltung zu verschaffen; aber eine gewissermaßen abgesonderte litterarische Provinz blieb Würtemberg noch geraume Zeit, und nur vereinzelt, nur spärlich kamen Reisende, die dem Orden der Schriftsteller angehörten, nach Stuttgart, wie der empfindsam-eitle Schöngeist

[1]) Vgl. zur Entwickelung des Stuttgarter Zeitungswesens die Artikel über die Geschichte des Schwäbischen Merkurs im „Schwäbischen Merkur, Kronik“ vom 12. Juli 1885 ff., sowie das Stuttgarter „Neue Tagblatt“ vom 3. Okt. 1885. Jakob Minors einschlägige Angaben in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1889, S. 346 sind ungenau. „Der über See und Land daher eilende Mercurius“, Nachfolger des Stuttgartischen Ordinari Diens Tags Journals und des „schnell anhero eilenden Frieden und KriegsCouriers“, erschien bereits 1729. Die Bezeichnung Merkurius geht zurück auf den seit 1684 von Paul Treu in Stuttgart veranstalteten Abdruck der in Köln unter dem Titel „Mercurius Romanus, historico-politicus“ erscheinenden lateinischen Zeitung.

Franz Leuchſenring [1]) oder der (aus Würtemberg gebürtige) Göttinger Hiſtoriker Spittler, bei dem Schiller und Peterſen auf Veranlaſſung Abels einen Beſuch machten [2]), oder wie der Berliner Nicolai, der vom 20.—22. Juli 1781 in Stuttgart und Umgegend ſich die Merkwürdigkeiten beſah, von Hoven in Ludwigsburg ſich geleiten ließ [3]) und von dem Dichter der Räuber einen Stammbucheintrag mithinwegnahm, der den Wortlaut hatte: „Ein edles Herz und die Muſen verbrüdern die entlegenſten Geiſter. Dieſes erlaubt mir mich Ihrer wertheſten Freundſchafft zu empfehlen“ [4]). Merkte Schiller an den Beſuchen, mit denen ihn Männer von ſolchem Namen überraſchten, daß in der That das „Meteor“, als welches ihn ſein Freund Scharffenſtein erklärte, am litterariſchen Himmel Deutſchlands „zu zünden“ begonnen hatte, ſo hatte doch andrerſeits Nicolai beobachtet, daß Schiller in Stuttgart „zwar von Leuten, welche einſehen konnten, was von einem ſo trefflichen Kopfe noch zu erwarten ſeyn möchte, etwas gerühmt“ wurde, daß er aber im Uebrigen „doch ſehr unterdrückt war“. Zu Weimar, deſſen Sonne über Deutſchland damals ſchon hoch am Himmelsbogen aufſtieg, hatte in Stuttgart außer Werthes kaum Jemand Beziehungen. Werthes, der ſich mit Neigung, aber unzulänglicher Kraft in dramatiſchen Dichtungen verſuchte, ſtand mit Wieland in Verbindung, und durch ihn ließ Schiller ſeine „Räuber“ an Wieland ſchicken, nachdem er ſchon unter dem 2. Febr. 1782 an den Buchhändler Schwan geſchrieben hatte: „Machen Sie mich doch, ich bitte Sie inſtändigſt mit H. Wieland bekannt. Ich liebe den Mann unausſprechlich und muß noch von ihm gekannt ſeyn“. Das Urteil, welches Wieland in ſeiner Erwiderung an Werthes über die Räuber fällte, war „kein

[1]) Vgl. oben S. 339.

[2]) Nach den an die Stuttg. k. öff. Bibliothek gelangten Papieren Peterſens. Vgl. die Beil. des Staats-Anzeigers für Württemberg vom 13. Februar 1891.

[3]) Vgl. Nicolai, Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781, X, 82—83 ff. und Hoven, Autobiographie S. 117.

[4]) Mitgeteilt von Fritz Jonas in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum, XXV, S. 94.

ganz günstiges", und noch weniger günstig schilderte Wieland in diesem Briefe das Urteil Goethes[1]); diplomatischer aber scheint er sich in dem uns leider nicht völlig erhaltenen Briefe an Schiller selbst, der auch seinerseits an Wieland geschrieben hatte, ausgedrückt zu haben. Die uns von Streicher überlieferte Aeußerung[2]), Schiller hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen, wird wohl den Sinn haben, daß, wer ein so kühnes und der bürgerlichen Gesellschaft den Handschuh ins Gesicht schleuderndes Stück herausgebe, sich das Recht dazu durch vorausgegangene, von der öffentlichen Stimme anerkannte Dichtungen hätte verschaffen sollen; im Uebrigen war der Brief Wielands, insofern er „das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistungen Schillers in vollem Maß anerkannte", schmeichelhaft, so daß der Freundeskreis des Dichters nicht wenig stolz darauf war, von dem durch Landsmannschaft mit ihnen verbundenen Sänger des Musarion eine solche Antwort zu lesen. Auch an Goethe zu schreiben, hatte Schiller in Stuttgart die Absicht; er spricht davon in dem nämlichen Briefe an Schwan, in welchem er die Bitte einflicht, Schwan möge ihn mit Wieland bekannt machen. Diese Absicht entsprang dem Vorsatz einer Ueberarbeitung des Götz von Berlichingen, über welche Schiller mit Dalberg verhandelte; am 1. April 1782 schreibt er dem Intendanten: „An den Göz von Berlichingen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich besorgte der Verfaßer möchte sich dadurch beleidigt finden. Wenn E. E. durch Ihr Ansehen und persönliche Bekanntschaft mit Göthen mir die vollkommene Freiheit hierin verschaffen könnten, so würde ich, während meiner mediciniſchen Beschäftigungen, in der Umarbeitung dieses Stüks die angenehmste Erholung finden." Aber wie eine derartige Vermittlung Dalbergs so unterblieb auch die Ausführung jenes Vorsatzes, und alle solche Projekte, flüchtige Anknüpfungen und augenblicklich schmeichelnde Aussichten ließen in Schiller nur die

[1]) Vgl. im Anhang Abels handschriftliche Aufzeichnungen wie auch den neuerdings aufgefundenen Brief Wielands an Werthes.

[2]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 33 u. 173.

brennende Empfindung zurück, daß er in Stuttgart auf einem verlorenen Posten stehe, auf einer Insel, von der eine Brücke zu den Stätten, wo damals Geschichte, Litteraturgeschichte gemacht wurde, kaum führe.

Wenn das Verdienst, das sich der Dichter der Räuber um das deutsche Drama erworben hatte, in den Augen der einsichtsvollsten seiner Landsleute gerade zureichte, ihn bei Friedrich Nicolais Nachfragen „etwas" zu rühmen, so war der Stuttgarter Stadtklatsch, der das Leben des genialen Jünglings als ein ungezügeltes und ausschweifendes schilderte, um so redseliger. Ein Bestätigungs- wie andrerseits ein Entlastungszeuge ist uns hier der Lehrer Schillers, Prof. Abel, in dessen handschriftlichen Aufzeichnungen sich die freilich nicht im schönsten Deutsch abgefaßte Stelle findet: „Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttgart das Gerücht verbreitet, daß Sch. [Schiller] einigen Arten von Ausschweiffungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akad. Zögling hatte, auch jetzt noch fortdauerte und einer seiner besten Freunde und häufigster Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Richtung vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz aber doch grösstentheils Unrecht gethan wurde. Zweymal oder dreymal geschah es nämlich, daß der junge, unerfahrene, zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihn dazu aufmunterte und sogar täuschte, zu viel tranck; hauptsächlich geschah dieses einmal, als der General s. Regiments den Offizieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in s. Logis getragen werden muste. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrincken pflege, allgemein." Der Regimentsmedikus Schiller stand in kameradschaftlichen Beziehungen zu zwei jungen, lebenslustigen Offizieren, zu dem Husarenlieutenant Karl Georg Anton Miller, einem geborenen Ludwigsburger, und zu dem Lieutenant Max Kapf. Von Miller wissen wir wenig. Der Vater des Dichters bezeichnet ihn in einem Briefe an den Sohn als dessen „ehemaligen Herzensfreund",

berichtet, Miller habe sich mit der natürlichen Tochter des Generals von St... (Stain) trauen lassen, und fügt, wie in einem warnenden Tone, hinzu: „Was kann doch ein dergleichen Schritt für eine Unordnung in den Aussichten eines jungen Menschen von Genie verursachen!“ [1]) Schiller selbst meldet einige Tage nachher, am 14. Nov. 1783, aus Mannheim Millers Heirat an Frau Henriette von Wolzogen, wobei er über Fräulein Charlotte (die Tochter des Generals) und ihre plötzlich notwendig gewordene Verehelichung sich nichts weniger als schmeichelhaft ausdrückt und den Lieutenant Miller als einen ehrgeizigen, große Projekte schmiedenden Menschen, als einen Maulhelden schildert [2]); das Freundschaftsverhältniß zwischen beiden scheint also nur ein äußerliches oder flüchtiges gewesen zu sein. Reichlicher fließen die Quellen über den Lieutenant Kapf, und gerade ihn hat man als denjenigen bezeichnet, der auf die Sitten des jungen Dichters ungünstig eingewirkt habe. Es ist Gustav Schwab, der mit Hinweis auf die ungedruckten Nachrichten Petersens diese absprechende Meinung in Umlauf gesetzt hat, aber vielleicht unter irrtümlicher Berufung; zum Mindesten sprechen diejenigen Aufzeichnungen Petersens, welche mir, wie zuvor schon Viehoff, zugänglich gemacht wurden, von Kapf nicht [3]). Conz, der mit Kapf doch öfters zusammentraf, nennt ihn einen Mann von Talent, heftig und aufbrausend, wie Schiller selbst damals gewesen sei; etwas Uebles sagt er ihm nicht nach [4]). Nun war allerdings Conz, wie wir von Justinus Kerner wissen [5]), in Sachen des Charakters nicht eben ein Menschenkenner, da er in seiner Naivetät glaubte, jeder Andere sei „so gut und kindlich wie er“ selbst;

[1]) Vgl. die Briefe Johann Kaspar Schillers an seinen Sohn vom 10. Nov. 1783 und vom 4. April 1784 (Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. s. w., S. 48—49 u. S. 58).

[2]) Vgl. Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, 1892, I, S. 164.

[3]) Vgl. Schillers Leben für den weiteren Kreis seiner Leser von Karl Hoffmeister. Ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff, 2te Ausgabe, I, S. 93. Vgl. auch den Anhang des vorliegenden Bandes.

[4]) Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1823, Nr. 3.

[5]) Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 299.

aber auch Christian Schubarts Urteil, der unter dem 5. Aug. 1785 vom Hohenasperg an seine Frau schreibt: „Kapf hat die Kräz auffen, aber nicht inwendig" lautet zum Mindesten für Kapfs moralische Verfassung nicht unschmeichelhaft, und daß Schubart zu Kapf Vertrauen hegte, wird noch deutlicher durch einen Brief des Ersteren an Miller in Ulm. In diesem vom 2. Okt. 1786 datirten Schreiben empfiehlt Schubart den Lieutenant Kapf, der den „Verfasser des Siegwart" persönlich kennen zu lernen wünscht, und fügt am Schlusse bei: „Von meinen Angelegenheiten soll Kapf mit Dir sprechen. Er weiß Alles." [1]) Schiller selbst hatte in jugendlichen Jahren eine Schilderung von Kapfs Eigenschaften niedergeschrieben, anno 1774, als der Herzog von den Zöglingen seiner Militärakademie eine Charakteristik ihrer Genossen verlangte: damals lautete sein Urteil, Kapf betrage sich kindisch, verberge ein nicht gar gutes Gemüt, klage murrend über sein Schicksal, wende seine guten Gaben nicht löblich an, liebe mit Verachtung Andrer am meisten sich selbst und rede großsprecherisch von seiner Neigung zum Soldatenwesen wie von den Heldenthaten, welche er zukünftig zu vollbringen hoffe; wogegen Kapf von Schiller geschrieben hatte: „Schiller liebt die Reinlichkeit, hat ein guttes Herz, wendet aber seine gaben gar nicht gutt an. Denket sehr gutt von Sr. Herzoglichen Durchlaucht. Ehrt die Vorgesezte; Seine Haupt-Neigung ist die Poesie" [2]). Daß beide Zöglinge noch während des Verlaufes ihrer Studienzeit einander näher getreten waren, läßt uns schon die Heideloff'sche Skizze erkennen, welche unter den Zuhörern Schillers bei der Vorlesung der Räuber im Bopserwäldchen auch Kapf zeigt [3]). Sie gibt uns zugleich von dem Aeußern des jungen Mannes ein ansprechendes Bild: sein Profil ist fein geschnitten, der Gesichtsausdruck geistig belebt, die Hal-

[1]) Den Wortlaut des Briefes theilte im Auszug mit Adolf Wohlwill im Archiv für Litteraturgeschichte, Band XV, S. 158.

[2]) Vgl. Goedekes historisch kritische Schillerausgabe 1, S. 19 und v. Schloßberger, Archival. Nachlese zur Schillerlitteratur, S. 13; sowie S. 146—149 oben.

[3]) S. oben S. 286.

tung voll Feuer. Eine wirkliche Ehrenrettung aber ſind für Kapf ſeine vor Kurzem zu Tage getretenen Briefe aus den Jahren 1787—1788 geworden [1]). Franz Joſeph Max Kapf [2]), als der Sohn eines Stabsoffiziers gebürtig aus Mindelheim, 1780 zum Lieutenant ernannt, bekleidete in den Jahren 1782 bis 1785 die Stelle eines Lehrers der Militärwiſſenſchaften an der Karlsſchule und veröffentlichte 1785 die freilich abgeſchmackt betitelte und nichts weniger als unparteiiſch gehaltene Verteidigungsſchrift: „Ob das wahr und wirklich wahr ſey, was in Gökings Journal von der Hohen Karlsſchule gedruckt ſteht, beantwortet durch eine Bombe“ [3]). In den Jahren 1785—1786 war Kapf als Lieutenant bei der Garniſon auf dem Hohenaſperg. Als gegen Ende des Jahres 1786 Herzog Karl auf Grund des zwiſchen ihm und dem Königreich Holland abgeſchloſſenen Geldgeſchäftes den Holländern ein Regiment Infanterie und eine Compagnie Artillerie ſtellte, erhielt Kapf, der längſt fremde Länder zu ſehen und von ſeinen Schulden ſich zu befreien wünſchte, das Kommando über die Artillerie und ging als „capitain dans le regiment de Wurtemberg“ mit den Truppen nach dem Kap der guten Hoffnung. Ueber die Reiſe wie über das Garniſonsleben in der Kapſtadt gab er ſeinen

---

[1]) Aufgefunden und in der „Zeitſchrift des hiſtoriſchen Vereins von Schwaben“ 1886, S. 89 ff. veröffentlicht von dem bair. Oberſtlieutenant J. Würdinger zu München. Die geſchichtlichen Angaben, welche Würdinger bezüglich der Karlsſchule und Schillers vorausſchickt, ſind zum Teil veraltet und unrichtig.

[2]) Die Schreibung der Zeitgenoſſen ſchwankt zwiſchen Kapf und Kapff: bei Schiller (Akten der Karlsſchule) und Scharffenſtein findet ſich Kapff, bei Conz und Schubart Kapf. Der Inhaber des Namens ſelbſt ſcheint nur ein f geſchrieben zu haben.

[3]) Gerichtet gegen einen Aufſatz in Göckingks „Journal von und für Deutſchland“, Jahrgang 1784, woſelbſt in der Nummer vom Mai ſehr eindringliche Klagen über die Karlsſchule erhoben worden waren und gelegentlich bemerkt wird, die im Aprilſtück des „Deutſchen Muſeums“ vom Jahr 1782 erzählte Geſchichte ſei „von einem nahen Zuſchauer vollkommen beſtätiget worden“. (Vgl. oben S. 579—580). Der Verfaſſer fügt zur Bekräftigung noch hinzu, daß der Berichterſtatter im „Deutſchen Muſeum“ an dem Aufſatz in Göckingks Journal nicht den geringſten Anteil habe.

Eltern ausführliche Nachrichten, und diese 4 Briefe sind es, aus welchen man einen im Ganzen vorteilhaften Eindruck von Kapfs Persönlichkeit und Charakter gewinnt. „Alles zu wagen, was nur ein Mann wagen kann .... Fort in die Welt redlich und brav und dann kann man Gottes Donnerwetter die Stirn bieten .... Von meinem Grundsatz gehe ich nicht ab, daß das Interesse immer der Redlichkeit müsse untergeordnet sein .... Bruder gegen Jedermann, ein Sklave von meinem Wort, scheue ich keine Gefahr, lebe mäßig aber gut um immer genießen zu können, fürchte aber den Tod nicht .... Ich habe Ihnen zwar vielen Kummer gemacht, hoffe es aber zu ersetzen. Nicht Geiz und Eigennutz sind meine Laster" — in diesen Briefstellen etwa spricht sich die Gesinnung aus, von der der Kapitän Kapf beseelt ist. Dabei ist er freilich das, was man einen „wilden Teufel" nennt, gewaltthätig und derb, und mancher Zug erinnert uns wieder an die von dem fünfzehnjährigen Schiller entworfene Charakteristik; aber eine Entwicklung zum Bessern hat doch stattgefunden, und der Kern des Menschen erweist sich als tüchtig. Aus dem ruhmsüchtigen und großsprecherischen Knaben ist ein flotter und überaus mutiger, ja tollkühner Soldat geworden, und wenn sich der heißblütige und leichtlebige Mann nirgends verleugnet, so verrät sich zugleich ein offener Kopf und ein für Kameraden, für Eltern und Geschwister warmfühlendes Herz. Als ein guter Sohn und Bruder läßt es Kapf hinsichtlich des Ersatzes, den er seiner Familie schuldig zu sein glaubt, nicht bei Worten bewenden; vielmehr unterstützt er seine Angehörigen wiederholt durch Geldsendungen und legt einen Teil seiner rasch gewonnenen Ersparnisse für sie zurück. Der Schimmer des Romantischen liegt über seinem Lebensende: Kapf hatte sich nach der Sitte des Landes ein braunes Mädchen, die schöne Abigail, gekauft, lebte mit ihr und hoffte, wenn er wieder in die Heimat käme, sie taufen lassen und heiraten zu können: aber bei der Ausschiffung der Truppen in Batavia, wohin die holländisch-ostindische Compagnie das Regiment Würtemberg verlegt hatte, am 8. August 1791, soll er zusammen mit seiner Abigail ertrunken sein. Man begreift daß ein Mann von Kapfs

sinnlichem und rücksichtslos stürmischem Temperament im frommen Stuttgart manchen Anstoß erregte; von einem „verdorbenen" Gemüt aber bei ihm zu reden haben wir keine Ursache.

Es scheint nicht, daß der Lieutenant Kapf während des Sommers 1782 mit Schiller das Zimmer noch teilte; zum Mindesten erwähnt der Musiker Streicher, der damals nahezu jeden Tag zu Schiller kam [1]), seiner nirgends. Mit einem Poeten zusammenzuwohnen, dafür war Kapf doch wohl ein zu grober Störenfried, und des burschikos-rohen Tones, der in Schillers Stuttgarter Freundeskreis herrschte, wurde der Dichter nachgerade überdrüssig; wächst doch über die primitiven Formen des akademisch-jugendlichen Verkehres, mögen sie auch in ihrer Zwanglosigkeit und Herzlichkeit viel Anziehendes haben, ein edlerer Geist bald hinaus. Daß Schiller in Stuttgart den Mangel einer ihm zugänglichen feiner gebildeten Geselligkeit empfand, das verrät uns sein in einer Stunde bitteren Vergleichens nach Mannheim gerichteter Ausruf: Alle schwäbischen Szenen werden mir unerträglich und ekelhaft [2]). So war es auch von dieser Seite her für ihn an der Zeit, den Staub der Heimat von den Füßen zu schütteln.

Indessen einen letzten Versuch zu machen, ob nicht auf dem Wege der Bitte, auf dem Wege einer so eindringlichen und offenen als unterwürfigen Vorstellung an den Herzog eine Milderung des auf ihm lastenden Verbotes erreicht werden könne, war Schiller seinen Verhältnissen noch schuldig. So setzte er denn unter dem 1. September 1782 das nachfolgende Schreiben auf: „Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Herzog und Herr! Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sey, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts litterarisches mehr zu schreiben, oder Ausländern zu communicieren, zur Absicht haben.

---

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 68. Vgl. oben S. 332 nebst Anm. 2.

[2]) Vgl. oben S. 612 (Brief Schillers an Dalberg).

Eben diese Schriften haben mir bishero zu der, mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung noch eine Zulage von fünfhundert und fünfzig Gulden verschaft, und mich in den Stand gesezt, durch Correspondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anschaffung der zum Studieren benöthigten Subsidien, ein nicht unbeträchtliches Glük in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieses Hilfsmittel aufgeben müßen, so würd ich künftig gänzlich außer Stand gesezt seyn, meine Studien planmäßig fortzusezen, und mich zu Dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche vom ganzen Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Höchstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz seyn zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der grosen Karlsacademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der grosen Welt angezogen, und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die litterarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht allerunterthänigst, mich öffentliche Rechenschaft davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich alle künftige Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen.

Noch einmal wage ich es, Höchstdieselbe auf das submisseste anzuflehen, einen gnädigen Blik auf meine unterthänigsten Vorstellungen zu werfen, und mich des einzigen Weegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann" [1]).

---

[1]) Zuerst gedruckt (ohne Angabe der Quelle) bei Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, II, S. 445—446. Die Handschrift, 1890 bei der durch den Württembergischen Verein für neuere Sprachen veranstalteten Ausstellung von Handschriften und Reliquien schwäbischer Dichter in Stuttgart ausgelegt, ist aus dem Besitz des Frl. Krieger in Möckmühl, der Urenkelin von Schillers Schwester Luise, 1892 an das Marbacher Schillerhaus übergegangen. Vgl. Jonas, Schillers Briefe I, 65—66 und VII, 270.

Um an die Person des Herzogs eine schriftliche Vorstellung richten zu dürfen, bedurfte es für den Regimentsmedikus gemäß den Dienstvorschriften erst einer zuvor eingeholten Erlaubniß. Schiller suchte durch den General v. Augé um sie nach. Aber der Herzog verweigerte die Bitte und gab dem General den Befehl, den Regimentsmedikus, sobald sich dieser „wieder um die Erlaubniß eines Briefes melden würde, in Arrest nehmen zu lassen“ [1]). Damit waren die Würfel gefallen: ungesäumt mußte nunmehr die Flucht beraten werden.

Wir kennen die Schilderung, welche Andreas Streicher, der Musiker, von Schiller entworfen hat, als er den Jüngling, dessen Name ihm unbekannt war, bei den Disputationen der akademischen Schlußprüfungen zum ersten Mal gewahrte. Mit einem tiefen Eindruck von seiner Persönlichkeit war er hinweggegangen. Als nun im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, bat Streicher einen musikalischen, in der Militärakademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Wie überrascht aber war er, in dem Dichter jenen Jüngling, dessen Bild sich ihm so lebendig eingeprägt hatte, wiederzufinden! Und wie angenehm berührt fand er sich von Schillers seelenvoller Milde, da er doch erwartete, im Schöpfer der Räuber einem heftigen jungen Manne zu begegnen, dessen Gedankenfülle und feurige Empfindung „alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse“! Des Besuchers schmeichelhafte Anrede wurde von Schiller „nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwiedert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schwung, und nie ohne Beweise. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er

[1]) Vgl. Schillers Schreiben an den Herzog aus Mannheim vom 24. Sept. 1782 und an den Oberst v. Seeger vom gleichen Tage.

an alles legte, und vor dem Vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde. Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gespräches in hohe Röthe überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Rede erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien an einander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien", und diese Gesprächsführung „trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte, und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte".

Ich entnehme diese Worte der Schrift, welche Andreas Streicher unter dem Titel „Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785" hinterlassen hat. Denn jetzt in den Tagen der äußersten Not wurde Streicher der hilfreiche Gefährte des Dichters und der Zeuge seines Schicksals. Auch Schiller hatte an dem neuen Bekannten, der ihm wohl durch Zumsteeg zugeführt worden war, Gefallen gefunden; er lud ihn ein wiederzukommen, so oft er wolle, und binnen kurzem „setzte sich zwischen beiden ein Vertrauen fest, das keinen Rückhalt kannte und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse Schillers, so wie seine wahrhaft unglückliche Lage, der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden".

Erst „in weit vorgerückten Jahren", als Schiller schon lange die Augen geschlossen hatte, hat sich Streicher an die Aufgabe gemacht, die mit dem Dichter gemeinsam verlebten Tage zu erzählen, und erst nach seinem Tode haben Streichers Hinterbliebene zu Wien die von ihm verfaßte Schrift veröffentlicht; sie erschien 1836 in Stuttgart und Augsburg bei Cotta. Nicht mehr als 14 Bogen in kleinem Oktav haltend, nicht Alles erschöpfend oder nur berührend, was Schiller in jenem Zeitraum Bemerkenswertes erlebt hat, gibt sie uns doch insbesondere über

die Ereigniſſe, die der Flucht zunächſt vorausgingen und ihr unmittelbar nachfolgten, einen an bedeutſamen und anſchaulichen Schilderungen, an charakteriſtiſchem und farbigem Detail reichen Bericht und bildet, da gerade für die von ihr behandelten Lebensjahre des Dichters die ſonſtigen Quellen ſehr mangelhaft fließen, eine geſchichtliche Urkunde von unſchätzbarem Wert. Streicher ſtützt ſich in einigen Punkten auf Mitteilungen, die er zufolge Erſuchens von Chriſtophine Schiller, auch von Körner erhielt; er ſelbſt aber hat ſich die Tage der Jugend in liebevollſter Erinnerung bewahrt, und aus dieſem Born ſchöpft er, nur ſelten einem Irrtum des Gedächtniſſes anheimfallend, das Meiſte und das Beſte ſeines Buches. In Allem, was außerhalb der unmittelbaren Erfahrung des Erzählers lag, ſind ſeine Mitteilungen von einer gewiſſen Sparſamkeit und Behutſamkeit, und jeglichem leeren Geplauder, jedem Klatſch geht er mit keuſcher Zurückhaltung aus dem Wege. Aeſthetiſch-kritiſche Urteile von Belang darf man bei ihm nicht ſuchen; wohl aber finden ſich, zwiſchen die Aufführung des Thatſächlichen eingeſtreut, hin und wieder treffende, ja, wie Ludwig Speidel mit Recht hervorhebt [1]), „weiſe", von Lebenskenntniß und Lebensweisheit zeugende Bemerkungen. Der Stil iſt einfach und ungeſucht ohne Nüchternheit, beredt ohne Rhetorik, ohne jeden Aufputz von falſchem Pathos, und vereinzelte kleine Gebrechen des Ausdrucks, entſprungen aus dem Mangel einer letzten Durchſicht oder aus ſchriftſtelleriſcher Ungeübtheit, tragen nur dazu bei, das individuelle Gepräge der Darſtellung zu verſtärken. Seine eigene Perſönlichkeit hält Streicher, ſo viel als es irgend angeht, im Hintergrund; er ordnet dem größeren Freunde beſcheiden ſich unter, er ſieht zeitlebens zu ihm hinauf wie zu einem Heiligenbild; aber die Empfänglichkeit ſeiner Seele und die auch ihm verliehene künſtleriſche Anlage vermindern dieſen Abſtand. Erinnert man ſich der Schilderung anderer Zeitgenoſſen, der Schilderungen Scharffenſteins oder gar Peterſens, ſo ſcheint es

[1]) Bilder aus der Schillerzeit. Herausgegeben von Ludwig Speidel und Hugo Wittmann, S. 20.

zuweilen, als sei Schiller bei Streicher fast zu weich, fast mädchenhaft gezeichnet, als stimme sein in der Weise eines Pietro Perugino gehaltenes Gemälde nicht mit den rauheren Linien der Wirklichkeit. Indessen war in Schillers Wesen und Art sich zu geben in der That eine Mischung von Männlich-Hartem und Weichem, und es ist nur natürlich, daß er gegen den Freund diejenigen Seiten seiner Natur hervorkehrte, für welche dieser selbst die größere Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit besaß. In uns Allen spiegeln sich die Dinge mehr oder weniger gemäß der Beschaffenheit des Spiegels, der ihr Bild in sich aufnimmt, und für unseren geselligen Verkehr trifft in der Regel Wolfgang Kirchbachs Bemerkung zu: „Kein Mensch ist ganz er selbst. Die Farbe seines Charakters wechselt bei dem einen bewußt, bei dem andern unbewußt unter dem bestimmenden, umbildenden Einfluß, den die Gegenwart eines anderen und der geistige Verkehr mit ihm hervorbringt. Ich habe noch mit keinem Menschen verkehrt, daß ich nicht beobachtet hätte, wie er im Gespräch und Verkehr mit mir andere Seiten seines Wesens entwickelte, als ich ihn einem dritten und vierten gegenüber entwickeln sah“ [1]). So bleibt denn der reine Klang, der uns aus dem Buche Streichers entgegentönt, überall ungetrübt; wir spüren durch die ganze Schrift den redlichen Willen des Verfassers, aufrichtig zu erzählen, spüren eine edle und zarte Gesinnung, ein tiefes, inniges und lauteres Gemüt. Es ist zweifellos, im Kreise der Jugendfreunde des Dichters ist die Gestalt des schwäbischen Musikers weitaus die liebenswürdigste, und wie das Andenken an ihn, der mit der aufopferndsten Hingebung und bewegt von schönem Enthusiasmus, dem Bedrängten zum Dienste sich stellte, aus Schillers Jugendgeschichte niemals verschwinden wird, so wird jene Schrift, so herrlich als rührend in ihrer Schlichtheit und inneren Wahrhaftigkeit, für immer das Denkmal einer warmen und treuen Seele und ein Zeugniß vom Goldwert echter Freundschaft sein.

---

[1]) Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. Ein Lebensbuch von Wolfgang Kirchbach (München und Leipzig 1886), S. 357 ff.

Andreas Streicher, geboren zu Stuttgart am 15. Dezember 1761, also nahezu 2 Jahre jünger als Schiller, sollte im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten, um dort unter Leitung des Komponisten und Klaviertechnikers Emanuel Bach die Musik zu studieren; in Hamburg lebende Verwandte hatten ihm dazu ihre Unterstützung versprochen. Mit Rücksicht auf Schiller wußte es Streicher nun dahin zu bringen, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen, obgleich ihm vorerst nur die spärlichsten Mittel zur Verfügung standen und das Auge der Mutter mit Sorge an der Zukunft des einzigen Sohnes hing. Seine Begleitung konnte dem Dichter bei der Flucht manche Erleichterung bringen, und Schiller drängte um so ungeduldiger zur Abreise, als gerade jetzt ein Zeitpunkt herannahte, an welchem sein Entweichen aus Stuttgart am wenigsten bemerkt werden mußte. Für die zweite Hälfte des September erwartete man am würtembergischen Hofe den Besuch des Großfürsten Paul, des nachmaligen Kaisers Paul I. von Rußland, und seiner Gemahlin Dorothea oder, wie sie bei der Umtaufung genannt wurde, Maria Feodorowna, einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen zu Mömpelgardt, einer Nichte Herzog Karls. Für ihren Empfang sollten in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg und auf der Solitude die glänzendsten Festlichkeiten veranstaltet werden, und das Zuströmen einer großen Menge von Fremden stand in Aussicht. Eine günstigere Gelegenheit als diese geräuschvollen Tage, in denen der Herzog von den Sorgen um eine außerordentliche Prachtentfaltung und um Beobachtung der Etiquette gänzlich in Anspruch genommen war, konnte sich Schiller für die Ausführung seines Planes nicht wünschen.

Die Gewißheit, daß eine entscheidende Wendung seines Schicksals nahe bevorstehe und daß der Weg, der ihn aus dem „Labyrinth" seiner Umstände befreien müsse, gefunden sei, machte Schillers Stimmung wieder gefaßt und heiter [1]); seine Schaffenslust kehrte zurück, und er arbeitete während der noch übrigen Zeit auf das Angespannteste an seinem Fiesko. Noch war, vom

[1]) Streicher, S. 70 ff.

Plane abgesehen, kaum die Hälfte des Stückes niedergeschrieben, und Schiller wünschte doch sehnlichst, es vollendet nach Mannheim mitzubringen oder zum Mindesten die Ausarbeitung so weit zu fördern, daß ihm in ruhigeren Tagen die Vollendung und die Anpassung an die Bühne keine Schwierigkeiten mehr machen würde. So zog er sich ganz in sich selbst zurück, nahm an Allem, was als Vorbereitung zu den Festlichkeiten Stadt und Land bereits in Atem setzte, nicht den geringsten Anteil; sein größtes Vergnügen war, in Gegenwart Streichers eine neu ausgearbeitete Szene vorlesen zu können, und seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen erheiterten sich, wenn er ihm aufzählen konnte, um wie vieles das Stück bereits weiter gerückt sei. Seine Schwester Christophine und seine Mutter setzte er von seinem Vorhaben in Kenntniß; auch Scharffenstein und Petersen und wohl noch den einen oder andern vertrauten Freund machte er zu Mitwissern. Daß er von Stuttgart sich entfernen wolle, hatte er Frau Henriette von Wolzogen schon nach dem Arrest anvertraut, und schon damals hatte diese ihm die Zusage gegeben, ihn auf ihrem bei Meiningen gelegenen Gute Bauerbach so lange aufnehmen zu wollen, als er von Seite des Herzogs eine Verfolgung zu befürchten habe [1]). Im Uebrigen war er darauf bedacht, sein Geheimniß zu wahren, und betrieb, damit das Unternehmen nicht scheitere, die Anstalten zu seiner Abreise „mit einer an Angst gränzenden Vorsicht“ [2]).

Unter den Fremden, die gegen die Mitte des Monats September die Stadt zu füllen begannen, befanden sich auch Freiherr von Dalberg und die Gattin des Theaterregisseurs Meyer aus Mannheim. „Schiller machte dem Baron Dalberg seinen Besuch, ohne von seinem Vorhaben das Geringste zu erwähnen“ [3]). Der Gedanke, etwa durch Zweifel, durch Abmahnungen belästigt zu werden, war ihm peinlich, und auf irgend eine Verwendung oder Fürsprache von Seite Dalbergs

---

[1]) Ebenda, S. 130.

[2]) Petersen handschriftlich.

[3]) Streicher, S. 73 ff.

glaubte er, so lange er noch in herzoglichen Diensten stehe, nicht mehr rechnen zu dürfen. Auch gegen Frau Meyer blieb er verschlossen, obwohl er sie öfters sah und von ihr, die eine Landsmännin, eine geborene Stuttgarterin war, ein Mangel an Aufrichtigkeit nicht zu befürchten gewesen wäre. Aber die Spannung der Seele, die Hingabe an seine Träume und Hoffnungen hatte bei ihm einen so hohen Grad erreicht, daß er eine Störung, eine Erschütterung nicht mehr ertragen hätte.

Und nun wanderte der Dichter zum letzten Male hinauf zur Solitude. Wie froh war sonst dort das Wiedersehen gewesen! Nie, meint Scharffenstein, habe er ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt als Schillers Mutter; „wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten[1])!" Jetzt war die Stunde sorgenschwersten Abschieds gekommen.

Schiller machte den Gang in Begleitung Streichers und der Madame Meyer; er hoffte dabei mancherlei über die innere Beschaffenheit des Theaters und seine Aussichten in Mannheim zu erfahren. Da er aber, aus Besorgniß, er möge sich verraten, diese Gegenstände in seinen Fragen nur streifte, so blieb auch die Auskunft, die er erhielt, nur eine dürftige. „Beim Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern" — erzählt Streicher — „befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich sich so zu bemeistern, daß S. [Streicher] die Unruhe nicht aufgefallen wäre. Glücklicher Weise aber trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. .... Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. .... Wie schmerzhaft das Lebe-

[1]) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

wohl von beiden ausgesprochen worden seyn mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten, gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben, und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen."

Auf der Solitude hatte man erfahren, an welchen Tagen dortselbst die zu Ehren der russischen Gäste geplante Beleuchtung und Hirschjagd stattfinden solle, Festlichkeiten, zu denen voraussichtlich der größte Teil der Bewohner Stuttgarts herbeiströmen werde. Sobald nun auch Gewißheit vorhanden war, an welchem Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu beziehen hatte, unter den Stadtthoren also Soldaten zu treffen waren, denen der Regimentsmedikus nicht so genau bekannt war wie seinen Grenadieren, wurde der Zeitpunkt der Flucht festgesetzt; und zwar auf Sonntag den 22. September, oder genauer auf die Nacht vom 22. auf den 23. September [1]).

Am 17. September [2]) trafen die russischen Herrschaften in Stuttgart ein, im Gefolge von etwa 100 Personen und begleitet vom Herzog Friedrich Eugen, von dessen Gemahlin, der Herzogin Dorothea, der Prinzessin Elisabeth und sieben anderen Prinzen aus Mömpelgardt; Herzog Karl war ihnen Tags zuvor an die würtembergische Grenze entgegengereist. Am Empfangsabend

---

[1]) Zur Datirung der Flucht vgl. den Anhang zum I. Bande.

[2]) Vgl. zu den Beschreibungen der Festlichkeiten E. Vely (Herzog Karl v. Württemberg u. s. w., Stuttg. 1876), J. Klaiber („die Chronologie von Schillers Flucht aus Stuttgart" in Nr. 25 der litterarischen Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" v. J. 1876) und v. Schloßberger (Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg", Nr. 26 vom 8. Nov. 1876, wiederabgedruckt in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie", Stuttg. 1884, bei Cotta). E. Velys Bericht gibt die Aufzeichnungen aus dem Tagebuch Franziskas wieder, Klaiber die Mitteilungen der „Stuttgardtischen Privilegirten Zeitung", Jahrg. 1782, Nr. 113, 116, 118, 119, v. Schloßberger die Aufzeichnungen des Befehlbuchs der Karlsakademie. Daß die Feste zu Ehren der Anwesenheit des russischen Großfürsten 345000 Gulden kosteten, erzählt Karl Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg, S. 374.

wurde in Stuttgart die Oper „Les fêtes Thessaliennes“ gegeben, eine Art Neuinszenirung der allegorischen Fratze „Minerva“ [1]), mit Musik von Poli, französischem Text von Uriot, Ballets von Regnaud und Dekorationen von Guibal: am 18. Sept. gab man die Oper „Calliroe“. Inzwischen waren auch von andern deutschen Höfen Gäste in Stuttgart angelangt, unter ihnen der Herzog und die Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, Prinz Max von Zweibrücken (der nachmalige König Maximilian I. Joseph von Baiern), mehrere Prinzen und Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Hessen-Rothenburg; im Ganzen 32 Fürsten und Fürstinnen, dazu 59 gräfliche und 351 dem Freiherrn- und Ritteradel angehörige Personen [2]). Am 19. September war „Fête“ in Hohenheim, Abends „Bal en famille“ in Stuttgart; am 20. September wurde die Besichtigung von Hohenheim wiederholt, Abends war wieder Hofball in Stuttgart. Am 21. September wurde die Akademie besucht, nach der Mittagstafel erfolgte Besuch in Ludwigsburg, wohin „ein Theil der Akademie in 27 Kutschen und Chaisen“ abging; am Abend war große Redoute im Ludwigsburger Opernhaus. Am 22. September besuchte Herzog Karl mit dem russischen Großfürsten den Hohenasperg, die Porzellanfabrik und das Militär-Waisenhaus in Stuttgart; „des Abends geruhten die Höchsten Herrschaften mit dem ganzen Hof sich auf das Herzogl. Lustschloß Solitude zu verfügen, woselbst der ganze dahin führende Berg nebst den darauf befindlichen Bassins sowie auch das ganze Corps de Logis nebst den inneren Flügelgebäuden und dem Lorbeersaal nach der Architektur mit mehr als 90000 Lampen erleuchtet waren. Nach der Ankunft wurde in dem Solituder Comödienhaus eine allegorische Fête unter dem Titel „Les Delices champêtres ou Hippolyt et Aricie“ aufgeführt und sodann in dem Lorbeersaal zu 240 Couverts zu Nacht gespeist.“ Die gesammte Akademie hatte den Befehl erhalten, des Nachmittags 4 Uhr auf die Solitude zu marschiren, sich am Fuß

[1]) Vgl. oben S. 687 und Sittard II, S. 159.

[2]) Nach E. Vehy, S. 131.

des Berges aufzustellen und nach Eintreffen des Großfürsten den Berg hinauf in den Lorbeersaal zu folgen. Das Fest verlief nicht ganz in bester Ordnung und Sitte: man fuhr von Ludwigsburg her „in einer großen Confusion auf die Solitüde. Die Solitüde war ganz magnifique illuminirt und mußte Jedermann gefallen. Es waren aber grausam viele Fremde da und fing bald an zu regnen. Die Prinzeß Elisabeth war einen Augenblick verloren, und alles war wieder so confus ..... Der Großfürst retirirte sich bald nach der Ankunft und ging weder in das Spektakel noch sah er die schöne Illumination am Lorbeersaal. Nach ein Uhr war die Tafel aus, es regnete sehr und Alles retirirte sich nachgehends." Also lautet der Eintrag im Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim; eine zweite Zeugin aber ergänzt uns ihren Bericht, und diese Zuschauerin von bürgerlichem Namen, auf deren Worte wir noch viel gespannter lauschen, ist Christophine Schiller. Sie erzählt uns zuerst, daß die Beleuchtung des 3 Stunden langen Ludwigsburger Weges und des Schlosses einen um so prächtigeren Anblick gewährt habe als „gerade auch der Himmel helle" gewesen sei, daß „für 300 Personen Logis bestellt" gewesen sei und wegen Mangels an Platz auch ihre Familie Gäste bekommen habe; alsdann fährt sie in ihrem freilich überaus unbehilflichen Deutsch fort: „Als sie [die fürstlichen Herrschaften] endlich gegen 8 Uhr des Abends ankamen so führte sie der Herzog zuerst in die Comödie und es wurde erst gegen 1 Uhr die Tafel besezt, unsere Gäste wollten sie auch sehen und ich ging, sie zu begleiten auch dahin, weil ich die Fürstinn gerne sehen wollte. Die Großfürstin war eine grose schöne Frau, und ihre beiden Schwestern ebenfalls schöne, freundliche Damen, der H. Großfürst aber war nicht schön, und ganz eigen; er schlief nicht in dem Bette sondern lief des Nachts überall in den Anlagen herum .... Aber nun in dieser Nacht wo alles so ..... und froh war wählte mein Bruder das Vaterland zu verlaßen um nicht sobald vermißt zu werden" [1]).

[1]) Aus Christophinens „Notizen über meine Familie" (in Schillers

Am folgenden Tag sollte die große Hirschjagd auf der Solitude stattfinden: da jedoch die Witterung sehr regnerisch war, so wurde sie verschoben. Die fürstlichen Gäste besahen die Merkwürdigkeiten der Solitude und besuchten, nach Stuttgart zurückgekehrt, die Oper „Der Irrwisch" von Umlauf, um sich schließlich an einem Ball zu vergnügen. Am 24ten fand die Hirschjagd statt. Herzog Karl und Franziska waren ihren Gästen auf die Solitude vorausgeeilt; die gesammte Akademie hatte den Befehl erhalten, sich auf besonders errichtetem Amphitheater aufzustellen und Zeuge des Schauspiels zu sein. Sobald die fremden Fürstlichkeiten nachgekommen waren, schiffte man über den Bärensee hinüber und die Jagd nahm ihren Anfang. Seit Wochen waren für diese „Erlustigung" die außerordentlichsten Anstalten getroffen worden. Man hatte die Hirsche aus allen Jagdgebieten des Landes in einen Wald der Solitude zusammengetrieben, so daß man ihrer 5—6000 Stück zählte, hatte eine Menge von Bauern aufgeboten, um das Wild am Durchbrechen zu verhindern, und zu diesem Zwecke den ganzen Saum des Waldes entlang während der Nächte Wachtfeuer in Brand gehalten. Damit aber das „Vergnügen erhöht" werde, hatte der Herzog angeordnet, daß man die edlen Tiere eine steile Anhöhe hinaufjage und sie alsdann zwinge sich in den See zu stürzen, „in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten" [1]). So wurden denn die völlig wehrlosen Hirsche von bestgesicherter Stelle her, aus einer Entfernung von wenigen Schritten, niedergeknallt, so lange es die sinkende Sonne noch erlaubte. Auch die Gräfin von Hohenheim scheint keine Spur von Mitleid mit den Todesqualen der gehetzten Tiere, keine Spur von Widerwillen gegen dieses raffinirte Prahlstück von Jagd, gegen diese bestialische Grausamkeit angewandelt zu haben; es war „magnifique" anzusehen, erzählt sie in ihrem Tagebuch, und nur dafür, daß man „ein

---

Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine u. s. w. herausgegeben von W. v. Maltzahn).

[1]) Streicher, S. 72—73.

wenig lang warten mußte, bis das Wild heraus kam", empfindet Dame Franziska Bedauern.

Der Dichter aber, um dessen allein willen die Geschichte noch heute von der Pracht und vom Frevel jener Festtage meldet, weilte, als der Tag der Hirschjagd anbrach, bereits nicht mehr in Würtemberg. Schiller hatte die letzte Nacht, die er in Stuttgart verlebte, die Nacht vom 21. auf den 22. September, bei dem Lieutenant von Scharffenstein auf der Wache zugebracht, Stunden, die, wie dieser in späteren Jahren niederschrieb, „dem Gefühl ganz ausschließlich geweiht" waren. Er vermachte dem Zurückbleibenden einen Teil seiner Bücher und verwies ihn an seinen Freund Lempp, der damals noch auf der Akademie studirte [1]). Den nächsten Morgen galt es die letzten Reisevorbereitungen zu treffen. Schiller hatte sich eine bürgerliche Kleidung machen lassen, und nach Bestreitung der unentbehrlichsten Reisebedürfnisse waren noch 23 Gulden in seinem, 28 Gulden in Streichers Besitz verblieben. Was zum Weiterkommen erforderlich war, sollte Streichern nach Mannheim nachgeschickt werden. Albrecht von Hallers und einiger Anderer dichterische Werke, auch die Wäsche und die Kleidung Schillers hatte unser Musikus nach und nach in seine Wohnung verbracht, um sie dort einzupacken; der Verabredung gemäß sollte am Vormittag des 22. September alles bereit gelegt sein, was von Schillers Habseligkeiten noch hinwegzubringen war, und Streicher stellte sich mit der Minute ein. „Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazareth zu Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen Eine ihn schon oft besonders angezogen, und aufs neue so aufregte, daß er sogleich .... ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte S. [Streicher] dennoch zuerst

[1]) Vgl. v. Scharffenstein, „Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller", Morgenblatt für gebildete Stände, 1837, Nr. 58.

die Ode und dann das Gegenstück anhören .... Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. .... Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide[1])." Man legte diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, in den Koffer, die andere, deren Schloß zerbrochen war, in den Wagen; geladen waren beide lediglich „mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen". Auch ein kleines Klavier wurde zu den Koffern mitaufgepackt.

Von den Segnungen und Thränen der alten Frau Streicher begleitet, fuhr der Wagen Nachts 10 Uhr dem Eßlinger Thore zu. Dieses lag an der Ostseite von Stuttgart, also in der dem Wege der Reisenden gerade entgegengesetzten Richtung; aber es war das dunkelste der Stadtthore, und „einer der bewährtesten Freunde Schillers" — vermutlich kein anderer als Scharffenstein — hatte an ihm den Dienst. Der Anruf der Schildwache: „Halt! — Wer da? — Unteroffizier heraus!" machte zwei Herzen erbangen; indessen wurde das Thor geöffnet, als Streicher auf die Fragen: „Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin?" für Schiller den Namen Doktor Ritter, für sich selbst den Namen Doktor Wolff und als Reiseziel beider Eßlingen angab. Die Flüchtlinge warfen einen forschenden Blick in die Wachtstube des Offiziers, „in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen", und fuhren vorwärts. „Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu seyn, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde

[1]) Vgl. zu den hier und im Nächstfolgenden angeführten Stellen Streicher S. 78—84.

lebhafter, und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung gelegene Schloß mit allen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: ‚Meine Mutter!'"

Am Fenster des Mansardendaches wird sie weinend und ringend gelegen sein und mit dem sehnenden Auge die Spur des Sohnes gesucht haben. Aber der Glaube an seine Zukunft gab Trost in ihr Herz, und der Sturmruf des befreiten Genius lenkte dem, der ihres Blutes war, den Weg. An dem nämlichen Abend, da er in Geheimniß und Not von der Heimaterde sich losriß, nannten tausende seines Volkes mit Hoffnung und Bewegung den Namen Friedrich Schiller: denn in Leipzig, wie des Tags zuvor bei „brechend vollem Hause" in Hamburg, gingen die Räuber über die Bühne. Rührende Fügung des Schicksals! In deine Arme wirft sich der Flüchtling, du deutsches Volk; noch ist er dir ein fast Fremder, sich selber noch ein Werdender, aber der Zuruf deines Herzens, die Klänge des ersten Ruhmes hallen durch die Lüfte, und die Geister des Himmels, die immer geschäftigen, sammeln sie und tragen sie hin durch Nacht und Ferne, und leiser und leiser werdend kommen sie zu ihm wie aus dem Traum.

Seine Gedanken waren wieder ganz bei seinem Berufe, und während der kurzen Rast, welche Nachts 2 Uhr in Enzweihingen gemacht wurde, las er seinem Begleiter aus einem Hefte geschriebener, von Schubart ihm eingehändigter Gedichte außer Anderem „Die Fürstengruft" vor. Morgens nach 8 Uhr war die durch eine kleine Pyramide bezeichnete kurpfälzische

Grenze erreicht; als ob alle Laſt des Lebens von ihnen genommen ſei, atmeten die Reiſenden auf. „Sehen Sie“, rief Schiller dem Freunde zu, „ſehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angeſtrichen ſind! Ebenſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung!“ Unter frohen und lebhaften Geſprächen verflogen die nächſten Stunden. Um 10 Uhr war man in Bretten. „Dort wurde bei dem Poſtmeiſter Pallavicini abgeſtiegen, etwas gegeſſen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutſcher zurückgeſchickt, Nachmittags die Poſt genommen, und über Waghäuſel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfeſtung, die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geſchloſſen wurden, ſo mußte in Schwetzingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine ſchlafloſe Nacht um ſo erwünſchter war.“

Der Morgen des 24. September fand die Reiſenden frühe geſchäftig, das Beſte, was die Koffer enthielten, anzulegen, und nach 2 Stunden fuhren ſie in die Straßen von Mannheim ein, ohne daß man ihnen am Thore irgend eine Frage geſtellt oder eine Beläſtigung bereitet hätte.

Anhang zum ersten Bande.

(Nachweise und Nachträge.)

1. Zur Vorrede. Neuere Schillerlitteratur. Nicht in zwei (wie S. X der Vorrede in Aussicht gestellt hatte), sondern in drei Lieferungen erscheint hiemit der erste Band der vorliegenden Biographie, und 3 Bände soll, entsprechend neuer Vereinbarung mit der Verlagshandlung vom Jahr 1898, das ganze Werk umfassen; innere wie äußere Gründe haben diese Planerweiterung zur Notwendigkeit gemacht. Indem ich der Hoffnung Raum gebe, daß sie den Lesern nicht unwillkommen sein wird, fühle ich das herzliche Bedürfniß, ihnen für die Geduld und Nachsicht, die sie mir trotz des langen Stockens des Drucks nicht entzogen haben, zu danken. Nicht nur der Wille, sondern auch die Möglichkeit, die Fortsetzungen in kürzeren Fristen als bisher folgen zu lassen, ist nunmehr vorhanden.

Der Reihe der Personen, die ich S. XII der Vorrede als Förderer meines Unternehmens aufgeführt habe, hätte ich heute noch manchen Namen hinzuzufügen. Dieser „Anhang" und die Fortsetzungen des Werkes werden da und dort hiezu Gelegenheit bieten; an vorderster Stelle aber möge der schuldige Dank dem Vorstand des Marbacher Schillervereins und stellvertretenden Vorsitzenden und Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Herrn Stadtschultheiß Traugott Haffner zu Marbach, und dem Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Bernhard Suphan, ausgesprochen sein.

Im September 1892 ist mir aus Königsberg eine Postsendung zugegangen mit der Aufschrift: „Den Schillerbiographen bittet um Aufnahme das Schillerbuch". Es ist das Dresdener Schillerbuch v. J. 1860. Da mir der Absender unbekannt geblieben ist, so sage ich ihm hier meinen Dank.

Auch von der Kritik, welche die ersten Lieferungen dieses Werkes mit lebhafter Teilnahme begleitet hat, sollte ich reden. Ich gehöre der herrschenden litterarhistorischen Schule nicht an, und sie hat mich geschädigt, soweit sie es vermochte; aber schwere Wunden hat sie mir nicht zugefügt, und von einzelnen ihr zugerechneten oder nahestehenden Gelehrten habe ich Wohlwollen erfahren. Ich werde es eine Thatsache nennen dürfen, daß mein Buch in der deutschen Litteratur Wurzel gefaßt hat. Man kann ihm nicht abstreiten, daß es die Reihe der modernen wissenschaftlichen Schillerbiographien eröffnet, daß ich, nachdem in der Lebensbeschreibung Schillers eine lange

Periode des Stagnirens vorausgegangen war, den Grund zu einer neuen Bearbeitung dieser Aufgabe gelegt habe. Meine Lober zu rühmen, muß ich mich enthalten, wie ich auch an meinen Tadlern Gegenkritik zu üben mich hier nicht versucht fühle; eine auf Allgemeineres zielende Bemerkung aber möge mir erlaubt sein. Unter Verhältnissen, wie sie ungünstiger nicht gedacht werden können, ist mein Buch, ist insbesondere die erste Lieferung entstanden, und Manches, was mir die Kritik hinsichtlich der Komposition vorgeworfen hat, findet in diesen Aeußerlichkeiten seine Erklärung. Ich räume ein, daß ich heute die Ausführungen über die Militärakademie (das dritte und vierte Kapitel) da und dort straffer zusammenziehen würde. Bei andren Partien habe ich mich von einer technischen Bedürftigkeit nicht überzeugt, und was die zweite Lieferung betrifft, so ist ja an ihrer Anordnung und schriftstellerischen Verarbeitung des Stoffes kaum irgend etwas bemängelt worden. Im Uebrigen ist die Frage der besten Methode einer wissenschaftlich-biographischen Darstellung in mancher Hinsicht eine offene. Dem ursprünglichen Gattungscharakter nach gehört jede Biographie zu den erzählenden Werken, und man verlangt, daß sie künstlerisch gestaltet sei; aber die Freiheit, mit welcher der Dichter verfährt, ist dem Historiker versagt, und wornach er am Ersten zu trachten hat, ist nicht gefällige Schönheit, sondern überzeugende Wahrheit. Wir fordern von einer Dichterbiographie die Hinzugabe ästhetisch-kritischer Analyse, und schon damit wird der Fluß der Erzählung unterbrochen. Populäre und leichtbepackte Bücher gehen an den Streitfragen vorüber und ziehen das von Andern als thatsächlich Festgestellte kurzweg in ihren Text; die Schöpfer wissenschaftlicher Biographien aber haben die Streitfragen aufzunehmen und ihre Meinungen oder neuen Ermittlungen zu begründen. Es gilt heute als „künstlerischer", diesen kritischen Apparat aus dem Text auszuscheiden und ihn gesondert am Ende des Buches oder in einem Ergänzungsband zu geben; aber kleine Inkonsequenzen laufen dabei immer mit unter, und es fragt sich, ob nicht der Leser seelisch und geistig oft mehr gefesselt wird, wenn ihn eine in den Bericht selbst verflochtene lebhafte Darstellung des Streitfalls zum unmittelbaren Teilnehmer der Untersuchung macht. Auf alle Fälle ist es bequemer und zehnmal leichter, den historisch-kritischen Apparat gesondert zu geben; künstlerischen Sinnes oder Geschickes bedarf es zu diesem Auskunftsmittel gar nicht, und vielleicht ist es nur das Uebermaß der in den Text aufgenommenen Untersuchung, was Bedenken erwecken sollte. Hierin mag ich ein paarmal gefehlt haben; hätte ich aber den vorliegenden Band anstatt in Lieferungen als Ganzes herausgeben können, so wäre die Erörterung über die von Schiller angeblich verfaßte „Geschichte von Württemberg" wohl in den gegenwärtigen „Anhang" gerückt worden und ich hätte auf ihn auch die S. 479—481 in eine Anmerkung verwiesene Untersuchung über Schubarts Stammeszugehörigkeit verspart. Ich meinte dem Leser die Nachweise meiner Aufstellungen nicht lange schuldig bleiben zu sollen. Ihre letzte Ursache haben indessen die geschilderten Schwierigkeiten in dem von nüchterner

Erwägung nicht abzuleugnenden Umstand, daß die Biographie, wie wir sie heute verstehen, ein Werk gemischter Gattung ist: sie kann sich dem Kunstwerk nur nähern. Und allzusehr ist unsere schnellfertige Kritik geneigt, in einer äußerlich korrekten und von der Alltagsmanier nirgends abweichenden Aufreihung des Stoffes den Erweis künstlerischer Gestaltungskraft des Biographen zu sehen, während doch in der Verwendung der sprachlichen Mittel, in einer Darstellung, welche auf Veranschaulichung der Dinge gerichtet ist, und in einer Verknüpfung der Teile, welche das Interesse des Lesers in Atem hält, die größeren künstlerischen Wirkungen liegen.

Zu den Angaben der S. VI und VII über ältere Schillerlitteratur möchte ich noch ein paar Ergänzungen machen. „Schillers Leben" von Karoline von Wolzogen, von der J. G. Cottaschen Buchhandlung verlegt, einbändig in Kleinoktav, erlebte 1876 die fünfte Auflage. Hoffmeisters Biographie, fünfbändig, erschien zwischen 1838 und 1842. Ueber „Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter" schrieb 1844 Karl Grün. Palleskes Schillerbiographie (in 2 Kleinoktavbänden) erschien in erster Auflage 1858—1859. Als Festschrift zur Säkularfeier 1859 veröffentlichte Johannes Scherr sein lebhaft geschriebenes Buch „Schiller und seine Zeit"; desgleichen erschien als Festgabe zur Säkularfeier „Das Schiller-Buch" von Constant Wurzbach von Tannenberg, in seiner Ausstattung ein Prachtband, eine reichhaltige, wenn auch nicht strenge gesichtete Sammlung von Zeugnissen, Nachrichten und Bildern zu Schillers Leben. Ueber „Schillers Geistesgang" schrieb 1863 A. Kuhn, die „Lebensbeschreibung" Schillers von Karl Goedeke ist 1865 als Einleitung zu einer der Cottaschen Schillerausgaben verfaßt. —

Die erste, die ästhetisch-kritische Betrachtung der Räuber mitumfassende Lieferung meiner Schillerbiographie ist zu Anfang Mai 1885 erschienen, die zweite, von Bogen 25—40 reichende, mit den Graubündner Händeln schließende Lieferung zu Ende November 1889. Im Jahr 1888 erschien der erste Band der Schillerbiographie von Otto Brahm (Berlin, bei W. Hertz). Fünf Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Lieferung meines Buches und gleichzeitig mit der Veröffentlichung der zweiten Lieferung desselben, im Spätherbst 1889, erschien (auf 1890 datirt) der erste Band des Werkes von Jakob Minor: „Schiller. Sein Leben und seine Werke" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" wurde mit Anfang des Februar 1890 herausgegeben. Im Herbst 1890 erschien der zweite Band der Minor'schen Schillerbiographie, 1892 die erste Hälfte des zweiten Bandes der Biographie von O. Brahm. Die zeitliche Reihenfolge dieser 7 Veröffentlichungen ist der Kritik zum Oestern nicht gegenwärtig geblieben.

Die Abfassung gegenwärtiger dritter, im Herbst 1899 zur Herausgabe gelangender Lieferung gehört zum Teil dem Jahre 1893 an, die Hauptmasse des „Anhangs" ist gegen Ende 1898 geschrieben.

Zu den genannten 3 Lebensschilderungen ist 1898 in der Bettel-

heim'schen Sammlung „Geisteshelden“ (oder „Führende Geister“) die Schillerbiographie von Otto Harnack gekommen. Kein Quellenwerk, wie es außer der meinigen nur die Minor'sche Biographie ist, und dem Umfang nach hinter O. Brahms Buch ungefähr ebenso zurückbleibend wie dieses hinter den Biographien von Minor und von mir, ist Harnacks „Schiller“ doch eine Arbeit von wissenschaftlichem Charakter. Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang noch Hermann Fischers Artikel Schiller in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (Band 31 vom Jahr 1890) und Max Kochs Ueberarbeitung des Artikels Schiller in der Neuauflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ (Band V, Heft 12 vom Jahr 1892). Ebendaselbst ist (S. 97—237) eine Bibliographie der von Schiller herrührenden und auf Schiller bezüglichen Schriften gegeben.

Mit der Nennung Palleskes wendet man sich zur Reihe der nicht strenge wissenschaftlichen Biographien. Palleskes Buch ist seither wiederholt neuaufgelegt worden: in 12. Auflage erschien es 1886 (in Stuttgart bei Krabbe), überarbeitet von Hermann Fischer, der den Text Palleskes auf die Ergebnisse der neuen Forschungen prüfte und auch an der Form des Buches Einiges änderte, ohne den ursprünglichen Charakter der Arbeit verwischen zu wollen. Ist hiemit der Lesewelt ein Nutzen erwiesen, so glaube ich mich doch da, wo ich Palleske zitire, stets auf die 11te (1882 veröffentlichte) Auflage beziehen zu sollen, als auf die letzte, in welcher der Schöpfer des Buches noch selbständig erscheint. Diese 11. Auflage bezeichnet im Allgemeinen den Stand des biographischen Wissens von Schiller, wie ich ihn vorgefunden hatte, und auch den Stand der Ansprüche, die man in der vorkritischen Zeit an eine Schillerbiographie machte. Neuere populäre Werke sind die reichillustrirte Biographie von J. Wychgram (1895), sowie die Doppelbiographie „Goethe und Schiller“ von Moritz Ehrlich (1897). (Vgl. über Löbliches und Schwächliches beider Bücher Max Koch in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts“ 1895, Heft 4 und 1898, Heft 2). Inzwischen bringt uns fast jede neue Schillerausgabe eine größere „biographische Einleitung“, und nunmehr (1898) hat auch die Reclam'sche Universal-Bibliothek als Doppelbändchen eine Schillerbiographie ausgegeben: nichts anderes freilich als die Skizze, welche Rudolf von Gottschall schon im Jahr 1876 für den „Neuen Plutarch“ geschrieben hatte, da und dort aufpolirt mit den Ergebnissen neuerer Forschung, auch mit Reflexionen des Verfassers vermehrt.

Fast von einer Ueberproduktion wird man also hier reden dürfen, zumal da auch Düntzers zwar trockenes, doch nicht unsolides Buch zu Gebot steht und von den älteren Biographien die feinsinnig plaudernde Schilderung der Karoline von Wolzogen (mit einigen Verbesserungen Vollmers in der Cotta'schen „Bibliothek der Weltlitteratur“ wiederabgedruckt) noch in Ehren ist. Soweit ernste wissenschaftliche Arbeit, eine in die Tiefe schürfende Interpretation des Dichtergeistes und ein schriftstellerisches Vermögen, das unverbrauchte Sprachmünze ausgibt, an den Autoren zu spüren sind, kann man der Nation zu

diesem wachsenden Reichtum Glück wünschen; soweit dies aber nicht der Fall ist, dürfte ein freies Wort an der Zeit sein. Es ist heute kein Kunststück, aus den vorhandenen selbständigen Werken eine „biographische Einleitung" zusammenzuschreiben; gerade in dieser Gattung von Arbeiten herrscht die erklärte Freibeuterei, und selten empfinden sie es als ein Gebot des Taktes (der doch auch in der litterarischen Gesellschaft eine schöne Sache wäre), auch nur an einer versteckten Stelle anzudeuten, woher das neue Wissen geholt ist. Daß sie im Uebrigen an die Leistungen braver Primaner erinnern, ist mehr die Regel als die Ausnahme. Aber auch als für sich bestehendes Buch eine populäre Schillerbiographie herauszugeben, ist nachgerade eine unschwierige Sache geworden: man dinge sich den nächsten litterarischen Handlanger, gebe ihm zu den unvollendeten Werken von Minor, von Brahm und von mir die zu Ende geführten von Palleske-Fischer und Düntzer — und eine neue Schillerbiographie, die sich ihrer schlichten Weise rühmt, ist nach einem halben Jahr fertig. Etwas sehr Anderes sind die Versuche, eine den strengen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende, ihr Thema nach allen Seiten hin erschöpfende, auf eigene Forschung und eigenes Urteil gegründete Biographie Schillers zu schreiben; diese Aufgabe gehört wohl zu den schwierigsten und umfangreichsten, die man einem Gelehrten heute stellen kann. Denn nicht nur ist die nunmehr hundertjährige Schillerlitteratur bereits ins kaum mehr Uebersehbare angeschwollen, und ermüdend wirkt auch auf eine starke Kraft die Nötigung, von der Gesammtheit dieser litterarischen Erzeugnisse, unter denen, ach, so viele taube Nüsse sich finden, Kenntniß zu nehmen; sondern auch die Ermittlung des Wahren bedarf, sobald man ins Einzelne geht, noch immer an zahlreichen Punkten der mühsamsten Untersuchungen. Und wenn alle diese historische Arbeit gethan ist, so ist erst der Rohstoff zur Hand, und das Größte bleibt noch übrig: eine Individualität, welche eine Welt von Geist bedeutet, *nachzuschaffen* und in eben diese Welt zugleich mit aller Erkenntniß *unserer* Zeit einzudringen. Es ist einleuchtend, daß Werke, welche diesen höchsten Ansprüchen genügen möchten, nur langsam vollendet werden können, daß, um mit Schiller zu reden, „nur der Ernst, den keine Mühe bleichet", diese Aufgabe bewältigt; es ist auch einleuchtend, daß sie für den Verleger gewagte, Aufwand fordernde Unternehmungen sind. Wenn aber, sobald sie nur die ersten Schritte ins Leben gethan haben, die Populariſirer und Abschreiber hinter ihnen her sind, so kann man ja sagen, daß es löblich und hübsch ist, wenn das Wissen zum Gemeingut des Volkes wird, und kann auch sagen, daß das Volk auf die Vollendung der großen Biographien nicht warten kann; aber klar muß man sich alsdann auch darüber sein, daß, weil Bücher — zum Mindesten vom Standpunkt des Verlegers aus — eben doch gekauft werden sollen, die Existenz der größeren und selbständigen Werke gefährdet wird; die Masse des Geringen und Wohlfeilen verlegt ihnen den Markt. So könnte es geschehen, daß die bei uns aufblühende skrupellose Fabrikation leichtgeschürzter Schillerbiographien die schwer-

gepanzerten Bahnbrecher, deren diese Industrie doch selbst nicht entbehren kann, ums Leben bringt. Und da man das Beste eines Buches ja doch nicht abschreiben kann, so kommt mit der Thätigkeit der Populariſirer eben dieſes Beſte juſt nicht unter das Volk. Aber auch oft nicht einmal das hiſtoriſch Richtige. Ich bin weit entfernt, die bei Reclam neuaufgelegte kleine Schillerbiographie Gottſchalls als Dutzendwaare zu nehmen; ihre Urteile über die Entwicklung und die Schöpfungen des Dichters verdienen es, aufs Neue gehört zu werden. Aber mit ihrer ſtofflichen Auffriſchung hatte auch ſie es bequem, und dennoch verbreitet ſie längſt widerlegte Irrtümer aufs Neue: ohne die Fehler ihrer urſprünglichen Faſſung zu tilgen, gibt ſie den Wechſel der Wohnorte der Eltern Schillers abermals unrichtig und unvollſtändig an und erzählt uns abermals, daß der junge Schiller als Zögling der Militärpflanzſchule gleichzeitig mit ſeinen Eltern auf der Solitude gelebt habe. Ja ſogar der Tag der Flucht Schillers iſt noch unrichtig angegeben!

Der zweite Artikel gegen C. Hepp, auf den ich S. X, Z. 28—29 der Vorrede verwieſen habe, iſt in der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Hauptblatt vom 15. Mai 1885, erſchienen.

Nicht nur die Verſuche, Schillers Leben (und geſammtes Wirken) zu beſchreiben, haben ſich gemehrt: auch nach andern Richtungen hin iſt die Schillerlitteratur ſeit ungefähr anderthalb Jahrzehnten in ſtarkem Anwachſen begriffen. Schon hinſichtlich der Ausgaben der Werke des Dichters ſind ſchöne Errungenſchaften zu verzeichnen. Ich habe S. VIII die aus 17 Großoktavbänden beſtehende, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrter 1867 begonnene und 1876 vollendete hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe Goedekes erwähnt. Allen wiſſenſchaftlichen Anſprüchen genügt ſie heute nicht mehr, iſt auch nicht durchweg geſchickt eingerichtet; nun aber hat auf ihrer Grundlage im Auftrag der gleichen Verlagsfirma, der J. G. Cottaſchen Buchhandlung, Ludwig Laiſtner 1893—1894 eine neue kritiſche Geſammtausgabe (in 16 Bänden) zur Vollendung geführt, nachdem ſchon 1879—1880 Wilhelm Vollmer für die Cottaſche Buchhandlung von einzelnen Werken des Dichters (Kabale und Liebe, Don Karlos, Wallenſtein, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs) vorzügliche, von Einleitungen und kritiſchen Noten begleitete Ausgaben hergeſtellt hatte. Eine im Aeußern ſo gefällige als innerlich vortreffliche kritiſche Geſammtausgabe hat Ludwig Bellermann 1897—1898 durch den Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts dem Publikum gegeben; ſie iſt mit Einleitungen und Erläuterungen ausgeſtattet und zerfällt in zwei geſondert käufliche Abteilungen, deren erſte in 8 Bänden die Hauptwerke des Dichters vereinigt, während die zweite in 6 weiteren Bänden diejenigen Schriften bringt, welche kennen zu lernen mehr eine Sache des gelehrten und wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſes iſt. Dieſe neuen kritiſchen Ausgaben haben die älteren von Heinrich Kurz (im Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts) und Boxberger-Maltzahn (im Verlag von Hempel) überholt. Nicht ganz auf gleicher Höhe ſteht die von Robert Boxberger und

Anton Birlinger (1882—1891) besorgte kritische Gesammtausgabe, deren 12 Bände einen Bestandteil der von Joseph Kürschner im Verlag von W. Spemann herausgegebenen „Deutschen National-Litteratur" bilden. Mit Volksausgaben — wenn man für alle nicht „kritischen" diesen Ausdruck gebrauchen darf — sind wir in Deutschland überschwemmt. Die erste Gesammtausgabe dieser Art hatte Körner 1812 bis 1815 veranstaltet; sie erschien in 12 Bänden bei Cotta. Ihre Unvollkommenheiten entschuldigte die Zeit ihrer Entstehung, die ungenügende Ausrüstung des Herausgebers; aber auch eine Reihe ihr folgender Cottascher Ausgaben blieb ohne Verbesserung, bis Joachim Meyer 1858 „auf die Mängel der Vulgata aufmerksam machte" (vgl. Max Koch, Hochstiftsberichte 1890, S. 75). Von neueren, nach 1876 veröffentlichten nichtkritischen Gesammtausgaben zählt die zweite Auflage des Grundrisses von Goedeke gegen 30 auf, und hier verdient erwähnt zu werden, daß die in diese Reihe gehörige Ausgabe der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur (1882—1885, in fünfzehn Bänden) von Meister Vollmer durchgesehen ist.

Der Nachlaß Schillers, soweit er aus Entwürfen, Fragmenten und dem Druck bisher vorenthaltenen Erzeugnissen besteht, hat in den letzten Jahren höchst schätzenswerte Bearbeitungen erfahren. Hier ist in erster Linie Gustav Kettners zweibändiges Werk „Schillers dramatischer Nachlaß", herausgegeben 1895 im Verlage von Böhlau, zu nennen. Der nämliche Autor hatte schon zuvor Untersuchungen über „die Malteser", „Warbeck" und die „Prinzessin von Celle" veröffentlicht und im 9. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" (1894) Schillers „Demetrius" nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben; ihm verdanken wir auch das von der J. G. Cottaschen Buchhandlung als „Ergänzungsband zu Schillers Werken" gedachte, Schillers dramatischen Nachlaß übersichtlich bietende Werk „Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente" (1899). Eine litterarhistorische Arbeit von gleichem Rang, ein auserlesenes Geschenk für die Nation, ist die von Erich Schmidt und Bernhard Suphan 1893 besorgte Neuherausgabe der „Xenien"; nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs in ihrem ganzen ursprünglichen Bestand nunmehr vorgeführt, vom reichsten und zuverlässigsten kritischen Apparat begleitet, füllen sie den 8. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft". Auf andere, kleinere Errungenschaften wird uns der Zusammenhang der biographischen Erzählung führen.

Nur mit hoher Freude begrüßen ließ sich die kritische Gesammtausgabe der Briefe Schillers von Fritz Jonas (Deutsche Verlags-Anstalt, 1892—1896), die erste kritisch gesichtete, mit kritischen Nachweisen ausgestattete, den ganzen erreichbaren Bestand in, soweit als möglich, urkundlich treuem und fast durchweg zuverlässigem Abdruck bietende Sammlung. Sie erschien in 80 Lieferungen oder 7 Bänden; die Gesammtzahl der aufgenommenen Briefe beträgt 2079, und nur ein paar Nummern der bisher bekannt gewordenen fehlen. Ein vielzersplitterter, weithin zerstreuter Schatz ist hiemit geordnet und ge-

sichert, jegliches Schillerstudium hat eine wesentliche Förderung gewonnen; eine Quelle geistiger Erquickung, ein Erziehungsmittel bietet dieses Werk aber auch dem Nichtgelehrten.

Von neueren wissenschaftlichen Schriften, welche einzelne Seiten des Wirkens Schillers zum Gegenstand der Untersuchung gemacht haben oder auch von einer einzelnen Seite her das Ganze seines geistigen Wesens zu erfassen suchten, mögen als die inhaltreichsten verzeichnet sein: Ludwig Bellermann „Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis" (1888 und 1891 bei W. Hertz); Albert Köster „Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (1891 bei W. Hertz); die zweite Auflage der Schiller-Schriften Kuno Fischers, nämlich: „Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen" 1891, (bei K. Winter gleich den folgenden), „Schiller als Komiker" (1891) und „Schiller als Philosoph" (1891 und 1892); Gustav Portig, „Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem innern Verhältniß zu Goethe", 1894 bei L. Voß (ein Buch dem ich an vielen Stellen widersprechen müßte, aber von großem Gesichtskreis); endlich Karl Weitbrecht „Schiller in seinen Dramen" (1897, bei Fr. Frommann). Manche kleinere verdienstliche Schrift ließe sich hier anreihen, und zu erinnern wäre auch an wertvolle Ausführungen über Schiller, welche als größere Teilstücke in Werken wie Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Klassiker" (dritte Auflage, Band I, 1889), Eduard von Hartmanns Aesthetik und Friedrich Vischers Nachlaß-Schriften sich finden; doch nicht eine Bibliographie, sondern nur ein Umblick kann an dieser Stelle beabsichtigt sein.

Faßt man zusammen, was die vorstehenden Blätter geschildert haben, so wird das Urteil wohl lauten dürfen: die litterarische Beschäftigung mit Schiller ist in neuerer Zeit wiederum in lebhafter Zunahme, in einem Aufschwung begriffen, die historische und kritische Arbeit, die an seinen Namen geknüpft ist, hat sich vertieft und wird nach mehreren Richtungen hin abschließend. Zwar noch nicht hinter uns liegt eine Aufgabe, welche der Geistesbildung der Deutschen ein Jahrhundert gestellt hat: mit dem gleichen Maße der Gerechtigkeit Goethe und Schiller, die beiden Großen, zu messen, den tiefen Gegensatz ihrer geistigen Naturen zu verstehen und doch eines empfänglichen Sinnes für beide zu sein. Wir wissen, wie oft Zeitströmungen, Parteiwesen, Schulansichten und persönliche Neigungen Schiller gegen Goethe und Goethe gegen Schiller ausgespielt haben; das Eine ist so falsch wie das Andere. Es hat aber den Anschein, als ob nachgerade die Einsicht wachse, daß, wenn auch Goethe der Größere ist, Goethe als Erzieher und Führer der Nation doch der Ergänzung durch Schiller bedarf und wir den einen so wenig entbehren können wie den andern. Sie selbst haben sich in einem Freundschaftsbund geeinigt, und ihnen nachwandelnd jenen Gegensatz zu überbrücken, ist derer, die sich mit Vorliebe zu Goethe, wie derer, die sich mit Vorliebe zu Schiller bekennen, Pflicht; es ist ein Vermächtniß der Heroen.

Von einer Neubelebung der Schillerstudien zu reden, ohne zweier

Stiftungen zu gedenken, aus denen ihnen in Gegenwart und Zukunft reiche Förderung quillt, ist nicht möglich. Die Freiherrn Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm haben den gesammten handschriftlichen und litterarischen Bestand ihres in Schloß Greiffenstein ob Bonnland befindlichen Schiller-Archivs der Besitzerin des Goethe-Archivs, der Großherzogin Sophie von Sachsen übergeben, damit unter der Obhut der fürstlichen Frau und ihrer Erben und Rechtsnachfolger „auch an der Stätte, welche begründet ist, um die unmittelbaren nächsten Zeugnisse großartigen geistigen Wirkens für Mitwelt und Nachwelt aufzubewahren, die beiden Großen von Weimar vereinigt" seien, wie sie „leibhaft" neben einander wandelten im Leben und vereinigt im Tode „bei einander ruhen als Fürsten bei den Fürsten" (vgl. Deutsche Rundschau 1889, Juliheft). In Folge dieser hochsinnigen Schenkung wurde durch Urkunde vom 7. und 9. Mai 1889 das Weimarische Goethe-Archiv zu einem Goethe- und Schiller-Archiv erweitert, und heute erhebt sich über der Ilm, nach dem Willen der Großherzogin 1896 vollendet, ein schöner und stolzer Bau, bestimmt, die gesammten Schätze zu bergen und der gelehrten Arbeit zugänglich zu machen. Aber auch an der Stätte, wo Schiller das Licht der Welt erblickt hat, ist Großes geplant und im Werden: der 1835 gegründete Marbacher Schillerverein, in dessen Eigentum das Geburtshaus des Dichters 1859 übergegangen ist, erweiterte sich zufolge der so rühmlichen als fruchtbaren Anregung des Königs Wilhelm II. von Württemberg vom 9. Mai 1895 zu einem Schwäbischen Schillerverein; die zuvor schon bestehende Urkunden- und Reliquiensammlung des Schillerhauses erfuhr ein außerordentlich rasches Wachstum, zumal da durch Schenkung der Schwiegertochter Schillers, der Oberförsterswittwe v. Schiller, eine beträchtliche Anzahl von Familienbildnissen hinzukam und die aus dem Nachlaß der Schwester Schillers, der Pfarrerin Luise Frankh, stammende Sammlung von Familienbriefen erworben wurde, und so wird das kommende Jahrhundert auch in Marbach einen schätzehütenden stolzen Bau sehen, ein Schillermuseum. Lebhafte Teilnahme begleitet die neue Schöpfung, und in schönem Wetteifer werden Weimar und Marbach den Schillerdokumenten ein Heim, den Schillerstudien eine Zentralstelle, der Schillerverehrung einen Mittelpunkt und Herd bieten.

2. Zu S. 4—8. Zu **Joh. Kaspar Schillers Beteiligung am Siebenjährigen Krieg** vgl. die treffliche und anziehende Studie, welche Ernst Keller unter dem Titel „Johann Kaspar Schillers Jugend und militärische Dienstjahre" als Programm des Gymnasiums zu Freiburg i. B. 1885 veröffentlicht hat. Eine beachtenswerte Ergänzung zum Bericht des „curriculum vitae meum" Joh. Kaspar Schillers gibt sein Brief vom 10. Nov. 1791. „Ich habe acht ernstliche Campagnes gemacht" — schreibt er an den Sohn und die Schwiegertochter — „und eben die Seite, wo ich jetzt Schmerzen leide, hat immer am meisten ausgestanden. Zweimal hat sie durch Pferde-Stürze gelitten, und eine Kugel, mit der ich geschossen worden, mußte

ausgeschnitten werden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Lissa in Schlesien mußte unsre Armee 10 Tage lang bei Schweidnitz ohne Zelten unter freiem Himmel stehen. Da geschah es, daß ich mich auf eben die Seite zum Feuer legte und einschlief. Indessen hellte sich der Himmel auf und alles fror zusammen. Als ich aufwachte und aufstehen wollte, war mein Fuß bis über das Knie in den Morast eingefroren, und, die Stiefel zu schonen, mußte ich mich mit warm Wasser los machen lassen." Ernst Keller, der diese Stelle hervorhebt, bemerkt, damals habe Schiller zu dem Gichtleiden, das sein Alter verbitterte und ihm schließlich den Tod brachte, den Keim gelegt. Hinter den Höhen von Lissa stand in der Schlacht bei Leuthen der rechte Flügel der Oesterreicher (Keller S. 29 und 27). Die Verwundung durch eine Kugel, deren der Brief gedenkt, scheint im österreichischen Erbfolgekrieg bei Nispen stattgefunden zu haben (Keller, S. 11). — Als sein Standquartier in Böhmen während des Winters 1757—58 nennt Schiller „Leonschütz, eine Stunde von Postelberg und zwei Stunden von Laun"; zuvor bemerkt er, die Truppen seien „in die Winterquartiere nach Böhmen in den Saazer Kreis zurückgegangen". Für Leonschütz korrigirt E. Keller mit Hepp Leneschitz, und in der That gibt es in Böhmen keine Ortschaft jenes Namens. Wenn aber Keller hinzusetzt, Schillers schwäbisches Ohr habe, weil es „an Leonberg gewöhnt" gewesen sei, Leonschütz für Leneschitz „mißhört", so ist dies doch wohl kaum zutreffend. Vielmehr scheint mir, daß dem Vater Schillers ein Leonschütz in die Feder geriet, weil ihm der Ortsname Leobschütz, den er in Schlesien gehört haben wird, im Ohre lag und weil er im Namen des böhmischen Ortes selbst ein o gehört hatte. Denn Leneschitz, Lenešice, hieß, wie mir O. Keindl in Prag mitteilt, früher Lenešovice, Lenošovice, Lenošice (Leneschowitz, Lenoschowitz, Lenoschitz), und bis in die fünfziger Jahre sowie in den früheren Jahrhunderten wurden diese Bezeichnungen neben der Namensform Leneschitz gebraucht. Kaspar Schiller hat also die Buchstaben n und o nur umgestellt. — Erinnerungen an die Seuche, die im Winter 1757—58 in Leneschitz geherrscht hat (vgl. oben S. 5), sowie an die damalige würtembergische Besatzung („Schwoben") sollen dort noch heute nicht ganz erloschen sein.

3. Zu S. 6, Z. 25, S. 14, Z. 10 und S. 18, Z. 7—8. Durch ein mir unerklärliches Versehen ist bei Nennung der Vor- oder Taufnamen der **Mutter Schillers** in den Druck „Eva Dorothea" gekommen, während ich sie S. 21, Z. 4 doch richtig **Elisabetha Dorothea** nenne. Daß ich im Folgenden unter diesen Vornamen Dorothea als den eigentlichen Rufnamen bevorzugt und der schwäbischen Abkürzung gemäß dafür „Dorle" gebraucht habe, ist nicht ohne Stützpunkt: ich hatte in einem Gespräch Freifrau Mathilde von Schiller in Stuttgart um Auskunft gefragt, und diese glaubte sich nach der Tradition zu erinnern, daß Dorle der Rufname gewesen sei. (Vgl. meinen Artikel „Zum Schutz des geistigen Eigentums", Beilage z. Allgem. Ztg. vom 19. April 1885.) Schillers Mutter selbst hat sich,

wie Ernst Müllers Biographie derselben S. 11 richtig angibt, in Briefen und Urkunden immer nur mit S. oder „Schillerin" oder mit den beiden Vornamen Elisabetha Dorothea unterzeichnet, und in den Marbacher amtlichen Registern sind stets diese beiden Vornamen „ohne Hervorhebung des einen oder andern" aufgeführt. Nach Müller S. 10 kommt der Name Elisabeth in der Familie Kodweiß häufig vor, wie denn die Großmutter der Mutter Schillers, die Gattin des 1745 gestorbenen Marbacher Bürgermeisters, eine geborene Uschalk, die Vornamen Anna Elisabeth hatte; dagegen hieß eine Tante der ersteren, die Gattin des Marbacher Ratsverwandten und Handelsmanns Johann Christoph Kodweiß, Johanna Dorothea, und diese beiden Frauen „scheinen" neben anderen im Marbacher Taufbuch aufgeführten Patinnen der Elisabetha Dorothea Kodweiß gewesen zu sein. — Der Rufname des Vaters des Dichters war nicht Johann, sondern Kaspar, wenngleich auch bei ihm stets beide Vornamen (Johann Kaspar) neben einander aufgeführt werden; denn den ausschließlichen Namen Johannes führte sein älterer Bruder und den Namen Johann Jakob sein jüngerer, der Schultheiß von Bittenfeld (vgl. meine Stammtafel der Vorfahren Schillers am Schlusse des Bandes): Johannes, Kaspar, Jakob waren demnach die unterscheidenden Rufnamen dieser 3 Söhne. Ungeschickter Weise besteht in Deutschland bezüglich der Anordnung oder Reihenfolge der Vornamen keine feste Sitte, d. h. der Hauptvorname, der Rufname, wird bei der vollen Nennung einer auf mehrere Vornamen getauften Person häufig nicht unmittelbar vor den Familiennamen gesetzt (wohin er gehört), sondern an früherer, an mittlerer oder an vorderster Stelle; eine Willkür, welche die Sicherheit und Präzision der Bezeichnung erschwert und bei Genealogien unbequem genug werden kann. Beispiele bieten die herkömmlichen Namensverbindungen Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, wogegen mit richtiger Anordnung: Johann Wolfgang Goethe, Johann Christoph Friedrich Schiller. Der Wiedererwecker der deutschen Dichtkunst wird allenthalben als „Friedrich Gottlieb" Klopstock aufgeführt; wieviele Deutsche wissen, ob sein Rufname „Friedrich" oder „Gottlieb" war? Schelling findet sich mitunter von Litterarhistorikern „Joseph Schelling" genannt; Eltern und Heimat aber nannten ihn Friedrich, Fritz. Solche Unsicherheit ist die Folge der herrschenden Gebrauchsverwirrung. Eine Berichterstattung, welche nicht irre gehen möchte, sieht sich oftmals gezwungen, als Ballast die Nebenvornamen mitzuschleppen, nur weil gerade nicht festzustellen ist, welcher unter den überlieferten Namen den Vorzug verdient hätte. Lästig wird hiebei insbesondere der Vorname Johann, ohne welchen die bürgerlichen Familien des 18. Jahrhunderts kaum auskommen zu können meinten; mit seiner Häufigkeit verliert er an Bezeichnungswert, und nur ein verdientes Schicksal ist es, daß er als etwas Gemeines heute zu einem Gattungsnamen, zum Bedientennamen herabgesunken ist. Lästig ist auch die Armut der Namengebung in manchen Familien: so begegnen uns bei der ziemlich

ſtark verzweigten Familie der Vorfahren Schillers immer wieder die Namen Johann, Kaſpar, Georg, Jakob, auch die Verbindungen Hans Georg u. ſ. w. Wer mit der Durchforſchung von Kirchenbüchern, alten Gemeindeakten u. dgl. je zu thun hatte, weiß, welche Fallſtricke damit dem um Ermittlung des Richtigen Bemühten gelegt ſind. Ich habe in der aus Hiſtorikernöten gefloſſenen Anmerkung S. 174—175 ſchon erwähnt, daß gerade das 18. Jahrhundert viele Gleichgiltigkeit gegen den Rufnamen zur Schau trägt: bei Büchertiteln, in Unterſchriften und in amtlichen Regiſtern miſcht es ihn zumeiſt mit Nebenvornamen, bei Büchertiteln erſcheint auch oft nur der Familienname. Es iſt, als ob man ſich genirte, mit dem im Familien- und Freundeskreis gebräuchlichen Namen vor die Oeffentlichkeit zu treten; ſchamhaft wagt ſich allenfalls ein Anfangsbuchſtabe hervor, ein C. z. B., das dann Carl oder Conrad oder Chriſtian oder Chriſtoph bedeuten kann und ſich gleich ſeinen Buchſtabenbrüdern im Bewußtſein gar nicht fixirt, weil es nur für das Auge da iſt, nicht für das Ohr, weil es innerlich nicht geſprochen wird. Das 19. Jahrhundert zeigt in dieſem Punkte einen weit größeren Mut der Perſönlichkeit, doch möchte ich klagen, daß bei den Schwaben mehr als bei den Angehörigen unſerer anderen Stämme jener litterariſche Horror vor dem Rufnamen geblieben iſt. In den Schriften würtembergiſcher Autoren wird die Nennung des Hauptvornamens oder Rufnamens oder der Vornamen überhaupt ungemein häufig auch da verſäumt, wo erſterer zur genaueren Kennzeichnung der Perſon unentbehrlich iſt, wo die Perſon, von der die Rede iſt, den Familiennamen, den ſie trägt, mit andern in die Oeffentlichkeit getretenen Perſonen teilt und der Zuſammenhang nicht ohneweiters deutlich macht, welcher dieſer Träger gemeint iſt. Daß in Folge deſſen zumal bei häufig vorkommenden Familiennamen wie Pfaff, Elwert u. ſ. w. Verwechslungen entſtehen, iſt begreiflich, und ſchon in der nächſten Generation wird die Richtigſtellung mitunter ſchwierig. Es iſt kein Zufall, daß die ſchwäbiſchen Autoren Schubart und Strauß Jahrzehntelang in der Litteratur als „Daniel Schubart“ und „David Strauß“ gelebt haben, während dort Daniel, hier David nur ein Nebenvorname war und richtig von „Chriſtian Schubart“ und von „Friedrich Strauß“ oder, da dieſe Namenverbindung Wiederholungen hat, von „David Friedrich Strauß“ geredet wird; es iſt auch kein Zufall, daß Friedrich Viſcher oder, wie der volle Name des großen Kritikers und Aeſthetikers in der herkömmlichen Verbindung lautet, „Friedrich Theodor Viſcher“ noch in Schaslers Aeſthetik als „Theodor Viſcher“ aufgeführt wird. Man weiß, daß die Schwaben unter ſich gerne witzige, humoriſtiſche Ueber- oder Spitznamen, Namen, die meiſt dem ſtudentiſchen Kneipleben ihren Urſprung verdanken, zur Mitbezeichnung von Perſonen verwenden, daß z. B. zwei Träger eines berühmten Familiennamens, zwei Brüder, als „der ſchwarze Pl . . .“ und „der rote Pl . . .“ bezeichnet werden; aber in das Schrifttum läßt ſich dergleichen doch nicht wohl übertragen. Möge alſo das ſchreibende Würtemberg jene Gleichgiltigkeit gegen den legitimen Rufnamen überwinden! Erſt der

Rufname zusammen mit dem Familiennamen bezeichnet uns die individuelle Besonderung und ein bestimmtes Familienglied, und nur beide Namen zusammen geben das Wortbild einer konkreten Persönlichkeit. Bei Namen wie Goethe, wie Schiller u. s. w. haben wir uns freilich gewöhnt, den Vornamen als etwas Ueberflüssiges zu betrachten, da sie Individuen im höchsten Sinne des Wortes bedeuten; dennoch wird ein Schriftsteller, der sich auf feine Wirkungen der Sprache versteht, mitunter das Bedürfniß empfinden, hier ein Friedrich, dort ein Wolfgang beizusetzen: und zwar da, wo er nicht so sehr das geistige Wesen oder die ideelle Persönlichkeit dieser Männer schildern möchte, als vielmehr ihre irdische Existenz vergegenwärtigen und sie gewissermaßen in das sinnlich-unmittelbare Leben zurückzaubern will.

4. Zu S. 7, **Schillers Geburtstag** betreffend. Den älteren Autoren, wie Hoffmeister, galt unbestritten der 10. November als der Geburtstag des Dichters; als aber Gustav Schwab in seinen „Urkunden über Schiller und seiner Familie" einen auf den 11. Nov. lautenden Eintrag aus dem Marbacher Taufbuch bekannt machte, geriet die Datirung ins Schwanken. Ich stelle behufs einer letzten Prüfung des vorhandenen Beweismaterials zunächst sämmtliche Zeugnisse neben einander.

Im „curriculum vitae meum", vom Vater des Dichters niedergeschrieben auf der Solitude, von ihm abgeschlossen und unterzeichnet am 17. Mai 1789, finden sich 2 Belegstellen. Die erste ist die oben S. 7 bereits zitirte: Johann Kaspar Schiller unterbricht die Schilderung seiner Feldzüge mit dem Satze: „1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren". Die zweite folgt einige Seiten später; der Vater verzeichnet die Geburt seiner Kinder „nach der Ordnung" und mit Angabe der Taufzeugen; er notirt: „1759 den 10. November zu Marbach: Johann Christoph Friedrich. — Schillers Schwager Reinwald schreibt am 12. Nov. 1786 an den Dichter: „Vorgestern feierten wir Deinen Geburtstag." Also am 10. Nov. — Körner schreibt am 12. Nov. 1787 an Schiller: „Am Sonnabend haben wir Deine Gesundheit zu Deinem Geburtstage getrunken." Am vorausgegangenen Sonnabend war nach dem Kalender der 10. November. Schiller selbst schreibt am 3. Nov. 1788 (vgl. Jonas, Schillers Briefe II, 136—137 und 452—453) aus Rudolstadt an Wieland: „Früher als den 10ten komme ich hier nicht los; ich habe meinen hiesigen Freunden zugesagt meinen Geburtstag noch mit ihnen zuzubringen und dieser feierliche Tag ist der zehente November." Charlotte von Lengefeld, noch vor der Verlobung mit Schiller, schreibt ihm am 10. Nov. 1788 in Rudolstadt: „Ich muß Ihnen, und sollten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen l. Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schäze." Schiller antwortet am gleichen Tage ihr und der Karoline von Beulwitz, deren Gratulationsbrief fehlt: „Dank Ihnen

beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen"; am Schlusse fügt er bei, er werde gegen 5 Uhr Abends kommen. Diesen beiden Briefen fehlt im Original allerdings das Datum; aber die Briefe des folgenden Jahres lassen keinen Zweifel, daß wir den 10. Nov. zu ergänzen haben. 1789 schreibt Charlotte, nunmehr Schillers Braut, diesem in der mit „Montag früh" datirten Fortsetzung ihres am Eingang „Sonntag Abend 6 Uhr den 8ten 9bre" überschriebenen Briefes: „Möchte dieser Brief Morgen das erste sein, was dich begrüßt mein Geliebter. Warum bist du eben zu diesen Tage nicht hier! Voriges Jahr warst du mit uns, aber wie kalt kommt mir nun alles vor was ich dir da sagte ..... Es wäre so artig gewesen wenn wir eben Morgen hätten in J. [Jena] eintreffen können. Wie ungewiß war noch alles voriges Jahr! und der bange Gedanke, daß du uns bald verlaßen würdest lag schwer auf der Seele. Der Abend ist mir noch recht lebhaft im Gedächtniß wie du zu uns kamst ..... Möge der Engel unsrer Liebe dir morgen diesen Kuß, diese herzliche Umarmung bringen." Schiller antwortet d. d. „Jena d. 10. Nov. 89" an Lotte und ihre Schwester Karoline: „Daß mein Geburtstag heute ist, habe ich erst von euch erfahren, denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr habe ich ihn mit euch durchlebt — aber nein, ihr seid mir, unsrer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr .... Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo du, Caroline, ein so langes schmerzhaftes Stillschweigen brachst — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte — jener Morgen ist mir ein weit lieberer schönerer Tag als der zehente November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude gebohren wäre?" Und gegen den Schluß des Briefes: „Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen." Am nämlichen Tage, abermals mit dem ausgeschriebenen Datum „Jena d. 10. Nov. 1789" schreibt Schiller an Körner: „Mein heutiger Geburtstag erinnert mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe." — Einen Brief an Georg Göschen, d. d. Jena den 5. Nov. 1790 beginnt Schiller mit den Worten: „Auf kommenden Mittwoch liebster Freund fällt mein Geburtstag." Der Mittwoch nach dem 5. Nov. 1790 war der 10. November. — Den Herbst 1793 verlebte Schiller in Schwaben, in der Nähe seiner Eltern; eine gemeinsame Geburtstagfeier war in Aussicht genommen. Das Eintreten schlechter Witterung wie auch der bevorstehende Besuch des Herzogs auf der Solitude verhinderte die Eltern, nach Ludwigsburg zu kommen, und der Vater zeigt dies dem Sohne am 8. Nov. an. Nach Empfang des Absagebriefes, noch am gleichen Tage, erwidert Schiller, beklagt die Vereitlung der Absichten, fügt aber am Ende bei: „Madame Simanowitz habe ich, da das Wetter so schlecht war, nicht hieher bitten wollen. Vor einer Stunde aber hat es sich aufgehellt, und es kann noch bis Sonntag recht schön werden. Ich will sie also mit der heutigen Post einladen, uns auf den Sonntag zu besuchen." Dieser Einladungsbrief an Frau Simanowitz hat sich erhalten; der Sonntag aber, an welchem

Schiller zugleich mit ihr auch die Eltern bei sich zu sehen gehofft hatte, stand im Kalender als der 10. November. (Vgl. den Abdruck der Briefe in Schillers Beziehungen zu Eltern u. s. w., S. 124—125, bei Boas, Nachträge, II, 461—462 und bei Schwab, Urkunden S. 53.) — An Wilhelm von Humboldt schreibt Schiller aus Jena am 9. Nov. 1795: „Goethe ist seit dem 5. hier und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen." „Hiezu ist Schillers Kalender zu vergleichen und dessen Eintrag vom 10. und 11. Nov. 1795: „10. Grießbachs zu Abend mit Göthen. 11. Göthe abgereist." Demnach wird die Geburtstagfeier auf den 10. gefallen sein. Auch Goethes eigener Brief vom 10. Nov. 1801 gibt einen Beleg: „Da meine Ankunft," schreibt er an Schiller, „noch vor den Ablauf Ihres Geburtstages trifft so säume ich nicht Ihnen noch meinen besten Glückswunsch, von dem Sie schon überzeugt sind, ausdrücklich und schriftlich zu überschicken und zugleich auf morgen, als zum zweiten Feiertag zur bekannten freundschaftlichen Zusammenkunft einzuladen." War der 11. Nov. der „zweite Feiertag", so galt als der erste, als der Tag der Geburt selbst, der zehnte. — Auf den letzten von Schillers Hand beschriebenen Blättern seines Calenders vom Jahre 1805 finden sich die Familienfesttage nach den Monaten zusammengestellt; dabei verzeichnet Schiller: November 10. Mein Geburtstag. — Desgleichen bezeugt Schillers Freund Reinhart, der seit 1785 mit dem Dichter bekannt war, den 10. Nov. als Schillers Geburtstag: Zu den Freunden in Rom äußert Reinhart nach Schillers Tod: „Eines habe ich dem Schiller nie vergeben und hab' es ihm auch selber manches Mal gesagt; — daß er und nicht vielmehr ich an Luthers Geburtstage zur Welt gekommen." Ebenso schreibt Reinhart am 20. Okt. 1845 an Adelbert Keller: „Ich habe immer Schiller beneidet, daß er am gleichen Tag wie M. Luther geboren war." (Vgl. Otto Baisch, Johann Christian Reinhart und seine Kreise, Leipzig 1882, S. 323 u. 334). Luther aber war am 10. November geboren. Endlich ist noch hervorzuheben, daß unter den Vertrauten des Dichters, die uns in der Folge von seinem Leben erzählt haben, Andreas Streicher, Petersen, Körner und Karoline von Wolzogen übereinstimmend den 10. November als Schillers Geburtstag angeben. (Streicher in Schillers Flucht; Petersen in seinem Aufsatz „Schillers früheste Geschichte bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes", Morgenblatt 1807 Nr. 164; Körner in seiner biographischen Einleitung zur Cotta'schen Gesammtausgabe der Werke Schillers vom Jahre 1812; Karoline von Wolzogen in Schillers Leben). Viehoff, der sich mit Schwab für den 11. Nov. entschied, beruft sich in „Schillers Leben", Stuttg. 1854, I, 7 Anm. darauf, daß Petersen in seinem handschriftlichen Nachlaß auf einem Zettel ursprünglich die Zahl 11 geschrieben, dann aber wieder ausgelöscht habe. Das ist richtig; d. h. die Zahl 11 ist auf einem Konzeptblatt in 10 korrigirt; aber indem sich Petersen korrigirte, bezeugt dies doch wohl, daß er besseres Wissen einsetzen wollte. Auch findet sich an 2 anderen Stellen des Manuskriptes Petersens die Zahl 10 mit sicherer Hand geschrieben,

und ein beiliegendes von Glaser unterzeichnetes Billet gibt an, daß „nach Obrist Fabers zuverlässigen Urkunden" Schiller am 10. Nov. 1759 geboren sei.

Diesen Zeugnissen gegenüber werden für den 11. Nov. nachfolgende Aussagen in Anspruch genommen. Das Taufbuch der Gemeinde Marbach trägt die Anzeige der Kinder in 4 Rubriken ein: M. et D. (Monat und Tag). Infantes. Parentes. Susceptores. In der ersten Rubrik findet sich bei Schiller eingetragen: „d. 11. Novembr." (Vgl. die Auszüge bei Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie, S. 34 und bei Adelbert v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, S. 7). Der Diakonus, der den Eintrag machte, war nach Keller ibid. S. 9 M. Sixt. Gottlieb Kapf. Gleichlautend mit dem Eintrag des Taufbuchs ist ein Taufschein, ausgestellt am 12. Juli 1769, als Schiller „petens im Landexamen werden sollte" (vgl. v. Keller, ebenda, S. 7 und Schwab, S. 34). Ein zweiter Taufschein, behufs Aufnahme in die Militärpflanzschule am 16. Jan. 1773 von „M. Ernst Urb. Keller, Helffer zu Marbach" ausgestellt, enthält die Worte: „Johann Christoph Friedrich, Titl. Herrn Johann Caspar Schillers, damaligen Lieutenants .... und Frau Elisabetha Dorotheä, geb. Kodweisin, ehelicher Sohn ist hier in Marbach Anno 1759 d. 11. Nov. geboren und eodem getauft worden" „eodem", also am nämlichen Tage. (Das Original im k. geh. Haus- u. Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. die Abdrücke bei Schwab, S. 44 und bei Keller, S. 6). Ein dritter Taufschein, behufs Aufnahme der Gattin Schillers in die Berliner General-Witwen-Casse am 9. Dez. 1792 zu Marbach erhoben, testirt: „Allhier ist den elften November im Jahr eintausend sieben hundert neun und fünfzig, als ein ehlich erzeugtes Kind geboren und an eben diesem Tage in allhiesiger Stadtkirche getauft worden: Johann Christoph Friedrich ....." (vgl. das Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers im Saale der Königlichen Akademie vom 12.—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke. Zweiter Abdruck, Berlin, bei Schröder). — In der Nationalliste der Militärakademie, für Schiller angelegt am 14. Dez. 1773, ist bei „Alter" eingetragen: „11. Novbr. 1759". (Das Original im k. geh. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart; Abdruck bei Keller, S. 34. Schwab in der „Urkunden" veröffentlicht dieses Dokument als „Matrikel Schillers"; doch findet sich die Bezeichnung „Matrikel" in den Akten der Anstalt erst nach ihrer Erhebung zur „Carls-Akademie". Die Zöglinge hatten bei ihrer Aufnahme in die Militärakademie ihre Personalien in das „Nationalbuch" einzutragen, soweit dies nicht, zumal bei Jüngeren, durch einen Vorgesetzten geschah; daneben bestand ein zum Spezialfaszikel des Zöglings gehöriges National-Formular", die „Nationalliste"). Damit übereinstimmend sagt das Zeugniß des Rittmeisters Faber, welches in dessen das Datum „Solitude den 4. Xbr.: 1774" tragenden dienstlichen „Schilderungen von der ersten Abtheilung der Herzogl. Milit.-Academie" enthalten ist, von Schiller aus „.... ist den 11ten 9br 15 Jahre alt gewesen." (Vgl. den Abdruck bei Keller,

S. 20. Das Original im k. geh. Haus- und Staatsarchive in Stuttgart). — In Mannheim überschickt Sandrart dem Dichter ein Glückwunschgedicht, überschrieben „Mannheim, am 11ten November 1784", das mit den Worten beginnt: „Als Bürger wirst du heute mündig." — Aus dem Jahre 1796 ist ein Brief der Schwester Luise an Schiller enthalten, datirt vom 11. Nov., „als am Geburtstag des lieben Bruders." — Endlich schreibt Körner an Schiller am 13. Nov. 1803: „Vorgestern haben wir deinen Geburtstag bei Geßlern gefeiert."

Andere Stellen der Schillerschen Briefwechsel sprechen zwar vom Geburtstag, nennen aber das Datum nicht. Auch Christophinens Aufsatz „Notizen über meine Familie, geschrieben im Oktober 45" übergeht es, und in ihrer Skizze „Schillers Jugendjahre" fügt es der Unstern, daß sie sich verschreibt („den 19. November"); doch liegt wohl auf der Hand, daß sie die Ziffer 0 schreiben wollte für 9, nicht 1, wie wir denn sie wie ihren Gatten bereits als Zeugen für den 10. Nov. kennen. Nach Angabe der Tochter Schillers, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, und des Freiherrn Alfred von Wolzogen ist Christophine in späteren Zeiten von Schillers Nachkommen oft befragt worden; aber sie war sich „hierüber nicht ganz klar und meinte bloß, ihr Bruder sei eine Nachtgeburt gewesen, die man am 11. November angezeigt habe". (Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. s. w. S. 378 Anm.)

Eine Abschätzung dieses gesammten Beweismaterials ergibt zunächst, daß die Zahl der Zeugnisse wie auch der Zeugen für den 10. November ganz beträchtlich größer ist als die der Aussagen für den 11. November, und daß sich in jener Personengruppe ein guter Teil der Jugendfreunde und nächsten Angehörigen des Dichters befindet. Aber die Zahl der Zeugnisse für den 11. Nov. ist in Wahrheit noch geringer als sie scheint; denn die Taufscheine sind vom Taufbuch abhängig, und von dem bei Schillers Aufnahme in die Militärakademie vorgelegten Taufschein sind wiederum die Nationalliste und das Zeugniß des Rittmeisters Faber vom Jahr 1774 abhängig; alle diese Dokumente haben also keine selbständige Bedeutung. Was aber das Marbacher „Taufbuch" oder „Taufregister" und seinen Eintrag vom Jahre 1759 betrifft, so verzeichnete dasselbe, wie ja schon sein Name ausweist, seiner hauptsächlichen Bestimmung gemäß nicht die Geburt, sondern die Taufe der Kinder, und nichts anderes ist in ihm von Friedrich Schiller ausgesagt, als daß er am 11. Nov. getauft worden sei. Nur dann würden wir in diesem Eintrag zugleich die urkundliche Bezeugung des Geburtstages zu sehen haben, wenn das Marbacher Taufbuch es sich zur ausgesprochenen Regel und bindenden Gewohnheit gemacht hätte, neben dem Tauftag auch den Geburtstag zu überliefern und überall da, wo beide Tage nicht zusammenfielen, beide Bestimmungen gesondert aufzuführen, dagegen überall da, wo Geburt und Taufe an Einem Tage stattfanden, in der Rubrik M. et D. (Mensis et Dies) ein einziges Datum ohne jeglichen Zusatz zu verzeichnen. In diesem Falle würde allerdings der Eintrag: M. et D. d. 11. Nov. 1759 bedeuten: geboren und getauft am 11. No-

vember. Nun aber war in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Praxis des Marbacher Taufbuches keineswegs eine gleichmäßige oder sichere (vgl. die Ermittlungen des Marbacher Pfarrers Schmoller bei Adelbert v. Keller, Beiträge z. Schillerlitt. S. 8—9 und Nachlese zur Schillerlitt. S. 27), vielmehr findet sich bis zum 23. Juni 1755 in jedem einzelnen Falle der Tag der Geburt und der Tag der Taufe ausdrücklich verzeichnet, z. B. nat. 20/renat. 21 oder nat. et ren. eod.; zwischen dem 24. Juni 1755 und dem Jahr 1762 aber werden bald beide Tage verzeichnet, bald nicht unterschieden, so daß es in den letzteren Fällen zweifelhaft bleibt, ob die Nennung des Taufdatums zugleich das Geburtstagsdatum bedeutet; erst vom Jahr 1762 an, als ein neuer Diakonus ins Amt tritt, geben die Einträge wieder regelmäßig an, ob Geburts- und Tauftag zusammenfielen. Die Praxis des Marbacher Taufbuches ist also gerade in der Zeitperiode, die für uns in Betracht kommt, schwankend, nachlässig und ungenau geworden. Gerade in diesen Jahren sind auch die Einträge von verschiedener Hand gemacht, und zwar wechselnd, bald wie in den Vorjahren von der des Diakonus Kapf, bald von fremder. Wie es scheint, war der das Amt bekleidende Diakonus Kapf damals kränklich oder alt geworden, so daß er sich der Hilfe eines Kandidaten oder eines anderen Geistlichen bedienen mußte. Nur so viel ist ersichtlich, daß, so oft ein Kind „jäh" getauft wurde, dies dem eingetragenen Einen Datum beigesetzt wurde und somit in allen anderen Fällen an eine Taufe in der Kirche zu denken ist. Bei dieser Lage der Dinge hat die Geschichtsschreibung kein Recht, in dem für Friedrich Schiller gemachten Eintrag eine andere Beurkundung zu sehen als die, daß die Taufe am 11. Nov. stattfand.

Von den in Rede stehenden Taufscheinen Schillers ist der erste, der im Jahr 1769 ausgestellte, lediglich eine Kopie, eine mit dem Eintrag im Taufbuch gleichlautende Wiederholung. Der zweite, der vom Jahr 1773, gibt einen Auszug aus dem Taufbuch, und in ihm zum erstenmal begegnet uns der erweiternde Zusatz, daß Schiller am 11. Nov. „geboren und eodem getauft worden" sei. Diese Veränderung des ursprünglichen Textes hat Pfarrer Ernst Urban Keller auf eigene Faust gemacht. Vielleicht nahm er nach der Uebung, die er selbst einhielt, an, daß auch bei den Einträgen seines Vorgängers Geburt und Taufe dem Tage nach überall zusammengefallen seien, wo er sie nicht ausdrücklich unterschieden fand. Düntzer (Schillers Leben, S. 14) meint, der Zusatz bezüglich der Geburt sei in Schillers Taufscheine wohl dadurch gekommen, daß die Marbacher Pfarrer den Geburtstag im „Kirchenkalender" gefunden hätten, oder daß sie sich auf eine Angabe der Familie stützten. Aber die Kirchenkalender, „in denen man die Taufe eingetragen fände," gehen (vgl. das Schreiben des Pfarrers Schmoller bei v. Keller) nur bis zum Jahre 1766 zurück, und von einer dem Pfarrer Keller gemachten Angabe der Familie wissen wir nichts. Wollte der Pfarrer Keller, der in der Unterschrift zu dem Taufschein v. Jahr 1773 erklärt, „daß dieses aus dem Taufbuch richtig extrahirt worden sey", einen wirklich genauen

Auszug geben, so mußte er zu der von ihm vorgenommenen Veränderung des Taufbuch-Textes eine erklärende Bemerkung beifügen; da er dies unterließ, so kann für uns seine Abänderung nur als eine willkürliche gelten. Der nämliche Vorwurf trifft aber auch den Taufschein v. Jahr 1792, und die unbefangene Prüfung dieser sämmtlichen Aktenstücke ergibt, daß wie bei Beethoven so auch bei Schiller der Tauftag eine Zeit lang mit dem Geburtstag verwechselt wurde.

Wo das Zusammenfallen von Geburtstag und Tauftag durch den Eintrag im Taufbuch nicht ausdrücklich bezeugt ist, spricht aus natürlichen Gründen im Allgemeinen die größere Wahrscheinlichkeit für ihr Getrenntsein. Daß eine bestimmte Sitte in dieser Beziehung bei der Bevölkerung in Marbach nicht bestand, daß in den früheren Jahren, in denen der Eintrag im Marbacher Taufbuch Geburt und Taufe genau unterschied, „mindestens eben so oft am gleichen Tage getauft wurde, wo das Kind geboren war, als nicht", behauptet Pfarrer Schmoller in seinem Schreiben an Adelbert v. Keller; bei Vergleichung der Fälle einer längeren Reihe von Jahren aber wird sich wohl herausstellen, daß Geburts- und Tauftag häufiger auseinander als zusammenfielen. Denn zur Anzeige im Pfarrhaus, zur Vorbereitung des Taufakts bedarf es doch immer einige Zeit, und sobald die Taufe irgendwie mit einiger Würde und Feierlichkeit unter Heranziehung mehrerer Personen stattfinden soll, wird ein kleiner Aufschub nicht zu vermeiden sein. In dieser Beziehung fehlt es aber bei Friedrich Schiller nicht an Belegen. Daß er nicht „jäh" getauft, daß er in die Kirche getragen wurde, bezeugt im Marbacher Protokoll vom Jahre 1812 die Bäckersfrau Schmid, die den Kleinen selbst zur Kirche trug (vgl. Schwab, Urkunden, S. 27); und eine Frau Glocker, Nachbarin der Schillerschen Familie, erzählte gern ihrem Enkel, die Taufe des Fritz Schiller sei „feierlich wie eine Hochzeit" gewesen. (Vgl. Egger, Schiller in Marbach S. 12). Dafür spricht auch die große Anzahl der Paten oder Taufzeugen, der „susceptores". Die Frau Lieutenant Schiller gehörte zu den „Honoratioren" des Ortes; so war an Paten und Festteilnehmern kein Mangel. Das curriculum vitae des Vaters und mit ihm übereinstimmend das Taufbuch, letzteres in den Titulaturen und Personenbezeichnungen nur ausführlicher (vgl. den Abdruck bei v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur S. 7), nennen 9 „Taufzeugen" („Susceptores"): Obrist Christoph Friedrich von der Gabelenz; Johann Friedrich Schiller, philos. studiosus; Ferdinand Paul Hartmann, Bürgermeister in Marbach; Hübler, Bürgermeister in Vaihingen; Frau Maria Sophie Ehrenmann, Kollaboratorswittwe, und Jungfer Beata Dorothea Wölfling, Vogtstochter, beide von Marbach; Jungfer Elisabetha Margareta Sommer von Stuttgart; Jungfer Bernhardina Friederika Bilfinger und Jungfer Regine Elisabetha Werner, Bürgermeisterstochter, beide von Vaihingen an der Enz. Daß sich Obrist von Rieger „nachher" dazu angegeben, bemerkt das curriculum allein. Wenn nun auch Oberst von der Gabelenz nicht zugegen gewesen sein kann, wenn des Studiosus Schiller Anwesenheit nicht völlig sicher ist

und bei dem Bürgermeister Hübler aus dem Fehlen seiner Vornamen im Taufbuch auf seine Nichtanwesenheit geschlossen werden darf, so spricht doch bei den Uebrigen der Eintrag im Taufbuch eher für als gegen ihre Anwesenheit. Will man nun nicht glauben, daß Frau Schiller mit Kourieren zur Taufe habe einladen lassen, so verging ganz sicherlich ein Tag, bis die Herrschaften aus Marbach, aus Stuttgart und aus dem 5 Stunden entfernten Vaihingen an der Enz beisammen waren.

Zur Diskreditirung der Zeugnisse für den 10. November und zwar zunächst des Eintrages des Vaters in seinem curriculum vitae wird gerne ins Feld geführt, Johann Kaspar Schiller habe im gleichen Schriftstück den Geburtstag seiner Tochter Luise wie den seiner Gattin erwiesenermaßen unrichtig angegeben. Das ist nicht in Abrede zu stellen (vgl. S. 23, Z. 10—13 meiner Biographie nebst Anm. 1). Aber im Ganzen und Großen ist doch Johann Kaspar Schillers Bericht sehr zuverlässig, und zumal in der Chronik der Familienereignisse steht jenen 2 irrtümlichen Angaben eine große Reihe richtiger gegenüber: Treue der Erinnerung ist hier die Regel, nicht die Ausnahme. Als den Geburtstag seiner Tochter Marie Charlotte z. B. verzeichnet der Vater den 20. November; das Ludwigsburger Kirchenbuch hat den Eintrag: 20. Nov. geboren, 21. Nov. getauft (vgl. die Mitteilungen von Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte IV, S. 237). Als den Geburtstag seiner Tochter Beata Friederika verzeichnet er den 4. Mai; das Ludwigsburger Kirchenbuch hat den Eintrag: geboren 4. Mai, getauft 5. Mai. Beider Töchter Todestag haben curriculum und Kirchenbuch übereinstimmend; nur daß ersteres bei Beata Friederika a. c. (anni currentis) verschreibt für a. e. (anni ejusdem) (vgl. die Berichtigung am Schlusse der Briefsammlung „Schillers Beziehungen zu Eltern" u. s. w.) Als Geburtstag seiner Tochter Christiane (Nanette) verzeichnet der Vater den 8. Sept.; das Gerlinger Kirchenbuch hat den Eintrag 8. Sept. geboren, 10. Sept. getauft. In diesen 3 Fällen hält der Vater den Geburts- und Tauftag trefflich auseinander. Mag nun bezüglich des Geburtstages der Tochter Luise und der Gattin ein Schreibfehler vorliegen oder ein Gedächtnißfehler: soviel ist gewiß, daß bei Friedrich schwerlich ein Schreibfehler vorliegt; denn den 10. Nov. 1759 nennt das curriculum zweimal. Urlichs meint, die Angabe des Vaters werde durch dessen „offenbaren Fehler über [sic!] Luisens Geburtstag .... entkräftet". Aber die Angabe des Vaters bezüglich des Geburtstages des Sohnes behauptet schon deßhalb ein größeres Gewicht, weil sie an zwei Stellen vorkommt, während der Geburtstag Luisens nur einmal erwähnt wird. Und daß der Vater bei ersterer Notiz die größere Wichtigkeit der Sache und eine gewisse Verantwortlichkeit fühlte, wird man annehmen dürfen; im Jahre 1789 freute er sich längst des Ruhmes seines Sohnes und hatte von der Bedeutsamkeit dieses Tages eine Vorstellung.

Zu den Geburtstagen sich brieflich Glück zu wünschen, war in der Familie Johann Kaspar Schillers nicht strenge üblich. Wären

Glückwünsche die Regel gewesen, so müßte im Briefwechsel zwischen Schiller und seiner elterlichen Familie trotz des Verlustes vieler Nummern eine Anzahl von Briefen zum 10. (oder 11. Nov.) vorhanden sein. Selbst die Mutter übersieht den Tag; sonst würde wohl ihr Brief an den Sohn vom 12. Nov. 1796 einen nachträglichen Glückwunsch enthalten. Der eine lange Reihe von Jahren umfassende Briefwechsel zwischen Christophine und Schiller erwähnt seitens der ersteren nicht ein einzigesmal den Geburtstag, und auch in ihrem Brief an Charlotte von Schiller vom 11. Nov. 1804 schweigt Christophine. Der gleichfalls von L. Urlichs erhobene Einwurf, daß der Vater in seinem Briefe an den Sohn vom 10. Nov. 1783 des Geburtstags Erwähnung gethan hätte, wenn der 10. Nov. wirklich der Geburtstag gewesen wäre, ist eben hiemit hinfällig; hätte der Vater während des Schreibens an den Geburtstag gedacht, so würde er einen Glückwunsch für den Entfernten wohl auch dann beigefügt haben, wenn der Geburtstag erst am 11. Nov. gewesen wäre.

Auch der Umstand, daß der Vater in seinem bei Einreichung des Taufscheins vom Jahr 1773 an den Intendanten v. Seeger gerichteten Schreiben eine Bemerkung über das im Taufschein eingesetzte Datum unterläßt, kann als ein triftiger Beweis für den 11. Nov. nicht gelten. Dieses Schreiben (vgl. den bei v. Keller, Beiträge S. 15 gemäß dem Wortlaut des Originals gegebenen Abdruck) ist in möglichster Eile abgefaßt: Der Taufschein ist in Marbach am 16. Januar ausgestellt, und am 18. Jan. sendet der Vater überfließend von Dienstfertigkeit „in schuldigster Folge" des ihm zugekommenen Auftrags ihn aus Ludwigsburg ein. Eine Berichtigung des Datums war hiebei um so erläßlicher, als ausdrücklich der Taufschein verlangt war, und auf dem Geburtstag im Augenblick kein Gewicht lag. Daß zwischen Eltern und Sohn die Frage des Geburtstagsdatums irgendeinmal zur Sprache gekommen ist, wird man annehmen müssen, wenngleich eine bezügliche Notiz uns fehlt; nur in Folge einer Verständigung seiner Eltern konnte Schiller, der ja wiederholt den 11. Nov. gelesen hatte, seinem ganzen Freundeskreise und seinen Eltern selbst gegenüber den 10. Nov. als seinen Geburtstag festhalten.

So bleibt den Parteigängern für den 11. Nov. nur Körners Brief vom Jahre 1883 noch übrig nebst dem Brief Luisens vom Jahr 1796 und der Datirung des Glückwunschgedichtes von Sandrart. Aber bei ersterem scheint eine ungenaue Briefdatirung vorzuliegen, da Körner zuvor und nachher den 10. Nov. als Geburtstag nennt; und was Sandrart betrifft, von dessen Verhältniß zu Schiller wir kaum etwas wissen und der keinesfalls zu des Dichters näheren Freunden gehörte, so war dieser möglicherweise durch eine an die Datirung in den Taufscheinen oder den akademischen Zeugnissen Schillers sich knüpfende Tradition beeinflußt. Eine derartige Erinnerung könnte auch Luise irre geführt haben.

Von den neueren Biographen ist nur Düntzer (S. 14—15) geneigt, sich zu Gunsten des 11. November zu erklären; zum Mindesten

gilt ihm der 10. Nov. als zweifelhaft. Dabei lautet sein Schlußwort: „Schiller selbst feierte auf der Höhe seines Ruhmes Luthers Geburtstag als den seinen, und so mögen wir ihm darin bei der herrschenden Ungewißheit getrost folgen.“ Aber nicht erst „auf der Höhe seines Ruhmes“ feierte Schiller den 10. Nov. als seinen Geburtstag, und nur abzulehnen ist eine Meinungsäußerung, welche den Anschein erwecken kann, als habe Schiller aus Eitelkeit sich zu diesem Tage bekannt. Der zuversichtlichste Kämpe jedoch für den 11. Nov. ist Ludwig Urlichs (Briefe an Schiller, Stuttgart 1877 bei Cotta, S. 15—16). Indessen wird gerade an seiner Beweisführung offenbar, auf wie schwachen Füßen die von ihm vertretene Sache steht. Die für den 11. November sprechenden Zeugnisse auf ihren Wert zu prüfen, hält Urlichs für überflüssig; ja, er nimmt von ihrem Inhalt so wenig genauere Kenntniß, daß er als Beweisstück das im geh. Haus- und Staatsarchiv befindliche, bei v. Keller, Beiträge S. 13 abgedruckte, auf Schiller-Personalien bezügliche Blatt aus dem Nationalbuch der Militärakademie aufführt, während dieses von Urlichs als „Eintritts-Zeugniß“ betitelte Dokument weder über den Geburts- noch den Tauftag irgend eine Silbe aussagt. Nicht besser steht es mit der Verwertung des Sandrart'schen Glückwunschgedichtes: weil Sandrart zum 11. November 1784 gratulirt hatte, zieht Urlichs den Schluß: „Der Dichter selbst hielt also im J. 1784 und folgerichtig wohl auch 1783 (Bezieh. S. 435) den 11. November, den er in seiner Matrikel las, für seinen Geburtstag“; eine Logik, welche ganz der fahrigen und oberflächlichen Art dieses Forschers entspricht. Jede Rückäußerung Schillers auf Sandrarts Schreiben fehlt; aber Urlichs macht im Handumdrehen aus der Meinung Sandrarts die Meinung Schillers! In Schillers „Beziehungen zu Eltern“ u. s. w. S. 435 findet sich die Briefstelle: „Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstag 4 Bouteillen Burgunder geschickt — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolg getrunken.“ Diese Worte schreibt Schiller am 13. Nov. 1783 an Frau Henriette von Wolzogen. Mit keiner Silbe nennt sein Brief ein Geburtsdatum; Urlichs aber wirft die müßige Frage auf, ob Sandrart die 4 Flaschen geschickt habe, und operirt mit der Stelle, als ob sie für seine Meinung irgend eine Stütze gäbe! „Das älteste Zeugniß Schillers selbst spricht also für den 11. November,“ setzt er hinzu und konstruirt mit solchen Mitteln eine „ältere“ auf den 11. Nov. weisende „Reihe von Zeugnissen“! Aber die Interpretationskünste des Würzburger Philologen sind hiemit noch nicht erschöpft. Weil Schiller am 10. Nov. 1789 an Charlotte von Lengefeld in Erwiderung ihres Glückwunsches schreibt: „Daß mein Geburtstag *heute* ist, habe ich erst von euch erfahren, denn ich bin ganz unrichtig der Zeit“ — folgert Urlichs: „Sehr möglich, daß Schiller selbst, der am 10. Nov. 1789 an seinen Geburtstag nicht dachte .... seinem sächsischen Freunde eine unrichtige Angabe machte und diese nach seiner Verheirathung in der Familie festhielt.“ Festhielt? Dieses Festhalten müßte doch wohl ein bewußtes gewesen sein? Damit wäre also Schiller zum Lügner gemacht. Aber für

jeden unbefangen Lesenden liegt in der Aeußerung Schillers nichts anderes als: Ich bin heute erwacht (Lottens Brief kommt am frühen Morgen), ohne zu wissen, daß heute mein Geburtstag, heute der 10. Nov. ist; erst durch euch werde ich erinnert.

Man sieht, die Auffassungen des Herausgebers der „Briefe an Schiller" sind nicht ganz ohne Einfluß auf Düntzer geblieben. Aber über eine Beweisführung, wie die bei Urlichs, wird man kein Wort weiter zu verlieren haben. Die Wagschale, in der das doppelte Zeugniß von Schillers Vater, die Zeugnisse des Dichters und seiner Familie, die Zeugnisse Petersens, Streichers, Reinwalds, Reinharts und Goethes liegen, sinkt tief unter die Wagschale der dürftigen auf den 11. Nov. lautenden Zeugnisse, und daß das Marbacher Schillerdenkmal, das den 11. Nov. auf sein Postament geschrieben hatte, dieses falsche Datum austilgte, war nachgerade an der Zeit.

5. Zu S. 18 ff., **Schillers Vater und seine Beteiligung am österreichischen Erbfolgekrieg.** Der erste Teil des unter Nr. 2 genannten Programms von Ernst Keller enthält neue Untersuchungen über Johann Kaspar Schillers Beteiligung am österreichischen Erbfolgekrieg und über den hierauf bezüglichen Bericht in seinem „curriculum vitae meum". Im Anschluß an diese Schrift möge hier folgendes ergänzt sein. Das Graf Frangipanische Husarenregiment, bei welchem Kaspar Schiller 1745 als Feldscher en suite angenommen wurde, gehörte zu den von Kurfürst Maximilian Joseph III. von Baiern den Seemächten (England und Holland) gestellten Subsidientruppen und stand in den Diensten Maria Theresias; die gegnerische französische Armee, deren Aufgabe die Eroberung der niederländischen Festungen war, befehligte der Marschall Moriz von Sachsen. Das curriculum vitae erzählt, 1746 im Jänner sei Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert worden; das Genauere ist, daß um den 3. Februar die 4 Schwadronen des Frangipanischen Regiments aus Brüssel entkamen, nachdem der Marschall zu Ende Januar diese Stadt eingeschlossen hatte. Bei dem Versuch, nach Brüssel zur Bagage und den Kranken zurückzugehen, geriet Kaspar Schiller in französische Gefangenschaft und wurde zunächst vor den Duc d'Armentières, der Löwen besetzt hielt, dann ins Hauptquartier zum Grand-Prévôt gebracht und hierauf nach Gent abgeführt. In französische Dienste getreten, kam er mit dem Schweizerregiment von Diesbach wieder nach Brüssel zurück. Der über 100 000 Mann starken französischen Heeresmacht, bei der sich der König selbst einfand, ergab sich am 1. Juni die Festung Antwerpen, und Kaspar Schiller befand sich unter den einziehenden Siegern. Auf die Besetzung von Antwerpen folgte vom 7. Juni an die Belagerung von Bergen (Mons); hiebei führte Prinz Conti den Oberbefehl, und unter den Befehlen des Duc de Bontleurs, der die Hälfte des Belagerungsheeres kommandirte, stand das Regiment Diesbach. Bergen ergab sich am 11. Juli, Charleroi am 3. August. Aber schon bevor das Regiment Diesbach vor Charleroi

eintraf, zwischen dem 11. und 14. Juli, war Johann Kaspar Schiller beim Fouragеholen wieder in Kriegsgefangenschaft geraten, und zwar fiel er diesmal in die Hände der kaiserlichen Kalnokyhusaren, also der Oesterreicher, mit denen er in den Krieg gezogen war. Nachdem er eine Zeit lang in einer kaiserlichen Feldapotheke nahe bei Namur als Gehülfe Dienste gethan hatte, fuhr er nach der Uebergabe der Stadt Mastricht an die Franzosen am 19. oder 20. September mit dem Lazaret und der Apotheke die Maas hinunter bis Roermonde und fand am 9. Oktober bei Lüttich sein Regiment, die Frangipanischen Husaren, wieder. Die Schlacht, welche Kaspar Schiller am folgenden Tag mitzumachen hatte, war die Schlacht von Rocoux. Hiebei führte auf Seite der Alliirten, der Holländer und Oesterreicher, der Reichsfeldmarschall Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl, auf Seite der Franzosen der Marschall von Sachsen; das Regiment Frangipani stand auf dem holländischen Flügel als Reserve der Esterhazyschen Reiter. Die Unfähigkeit des österreichischen Oberbefehlshabers entschied zu Gunsten der Franzosen, wenn auch die holländische und bairische Reiterei tapferen Widerstand geleistet hatte. Der Rückzug unter beständigem Feuer des Feindes bis unter die Kanonen von Mastricht dauerte 10 Stunden. Als etwa 14 Tage nachher die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, wurde Kaspar Schiller bei der Eskadron des Rittmeisters von Morgenstern als Feldscher angestellt mit monatlich 30 Gulden Gehalt und 2 Dukaten Medicin-Geld. — Bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten im Jahr 1747 scheinen die Frangipani-Husaren den Reitern des Prinzen von Hildburghausen, denen die Aufgabe zuviel, die Einschließung der an der Mündung der Ooster-Schelde gelegenen Festung Bergen op Zoom zu erschweren, zugeteilt gewesen zu sein; am 13. Juli standen sie 3 Stunden von der Festung im Dorfe Nispen. Nicht lange nachher wurde das Regiment in die Linien hinter Bergen op Zoom beordert, als eine Art Wache für den Prinzen. Die Unthätigkeit dieses Prinzen hielt auch das Regiment Frangipani in einem faulen Lagerleben, bis es auf Drängen seines Obersten wieder zu selbständigem Eingreifen kam und den Belagerern der Festung manche Beute wegholte. Indessen wurde das Regiment abermals hinter die Linien von Bergen op Zoom zurückgerufen. Am 16. Sept. ging die Festung verloren. Schiller kam mit seinem Rittmeister nach Rucknoew bei Rozendaal in Einquartierung, besuchte mit ihm während des Winters den Haag, war aber auch bei dem erfolgreichen Ueberfall beteiligt, welchen das Frangipanische Regiment zusammen mit einem kaiserlichen Husarenregiment und 800 Kroaten unter dem Kommando des holländischen Generals van Haren gegen einen großen von Antwerpen nach Bergen op Zoom bestimmten Convoi der Franzosen auszuführen hatte. — Im Frühjahr 1748 kam es für die Frangipanischen Husaren nur noch zur Beteiligung an kleinen Gepländeln; mit der sogenannten „kleinen", von Bathyany befehligten Armee bezogen sie das Lager von Ouden-Bosch westlich von Breda. Am 11. Mai wurde der Präliminarfriede abgeschlossen. Das Winterquartier nahmen der

Rittmeister von Morgenstern und sein Feldscher in Borckel bei Falkenwert, von wo aus sie den Haag, Amsterdam und London besuchten. Nach der Rückkehr aus London blieben sie etwa noch 4 Wochen in Amsterdam und im Haag. Auf einer dieser mit dem Rittmeister unternommenen Reisen wird Kaspar Schiller die Stadt Herzogenbusch genauer besichtigt haben, in der es ihm, wie Christophine in ihren „Notizen über meine Familie" erzählt, „sehr wohl gefiel". Er erinnerte sich in späteren Jahren gerne Hollands und jener Zeiten, wo er nach Christophinens Ausdruck „recht ins Leben aufgeweckt wurde".

6. Zu S. 24, **Heiratsgut der Eltern Schillers und Vermögensverhältnisse der Familien Kodweiß und Schiller in Marbach** betreffend. Nach Ausweis des am 31. Oktober 1749 gerichtlich aufgenommenen, bei Schwab, Urkunden, S. 14—23 abgedruckten „Zubringens-Inventars" brachte Johann Kaspar Schiller an baar Geld in die Ehe 215 fl. 24 kr.; seine gesammte Habe wurde auf den Wert von 330 fl. 56 kr. veranschlagt. Dorothea Kodweiß brachte kein baar Geld in die Ehe, ihr gesammtes „Zubringen" aber, bestehend aus einigem Acker- und Gartenland, einigem Geschmeide, Kleidern, Leinwand und Hauseinrichtungsgegenständen hatte den Wert von 385 fl. 40 kr. In seinem curriculum vitae meum (Schillers Beziehungen zu Eltern u. s. w., S. 9—10) erzählt Joh. Kaspar Schiller, sein Schwiegervater Kodweiß, der um 1739 die Holzinspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen habe, sei durch „unvorsichtige Handlungen mit Bauen und Güterkaufen" in Schulden gekommen; daß eine Ueberschwemmung ihn an seinem Vermögen geschädigt habe, gibt Streicher (Flucht, S. 5) an. Kaspar Schiller berichtet des Ferneren, Kodweiß habe sich eine Zeit lang mit Aufnahme verschiedener Kapitalien zu helfen gesucht und auch das von ihm, dem Schwiegersohn, beigebrachte Baarvermögen sei zur Tilgung der Holzrechnungsschulden verwendet worden. Als er „endlich auf den Grund" habe sehen können und zu befürchten gewesen sei, daß durch den Vermögenszusammensturz des Schwiegervaters auch das Seinige verloren gehen werde, habe er ihm die Hälfte seines Hauses abgekauft und an dem Kaufschilling sein Beibringen zurückgehalten. Diese Angabe ist laut mehrerer neuestens in der städtischen Registratur zu Marbach zu Tage gekommener Urkunden (vgl. „Münchener Allgemeine Zeitung", Beilage vom 4. Juli 1893) nicht ganz genau. Ihrem Inhalt zufolge verkaufte am 10. November 1749 — also schon wenige Monate nach der Verheiratung seiner Tochter — „Georg Friderich Kodweiss, herrschl. Holtz-Inspector, ... an Seinen Tochtermann, H. Johann Caspar Schiller, Chirurgum, Häuser und Gebäu: Einen neuen Anbau an seiner Behausung gegen den Stadtgraben .... für und um vierhundert Gulden"; an dieser Kaufsumme wurden die 215 Gulden, welche Kaspar Schiller seinem Schwiegervater vorgeschossen hatte, abgezogen. Ein zweiter Absatz des nämlichen Vertrags verpflichtete den Käufer, falls die Löwenwirthschaft verkauft würde, jenen Anbau

mitzuverkaufen. „Dieser Fall trat 7 Jahre später ein, als der ganz verschuldete Kodweiß sich genötigt sah, sein Anwesen zu verkaufen“: laut eines, nunmehr gleichfalls zu Tage gekommenen, zweiten Kaufbriefs verkauften am 4. Oktober 1756 „Georg Friderich Kodweiss, Burger und Beck, und Johann Caspar Schiller, auch Burger ... und Fourier unter dem hochfrstl. Würtemb. Prinz Louischen Infanterie Regiment ... Johann Pfuderern, ... Burgern und Becken ... Eine Behausung als die Wirtschaft zum Löwen, vor dem Wicklinsthor gelegen, samt einem Kuchengärtlin daran, zwischen dem Stadtgraben und der Straßen ... für und um Eintausend Zweyhundert Gulden“. Joh. Kasp. Schiller hatte hievon 400 fl. zu beanspruchen, erhielt jedoch, da er laut einer dritten Urkunde am nämlichen Tag seinem Schwiegervater ein Weinbergstück und einen Acker abkaufte, nur 350 fl. baar. Die auf Kodweiß entfallenden 850 fl. „wurden diesem nach gerichtlichem Erkenntniß nicht eingehändigt“. Weitere Papiere verzeichnen, daß Joh. Kaspar Schiller am 14. Februar 1750, beziehungsweise am 7. Febr. 1753 einen Gras- und Baumgarten sowie einen Acker zu Marbach — beide Besitztümer offenbar aus dem Heiratsgut seiner Frau stammend — um zusammen 200 Gulden verkaufte. Die hier aufgeführten 5 Urkunden sind durch den mit so viel Eifer als Sachkenntniß an den Forschungen um Schillers Marbacher Beziehungen sich beteiligenden Vorstand des Marbacher Schiller-Vereins, den Stadtschultheiß Haffner, in der Marbacher Registratur aufgefunden worden und gehören nunmehr dem Marbacher Schiller-Archiv an. — Von den traurigen Vermögensverhältnissen der Familie Kodweiß zeugt auch das in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie“ mitgeteilte Schreiben des Fouriers Johann Kaspar Schiller an Vogt, Bürgermeister und Gericht zu Marbach d. d. 5. Febr. 1753. In diesem Schreiben führt Schiller an, daß er nach seiner unter dem 12. Januar 1753 erfolgten Ernennung zum Fourier (= Feldwebel oder Feldschreiber) gehalten sei, eine Caution von 300 fl. zu leisten sowie eine „gerichtliche Garantie“ seines Vermögens beizubringen, und daß ihn sein Obrist Baron de Camaigre nun abgeschickt habe, um diese Caution und Garantie dem Regiment einzuliefern. Nun habe er sein in die Ehe eingebrachtes Baarvermögen nicht nur gleich anfangs seinem Schwiegervater eingehändigt und sich dagegen ein Drittel von dessen Behausung verschreiben lassen, sondern auch das aus dem Verkauf des seiner Frau zum Heiratsgut gegebenen „Graß- und Baumgartens bei der Farb“ erlöste Geld zu seines Schwiegervaters Nutzen verwendet, wogegen ihm die Abtretung anderer Liegenschaften versprochen worden sei, sobald er seine eigene Oekonomie anfange: er habe somit eine beständige und gültige Forderung an seines „Schwervatters Liegenschafft zu machen gehabt“. Bisher habe er, um seinen Schwiegereltern einige Erleichterung zu verschaffen, mit ihnen zusammengelebt und seine Forderungen beruhen lassen; nachdem er aber nunmehr wieder in den Militärstand übergetreten sei, gehe ihm die Gelegenheit verloren, auf die Handlungen seines Schwiegervaters zu

sehen. Er habe „so zu sagen kaum der Thüre den Rücken gewendet", als zu seinem Erstaunen sein Schwiegervater „abermahlen theils auß Leichtsinnigkeit, theils auß eingejagter Angst und Zwang sich persuadiren laßen", dem Bürgermeister und Faktor Hartmann, „welchem er noch einigen Holzrest schuldig, vor solchen alle seine noch gehabte Liegenschafft abzutretten". Das Schreiben protestirt nun „in optima forma" gegen diesen „erschlichenen Güterkauf" und die von dem Bürgermeister Hartmann zum Nachteil der Kodweißischen und Schillerischen Familie vorgenommene „Verschacherung" der Güter, verlangt, daß sich Hartmann mit seiner Forderung bis auf den Verkauf der Löwenwirtschaft gedulde, und bittet den Magistrat von Marbach, den geschehenen Verkauf entweder für nichtig zu erklären oder den Bürgermeister Hartmann dahin anzuhalten, daß ihm, dem Gesuchsteller, von dem Kaufschilling für den Garten sein Kapital von 150 Gulden zurückerstattet werde; zugleich ersucht Kaspar Schiller um baldigste Garantie seines auf der Löwenwirtschaft stehenden eingebrachten Baarvermögens von „213 fl.", damit er die verlangte Kaution dem Regiment stellen könne. Der Schluß des Schreibens lautet: „So hoffe, daß mir in meinem billig und gerechten Gesuch um so ehender bäldigst gratificirt werde, als ich Zeit meines Hierseyns niemand Ursache gegeben, sich über mich zu beschwehren, oder das meinige mir mißgönnen und schwer zu machen, wie ich denn auch in Zukunfft mich als einen Burger von Marbach ansehen und mich gegen Euer Hoch Edelgebohren und Einem Wohllöblichen Magistrat so respectuose zu bezeugen bestreben werde, daß kecklich wieder einmal retourniren — und mein Domicilium allhier suchen darff. Uebrigens bitte Euer Hochedelgebohren und Einen Wohllöblichen Magistrat beweglichst, die fatale Umstände, worin mein Schwervatter durch das Flozwesen gerathen mitleydigst zu beherzigen, und diesen durch erstandene Fatiguen vor den Jahren alt und elend gewordenen Mann, welcher sowohl pro publico bono, als privatim seinem Neben-Menschen Gesundheit und Vermögen aufgeopfert, nicht vollends unter der Last seines Jammers ersticken zu laßen, sondern in Betracht der — von der ganzen Kodweissischen Familie der Statt Marbach treu geleisteten Dienste, diesem anjezo ältisten Kodweissen seine noch zu leben habende vielleicht wenige Tage durch deroselben Schutz und weise Veranstalltung dahin zu souteniren, daß er von den Anfällen seiner Creditoren nicht gar aufgerieben werde." Die Adresse dieses Schreibens — kulturgeschichtlich interessant als Beleg für den erstaunlichen Unterthänigkeitszopf des vorigen Jahrhunderts wie auch für den erstaunlichen Ueberfluß an Zeit, dessen sich die damals schreibende Menschheit erfreute — hat den Wortlaut: „Dem Hochedelgebohren und Hochgelehrten, wie auch denen Hoch- und WohlEdeln, WohlEhren Vöst, Hoch- und WohlVorgeacht, Fürnehm, Fürsichtig, Hoch- und Wohlweisen, Hochgeneigt, Großgünstigen, Hoch- und Vielgeehrtisten H. Herren Expeditionsrath, Vogt, Burgermeister und Gericht zu Marbach." — Und noch ein zweites, in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden" mitgeteiltes Schriftstück meldet von der

Verarmung und harten Bedrängniß, in welche Schillers Schwiegervater geraten war: es ist ein „Schreiben des G. F. Kodweiß, Bürgers und Bäckers zu Marbach an den HochEdelgestreng und Rechtsgelehrten“ Kloster-Hofmeister Osiander in Steinheim an der Murr, datirt vom 11. August 1755, des Inhalts, daß der Herr Hofmeister dem Bittsteller, der außer 40 fl. Kapital bereits 3 entfallene Zinse schuldig sei und nicht wisse, wie er das Geld dazu auftreiben solle, noch eine geringe Borgfrist gewähre und ihm seine Schuld „mit Mundirung einiger Geschäfften abverdienen“ lassen möge, „wann anderst Denenselben meine gegenwärtige Handschrift anständig“. A. v. Schloßberger bemerkt, das Schreiben zeichne sich durch seine für einen Handwerksmann eines Landstädtchens in jener Zeit auffallende Korrektheit des Stiles wie der Orthographie aus. — Das Häuschen, das G. Fr. Kodweiß in seinen letzten Jahren als Thorwart bewohnte, war eine so „armselige Hütte“, daß Friedrich Schiller, wenn er als Knabe die Großeltern von Ludwigsburg her besuchte, — nach einer vom Marbacher Oberamtsrichter Rooschütz überlieferten Tradition — es „aus Scham nicht von vorne betreten mochte, sondern ... vom Stadtgraben aus hinterwärts hineinschlüpfte“ (vgl. Schwab, Schiller's Leben, S. 10). In welchen beschränkten Verhältnissen sich die Schillersche Familie um 1756 befand, läßt auch das in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden“ mitgeteilte Schreiben des Fouriers Joh. Kaspar Schiller“ an Vogt, Bürgermeister und Gericht in Marbach in Steuerangelegenheiten“ erkennen: Schiller beschwert sich darin, daß ihm seit seiner Abwesenheit das volle Bürgergeld mit jährlich 2 Gulden angerechnet worden sei, während er doch in dieser Zeit keine bürgerlichen Benefizien genossen habe, wohl aber „ad Cassam militarem“ habe beisteuern müssen, und bittet um Ermäßigung der Steuer auf 1 fl. pro Jahr. — Georg Friedrich Kodweiß starb nach Aloys Egger, Schiller in Marbach (Wien 1868), im Alter von 73 Jahren und wurde auf Verlangen bei Nacht begraben. Sein Geburtsdatum — 4. Juni 1698 — nennt G. Schwab, Urkunden, S. 5. Seine Frau (vgl. Egger, S. 15) starb zwei Jahre nachher im Alter von 74 Jahren. Die Notiz, daß das Thor und das von beiden zuletzt bewohnte Häuschen 1833 niedergerissen wurden, stammt gleichfalls von Egger. Vgl. Egger auch betreffs der sonstigen für Schillers Jugend bedeutsamen Häuser in Marbach; außerdem Schwab, Urkunden, S. 24 ff. Das Geburtshaus Schillers, heute Eigentum des Marbacher Schillervereins und Sitz des Marbacher Schillerarchivs, befindet sich in der Marktstraße. Das ehemals Kodweiß'sche Haus ist nach der Allg. Ztg. Beil. vom 4. Juli 1893 neuerdings wieder die „Löwenwirtschaft“ und liegt nebst seinem Anbau am Cottaplatz, vor dem Niklasthore. — Die Schreibung schwankt, auch in den Urkunden, zwischen Kodweiß und Kodweis; Schillers Vater schreibt zumeist Kodweis, Schillers Mutter aber und ihre Vorfahren schrieben Kodweiß, weßhalb diese Form doch vorzuziehen ist. Etymologisch ließe sich an das altdeutsche god, godo denken und an den Personennamen Gotuviz, den Förstemanns Namen-

buch aus dem 8. Jahrhundert aufführt; aber auch an Ortsnamen, an die Namenbildung Budweis und an den Namen Kottwitz, den mehrere Dörfer in Schlesien und Böhmen führen, wird man erinnert. Ob der Familienname Kattwitz, von welchem Streicher wissen will (vgl. oben S. 23, Anm. 2), die Spur einer solchen Heimats-Beziehung bewahrt? Auch ein Dorf Kattowitz gibt es in Schlesien.

7. Zu S. 25—26, den **Studiosus philosophiae Johann Friedrich Schiller, den Vetter und Taufpaten des Dichters** betreffend. Neues und für die Charakteristik dieses Mannes wertvolles Material hat v. Schloßberger bekannt gemacht. Dasselbe besteht aus Schuldklageakten von den Jahren 1773—1786 nebst einem Bericht des Amtmanns zu Steinheim an der Murr an das Stadtgericht Marbach vom 30. Juni 1786 (aufgefunden von Stadtschultheiß Haffner zu Marbach) und aus einem im kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart neben verschieden anderen „Gutachten und Entwürfen aus den Jahren 1760—1781" aufbewahrten kleinen Aktenbund, der von der Hand des Herzogs Karl die Ueberschrift trägt: „Schiller's Projecte" (vgl. v. Schloßberger, „Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie", Stuttgart 1884 bei Cotta, S. 52—69). Aus den Schuldklageakten geht hervor, daß Johann Friedrich Schiller einer Familie Thamson in Plüderhausen eine größere Summe Geldes schuldete und zur Tilgung dieses Postens im Jahre 1762 eine „Assignation" auf den Hof- und Kanzleibuchdrucker Cotta im Betrage von 300 fl. ausgestellt hatte; Cotta, der bis April 1769 davon 150 fl. getilgt hatte, erbietet sich mehr zu bezahlen, wenn Schiller weiteres Manuscript schicke. Der Bericht des Amtmanns meldet, daß der Studiosus Schiller, nachdem er sich 22 Jahre in London aufgehalten, anno 1783 um Pfingsten ins Land gekommen sei und „mit einem mitgebrachten Frauenzimmer, die er seine Magd genennet", teils in Groß- und Klein-Bottwar teils bei seinem Schwager Boßhardt in Steinheim Aufenthalt genommen, diesem Schwager seine sämmtlichen Güter gegen die Auszahlung eines Kaufschillings von 2000 fl. überlassen habe und hierauf „mit Sack und Pack außer Lands" gereist sei, „ohne den Orth seines künftigen Aufenthalts seinen Freunden zu entdecken". Der Bericht fügt hinzu, bei dieser Vermögensregelung sei einer der Sachwalter des Studiosus der Hauptmann Schiller auf der Solitude gewesen und als der nunmehrige Aufenthalt Johann Friedrichs gelte Mainz, wo er sich auf einer Buchdruckerei etablirt habe. — In psychologischer Hinsicht bedeutsamer als diese Zeugnisse sind die bei den Akten des Geheimrats in Stuttgart liegenden Schriftstücke von der Hand Joh. Friedr. Schillers, „theils Schreiben an den Herzog, theils Projekte über die verschiedensten Gegenstände, einzelne in deutscher, andere in französischer Sprache abgefaßt", sämmtlich ohne Datirung. In diesen Schriftstücken entpuppt sich der vielberufene Studiosus als ein eitler und prahlerischer Phantast, dem es bei seinen politischen und nationalökonomischen Plänen an jeder ernsten Einsicht gebricht, als ein weitschweifiger und aufdringlicher

Schwätzer, der unter Wolken von Phrasen die Haltlosigkeit seiner Projekte verbirgt. Eine nicht gewöhnliche sprachliche Bildung und stilistische Gewandtheit sind ihm eigen; aber nur Mißbrauch treibt der Verfasser der Briefe mit diesen Fertigkeiten, und nichts anderes erstreben seine unerschöpflichen Schmeicheleien, als daß ihm der Herzog „irgend einen Carakter und Charge" verleihe. Schloßberger gibt zur Probe 4 Schreiben nebst einer Beilage und charakterisirt den Inhalt des Ganzen in Kürze. Zwei Beispiele mögen hier dienen. Joh. Friedrich Schiller setzt dem Herzog auseinander, daß zur Vermehrung der würtembergischen Kriegsmacht auch eine „proportionirte Vermehrung des Artillerie Corps" gehöre. Er verhehlt sich nicht, daß das Beschaffen des Kanonenmetalls oder der gegossenen Kanonen von auswärts viel Geld kosten würde, weiß aber auch flugs Rat: „Es giebt in den Städten und auf dem Lande," fährt er fort, „eine starke Anzahl unnützlicher und entbehrlicher Glocken. Wird mich denn die Geistlichkeit in den Bann thun, wenn ich mich erkühne, die Frage aufzuwerfen, was der Erbauung der Christen dardurch entgehen würde, wenn man alle diese entbehrliche Glocken abnemen, und einen Train von einem Halbtausend Piecen daraus gießen ließe, um die Zeughäuser und die Festungen damit zu verstärken?" In andern Schriftstücken setzt J. Fr. Schiller dem Herzog auseinander, daß er binnen 5 Jahren mit Leichtigkeit dessen Einkünfte um Millionen, dessen Kriegsmacht auf 50000 Mann vermehren und daß man diese 50000 Mann binnen 30 Jahren auf 250000 Mann bringen könne: man dürfe nur, lautet zu letzterer Eröffnung sein Vorschlag, sämmtliche Soldaten heiraten lassen. Eine derartige Armeevergrößerung, meint er, würde weder dem Herzog noch dem Lande eine neue Ausgabe bereiten; vielmehr würden die verheirateten Soldaten durch Nebenarbeit ihr Auskommen reichlich verdienen und diese ganze Einrichtung müsse den Wohlstand des Staates beträchtlich erhöhen. — Aus dem zweiten der bei v. Schloßberger mitgeteilten Schreiben geht hervor, daß Herzog Karl dem Studiosus einmal eine Audienz gewährt hat und — erstaunlich genug — ihm in Aussicht stellte, auf das „System" des Politikasters „Reflexionen machen zu wollen, sobald die Zeiten wieder ruhiger geworden" seien. Von einer Verwendung J. Fr. Schillers zu Werbegeschäften sagen die Papiere nichts; daß er aber 3 Jahre im Dienste seines Fürsten in Feindesland zugebracht habe, hebt der dritte der Briefe hervor, und vielleicht spricht gerade die Beachtung, die der Herzog dem auf abenteuerliche Projekte und eine außerordentliche Laufbahn erpichten Manne schenkte, für den auf Grund des Briefes an Weiblen von Boas ausgesprochenen Verdacht. Hätte der nach der Rolle eines Politikers oder Diplomaten lüsterne, von groteskem Selbstgefühl geschwollene Studiosus eine „Charge" erreicht, so wäre er in den Mitteln, sie auszunützen, kaum wählerisch gewesen.

Schillers Schwester Christophine schildert in ihrem Briefe vom 30. Juli 1815 den Vetter folgendermaßen: „Der verstorbene Schiller war in seiner Jugend oft bei unsern Eltern, wurde von ihnen „der

Vetter" geheißen; ich vermute, daß er ein Vater-Bruders-Sohn von meinem Vater war ..... Daß der verstorbene Schiller sich sollte für einen Oheim von uns ausgegeben haben, begreife ich nicht; es müßte denn eine kleine Eitelkeit von ihm gewesen sein. Er war, wie gesagt, in seiner Jugend oft bei meinen Eltern, hatte während seiner Studien lange den freien Tisch bei ihnen, die ihn seines guten Kopfes wegen achteten. Als der liebe Bruder geboren ward, trug er sich als Pathe bei ihm an, mit der Zusagung, wenn er einst ein Glück machen würde, seinen Pathen auch zu unterstützen, welches aber nie geschah, indem er immer nicht viel Glück in seinen Unternehmungen hatte. Da es im Vaterland ihm nirgend gelingen wollte, so ging er nach England, übersetzte dort ins Deutsche einige Werke. Nachher kam er wieder zurück und errichtete in Mainz eine englische Druckerei; aber immer wollte es nicht recht mit ihm fort. Diese ganze Zeit nun (es kann ungefähr 28 Jahr sein, daß er wieder in Deutschland war) hat er nicht das Geringste von sich an uns hören lassen, da er doch wußte, daß sein Pathe in Weimar lebte, und daß auch meine Eltern noch lange lebten, die ihm so viele Freundschaft erzeigt hatten. Wir erfuhren seinen Aufenthalt in Mainz durch öffentliche Nachrichten." Mehrere Stellen dieses in „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" u. s. w. nicht vollständig mitgeteilten Briefes hat Minor in seinem Schriftchen „Aus dem Schiller-Archiv" (S. 10—11) ergänzt. Demnach hatte sich Charlotte v. Schiller nach dem Tode des Mainzer Vetters bei Christophine wegen der Erbschaft erkundigt. Christophine bezweifelt, daß sie und die Familie des Dichters Ansprüche an die (nur „einige hunderte") betragende Erbschaft geltend machen könnten, und erwähnt gelegentlich, daß ihre Eltern das dem Vetter vorgestreckte Geld von ihm niemals zurückerhalten hätten. Ueber den Grad der Verwandtschaft mit ihm hat sie nur eine unsichere (und unrichtige) Vermutung.

In völliger Unkenntniß war über Johann Friedrich Schiller die ältere Biographie: nachdem Balthasar Haugs „Gelehrtes Wirtemberg" und Gradmanns „Gelehrtes Schwaben" ihn zu einem Bruder des Dichters gemacht hatten, gab ihn Gustav Schwab (in der „Deutschen Pandora" 1840) als Onkel und Lehrer desselben aus, und Hoffmeister nahm die von ihm zu Mainz veröffentlichte Anthologie englischer Fabeln als eine Uebersetzung des Dichters. Die ersten Berichtigungen gab Eduard Boas in „Schillers Jugendjahren"; aber erst v. Schloßbergers Mitteilungen haben ein reicheres Licht auf den Vetter geworfen, und bezüglich seiner Abkunft erklärt noch Minor (I, 29), daß sie uns „unbekannt" sei: Auf Grund des in Schwabs „Urkunden" mitgeteilten Schreibens des Marbacher Diakonus Palmer galt der Studiosus philosophiae Johann Friedrich Schiller seither als der am 15. Juli 1731 geborene Sohn des Marbacher Bäckers Johann Kaspar Schiller und seiner Ehegattin Maria Dorothea Müller; diese Annahme ist aber unrichtig, da das am 15. Juli 1731 geborene und auf den Namen Johann Friedrich getaufte Kind des Marbacher Bäckers laut einer heute im Weimarischen Goethe- und

Schillerarchiv befindlichen, von Diakonus Wächter in Marbach für des Dichters Nachkommen anno 1829 angefertigten und von Minor zuerst beachteten genealogischen Zusammenstellung schon am 31. Juli 1731 gestorben ist. (Vgl. Minor, Schiller I, 30 und 553.)

In v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie", die mir für den Anfang meiner Schillerbiographie noch nicht vorlagen, und zwar in dem Berichte des Amtmanns Neuffer zu Steinheim a. d. Murr an das Stadtgericht Marbach, erscheint der Studiosus Johann Friedrich Schiller als von Steinheim an der Murr „gebürtig"; der Ausdruck im curriculum Johann Kaspar Schillers: „Seit dem Jahr 1759 wurde ich mit einem nahen Vetter, Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr bekannt, welcher kurz vorher von Halle zurückgekommen, woselbst er seine Studien in der Philosophie, Geschichte und Cameralwissenschaft getrieben", stimmt hiezu und ebenso die von Minor (Aus dem Schiller-Archiv, S. 11) mitgeteilte Randbemerkung in Christophinens Brief vom 30. Juli 1815: „Auch hatte er [Johann Friedrich Sch.] eine Schwester, die in Steinheim an der Murr ohnweit Marbach ansässig war und deren Mann, ein Färber, wenn ich nicht irre, Maßhart hieß." Somit führen alle Spuren nach Steinheim a. d. Murr. Den Namen des Mannes der Schwester hat Christophine verwechselt: er hieß, wie aus dem Bericht des Amtmanns Neuffer hervorgeht, Boßhardt. Aus dem gleichen Schreiben erfahren wir, daß der leibliche Bruder der Mutter Johann Friedrich Schillers der Chirurgus Johannes Ladner zu Steinheim gewesen ist; die Mutter muß also den Familiennamen Ladner geführt haben.

Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen äußert sich auch ein Brief der Wittwe des Dichters an Körner vom Jahr 1810. Charlotte von Schiller schreibt: „Es war ein gelehrter Vetter in der Familie, der in Mainz lange lebte. Dieser war immer das Vorbild, nach dem die Eltern den Sohn zu bilden wünschten. Eignes hat er nicht geschrieben, aber das Leben der Maria Stuart von Robertson übersetzt. So viel hörte ich immer. Er war Schillers Pathe und die alte gute Mutter machte allerlei Spekulationen auf ihn. Er hat einen Sohn hinterlassen, der, dünkt mir, auch schreibt." (Vgl. den im Auszug gegebenen Abdruck dieses Briefes in Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv"; das Original ist im Besitz des Oberstlieutenants Dr. Jähns in Berlin, das Weimarische Archiv besitzt eine Abschrift). Auffällig ist, daß Charlottens Brief schon im „Jahr 1810" vom Vetter als von einem Verstorbenen spricht, während nach dem Brief Christophinens die Zeit seines Todes dem Jahr 1815 näher zu liegen scheint und auch Minor (I, 32) nicht widerspricht, daß Johann Friedrich Schiller den Dichter um ein Jahrzehnt überlebt habe.

Ich führe zunächst noch einige Umstände an, die wir aus v. Schloßbergers Mitteilungen erfahren. Aus den aufgefundenen Schuldklageakten geht hervor, daß Johann Friedr. Schiller in London den Titel Juris Licentiatus führte, wie auch daß er aus England 2 Exemplare seiner „Entdeckungsreisen" an die schwäbischen Ver-

wandten, und zwar eines derselben „für Herrn Hauptmann Schiller“ geschickt hat. — Im ersten Schreiben an den Herzog erzählt Johann Friedrich Schiller, daß er von frühe an einen „unüberwindlichen Trieb zu den Studien“ empfunden habe, daß er aber von Stipendien ausgeschlossen und ohne elterliches Vermögen sei; „nach tausend verdrüslichen Umständen“ sei er nach Halle gelangt, wo er sich seinen Unterhalt verdient habe, die Sehnsucht, in sein Vaterland zurückzukehren, und die von ihm ausgesonnenen Entwürfe seinem Souverain mitzuteilen, habe seine Umstände jedoch wieder unglücklich gemacht: Reise- und Studienkosten hätten die Mittel seiner Familie erschöpft und nun könne er in Tübingen nicht mehr lange sich durchbringen. —

Die Stelle aus Körners Brief an Gallisch, auf die ich mich S. 26, Z. 9—12 beziehe, lautet in ihrem Zusammenhang: „Schiller, der Uebersetzer des Hawkesworth, der sehr gefällig gegen mich ist, will mich mit Johnson, dem Verfasser des Lexikon, des Rambler ꝛc. bekannt machen. Seine Stube und Haushaltung hat das Eigenthümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, 11 Katzen, 1 Hund, 1 Haushälterin, die ihre Sachen zum Teil in seiner Stube hat.“ Körners Brief ist datirt: London den 26. Okt. 1779. Goedeke, der ihn seiner Ausgabe der „Geschäftsbriefe“ Schillers anfügte, schickt die Bemerkung voraus: „Ich lasse es unentschieden, ob die Junggesellenwirthschaft, die Körner beschreibt, die Schillers oder Johnsons sein soll. Denn beide waren unverheiratet und Johann Friedrich Schiller konnte so gut wie Sam. Johnson alt heißen, da er, am 15. Juli 1731 geboren, im 49. Lebensjahre stand.“ Dieses „so gut wie“ Goedekes ist nicht stichhaltig; denn Samuel Johnson, im Jahr 1709 geboren, war 1779 in der That ein alter Mann, während ein im 49. Lebensjahr doch nur von der sehr grünen Jugend als „alt“ angesehen wird. Was mich bestimmte, die Schilderung des 23jährigen Körner auf Schiller zu beziehen, ist der Wortlaut oder das Satzgefüge seines Briefes: der nächste Eindruck ist, daß das Wort „Seine“ auf Schiller geht. Denn da Körner die persönliche Bekanntschaft Johnsons erst machen soll, so hätte er sich, wenn er nur vom Hörensagen über dessen Haushalt etwas mitteilen wollte, besser des Ausdrucks bedient: Seine Stube soll das Eigentümliche haben u. s. w., oder hätte, wenn er die Stube Johnsons meinte, an den Anfang des Satzes besser „dessen“ als „seine“ gesetzt. Gleich mir hat denn auch Otto Brahm (Schiller I, 12) die „ergötzliche“ Schilderung auf Johann Friedrich Schiller bezogen; wogegen Minor I, 553 erklärt, sie gelte dem Haushalt Johnsons, nicht dem Schillers. Und allerdings stimmt sie genau zu den Absonderlichkeiten des englischen Lexikographen, Litterarhistorikers und Satirikers, der lebenslang ein unordentliches und schmutziges Haushalten führte und dabei ein Tierfreund war. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der es verwehrt, anzunehmen, daß Körner bei dem „alten Junggesellen“ an Joh. Friedr. Schiller gedacht hat: der „Vetter“ unseres Dichters war, als Körner in London ihn traf, beträchtlich jünger, als er bisher gegolten hatte. Hierüber wie über die Her-

kunft Johann Friedrich Schillers und den Grad seiner Verwandtschaft mit dem Dichter kann ich nunmehr die ersten urkundlich gesicherten Aufschlüsse geben, nachdem ich mich vor Kurzem behufs neuer Ermittlungen nach Marbach gewendet habe und der Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Stadtschultheiß Haffner zu Marbach, auf meine Bitte in den Gemeindeakten und Kirchenbüchern zu Steinheim an der Murr die Spuren des der wissenschaftlichen Polizei so lange Unfaßbaren verfolgt hat. Hiebei ergab sich, daß Johann Friedrich Schiller am 18. September 1737 zu Steinheim an der Murr, das eine Stunde nördlich von Marbach liegt, geboren ist. Und zwar ist er der Sohn des Hans Georg Schiller, Bürgers und Bäckers zu Steinheim und seiner Ehefrau Anna Barbara, geb. Ladner. Dieser Hans Georg aber ist der Sohn des im Jahr 1713 verstorbenen Hans Jörg Schiller, Bäckers zu Bittenfeld, eines älteren Bruders des Johannes Schiller, des Großvaters des Dichters. Der Großvater des „Studiosus" Schiller und der Großvater des Dichters waren also Brüder, und mit dem Hauptmann Schiller war der Studiosus (nach schwäbischer Bezeichnung) als „Vaters Bruders Enkel" verwandt. Ueber das Weitere vgl. die Stammtafel der Vorfahren Schillers am Schlusse des Bandes.

Der Vater des Johann Friedrich Schiller starb zu Steinheim am 1. Nov. 1770, die Mutter am 28. Okt. 1770. Die Erbteilungsakten hat Haffner dortselbst aufgefunden. Die Hinterbliebenen waren 2 Kinder, Anna Dorothea, verheiratet an den Färbermeister Boßhardt zu Steinheim, und der Studiosus, der sich im Todesjahr der Eltern zu London befand und als Bevollmächtigten den Hauptmann Schiller „seinen sonders vertrauten Freund" aufstellte. Hauptmann Schiller war bei der Teilung anwesend. Nach dem Teilungsakt (vom Dez. 1770) betrug das Vermögen in Haus und Gütern, Geld und Fahrniß 4150 Gulden — eine für die damaligen Verhältnisse nicht geringe Summe — wovon der Sohn 2088 Gulden erhielt. Es erhellt hieraus, daß es mit der mißlichen Lage, die der Studiosus in seinen Briefen an den Herzog unermüdlich schildert, so schlimm nicht bestellt war. Allerdings lasteten Schulden auf ihm: außer den bei v. Schloßberger erwähnten Posten eine Forderung eines Gastwirts zum goldenen Löwen in Amsterdam, der laut Schuldscheins vom 28. Aug. 1762 für Kost und Logis an den Erben 327 Gulden gut hatte. Die Anerkennung dieser Schuld durch zwei Schreiben aus London vom Febr. und April 1763 sagt uns genauer als des Amtmanns Neuffer Bericht, daß Johann Friedrich Schiller um diese Zeit in England seinen Aufenthalt genommen hat. Auch seine Londoner Adresse gibt er in einem Brief an Ladner vom Febr. 1771 an: A. H. Brandis Esqu. in Arlington Street, St. James, London. Johann Friedrich Schiller machte die meist in Liegenschaft bestehende Erbschaft lange nicht zu Geld, und später, 1772, wurde die Ausfolge wegen einer Forderung der Wittwe des Chirurgen Thamson in Plüderhausen vom Gericht gesperrt.

Befremden kann es, daß ein so tüchtiger Mann wie Johann Kaspar

Schiller zu dem „Studiosus", an dem doch Unlauteres haftete, Vertrauen gefaßt hat. Ich habe S. 25 den Brief an den Kandidaten Weiblen charakterisirt und möchte aus ihm noch ein paar Stellen anführen. Der damals 22jährige Johann Friedrich Schiller schickt dem Kandidaten, den er bei sich zu haben wünscht, 20 Thaler zur Erleichterung der Reisekosten und fügt bei: „Sie sollen mir als Vorleßer und Secretair dienen. Es verstehet sich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Ministers und an Standespersonen selbst schreiben, und solche nur durch Sie werde copiren lassen; die übrige Briefe werde ich Ihnen dictiren. Sobald ich wieder nach Hauße kommen werde, sollen Sie versorgt seyn, Sie mögen geistlich oder weltlich bleiben wollen. Das aber sage ich Ihnen zum Vorauß, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Untersuchung oder Verzögerung geschehen." An einer andern Stelle heißt es: „Verschwiegen müßen Sie seyn können, wenn Sie sich der Ahndung des Herzogs, unsers liebsten Carls, und meiner Rache nicht aussetzen wollen. Es haben es angesehene Personen empfunden, daß man mich lieber zum Freund als zum Feinde haben muß." So schreibt ein Mensch, der, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit allen Wassern gewaschen ist. Auch die Briefe an den Herzog, so abgeschmackt zum Teil ihr Inhalt ist, zeigen einen geriebenen Patron und einen Wortmacher. Aber eben diese formale geistige Gewandtheit mag es gewesen sein, die dem nach Bildung verlangenden Hauptmann Schiller mehr als nötig imponirt hat; der „Vetter" war der einzige „Studirte" in der Familie, und in biederer Umgebung wird seine Suada wohl auch die Saiten der Biederkeit aufgezogen haben. Dabei lag das Bestreben, emporkommen zu wollen, sich emporzuarbeiten, auch in des Hauptmanns Natur. Das einigermaßen komische Licht aber, das auf dem im vermeintlichen Alter von 28 Jahren von der Universität Zurückgekommenen haftete, schwindet, nachdem wir sein wahres Geburtsdatum nun wissen. Daß sich Johann Friedrich Schiller in seinen Mannesjahren nützlicher machte als in der Jugend, soll für die Beurteilung seiner Persönlichkeit nicht außer Acht gelassen sein. Von seinen Uebersetzungen verzeichnet Gradmanns „Gelehrtes Schwaben" (1802, nach Meusel) außer den bereits S. 26 genannten noch folgende: Adam Smiths Untersuchungen der Natur und Ursachen der Nationalreichthümer, 1777—1792; W. Robertsons Geschichte von Alt-Griechenland, 1779; Moralische Versuche und Erzählungen, 1785 u. 1787; Wilhelm Penns Früchte der Einsamkeit, 1785 (bei Cotta); Johnsons Prinz von Abessinien, 1786. Auch seine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" ist eine Uebersetzung aus dem Englischen.

8. Zu S. 29, Z. 32. Die noch von Minor (I, 24) wiederholte Angabe, daß **Luise Schiller** am 24. Januar 1766 geboren sei, folgt zwar dem curriculum vitae des Vaters (vgl. Schiller's Beziehungen zu Eltern u. s. w. S. 16), läßt sich jedoch nicht halten, da nach Schwabs Urkunden S. 35 das Lorcher Taufbuch den 23. Januar (als Tauftag) angibt. Ich bitte in meinem Text zu lesen: im Januar 1766.

9. Zu S. 30, Z. 1—3. Von der **bedrängten Lage** der Eltern Schillers **in Lorch** geben v. Schloßbergers „Neuaufgefundene Urkunden", S. 17—26, mehrfaches Zeugniß. Zunächst ein Schreiben des Hauptmanns Schiller d. d. Lorch, 24. August 1766, gerichtet an den Oberamtmann Andler in Marbach. In ihm beschwert sich Schillers Vater, daß ihm seitens des Bürgermeisteramtes Marbach von dem Kaufschilling für seinen kurz zuvor verkauften „Kirchen-Wengert" 14 fl. zur Deckung eines Steuerrückstandes wider Recht und Billigkeit mit Arrest belegt worden seien. Er macht hiebei unter Anderm geltend, daß er von der herzoglichen Kriegskasse für Auslagen bei Werbungen eine Summe von 3515 Gulden 20 kr. zu fordern habe, daß ihm auch seine Offiziersgage bereits seit 2 Jahren nicht ausbezahlt worden sei; leider sei „noch nirgend keine Hoffnung, daß die leydliche Mißhelligkeit zwischen Herrn und Lande nächstens solte beygelegt und die Militair-Casse in den Stand gesetzt werden, wenigstens eine abschlägliche Bezahlung zu praestiren". Unter solchen Umständen sei er genötigt, die Bezahlung der vom Bürgermeisteramt Marbach auf 1 fl. jährlich festgesetzten Bürgersteuer seiner Frau hinauszuschieben und, wenn man auf dem Arrest seines Geldes als einem objecto executionis beharren sollte, bei Seiner Durchlaucht um Nachlaß zu bitten. — Noch deutlicher erkennt man diese traurigen Verhältnisse wie auch die schmähliche Rücksichtslosigkeit, mit der der Herzog gegen die in seinem Dienste Stehenden verfuhr, aus der Eingabe des Hauptmanns Schiller an den Herzog von Würtemberg d. d. Lorch, 4. Nov. 1766. Hier setzt Joh. Kaspar Schiller zu Anfangs auseinander, daß der letzte Rest seines eigenen Vermögens in ¼ Morgen Weinbergs zu Marbach bestanden habe und daß er diesen vor Kurzem mit Schaden um 47 fl. habe verkaufen müssen; von dem Reste des Kaufschillings wolle der Oberamtmann und Magistrat zu Marbach ihm 14 fl. in Abzug bringen. Wenngleich als Offizier in Militärdiensten stehend, sei er doch bereit, eine Bürgersteuer in Marbach zu entrichten und sei auch mit der Bezahlung derselben nur deßhalb säumig geworden, weil bis Ende September 24 Monate seiner Gage rückständig seien, ihm auch die Militärkasse an Werbegeldern nach „Abzug der Unterofficiers-Forderung" noch 2673 Gulden 40 kr. schulde; beide Posten zusammen bildeten einen Betrag von 3393 fl. 40 kr., und es sei also leicht zu erachten, daß er alles, was er nur hie und da habe aufbringen können, zu seiner und der Seinigen notdürftigen Unterhaltung habe aufwenden müssen. S. herzogliche Durchlaucht möge somit veranlassen, daß der in Marbach auf den Rest des Kaufschillings gelegte Arrest aufgehoben und der Bittsteller, so lange er sich in herzogl. Militärdiensten befinde, von der Entrichtung einer Marbacher Bürgersteuer befreit werde. — Unter dem Datum „Lorch, 11. Nov. 1766" richtete sodann Hauptmann Schiller wiederum an den Oberamtmann Andler zu Marbach ein Schreiben, des Inhalts, daß er sich genötigt gesehen habe, „ad Serenissimum zu recurriren", weil er aus dem Bescheid auf sein Nachsuchen vom 24. Aug. habe ersehen müssen, daß der Magistrat in Marbach auf

die mißlichen Umstände des Offizierscorps keine Rücksicht zu nehmen geneigt sei; es sei aber auch die Berechnung des Magistrats in mehreren Punkten nicht richtig. Letzteren Nachweis versucht nun das Schreiben genaueſtens zu führen, und Hauptmann Schiller entfaltet hiebei eine rechneriſche Fertigkeit, welche jedem Finanzkünſtler Ehre machen würde; aber freilich ſo um Kreuzer und Heller disputirt nur der, dem die Not den Wert auch der kleinſten Summe gelehrt hat. Das Schreiben ſchließt mit den Worten: „Gott bewahre Euer Wohlgeboren für derley Extremitaeten, in welche ſich dermalen die Officiers befinden, regiere aber vorderſamſt das Herz Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu gnädigſtem Mitleyden und mache dem ſchon ſo lange anhaltenden Miſere doch bäldiſt ein Ende!“ Die Eingabe Schillers an den Landesherrn hatte indeſſen nicht den gewünſchten Erfolg. Der Herzog forderte vom Oberamt Marbach unter dem 20. Nov. 1766 Bericht ein, und dieſer Bericht, d. d. 6. Dez. 1766, beſtand auf der erhobenen Forderung, da der Hauptmann Schiller am 29. Sept. 1749 das Marbacher Bürgerrecht erworben habe und ebendeßhalb, ſo oft er mit Weib und Kindern nach Marbach zurückkehre, in den Genuß aller bürgerlichen Benefizien eingeſetzt werden müſſe, auch ſeine während der militäriſchen Dienſtjahre erzeugten Kinder eo ipso im Genuß des Marbacher Bürgerrechts ſeien. Hierauf entſchied der Herzog d. d. Solitude den 18. Dez. 1766 durch Dekret an das Oberamt Marbach: „Seine Herzogliche Durchlaucht werden den Hauptmann Schiller mit ſeinem Geſuch abweiſen laſſen, und verordnen, daß es bey der gemachten Verfügung ſein Verbleiben haben ſolle. Carl m. propria.“ — Ueber das Werbegeſchäft ihres Vaters und die wirtſchaftlichen Bedrängniſſe der Familie in Lorch berichtet auch Chriſtophine Schiller in ihren „Notizen über meine Familie“ einiges Nähere. Sie erzählt, die Offiziere ſeien an die Grenzen berufen worden, um junge Leute zu Soldaten anzuwerben; jedermann habe geglaubt, es ſtehe dem Vaterland ein Krieg bevor, und ſo hätten ſich die Offiziere dieſe Sendungen gefallen laſſen, nachher aber habe man erfahren, daß der Herzog die Soldaten an Holland verkaufe. Ihren Vater habe das Loos getroffen, in Lorch Werbungen zu betreiben; zu ſeinem Geſchäfte ſeien ihm zwei Unterofficiere beigegeben worden, und man habe ihm für jeden Tag einen Sold von 3 fl., jedem Unterofficier aber von 1 fl. verſprochen. „Allein in dieſen 3 Jahren“ [1764 bis 1766] — fährt ſie fort — „bekam mein Vater keinen Heller des ihm verſprochenen Solds, auch die armen Unterofficiere (die nichts zuzuſezen hatten) ebenfalls nichts, und wir mußten ſie verköſtigen.“ Schließlich habe der Vater den Herzog freimütig um ſeinen Gehalt oder um Zurückberufung in die Garniſon gebeten (einer an den Herzog gleichzeitig eingeſchickten „Werbrechnung“ gedenkt auch die Eingabe vom 4. Nov. 1766), da er nunmehr alles zugeſetzt habe und als ehrlicher Mann in Lorch nicht länger leben könne; hierauf ſei die Zurückberufung [nach Ludwigsburg] erfolgt, das Guthaben aber lange nachher in kleinen Portionen nachbezahlt worden. Joh. Kaſpar Schiller ſelbſt erwähnt in ſeinem curriculum vitae, bei ſeiner

Zurückberufung nach Ludwigsburg seien die seit 3 Jahren rückständigen Diätengelder und Gage, über 2000 Gulden betragend, bei der Kriegscasse gnädigst angewiesen worden; er habe aber erst nach 9 Jahren „mit Accord" dazu gelangen können. Treue Freunde in Lorch, der Oberamtmann, dessen Christophine gedenkt, der Pfarrer Moser und zwei andere Geistliche haben in jenen Zeiten der äußersten Not der Schillerschen Familie vermutlich manchen Beistand geleistet; vgl. Christophinens Skizze „Schillers Jugendjahre". Nach dem Auszug aus dem Lorcher Taufbuch bei Schwab, Urk. S. 35 war der Name des Oberamtmanns Scheinemann; ebenda, S. 36 wird als einer der gleichzeitig mit Moser in Lorch amtirenden Geistlichen der Diakonus Johann Melchior Kapff genannt. Mosers Frau war eine geborene Elwert.

10. Zu S. 30, Z. 4—5. Hauptmann Schiller kam bei der Zurückberufung in die Garnison Ludwigsburg zu dem Regiment v. Stain, dem er jedoch schon in Lorch (vgl. den Auszug aus dem Lorcher Taufbuch bei Schwab, Urkunden, S. 35), ja schon seit seiner Ernennung zum Hauptmanne angehörte (vgl. das Tilgersche Staats- und Adreßbuch des schwäb. Crayses v. J. 1771, S. 370).

11. Zu S. 32. Von der Betriebsamkeit und dem Thätigkeitssinn Johann **Kaspar Schillers** gibt auch seine Beteiligung an einem Silberbergwerk Zeugniß, zu welcher Pfarrer Laurmann in Neulautern neuestens Belege aufgefunden und bekannt gemacht hat (vgl. den Bericht des Schwäb. Merkur, Kronik v. 28. Dez. 1898 über Laurmanns Vortrag im Oekolampadius-Verein zu Weinsberg). Bei Wüstenrot und bei Neulautern (im Oberamt Weinsberg) wurde 1772 der Bau eines Silberbergwerks begonnen. Vertreter einer großen Zahl von Theilhabern aus Backnang, Murrhardt, Winnenden, Stuttgart, Herrenberg u. s. w. war der als Gottesgelehrter und Naturkundiger bekannte Murrhardter Prälat F. C. Oetinger, Vertreter einer Gesellschaft Ludwigsburger Offiziere, unter denen sich auch v. Hoven befand, war Hauptmann Schiller. Briefe des letzteren liegen im Böhringsweiler Archiv. Das Bergwerk lohnte Mühe und Kosten nicht, so daß es bald wieder einging: bei Theusserbad aber fand man Pechkohlen und ein dort eröffnetes Vitriolwerk wurde mehrere Jahrzehnte hindurch mit Erfolg betrieben.

12. Zu S. 35. Eine populär gehaltene Biographie „**Schillers Mutter.** Ein Lebensbild" hat Ernst Müller 1894 im Verlag von A. Seemann in Leipzig veröffentlicht. Sie enthält viele Abbildungen, auch bisher ungedruckte Briefe (zumeist aus dem Weimarischen Schillerarchiv); andere bisher ungedruckte Briefe der Mutter Schillers (aus dem Marbacher Schillerarchiv) veröffentlichte Rudolf Krauß in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 8. Nov. 1893. Dem Müllerschen Buche ist als Titelbild ein seltsames, zuvor im Verborgenen gebliebenes Porträt der Mutter Schillers

beigegeben; mit seiner losen Haartracht und den ungemein starken, ziemlich knochigen Gesichtszügen gleicht es eher einem Manne als einer Frau (in mittleren Jahren). Man möchte es für eine geistreiche Karrikatur halten. Der Mund ist sehr groß, und die Nase reicht nahe zur Oberlippe. Das Originalgemälde besitzt ein Fräulein Kopprasch in Dresden, die Urheberschaft ist nach Müller „nicht ganz sicher". Die Freude der Entdecker werden wenige teilen. Zum Glück besitzen wir von der Malerin Ludovike Simanowiz das für den Dichter im Jahr 1793 gemalte treffliche kleine Oelbild, von welchem die ansprechendste Kopie in „Schiller's Beziehungen zu Eltern" u. s. w. sich findet; eine gleichfalls gute gibt E. Müller S. 105. Dieses Gemälde ist im Jahr 1890 durch Schenkung der Oberförsterswittwe v. Schiller in den Besitz des Marbacher Schillerhauses gelangt, zusammen mit den gleichfalls von der Simanowiz gemalten Bildern Joh. Kaspar Schillers und des Dichters und 9 andern Familienbildern. Schon seit längerer Zeit besitzt das Marbacher Schillerhaus die in Oel gemalten Kopien zweier Bildnisse der Eltern aus deren Jugendjahren; die Originale derselben, aus dem Nachlaß der Luise Schiller-Frankh, der Schwester des Dichters, befinden sich durch Vererbung in Möckmühl. Auch diese Bilder haben Porträttreue. (Gute Kopien derselben bei Ernst Müller S. 16). Ueber 2 in Lewalds „Europa" 1843 gedruckte Brustbilder der Eltern Schillers nach einer Lithographie (wiederholt bei Wurzbach, Taf. XI) und ein von Weger gestochenes Bild der Mutter vgl. Ernst Müller S. 203—204.

13. S. 64, Z. 13 habe ich durch ein Versehen geschrieben: „dem Gasthof zur Sonne gegenüber" anstatt: „dem Gasthof zum Lamm gegenüber", worauf mich Otto Brahm, Schiller, I, 384 aufmerksam macht. Meine Schilderung berichtigte zunächst die Angabe Palleskes und Düntzers, der zufolge Schillers Eltern in der „Herberge zur Sonne" gewohnt hätten. Joh. Kaspar Schillers Brief vom 6. März 1790 (vgl. oben S. 71) spricht allerdings von der Herberge zur Sonne als dem „Quartier" der Familie, aber die Lorcher Ueberlieferung weiß zuverlässig von einem andern Wohnhaus, und dieses, das heute wie ehedem im Erdgeschoß eine Schmiede enthält, liegt dem „Lamm" gegenüber an der von Stuttgart nach Nördlingen führenden Lorcher Hauptstraße und vor dem S. 64 genannten Wiesengarten. In der Herberge zur Sonne haben Schillers Eltern vielleicht nur zu Anfang Quartier gehabt. Der Götzenbach, der bei meinem Besuch in Lorch 1880 am Schillerhaus seitlich vorüberfloß, ist 1892 abgeleitet worden, so daß Z. 10—12 nunmehr zu lesen ist: „kommt der Götzenbach herab, der ehedem an dem einstöckigen Häuschen, das die Schillersche Familie bewohnte, vorüberfloß". — Die Wirtschaftsgerechtigkeit im „Lamm" wird nicht mehr ausgeübt. Der Schmied, bei dem die Schillersche Familie wohnte, hieß Molt (Gef. Mitteilung des Oberlehrers Kirn in Lorch).

14. Zu S. 65, Z. 24 zu **Conz**. Das Wort „Theolog" nebst dem vorausgehenden Komma ist zu streichen.

15. Zu S. 71 ff., **Schiller in Ludwigsburg.** Kuno Fischer, Schillerschriften I, 131 ff. gedenkt des glänzenden Einzugs, den Herzog Karl, nachdem er den Winter von 1766 auf 1767 in Venedig zugebracht hatte, am 11. Juli 1767 in Ludwigsburg hielt; er vermutet, daß der junge Schiller den Herzog dabei zum ersten Mal gesehen habe, und schildert, nicht ohne die Biographen eines Uebersehens zu zeihen, den mächtigen und nachhaltigen Eindruck, welchen das Fest und die Erscheinung des Fürsten auf die Phantasie des siebenjährigen Knaben gemacht haben müsse. Ohne Zweifel ist diese Ausführung Kuno Fischers bestechend und fesselnd; aber rechnen darf die Biographie des Dichters doch nur mit denjenigen Thatsachen, die als äußere oder innere Erlebnisse Schillers irgendwie bezeugt oder mit Notwendigkeit zu folgern sind. Daß die gesammte Ludwigsburger Schuljugend bei der Einzugsfeier aufgestellt war, wissen wir aus dem bei Chr. Fr. Cotta 1767 gedruckten die Feier beschreibenden Quartband; höchst wahrscheinlich ist es also, daß auch der junge Schiller beteiligt war. Aber irgend ein Hinweis auf diesen Vorgang findet sich in Schillers Lebensgeschichte nirgends, und die Möglichkeit, daß ein Zufall ihn fernhielt, ist ja nicht ausgeschlossen. Hovens Selbstbiographie, die doch von dem, was die Jugend in Ludwigsburg bewegte, ziemlich ausführlich erzählt, hat des fürstlichen Einzugs vergessen. Daß Friedrich Schiller von dem anspruchsvollen und aufdringlichen Prunke des Hoflebens zu Ludwigsburg das Eine und Andere gewahren mußte, daß die Theatervorstellungen seine Einbildungskraft beschäftigten, habe ich erwähnt; ob aber einem einzelnen Festerlebniß ein solches Gewicht beigelegt werden darf, wie der Verfasser der „Schillerschriften" will, bleibt fraglich, und wenn der Aufenthalt des Herzogs in Venedig dem Dichter wirklich in der Folge für den „Geisterseher" Motive bot, so hatte diese Anlehnung doch gerade mit dem Einzugstag nicht viel zu schaffen. Kuno Fischer fährt fort: „Hätte Schiller Jugenderinnerungen geschrieben wie Goethe, so würde seine Ludwigsburger Jugendzeit in magischem Lichte strahlen, während wir jetzt immer nur dieselben kargen und trockenen Notizen über die Klassen und Präceptoren der Ludwigsburger Lateinschule und die Stuttgarter Landexamina zu hören bekommen." Auch mit dieser Ansicht kann sich die Geschichtschreibung kaum einverstanden erklären; Schillers Aeußerung: „Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle" steht mit ihr in zu schroffem Widerspruch. Ein richtiges Gegenstück zu der Kaiserkrönung, die der junge Goethe in Frankfurt erlebte, boten die Ludwigsburger Feste der Jugend Schillers schon darum nicht, weil ihnen der frohe Charakter und das volkstümliche Gepräge fehlten. Als der Herzog, gerade in dieser Regierungsperiode einer der gewissenlosesten Prasser und Blutsauger, die je auf einem Throne zu sehen waren, aus Venedig zurückkehrte, empfing ihn zu Ludwigsburg zwar der Spezial Zilling mit den niederträchtigsten Schmeichelreden (vgl.

Karl Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg, III, 2, S. 338), aber in der Stille der Häuser wird gar manche Verwünschung und gar mancher Seufzer zum Himmel gestiegen sein, und der zu Ludwigsburg „wie ein Triumphator nach glorreichen Thaten" einzog, hatte beim Abzug aus der Lagunenstadt seinen Haus-Schmuck für 15,000 Zechinen verpfänden müssen, um seine Schulden bezahlen zu können (vgl. Karl Pfaff, Geschichte Wirtembergs, II, 1, S. 454). Nach dem Sinne der Schillerschen Familie war diese tolle und frevelhafte Wirtschaft am wenigsten; sie lebte in Ludwigsburg in gedrückten Verhältnissen, der Knabe wuchs unter strenger häuslicher Aufsicht, unter der härtesten Schulzucht heran und der Glanz des fürstlichen Wesens blendete so wenig sein Auge, daß er vielmehr der Theologie seine Neigung zuwandte und nur mit Widerstreben der Berufung auf die Solitude folgte: dies sind Thatsachen, über welche keine Schilderung hinwegkommen wird. — Wenn Kuno Fischer des Ferneren ausführt, daß die vielfache persönliche Berührung, in welche der Herzog zu den Zöglingen der Militärakademie getreten sei, der Phantasie Schillers bemerkbare Spuren eingedrückt habe, daß am Anblick des Landesfürsten der Sinn für das Großartige und Bezaubernde des Herrschertums ihm aufging, daß schon der Jüngling eine „sichere und eingelebte Anschauung" oder „Fühlung" des fürstlichen Wesens gewann und ebendeßhalb in Schillers Dichtungen „die Kunst, Fürsten darzustellen", in unvergleichlicher Weise geübt ist — so wird man der Schilderung des geistvollen Mannes hierin gerne Recht geben; es ist ein Verdienst Kuno Fischers, diese Seite der Jugendbildung Schillers hervorgehoben zu haben. Nur trifft, wie mir scheint, die Charakterzeichnung, welche der Verfasser der „Schillerschriften" dem Herzog widerfahren läßt, nicht gerade zu. Gewiß erklärt die wilde Jagd nach Genuß und Glanz und Glorie, die „Lebensgaloppade", der sich Karl Eugen überlassen hatte, einen guten Teil seines Wesens und Handelns; aber wenn der Herzog kein zielbewußter Staatsmann war, so war er doch, so lange es anging, ein politischer Despot und, so lange er lebte, ein bewußter Autokrat. Die offizielle Beschönigungsanzeige bei Mosers Verhaftung (vgl. Siegfried Hänle, Würtembergische Luftschlösser, I, S. 211), der Erlaß an den Kloster-Oberamtmann Scholl bei Schubarts Verhaftung kennzeichnen den Despoten, und durch hundert Züge ergänzt sich dieses Bild in dem nüchternen aber treuen und immer wieder lesenswerten Bericht, den Karl Pfaff in seiner „Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg", III, 2, S. 256—296 von des Herzogs Regierungsmaßregeln gegeben hat. Man beruft sich zu Gunsten Karl Eugens nicht ungern auf die Worte, welche Schiller im Jahr 1793 an der Gruft des Fürsten gesprochen haben soll und auch Kuno Fischer verflicht sie in seine Schilderung; aber diese Worte verlieren unter einer kritischen Betrachtung gar viel von ihrem Gewicht, und ich freue mich, in ihrer Auffassung mit Otto Brahm (Schiller I, Anmerkungen S. 386—387) übereinzustimmen.

16. Zu S. 73—82, S. XI der Vorrede und S. 592—594, **Schillers Lehrer an der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg** betreffend. Gemäß den bereits in der Vorrede v. J. 1885 gegebenen Andeutungen iſt S. 73, Z. 10 ſtatt „Präzeptor Honolt" zu ſetzen: Präzeptor Elſäſſer — und S. 73, Z. 20 ſtatt „deſſen Name nicht ſicher iſt": deſſen Name Honold war. Die von mir nach dem Druck des Bogens 5 aufgefundenen Thatſachen würden jedoch für eine etwaige zweite Auflage des Buches eine durchgreifendere Ueberarbeitung dieſes Abſchnittes notwendig machen, und ich glaube ſchon an gegenwärtiger Stelle verpflichtet zu ſein, dem Leſer einen Erſatz zu bieten. Mein in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 13. Okt. 1889 veröffentlichter Artikel deckt ſich nur teilweiſe mit der nachfolgenden Unterſuchung.

Die ältere Schillerbiographie bis herab auf Palleske weiß uns von den Ludwigsburger Lehrern nur wenig zu ſagen. Kaum von zweien derſelben werden die Umriſſe deutlich. Hoffmeiſter, der doch ein fleißiges und für ſeine Zeit gründliches Buch ſchrieb, nennt ausſchließlich und als Schillers „Hauptlehrer" den Magiſter Jahn und fügt hinzu, der Knabe ſei bei Jahn in Koſt und Wohnung geweſen; eine ungegründete Angabe, welche um ſo zäher ſich erhielt, als man den Umzug der Schillerſchen Familie auf die Solitude fälſchlich in das Jahr 1770 verlegte. Erſt in Hoffmeiſters „Supplementen" zu den Werken des Dichters taucht der Name eines zweiten Lehrers, des Magiſters Winter, auf. Hoffmeiſter benützte die Aufzeichnungen, welche Schillers Jugendfreund Peterſen teils in Zeitungen veröffentlicht, teils handſchriftlich hinterlaſſen hatte; aus dieſer Quelle ſtammt neben Anderem die Schilderung, daß Jahn „ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer", jedoch ein „regelfeſter, nicht unverdienter" Grammaticus geweſen ſei, ſtammt auch die Nachricht, daß Schiller ein lateiniſches Begrüßungsgedicht verfaßt habe, als ein neuer Lehrer, Namens Winter, an die Ludwigsburger Schule gekommen ſei. Die Schwägerin des Dichters, Karoline von Wolzogen, eilt über die Jugendjahre, ja über die Zeit bis zur Verlobung Schillers mit raſcher Feder hinweg; Viehoff wiederholt den Bericht Hoffmeiſters, und auch mit Guſtav Schwabs ſo unwiſſenſchaftlichem als formloſem Buch gewinnt unſere Einſicht keinen Zuwachs. Bei Eduard Boas, der ein erneutes Quellenſtudium beginnt und einen unzulänglichen aber achtungswerten Anlauf zu hiſtoriſch-kritiſcher Methode nimmt, fließen die Quellen über die Ludwigsburger Zeit reiner und reichlicher; aber mit den Namen Jahn und Winter begnügt ſich auch er. Und nicht beſſer fahren wir in dieſer Hinſicht bei Palleske (11. und 12. Auflage), bei Düntzer, bei Otto Brahm. Verworren iſt die Darſtellung Boxbergers in der von ihm in Kürſchners Deutſcher National-Litteratur 1889 veröffentlichten biographiſchen Skizze zu Schillers Werken: hier iſt Winter zuerſt als Lehrer der II. Klaſſe, dann als Lehrer der dritten Klaſſe und Nachfolger Jahns genannt. Doch erſcheint bei Boxberger ein neuer Lehrername, der des Präzeptors Honold, wenn auch fälſchlich in Verbindung mit der erſten Klaſſe;

denn inzwischen (1869) war der den Namen „Honolt" nennende biographische Aufsatz der Schwester Schillers, „Schillers Jugendjahre", bekannt geworden, und Boxberger wiederholte Christophinens Zusatz sowohl in seiner Einleitung zur Grote'schen Schillerausgabe vom Jahre 1877 wie in der Schillerausgabe der Kürschnerschen National-Litteratur.

So gleichgültig, als es etwa den Anschein hat, ist die Zahl und Reihe der überlieferten Namen nicht. Wir wissen von Friedrich v. Hoven, dem Schulkameraden Schillers, daß jede der Klassen einen einzigen Lehrer hatte; die Zahl der jeweilig vorhandenen Lehrer bedeutet also die Zahl der Klassen. Klassen sind aber doch Lehrstufen. Ueber die Anforderungen des Unterrichtes in einigen Klassen geben uns Hoven und Petersen Aufschlüsse, welche für die Erkenntniß der geistigen Entwicklung des jugendlichen Schiller nicht ganz ohne Wert sind; wir hören auch von Fortschritten, die der Knabe macht, wie von Hemmungen dieser Fortschritte, von mancherlei kleinen Erlebnissen während der Schulzeit. Es liegt auf der Hand, daß eine deutliche Einsicht in den Zusammenhang dieser Dinge, ein strenggeschichtliches Anordnen unmöglich ist, so lange wir von den wesentlichen Einrichtungen der Anstalt eine unklare oder unrichtige Vorstellung haben. Man kann ja in einem biographischen Gemälde auf die Darstellung von Einzelheiten mehr oder weniger verzichten; aber auf einem vollständigen Wissen des Richtigen muß auch eine gekürzte und das Stoffliche gewissermaßen vergeistigende Darstellung beruhen. Auch die Gerechtigkeit verlangt es, daß wir genauer zusehen: die Persönlichkeit, die Unterrichtsweise einzelner Lehrer wird uns geschildert, nicht immer ist das Bild ein günstiges, und die Unvollständigkeit und die Unbestimmtheit der bisherigen Nennung bewirken, daß wir heute vielleicht gerade denjenigen schwarz malen, der in ein rühmliches Licht gesetzt zu werden verdient. Geben wir Jedem, was ihm zukommt, so wird zugleich das persönliche Verhältniß, in welchem der junge Schiller zu seinen Lehrern stand, da und dort sich erhellen.

Meine Vorgänger hatten überall nur von 3 Klassen gesprochen. Aus der Durchsicht der würtembergischen Staatsadreßbücher des vorigen Jahrhunderts aber ergab sich mir zunächst, daß die Ludwigsburger Lateinschule gerade in jenem Zeitraum, als Schiller sie besuchte, um eine Klasse vermehrt wurde: sie erhielt im Laufe des Jahres 1768 vier Klassen. Die unterste Klasse ist der an den Lateinschulen Süddeutschlands üblichen Bezeichnung gemäß die „erste" Klasse, die oberste die vierte; Palleskes Bericht irrt schon darin, daß er den jungen Schiller am Ende der Schulzeit in die „erste", angeblich von Jahn geleitete Klasse vorrücken läßt. Aber auch neue Lehrernamen ergaben die würtembergischen Adreßbücher. 1767 ist, wie in den Vorjahren und in einer langen Reihe nachfolgender Jahre, „Präceptor" der ersten Klasse Abraham Elsässer. Präzeptor der zweiten Klasse ist 1767 und noch 1777 Magister Christian Honold. Als Lehrer der dritten Klasse mit dem Titel Oberpräzeptor erscheint im Adreßbuch auf das Jahr 1767 Magister Benz, im Adreßbuch auf

das Jahr 1767 aber Magister Johann Friedrich Jahn, der zuvor, und zwar bis zum Juli 1767, Präzeptor in Lauffen war. Nun tritt die Erweiterung der Anstalt ein: im Adreßbuch auf das Jahr 1769 („Jez-florirendes Würtemberg") findet sich zuerst neben Elsässer, Honold und dem Oberpräzeptor Jahn ein „Professor" der vierten oder „höheren" Klasse aufgeführt in der Person des Magisters Johann Ulrich Schwindrazheim. Daß Schwindrazheim, der zuvor Pfarrer in Thumlingen war, am 27. Mai 1768 zum Professor und vierten Dozenten ernannt wurde, bezeugt, wie inzwischen durch dessen Enkel ermittelt worden ist, ein Eintrag des Ludwigsburger Kirchenbuches. 1770 ist der Stand der geschilderte; 1771 aber, und zwar, wie wir aus Jul. Klaibers Gymnasialprogramm wissen, zu Anfang des Jahres 1771, wird Jahn von Herzog Karl an die Militärpflanzschule berufen; zu seinem Nachfolger wird im gleichen Jahre Magister Philipp Heinrich Winter ernannt. 1772 und 1773 ist die Ordnung somit diese: Lehrer der ersten Klasse ist Präzeptor Elsässer, Lehrer der zweiten Präzeptor Honold, Lehrer der dritten Oberpräzeptor Winter, Lehrer der vierten Professor Schwindrazheim. Die folgenden Jahrgänge sind für Schillers Schulzeit ohne Belang; doch sei erwähnt, daß Jahn unter dem 25. Mai 1775 von der Solitude an die Ludwigsburger Lateinschule zurückversetzt wurde (vgl. über das Datum der Ernennung Haugs Schwäbisches Magazin auf das Jahr 1775, S. 341; meine irrige Angabe S. 154 des Buches ist hienach zu berichtigen) und daß gleichzeitig — nach Haugs Schwäb. Mag. 1775, S. 252 am 21. Mai 1775 — Schwindrazheims Versetzung an die Pfarrei Gomaringen erfolgte; der an seine Stelle tretende Jahn erhielt nunmehr den Titel „Professor und vierter Dozent bei der lateinischen Schule in Ludwigsburg". Soweit ich die würtembergischen Adreßbücher verfolgen konnte, tritt ein neuer Lehrerwechsel, und zwar in der zweiten Klasse, erst zwischen 1777 und 1781 ein, und noch im Jahre 1799 weist die Ludwigburger Lateinschule 4 Klassen und 4 Lehrer auf.

Daß der siebenjährige Schiller bei seinem Eintritt in die Ludwigsburger Schule in eine höhere Klasse als die unterste aufgenommen wurde, ist durchaus unwahrscheinlich; er wird, wie alle Anfänger, wie auch Hoven, in die erste gekommen sein. Hier aber wurde Abraham Elsässer sein Lehrer, nicht Honold; die Treue des Gedächtnisses versagte der Schwester Schillers, als sie, bereits hochbetagt, niederschrieb, Honold sei sein erster Lehrer gewesen. Der Lehrer der untersten Klasse, erzählt Hoven, „war ein ernster, etwas strenger Mann, aber er behandelte seine Schüler freundlich". Diese Charakterschilderung gilt also von Elsässer, und von diesem wiederum gilt, was Christophine mit Honolds Namen verknüpft: Elsässer ist es, der mit Schillers Kenntnissen „sehr zufrieden" war, und bei ihm lernte der Knabe so eifrig, daß er „oft nüchtern in die Schule ging, wenn das Frühstück nicht fertig war und die Stunde schlug".

In der zweiten Klasse dagegen wurde Magister Honold Schillers Lehrer. Auf Honolds Rechnung kommt nunmehr Alles, was Hoven

und Petersen von dem Lehrer der zweiten Klasse erzählen; Honold war der strenggläubige Eiferer, der in den deutschen Stunden christliche Bücher lesen ließ und „förmliche Katechisationen" hielt, der die Knaben tückischer Weise im Lateinunterricht durchprügelte, wenn sie in der Kirche die geistlichen Lieder nicht hatten aufsagen können. In die Leidenszeit, welche der gefürchtete Mann der Jugend bereitete, fällt der S. 75 geschilderte Spaziergang Schillers und Elwerts nach Neckarweihingen; Petersen setzt ausdrücklich bei, Schiller sei damals „Secundaner" gewesen.

In der dritten Klasse war Schillers Lehrer anfänglich der Oberpräzeptor Jahn. Ungleich günstiger als Petersen urteilt über ihn v. Hoven, und die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte. Ueber Schillers Verhältniß zu Jahn wissen wir nichts Genaueres, auch nicht über die „Collission", an welche der alte Schiller 1790 seinen Sohn brieflich erinnert; schwerlich war sie ernsterer Natur, da doch der Dichter, als er in seinen Mannesjahren sich in Ludwigsburg aufhielt, mit Jahn behaglich verkehrte. Ueber Jahns Nachfolger Winter vgl. oben S. 77 und 81; das reuige Verhalten Winters bei dem S. 81 erzählten Vorfall macht vielleicht glaublich, daß er mehr ein hitziger als ein harter Mann war, aber ein Beispiel, wie barbarisch die damalige Schulzucht strafte, gibt das Vorkommniß doch ab. Daß auch Winters Sprachunterricht mit geistlicher Unterweisung verquickt war, läßt uns ein von ihm verfaßtes Schulbuch erkennen: er schrieb eine „praktische Anleitung zur lateinischen Schreibart", deren erster Teil lateinische Vokabeln und „Phrasen" an Aufsätzen über die christliche Glaubens- und Sittenlehre einüben sollte.

Ein paar Jahrzehnte später als Schiller saß ein anderer deutscher Poet auf der Schulbank zu Ludwigsburg, Justinus Kerner. Damals lehrten noch Elsässer, Winter und Jahn. Das Bildniß, welches Kerner von den zwei ersteren zeichnet, ist nicht sehr schmeichelhaft; er nennt sie „höchst pedantische Menschen, mit schmutzigen baumwollenen Kappen und langen Haselnußstöcken". Tritt uns der Eine oder Andere aus Schillers Lebensgeschichte etwas leidlicher entgegen, so zeigte doch auch diesem die Schule zu Ludwigsburg wenig Anmutendes. Was sie als hauptsächliche Nahrung ihm bot, war ein sinnloses Uebermaß von Latein; und eingeprügelte Religionskenntnisse, einen ganz entwürdigten Religionsunterricht also, gab sie als Zukost. Wenn Schiller im Jahre 1789 an Karoline von Beulwitz schreibt: „Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle" — so bezieht sich dieses herbe Wort zwar zum Teil auf die Militärakademie, aber auch auf Ludwigsburg fällt ein Schatten. Sah Schiller zurück, so erschienen ihm Marbach und Lorch im goldenen Schimmer der Kindheit; in Ludwigsburg empfand er zuerst die Rauhheit des Lebens. —

Es fragt sich nunmehr, ob Schiller in die vierte oder oberste Klasse der lateinischen Schule noch eingetreten ist und in dieser den Unterricht Schwindrazheims genossen hat. Ein urkundlicher Be-

weis läßt sich, wie die Dinge liegen, für diese Annahme nicht führen, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Um sie aufzuzeigen, bedarf es jedoch eines weiteren Ausholens.

Die Zeugnisse, welche uns einen Aufschluß zu geben vermögen, wie lange Schiller in den einzelnen Klassen verweilte und in welche Jahrgänge der Besuch dieser Klassen fiel, sind ungemein dürftig. Amtliche Jahresberichte, Schulprogramme u. dgl. fehlen. Einen Anhaltspunkt gibt uns aber fürs Erste die Thatsache, daß Jahn zu Anfang des Jahres 1771 an die Militärpflanzschule abberufen wurde: gewiß würden die Zeitgenossen, wie Conz (Morgenblatt 1807, Nr. 201), den Unterricht bei Jahn nicht so stark betont, würden nicht, wie Petersen (Morgenblatt 1807, Nr. 64), den Magister Jahn als Schillers „vornehmsten Lehrer" bezeichnet haben, wenn Schiller nur ein Vierteljahr, nur vom Herbst 1770 an — das jährliche Vorrücken fand ja nach Hovens Selbstbiographie im Herbste statt — an Jahns Unterricht teilgenommen hätte; viel eher wird anzunehmen sein, daß Jahn mehr als ein volles Jahr, daß er vom Herbst 1768 oder doch vom Herbst 1769 an Schillers Lehrer war. 1771 ist Schillers Begrüßungsgedicht an Winter verfaßt; der neue Lehrer, der Nachfolger Jahns, wird wohl von einem Schüler seiner eigenen Klasse begrüßt worden sein, das Gedicht galt ja nach Petersens handschriftlichem Ausdruck (vgl. Hoffmeister, Supplemente I, 4) dem „Vorgesetzten": somit ist bezeugt, daß Schiller im Frühjahr 1771 der dritten Klasse angehörte. Zwei andere Anhaltspunkte, denen es freilich an völliger Bestimmtheit mangelt, sind folgende. Petersen setzt bei seiner Schilderung des Spaziergangs nach Neckarweihingen hinzu, damals, „um 1768", sei Schiller Sekundaner gewesen. Sodann erwähnt Christophine, ihr Bruder sei „bald" (nach der Aufnahme in die Schule) in eine höhere Klasse gekommen. Nun fällt der Spaziergang nach Neckarweihingen, wenn er wirklich im Jahre 1768 stattfand, in den Sommer 1768; denn im Herbst gibt es keine Johannisbeeren mehr. Also war Schiller bereits vom Herbst 1767 an in der zweiten Klasse, nachdem er in der ersten Klasse drei Vierteljahre zugebracht hatte. In der zweiten Klasse blieb er nun, wie es scheint, bis zum Herbst 1768. S. 73, Z. 15 ist demnach einzusetzen: mit dem Herbst 1767 rückte er in die zweite Klasse vor — und S. 76, Z. 28—29: Vermutlich schon im Herbst 1768 war er in die dritte Klasse der lateinischen Schule vorgerückt. — Die gesammte für seinen Aufenthalt in Ludwigsburg aber noch übrige Zeit — also die Zeit bis Mitte Januar 1773 — müßte Schiller in der dritten Klasse zugebracht und sein Besuch eben dieser Klasse müßte sich bis in ein fünftes Schuljahr hinein erstreckt haben, wenn er nicht schließlich in die vierte Klasse vorgerückt ist. Wollte man aber annehmen, daß er erst mit dem Herbst 1769 in die dritte Klasse eingetreten ist, so würden sich für sein Verbleiben in dieser Klasse noch immer mehr als 3 volle Jahre ergeben.

Aus dem mehrjährigen Verweilen eines Schülers in einer Klasse den Schluß zu ziehen, daß er in dieser Zeit geringe Fortschritte ge-

macht habe und ebendeßhalb „sitzen geblieben" sei, liegt uns sehr nahe; man wird also versucht sein, die schwebende Frage auch unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Indessen bin ich durch einen württembergischen Gelehrten auf die Eigenartigkeit oder Absonderlichkeit der Verhältnisse an den dortigen Lateinschulen aufmerksam gemacht worden. Die Einrichtung einer besonderen Klasse für jedes Schuljahr bestand um 1770 nur am Stuttgarter Gymnasium, und auch dort war das Vorrücken noch von vielen andern Rücksichten außer der auf die Kenntnisse abhängig. „Wir haben", fügt der nämliche Sachkundige, der inzwischen verstorbene Oberstudienrat Julius Klaiber, in seinem Schreiben vom 14. Okt. 1889 hinzu, „noch jetzt Lateinschulen von 1, 2, 3 und mehr Klassen, welche der Regel nach den gesammten Unterricht der Zeit vom 8.—14. Jahre besorgen; da also die Zahl der Klassen geringer ist als die der Unterrichtsjahre, so wird das noch jetzt durch Einrichtung von „Abteilungen" innerhalb der Klassen ausgeglichen, welchen die Schüler je nach ihren Kenntnissen zugewiesen werden. Bei einer dreiklassigen Lateinschule sind an sich in jeder Klasse zwei Jahresabteilungen, und der einzelne Schüler sitzt normal in jeder Klasse, d. h. bei jedem Lehrer 2 Jahre. Eine Prüfung und Beförderung findet freilich jedes Jahr statt, aber die letztere trifft die einzelnen Schüler an sich nur alle zwei Jahre . . . Die dritte Klasse war herkömmlicher Weise die Vorbereitungsklasse für das Landexamen . . . Wir hatten vor 1768 nur Eine vierklassige Lateinschule im Lande, die in Tübingen und bei dieser war es so: Das Landexamen wurde von der 3ten aus gemacht, die 4te „höhere", aber ermöglichte es den Tübingern, ihre Söhne, ohne sie nach Stuttgart aufs Gymnasium zu schicken, direkt auf die Universität vorbereiten zu lassen."

Angesichts dieser Verhältnisse würde die Annahme, daß Schiller in der Zeit von 1767—1773 nicht mehr als 3 Klassen durchlaufen hat, wenig Verwunderliches mehr haben, und keinenfalls dürfte aus dem Umstand, daß er in dieser oder jener Klasse mehr als 1 Jahr zugebracht hat, auf ein Nachlassen seiner Fortschritte geschlossen werden. Auch würden die Nachrichten zu der Annahme, daß Schiller als Lateinschüler schlechte oder langsame Fortschritte gemacht habe, nicht wohl stimmen. Denn wenn auch Petersen (vgl. Morgenblatt für gebildete Stände, 1807, Nr. 164) bemerkt, Schiller habe sich, seine lateinischen Sprachkenntnisse abgerechnet, in Ludwigsburg in keinem Fache ausgezeichnet und weder seine Mitschüler noch seine Lehrer hätten damals etwas von den in ihm schlummernden Geistesgaben geahnt, so setzt er doch hinzu, unter den Ersten seiner Abteilung sei er immer gewesen. Desgleichen erzählt Hoven (bei Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben), Schiller habe in der lateinischen Schule immer für einen der besten Schüler seiner Klasse gegolten und habe leicht und fleißig gelernt. Christophinens Aeußerung in ihren „Notizen über meine Familie" lautet: „In Ludwigsburg wurde nun mein Bruder in die lateinische Schule geschickt, und erwarb sich durch sein gutes Verhalten und seinen Fleiß die Zufriedenheit seiner Lehrer daß

er bald in eine höhere Klasse kam". Conz (vgl. Morgenblatt 1807, Nr. 201) will von glaubhaften Personen gehört haben, das Stuttgarter Konsistorium habe den Eltern Schillers die Weisung gegeben, ihren Sohn mangelhafter Talente wegen für eine andere Laufbahn als die theologische zu bestimmen; dieser Bemerkung setzt jedoch die Redaktion des Morgenblattes den Wortlaut der von Schiller im Landexamen erworbenen Zeugnisse entgegen, in denen sich von einer solchen Weisung keine Spur finde, fügt auch hinzu, Schillers Fortschritte hätten ihm im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen jedesmal ein doppeltes A verschafft. Scheint nun auch jenes von Conz vernommene Gerücht nicht ohne ein Körnchen Wahrheit gewesen zu sein — im vierten Landexamen erhielt Schiller eine weniger günstige Zensur, und von einer durch körperliche Schwäche, durch schnelles Wachsen hervorgerufenen Unterbrechung des „Fleißes" und Versäumniß berichtet auch Streicher — so handelte es sich hiebei doch auf alle Fälle nur um eine bald wieder rühmlich ausgeglichene Störung (vgl. oben S. 81 bis 82).

In der nämlichen Zeit wie Schiller und gleich diesem ursprünglich zur Theologie bestimmt, hat Friedrich v. Hoven die Ludwigsburger Lateinschule besucht, und es scheint belehrend, die Schicksale, die dieser dortselbst zu befahren hatte, zur Vergleichung heranzuziehen. Nach den Schilderungen seiner Autobiographie wurde Hoven im Alter von 7 Jahren, d. h. anno 1766, nach erstandenem kurzem Examen in die unterste Klasse aufgenommen; im nächstfolgenden Jahre wurde er in die zweite versetzt, und auch in dieser durfte er „nur ein Jahr lang" bleiben. Hiebei erwähnt Hoven, die Schüler der zweiten Klasse seien, da sie den strengen Präzeptor nicht geliebt hätten, in den lateinischen Lehrstunden um so fleißiger gewesen, je mehr sie gewünscht hätten, in die dritte Klasse befördert zu werden: „Diese Beförderung", setzt er hinzu, „geschah nämlich jährlich einmal im Herbst und es kam darauf an, wie man in der von dem Obergeistlichen oder Spezial vorgenommenen Prüfung bestanden, um ein Jahr früher in eine höhere Klasse befördert zu werden." In die dritte Klasse kam Hoven, wie es scheint, im Herbst 1768 und blieb nun in ihr bis zum 17. Juni 1771, bis zu seiner Aufnahme in die Militärische Pflanzschule. Also hat Hoven in der dritten Klasse nahezu 3 Jahre zugebracht. Das Landexamen machte er in dieser Zeit nur einmal mit; ob ihn das zweite und dritte Landexamen in der dritten oder der vierten Klasse getroffen hätte, läßt sich um so weniger entscheiden, als Hoven der vierten Klasse gar keine Erwähnung thut. Er bemerkt nur, die Studiosen der Theologie seien gehalten gewesen, das Landexamen in Stuttgart dreimal zu machen, und nur wenn sie in allen 3 Prüfungen gut bestanden hätten, habe man sie in eine der Klosterschulen, zunächst eine der niederen, aufgenommen.

Soviel ist klar: aus der Zahl der Jahre, welche Schiller an der Ludwigsburger Schule zugebracht hat, die Folgerung zu ziehen, daß er schließlich der vierten Klasse angehört haben müsse, ist man nicht eben genötigt. Aber diese Annahme wird durch die würtem-

bergischen Schuleinrichtungen doch auch nicht ausgeschlossen. Von einer bindenden Bestimmung, welcher zufolge nur von der dritten Klasse aus das Landexamen gemacht werden durfte, ist nirgends die Rede, und ob die im Laufe des Jahres 1768 eingerichtete vierte oder höhere Klasse in Ludwigsburg die nämliche besondere Aufgabe hatte wie die in Tübingen, läßt sich bei dem Mangel von Nachrichten und Aufschluß bietenden studienrätlichen Akten heute nicht mehr feststellen. Eine Aeußerlichkeit spricht eher dagegen: der erste Präzeptor der lateinischen Schule in Tübingen hatte „von jeher den Titel eines Schulrektors“ (vgl. Balthasar Haug, Das Gelehrte Wirtemberg, S. 21), und diese Anstalt näherte sich hiemit, eine Ausnahmestellung bekleidend, dem Range eines Gymnasiums. Galt aber jene Einrichtung für Ludwigsburg nicht, so ist nicht abzusehen, warum ein guter Schüler, der 3 oder gar 4 Jahre in einer und der nämlichen Klasse zugebracht hatte, nicht endlich doch der sich anschließenden höheren Klasse und einem neuen Lehrer überlassen worden sein soll; wieviel Wiederkäuen des nämlichen Lehrstoffes wurde ihm damit erspart! Daß man anderwärts die Schüler von ihrem 6ten bis zu ihrem 14ten Lebensjahre in 3 Klassen festhielt, geschah ja doch nur aus Not, weil man eben eine vierte Klasse und einen vierten Lehrer nicht hatte; war aber eine vierte Klasse vorhanden, so verminderte sich eo ipso der leidige Zwang, innerhalb der einzelnen Klassen „Abteilungen“ einzurichten.

Den älteren Schillerbiographen machte die Frage, auf wieviele Klassen sich der Schulbesuch Schillers verteile, um so weniger Skrupel, als sie, auf irrtümliche Angaben Streichers sowie der Schwester Christophine und der Schwägerin des Dichters gestützt, des Glaubens lebten, die Familie sei erst 1768 von Lorch nach Ludwigsburg übergesiedelt. Goedekes historisch-kritische Schillerausgabe merkte zwar, unter Hinweis auf Gradmanns Schriftsteller-Verzeichniß, gelegentlich an, daß Schwindrazheim von 1768 bis 1775 „Professor und vierter Dozent bei der lateinischen Schule zu Ludwigsburg“ gewesen sei; aber irgend eine Folgerung leitete Goedeke nicht ab. Reinwald verwechselt in seinem „Nachtrag zu den Berichtigungen, Schiller's Jugendgeschichte betreffend“ den „Ober“-Präzeptor W. (Winter) mit dem Lehrer der „obersten Klasse“. Eine Erinnerung, daß in Ludwigsburg 4 Klassen bestanden, hat unter allen der Jugend Schillers nahestehenden und uns über sie Bericht gebenden Personen nur Christophine bewahrt: in ihrer Skizze „Schillers Jugendjahre“ bemerkt sie, ihr Bruder sei „indessen“ (während die Errichtung der Militärischen Pflanzschule vor sich ging) „in die dritte, welche die vorletzte Klasse war“, eingetreten und habe von seinem Lehrer, dem Oberpräzeptor Winter, die besten Zeugnisse erhalten; dies sei dem Herzog bekannt geworden. Aber gerade Christophinens Schilderungen betonen, und zwar in ihren „Notizen über meine Familie“ noch nachdrücklicher als in jener Skizze, daß zwischen dem ersten Versuch des Herzogs, den jungen Schiller für seine Militärische Pflanzschule zu gewinnen, und der Zustimmung der Familie eine geraume Zeit vergangen sei: der Herzog, erzählt sie, habe dem Hauptmann Schiller seinen Wunsch

eröffnet und auf dessen Entgegnung, daß sein Sohn zum geistlichen Stande bestimmt sei, erwidert, dieser möge sich einen andern Beruf wählen; darauf sei „eine lange Pause" entstanden, und erst auf erneutes Dringen des Herzogs „nach langem Kampfe" habe sich der junge Schiller zur Rechtswissenschaft entschlossen. In der Skizze „Schillers Jugendjahre" berichtet Christophine, der Herzog habe ihren Vater „einige Tage" nach der ersten Anfrage wiederum zu sich berufen und auf eine Erklärung gedrungen; aber das Aussprechen des Entschusses leitet sie auch hier mit einem „endlich" ein. Hiebei nennt sie als denjenigen, der ihren Bruder dem Herzog empfohlen habe, den Oberpräzeptor Winter; in dem Aufsatz „Notizen über meine Familie" spricht sie wie Streicher von den Lehrern überhaupt. Auch Streicher erzählt von einem dreimaligen Anerbieten des Herzogs und setzt bei, nach der ersten Ablehnung habe es „einige Zeit lang" geschienen, als habe der Fürst den jungen Schiller vergessen. Es ließe sich also wohl denken, daß Friedrich Schiller während jener „langen Pause" in die vierte Klasse noch eingetreten ist.

Verstärkt wird aber die Glaublichkeit dieser Annahme noch von anderen Seiten her. In der Familie Schwindrazheims hat sich die Ueberlieferung, daß ihr Vorfahr in Ludwigsburg Schillers Lehrer war, erhalten, und diese Thatsache ist um so beachtenswerter, als sie ohne allen Zusammenhang mit einem litterarhistorischen Interesse bestand. Laut brieflicher Mitteilungen des in Hamburg lebenden Zeichners O. Ferdinand August Schwindrazheim an mich v. J. 1886 hat dieser von seinem Vater oft gehört, daß Schiller „der Liebling" Joh. Ulrich Schwindrazheims gewesen sei; sein Vater habe zu dem älteren Bruder des Zeichners, wenn dieser in seinen Schulaufgaben nicht fleißig war, öfters gesagt: „Du wird auch kein Schiller ... Du solltest Schillers Lehrer, deinen Großvater, zum Lehrer haben, der würde dich schon Mores lehren!" Auch in einem, in der Folgezeit leider verschleuderten Tagebuch Joh. Ulrich Schwindrazheims soll von Schiller die Rede gewesen sein. Man könnte nun einwerfen, Schiller habe vielleicht nur in einzelnen Fächern den Unterricht Schwindrazheims genossen, ohne in die Klasse desselben getreten zu sein; die Ludwigsburger Lateinschule hat jedoch, wie schon aus den Schilderungen v. Hovens bestimmt hervorgeht, die Einrichtung von „Fachlehrern" nicht gekannt.

In die Wagschale fällt des Ferneren die kritische Besprechung der „Kasualgedichte" Schwindrazheims durch Schiller. Mag hiezu auch der Umstand, daß diese Gedichte bei Schillers eigenem Verleger, bei Mezler, veröffentlicht waren, beigetragen haben, so würden sie doch schwerlich dem Dichter der Räuber und der Anthologie für eine einläßliche Anzeige bedeutend genug erschienen sein, wenn nicht ein persönliches Interesse für den Autor bei ihm vorhanden gewesen wäre. Die Rezension enthält zwar keinen Ausdruck, der in dieser Hinsicht einen bestimmten Schluß ziehen läßt; aber gewisse ein allgemeineres Urteil über den Autor abgebende Sätze, die Bemerkungen z. B.: „Der Verfasser, ein vortreflicher Kopf, hat seine eigene komische

Laune, die ihn unstrittig zu etwas besserm als Kasualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre .... Der Verfasser scheint sich in die Alten studirt zu haben und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden" — sehen doch nicht anders aus, als ob der Rezensent eine nähere Kenntniß von dem Herausgeber der Kasualgedichte gehabt hätte. Schiller hat im Wirtembergischen Repertorium den Kreis derer, die ihm persönlich bekannt waren, reichlich bedacht, sei es, daß er Beiträge von ihnen aufnahm oder Besprechungen über ihre Arbeiten und Hinweise auf sie brachte; so mag denn neben Hoven, Petersen, Stäudlin, neben Abel, Joh. Christoph Schwab und Balthasar Haug auch der ehemalige Ludwigsburger Lehrer getreten sein. —

Ein durch Herrn Staats-Archiv-Direktor Dr. von Schloßberger mir gefälligst übermittelter Auszug aus dem in den Akten des kgl. würt. evangelischen Konsistoriums aufgefundenen Ludwigsburger Kirchen-Visitationsbericht vom 9. Sept. 1768 bestätigt, daß damals an der Ludwigsburger Lateinschule M. Jahn als Oberpräzeptor, M. Honold als Präzeptor der zweiten Klasse, Abraham Elsässer als Präzeptor „der ersten und untersten Klasse" gelehrt haben. Von Jahn ist bemerkt, daß er zu Dürrenzimmern 1728 geboren sei und daß er 28 Schüler habe, von denen 10 „ad examen" adspirirten; von Honold, daß er zu Kirchheim u. Teck 1728 geboren sei und 33 Schüler habe, von denen 2 „ad examen" adspirirten; von Elsässer, daß er zu Bittelbronn 1735 geboren sei und 39 Schüler habe. Diese 3 Lehrer Schillers standen somit noch in verhältnißmäßig jungen Jahren. In der Qualifikation heißt es von Honold: „hat zwar gute Schul- doch bessere Predigamtsgaben und Studia: ist in seinem Schulamt ganz fleißig, in der Schulzucht ordentlich, im Wandel exemplarisch, in der Ehe vergnügt: übt sich zuweilen im Predigen mit großer Approbation der Gemeine". Da der Visitationsbericht Schwindrazheims noch nicht erwähnt, so scheint es, daß dieser sein Amt damals noch nicht angetreten hatte; er wird während des Sommers 1768 nach Ludwigsburg übergesiedelt sein, und die Vermehrnng der Ludwigsburger Lateinschule von 3 auf 4 Klassen fällt also, genau gerechnet, auf den Beginn des Schuljahrs 1768/69. Schwindrazheims Abberufung von Ludwigsburg scheint in einer plötzlichen Mißstimmung des Herzogs ihre Ursache gehabt zu haben. Die Allgem. Deutsche Biographie gibt an, seine Stellung sei „aus unbekannten Gründen unhaltbar" geworden; die Billigkeit fordert, hinzuzufügen, daß kein Makel an Schwindrazheims Abzug haftet, wie denn das (in den Kasualgedichten abgedruckte) Gedicht Schwindrazheims „An meinen Freund" (den herzogl. Bibliothekar Prof. Georg Friedrich Vischer in Ludwigsburg) rühmen durfte, daß dem Verfasser beim Abschied von Ludwigsburg außer andern Gütern auch sein „Leumund" nicht zurückgeblieben sei. Vielleicht waren Intriguen anderer Lehrer bei der Versetzung mit im Spiele. —

Minor, Schiller I, 64 ff. verwertet meine Forschungen und verweist auf sie S. 554 und 590. Wenn er aber S. 66 meint, Schiller

habe der lateinischen Schule in Ludwigsburg „wohl vom Jahre 1768 bis 1772" angehört, so hat er für eine Ausfüllung des Jahres 1767 zu sorgen vergessen. Der etwaigen Annahme, daß Schiller in Ludwigsburg zunächst einer Elementarschule, der deutschen Schule übergeben worden sei, würde jede Stütze fehlen. Lesen und Rechnen hatte Fritz Schiller schon in der Schule zu Lorch gelernt, und auch im Lateinischen hatte dort Pfarrer Moser mit ihm einen Anfang gemacht: er war also nicht ganz ohne Vorkenntnisse. Zudem war es üblich, die Knaben, welche studiren sollten, in sehr frühem Alter der lateinischen Schule zu übergeben; auch Hoven trat im siebenten Lebensjahr ein, und Balthasar Haugs 1790 veröffentlichtes Buch „Das gelehrte Wirtemberg" führt das Alter von 6 Jahren als die untere Altersgrenze für die Aufnahme an. — Auf meiner Darstellung (S. 82), daß Schiller um die Zeit, da er das Landexamen zum vierten Mal mitmachte, durch körperliche Entwicklung in seinen Fortschritten öfters gehemmt worden sei, muß ich beharren, da kein Grund vorhanden ist, den Bericht Streichers (Schiller's Flucht, S. 12) gegen die gerade in Bezug auf die Ludwigsburger Zeit von Irrtümern nicht freien Angaben Christophinens zurückzusetzen und da das vierte der von Schiller im Landexamen erworbenen Zeugnisse in der That — wie schon Conz bemerkte —, „minder günstig" ausfiel. Der Wortlaut der 4 Zeugnisse möge bei dieser Gelegenheit folgen. Im Jahre 1769 wurde vermerkt: „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur". In den Jahren 1770 und 1771: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur." Im Jahre 1772: „Non sine fructu per anum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utut eos non penitus exaequet". —

Die in Schillers Besprechung der Kasualgedichte an erster Stelle hervorgehobenen Verse sind dem Gedicht auf den Tod des Pfarrers Schwindrazheim entnommen, dessen Sohn Johann Ulrich war; dieses nicht weniger als 66 Strophen füllende Produkt ermüdet durch seine Länge. Die andern von Schiller gerühmten Verse gehören dem Gedicht „An meinen Schwager" an, einer auf einem Reiseerlebniß Schwindrazheims beruhenden Erzählung. Neben manchem Matten und Leeren, neben allerlei „Fabrikarbeit" stößt man in den Kasualgedichten doch auch auf wirklich poetische Stellen, auf Witz, auf Zartes und Ansprechendes, und die Gedichte „Der Wunsch" und „Die Erfüllung", beide auf die Hochzeit Johann Christoph Schwabs verfaßt, verdienen wohl eine besondere Nennung. Im Ganzen bewährt sich Schillers Urteil: Muntere, launige Gedichte gelangen dem Ludwigsburger Magister am besten. Er war so recht in seinem Fahrwasser, wenn er Verse machte wie diese:

„Ich, der ich nicht Apelles bin,
Ich soll Selinden malen?
Das Weiß und Roth, und Mund und Kinn,
Und Wuchs und Augenstralen.

Genug! Sie stand im eilften Jahr:
Auch Seladon war noch Scholar,
Als er die tiefste Wunden
Von ihrem Blik empfunden."

Dergleichen erinnert an den Ton Bürgers, auch Schubarts und Blumauers. Auf Hochzeiten und Todesfälle gehen etwa vier Fünftel der Kasualgedichte. Das „im Namen sämmtlicher Herrn Officiers der Garde zu Pferd" im Jahr 1770 verfaßte Gedicht auf den Tod des Obersten Frh. v. Görliz ruft gleich dem Gedichte Schillers auf Riegers Tod die „Krieger CARLS" zur Trauer auf. Ein „im Namen der Herzogl. Alumnen" verfaßtes Gedicht „Auf Sr. Herzogl. Durchlaucht höchste Ankunft in Denkendorf" mißfällt durch seine maßlosen Schmeicheleien. — Nach den Kasualgedichten, im Jahre 1796, gab Schwindrazheim noch eine Sammlung Trauerlieder unter dem Titel „Familiengedichte" heraus, welche auf poetischen Wert kaum einen Anspruch machen. — Die aus 142 Distichen bestehende, an Ovids Tristien anklingende Thumlinger Supplik wurde von Pfarrer Daniel ins Deutsche übersetzt; das lateinische Original befindet sich im würtembergischen Konsistorialarchiv. — In seine deutsche Prosa soll Schwindrazheim mit Vorliebe lateinische Brocken eingemengt haben. Das Andenken an den Poeten Schwindrazheim, an seine Reimlust und Reimfertigkeit hat sich in Württemberg eine Zeit lang in dem Scherzwort: „er reimt (oder: ist ein Reimer) wie der Schwindrazheimer" erhalten. (Mündliche Mitteilung Julius Klaibers). Vgl. im Uebrigen über ihn die Artikel von Gustav Bossert in der Württembergischen Landes-Zeitung, Stuttg. 1887, N. 165—168, in den Blättern für württembergische Kirchengeschichte, Stuttg. 14. Sept. 1889, sowie in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

17. Zu S. 73 und 76 und S. 82 Anm., Zahl der Landexamina und Prüfungszeit betreffend. Balthasar Haug, „Das gelehrte Wirtemberg" (Stuttg. 1890), S. 22 gibt an, man habe die Knaben „gegen die Herbstzeit alle Jahre vom 10ten an, und so 4 bis 5, auch 6 mal" zum Landexamen aufgefordert. Auch der bei Ad. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitt. S. 7 abgedruckte Auszug aus dem Taufbuch der Gemeinde Marbach spricht dafür, daß Schiller nicht um Ostern, sondern im Herbst diesen Prüfungen sich zu unterziehen hatte; denn er trägt das Ausstellungsdatum 12. Juli 1769 mit dem Zusatz: „als er [Schiller] petens [zum Landexamen] werden sollte". Boas, Palleske und Düntzer nennen Ostern als die Prüfungszeit; Minor I, 77 setzte verbessernd dafür den September ein.

18. Zu S. 74, Z. 1—2 v. u. Ueber **die Wohnungen der Eltern Schillers in Ludwigsburg** hat ein trefflicher Kenner der Ortsgeschichte dieser Stadt, ein geborener Ludwigsburger, Prof. Otto Schanzenbach, Neues und Abschließendes mitgeteilt in einem Artikel des Schwäbischen Merkur, Kronik vom 21. März 1894. Als die

Schillersche Familie zu Ende des Jahres 1766 von Lorch nach Ludwigsburg übersiedelte, nahm sie, wie Christophine Schiller in ihren „Notizen über meine Familie" erzählt, „bey Freunden nahe beym Schloß und Comödienhauß" Wohnung. Es war das Haus des Leibchirurgus und Leib-Reisemedikus Reichenbach, in welchem sie Unterkunft fand, und dieses Haus ist das zweite zunächst dem Eingang in die heutigen, an die Stelle des herzoglichen Opernhauses getretenen Anlagen (im „Schwäbischen Merkur" hatte Schanzenbach das erste Haus zunächst den Anlagen als das Reichenbach'sche bezeichnet, die berichtigende Angabe verdanke ich seiner brieflichen Mitteilung vom März 1899). Es steht in der hinteren Schloßstraße. Zu den Beziehungen zwischen den Familien Reichenbach und Schiller vgl. oben S. 333. Der Bruder des Leibchirurgus Reichenbach war der Regimentsfeldscheerer Jerem. Friedrich Reichenbach; er gehörte wie Hauptmann Schiller zum Regiment Stain und war von Schorndorf (bei Lorch) in die Garnison Ludwigsburg versetzt worden. Wie die Väter in kameradschaftlichem Verhältniß standen, so wurden die Kinder, Ludovike Reichenbach, Christophine und Friedrich Schiller in Ludwigsburg Gespielen. Als dem Schillerschen Ehepaar in Ludwigsburg die Töchter Maria Charlotte und Beata Friederike geboren wurden, übernahmen für jene Frau Leibmedikus Reichenbach, für diese der Leibmedikus selbst Patenstellen. Indessen scheinen Schillers im Reichenbach'schen Hause mehr zu Besuch als in fester Miete gewohnt zu haben (in der gedruckten umständlichen Beschreibung der Ludwigsburger Festlichkeiten beim Einzug des Herzogs Karl nach seiner Rückkehr aus Venedig im Jahr 1767 ist zwar erwähnt, daß der Leibmedikus Reichenbach sein Haus mit 1000 Ampeln illuminirte, der Schillerschen Familie ist aber nicht gedacht, während bei andern Häusern die Beteiligung der Mieter genannt wird), und für eine knappe Einrichtung spricht es, daß der Stadtbote Häberle, der mit einer Schwester des Hauptmanns Schiller verheirathet war, laut Familienüberlieferungen den kleinen Friedrich eine Zeit lang in seinem Hause als Gast hatte. Die spätere Wohnung der Eltern Schillers nennt v. Hovens Autobiographie: sie war im Hause des Hof- und Kanzleibuchdruckers Christoph Friedrich Cotta. Dieses Haus ist nicht das von Paul Lang angegebene Haus in der Aspergerstraße, sondern — zufolge dem ebenerwähnten die Ludwigsburger Festlichkeiten schildernden Quartband — das jetzt der kgl. Finanzverwaltung gehörende, mit Nr. 26 bezeichnete, ehemalige v. Röderschе Haus in der Stuttgarter Straße. In ihm wohnte auch die Familie v. Hoven, in den hinter diesem Hause gelegenen Gärten legte Kaspar Schiller seine Baumschule an, und von diesem Hause aus besuchte Friedrich die (nicht in der Eberhardsstraße, sondern im „neuen Schulhaus", dem jetzigen Lyceumsgebäude, befindliche) Lateinschule.

19. Zu S. 75 (Anm.), 190 (Anm.) und S. 432—433, **Petersens handschriftliche Aufzeichnungen.** Aus dem Besitz der J. G. Cottaschen Buchhandlung sind neuerdings 2 Bände Denkwürdigkeiten, zum

handschriftlichen Nachlaß Petersens gehörig, der kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart geschenkt worden. Ueber ihren Inhalt berichtete Prof. Julius Hartmann im Stuttgarter Altertumsverein, teilte auch das, was sich in ihnen auf Schiller bezieht, in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 13. Febr. 1891 mit. Nur auf Schiller bezüglich und von ungleich geringerem Umfang sind die losen Blätter, welche das J. G. Cottasche Archiv mir wie andern Schillerforschern zur Einsichtnahme gegeben hatte. Sie haben die Ueberschriften: „Schillers Jugendgeschichte" und „Anmerkungen und Beilagen". Ob ihr ursprünglicher Bestand, als sie an mich gelangten, noch vollständig erhalten war, ist mir nicht sicher; sie sind durch mancherlei Hände gegangen. Benutzt wurden sie außer von Andern auch von Hermann Kurz für die Abfassung seines Romans „Schiller's Heimathjahre". Zu den an die kgl. öffentliche Bibliothek geschenkten Sammelbänden Petersens gehören sie nicht.

20. Zu S. 79 Z. 14. Die Angabe, daß **Schubart** nach gnädigster Herren Beispiel sich eine Maitresse genommen habe, stammt aus Schubarts Leben (in seinen Briefen) von Strauß, bezeichnet den Sachverhalt aber nicht genau; vgl. dagegen Strauß, Kleine Schriften, Neue Folge, 1866, S. 464 ff. (Aufsatz über Barbara Streicherin von Aalen) und Gustav Hauff, Schubart in s. Leben u. s. w. S. 84 bis 86. Schubarts Gattin war im Sommer 1772 zu ihren Eltern nach Geislingen zurückgekehrt, und eine Magd, Barbara Streicher, führte während ihrer Abwesenheit Schubarts Haushalt. Daß der Dichter mit ihr in verdächtigem Umgang stand und deßhalb ins Gefängniß geworfen wurde, gibt er in seiner Selbstbiographie zu.

21. Zu S. 79, Z. 4 v. u., **Schillers Konfirmation.** Die Angabe, daß Schiller durch Zilling konfirmirt wurde, findet sich schon bei Boas und schien zweifelsohne richtig zu sein, da sich eine Konfirmirung oder Einsegnung der protestantischen Kinder der Stadt Ludwigsburg ohne die Beteiligung oder Bewilligung des ersten Geistlichen der Stadt, des „Spezials" oder Dekans, der ja damals M. Sebastian Zilling war, nicht wohl annehmen ließ; hatte doch Zilling auch darin eine Oberaufsicht über die lateinische Schule, daß er Ferien gewährte (vgl. oben S. 77) und daß er (nach Hovens Autobiographie S. 18) die Prüfungen vornahm, von denen das Aufsteigen der Schüler in eine höhere Klasse abhängig war. Indessen hat Otto Schanzenbach neuerdings geltend gemacht, daß Schiller nicht durch Zilling, sondern durch den Garnisonspfarrer M. Olnhausen konfirmirt worden sei (vgl. Schanzenbachs Artikel „Schillers Wohnungen in Ludwigsburg" im Schwäbischen Merkur, Kronik v. 21. März 1894 und den vorliegenden Anhang Nr. 18). Briefliche Mitteilungen, welche Prof. Schanzenbach mir zu geben die Güte hatte, ergänzen die Mitteilungen seines Artikels. Demnach enthalten die Ludwigsburger Kirchenregister genaue Verzeichnisse der Kinder, welche in der dem Special unterstehenden Stadtkirche konfirmirt wurden; im Jahre 1772

sind 16 Söhne aufgeführt, unter denen als erster neben 4 andern „aus der lateinischen Schule“ Schillers Schulfreund Inman. Gottlieb Elwert erscheint, Schiller selbst aber findet sich in den Konfirmandenverzeichnissen der Stadtkirche nirgends. Es findet sich unter den Konfirmanden der Stadtkirche aber überhaupt kein Sohn eines Militärs, während es doch bei der damals großen Garnison Ludwigsburgs an konfirmationspflichtigen Offiziers- und Soldatensöhnen nicht fehlen konnte. Somit muß geschlossen werden, daß Schiller, als Hauptmannssohn, nicht in der Stadtkirche und nicht von Zilling konfirmirt wurde, sondern von dem zuständigen Militärgeistlichen, dem damaligen Garnisonsprediger Heinr. Friedrich Olnhausen. Eine Aufsicht über den Garnisonsgeistlichen hatte Zilling nicht, und die Kinder der Stadt- und der Garnisonsgemeinde wurden nicht zusammen konfirmirt. Kirchenbücher hat die Garnisonsgemeinde nicht geführt, ihre Familiennotizen wurden nur auf lose Blätter geschrieben und bei Versetzungen andern Garnisonsplätzen zugeschickt.

22. Zu S. 79, Anm. 2. Bei dem Zitat ist zu lesen I, 24 f. statt I, 1.

23. Zu S. 85, Z. 16. Amtlich angestellter „Finanzminister“ war **Jud Süß** nicht, wohl aber Geldagent des Herzogs; woran mich Gustav Hauff brieflich zu erinnern die Gefälligkeit hatte.

24. Zu S. 90, **zu Herzog Karls Kunstpflege und Kunstliebhabereien.** Vgl. Joseph Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Nach Originalquellen. Stuttgart, bei Kohlhammer 1890 und 1891. Sittard schreibt Rubinelli und Masi-Giura. Vestris wurde ihm zufolge (II, 60) nicht zu sechs-, sondern zu dreimonatlichen Gastrollen nach Stuttgart berufen.

25. Zu S. 92, Z. 19. Die ursprüngliche, alte Schreibung des Namens ist **Kurtz**, und erst 1848 hat der Dichter Hermann Kurz das tz in z willkürlich verändert.

26. Zu S. 95, Z. 21—23. Gustav Hauff (Schubart in seinem Leben und seinen Werken, S. 91) erzählt von **Herzog Karl** (nach den vom Prälaten J. G. Pahl niedergeschriebenen, 1799 herausgegebenen „Geheimnissen eines mehr als fünfzigjährigen württembergischen Staatsmanns“): „Stieß dem Herzog unter den Töchtern des Landes ein Mädchen auf, das ihm gefiel, so wurde es ohne Weiteres in Requisition gesetzt. Selten gelang es der Unschuld und Tugend, ihm zu entfliehen. Einmal doch übergab ein hübsches Landmädchen das Billet, das ihr der Herzog mit der Anweisung gegeben hatte, dasselbe am folgenden Tag Abends der Schildwache beim Schlosse vorzuzeigen, worauf ihr das Innere des Schlosses gezeigt werden“ solle, „einem alten vertrockneten Mütterlein unter der Vorspiegelung, gegen das Vorzeigen desselben am betreffenden Ort werde ihr ein

reichliches Almosen zu Teil werden. Das Mütterlein ging in die Falle. Das Weitere, die Enttäuschung des Landesvaters kann man sich mit einiger Phantasie ausmalen. Er errötete nicht, laut zu erklären, daß er die Sprödigkeit des erwählten Opfers an dessen ganzer Familie rächen werde. Machte ihm eine der Geschwächten die Anzeige, daß sie schwanger sei, so erhielt sie semel pro semper [einmal für immer] 50 fl. und ward damit samt ihrem Kinde dem Schicksal überlassen." S. 235 erwähnt Gustav Hauff, die von Ludovika Simanowiz gemalte Schauspielerin Baletti habe sich den Nachstellungen des Herzogs gegen ihre Unschuld nur durch ihre Flucht zu entziehen gewußt. — Man kann über die Verbindung des Herzogs mit Franziska von Hohenheim verschiedener Meinung sein, kann sogar sagen, eine solche Gewissensehe müsse entschuldigt werden, weil Staat und Kirche mit Willkür die Ehescheidung verbieten. Und wenn der Bund mit Franziska die Verbrechen der Frauenschändung, wie sie der Herzog zuvor begangen hatte, seltener machte, so fällt ja auf ihn noch ein Glorienschein. Um die rächende Erinnerung an jene Abscheulichkeiten aber sei die Geschichte nicht betrogen!

27. Zu S. 102—105, 112—140, 211—239, 238—255, 575 bis 581, **Unterrichtsbetrieb und pädagogische Einrichtungen der Militärakademie, Wert und Bedeutung der herzoglichen Schule.** Die Akten der ehemaligen Karlsschule befinden sich zum größten Teil im kgl. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart. Neben ihnen gewähren quellenmäßige Aufschlüsse über die Geschichte und die Einrichtungen der Anstalt zerstreute briefliche Aeußerungen, Memoiren und Journalartikel von Zeitgenossen, desgleichen die Schriften von Prof. Batz, (offizielle) Beschreibung der Hohen Karlsschule zu Stuttgart, 1783, C. F. v. Scheler, Bruchstücke aus der Geschichte der ehemaligen Karls-Akademie, 1836, und Briefe (älteren Ursprungs), Karl Pfaffs Sammlung von Briefen (zwischen Joh. Friedr. Pfaff und Herzog Karl von Württemberg), 1853, und Christoph Heinrich Pfaffs Lebenserinnerungen, 1854. Heinrich Wagners krause Geschichte der Hohen Carls-Schule war das erste aus dem Studium der Akten hervorgegangene Werk. Je dürftiger in dieser Materialiensammlung der Unterricht behandelt ist, um so mehr Dank gebührt den Bemühungen Julius Klaibers, dessen Studie vom Jahr 1873 („Der Unterricht an der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart", Programm des Realgymnasiums zu Stuttgart) aus den Quellen und nach wissenschaftlichen Maßstäben den Unterrichtsbetrieb schilderte. Ein Einzelfach hatte schon 1859 die Schrift Albert Molls zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Der für die allgemeine Würdigung der herzoglichen Schule bahnbrechenden, ihre Aufgabe jedoch nicht nach allen Seiten hin verfolgenden Arbeit Klaibers hat sich neuestens als Programm des Stuttgarter Karls-Gymnasiums vom Jahr 1898 die verdienstliche Studie Gustav Haubers „Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule" gesellt, nachdem Otto Schanzenbach 1885 durch seine Abhandlung „Französische Einflüsse bei Schiller"

(Programm des Stuttgarter Eberhard-Ludwigsgymnasiums), Theobald Ziegler 1895 durch seinen Kölner Vortrag „Die Philosophie in der Schule. Ein Kapitel aus der Geschichte der Hohen Karlsschule" (vgl. den Abdruck in der Beil. z. Allgem. Ztg. vom 12. Okt. 1895) und O. Krimml durch seine „Beiträge zur Beurteilung der Hohen Karlsschule in Stuttgart" (Programm der Realanstalt zu Cannstatt v. J. 1894/95) nach einzelnen Seiten hin unser Wissen ergänzt hatten. Als Fortsetzung seiner Programm-Studie hat Hauber 1899 in den von K. Kehrbach herausgegebenen „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" die Abhandlung „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule" veröffentlicht. Seine Programm-Studie (v. J. 1898) verbreitet sich auf Grund erneuten und umfassenden Studiums des großen Aktenmaterials über das Werden der Schule und ihre allgemeinen Einrichtungen, über die Lehrer und die Lehrpläne (der Abschnitt über die Lehrfächer ist noch unausgeführt geblieben); sie ordnet ihr Material systematisch und gibt uns einen namhaft vermehrten Einblick in den vielverwickelten Unterrichtsbetrieb, zumal da Hauber im Unterschied von Klaiber auch die Zeit nach der Erhebung der Schule zur Universität genauer behandelt. Drei Entwicklungsperioden werden unterschieden: Die Solitude-Jahre 1770 bis 1775 als die Zeit des allmählichen Werdens und der tastenden Versuche, die ersten Stuttgarter Jahre (1776—1782) als die Zeit, in welcher die Eigenartigkeit der Schule in ihrer Blüte steht, und die Universitätsperiode von 1783—1794. Hauber setzt mehrere Seiten der auf die Unterrichtsorganisation gerichteten Thätigkeit des Herzogs in ein günstigeres Licht, als wir es seither gewohnt waren, indem er hervorhebt, daß die Schule praktischen Bedürfnissen ihre Entstehung verdankte, daß der fürstliche Stifter in Verfolgung seiner Absichten manches Zweckmäßige that und daß die Schule auch eines idealen Zuges nicht entbehrte, insofern es das ausgesprochene Bestreben des Herzogs war, seinen Zöglingen nicht nur ein Fachwissen, sondern allgemeine Bildung zu geben. Für die Mängel der Anstalt ist Hauber nicht blind; da jedoch die Erziehung im engeren Sinne oder der Komplex der auf die körperliche und sittliche Ausbildung der Jugend wirkenden Regeln und Anordnungen nicht eigentlich in den Rahmen seiner Untersuchung fällt, hat er wenig Anlaß, diese Seite, die für die Militärakademie keinen Ruhm abgibt, zu beleuchten. Freilich gilt ihm auch die Unterrichtsorganisation in manchem Punkte für weniger nachteilig als mir. Ich war für meine Darstellung auf die älteren Quellenschriften bis herab auf Klaiber angewiesen, einzelne Aufschlüsse über den Aktenbestand verdanke ich der Gefälligkeit des Archivdirektors v. Schloßberger; auf die Wahrnehmung, daß französische Kadetten- und Militärschulen das nächste Vorbild für die Schöpfung des Herzogs Karl waren, führten mich persönliche Umstände. Denn eine lange Reihe von Jahren hindurch an einer militärischen Hochschule (Kriegsakademie) und einer militärischen Mittelschule (Kadettencorps) im Lehramt, begegnete ich an letzterer Anstalt mancherlei traditionellen Anschauungen und Einrichtungen, die mit denen der Schule des Herzogs auffällig übereinstimmten,

und über ihren gemeinsamen Ursprung belehrte mich die Encyclopédie francaise. Damit hatte ich von der Stuttgarter Militärakademie vielleicht ein lebendigeres Bild als die übrigen Schillerbiographen und durfte von besonderen pädagogischen Erfahrungen für die Abwägung des erzieherischen Wertes derselben Gebrauch machen. Der Geburtsfehler der deutschen Kadettenschulen besteht darin, daß den Lehrern (Zivilpersonen) die disziplinäre Gewalt entzogen ist und daß die Leitung der Anstalt in den Händen von Männern liegt, welche nicht unterrichten und anderen Standes sind als die Unterrichtenden. Die mit dieser Einrichtung verbundenen Uebelstände vermindern sich zweifellos, wenn das Regiment in eine ausnahmsweise glückliche Hand gelegt ist; hat aber ein unfähiger oder ungeeigneter Offizier die Leitung, so ergeben sich Zustände, die für einen auf seine Manneswürde haltenden Lehrer unerträglich, unausstehlich sind: bewußt und unbewußt sind alsdann Vorstand, Aufsichtsoffiziere und Zöglinge gegen die Lehrer im Bund, und die Anstalt gleicht einem mit Zugtieren verschiedener Gattung bespannten Pflug. Auch an der Militärakademie des Herzogs Karl wirkten Offiziere und militärische Aufseher neben den Lehrern, und vom Amte der Lehrer war die Erziehung („Aufsicht" und Strafrecht) völlig getrennt. Hier aber trat eine Erscheinung zu Tag, zu der sich in der Geschichte des deutschen Unterrichtswesens kaum ein Analogon findet. Eine militärische Abteilung, d. h. eine Abteilung, die für die Ausbildung künftiger Offiziere bestimmt war, bestand zwar von Ursprung an, aber ein militärisches Standesgefühl konnte in der Schule nicht aufkommen, da die Zöglinge der überwiegenden Mehrzahl nach für den Staats- oder Zivildienst sich vorbereiten wollten. Die militärischen Aufseher waren bei der Jugend um des von ihnen geübten harten und oft rohen Druckes willen verhaßt: so schlossen sich die Zöglinge enge und vertrauensvoll an die Lehrer an als an diejenigen, von denen sie eine menschlichere und würdigere Behandlung zu erwarten hatten, und die militärische Leitung und Aufsicht bildete zu ihnen eine Art Gegenpartei. Prof. Abel, der uns über diese merkwürdigen Verhältnisse Aufschluß gibt (vgl. Nr. 79 des Anhangs), rühmt ihre Förderlichkeit; von einer einheitlich organisirten Schule wird man hiebei freilich nicht reden können. Die „geheime Verbindung" zwischen Lehrern und Schülern, von welcher Abel spricht, ersetzte aber den Lehrern nach mehreren Seiten hin eine Institution, die der Militärakademie fehlte: gab es doch bis zum Jahr 1782 an ihr keinen Lehrerrat oder Lehrerkonvent und hiemit keine Schul-Verfassung, die ein geschlossenes Zusammenwirken der Lehrer ermöglicht hätte! „Kollegiale Einrichtungen entsprachen", wie Hauber zugesteht, „dem Sinn und Geschmack des Herzogs keineswegs." Wie kläglich es mit der Selbstständigkeit der Lehrer bestellt war, läßt auch dieser Punkt erkennen. Wie aber des Herzogs beständige Unruhe, seine Experimentirlust und sein „Vervollkommnungs"-Fieber kaum je einer Einrichtung des Unterrichtsbetriebes Zeit ließen, sich zu erproben, so bedingte der Umstand, daß hier der Rektor der Anstalt als Fürst doch außerhalb derselben lebte, die ärgste Vielschreiberei.

An zwei Dingen zumal erkennt man diese Mißstände: an dem Mangel fester Klassenbildungen und an dem hastigen Wechsel und der Umfänglichkeit der Unterrichtspläne (vgl. S. 240). Die Stelle unserer Klassen vertraten in der Militärakademie die „Abteilungen" (Lehrabteilungen, von der älteren Biographie öfters verwechselt mit den Schlafabteilungen der Eleven). Aber diese Lehrabteilungen entsprachen nicht gerade Jahresstufen, und ihre Zahl steigerte sich von Jahr zu Jahr mit der Gesammtschülerzahl (vgl. Hauber, S. 49—50). „Jedes Jahr wurde eine etwas andere Gruppirung (der Zöglinge) vorgenommen"; zuweilen wurde eine Klasse „auseinandergezogen", um ihre bessere Hälfte mit Teilen einer älteren, ihre schlechtere mit den besseren Teilen einer nachfolgenden zu verbinden, „mitten im Schuljahr wurden neue Abteilungen errichtet", und auch Abteilungen für bestimmte Fächer oder Fächergruppen wurden gebildet. Ein Gutachten der Professoren vom Jahr 1783 erörtert die Nachteile dieser Abteilungs-Einrichtungen (abgedruckt bei Hauber S. 54—55). Im begleitenden Bericht des Intendanten, des Obersten Seeger, findet sich die charakteristische Stelle: „Die Professoren mögen sagen, was sie wollen."

Daß mancher Schillerbiograph und mancher Litterarhistoriker die Karlsschule über Gebühr geschmäht hat, machen die Darlegungen Klaibers und Haubers immerhin ersichtlich; zu wünschen wird heute nur sein, daß des Rühmens nicht allmählich zu viel werde, daß aus der Verteidigung der fürstlichen Schöpfung nicht unter der Hand eine, wiederum ungeschichtliche, Glorifizirung werde. Und zu betonen ist auch, daß die Schillerbiographie ihrerseits das Recht, ja die Pflicht hat, im Auge zu behalten, in welchem Zustand sich die Schule befand zur Zeit als der Dichter ihr angehörte, und mit vornehmlicher Rücksicht auf diesen zu fragen, von welcher Art ihr Einfluß auf die seelische und geistige Entwicklung der Jugend gewesen ist. Hiebei muß an Schillers eigene Aeußerungen (vgl. S. 225—226) immer wieder erinnert werden, wie auch an die Urteile und Auffassungen ihm nahestehender Personen und der hervorragenden Zeitgenossen überhaupt; man wird nicht vergessen dürfen, daß Parteilichkeit den Blick der Mitlebenden öfter getrübt hat, wird sich aber auch sagen müssen, daß Akten täuschen können, nicht nur weil der Grundsatz gilt „quod non est in actis, non est in factis", sondern auch weil gerade die Schule ein Organismus ist, bei welchem Theorie und Praxis in schreiendem Widerspruch stehen können. Ich möchte hier nur noch auf einige zeitgenössische Stimmen verweisen. Neben den S. 578—581 erwähnten Aufsätzen im „Deutschen Museum" dürfte ein die pädagogischen Einrichtungen der Karlsschule kritisirender Aufsatz in Gökingks Journal von und für Deutschand v. J. 1784, I, S. 551—557 zu beachten sein, sowie ein Reisebeschreibungs-Brief über Stuttgart und die Karlsschule ebendaselbst II, S. 373—381. Goethe äußert bei Eckermann: „Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größeren Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den

er in der Militär-Schule hatte leiden müssen." Geringschätzig dachte, wie es scheint, über die Karlsschule der aus ihr hervorgegangene Cuvier; unter dem 11. Jan. 1790 schreibt er an (den nachmaligen Chemiker) Christoph Pfaff: „Eure Akademie scheint täglich dümmer administrirt zu werden. Schon war es ein Uebel, nach der Geburt Unterschiede zu machen; wie wird es nun, da man auch auf das Geld sieht; was bleibt denn für Fleiß und Verdienst übrig?" (Vgl. Georg Cuviers Briefe an Chr. H. Pfaff, Kiel 1845.) Wieland erzählt (bei Böttiger, litterarische Zustände und Zeitgenossen S. 170), man habe ihm Schuld gegeben, daß er im Dionysius seines Romans Agathon den Herzog Karl von Würtemberg geschildert habe; mit Bewußtsein sei dies aber nicht geschehen. „Man mochte indeß," fährt Wieland fort, „dem Herzog selbst etwas von der Art gesagt haben; als er hier war [1783] und Herder und ich ihm präsentirt wurden, affektirte er uns gar nicht zu kennen. Dagegen hielt er in Jena ein großes Gastgebot, wo er die Pedanten alle zusammenbat und sie von seiner Universität unterhielt, ihnen streitige Punkte zur Entscheidung vorlegte, aber allezeit vorausschickte: Der Gesetzgeber (sich selbst meinend) hatte darüber so gesprochen. Ich konnte mich damals nicht enthalten, ein Epigramm auf diesen Dionys zu machen, das aber die Leute sehr beißend fanden und fleißig zirkuliren ließen." Als ein Beitrag zur Beurteilung der intellektuellen Verfassung des gekrönten Pädagogen wird Wielands Erzählung gelten dürfen. Die Schätzung der herzoglichen Schule hängt schließlich von der Schätzung ihres Stifters ab, und man nimmt diesen zu hoch, wenn man ihm mit Klaiber das Prädikat „geistvoll" gibt. Wäre „nicht ohne Geist", „begabt", „geistig lebendig" des Guten nicht genug?

Haubers Abhandlung „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule" (v. J. 1899) weist nach, daß dieser Unterrichtszweig an der herzoglichen Anstalt zwar „von systematischer Behandlung weit entfernt war", aber doch „namentlich in der zweiten Hälfte ihrer Lebensdauer in steigendem Maße ausgebildet worden ist". Immerhin meine ich, daß in den früheren Jahren der Betrieb des Deutschen dürftig genug war, um das Wort Vernachlässigung zu rechtfertigen. Anfänglich gab es eine „teutsche" Elementarklasse; im Jahr 1774 aber hörte sie auf, und die Uebung im Deutschen blieb fortan teils dem Religions-, teils dem fremdsprachlichen Unterricht zugewiesen, Rechtschreiben sollte zugleich mit dem Schönschreiben gelehrt werden. Für ausländische Zöglinge wurde in den ersten Jahren von Unterlehrern deutscher Unterricht erteilt, vom Dez. 1779 an aber von dem aus Stuttgart gebürtigen Waisenhausprediger Karl Aug. Göriz, der hiefür im Dez. 1780 zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt wurde. In der 6. Abteilung (Jäger) hatte Prof. Nast im Jahr 1775 sechs Stunden auf Lateinisch und Deutsch zu verwenden, im gleichen Jahr las Böck an der 1. (jurist.) Abteilung über „Redekunst". Für die Schlußprüfung des Jahres 1776 stellte Abel „als Abschluß einer entsprechenden Vorlesung" 31 philosophische Thesen auf, die von den Zöglingen der oberen Abteilungen (auch Schiller) als Re-

ſpondenten verteidigt wurden; unter dieſen Theſen ſind 13 „Theses aestheticae“, „die erſte Probe derartigen Unterrichts“ an der Militärakademie. Hauber teilt ſämmtliche Theſen nach Abels Manuſcript mit; ſie handeln „von dem Geſchmack überhaupt“, „vom guten Geſchmack“, „über den Zuſtand der Litteratur“ und „von der Sprache“. Ein intereſſantes Gegenſtück ſind die von Hauber gleichfalls mitgeteilten Theſen Balthaſar Haugs v. J. 1779, welche freilich wiederum beweiſen, daß dieſer Dozent vom Künſtleriſchen und Dichteriſchen nichts verſtanden hat. — Als im J. 1783 die Profeſſoren beantragten, bei den unteren Abteilungen ein deutſches Leſebuch, Sulzers Vorübungen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens, einzuführen, hatte der Intendant v. Seeger der Koſten wegen Bedenken und meinte, man ſolle ſich ſtatt deſſen wie bisher der Bibel bedienen. Das Buch wurde gleichwohl eingeführt.

28. Zu S. 112, Betrieb und **Bevorzugung des Franzöſiſchen in der Militärakademie.** Vgl. S. 5—8 des ſchönen Programms von Otto Schanzenbach, „Franzöſiſche Einflüſſe bei Schiller“ (Programm des k. Eberhard-Ludwig-Gymnaſiums zu Stuttgart für 1884/85.

29. Zu S. 134—135, **Franziska von Hohenheim.** Albert Moll in ſeiner Schrift „Die mediciniſche Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart“ erzählt, Franziska habe in ſpäteren Jahren, als ſie zu Kirchheim u. T. im Wittwenſtand lebte, die Aeußerung gemacht, jeden Tag danke ſie inbrünſtig ihrem Schöpfer für die hohe Gnade, daß er ſie auserkoren habe, in Schillers Jugendgeſchick manches zu mildern, manche Härte von ihm abzuwenden, vielleicht ſogar zu ſeiner Erhaltung etwas beigetragen zu haben. Auch Ottilie Wildermuth weiß in ihrem im gleichen Jahr (1859) erſchienenen Aufſatz über Franziska von Hohenheim (Württembergiſche Volksbibliothek, Heft I) von einer Gönnerſchaft oder beſonderen Protektion zu erzählen, deren ſich Schiller von Seiten der Gräfin erfreut habe; hier wird uns des Weiteren noch aufgetiſcht, daß Schiller ein ſchwärmeriſcher Verehrer Franziskas geweſen ſei und daß ſich in Franziskas Nachlaß einige Gedichte Schillers gefunden hätten, in denen er mit dem maßloſen Feuer ſeiner erſten Jugendergüſſe der hohen Dame dieſe Verehrung ausgeſprochen habe — Ergüſſe, welche vermutlich ſo wenig dem Herzog als der Nachwelt vor Augen gekommen ſeien. Alle dieſe Nachrichten ſind unglaubwürdig und gehören in das Gebiet jener mit Zähigkeit fortgepflanzten Legenden und anekdotenhaften Erzählungen, an denen für Schillers Jugend kein Mangel iſt und deren Ausmerzung der ernſten Biographie zu ſchaffen machte. Wäre an der genannten Gönnerſchaft etwas Wahres, ſo hätte die Lobrednerin Franziskas, E. Vely, dieſes Licht nicht unter den Scheffel geſtellt; ſie bemerkt aber im Gegenteil S. 100, daß die Gräfin in irgend einer Weiſe den jungen Poeten bevorzugt habe, laſſe ſich „nicht nachweiſen“, und betreffs der Flucht ſagt ſie S. 135, Franziska habe von Schillers Kämpfen und verzweifelten Entſchlüſſen wohl nie etwas gewußt: „weder jetzt noch

ſpäter findet ſich in ihrem Tagebuche auch nur eine Erwähnung Schillers". In ihrem Nachlaß habe man Schillers zu ihrem 32jährigen Geburtstag gehaltene Rede gefunden, aber auch die anderer, ganz unbedeutender Schüler habe ſie aufbewahrt (S. 100). Es iſt von geſchichtlichem Standpunkt aus zu bedauren, daß Laubes „Karlsſchüler" unrichtigen Vorſtellungen der geſchilderten Art neue Nahrung gegeben und ſie in weite Volkskreiſe getragen haben. Aber dieſes Drama entſtellt ja überhaupt den geſchichtlichen Hergang und iſt in dem, was es als Milieu gibt, naturlos.

Unter die Legenden und Anekdoten, die ſich an Schillers Jugendzeit geknüpft haben, gehört jene in Wurzbachs Schiller-Buch wiederholte Erzählung, wonach Schiller dem Hauptmann Schmeckenbecher nachgerufen habe: „So einen Hauptmann ſchnitz' ich mir aus einer gelben Rüben!" Der Herzog, heißt es, habe andern Tags ein Meſſer und eine Rübe bringen laſſen und dem erſchrockenen Zögling befohlen, unverzüglich einen Hauptmann zu ſchnitzen. Zu dieſem Geſchichtchen ſind ältere wie neuere Verſionen vorhanden. Zuerſt wird, wie Minor (Aus dem Schiller-Archiv S. 67) anführt, in Schlözers Briefwechſel (1779, XXX. Stück) erwähnt, ein Zögling ſei mit dem Stockhalten beſtraft worden, weil er geſagt habe, man könne aus jedem Holze einen ..... machen. Der Name des Zöglings iſt hiebei nicht genannt; der „Peſter Lloyd" vom J. 1846 aber, aus dem Wurzbach ſeine Anekdote übernahm, nannte Schiller als den Uebelthäter. Im Roman „Schillers Heimathjahre" von Hermann Kurz iſt es nicht Schiller, ſondern ein anderer Zögling, der zu dem Eleven von Wolzogen geſagt hat:

„'n Cavalier, ſo dumm und ſtolz,
Schnitz' ich aus jedem Scheite Holz";

wohl aber ſieht Schiller bei der Strafprozedur zu und macht, während ſich der Zögling an einem Holzſcheit abmüht, die naſeweiſe Anmerkung: „ich müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte". In H. Wagners Geſchichte der H. Carls-Schule wird als der Zögling, der im Wortwechſel mit einem Cavaliersſohn v. W. zu dieſem geſagt habe, „einen ſolchen Lieutenant wolle er aus einem Pfahlſtumpen herausſchnitzeln" (der erſt 1780 in die Militärakademie aufgenommene) Wilh. Chriſtian Ketterlinus genannt; der Zögling aber, der beim Zuſchauen die Aeußerung machte: „ich müßte doch lachen, wenn er einen 'rausbrächte", heißt hier Joh. Ludw. Gabr. Nekker. Dieſe Faſſung der Geſchichte ſcheint die glaubwürdigſte zu ſein. Nekker und Ketterlinus traten als Hofkupferſtecher aus der Akademie. — Hübſch, aber vielleicht nicht beſſer verbürgt iſt die vom Stuttgarter Hofſchauſpieler Grunert erzählte, gleichfalls von Wurzbach aufgenommene Anekdote vom Weſtenknopf. Der beſtehenden Vorſchrift zuwider erſchien einmal ein Zögling an einem Wochentag mit einer Weſte, an der nur 3 ſtatt 4 Knöpfe geſchloſſen waren; er entſchuldigte ſich bei der Zurechtweiſung des Offiziers mit der Angabe,

ein Knopf sei ihm zufällig aufgesprungen. Der nächste Tag war ein Sonntag, und an Sonntagen sollten die Zöglinge nur 3 Westenknöpfe geschlossen haben, damit das Jabot breit herausstehe. Schiller kommt („vom Dichten") mit völlig geschlossener Weste, und als ihn der Hauptmann Schmeckenbecher zur Rede stellt und ihn die Knöpfe abzählen heißt, gibt er zur Antwort: „Ah, s'ischt mir einer zugesprunge!" — Eine völlig apokryphe Nachricht ist Wurzbachs Vermerk eines (aus wenigen Zeilen bestehenden) Gedichtes auf ein Federmesser, das Schiller auf der Ludwigsburger Lateinschule verfertigt habe.

30. Zu S. 141, **Schillers Aufnahme in die Militärpflanzschule.** Die Aufnahme erfolgte ausweislich der im Geh. Staatsarchiv zu Stuttgart vorhandenen Akten durch Verfügung des Herzogs an den Intendanten v. Seeger vom 16. Januar 1773; die ärztliche Untersuchung durch den Medikus Storr ist vom gleichen Tag datirt („Solitude, den 16. Jenners"), ebenso das Zeugniß, das Prof. Jahn bei der Eintrittsprüfung ausstellte; desgleichen ist Schiller im tabellarischen Nationalbuch der herzoglichen Militair-Academie de Anno 1770 Bl. 23 als am 16. Januar eingetreten verzeichnet. Diese 3 Aktenstücke befinden sich gleichfalls im Stuttgarter Geh. Staatsarchiv (vgl. den Abdruck bei v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur S. 13 u. 14 u. bei Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie S. 39, wo jedoch durch Druckfehler unter Jahns Zeugniß der 10. Jan. statt des 16ten steht.). Im Widerspruch hiemit nennt Schillers Austritts-Matrikel (vgl. Schwabs Urkunden S. 45 und v. Kellers Beiträge S. 34, woselbst das gleiche Dokument unter der Ueberschrift „Schillers Nationalliste in der Akademie" mitgeteilt ist) den 17. Jan. als Tag des „Zuwachses"; diese Datirung kann indessen nicht ins Gewicht fallen, da der 16. Jan. als Aufnahmetag vierfach belegt ist und, wenn man erinnern möchte, daß nach Heinrich Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, 127 der Eintrag in das „Nationalbuch" oft ungenau war, doch die Datirungen der herzoglichen Verfügung, des Storr'schen Attestes und des Jahn'schen Zeugnisses den Ausschlag geben; die Angabe bei Minor I, 78, Schiller habe am 17. Jan. dem Vaterhause lebewohl gesagt, wird ein Versehen sein, da Schiller am 16. Januar auf der Solitude von Storr untersucht und von Jahn geprüft wurde. Die „Specification derjenigen Montirungs Stüken, welche der Elev Schiller mitgebracht" ist unterzeichnet vom Hausmeister Griesinger und trägt das Datum des 18. Januar (vgl. den Abdruck bei v. Keller, Beiträge S. 14; wie bezüglich der anderen Aktenstücke ist er genauer als der Druck bei Schwab). Das Original der Spezifikation und Schillers oben erwähntes Austrittszeugniß befinden sich bei den Akten des Geh. Staatsarchivs in Stuttgart.

31. Zu S. 146 und 241 ff. Die Schwierigkeit, in **Schillers Unterrichtsgang** an der Militärpflanzschule und Militärakademie einen genaueren Einblick zu gewinnen, wird auch durch Gustav Haubers Programm (v. J. 1898) nicht behoben. Sie liegt teils in der Un-

vollständigkeit der vorhandenen Lehrpläne teils in der unübersichtlichen Einreihung der Zöglinge in „Abteilungen“. Immerhin erhalten wir die schätzenswerte aktenmäßige Mitteilung, daß in der 1. Abteilung, zu welcher Schiller in den Jahren 1774 und 1775 gehörte, Latein und Griechisch von Jahn und Nast, Französisch von Gerhardi und Uriot, Philosophie von Jahn und Böck, Geschichte und Statistik von Jahn und Schott, Mathematik von Rösch und Rappolt, Religion von Hartmann, die juristischen Fächer von Heyd, Reuß und Seybold gelehrt wurden; ferner daß in der 5. Abteilung, zu welcher Schiller (als Mediziner) im Jahr 1777 gehörte, Anatomie von Klein, Anatomisches Zeichnen und Präpariren (in zehn Wochenstunden) von Morstadt, Physiologie und Pathologie (in 16 Wochenstunden) von Consbruch, Mineralogie und Zoologie von Reuß, Experimentalphysik von Rappolt, Botanik von Martini, Schöne Wissenschaften (in 2 Wochenstunden) von Abel, Französisch von Uriot, Englisch von Gosse, Religion von Cleß gelehrt und außerdem noch im Reiten und Tanzen Unterricht erteilt wurde. „Dieselben Lehrer hatten dieselbe Abteilung auch im Jahre 1778.“ In einer in Hall 1888 zu Tag gekommenen Conduiten- und Unterrichtsliste der ersten Abteilung der Militärakademie (mitgeteilt in Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv“ S. 17—19) hat Schiller in der „Conduite“ das Prädikat „recht gut“, im „Genie“, in der Religion, Chemie, Pathologie und Therapie „gut“, in der Anatomie und im Englischen „sehr gut“, im Französischen und in der Experimentalphysik „ziemlich gut“, in der Botanik „fleißig“, im Zeichnen „mittelmäßig“ und im Reiten „schlecht“. Da Schiller 1777 und 1778 der 5. Abteilung angehörte, so dürfte diese Liste nicht dem Jahr 1778, wie Minor meint, sondern dem Jahr 1776 angehören.

Ueber zwei Schulhefte Schillers, die sich im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm fanden, berichtete J. Minor in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1888, XII. Das eine derselben trägt die Bezeichnung „Geographisches Büchlein vor den Eleve Johann Christoph Friedrich Schiller bey der ersten Abtheilung auf der Solitude, den 17. Juli Anno 1773. Soli Deo gloria.“ Dieses Titelblatt wie auch einige Memoranda auf der letzten Seite sind von Schillers Hand geschrieben, die Seiten des Textes, wie es scheint, von dem älteren Zögling Föhr, dem ursprünglichen Besitzer des Heftes. Der Inhalt ist ein Diktat Jahns, der seinem Unterricht in der Geographie den Voltzischen Abriß zu Essigs Kompendium der Geschichte zu Grund zu legen hatte; es handelt von der politischen Geographie und Statistik und gibt „eine genaue Darstellung der Regierungsform in Deutschland, der deutschen Reichsverfassung, aller regierenden und fürstlichen Personen“ (vgl. Minor, Schiller I, S. 113). Das andere Heft, das in der Handschrift Schillers und in einer von Charlotte v. Schiller angefertigten ergänzenden Abschrift vorliegt, handelt von Poetik und Stilistik und erweist sich in seinen Lehren, zum Teil auch im Wortlaut als völlig abhängig von Sulzer, Batteux und J. A. Schlegels Anmerkungen zu Batteux; Klopstock

„wird als Dramatiker, Lyriker und Epiker gleich hoch gehalten“ (vgl. den Abdruck in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien und Minor I, 561—562). Minors Ansicht zufolge ist es ein Diktat aus dem Kolleg Balthasar Haugs und dem Jahr 1779 zugehörig, wogegen Klaiber (vgl. Minor „Aus dem Schiller-Archiv“ S. 19 ff.) die Niederschrift eher in das Jahr 1777 setzen möchte und als den Dozenten, dessen Vortrag es wiedergibt, Prof. Abel vermutet. (Vgl. zu Haugs Abhängigkeit von Sulzer S. 596 meiner Biographie nebst Anm. 2). Für das Jahr 1777 sind Bruchstücke des Stundenplanes vorhanden, aus denen sich, wie oben angeführt wurde, ergibt, daß in der 5. Abteilung, zu der Schiller gehörte, Abel Unterricht in den Schönen Wissenschaften gab. Für 1778 ist ein vollständiger Unterrichtsplan vorhanden, und auch in diesem Jahr unterrichtete Abel in den Schönen Wissenschaften. Für das Jahr 1779 ist der Unterrichtsplan der 5. Abteilung nicht erhalten, im Prüfungsplan des Jahres ist als neu hinzugekommenes Fach Deutsche Litteratur und Sprache verzeichnet (vgl. Haubers Programm S. 42). In der Lehrertabelle des Hauberschen Programms ist Balthasar Haug für die Jahre 1776—1791 als Dozent für Mythologie und Kunstaltertümer aufgeführt; doch hielt er nach Haubers Abhandlung „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule“ ausnahmsweise im Jahr 1779 für die Abteilung der Kameralisten und Mediziner (worunter Schiller) in 1 Unterrichts- und 1 Vorbereitungsstunde eine Vorlesung über „Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack“, stellte auch bei der Jahresprüfung Sätze auf, die von den Zuhörern, unter andern von Schiller, verteidigt wurden. Nach Haubers Ansicht kann das fragliche Schulheft Schillers, wenn es aus einer Vorlesung herrührt, wohl nur aus der Haug'schen stammen, wogegen freilich spreche, daß das Heft die Angabe enthält: „geschrieben im Jahr 1780“, wie auch, daß zwischen dem „Diktat“ und den Thesen (Haugs) jeder Zusammenhang fehlt.“ Abel habe zwar 1777 für die 5. (medizin.) Abteilung eine Vorlesung über „Schöne Wissenschaften“ (Aesthetik) in 1 Wochenstunde und 1 Vorbereitungsstunde gehalten, habe auch bei der Jahresprüfung im Dezember 1777 „Aesthetische Sätze“ aufgestellt, die von Zöglingen, worunter Schiller, verteidigt wurden; das von Poetik handelnde Schulheft Schillers stehe aber mit diesen Thesen in gar keinem Zusammenhang, und während das „Diktat“ Lessing lediglich als Fabeldichter kenne, seien in den Thesen deutliche Hinweise auf Lessings Laokoon enthalten. Hauber meint schließlich, diese Schwierigkeiten würden sich heben, wenn man annehme, daß das Schulheft nicht ein Diktat, sondern die Abschrift des Manuskriptes und Lehrers (Haugs oder Abels) sei, das dieser dem eifrigen Schüler geliehen habe, und hiemit ist wohl das Richtige getroffen.

Einen bisher völlig unbekannten „Aufsatz des siebzehnjährigen Schiller über den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ hat Oberstudienrat Dr. Friedrich Pressel in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg“ vom 8. November 1898 nach einer handschriftlichen Vorlage in Druck

gebracht und in der Besonderen Beilage vom 31. Dez. mit trefflichen Bemerkungen begleitet. Das aus 8 Quartblättern bestehende Schriftstück kam, wie wir erfahren, als Gabe an den Heilbronner Frauen-Schillerverein und stammt aus dem Besitz des verstorbenen Landgerichtsdirektors Kuhorst in Tübingen. Von seiner Hand ist auf dem Umschlag geschrieben: „Aufsatz von Schiller in seinem 17. Lebensjahr. Meine Mutter hat ihn von der Tochter Schillers Frau v. Gleichen erhalten." Kuhorsts Mutter lebte als Regimentsquartiermeisters-Wittwe in Ludwigsburg „und war mit Frau v. Gleichen befreundet". Sie vererbte den Aufsatz auf ihren Sohn, aus dessen Nachlaß er durch einen Verwandten, Prof. Dr. Reiff, an die Oeffentlichkeit gelangte.

Erweckt diese Herkunft des Schriftstücks Vertrauen, so ist doch die Frage seiner Echtheit noch aufzuwerfen. (Vgl. zum Folgenden meine ausführlichere Besprechung im Berliner „Litterarischen Echo" 1899, Heft 22). Auf dem Rande der ersten Seite ist mit Bleistift bemerkt: „abgeschrieben 1800", und zwar rührt diese Bemerkung, wie mir Herr Oberstudienrat Pressel auf meine Anfrage mitzuteilen die Güte hatte, vermutlich von der nämlichen Hand her, die den Aufsatz geschrieben hat. Damit ist im Grunde schon bewiesen, daß die vorliegende Niederschrift von Schiller selbst nicht herrührt; denn die Handschrift des Aufsatzes, von welcher Pressel im Druck eine Probe beifügt, ist nicht die Handschrift der späteren Jahre Schillers, und daß der Dichter auf der Höhe seines Schaffens Zeit und Mühe an das Abschreiben eines langen Schulaufsatzes gewendet habe, ist unannehmbar. Aber auch zur Handschrift des jugendlichen Schiller stimmt die Presselsche Probe wenig, d. h. das Unähnliche überwiegt das Aehnliche. Ich habe die im kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrten Handschriften Schillers aus der Zeit der Militärakademie, unter andern den Sektionsbericht bei der Leichenöffnung Hillers und die Berichte über Grammonts Erkrankung, verglichen, desgleichen Schillers Eintrag in das jetzt im Besitz der k. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart befindliche Stammbuch Joh. Christian Weckerlins (mit dem Datum 16 8bre 1778 und dem Wortlaut:

„Auf ewig bleibt mit Dir vereint
Der Artzt, der Dichter, und Dein Freund
Schiller."):

in allen diesen Dokumenten ist Schillers Handschrift größer, zügiger, einzelne Anfangsbuchstaben zeigen andere Form, und wenn die Berichte über Grammont zum Teil eng geschrieben sind, so holen doch auch in ihnen die großen Anfangsbuchstaben zu viel mehr Schwung aus. Dabei ist die Handschrift des von Pressel mitgeteilten Aufsatzes für einen Siebzehnjährigen zu unjugendlich. Gewisse Eigentümlichkeiten der Orthographie und Schreibung wie das k für ck, das z für tz erinnern an den jugendlichen Schiller, waren an der Militärakademie aber vielfach in Gebrauch.

Wenn nun das Schriftstück, das dem Heilbronner Verein übergeben wurde, nicht von Schillers Hand herrührt, so könnte Schiller darum doch der Verfasser des Aufsatzes sein, den wir heute in einer Abschrift besitzen. Und in dieser Beziehung ist zunächst einzuräumen, daß das Thema des Aufsatzes zu den an der Stuttgarter Militärakademie beliebten und üblichen vollkommen paßt: vom endlosen Schwatz über Tugend, den der Herzog Karl von seinen Zöglingen um so geflissentlicher forderte, je bequemer er es selbst mit mancher Tugend nahm, gibt auch dieses Thema ein Beispiel und ebenso vom Nonsens, Jünglinge und Knaben, die vom Verkehr mit dem Weibe nichts wußten und wissen sollten, über den Einfluß des Weibes auf Männerseelen reden zu lassen. Im Uebrigen läßt sich mit „inneren Gründen" für die Echtheit hier kaum argumentiren, da von Schiller'scher Ausdrucksweise in dem Aufsatz wenig zu spüren ist. Vereinzelt kommen ein paar lebhaftere, farbigere Wendungen vor, aber das Ganze ist ziemlich nüchtern gedacht, und an die Sprache, den Satzbau, das Feuer und den pathetischen Gedankenzug der akademischen Festreden der Jahre 1779 und 1780 wird man nicht erinnert. Nun ließe sich freilich sagen, der aus dem Jahre 1776 stammende Aufsatz gehöre einer Zeit an, in der Schillers Geist jenen bald nachher bemerkbaren Aufschwung noch nicht genommen habe; ich selbst habe auf solche Entwicklungsstufen hingedeutet (vgl. S. 180 ff. und S. 162), und Pressel bemerkt, der ungleich bewegtere Ton der Reden von 1779 und 1780 verhalte sich zum Tone der Aufsatzes von 1776 wie unter den Gedichten etwa „Der Eroberer" vom Jahr 1777 zum „Abend" vom Jahr 1776. Aber dergestalt einen Niederschlag früherer, unreiferer Denk- und Empfindungsweise im fraglichen Aufsatz zu sehen, hindert wieder die fast altkluge Verständigkeit und Wohlweisheit, wie sie sich z. B. in der Einleitung kundgibt. Und wie sollte ein siebzehnjähriger, innerhalb der Mauern der Militärakademie aufgewachsener Jüngling aus eigener Einsicht dazu kommen, Sätze auszusprechen wie den folgenden: „Die Frau hat immer einen stärkeren Einfluß auf das Herz und die Denkart des Mannes als er auf das ihrige"? In stilistischer Hinsicht ist der Aufsatz gut, der Ausdruck ist korrekt und flüssig; seine Mängel liegen nach der Seite der gedanklichen Disposition hin, und wie sich hier eine gewisse Jugendlichkeit der Leistung verrät, so hat die Arbeit auch darin etwas Unfertiges, Undisziplinirtes, daß sie an einer Stelle plötzlich aus dem im Uebrigen festgehaltenen Ton und Charakter eines schriftlichen Aufsatzes herausfällt und sich mit mehreren Sätzen als Rede an anwesende weibliche Personen zu wenden scheint. Bei diesem ganzen Sachverhalt möchte ich als das Wahrscheinlichste annehmen, daß der uns vorliegende Aufsatz die Ueberarbeitung eines Diktates ist, das den Zöglingen der Militärakademie an die Hand gegeben war, um sie zur Abfassung von Festreden anzuleiten oder vorzubereiten. In der Erweiterung des Gedankenganges der Vorlage wie auch in der stilistischen Flüssigmachung des Ganzen dürfte Schillers Verdienst liegen. Der Lehrer aber, aus dessen Unterricht

diese Stilübung stammt, ist wohl Prof. Abel; in den Vorträgen Abels, der von den Philosophen der deutschen Aufklärung wie von den schottischen Moralisten und Glückseligkeitslehrern beeinflußt war, wird man die Quelle der Moral- und Kulturentwicklungs-Vorstellungen, die der Aufsatz enthält, zu suchen haben: sowohl die Definition, daß nur der zur Fertigkeit gewordene Vorsatz, überall ohne Rücksicht auf Vorteil und sinnliche Neigung seine Pflicht zu thun, weil sie Pflicht sei, den Namen Tugend verdiene, als auch die Ausführung, daß „derjenige, welcher den ersten Kohlstengel oder den ersten Baum pflanzte und sagte: du bist mein", und derjenige, „welcher zuerst ein Weib zu seinem eigenen sich wählte und ... mit demselben sich eine Hütte bauete", die ersten Schritte zu einer Menschenkultur gethan haben. — Oberstudienrat G. Hauber vermutet in seiner Abhandlung „über den deutschen Unterricht an der Karlsschule", daß der Aufsatz im Anschluß an die im Jahr 1776 gehaltene Vorlesung Abels über Philosophie, an welcher Schiller teilnahm, entstanden sei. Daß Abel, wie Hauber hinzusetzt, das Thema selbst gestellt hat, ist aber kaum richtig. Ueber Abels philosophische Entwicklung und Ansichten vgl. die Rostocker Inaugural-Dissertation von Fritz Aders: „Jakob Friedrich Abel als Philosoph" (1893). — Als diejenige Person, welche die auf uns gekommene Abschrift gefertigt hat, vermute ich Christophine Reinwald, die Schwester des Dichters.

32. Zu S. 152, **Gebäude und äußere Einrichtungen der Militärakademie in Stuttgart.** Vgl. den trefflich belehrenden, von Abbildungen unterstützten Aufsatz „Beschreibung des Akademie-Gebäudes der hohen Carls-Schule zu Stuttgardt" in Gökingks Journal von und für Deutschland, v. J. 1784, I, S. 378—383.

33. Zu S. 174, Anm. 2. Z. 6—7. Der hier erwähnte Artikel über Schubart ist nach brieflicher Mitteilung des Verfassers an mich von Gustav Hauff.

34. Zu S. 175, Anm. Z. 4—7. **Schubarts Geburtstag**, vgl. Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken (Stuttgart 1885, bei Kohlhammer), S. 3, woselbst die Entstehung des bei Goedeke, König u. Andern sich findenden irrigen Datums erklärt ist, und G. Hauffs Aufsatz „Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik" im Archiv f. neuere Sprachen LXXXIII, S. 376. Den Gründonnerstag, also den 26. März (1739), nennt auch der von Balthasar Haug geschriebene Lebensabriß Schubarts im Schwäb. Magazin v. J. 1777. — S. 480, Anm. Z. 13 meiner Biographie ist 1744 Druckfehler für 1740.

35. Zu S. 177—178, Anm. Aus dem Brief Schwans an Körner vom 14. Juli 1811 waren bis jetzt nur wenige Stellen veröffentlicht worden; nunmehr hat ihn Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" zum größten Teil zum Abdruck gebracht. Dabei ergab

sich, daß Schwan nicht, wie Urlichs las oder drucken ließ, geschrieben hatte: „die . . . Schreibtafel, zu der Schiller mir Beiträge geliefert" sondern: „die . . . Schreibtafel, zu der Schiller nie Beiträge geliefert". Minor knüpft an die Mitteilung des Briefes die Bemerkung, meine Untersuchung habe ohne Resultat bleiben müssen; die Sache liegt aber vielmehr so, daß ich im Widerspruch mit dem Zeugniß Schwans, das, wie es uns früher vorlag, eine Beteiligung Schillers behauptete, diese Anteilnahme bestritt und die Berechtigung meines Zweifels heute erwiesen ist. Zur Entschuldigung Urlichs' ließe sich sagen, daß man in Schwans Brief nach „der" ein „aber" erwarten sollte.

36. Zu S. 181, **Schubarts „Fürstengruft"** betreffend. Für 1780, als das Entstehungsjahr des Gedichtes, spricht sich (gegen Ludwig Schubart) Gustav Hauffs Buch „Schubart in seinem Leben und seinen Werken" aus S. 170—171 und S. 195—196. Vgl. auch Strauß, kleine Schriften 449—450.

37. Zu S. 200, Anm. 3. Gegenüber Aug. Sauers Vermutung, daß das dritte Stück, welches auf das Ackermann-Schrödersche Preisausschreiben in Hamburg einlief, Bergers „Galora von Venedig" war, erinnert Minor in der Kritik meines Buches (Zeitschrift für Deutsches Alterthum. N. F. XVIII, S. 287), daß, wie aus Tiedges, von Falkenstein herausgegebenem Nachlaß ersichtlich geworden sei, Schinks „Gianetta Montaldi" neben den Dramen von Leisewitz und Klinger um den Preis sich beworben habe.

38. Zu S. 202. Von einer **Komödie**, welche Schiller auf Befehl des Obersten Seeger in der Militärakademie verfaßt habe, erzählt uns eine „kleine Denkschrift" von Göritz, der als Magister in Schillers Haus zu Jena verkehrte, das Folgende: „Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am Interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfest der Gräfin Franzisca gnädigst befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademische und Universitätsfreiheit neben einander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr ins Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sey der Contrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vortheil der Universitäten." Ich halte diese Nachricht für nicht unglaubwürdig, aber alle weiteren Zeugnisse fehlen. Göritz starb als Dekan in Aalen; die Denkschrift erschien aus seinem Nachlaß 1838 in Nr. 221—227 des Morgenblatts für gebildete Leser (unter der Redaktion Hauffs). Vgl. den Aufsatz „Eine unbekannte ‚Komödie' Schillers" in Ernst Müllers Schrift „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben".

39. Zu S. 204, Anm. 2. Die Akademie-Rede über Güte, Leutseligkeit, Freygebigkeit und Tugend schickte Charlotte v. Schiller

im Jahr 1810 an Körner. Eine Abschrift derselben von der Hand des Vaters Schiller befindet sich im Weimarischen Goethe- und Schillerarchiv (vgl. Minor, Aus dem Schiller-Archiv, S. 9—10.)

40. Zu S. 219. **Balthasar Haugs Päan** ist zwar im Schwäb. Magazin v. J. 1775 abgedruckt, aber auf des Herzogs Geburtsfest vom Jahr 1771 gedichtet. Ich habe irrtümlicher Weise 1775 geschrieben (vgl. Adolf Wohlwill im Archiv f. Litteraturgeschichte XV, S. 27) und bitte nun Z. 8—9 zu lesen: im Jahr 1771 oder mit seiner Ode auf die Wiederkunft des Herzogs aus Italien im Jahr 1775 vermocht hat.

41. Zu S. 240, Z. 30—31. Anstatt „der alte Jahn" ist zu setzen: Magister Jahn. Vgl. S. 775 des Anhangs.

42. Zu S. 246 ff. **„Geschichte von Württemberg bis zum Jahr 1740."** Daß ich „zuerst unwidersprechlich" den Nachweis der Unechtheit, beziehungsweise der Herkunft der Schrift geführt habe, räumt Minor (Schiller I, 557) ein. Einen weiteren Beleg hat mir Prof. Hermann Fischer nach der Veröffentlichung meines Artikels in der Beil. z. Allg. Ztg. gegeben. Seiner gefälligen Mitteilung zufolge existirt von dem Werk noch eine Niederschrift, welche H. Fischer durch Stichproben mit dem Schaberschen Texte verglichen hat. Dabei fanden sich nur ganz kleine Abweichungen in einzelnen Worten, wie sie aus dem Nachschreiben eines Kollegienvortrags durch mehrere Hörer sich erklären. Die Handschrift gehört dem 18. Jahrhundert an und ist die eines Mitzöglings Schillers.

43. Zu S. 256, Anm. Die an den Oberamtmann Seubert, einen ehemaligen Karlsschüler, gelangte Handschrift soll schon vor längerer Zeit durch Ausleihen verloren gegangen sein (nach Aussagen von Verwandten und briefl. Mitteilung an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung vom 26. März 1883).

44. Zu S. 259, „Mittelkraft". In B. Haugs Schwäbischem Magazin v. J. 1779, Novemberstück findet sich ein Aufsatz „Allgemeine diätetische Betrachtungen von den Leidenschaften". Der Verfasser geht aus von der Erwähnung eines „Mittelwesens", welches das Körperliche an das Nichtkörperliche knüpfe, und bezieht sich dabei auf Haller. Der auch in Schillers Dissertation wiederkehrende Begriff war also eben damals in Stuttgarter gelehrten Kreisen ein Gegenstand der Erörterung.

45. Zu S. 276, **Gutachten** der Professoren über Schillers Dissertation „Philosophie der Physiologie". Das Gutachten Kleins hat im Original „weitläuftigte" (statt weitläufige), „deß Verfassers", „erraten", „Vorurteil", „zum besser wissen", „anklebet", „überstiegen, aber daher", „von Haller", „bekrieget", „vor seine neue Theorien". (Morgenblatt für gebildete Leser, 1847, Nr. 70.)

46. Zu S. 277, Anm. 2. **Das Schreiben des Herzogs an den Legationsrat v. Mosheim** wurde zuerst gedruckt im „Morgenblatt für gebildete Leser" 1844, Nr. 279, später (1877), aber orthographisch genauer, bei v. Schloßberger.

47. Zu S. 271—292, **Schillers Brief an seine Schwester Christophine vom 19. Juni 1780.** Die Handschrift befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Im Original fehlt der Gedankenstrich nach: O meine gute Schwester. Nach „was ach" folgt ein zweites „was". Nach „tröste Dich" setzte Schiller ein Komma. Nach „Du weist nicht" fehlt bei Schiller das Komma. — Der Abdruck bei v. Maltzahn ist in einigen Kleinigkeiten nicht ganz getreu. Vgl. Jonas, Schillers Briefe I Nr. 5 und S. 460 und VII, S. 269.

48. Zu S. 292—293, **Brief Schillers an den Hauptmann von Hoven wegen August von Hovens Tod.** Das Original dieses Briefes ist aus dem Besitz der Familie von Hoven an das Schillerhaus zu Marbach geschenkt worden. Es trägt das Datum des 15. Juni 1780. Die von mir angeführten Stellen lauten in der Urschrift: „Was verlor Er das Ihm nicht dann unendlich ersezt wird? Was verließ Er, das Er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? — Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh Er noch den Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Plane scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele so viele Hoffnungen vereitelt werden? .... So ging Ihr Sohn zu dem zurük, von dem Er gekommen ist, so kam er früher und reinbehalten dahin, wohin wir später aber auch schwerer beladen mit Vergehungen gelangen .... tausendmal beneidete ich Ihren Sohn wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe statt seiner hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahr alt aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde geworden seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, desto mehr wünscht ich als Kind gestorben zu seyn. Wäre mein Leben mein eigen, so würd ich nach dem Tod Ihres Theuren Sohnes geizig seyn, aber so gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, den ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen." Vgl. Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 4 und S. 459. Friedrich von Hoven hatte in seiner Selbstbiographie einen nicht ganz korrekten Abdruck gegeben.

49. Zu S. 294—296, **Schillers 8 Tagesrapporte zur Erkrankung Grammonts.** Die Originale befinden sich im Stuttgarter

Staatsarchiv, und nach neuer, nunmehr genaueſter Durchſicht ſind ſie bei Jonas zum Abdruck gebracht. Vgl. Jonas, Schillers Briefe, I. Nr. 6—13 und S. 460—461.

50. Zu S. 309, Z. 18—25. Zu dieſen Sätzen der zweiten Diſſertation Schillers führt Kuno Fiſcher (Schiller als Philoſoph I, 55—56) vollkommen zutreffend aus, daß ſie die Möglichkeit der Seelenwanderung einräumen und an die Paragraphen 94—100 der im Jahr 1780 erſchienenen Schrift Leſſings „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ erinnern. Wenn er aber in einer Anmerkung beifügt, er vermöge Schillers Worte „weder mit Weltrich auf Haller, noch weniger mit Minor auf Bonnet zu beziehen“, ſo muß ich mich meiner Z. 23—25 ausgeſprochenen Behauptung annehmen. Daß am Schluſſe der Hallerſchen Phyſiologie von der Seelenwanderung nicht die Rede iſt, iſt richtig, dies habe ich aber auch nicht geſagt. Ich hatte zunächſt das Ganze des Schluſſes im Auge: der letzte Abſchnitt des achten Bandes der Elementa Physiologiae Hallers handelt vom „Decrementum“, vom Verfall des Körpers im Alter, von der Abnahme der Kräfte und der unaufhaltſamen Annäherung des Todes; Schillers „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen“ aber ſchließt mit dem „Nachlaß der thieriſchen Natur“ und der Trennung des Zuſammenhanges zwiſchen Seele und Körper. Das iſt doch wohl ein ähnlicher „Gegenſtand“, wenn auch Schiller dabei einen beſonderen Ideengang verfolgt. Im Einzelnen aber erinnerten mich gerade auch Schillers Schlußworte an den letzten Satz der Hallerſchen Phyſiologie. Dieſer lautet: „Animam Deo reddimus, cui soli ejus a morte status notus est. Adfulgentis tamen fugienti animae spei non raro in moribundis signa vidi, qui serenissimo vultu, non sine blando subrisu, de vita excesserunt. Quae ipsa mors sapientis hominis merito ultimum est et potentissimum desiderium.“ Hiemit iſt wie bei Schiller auf unſer Nichtwiſſen vom Zuſtand der Seele nach dem Tode hingedeutet und iſt wie bei Schiller eine hoffnungsreiche Ausſicht auf ein künftiges Leben eröffnet. Auch von einer Aehnlichkeit der „Betrachtung“ wird man alſo hier reden dürfen, wenngleich Haller über die Form des Fortlebens ſchweigt.

51. Zu S. 316, Z. 3. Den Text nach dem Originaldruck gibt Goedekes hiſtor. krit. Schillerausgabe I, 137—177.

52. Zu S. 332, **Schillers Wohnungswechſel.** Derſelbe fand mit Anfang des Februar 1781 ſtatt. Ich hatte „im Laufe des Januar“ geſchrieben, weil der Brief Schillers, der von dieſem Wohnungswechſel ſpricht, von Friedr. v. Hoven fälſchlich auf den 1. Februar datirt iſt (vgl. Nummer 55 des Anhangs). — Das von Frau Luiſe Viſcher, Schiller und Kapf bewohnte Haus ſtand auf einem Teil der alten Stadtmauer; es wurde vor 60 Jahren abgebrochen, und an ſeine Stelle trat ein größerer Neubau, der heute die Bezeichnung Eberhardsſtraße Nr. 63 trägt. Die Redaktion von „Ueber

Digitized by Google

Land und Meer" hat nach einer vom jetzigen Besitzer (Uhrmacher Krauß-Hettenbach) gelieferten Zeichnung eine Abbildung des alten Hauses dem in der gleichen Zeitschrift Nr. 27 v. Jahr 1894 veröffentlichten Artikel Minors „Schillerhäuser in Stuttgart und Ludwigsburg" beigegeben.

53. Zu S. 333, Z. 5 ff. Zur Reichenbachschen Familie und der Malerin **Ludovike Simanowiz** vgl. das (freilich von kindischer Frömmelei durchtränkte) Buch „Ludovike, ein Lebensbild" (von Friederike Klaiber), Stuttgart 1850.

54. Zu S. 333—334, **„Carmen auf Wiltmeister".** Das Gedicht ist aller Nachforschungen ungeachtet bis heute verloren geblieben; doch lassen uns die Tagebuchnotizen Wilhelm von Wolzogens, welche P. Schwenkes Festschrift „Kleine Beiträge zur Schillerlitteratur" 1890 veröffentlichte, wissen, daß es „sehr schön, freilich etwas frei" gewesen sei. Die richtige Schreibung des Namens ist: von Wildmeister, und so lautet auch der Eintrag im Stuttgarter Sterberegister, den v. Schloßberger ermittelt hat; daneben findet sich Wiltmeister und (z. B. in der Amberger Trauungsurkunde der Eltern des Hauptmanns) Wildtmaister.

55. Zu S. 336—337, **Brief Schillers an Friedrich von Hoven über seine Elegie auf Weckerlin.** Den authentischen Text dieses Briefes hat erst Jonas nach der im Besitze des Herrn K. Meinert in Dessau befindlichen Handschrift zum Abdruck gebracht, der ältere Druck in Friedrich v. Hovens Selbstbiographie erweist sich demnach als sehr inkorrekt. Der Brief ist vom 4. Febr. 1781, nicht vom 1., und der Text lautet: „Bester Freund. Denk doch den Tausendsakerments-Streich! Schon 14 Tage wart ich auf Antwort und Geld von Dir wegen der Carmen von denen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keins von beiden schikst — gestern sind ich Carmina und meinen Brief den ich Dir geschrieben habe, beim Logie changiren in meinen Scripturen noch zurück.

Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen, ist der Hundsvott mein Kerl schuldig — Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du dem ich alles zuerst habe schiken wollen durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Eltern gut warst, so nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina ins Trauerhaus schikten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den unsrigen; Ich soll Dir auch von den Eltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich 2 fl. 12 kr. den soviel beträgt der Antheil eines jeden, der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weit Luft!) Weil aber alle Mediciner, selbst D. Elwert ungefragt dazu gezogen worden, so nahm ich um so weniger Anstand in Deinem Nahmen zu consentieren. Die Fata meines Carmens verdienen eine mündliche Erzählung, den sie sind zum Todtlachen; ich spahre sie also biß

auf Wiedersehen auf. Bruder! ich fange an in Activitaet zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen wie deßjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!

Sei so gut und schik mit dem nächsten Botentag das Geld, den Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen H. Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige

Schiller.

[Am Rande] Du bekomst außer diesem noch 8 Exemplare. Lt. Schmid gab heute d. alten Frager. —

Vgl. zum Abdruck bei Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 14 dessen Anmerkungen S. 461—462.

56. Zu S. 340, Z. 26—28, die Mäntlerschen **„Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen"** betreffend. In Petersens Papieren ist ein Blatt, das zu unterst links den Vermerk hat: „In s. Zeitung Schwänke und Schnurren." Daneben steht rechts: „Cranzens Gallerie der Teufel eines s. Lieblingsbücher. Der rothe Wagen in Frankfurt." Auf dieser Notiz beruht die (unsichere) Angabe Hoffmeister-Viehoffs (I, 115), daß Schiller diese Schwänke, welche seine „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" brachten, großenteils aus dem „Roten Wagen und Cranzens „Gallerie der Teufel" geschöpft habe. Die Wochenschrift „Der rothe Wagen" gab (nach Boas, Schillers Jugendjahre I, 35—36) Schröckh (mit dem fingirten Druckort „Leipzig und Offenbach") 1780—1781 in Frankfurt heraus. Der Verfasser der „Gallerie der Teufel .... von Peter Gaßner dem Jüngern" (Frankfurt und Leipzig 1776—1778) war nach Boas der preuß. Kriegs- und Steuerrat Aug. Friedr. Cranz. Minor bemerkt in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1889, S. 364, das Buch sei ein Ausläufer der Teufelslitteratur des 16. Jahrhunderts und schildere eine Walpurgisnacht auf dem Blocksberg: der Teufel hält einen Kongreß, beklagt sich, daß sein Reich zurückgehe, und läßt sich von den untergeordneten Teufeln Meldung von ihren Diensten geben. In ihre Berichte sind satirische Bilder der Zeitereignisse, namentlich aus dem Hofleben, verflochten, und die Geschichte eines Favoriten und einer Maitresse, welche „den Fürsten geschickt zur Ehe herumbringen will", scheint um so mehr auf würtembergische Verhältnisse anzuspielen, als der Name der Maitresse Tiefenthal an Hohenheim erinnern kann. Minor setzt hinzu, Schillers „Triumphgesang der Hölle" (vgl. S. 182 meiner Biographie) schließe sich in Motiven und Einkleidung an Cranz' „Gallerie der Teufel" an. Minors Aufsatz hat den Titel „Der junge Schiller als Journalist"; zu S. 350 (Lessings Tod betreffend), S. 371 (Geschichte des Grafen P.) und S. 379 (Elektrizität in der Therapie und Cagliostro) vgl. meine Biographie Schillers S. 341, 342, 343, vgl auch Max Koch in den „Berichten des Freien deutschen Hochstiftes" 1890, S. 553.

57. Zu S. 350—351 und S. 385, **den ersten Druck und die Herausgabe der Räuber betreffend.**

Die von mir S. 385 zum Abdruck gebrachte Anzeige in Balthasar Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste" vom 28. Sept. 1781 bestätigt zunächst, daß der Druckort (der, wie ich S. 350—351 höchst wahrscheinlich gemacht habe, Stuttgart war) geheim gehalten werden sollte. Aufmerksam gemacht hat auf die Anzeige zuerst H. Simon in Breslau; Joachim Meyer (Neue Beiträge zur Feststellung u. s. w. des Schillerschen Textes, S. 44) war überzeugt, daß sie aus Schillers Freundeskreis stamme, und Goedeke (Hist. Krit. Ausg. II, S. 383, Anm.) meinte, sie „könne" von Schiller selbst sein. Vorberger schrieb sie Schiller zu, Minor (A. d. Schiller-Archiv, S. 84) „wagt" nicht, sie Schiller bestimmt zuzuschreiben. Ich bin nunmehr der Ansicht, daß sie von Schiller selbst geschrieben ist, wenn er auch vielleicht nicht der Einsender war: nicht nur einzelne Ausdrücke, wie „epoque machen" und „Kleinmeister" sprechen dafür, sondern der Stil überhaupt, Satzbau und Ton erinnern genau an Schillers Vorreden zu den Räubern, und das Lärmschlagen paßt zu seinem damaligen litterarischen Treiben. Dagegen bin ich überzeugt, daß die in Haugs „Zustand" II, S. 454—455 gedruckte und von Goedeke gleichfalls in Frage gezogene kleine Anzeige von Robertsons Geschichte Karls V nicht von Schiller stammt, sondern irgend einen Magister zum Verfasser hat; ihre vollkommene Nüchternheit ist ein vollkommenes Kriterium gegen Schiller. Schon einen Stich ins Komische aber hat es, daß man auch bei einer in Haugs „Zustand" I, 74 ff. sich findenden „Nachricht an das Teutsche Publikum, von einer alten versificirten Uebersetzung der Virgilischen Aeneis" — einer die bibliothekarische Gelehrsamkeit auf Schritt und Tritt verratenden Anzeige — des unterzeichneten S. wegen an Schillers Autorschaft oder Beteiligung gedacht hat.

58. Zu S. 383, Zu Schillers **Räubern**, dem bairischen Hiesel, Hannikel u. s. w. vgl. den Artikel Gustav Hauffs im Schwäbischen Merkur, Kronik, vom 20. April 1889. Vgl. zum Räuberunwesen in Schwaben auch Schwäb. Merkur, Kronik, vom 18. März 1893.

59. Zu S. 386, 387, 388, 389, 390, 397, 406, 413, 416, 572, 575, 610 und 612—614, **Schillers Briefe an Heribert von Dalberg** betreffend (vgl. die Anmerkung 2 S. 572). In den Besitz des ersten getreuen Abdrucks der Briefe Schillers an Dalberg glaubte die wissenschaftliche Welt gelangt zu sein, als Fritz Jonas sie in seine Kritische Gesammtausgabe der Briefe Schillers aufgenommen hatte. Bedauerlicher Weise aber läßt uns, wie sich mir bald ergeben mußte, in diesem Punkte das treffliche Werk im Stich: Jonas vertraute die Vergleichung des alten Karlsruher Druckes mit den jetzt in der Münchener Universitätsbibliothek befindlichen Handschriften einem Studenten der Philologie Namens Sydow an (vgl. Jonas I, 463), und leider hatte er hiemit eine schöne Aufgabe in unkundige, unfähige oder höchst

leichtfertige Hände gelegt. Die Folge ist, daß wir nun aufs Neue einen ungenauen und fehlerhaften Text haben. Der Forderung einer grundsätzlichen und gleichmäßigen Wiedergabe der Schillerschen Schreibweise ist nach keiner Richtung hin genügt, und selbst grobe Entstellungen des Textes, wie sie die Karlsruher Ausgabe verschuldet hatte, kehren bei Jonas nun wieder. Hievon ein paar Beispiele. Im ersten Brief schreibt Schiller völlig deutlich: „so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall". In der Karlsruher Ausgabe wie bei Sydow-Jonas steht „wärmsten". Im Eingang des Briefes vom 6. Oktober 1781 fordert der Sinn: „es bedarf nur"; der Karlsruher Druck und der Text bei Jonas haben: „ich bedarf nur". In der Handschrift aber steht so deutlich als möglich: „es". Im Brief vom 3. Nov. hatte der Karlsruher Druck überliefert: „Wenn ich Ihnen die Frage, ob .... meine Meinung sagen darf". In Schillers Handschrift steht vollkommen deutlich das Richtige: „Wenn ich Ihnen auf die Frage". Im Text bei Jonas aber liest man dennoch: „Wenn ich Ihnen die Frage". Im Brief vom 12. Dez. schreibt Schiller deutlichst: „Pfauenfedern"; der Karlsruher Druck und Sydow-Jonas setzen dafür die falsche Wortform: „Pfaufedern". Mit Schillers Orthographie, Interpunktion, Zeilenabsätzen hat der Studiosus Sydow willkürlich und liederlich geschaltet. Bei solchem Stande der Dinge wäre heute eine von Irrtümern freie, das Zeitkolorit und Schillers Eigentümlichkeiten wahrende Sonderausgabe der Briefe von Nöten. Ich möchte im Nachstehenden den Lesern meines Buches zum Mindesten diejenigen Stellen, die ich in meinem Buch angeführt habe, auf Grund nunmehr ermöglichter eigener wiederholter und genauer Vergleichung mit den Handschriften vor Augen bringen. Einige Schwierigkeit macht bei der Wiedergabe des Originals der für die Handschrift des jugendlichen Dichters charakteristische außerordentlich häufige Wechsel deutscher und lateinischer Buchstaben: Schiller liebt es nicht nur, Worte, die er hervorheben will, manchmal auch Eigennamen und Fremdwörter mit lateinischer Schrift zu schreiben, sondern er springt auch sehr oft mitten in einem Wort von deutschen zu lateinischen oder von lateinischen zu deutschen Buchstaben über. Die Aufgabe des Setzers wird hiedurch peinlicher, es ist aber auch, da die Briefe in raschem Zug geschrieben sind und Buchstaben sich ineinander schlingen, häufig unmöglich, zu entscheiden, ob das Original mit einem deutschen oder einem lateinischen Buchstaben fortfährt. In diesem Punkte also, der freilich höchst belanglos ist, läßt sich für die Wiedergabe des Originals nicht überall bürgen. Zuweilen ist ein Wort schwer leserlich, im Ganzen aber zeigen schon die Briefe an Dalberg, von dem die Schrift entstellenden Wechsel zwischen deutschen und lateinischen Buchstaben abgesehen, die schöne, in der Verbindung von Kraft, männlich-stolzer Sicherheit, gemessenem Schwung und Zügigkeit bewundernswerte Handschrift Schillers.

Die Briefstellen lauten:

a) S. 386, Z. 21—32 und S. 387, Z. 1—4.

... „wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstük hinaufklettern können, so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselb. auch die Welt. Ich habe schon seit mehreren Jahren das Glük gehabt, Euer Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerksamkeit an. Auch, gesteh ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius näher in mir fühle, mein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradiß dieser Muse zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erschwert werden dörfte."

In der Fortsetzung des Briefes spricht Schiller von den „H. H. Schauspielern und dem non plus ultra der Theatermechanik" und vom lebendigen Augenschein, der sich aus dem Stuttgarter Stadttheater „niemalen werde abstrahiren" lassen, „das noch im Stand der Minderjährigkeit" sei.

b) S. 387, Z. 6 ff. Schiller schreibt an den „Reichsfrey Hochwolgeborenen insonders Hochzuvenerirenden Herrn Geheimen Rath", er „hoffe die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen", und fragt an, ob er künftig mit seiner Exzellenz selbst zu „traktieren" die Ehre haben werde. Schwan habe ihm „gewisse Propositionen" gemacht.

c) S. 387, Z. 26 ff. Der Brief beginnt: „Hier erscheint endlich der Verlorne Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsezte, wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Bliks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu komt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments Lazaret mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief.

Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geists [beide Worte sind sehr undeutlich geschrieben, so daß man fast „der Muse" lesen könnte, aber das seltsame G dieser Stelle schreibt Schiller auch anderwärts] und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stük, ja selbst ein Meisterstük schaffen wollte als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen."

d) S. 388, Z. 9 ff. Schiller schreibt gegen den Schluß des Briefes: „In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: Sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines R. Moors Geschmak darin wird nicht schwer zu treffen seyn, doch bin ich auch auf diese Kleinigkeit äußerst begierig, wenn ich so glüklich bin, Zeuge der Vorstellung zu seyn. Einen Busch trägt er auf dem Hut, denn dieses komt namentlich im Stük vor, zu der Zeit da er sein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stok zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläßig ohne leichtsinnig seyn."

e) S. 388, Z. 21 ff. Schiller schreibt: „Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stük nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurück-

geschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gesteh ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Karaktere sind zu aufgeklärt zu modern angelegt, daß das ganze Stük untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde."

f) S. 388, Z. 28 ff. und S. 389, Z. 1 ff. Schiller schreibt: „Gleich Anfangs gesteh ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurüksetzung der Geschichte meines Stüks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrükten Faustrechts — die ganze dardurch entsprungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich beßer als die meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dardurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizey, und Bestimtheit der Geseze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schoos der Geseze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen könnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu sezen, als die Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der Wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dörfen .... Wenn ich Euer Excellenz aber dieses zugebe (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu) was wird folgen? — Gewiß nichts anders als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bey der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der feinsten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruktion des ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialoge ist gar nicht derselbe. Die Simplicitaet, die uns der Verfaßer [Schillers Briefe an Dalberg unterscheiden ß und ſſ nirgends, ſſ ist nicht gebraucht] des Göz v. Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Karaktere sogar sind aus dem Schoos unserer Gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ginge dem Stük wie einem Holzstich den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Pistolen in seinem Hulster. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friderichs II. auszuweichen.

II Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Kontrast. Amalie müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten dieser Karakter, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht ist in das ganze Gemälde der Räuber Moors, ja in das ganze Stük so tief und allgemein

hinein kolorirt daß man das Ganze Gemälde übermalen muß um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Karakter Franzens diesem [Schiller schreibt d häufig wie D] spekulativischen Bösewicht, diesem metaphysisch-spizfündigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versezung meines Stüks, welche ihm vor der Ausarbeitung den Größesten glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen Euer Excellenz dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind."

g) S. 390, Z. 7 ff. Schiller schreibt: „E. E. haben mich in Ihrem lezten Brief scharfsinnig genug nach Hauß geschikt, daß ich schweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigstens sind Ihre ausgedachten Gründe im höchsten Grade, besonders die aristotelische Philosophie und der Sophistische Geist des damaligen Jahrhunderts in Absicht auf meinen Franz, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin."

h) S. 397, Z. 25 ff. Schiller schreibt: „E. E. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angestellten Beobachtungen weitläuffig zergliedere, und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache. . . . . Ich werde mir die Freiheit nehmen über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text werffen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art als ich mir dachte begriffen worden. Auf diese Abhandlung also, die nächstens fertig werden, und E. Excellenz zugeschikt werden soll berufe ich mich und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaßer des Stüks ohnstreitig ein parteiischer und vielleicht allzustrenger Richter bin."

i) S. 406, Z. 33—34 und S. 407, Z. 1—3. Schiller schreibt: „Uebrigens, wenn ich je das Glük habe einem v. Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, so will ich mich auch in die Arme jenes drängen und Ihm sagen wie lieb mir solche Seelen sind, wie Dalberg und Gemmingen."

k) S. 413, Z. 6 ff. Schiller schreibt: „Ich wiederhole hier schriftlich die wärmsten Danksagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp deßen Sie mein Stük gewürdigt, und für alles wodurch E. E. die kleine Vollkommenheiten deßelben erhoben und seine Schwäche mit dem gröften Aufwand der Theatralischen Kunst zu bedeken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht, ins Detail meines Stüks und seiner Vorstellung zu gehen, und weil ich nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Incognito zu streng war, so hielte ich es für beßer noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube wenn Teutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

l) S. 413, Z. 26 ff. Schiller schreibt: „Die versprochene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erspare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Pieçen aufführen gesehen habe, welches wie ich hoffe dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem Vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt."

m) S. 416, Z. 18 ff. Schiller schreibt: „Wenn das Stük zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, raisonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindruks hinweg zu thun. Aber dawider protestiere ich höchlich, daß beim Druken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lüken lasse und Karaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele."

n) S. 416, Z. 25 ff. Schiller schreibt: „Dieses einige werd ich mir von H. Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der 1. Anlage drukt."

o) S. 572, Z. 1 v. u. lies: großen Theil. Der S. 573 folgende Satz aus dem gleichen Brief entspricht der Handschrift.

p) S. 575. Die Handschrift hat „Drama". Nach „Dissertation schreiben" steht ein Komma. Schiller schreibt „zurükstreifen". Das Uebrige wie in meinem Text; Jonas läßt mit Unrecht Schiller „Pintus" schreiben, die Handschrift hat deutlichst „Pindus".

qu) S. 610, Z. 27 ff. Der volle Satz lautet nach der Handschrift: „Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, und versichert bin, daß sie mir gern dieses Vergnügen machen, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deßwegen. Izt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vollen Zügen an diesem Anblik mich waiden können!" — „Dames" (Z. 24) hat die Handschrift.

r) Zur Anmerkung S. 612. Diese Angabe ist irrtümlich: der Schluß des Briefes vom 4. Juni 1782 fehlt in der in den Besitz der Münchener Universitätsbibliothek gelangten Sammlung nicht, vielmehr war, wie Michael Bernays bei der Durchsicht derselben erkannte, infolge unrichtiger Heftung der Briefbögen das ursprüngliche Gefüge des Briefes durch den Karlsruher Druck zerstört, was in der Mitte des Schillerschen Briefes steht, in eine „Beilage" verwandelt und der Schluß an einer späteren Stelle der Sammlung eingefügt worden (vgl. den schönen Artikel von Bernays, die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 17. Aug. 1887). Der richtige Sachverhalt ist der, daß Schiller auf die Worte: „ewig fühlen" folgen läßt: „Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1. Da im ganzen genommen das Fach der Mediciner" [das Folgende bis „weniger fortlasse" wie S. 613—614 meines Buches; ich habe nur noch ein paar Druckversehen zu verbessern: Z. 24 l. wär, statt wäre; S. 614, Z. 2 ist im Wort „Entschwäbung" ein lateinisches w zu setzen; Z. 6 ist im Wort „practicieren" „ren" mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Z. 9 ist nach „sorgen" ein Komma zu setzen. — Der Sydow-Jonas'sche Druck hat in der Wiedergabe dieser Stelle 15 Ungenauigkeiten, worunter 2 grobe].

Auf den mit „weniger fortlasse" schließenden Satz folgt nun in Schillers Text:

„Wenn Euer Excellenz diese 3 Ideen goutieren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen so stehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun widerhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnte E. E. in das Innre meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern wie sehr mein Geist unter dem Verdrüßlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja ich weiß gewiß — Sie würden eine Hilfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.

Nochmals werf ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts anders, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles was ich bin für Sie aufzuopfern wünsche.

Euer Excellenz

unterthäniger

Schiller."

s) S. 618—619. Im Wort „Ihnen" in diesem Brief setzt Schiller stets ein deutsches h, während die übrigen Buchstaben lateinisch sind. Schiller schreibt: „jezt". Nach „machen würde" steht ein Komma, Fiesko hat ein lateinisches e. Nach „fähig seyn" steht ein Komma.

60. Zu S. 386, Z. 3—6, **Schwans Brief an Schiller vom 11. Aug. 1781.** Auch dieser Brief, die Beilage des Briefes, den Schiller unter dem 17. August an Dalberg richtete, ist mit den Briefen an Dalberg in den Besitz der Münchener Universitätsbibliothek gelangt. Die Handschrift hat Hn. statt Herrn, 7 für „sieben" und laß statt las. —

Ueber Schwans Anteil an der Erwerbung der Räuber für Mannheim und die Aufführung des Stückes gibt uns der von Minor publizirte Brief Schwans an Körner vom 14. Juli 1811 (vgl. Nr. 35 dieses Anhangs) genaueren Aufschluß. Ich führe hier diejenigen Stellen an, welche für den ersten Band der vorliegenden Biographie von Belang sind. Schwan schreibt: „Petersen ist in der Karlsschule

Schillers vertrautester Freund gewesen ... Die Räuber hat Schiller noch in der Karlsschule geschrieben und insgeheim bei einem Buchdrucker in Stuttgart drucken lassen. Oeffentlich durfte es dort um so weniger erscheinen, als mehrere Hauptrollen darin unverkennbare Charakterzüge von einigen Vorgesetzten und Aufsehern in dieser Anstalt enthielten. Durch die von mir schon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu der Schiller nie Beyträge geliefert, so wie auch dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war, mit dem Mannheimer Deutschen Theater, zu dessen Errichtung ich zufälliger Weise die erste Veranlassung gegeben, wie nicht minder dadurch, daß mich der Kurfürst Karl Theodor nach Braunschweig sandte, um mich mit Lessing über die künftige Einrichtung desselben zu besprechen, war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden. Er sandte mir daher ein gedrucktes Exemplar von seinen Räubern mit der Anfrage, ob ich die ganze Auflage nicht als einen Handlungsartikel käuflich übernehmen wollte? Ich fand bey Durchlesung der Stellen so viel innern Gehalt für die Schaubühne, daß ich wünschte es auf die Mannheimer Bühne zu bringen. Da es aber, so wie ich es aus seinen Händen erhielt, einem neugeborenen Kinde glich, das noch nicht von dem ihm von seinem bisherigen Aufenthalte noch anklebenden Schmutze gesäubert ist, und mitunter auch Scenen enthielt, die ich als Buchhändler dem ehrsamen und gesitteten Publicum verkäuflich anzubieten für unschicklich hielt, so lehnte ich die käufliche Uebernahme ab, schrieb ihm aber dabei, daß ich dieses Stück nicht nur dem H. v. Dalberg und Gemmingen vorgelesen, sondern auch das Urtheil unserer vorzüglichsten Schauspieler, eines Iffland, Böck u. s. w. darüber vernommen, welches einstimmig dahin ausgefallen, daß die Räuber, wenn sie vom Schmutze gereinigt und mit einigen Veränderungen, die das Theatercostüme nothwendig machte, aufgeführt würden, eine große Wirkung machen müßten. Er antwortete mir unverzüglich, daß er, mit den Regeln der Dramaturgie unbekannt, dazu willig und bereit sey, ich möchte nur die Stellen unterstreichen, die uns anstößig wären, und ihm einen Fingerzeig geben, wie gewisse Auftritte für das Costüme des Theaters so wol als den Regeln der Schauspielkunst gemäß zu verändern und einzurichten wären. Dieses geschah nun mit Zuziehung der vorhin genannten Personen und so erhielt dieses Stück die Form und Gestalt, in welcher es in Mannheim zum ersten Mal mit dem größten Beifall aufgeführt worden. Schwerlich ist es auch je wieder so gegeben worden, denn besser war damals kein Theater besetzt als das unsrige. Selbst Schröder sagte, als er auf einer Reise von Wien nach Hamburg sich einige Tage bei uns aufhielt: „Ich kenne alle deutsche Schaubühnen, habe auf jeder einzelne vorzüglich gute Schauspieler gefunden, aber das Ganze (s. Ensemble) welches ich in Mannheim finde, trifft man nirgends an. Als alles zur ersten Aufführung bereit war, lud ich Schiller ein, wenn er irgend abkommen könnte, der Vorstellung persönlich beizuwohnen. Er kam in Begleitung seines Freundes Petersen, und stieg bei mir ab. Er war heimlich, ohne Erlaubnis des Herzogs abgereiset, in der Hoffnung,

daß seine Abwesenheit durch die Vorkehrungen, die er getroffen, verschwiegen bleiben werde. Man räumte ihm eine eigene Loge ein, wo er unerkannt und unbemerkt sehen und fühlen könne, was sein Stück auf der Bühne für Wirkung thue. Da er aber die Unvorsichtigkeit begangen, bey seiner Ankunft seinen Namen am Thore anzugeben, so ward es gleich in der ganzen Stadt bekannt, Schiller, der Verfasser der Räuber, sey selbst da. Wie konnte das nun in Stuttgart verschwiegen bleiben? Die Folge war ein derber Verweis und strenges Verbot nichts mehr zu dichten oder für das Theater zu schreiben, nebst dem Befehl sich blos dem Studium der Arzneiwissenschaft zu widmen, worin er schon rühmliche Fortschritte gemacht.

Dieses Verbot empörte ihn. Er verließ Stuttgart zum zweyten Male heimlich und kam zu mir."

61. Zu S. 408, **Straßenanschlag („Avertissement") zur 1. Aufführung der Räuber.** Vgl. hiezu Schillers ursprünglichen **Entwurf**, an Heribert von Dalberg mit dem Briefe vom 12. Dezember 1781 als „Beilage" eingeschickt, bei Jonas, Schillers Briefe I, S. 50—51. Die im Auftrag Jonas' durch den Studiosus Sydow vorgenommene Vergleichung der in München befindlichen Handschrift ist jedoch auch hier nicht zuverlässig. Die Handschrift hat nach „Gaben zum Fürtrefflichen" ein Komma; das folgende „Verloren" ist mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben; für „rissen" steht bei Schiller „rißen", für „bis": „biß"; nach „häuffte" folgt Komma, desgleichen nach „stürzte". Schiller hat „majestätisch im Unglük" geschrieben, nicht m. in U.; er schreibt „gebeßert". Nach „lieben" ist kein Gedankenstrich, wohl aber beginnt hier eine neue Zeile. Der Punkt nach „Vater" fehlt in der Handschrift. Schiller schreibt „töden", Vorsicht; das Komma nach „Reue" fehlt.

62. Zu S. 414, Anm. 3. Nach „S. 214" ist zu ergänzen: und S. 2.

63. Zu S. 416, Z. 17. Die erste Auflage der **Schwan'schen Theaterausgabe der Räuber** erschien im April 1782. Diese genauere Zeitbestimmung wurde mir erst möglich, als ich in den Gothaischen Gelehrten Zeitungen, 32. Stück, vom 20. April 1782, S. 270 auf die Notiz stieß: „Mannheim. Die (von uns in diesem Jahrgang unsrer Gel. Zeitung St. 4 angekündigte) Umarbeitung des Schauspiels, die Räuber, (von Hrn. Dr. Schiller in Stuttgardt) hat die Presse verlassen." (Alle 3—4 Tage oder wahrscheinlich wöchentlich zweimal erschien ein Stück der Goth. Gel. Zeitungen). Bei Minor, Schiller I, 407 steht kurzhin „im Jahre 1782".

64. Zu S. 407, **Theaterzettel zur 1. Aufführung der Räuber.** Den Text dieses in der Geschichte der dramatischen Dichtung für immer merkwürdigen Aktenstückes gebe ich nach einer mir vorliegenden Photographie des Originals auf nächstfolgender Seite.

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer
Karl, Franz,	seine Söhne	Herr Boeck. Herr Iffland.
Amalie, seine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg, Schweizer, Grimm, Schufterle, Roller, Razmann, Kosinsky,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Pöschel. Herr Beil. Herr Rennschüh. Herr Frank. Herr Toscani. Herr Herter. Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns		Herr Meyer.
Eine Magistratsperson		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Backhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber.		
Volk.		

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

65. Zu S. 416—417, **Schiller's Brief an Schwan** vom 2. Febr. 1782. Die Handschrift befindet sich nach Jonas, Schillers Briefe, VII, S. 269 im Germanischen Museum zu Nürnberg. Vgl. den Abdruck des Briefes bei Jonas I, Nr. 27 nebst der Anmerkung S. 466, sowie den Artikel Bernhard Seufferts in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte VI, 617—618 und die nachträgliche Berichtigung des Abdrucks bei Jonas VII, 269—270. Demnach ist nach „ich bitte Sie" ein Komma zu setzen, wogegen das Komma vor „ohne" wegfällt. Des Ferneren hat Schiller geschrieben: Szenen. Druk. lezte. Szene. Der Gedankenstrich nach „gut" und das Semikolon nach „haben" sind zu streichen.

66. Zu S. 424—434, zur **„Laurafrage"**. Die Hauptmannswittwe Luise Vischer war die Tochter des Hofmedikus Dr. Chr. E. Andreä zu Stuttgart; ihr Bruder war der Arzt Dr. Jakob Eberhard Andreä. Dieser hatte aus der Ehe mit Marie Luise Friederike Mögling 7 Töchter, deren zweite den Namen Wilhelmine führte; Wilhelmine Andreä war also eine Nichte der Frau Vischer. Sie verheiratete sich am 3. Juni 1783 mit Joh. Friedrich Bayha, damals Stabsamtmann in Freudenthal, später Finanzrat in Stuttgart. Eine Schwester Wilhelminens, Luise genannt, die älteste der Töchter Andreäs, heiratete 1783 den Musiker und Freund Schillers Joh. Rudolf Zumsteeg.

Die Hypothese Haakhs, welche nicht Luise Vischer, sondern Wilhelmine Andreä als das Urbild der „Laura" nehmen will, entstammt dem Jahr 1859. Professor Haakh hatte damals in einer an der Stuttgarter Kunstschule gehaltenen Festrede die Vermutung ausgesprochen, daß Regine Voßler, die musikbegabte Schülerin Schubarts, die Freundin der Ludovike Reichenbach wie der Christophine Schiller, des Dichters Jugendliebe gewesen sei; als G. Zumsteeg, der Sohn des Musikers, hievon erfuhr, äußerte er einem Zuhörer gegenüber, der Entdecker sei auf falschem Wege, Schillers Laura sei seine „Tante" gewesen. Auch auf Befragen Haakhs gab er die Versicherung ab, daß er sich aus seinen Knabenjahren häufiger Gespräche seiner Eltern über eine der mütterlichen Schwestern, als der „Laura" Schillers erinnere. Indem nun Haakh diesen Faden aufnahm und weiterspann, setzte er — teils in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 18. 19. 21. und 22. Jan. 1861 teils in einem zu zwei angeblich Schiller und Laura darstellenden Bildnissen veröffentlichten „Textblatt" — auseinander, Wilhelmine Andreä habe sich durch Geist und Schönheit ausgezeichnet; sie sei von den jungen schwäbischen Dichtern, von Gotthold Stäudlin, von Conz und Reinhard gefeiert worden, sei auch der Gegenstand des Gedichtes „An Minna", das die Eifersucht auf Stäudlin Schillern eingegeben habe. Dem Willen der verwittweten Mutter gemäß, der die Sorge für ihre 7 Töchter nicht leicht gefallen sei, habe sie ein Jahr nach Schillers Entfernung aus der Heimat einem jungen Beamten die Hand gereicht. Die Kunde von ihrer Verlobung habe Schiller mit tiefem Schmerze erfüllt, wie ein

ungedrucktes Gedicht an Laura bezeuge; dasselbe enthalte im Eingang die Verse:

„Ach du hast das Wort gesprochen,
Das mein Erdenloos bestimmt,
Ueber mich den Stab gebrochen,
Der mir mehr als Leben nimmt"

und schließe mit den Zeilen:

„Ha! in allen Pulsen glühet
Mit der Feuer-Esse Gluth,
Ob der bessre Sinn sich mühet,
Dennoch dieses heiße Blut."

An den Rand dieses Schriftstückes habe Wilhelmine mit Bleistift 3 Strophen geschrieben, deren erste beginne:

„Als du sagtest, ich muß scheiden,
Faßt' ich jene Drohung kaum,"

während die zweite fortfahre:

„Die Schreckenszeit, sie ist gekommen;
Furcht umringt mich und Gefahr" —

und die dritte beginne:

„O könnte dich ein Unfall kränken,
Dich, den mein treuer Arm umwand" —

Wilhelminens Verse seien an Schiller gelangt, und Jahre lang hätten die Kämpfe dieser unglücklichen Liebe des Dichters Gemüt erfüllt und seinen Geist beherrscht. Das Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft", das den Titelzusatz trägt: „Als Laura vermählt war im Jahr 1782", finde hier seine Erklärung: der Sturm, den eine Begegnung mit der zur Gattin eines Andern gewordenen Geliebten in Schillers Herzen angefacht, rase in der „Freigeisterei", und die vom Sturm zurückgelassene Oede enthülle sich in Schillers „Resignation". Auch in der „Elegie an Emma" klinge der Schmerz um die verlorene, die einem Andern vermählte Geliebte nach. Schiller habe das Geheimniß seiner ersten Liebe zur Zeit ihres Blühens wie auch später selbst gegenüber vertrauten Personen strenge gewahrt, und auch die im Jahre 1837 verstorbene Frau Wilhelmine Bayha habe ihre Jugenderinnerungen mit tiefem Schweigen bedeckt; nur wenige Familienglieder, darunter der zu Ende des Jahres 1859 verstorbene A. G. Zumsteeg, seien in Kenntniß gewesen. Vor der Flucht nach Mannheim habe Schiller der Geliebten sein Bildniß zurückgelassen (vgl. Haakhs Textblatt v. Jahr 1864) und Wilhelmine, die, in der Ehe unbefriedigt, dem Jugendgeliebten ein wehmütiges Erinnern geweiht habe, sei späterhin auf den Gedanken gekommen, als Gegen-

stück zu dem Bilde des Dichters ihr eigenes Bildniß malen zu lassen, und zwar durch den nämlichen Meister, der das Bild Schillers gefertigt hatte. Denn als Bildnisse Schillers und Lauras, d. h. der Wilhelmine Andreä, hat Haakh 2 Oelgemälde bekannt gemacht, die in den 50er Jahren in einem Stuttgarter Bürgerhause aufgefunden wurden. Das eine von ihnen stellt einen jungen Mann dar, der die linke Hand auf die Stirn stützt und in der rechten eine Schreibfeder hält; bekleidet ist er mit einem grünen Rocke. Das andere Bild zeigt eine gleichfalls in Grün gekleidete jugendliche Frau von feinem Gesichtsoval, weichen Zügen und sinnendem, aber unfrohem Ausdruck. Aufgelöste, reiche, rötlich blonde Locken fließen ihr zur Schulter herab, und ihre rechte Hand ist an die Schläfen gelehnt. Als den Maler vermutete Haakh, der diese Bildnisse in seinen Besitz brachte, anfänglich Viktor Peter Heideloff, später Hetsch.

Wie man sieht, ist das einzige geschichtliche Zeugniß, auf welches die Hypothese Haakhs sich stützt, die Aussage A. G. Zumsteegs; alles übrige sind subjektive Kombinationen des Entdeckers. Indessen büßt jene Aussage an Gewicht schon dadurch nicht wenig ein, daß A. G. Zumsteegs Erinnerungen an die Gespräche seiner Eltern über Schillers Laura in eine sehr frühe Jugendzeit zurückgehen; schon im achten Lebensjahre verlor er seinen Vater. Daß ein Kind dieses Alters, wenn es an Gesprächen des geschilderten Inhalts überhaupt Anteil nimmt, Namen und Verwandtschaftsbezeichnungen leicht verwechselt, liegt auf der Hand; früher oder später konnte sich der Vorstellung A. G. Zumsteegs an die Stelle der Tante seiner Mutter und Wilhelminens seine eigene Tante einschieben. Alles aber, was Haakh von einem durch lange Jahre sich erstreckenden geheimen Liebeskummer Schillers erzählt, entbehrt jeglicher geschichtlichen Unterlage, und es ist geradezu gewaltthätig und fordert den Spott der Kritik heraus, wenn er seiner Hypothese zulieb die der Mannheimer Zeit angehörigen Herzensneigungen und Liebesverhältnisse Schillers aus dessen Lebensgeschichte zu streichen sucht, wenn er z. B. behauptet, der „stürmisch aufgeregte" Brief an Frau Henriette von Wolzogen, die Mutter Lottens von Wolzogen, vom 30. Mai 1783 finde seine Deutung in der damals unmittelbar bevorstehenden Vermählung Wilhelminens, oder wenn er erklärt, Schillers Werbung um Margarethe Schwan sei nichts als ein Versuch gewesen, die Wunden der alten Liebe durch eine neue zu heilen. Haakh spricht von einer — in die Mannheimer Zeit zu setzenden — „unheilvollen" Begegnung Schillers mit der zur Gattin eines Andern gewordenen Geliebten; aber von keiner Spur eines solchen Erlebnisses weiß die Ueberlieferung, und die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" werden aus guten Gründen nicht mit einer Stuttgarter Herzensneigung, sondern einem andern leidenschaftlichen Verhältniß des Dichters in Verbindung gebracht. Der Titelzusatz „als Laura vermählt war im Jahr 1782" sollte die Leser, wie an anderer Stelle zu erörtern sein wird, geflissentlich irre führen; im Uebrigen ist ja das Jahr 1782 gar nicht das Vermählungsjahr Wilhelminens. Die „Elegie an

Emma", im Musenalmanach für 1789 veröffentlicht, hat Schiller selbst in der Sammlung seiner Gedichte mit der Jahreszahl 1796 versehen; diese Datirung zu bezweifeln, besteht kein Recht. Haakh meint, die Eifersucht auf Stäudlin habe Schillers Gedicht „An Minna" veranlaßt und an Wilhelmine Andreä sei dieses gerichtet. Damit schlägt er seine eigene Hypothese. Denn wenn die tiefgründige, mächtige und romantischzarte Liebe zu Wilhelmine Andreä, wie sie sich Haakh zurechtlegte, jemals bestanden hat, so hätte die Anthologie die Verszeile „daß es einer Hure schlug" sicherlich nicht gebracht, hätte überhaupt nicht mit Fingern auf Minna gedeutet. Das von Haakh bruchstückweise mitgeteilte Gedicht Schillers „an Laura" wie auch das Gedicht Wilhelminens ist völlig apokryph. Der Entdecker hatte die Pflicht, zum Mindesten das angeblich von Schiller herrührende ohne Zögern der Oeffentlichkeit zu überlassen; aber Haakh verschob von Jahr zu Jahr die volle Bekanntgabe. Als ich ihn im Jahr 1880 besuchte, ließ er sich herbei, mir das Gedicht vorzulesen; es enthält einige schöne Stellen, aber für eine Autorschaft Schillers beweisen diese nichts, und auch für die geschichtliche Deutung, in der Haakh sich gefiel, gewährt meines Erinnerns der Inhalt keinerlei Gewißheit. Haakh benahm sich geheimnißvoll, und nur soviel konnte ich schließlich von ihm erfahren, daß eine Frau Adam, die in ihren Mädchenjahren um 1800 bei Karoline von Wolzogen in Dienst gestanden sei und deren Schwester Christine bei Schillers gedient habe, von dem mit Schillers Gedicht „an Laura" und mit Wilhelminens Versen beschriebenen Blatt" in Schillers Haus eine Abschrift genommen habe; auf diesem Wege sei Haakh in den Besitz der Ge-Gedichte gelangt. Das ist Alles so dunkel und unklar oder unglaubwürdig wie möglich. War ein Schriftstück dieses Inhalts in Schillers Haus vorhanden und einer Magd zugänglich, so begreift man vollends nicht, wie es den nächsten Angehörigen des Dichters für immer verborgen geblieben sein soll; es ist aber auch eine Geheimhaltung von der Art und Dauer, wie sie Haakh für das Liebesverhältniß selbst annimmt, kaum verständlich.

Was die Bildnisse (von denen 2 Stiche in meinem Besitz sind) betrifft, so läßt sich den übereinstimmenden Erklärungen der Personen, welche in dem Bilde der Frau die Gattin Bayha's erkannt haben wollen, allerdings schwer widersprechen. Ungleich zweifelhafter aber ist das männliche Bildniß. Gewiß hat es einige Aehnlichkeit mit Schiller, gewiß deuten die sinnende Haltung, die Schreibfeder, das Buch auf die Darstellung eines Dichters; aber weder die Nase noch die Lippen wollen zum Original stimmen, und der untere Teil des Gesichtes ist für Schiller zu breit. Auf alle Fälle stellt es das Bild eines Mannes dar, der den Dreißigern viel näher steht als dem Anfang der zwanziger Jahre; um die Zeit von Schillers Flucht kann es also nicht entstanden sein. Ursprünglich hatte Haakh die Vermutung aufgestellt, daß das Bild im Jahre 1794, während Schiller in der schwäbischen Heimat verweilte, gemalt worden sei und daß der Künstler absichtlich die Züge verjüngt habe: Schiller, meinte Haakh, habe, um

„sich die Tage der Jugend in Erinnerung zu rufen", um seiner Jugendliebe „eine poetische Genugthuung zu gewähren", im Jahre 1794 beide Bilder bestellt und dabei gewünscht, daß der Maler die durch die Jahre und körperliche Leiden in sein Gesicht eingegrabenen Furchen festhalte: eine Kombination, welche in Anbetracht des Umstandes, daß Schiller als Ehegatte derartigen romantischen Anwandlungen gänzlich abhold war und seine Frau ihm eben damals in Schwaben den ersten Sohn geboren hatte, geradezu als eine psychologische Ungeheuerlichkeit bezeichnet werden muß. Es liegt aber auf der Herkunft beider Bilder noch anderes Dunkel. Der erste Besitzer, ein Stuttgarter Buchbindermeister, soll sie um 1796 von seiner Wanderschaft aus der Schweiz, vermutlich aus Basel, zurückgebracht haben. Wie kamen sie, die angeblich zu einem zarten und strenge gehüteten Geheimniß in Beziehung standen, in fremde Hände, wie in die Schweiz, wie konnten sie, nach Stuttgart zurückgelangt, dort Jahrzehnte hindurch unbeachtet bleiben, während die eine der in den Bildnissen dargestellten Personen in Stuttgart selbst lebte? Hier drängt sich Rätsel an Rätsel.

In den mit L. Speidel 1885 herausgegebenen „Bildern aus der Schillerzeit" streift Hugo Wittmann die Hypothese Haakhs und knüpft an des Dichters Brief an Rudolf Zumsteeg vom 19. Jan. 1784 die Bemerkung, Schiller scheine in der Familie des Dr. Andreä recht gut Bescheid zu wissen. Der in Rede stehende Brief ist die Antwort auf ein Schreiben Zumsteegs vom 15. Jan. 1784, in welchem dieser dem Freunde die Mitteilung gemacht hatte: „Ich bin verheurathet — verheurathet sag ich dir — denk' nur! verheurathet! — an eine Andräin, die älteste Tochter des verstorbenen D. Andrä. Du kennst sie schon, Bruder! S' ist ein herrliches Weib! Den 29ten Nov. 1783 hat ein Handlanger des Allmächtigen mich mit ihr verknüpft. Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß all die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandte mir in Weg legten, gehoben werden mußten .... ich will nicht schwören, aber, hol mich der Teufel! ich hätts gemacht, wie weiland Schiller (entre nous soit dit), alle Anstalten waren schon gemacht, und das auf eine (ohne mich zu loben) gescheutere Art als mein Hofkapellan Baumann." Nach dieser Anspielung auf eine beabsichtigte Flucht und Entführung verrät Zumsteeg noch, daß er vielleicht bald Vater sei. Des Dichters Antwort lautet, verglichen mit dem stürmischen und burschikos-herzlichen Tone Zumsteegs ziemlich nüchtern und weise; Schiller versichert den Freund, daß er sich für ihn warm interessire, daß ihm also seine Verheiratung — immer „eine grose Epoche unsers Schiksals" — unmöglich eine Kleinigkeit sein könne, und setzt hinzu: „In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen — und dieses wenige berechtigt mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beifall zu geben." Allgemeine Betrachtungen über den Ehestand folgen des Weiteren, wobei Schiller erklärt, sein ungestümer Kopf und sein warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen, auch wenn er sich darüber hinwegsetzen wolle, daß ihn eine Verheiratung von der Bahn zum Ruhme, zu glänzenden Erfolgen ablenken würde.

An den Freund ergeht die mahnende Frage: „Wird die Welt ihre grosen Erwartungen von Dir zurüknehmen müssen? oder wirst Du zwischen den Ansprüchen des Genies und Deiner Louise (so heißt sie doch) eine glükliche Theilung machen?“ Der sonstige Inhalt des Briefes bezieht sich auf andere Dinge; nur am Schlusse kommt Schiller auf Zumsteegs Verheiratung zurück mit den Worten: „Jezt lebe wol, und küße in meinem Namen Deine Frau — Eifersüchtig wirst Du doch nicht werden?“ Unbefangen betrachtet, bestätigen diese Aeußerungen Haakhs Annahme keineswegs, vielmehr sprechen sie gegen sie. Nicht von einer genaueren, einer vertrauten, sondern von einer nur flüchtigen oder dürftigen Bekanntschaft Schillers mit Luise Andreä, mit der Familie Andreä überhaupt erzählen sie uns, und was Schiller über die Möglichkeit seiner eigenen Verheiratung sagt, ist mit der Vorstellung, daß er damals um eine ihm entrissene Geliebte sehnsüchtig getrauert habe, ganz unvereinbar. Wären die Dinge so gelegen, wie Haakh uns glauben machen will, so wäre es just der Schwager der Jugendgeliebten gewesen, dem dieser Brief gegolten hätte, so hätte Schiller annehmen müssen, hätte vielleicht gehofft, daß der Inhalt seines Briefes der verlorenen Geliebten nicht unbekannt bleiben werde: wie völlig anders würde er in diesem Falle geschrieben haben! Es ist aber auch die Aeußerung Zumsteegs! „Du kennst sie schon, Bruder!“ ganz unverfänglich. Warum sollten die Nichten Andreä im Hause ihrer Tante, der Frau Luise Vischer, nicht ab und zu einen Besuch gemacht haben, warum sollte ihnen Schiller nicht gelegentlich begegnet sein? Ist dabei irgend etwas Erstaunliches?

Die Versuche, die „Laura“ der Gedichte in einer andern Person zu suchen als in der Person der Frau Luise Vischer, entspringen in letzter Linie nicht einem Bedürfniß des geschichtlichen Wissenstriebes, sondern frauenzimmerlicher Sentimentalität und frauenzimmerlicher Prüderie: man möchte als die Jugendgeliebte des Dichters eine würdigere, anmutigere und „idealere“ Gestalt vor Augen haben als die Hauptmannswittwe, bei der Schiller zur Miete wohnte. Aber diese Schönseligkeit hat vor der Wahrheit die Segel zu streichen, und dieser „Idealismus“ ist ein falscher Idealismus. Ich habe schon S. 431 erinnert, wie wenig in dieser Frage das Geschmacksurteil Dritter zu bedeuten hat, habe, wie ich glaube, psychologisch überzeugend nachgewiesen, in welchem seltsamen Zustand „sinnlich-übersinnlichen“ Empfindens sich der Verfasser der Lauragedichte befand und inwieweit Frau Luise Vischer den Gegenstand dieser Gedichte abgeben konnte. Wen die S. 424 ff. von mir zusammengestellten Zeugnisse, insbesondere die Aussagen der Karoline von Wolzogen, Petersens und Scharffensteins, nicht belehren, bei dem verfängt, wie es scheint, überhaupt kein geschichtliches Beweismaterial, der möge bis auf Weiteres mit Haakh ins Blaue hinein phantasiren. Leider haben die „Biographisch-genealogischen Blätter aus und über Schwaben“ von Georgii-Georgenau (Stuttgart 1879) sich irre führen lassen: dieses Buch gibt unter Berufung auf Haakh an, Wilhelmine Andreä, die Tochter des Med. Dr. Jakob Eberhard Andreä und der Marie Luise

y Google

Friederike geb. Mögling sei Schillers Laura gewesen. Um so mehr muß ich beifügen, daß Haakh, so lange er lebte, gerade in Stuttgart wenig Gläubige gefunden hat: weder Friedrich Vischer wurde von ihm überzeugt noch der erste der damaligen Schillerkundigen, Wilhelm Vollmer. Bezeichnend ist Vollmers briefliche Aeußerung an mich vom 27. Jan. 1883: „Haakh .... gab ausweichende Antworten und verwies auf eine von ihm beabsichtigte Beweisführung, die er schließlich mit ins Grab nahm. Die Schiller'sche Familie, in specie Frau v. Gleichen, griff ambabus nach der Laurahypothese, da ihr begreiflicherweise die Hauptmann Vischerin fatal war. Ich war einmal dabei, wie sie ein Gedicht recitirte, das von Schiller sei und sich unter dessen Jugendpapieren befunden habe, und das die Augen der Laura feiere, aber jener Andreä; es fing, irre ich nicht, an: ‚Blaue Augen, euch zu preisen', und war ganz und gar unschillerisch. Goedeke nahm es nur mit Widerstreben unter die Jugendgedichte in der hist. krit. Ausgabe auf. Während des Drucks (oder Satzes) erhielt er von mir einen Pack Bücher, den ich für ihn bei einem hiesigen Trödler erstanden. Darunter Gedichte von Schlotterbeck. Gleich beim ersten Aufschlagen fiel ihm das Gedicht ‚blaue Augen' in die Augen, und er telegraphirte sofort an mich, ich solle das Gedicht nun aus den Korrekturbögen entfernen lassen. — Haakh war freundlich, gefällig ... aber es war etwas Scheues, Zurückhaltendes, Geheimnißkrämerisches in seinem Wesen."

Der Neuherausgeber der Biographie Palleskes, der mit den schwäbischen Ueberlieferungen gleichfalls wohlvertraute Hermann Fischer, hat an Schillers Liebesverhältniß zu Luise Vischer festgehalten. Ebenso nimmt Otto Brahm als diejenige, die zu den Lauragedichten die Anregung gegeben habe, die Hauptmannswittwe. Kuno Fischer (Schillerschriften I, 51) meint, es sei „für die Würdigung der Lauralieder völlig gleichgültig, ob ihr mutmaßlicher Gegenstand die Tante oder die Nichte war", erklärt aber doch, zur Unterstützung seiner Hypothese habe Haakh einen „Roman von moralischer Unmöglichkeit" erfunden. Minors Biographie (I, 382) spricht von „Umständen und Zeugnissen, welche ein intimeres Verhältniß zwischen Schiller und der jungen Witwe völlig unmöglich erscheinen lassen" (Umständen und Zeugnissen, die jedoch in der That ein geheimes intimeres Verhältniß nicht ausschließen), fährt indessen fort: „Aber so ganz harmlos, wie es nach außen erschien, war es deßhalb doch nicht; und dabei, daß Schiller mit dem Söhnchen und Töchterchen seine Spiele trieb, wenn er abends nach Hause kam, wird es nicht immer geblieben sein." Glaubt sich Minor an dieser Stelle mit einem sonst von ihm verfehmten „Klopstockischen Komparativ" („intimeres") geholfen zu haben, so gelangt er unter Wiederholung einiger schon vor ihm in die Untersuchung gezogener psychologischer Motive auf der nächsten Seite dahin, es „nicht unbegreiflich" zu finden, daß Schiller „hier Feuer fing". Aber hypothetisch-fürsichtig lautet noch immer sein Schlußsatz: „Und wenn kein Zweifel sein kann, daß Schiller die Witwe Vischer als Laura in übersinnlichen sinnlichen

Versen besungen hat, dann ist auch gewiß, daß seine Leidenschaft hier eine gefährliche Probe bestanden hat." Späterhin, bei der Besprechung der Lauragedichte, S. 433 ff., ist Minor abermals geneigt, als das Urbild der Laura Frau Luise Vischer gelten zu lassen; weil aber die Wittwe Vischer mit der Laura in Wirklichkeit „recht wenig gemein" hatte, erklärt Minor, „aus einem individuellen Herzensverhältniß" seien „die Lauraoden nicht hervorgegangen". Man versteht ungefähr, was Minor damit sagen wollte; aber der Ausdruck „individuelles Herzensverhältniß" ist nicht glücklich. Von größerem Belang ist, daß sich Minor zugleich für eine Liebschaft Schillers mit Wilhelmine Andreä erklärt. Nachdem er aus Haller den litterarhistorischen Nachweis geliefert hat, daß in Stuttgart hübsche Mädchen zu finden waren, macht er uns mit der Merkwürdigkeit, daß Schiller in jenen Jahren seine Augen auf die Schönen zu werfen „gewohnt war", vertraut und rückt mit der von Haakh entdeckten Wilhelmine Andreä als einem willkommenen „Namen" heraus. Nicht als das Urbild der Laura, sondern als die „Minna" der Anthologie gilt sie ihm, als die Evastochter, auf deren Rechnung die Gedichte „An mein Täubchen", „An Minna" und „Der Fluch eines Eifersüchtigen" kommen, ja zu der auch das Gedicht „Die Winternacht" eine Beziehung hat. Hier hätten wir also eine Modifikation der Haakhschen Hypothese und eine Aufstellung, welche um des von Minor I, S. 526 versuchten Nachweises willen geprüft sein will. Aus Stäudlins „Elegie an den Tonkünstler Z***" geht in der That hervor, daß die von ihm (von „Sellhorst") gefeierte „Minna" die Schwester der den Namen Luise tragenden Geliebten Zumsteegs, also Wilhelmine Andreä ist. Daß Stäudlin eine „Minna" liebte, habe ich selbst bereits S. 531 angeführt. Minor erinnert nun an die von Johannes Crüger im Goethe-Jahrbuch Band V, S. 183—184 mitgeteilten Briefe, in deren einem Bodmer unter dem 11. Mai 1782 an den Pfarrer Schinz zu Altstetten schreibt: „Stäudlin soll einen handfesten Rival haben, der Verfasser ist eines Trauerspiels die Räuber und einer schwäbischen Anthologie. Er heißt Schiller. Man sagt, daß er eine neue Bahn gehe. Er ist Stäudlins geschworener Kritiker und, sagt man, aus Privatleidenschaften. Es scheint, sie sind Nebenbuhler nicht nur in der Poesie, sondern in der irdischen Liebe." Desgleichen schreibt Bodmer am 16. Juli 1782 an Schinz: „Der Autor heißt Schiller und ist Stäudlins Rival in der Liebe und der Literatur." Bodmer hatte diese Nachrichten vermutlich teils von Eberhard von Gemmingen und Armbruster, teils von Stäudlin selbst, der zu ihm in litterarischen Beziehungen stand (vgl. oben S. 486; Stäudlin gab auch nach dem im Januar 1783 erfolgten Tode des Züricher Dichters „Bodmers Apollinarien oder dessen nachgelassene Gedichte" heraus); doch spricht Stäudlins von Crüger gleichfalls mitgeteilter Brief an Bodmer v. 31. Juli 1782 nur von litterarischer Gegnerschaft, nicht auch von einem Zusammentreffen in der Liebe. Dieser Brief lautet: „Schillers Räuber sind Geburten einer reichen aber zügellosen Phantasie, die ihr Gepräg aus Shakespeare genommen hat. Sein Charakter ist wie seines Karl

Moors. Ein wilder stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will, — also auch mich nicht. Armbruster kann Ihnen von der Fehde mehr sagen. Erst kürzlich hat er mich im Wirtemb. Repertorium aufs niederträchtigste behandelt. Ich verachte ihn zwar — aber doch kann ich ihm nicht schweigen. Er soll nicht frohlocken!" — Minor ist demnach überzeugt, daß Schiller Stäudlins Rival in der Liebe war und hält die Vermutung für gestattet, daß in Wilhelmine Andreä die Minna, beziehungsweise die Ungetreue der Anthologie zu suchen sei, wenn es ihm auch als fraglich gilt, „ob und inwieweit wir die vorgeführten Situationen, welche Schiller ja zum Teil auch in der Dichtung Bürgers vorfand, für wirkliche Erlebnisse" zu halten haben. Indessen bleibt auch diese Annahme Minors eine Mutmaßung, und was wir Sicheres von Schillers Jugendgeschichte wissen, widerspricht ihr.

In den letzten Jahren sind 3 Aufsätze erschienen, welche die Laurafrage zum Gegenstand abermaliger Untersuchungen machen: der Aufsatz „Wilhelmine Andreä" von Wilhelm Lang, veröffentlicht in August Sauers Zeitschrift „Euphorion" v. J. 1895, und die in Ernst Müllers Schrift „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben" (Stuttg. 1896 bei Cotta) vereinigten Aufsätze: „‚Laura' und Luise Vischer" und „Wilhelmine Andreä".

Wilhelm Lang stellt zunächst gegen Minor fest, daß ein Verhältniß Schillers zu Wilhelmine Andreä nirgends bezeugt ist; sodann teilt er unter Beigabe von Erläuterungen eine Reihe von Briefen Reinhards mit, welche beweisen, daß Wilhelmine „von Stäudlin, von Reinhard und von Conz geliebt, angeschwärmt und besungen worden ist". Für den Verkehr dieser drei jugendlichen Poeten mit der Familie Andreä (den „Andreäinnen") wie auch unter einander und für die Deutung ihrer Gedichte sind diese Briefe sehr lehrreich. Wir erfahren, daß Karl Reinhards Roman mit Wilhelmine („Minna" genannt) vom Herbst 1781 bis zum Frühjahr 1782 gewährt hat. Reinhard, damals noch Tübinger Stiftler, war vom 25. Sept. bis 4. Okt. in Stuttgart und wechselte seit dieser Zeit mit Minna Briefe; er durfte sich als den Begünstigten, als den vor seinem Mitbewerber Stäudlin Bevorzugten nehmen und richtete im Dezember 1781 brieflich eine förmliche Liebeserklärung an Minna. Aber die Antwort scheint eine Ablehnung gewesen zu sein, ohne daß er darum aller Hoffnung beraubt wurde: Wilhelmine hat, wie Lang ausführt, „eine deutliche Aussprache vermieden, und so hat sie es, von den Huldigungen der dichterischen Jugend geschmeichelt, offenbar mit ihren Liebhabern überhaupt gehalten, mit Stäudlin ebenso wie mit Reinhard". Der Briefwechsel dauerte fort, und in den Osterferien 1782 war Reinhard wieder in Stuttgart. Nun aber trat bei ihm eine Erkältung ein; er erlebte eine Szene, die ihm den Glauben an Minnas Tugend oder Seelenreinheit nahm, er fand die Geliebte nicht mehr so, wie er sie sich dachte, kehrte enttäuscht heim und erhielt nun auch (im Mai 1782) einen Absagebrief Minnas. Die wechselnden Stimmungen, welche der „komitragische" Liebesroman in Reinhard erregt hatte, spiegeln

sich in seinen aus jener Zeit stammenden Gedichten wieder, in denen die Geliebte bald Minna, bald Fanny, Lyda, Lilla und, schließlich, „Lena, die Gemeine" genannt wird (vgl. seine mit Conz gemeinsam herausgegebenen Episteln sowie den Anhang von Reinhards Uebersetzung des Tibull, Zürich 1783). Die Epistel „An Lena" malt die Empfindungen aus der Zeit des Bruches, und was hier von der Geliebten erzählt wird, sieht ganz wie ein Abbild von Thatsachen aus. Wenn aber hier Reinhard schildert, daß sie ihm „Brennpunkt aller Harmonie" gewesen sei,

„Bis ich einst, du weißt in welcher Lage
Leider durch kein Netz gebannt,
Bey der Göttin ihren Mavors fand —
Willst du, daß ich weiter sage?";

wenn er des Ferneren ausführt, daß die Schlaue durch „eines Thränchens Schimmer", einen von Handdruck begleiteten Blick, einen Wink, sie sei „so sehr nicht schuldig", aufs Neue ihn gewonnen und „zum zweytenmal betrogen", Treue in Eiden ihm vorgelogen habe — so möchte man glauben, daß Reinhard mit mehr Berechtigung, als diese die Zerstörung einer jugendlich unreifen Illusion gibt, sein Thema „Trauben schneiden wollt' ich von der Distel" gesungen hat: auf alle Fälle war Wilhelmine Andreä was man eine verliebte Natur nennt und verstand sich auf die Koketterie gewöhnlicher Frauen und Mädchen. Auch Reinhards brieflicher Ausdruck: „Sie versagte und — gab. Meine erste Erfahrung fand ich durch wiederholte Beweise bestätigt, Minna, die göttliche, sei eine niedrige Kokette" läßt das Gebahren der Schönen in einem Lichte erscheinen, bei welchem der Abstand von der Vollkommenheit eines Engels beträchtlich größer ist als der von lebhafter Sinnlichkeit. Gleichwohl will ich aus Gründen der Billigkeit Wilhelm Langs Auffassung anführen, wenn ich sie auch nicht eben zu der meinigen machen kann. Lang bemerkt: „Ueber Minna selbst werden wir unser Urteil weder nach den Entzückungen des feurigen Liebhabers, noch nach den groben und beschimpfenden Ausfällen des Getäuschten bilden dürfen. Sie wird weder ein so vollkommener Engel gewesen sein, als der sie dem Dichter bei den ersten Begegnungen schien, noch das verächtliche Wesen, das er später aus ihr machte. Die Dichter waren sehr anspruchsvoll: sie ruhten nicht, bis sie Gunstbezeugungen hatten, und hatten sie diese, so klagten sie über befleckte Ideale." Daß Reinhard später von Minna milder gedacht hat (er sagt von ihr in der Antwort auf eine Conzische Elegie, sie sei ihm nun Engel nicht mehr, aber Mädchen und Freundin) ist richtig; ob es aber zu einer Wiederannäherung zwischen beiden noch einmal gekommen ist, bleibt um so fraglicher, als das von Lang angeführte Gedicht der „Schwäbischen Blumenlese" vom Jahr 1786, wie dieser selbst einräumt, keinen unanfechtbaren Beweis gibt. Immerhin beweisen neuerdings (nach Veröffentlichung des Aufsatzes im „Euphorion") in Wilhelm Langs Hände gelangte Briefe Rein-

hards an Zumsteeg und dessen Gattin, daß er auch noch in späteren Jahren eine zärtliche Erinnerung an Minna bewahrt hat. — Die in Reinhards Gedichten unter dem Namen „Mira" besungene Geliebte (vgl. die Anm. S. 513 meiner Biographie), war, wie Wilhelm Lang beibringt, eine Dorfschöne in der Umgebung von Balingen, Namens Kathrine Lise, die auch andren Liebhabern gegenüber mit Küssen nicht geizte.

Stäudlin, der zur nämlichen Zeit wie Reinhard Wilhelmine liebte, verrät in seinen Gedichten so wenig Eifersucht, wie der zeitweise Begünstigte gegenüber ihm. In einer Elegie der „Schwäbischen Blumenlese" beruft er sich auf ein von Minna ihm, dem Weinenden, angeblich geschworenes heiliges Gelübde, klagt aber dennoch, daß sie seine Liebe nur schweigend erwidere. In den mit „May 1783" datirten Anmerkungen zur Epistel an Stäudlin (S. 59—76 der Episteln von K. R. und K.), den nämlichen, die davon reden, daß Stäudlin „an dem Arme weiland seiner Minna" auf Stuttgarts Schauplatz den „Guten Fürsten" beklatscht habe, spricht Reinhard launig als ein Getrösteter, innerlich Freier von sich selbst, dessen Ideal ehemals jede gewesen sei, die ihn gelobt habe, „von Katharina bis zur Mamsell Minna", und indem er an Stäudlin wiederum sich wendet, fügt er bei:

„Wenn du ein Lustspiel schreibst, so nenn' es ja
Die Nebenbuhler; und nun — Basta! — Freund!" —

Für Conz, den immer zaghaft-sanften und arglosen, war Wilhelmine ein braves, zärtliches Mädchen, er besang sie wie auch ihre Schwester Luise: „Dörft' ich, wollt' ich lieben, Minna! Ja, so wärst es du." Er „dorfte" indessen nicht, und schon im Juni 1783 verheiratete sich Wilhelmine Andreä mit dem Stabsamtmann Bayha. So habe es die Mutter, bemerkt W. Lang, „klug gelenkt". Die Hochzeit der älteren Schwester Luise mit Zumsteeg folgte zu Ende November 1783. Der in Zumsteegs Brief an Schiller (vgl. oben S. 814) sich findende Satz: „Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß alle die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandte mir in den Weg legten, gehoben werden mußten" erweckt in Verbindung mit dem später Folgenden: „Zwar bin ich wirklich schon Ehemann und — vielleicht — bald Vater" die Vermutung, daß das Mittel, durch welches der Musikus Zumsteeg die Verwandten zur Nachgiebigkeit zwang, eine Vorwegnahme der ehelichen Freuden gewesen ist; ist doch der Brief, der dieses „bald" ausspricht, von einem erst anderthalbmonatlichen Ehemann. Aber auch die Veranstaltung eines Durchgehens mit der Geliebten für den Fall, daß die Verwandtschaft nicht nachgäbe, läßt erkennen, daß die Wittwe Andreä mit ihren warmblütigen Mädchen einen schwierigen Stand hatte.

Was Schiller betrifft und seine angeblichen Beziehungen zu Wilhelmine Andreä, so hebt Wilhelm Lang in seinem Schlußwort hervor, daß die von ihm neuerschlossenen Quellen von einer Mit-

bewerbung desselben nichts wissen: „nirgends wird Schillers Name genannt, nie eine Andeutung gemacht, daß auch er zu Minnas Verehrern zählte. So viel ist ganz unzweifelhaft, daß von der Zeit, da Reinhards Roman beginnt, also vom Herbst 1781 an, Schiller gänzlich aus dem Spiele ist .... Aber auch für frühere Beziehungen Schillers zu ihr fehlt jegliche noch so leise Anspielung. Auch da fehlt sie, wo Reinhard des Zwistes Schillers mit Stäudlin gedenkt .... Das Gewicht jener schwachen Anhaltspunkte, die Minor für seine Hypothese hat, nemlich die unsichere Ueberlieferung im Zumsteegschen Hause und der Klatsch, den sich der alte Bodmer zutragen ließ, wird meines Erachtens mehr als aufgewogen durch das völlige Stillschweigen in den Urkunden, in den Briefen und Gedichten, die sich nachweislich mit Minnas Herzensangelegenheiten beschäftigen. Es kommt dazu, daß das Bodmern zugetragene Gerücht schon darum von keiner Beweiskraft ist, weil der Bruch Schillers mit Stäudlin allerfrühestens im Spätherbst 1781, nicht vor dem Erscheinen des Musenalmanachs, erfolgt ist, zu einer Zeit, da von einem Verhältniß Schillers zu Wilhelminen und folglich von einer hierauf begründeten Rivalität beider keinenfalls mehr die Rede sein kann. .... Alles in Allem: man wird Wilhelmine Andreä aus Schillers Leben wieder streichen dürfen." Auch die neuerdings aufgefundenen Briefe Reinhards an Conz vom Jahre 1781, an Zumsteeg und dessen Gattin Luise Andreä reden, wie Wilhelm Lang mir brieflich mitzuteilen die Güte hatte, nirgends von Schiller.

Ernst Müllers Aufsatz „Wilhelmine Andreä" befaßt sich mit einer Zurückweisung der Haakhschen Hypothese, wobei meiner Ausführungen gedacht und Minors „Stellung in der Laurafrage" besprochen wird. Nachdem Müller vorausgeschickt hat, daß ich einen „recht glücklichen" Versuch gemacht habe, die Haakhsche Hypothese abzuwehren, bemerkt er zu dem S. 428, Anm. meiner Biographie erwähnten Textblatt Haakhs: „Dieses ist aber nicht, wie Weltrich angibt, vom Januar 1864 datiert, sondern vom 6. Dezember 1860. In der That eine große Differenz! Allein ein zweites Textblatt existiert wohl kaum und Weltrich hat auch, wie seine Citate zeigen, unzweifelhaft jenes Original, welches heutzutage nur schwer zu bekommen ist, benützt. Ich selbst habe das Blatt auf verschiedenen Bibliotheken vergeblich zu erhalten gesucht und erst der Güte des Herrn Professor Kräutle in Stuttgart verdanke ich die Einsicht in dasselbe. Es ist mir nun sehr verwunderlich, wie Weltrich, der das Blatt ebenfalls in Händen hatte, aus dem von Haakh beigesetzten Datum: „Stuttgart, 6. Dezember 1860" den Januar 1864 machen konnte. Für seine Beweisführung ist freilich dieses Datum ohne Belang. Wenn er auch darin irrt, so hat er doch ganz richtig herausgefunden, daß" u. s. w. Na, na, da erscheine ich ja beinahe wie ein Urkundenfälscher! Aus dem 6. Dez. 1860 soll ich den Januar 1864 „gemacht" haben! Zwar ist Herr Dr. Müller nachher so gütig, mir meine Datirung als einen Irrtum anzurechnen; aber besser wäre er vorsichtig als in solcher Weise nachsichtig gewesen. Denn wenn meine Datirung nun richtig

wäre? In der That gibt es — und Herr Müller mag sich jetzt zum zweiten Male verwundern — ein zweites gedrucktes Textblatt Haakhs, und dieses, das neben der Namensunterschrift das Datum „Stuttgart, im Januar 1864" trägt, hat mir Prof. Haakh im Jahr 1880 selbst gegeben. Denn nicht was das Textblatt zur ersten Ausgabe der Stiche (der angeblichen Bildnisse Schillers und Lauras) bezüglich der Entstehung der Bildnisse geäußert hatte, wollte Haakh in der Folge gelten lassen. In dem mir vorliegenden Schriftstück ist zu lesen: „Ueber die Entstehung der Bildnisse sprach der Verfasser dieser Zeilen [nämlich des Textblattes vom Januar 1864] in dem Aufsatze der Allgemeinen Zeitung, sowie in dem Textblatt zur ersten Ausgabe der Stiche, und noch zu Anfang des verflossenen Jahres, in der Vorrede zu seinen ‚Beiträgen aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte', S. XXII f., eine Ansicht aus, die er heute nicht mehr aufrecht zu halten gemeint ist. Der Vermutung gegenüber, daß die Bildnisse erst im Jahr 1793—94, als der Dichter zu Besuch in der Heimat verweilte, zur Erinnerung an die Jugendliebe gemalt und zu diesem Zweck die Züge des Dichters mit Absicht verjüngt worden, dürfte die Annahme mehr sich empfehlen, daß der jugendliche Dichter vor der Flucht nach Mannheim sein Bildniß der Geliebten zurückgelassen, diese aber in späterer Zeit, als sie, unbefriedigt in der Ehe, zu der sie nur der Wille der Mutter und die Ungunst der Verhältnisse gedrängt, dem Geliebten ihrer Jugend eine wehmütige Erinnerung weihte, ihr eigenes Bildniß als Gegenstück zu jenem des Dichters durch ebendenselben Meister habe fertigen lassen, welcher früher das Bildniß Schillers gemalt und der ohne Zweifel das Geheimnis seiner Liebe gekannt hatte." Also Haakh. Das Textblatt v. Jan. 1864 steht Herrn Dr. Müller in meinem Hause jederzeit zur Einsicht offen. Es ist aber nun klar, wie die Dinge liegen: indem Müller das zweite, nach Haakhs Meinung verbesserte Textblatt nicht kannte, hat er nicht nur mit Unrecht mir einen Vorwurf gemacht, sondern auch in seine Ausführungen über Haakhs Hypothese überflüssig Gewordenes aufgenommen. Sein Aufsatz ist aber heute auch darum entwertet, weil er Ansichten vorträgt, die durch Wilhelm Langs Ermittlungen ausgeschlossen wurden.

Der andere Aufsatz Dr. Ernst Müllers „‚Laura' und Luise Vischer" ergänzt unsere Kenntniß der Lebensgeschichte der Regimentsquartiermeisterswittwe Luise Vischer in einigen Punkten. Müller gibt an, daß ihr Gatte, Ferdinand Christoph Vischer, der Sohn des Geheimrats Vischer, im Jahre 1749 geboren war, daß sie ihn im Jahr 1771 heiratete und daß zur Zeit, als Schiller bei der Wittwe wohnte, 3 aus dieser Ehe stammende Kinder lebten (nicht zwei, wie Boas auf Grund der Mitteilungen von Schillers Tochter Emilie, beziehungsweise von Schillers Schwester Christophine überliefert hatte). Des Ferneren ist Ernst Müller „in der glücklichen Lage" (wie er sagt), aus dem Lustnauer Taufregister mitzuteilen, daß Frau Luise Vischer (vgl. den Brief des Vaters Schiller S. 427—428 meiner Biographie) am 11. August 1785 in Lustnau ein uneheliches Kind

geboren hat, das nach Angabe des Taufregisters den Namen Auguste Luise erhielt und zu welchem sich Herr von Braun, Sohn des Reichshofrats von Braun zu Wien, als Vater bekannte. Als Taufzeugen sind der Pfarrer Weber und dessen Ehefrau, eine geborene „Andreäin" eingetragen. In Lustnau lebte Frau Luise Vischer bis zum Jahre 1801; ihre Tochter Auguste heiratete den Tübinger Universitätsgärtner und späteren Stuttgarter Hofgärtner Bosch (vgl. zu ihm oben S. 428). Im Uebrigen wiederholt Müller nur Bekanntes, freilich um seine eigenen Meinungen, Mutmaßungen und Schlußfolgerungen anzuknüpfen. Da er hiebei meinen biographischen Bericht mehrfach bemängelt, so bin ich bedauerlicher Weise genötigt, mit ihm einen Gang zu machen. Die Reihe seiner Angriffe gegen mich eröffnet eine Glosse zu meinem Satz (Biographie S. 434): Junge Mediziner freuen sich häufig in einer halb knabenhaften Weise am Zynischen. Müller meint, Schiller werde keine Ausnahme gemacht haben, und fährt fort: „Behält man diese Thatsache scharf im Auge, so wird wohl manches klarer und verständlicher. So gewinnen gerade diese schlüpfrigen, sinnlichen Stellen [der Lauragedichte und sonstiger Gedichte der Anthologie] ein anderes Aussehen. So ist man wenigstens nicht gezwungen, dieselben als Ausgeburt einer verdorbenen Phantasie, als Folge eines sittenlosen Lebens anzusehen. Hätte Weltrich diese Konsequenz gezogen, so hätte er manches anders beurteilt und wäre nicht gezwungen gewesen, die Aussagen von Schillers Verwandten und Freunden über diesen Punkt als falsch oder ungenau hinzustellen." Dieser Auslassung gegenüber erinnere ich zunächst, daß der Abschnitt meiner Biographie, der jenen Satz bringt, gerade das Recht, Petersens schmutzig-trübe Zeichnung des Liebesverhältnisses zu „Laura" aufzuhellen und den gefälligeren Urteilen der Mitzeugen Raum zu geben, begründen will. Die Aeußerung Müllers, man sei, wenn man den Mediziner Schiller im Auge behalte, nicht gezwungen, die sinnlichen Stellen der Anthologiegedichte als Ausgeburt einer verdorbenen Phantasie, als Folge eines sittenlosen Lebens anzusehen, sieht in ihrem Zusammenhang ganz so aus, als ob ich an verdorbene Phantasie u. dgl. gedacht hätte. Ich aber wende mich gerade gegen Gustav Schwab als einen Erzähler, der allen an Schillers Jugendleben gehängten Klatsch für baare Münze genommen und nicht anders geschildert habe, als hätte der Dichter der Sinnenlust die Seele verschrieben. Und ich fahre hier fort (S. 436—437): „Um ein Joch dieser Art zu tragen, dafür war Schiller von Anfang an ein zu geistiger Mensch, und gerade die Stuttgarter Periode, indem sie von Entwürfen seines Genies gährte, bezeugt ein Leben in rastloser Thätigkeit. Schiller hat den Ansturm der Sinne empfunden; aber er wehrte sich ehrlich. Darin liegt das Wesentliche. Und daß er aus den Bedrängnissen des Jünglingsalters die Lauterkeit der Seele, die Gesundheit der Phantasie sich gerettet hat, das haben seine Werke mit Sternenschrift an den Himmel geschrieben." Was will also eigentlich Dr. Müller? Seine Darstellung meines Berichtes fälscht diesen. Doch ich sehe wohl um was es ihm bei seinen vielfach verklausulirten

Ausführungen zu thun ist: er will glaublich machen, daß Schiller — wir müssen hier schon deutsch reden, es gibt Augenblicke, in denen nichts anderes übrig bleibt, und die Katze soll nicht immer um den heißen Brei herumgehen — weder mit Frau Luise Vischer geschlechtlichen Umgang gepflogen habe, noch überhaupt in Stuttgart um seine Keuschheit gekommen sei. Nun habe ich einen geschlechtlichen Umgang zwischen dem Regimentsmedikus Schiller und der Frau Luise Vischer nirgends behauptet; ich nehme aber auch von meiner Schilderung der seelischen und geistigen Stimmung, in der sich Schiller zur Zeit der Entstehung der Lauragedichte und anderer erotischer Gedichte der Anthologie befand (S. 424—455 der Biographie), kein Wort zurück. Sie ist ein Ganzes und will als solches verstanden sein. Die hochnotpeinliche litterarhistorische Untersuchung, ob das Verhältniß zur Frau Vischer zu 9 Zehnteln oder zu 8 oder nur zu 5 Zehnteln „platonisch" gewesen sei, überlasse ich alten Weibern. Bei Hoffmeister, dem einzigen meiner Vorgänger, dessen Biographie wissenschaftlichen Charakter hat, steht zu lesen, der sinnlich exaltirte Liebestraum der Lauragedichte sei alles andere eher als platonisch zu nennen. Minor (I, S. 382—383) bemerkt, Umstände und Zeugnisse ließen ein intimeres Verhältniß zwischen Schiller und der jungen Wittwe als völlig unmöglich erscheinen; dennoch fährt er fort: „Aber so ganz harmlos, wie es nach außen erschien, war es deßhalb doch nicht; und dabei, daß Schiller mit dem Söhnchen und Töchterchen seine Spiele trieb, wenn er abends nach Hause kam, wird es nicht immer geblieben sein. Noch später hat sich Schiller mit vollem Bewußtsein vor den Verlockungen jeder Kokette unsicher gefühlt." Warum setzt denn Ernst Müller nicht just an diese Stelle den Zahn seiner Kritik? Und warum gibt es eine Grobheit, wenn er bei mir etwas ausstellen zu müssen meint, dagegen eine Artigkeit, wenn er mit Minor nicht ganz übereinstimmt? Daß er das Werk des Wiener Schillerbiographen dem meinigen vorzieht, ist mir gleichgültig, aber verlangen kann ich, daß er meinen Bericht nicht verdreht, um ihn schlecht zu machen. Müller thut so, als ob er „zunächst einmal festzustellen" habe, daß die Frau Vischer, so lange Schiller bei ihr wohnte, in ganz gutem Rufe gestanden sei; aber das Nämliche habe ich schon S. 432 zu ihren Gunsten bemerkt, habe dort auch gesagt, daß ein leichtsinniger Streich (ihr Durchgehen mit dem Herrn von Braun) und unsittliches Wesen sehr verschiedene Dinge seien. Müller erwähnt für seine Darstellung, daß auch andere schwäbische Dichter jener Zeit in ihren Poesien die Wollust geschildert haben; darauf habe ich schon S. 490 nachdrücklich hingewiesen. Ich soll die Aussagen von Schillers Verwandten und Freunden als falsch oder ungenau hingestellt haben; ich habe sie sämmtlich angeführt, vorurteilslos gegen einander abgewogen und mit unbestreitbarem Recht bemerkt, daß sie volle Einheitlichkeit der Auffassung vermissen lassen (S. 429). Welcher Art die Polemik Müllers ist, veranschaulicht folgendes Beispiel. Ich habe S. 429 gesagt: „Christophine gibt ein Mädchenurteil wieder; wie schwankend aber ihre Meinung war, zeigt der Brief, welchen sie kurz nach dem

Erscheinen der Karlsschüler Laubes an Frau Pistorius schrieb." Daß ich eine Aeußerung Christophinens aus der Zeit der Entstehung der „Karlsschüler" nicht als Mädchenurteil bezeichnen will, ist für den Leser klar; denn ich knüpfte ja meinen zweiten Satz mit einem „aber" an, ich stelle den Brief an die Frau Pistorius zeitlich und inhaltlich in Gegensatz zu dem von mir S. 427 zitirten, der Mädchenzeit Christophinens angehörigen Brief (vom Sept. 1783), und da ich zunächst vor der Stelle auf S. 429 Christophinens Aeußerung vom Sept. 1783 erwähnt habe, so kann kein Zweifel sein, daß auf sie sich mein Ausdruck „Mädchenurteil" bezieht. Was aber ruft mir emphatisch Herr Dr. Müller zu? Er bestreitet, daß man die briefliche Aeußerung der 26jährigen Schwester Schillers als Mädchenurteil nehmen dürfe, zieht dann die von Boas überlieferte auf Mitteilungen der „Tante Reinwald" sich stützende Schilderung der Emilie von Gleichen heran und fährt fort: „Und vollends ihr Diktum über Laubes Karlsschüler, die im Jahre 1847, dem Todesjahr Christophinens, erschienen! Wie mag man in diesen Fällen von einem Mädchenurteil reden!" In diesen Fällen? Ich habe nicht gesagt, daß die briefliche Aeußerung der Wittwe Christophine Reinwald oder ihre Mitteilung an Emilie von Gleichen ein Mädchenurteil sei; es ist nur Herr Ernst Müller, der mir das unterschiebt. Soll das nun eine Kritik meiner Darstellung und eine Berichtigung unseres Wissens von Schiller sein? Es ist nichts als eine Fälschung meines Berichtes. Im Uebrigen gebe ich es der Logik der Leser anheim, ob gar kein Widerspruch vorhanden ist, wenn Christophine das eine Mal (zu Emilie Schiller) sagt, das Verhältniß ihres Bruders zur Frau Vischer sei eine seltsame Mischung von Freundschaft und liebevoller Neigung gewesen und ihr Klavierspiel habe Schiller in jenen exaltirten Zustand versetzt, der sich in seinem Gedicht „Laura am Klavier" kundgebe; das andere Mal aber (brieflich an Frau Pistorius), Laura sei „nur" ihres Bruders „Phantasie" gewesen. Laubes Dichtung erfindet bekanntlich eine Mädchengestalt, diese Geliebte Schillers existierte in Wirklichkeit gar nicht; und mit einer solchen völlig freien Schöpfung stellt die Greisin Christophine Schillers „Laura" zusammen! — Ich habe S. 429 geschrieben: „Man darf nicht übersehen, daß Schillers Verhältniß zu der jugendlichen Wittwe, welche nachmals einen Fehltritt machte, der Vorstellung Vieler anstößig war." Dazu bemerkt Müller: „Woher hat Weltrich diese Nachricht? Gilt ihm Abels Zeugniß nichts?" Ich habe also wohl ins Blaue hinein geredet. Aber zitire ich denn nicht selbst S. 425 Prof. Abels Zeugniß und zwar als ein Zeugniß „von mehr Gewicht"? Indessen kommt es auf diesen Punkt hier nicht so sehr an. Wohl aber auf den Zusammenhang, in welchem ich jene Aeußerung mache. Ich knüpfe sie unmittelbar und in dem Sinn, daß ich die spätere (briefliche) Aeußerung Christophinens erklären will, an eben diese an. Einen anderen Beleg gebe ich S. 816 nach Vollmer. Man vgl. auch S. 431. — Ich habe S. 429 gesagt, es liege in der Natur der Sache, daß nur Wenige eingeweiht sein konnten, und möchte noch hinzusetzen, daß wir bei der biographischen Ermittlung von Liebes-

verhältnissen und Liebesangelegenheiten den Wert eines Zeugnisses des Freundes unseres Helden gar oft überschätzen. Das Zarteste und Tiefste spricht man auch dem Freunde nur in den allerseltensten Fällen aus, und „Nahestehende" sind nicht immer die Mitwissenden, sondern häufig die Nichtwissenden. Zarte Rücksicht auf die Geliebte und Liebende kann zum Schweigen bestimmen, dabei auch die Empfindung, daß das innerlich Erlebte zu reich ist, als daß es vor Andern ausgebreitet werden könnte, und zu heilig, als daß es einer meist doch nur lauen Teilnahme des Freundes preisgegeben werden dürfte. Auch in Gefahren kann eine Entdeckung Liebende verwickeln. Solche Erwägungen nicht außer Acht zu lassen, wird man in vielen Fällen gut thun. Bei Schiller kommt hinzu, daß er im Vertuschen seiner Liebschaften ein Uebriges gethan hat. Minor (I, 385) bemerkt ganz richtig: „Daß Schiller in der Liebe nicht mit der beneidenswerten Offenheit und Naivetät des jungen Goethe zu Werk ging, ist eine Folge seiner akademischen Erziehung gewesen; und ohne Heimlichkeit und Verstohlenheit ist es auch später bei seinen Liebschaften nie abgegangen. Kaum eines seiner Herzensverhältnisse liegt für uns klar und offen da: in den Beziehungen zu Margarete Schwan und zu Charlotte von Kalb stoßen wir auf die seltsamsten Widersprüche, welche zum Teil nur durch Schiller selber in die Akten gebracht worden sind." Die Folge dürfte sein, daß die Schilderung der Liebesverhältnisse Schillers an die historische Genauigkeit und Umsicht, aber auch an das psychologische Urteil, an die Welt- und Lebenskenntniß, die Lebensweisheit des Biographen hohe Ansprüche stellt. Statt dessen stößt man bei Müller wiederholt auf psychologische Ausführungen, die sich unmöglich ernst nehmen lassen. S. 51 erwähnt er, daß Schiller in seinem Brief an Frau Henriette von Wolzogen (vgl. S. 426 meiner Biographie) die Frau Vischer unter seine liebsten Personen zählt, und fährt fort: „Die Stelle zeigt unzweifelhaft, daß Frau Vischer Schillers Herzen nahe stand; daraus aber folgt doch ziemlich sicher, daß das Verhältniß kein sittlich bedenkliches gewesen sein kann. Auch hätte ihr Schiller in solchem Fall schwerlich nachher seine Silhouette geschickt. Ich halte es geradezu für ausgeschlossen, daß er damals eine solche Erinnerung in dieser Weise wieder aufgefrischt hätte. Da müßte er sehr leichtsinnig gewesen sein; und dazu hatte er wahrlich keinen Anlaß, war er doch damals schwer vom Fieber heimgesucht." Nach diesem Moralkodex standen also Romeo und Julia, deren Liebesverhältniß von Herrn Dr. Müller doch wohl zu den „sittlich bedenklichen" gerechnet wird, einander im „Herzen" nicht nahe. Doch nicht weiter mit solchen Proben! Daß aber auch der Historiker, der Quellenprüfer Müller uns gelegentlich staunen macht, läßt sich nicht verschweigen. In seinem Buch „Schillers Mutter" spricht er S. 68 von dem Bericht, den uns M. Göritz über Schillers häusliches Leben in Jena gegeben hat, bemerkt, man fühle, daß Göritz das Bestreben habe, die Wahrheit zu sagen, und setzt hinzu: „Wir glauben ihm das gerne, um so mehr, da er ja Theolog ist." Weil er „Theolog ist"! Was sind das für Maßstäbe!

Nun hätte ich noch über den zweiten Punkt zu reden, der dem Verfasser von Schillers „Jugenddichtung und Jugendleben“ Schmerzen macht. Der Aufsatz Müllers sagt im Eingang, die sinnlichen Stellen in den Lauragedichten, aber auch in anderen, z. B. im „Venuswagen“, seien es gewesen, welche die Erklärer veranlaßt hätten, anzunehmen, daß der jugendliche Dichter vom Baume der Erkenntniß gegessen habe. Letzteren Ausdruck gebrauche ich S. 439. Müller leitet sämmtliche Erotica aus Schillers medizinischem Wissen ab, daneben aus den litterarischen Gepflogenheiten der damaligen schwäbischen Dichter. Der Aufsatz läßt durchmerken — geradezu wird es nicht ausgesprochen — daß der Regimentsmedikus Schiller in mädchenhafter Keuschheit gelebt habe, und die Biographen, welche nicht ganz dieses Glaubens sind, vorab ich, bekommen einen Tübinger Rüffel. Ich finde mich nun wiederum veranlaßt, meinen Zensor auf den vollen Inhalt meiner Darstellung, wie sie sich über die Seiten 424—455 ausbreitet, hinzuweisen. Aber auch an Schillers freimütiges Gedicht „An einen Moralisten“ möge er erinnert sein. Meint er nun dennoch den Keuschheitsretter spielen zu müssen, so disputire er fürs Erste gegen Schillers Schwägerin, gegen Karoline von Wolzogen. Wenn diese (vgl. S. 436 meiner Biographie) von „Sinnentaumel“ spricht, der am jugendlichen Schiller seine Macht geübt habe, so ist das bei ihrer Schreibart ein starkes Wort, und sie läßt ein Mißverständniß gar nicht aufkommen: setzt sie doch hinzu, in einer Stadt, in der durch das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte sehr gelockert gewesen sei, habe dem Jünglingsalter manche Klippe gedroht. Wenn aber die Einwirkung der Familie auf der Solitude, insbesondere eine Warnung der Mutter, das Gleichmaß, wie sie sagt, bei Schiller „wiederherstellte“, so muß es doch vorübergehender Weise gestört gewesen sein. Des Weiteren auf diesen Gegenstand mich einzulassen verschmähe ich. Und mir scheint, wir können bei Schiller die Wahrheit vertragen: zum Dichter der Räuber und der Anthologie paßt ein Stück wilder Jugend, und „das lahme, zahme Gast“ der Scheffelschen Ballade, zu dem Müller in mehr als einem braven Aufsatz den Regimentsmedikus machen möchte, war dieser nie.

Sachliche Gründe sind es, welche mir zu gegenwärtiger Antikritik das Recht geben. Denn die mit einer Bemängelung meines Berichtes verknüpften Ausführungen Ernst Müllers, denen ich hier nachgegangen bin, bringen uns in der Erkenntniß des Jugendlebens und der Jugenddichtung Schillers nicht vorwärts, sondern wieder zurück; sie schädigen das sorgsam entworfene und einheitliche Bild, das sich der neueren Schillerforschung auf Grund vielen Prüfens und Erwägens ergeben hat. Sie durften um so weniger unbesprochen und unwiderlegt bleiben, als sie von einem Gelehrten herrühren, der, weil er in Würtemberg selbst zu Hause ist und an den Lokalitäten der Jugend Schillers Studien gemacht hat, bei manchen Lesern den Eindruck besonderer Zuverlässigkeit hervorrufen muß. Ich verkenne nicht den redlichen Fleiß, der sich in einigen Arbeiten Ernst Müllers und insbesondere in seinem Kommentar zu Schillers Kalender kund-

gegeben hat, ich nehme auch kein Mißwollen an; aber zu der Polemik, in der er sich hier gefällt, gebrach es ihm am Rüstzeug. Hätte er mir da oder dort einen Irrtum nachweisen können, so würde ich mich nicht unglücklich fühlen; denn welches umfangreichere Buch wäre von jedem Irrtum frei? Ich habe mich aber auch noch an späterer Stelle mit ihm auseinanderzusetzen. —

Nachdem die von Wilhelm Lang mitgeteilten Briefe Reinhards nicht den geringsten Beleg geben, daß Wilhelmine Andreä von Schiller jemals geliebt worden sei, ist die Annahme Minors, Schiller habe mit seinem Gedicht „An Minna" die von der genannten Schönen ihm widerfahrene Untreue strafen wollen, ohne Stütze geblieben, und Ernst Müller, der noch im Texte seines Aufsatzes der Deutung Minors nicht widersprochen hatte, verweist in einer nachträglichen Anmerkung (S. 83) auf Langs Aufsatz. Die Frage: „Aber wer ist nun die Minna Schillers?" darf er hiebei allerdings wiederholen. Ich wüßte hierauf nichts Besseres zu sagen als das S. 530—531 meines Buches Bemerkte; eine bestimmte Beziehung kennen wir nicht. Nur als einen Deutungsversuch, nicht als meine Ueberzeugung, möchte ich beifügen, daß das Gedicht möglicherweise irgend einer Beziehung auf persönliche Erlebnisse Schillers entbehrt, daß es aber, indem es das Motiv eines betrogenen Liebhabers behandelte, den Namen Minna gewählt hat, weil Wilhelmine Andreä im Stuttgarter Dichterkreis als eine flatterhafte und ungetreue Schöne bekannt geworden war. Minor schreibt auch das Gedicht „Fluch eines Eifersüchtigen" Schiller zu und betrachtet es gleichfalls als gegen Wilhelmine Andreä gerichtet. Lang findet, daß die kraftgenialisch-drastischen Ausdrücke dieses Gedichtes und seine abstoßende, an eine Stelle der Räuber erinnernde Schilderung der Folgen der Ausschweifungen für die von Boxberger und Minor angenommene Autorschaft Schillers sprechen. Ich habe diese kraftgenialischen Ausdrücke so wenig wie den Zusatz medizinischen Hautgouts übersehen (vgl. S. 508) und verkenne nicht, daß unter den mit X gezeichneten Gedichten der Anthologie der „Fluch des Eifersüchtigen" am meisten an Schillers Art erinnert; aber ich glaubte bei den Gedichten dieser Chiffre von Schillers Autorschaft absehen und eher an Reinhard denken zu müssen (vgl. S. 507—508 und 513—514). Bestimmt zugesprochen habe ich sie dem letzteren nicht, ich habe nur „die Frage" aufgeworfen, ob die Chiffre X nicht auf Reinhard gedeutet werden könne, und habe Mehreres, was diese Annahme unterstützen könnte, aufgeführt. Aus Wilhelm Langs Mitteilungen und Erläuterungen der Briefe Reinhards ergibt sich nun immerhin, daß dieser unter den Qualen der Eifersucht gelitten und über die ungetreue Geliebte (Wilhelmine Andreä) in wegwerfender Weise gesprochen hat. Die Möglichkeit, daß unter den mit X gezeichneten Gedichten nur der „Fluch des Eifersüchtigen" von Schiller ist, läßt sich nicht ausschließen; doch scheint die Anthologie für die Bezeichnung verschiedener Autoren durch eine und die nämliche Chiffre nirgends eine Parallele zu bieten. Gegenüber der Annahme Minors,

der sämmtliche mit X gezeichnete Gedichte Schiller zuweist, bleibt mir von Gewicht, daß die Gedichte „An Fanny“ und „An mein Täubchen“ ihrem lyrischen Tone nach zu Schillers Jugenddichtung nicht stimmen wollen. Wenn die Ode an Fanny in einer Abschrift von Reinwalds Hand im Nachlaß Christophinens sich vorfand und von dieser mit dem Zusatz „1782 von Schiller“ bezeichnet wurde und noch eine zweite Abschrift von Reinwalds Hand die Unterschrift S. und den Zusatz: „1782. Von Schiller“ trägt, so ist andrerseits zu beachten, daß ein von Reinhard geschriebenes und aus Christophinens Nachlaß in das Weimarische Schillerarchiv gelangtes Heft das Gedicht „An Fanny“ vermissen läßt und um der in ihm zusammengestellten Anthologiegedichte willen Minor selbst zu dem Ausspruch veranlaßt, es entscheide über Schillers Eigentum „nach bloßem Gutdünken“ (Minor I, 580 und 581). Wäre das Gedicht „An Fanny“ von Schiller, so ließe sich gerade bei ihm schwer absehen, warum es aus der späteren Sammlung der Gedichte ausgeschlossen blieb. Das Gedicht „An mein Täubchen“ bringt im Texte mehrmals den Namen Minna, und will man diesem Umstand einen biographischen Wert beilegen, so könnte er doch eher Reinhards als Schillers Autorschaft vermuten lassen, da Reinhards Geliebte Minna (Wilhelmine) hieß, von irgend einer Minna als einer Geliebten Schillers aber die vorhandenen biographischen Zeugnisse nichts wissen. Desgleichen könnte bei dem Gedichte „an Fanny“ angeführt werden, daß Reinhard auch unter diesem Namen seine Geliebte besungen hat (vgl. Lang, Euphorion S. 746). Richtig ist freilich, daß Reinhards Beteiligung an der Anthologie „nirgends bezeugt ist“ ist (Euphorion II, S. 753), und daß ein Sachkenner wie W. Lang sie in Abrede stellt, unterschätze ich nicht. Wie die Dinge liegen, kann ich hinsichtlich der mit X gezeichneten Gedichte nur mit einem „non liquet“ schließen.

Nach den von Lang mitgeteilten Briefen war Reinhard, der mit Conz von Tübingen aus Stuttgart besucht hatte, am 2. Oktober 1781 zur Feier seines Geburtstags bei Stäudlin, am 3. Okt. Mittag aber bei Schiller, der ihm seine Räuber schenkte. Am 27. Mai 1782 schreibt Reinhard seinem Bruder: „Schiller ist der Herausgeber und hat seine Krallen in den guten Stäudlin tief genug eingeschlagen.“ Diese Stelle hat Lang im „Euphorion“ S. 752 aus Versehen auf die Anthologie bezogen; wie er mir brieflich mitzuteilen die Güte hatte, spricht Reinhards Brief unmittelbar zuvor vom Wirtembergischen Repertorium, und als des Herausgebers dieser Zeitschrift ist Schillers gedacht. Dagegen spricht von der Anthologie ein Brief vom 9. Juli 1782, und in ihm rät Reinhard dem Bruder ab, sie als Muster seiner eigenen poetischen Versuche zu nehmen. Dabei hören wir folgendes nicht uninteressante Urteil: „Ceterum de carminibus in Anthologia praesertim Schillerianis scis, quid sentiam: Bona multa insunt, multa etiam egregia ac nova: Sed, cum multa sint negligentius, obscurius, monstrosius etiam ob novitatis originalitatisque, ut ita dicam, captationem dicta, facile patet, cum cau-

tione esse legenda pleraque, neque ad ea ingenium initiandi maxime esse formandam."

66. Zu S. 437, zum Gedicht **„Der Venuswagen."** Ein Abdruck dieses Gedichtes findet sich, worauf mich Fritz Jonas gefälligst brieflich aufmerksam machte, in Nefues' Süddeutschen Miscellen, Jahrg. 1812, Nr. 46. Die Angabe bei Boas, Nachträge zu Schs. s. W. I, S. 25, daß es seit 1781 nicht wieder gedruckt worden sei, ist demnach irrtümlich.

67. Zu S. 465, Z. 22 ff., Gedicht **„Melancholie an Laura".** Gegenüber meiner Deutung der Stelle

„Ach die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer"

bemerkt Kuno Fischer (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen, S. 64), der Sinn des Dichters sei gerade umgekehrt; „die kühnste Harmonie", fügt er in nicht ganz glücklicher Satzform bei, „verhält sich zum Saitenspiel wie der lohe Aetherstrahl Genie zur Lebenslampe, von der das Genie sich nährt, die es dadurch zerstört und mit ihr zu Grunde geht." Fischer nimmt also gleich Viehoff „die kühnste Harmonie" als Subjekt des Satzes, während ich, zusammentreffend mit Düntzer, „das Saitenspiel" als Subjekt genommen habe. Ich bleibe auch bei dieser Auffassung. Aber die Stelle ist dunkel, weil Schillers Ausdruck geschraubt und hart ist, und ich gehe nur, weil der Widerspruch von einer so hochangesehenen Seite erfolgt, auf die Sache noch einmal ein. Für meine Erklärung spricht der Gedankengang des Gedichtes, spricht der Zusammenhang; sie ist den Vorstellungen, welche den Verfasser der „Melancholie" bewegen, am meisten adäquat. Schiller ergeht sich in dem Gedanken, daß der unerbittlichen Naturordnung gemäß alles Bestehende vergänglich, alles Lebendige dem Tod geweiht ist, daß alle Blüte, Schönheit, Herrlichkeit nur Schein, Maske, verhüllte Verwesung, übertünchtes Grab ist. Er macht die Anwendung dieses Gedankens auf die Erscheinungen geschichtlicher Kultur und Größe, auf die Planetensysteme („der Sonnen Pracht"; die kosmische Ordnung oder Harmonie ist beliebtes Thema seiner Jugendgedichte); er macht wiederholt die Anwendung dieses Gedankens auf die Schönheit, Anmut und das frohe Lebensgefühl (die „Reizeharmonie") Lauras. Dann geht er (mit den Strophen 9 und 10) auf sich selbst über. Noch rühmt er sich vor der Geliebten, daß er stark wie eine Eiche stehe, daß an der Felsenkraft seiner Jugend der Todesspeer abgleite, daß sein Geist „kühn" durch das Weltall steure. Aber auch in dieser Blüte sitzt der Wurm, und Laura soll wissen: der Kelch, woraus ihrem Geliebten „Gottheit düftet", ist vergiftet. Unglückselig sei, wer es wage, aus dem

„Staub“ (dem körperlichen und irdischen Leben) „Götterfunken“ zu schlagen. Denn gerade das Saitenspiel, gerade die von Trunkenheit des Geistes, von Gottheitsgefühl begleitete Ausübung der Dichtkunst brauche seine Lebenskraft auf, zerstöre somit jene zuvor vorhandene bewundernswürdige Harmonie. Daß dieses Verderben schon in der Nähe sei, malen die späteren Verszeilen der zehnten Strophe aus: „mißbraucht zu frechen Flammen“, d. h. zu maßlosen, stürmischen, enthusiastischen Erregungen und Gefühlen über Gebühr gebraucht, verschwören sich seine „Geister“ schon zusammen wider sein Leben.

„Harmonie“ heißt dem Dichter der Zustand seines geistig-körperlichen Organismus, der ihn befähigt, sich schöpferisch wie ein Gott zu fühlen. „Kühn“ nennt er selbst seine durchs Weltall steuernden Gedanken, und mit dem Superlativ, als „die kühnste“, bezeichnet er jene in ihm zur Erscheinung gelangte Kräfteharmonie. Sie ist noch etwas Kühneres als die „Reizeharmonie“ Lauras, auch noch etwas Kühneres als die kosmische Ordnung: „feuriger“ noch als die Lichter des ewigen Himmels nennt er seinen Geist (Strophe 9). Aber wie die „Reizeharmonie“ Lauras zerstört wird durch das Altern, wie der kosmische Bestand der Welt zerstört wird durch das Ablaufen der „Räder an Planetenuhren“, so wird die ihm eigene kühnste Harmonie zerstört durch die dämonische Rastlosigkeit des Genies, durch eine die Kräfte des menschlichen Organismus rasch erschöpfende Thätigkeit des Geistes.

Ich wüßte nicht, daß diese Erklärung des Ganzen und des Einzelnen nicht aus Schillers Gedicht selbst fließt. Von der einen Stelle fällt ein Licht herüber auf die andere, und hier wie dort hören wir nicht von einer Harmonie, welche zerstört, sondern von einer Harmonie, welche zerstört *wird*.

Man kann einwerfen, daß es ein ungeschicktes Bild sei, wenn der Dichter das Saitenspiel eine Zertrümmerung bewirken läßt. Aber an solchen übel verwegenen Bildern ist in der Anthologie kein Mangel, und daß eine „Harmonie“ etwas in Trümmer werfen soll, ist keineswegs besser. Dabei entsteht, wenn „kühnste Harmonie“ als Subjekt genommen wird, die Frage, was mit ihr gemeint sei. Wollte man etwa annehmen, daß an einen sehr kühnen oder kühnsten Accordanschlag, der die Saiten zerreiße, an einen gewaltsamen Handgriff des Spielers, ein Fortissimo-Spielen gedacht sei, so würde man den Sinn der Stelle verflachen und den Dichter etwas sagen lassen, zu dem die unmittelbar folgenden Zeilen „Und der lohe Aetherstrahl“ gar nicht passen; auch wäre der Ausdruck „Harmonie“ für einen Saitenanschlag, der vielleicht eine musikalische Harmonie hervorrufen soll, mehr als künstlich. Kuno Fischers „verhält sich . . . wie“ u. s. w. nötigt uns zu denken: Wie der Aetherstrahl Genie von der Lebenslampe sich nährt und diese dabei zerstört, so nährt sich die kühnste Harmonie vom Saitenspiel und zerstört dieses dabei. Was hiebei unter kühnster Harmonie verstanden wird, ist nicht gesagt, und da sich alles Harmonische mit dem Begriffe des Insichübereinstimmenden, Gesunden, Vollkräftigen deckt, bleibt es immer schwierig zu denken,

daß gerade eine Harmonie etwas zerstören soll. Viehoffs Auskunft aber ist sprachlich unzulässig.

68. Zu S. 479 und der Anmerkung S. 479—481, **Christian Schubarts Herkunft und Stammeszugehörigkeit** betreffend. In Band I der „Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler, nebst kurzen Biographieen derselben," gestochen und herausgegeben von Christoph Wilhelm Bock, Nürnberg 1802, heißt es in der Biographie Ludwig Schubarts (des Sohnes des Dichters), nachdem zuvor erwähnt ist, daß dieser als kgl. preußischer Legations-Sekretär am fränkischen Kreise in Nürnberg Anstellung gefunden habe: „Es war sonderbar, sich in eine Stadt versetzt zu sehen, wo vorher noch nie ein Preußischer Minister gestanden hatte und die er so eigentlich die Stadt seiner Väter nennen konnte. Sein Vater hatte bis in sein 19tes Jahr die Schule zu Nürnberg besucht; sein Großvater war hier erzogen, und zum Volkslehrer gebildet worden; und mehr als sechs Schubarte, von denen er in gerader Linie abstammt, und die sich sämmtlich durch gute Naturgaben auszeichneten, — ruhen auf den Kirchhöfen dieser grauen Stadt." Hiermit scheint mir die Abstammungsfrage entschieden zu sein: Christian Schubart war, wie schon die Anmerkung S. 480 ausführte, dem Blute nach ein Nürnberger, kein Schwabe. Gustav Hauff gedenkt im Archiv für neuere Sprachen LXXXIII, S. 406—407 der genannten Bildnißsammlung (jedoch älterer unter Mitwirkung Philipp Mosers besorgter Ausgaben), läßt indessen obige Stelle außer Betracht und bezweifelt, daß die Biographie von Ludwig Schubart selbst verfaßt sei. Ich kann mich nicht überzeugen, daß er hierin Recht hat: Ton und Inhalt des Ganzen sprechen für eine Autobiographie, wenngleich in der Erzählung die dritte Person gebraucht ist; zum Mindesten müßte man annehmen, daß Ludwig Schubart dem Verfasser Notizen geliefert hat. Karl Geiger hält den Aufsatz für eine Selbstbiographie. Ueber Christian Schubarts nächste Vorfahren hat der k. Reallehrer Heinrich Solger zu München mit Hilfe des Altdorfer Seminarinspektors Rutz einige Ermittlungen angestellt (vgl. des Ersteren Schriftchen: Schubart der Gefangene auf Hohenasperg. Bamberg 1894). Demnach studirte der Vater des Dichters, Johann Jakob Schubart (in Altdorf geboren und nach der dortigen Pfarrmatrikel am 13. Mai 1711 getauft), 1732 in seiner Vaterstadt; der Großvater des Dichters, Walter Bartolomäus Schubart, war zuerst Adjunkt an der lateinischen oder Knabenschule in Altdorf und von 1704 an Kantor; 1721 wurde er „abgesetzt und starb in Nürnberg ohne Dienst" (Nach. G. Andr. Wills, Kaiserl. Hofpfalzgrafen, Professors und Seniors der Altdorfischen Universität, „Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Landstadt Altdorf", v. J. 1796). Christian Schubarts Vater sei ein „origineller, gewaltiger, sehr begabter, aber leidenschaftlicher Mann" gewesen, die Mutter dagegen „eine stille, einfache, weiche Natur voll Herzensgüte und emsiger Sorgsamkeit."

69. Zu S. 490, Z. 29—30 nebst Anmerkung. Das Spottgedicht **„Auf einen Kräuterkenner"** (Joh. **Simon Kerner**) ist durch Ludwig Pfau, der einer unrichtigen Familientradition folgte, in die Schillerlitteratur gekommen. In den von Jul. Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski herausgegebenen „Jahresberichten für Neuere Deutsche Litteraturgeschichte" v. J. 1890, zweit. Halbband, S. 147 steht zu lesen, nach Minor sei dieses Gedicht nicht Schiller, sondern Armbruster zuzuschreiben; die Billigkeit hätte gefordert, zu sagen, daß ich gleichzeitig die Entdeckung der Autorschaft Armbrusters gemacht und den Nachweis in der nicht nach dem ersten Bande der Schillerbiographie Minors, wohl aber vor seiner Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" veröffentlichten zweiten Lieferung meiner Schillerbiographie gegeben habe.

70. Zu S. 492, Z. 16 ff., zur **Elegie Reinhards** „An meinen Bruder". Das Subjekt zu „sein" ist nicht, wie sich nach dem Zitat annehmen ließe, Taheiti, sondern ein in den vorausgehenden Versen geschilderter, tahitischer Sänger. Reinhard macht die Anmerkungen, daß Tayo „Freund" bedeute und daß Sanbenito das mit Teufeln bemalte Kleid sei, welches von der Inquisition verurteilte Ketzer in Spanien anziehen mußten. Eine andere Anmerkung verweist auf Forsters „Reise um die Welt".

71. Zu S. 492, Schluß der Anmerkung. Eine Biographie Reinhards („Graf Reinhard", Bamberg 1896) hat Wilhelm Lang geschrieben. Die elterliche Schreibung des Namens war Reinhardt. Lang gab uns auch ein Lebensbild des S. 482 erwähnten Gottlob David Hartmann (Von und aus Schwaben. Stuttg. 1891).

72. Zu S. 495—499. In den „Jahresberichten für Neuere Deutsche Litteraturgeschichte" 1890, 2. Halbband, S. 146 findet sich aus der Feder des Berichterstatters, Albert Köster, die Bemerkung, zu den bisher bekannten Prosaschriften Schillers müsse man in Zukunft zwei bedeutsame Rezensionen aus der Jugendzeit hinzurechnen, welche Minor als Schillers Eigentum erkannt habe. Die eine derselben ist die im zweiten Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" gedruckte umfangreiche kritische Besprechung von Stäudlins „Proben einer teutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten"; bezüglich ihrer aber kommt die Priorität der Entdeckung Minor nicht zu. Denn den vollen Nachweis der Autorschaft Schillers hatte schon die zweite Lieferung meiner Schiller-Biographie S. 495—499 gegeben, während Minor im ersten Bande seiner Schiller-Biographie, der mit der zweiten Lieferung meines Buches gleichzeitig erschienen ist, zwar die Autorschaft Schillers behauptet, den Nachweis aber erst in seinem zu Anfang des Februar 1890 veröffentlichten Schriftchen „Aus dem Schiller-Archiv" geführt hat. Die zweite Lieferung meiner Schiller-Biographie war schon seit Ende November 1889 im Buchhandel.

Die andere Rezenſion, auf welche die „Jahresberichte“ ſich beziehen, iſt die im erſten Stück des „Wirtembergiſchen Repertoriums“ veröffentlichte Kritik der „Vermiſchten poetiſchen Stücke“ Stäudlins. Auch bei ihr habe ich ſchon in der zweiten Lieferung meines Buches, S. 562 und 584, an Schillers Autorſchaft gedacht, habe zum Mindeſten der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß ſie in der vorliegenden Faſſung von Schiller, dem Herausgeber des Repertoriums, überarbeitet oder mit Zuſätzen verſehen iſt. Minor ſetzt ſie Band I, S. 520—522 und S. 586 ſeines Buches ganz auf die Rechnung Schillers und nennt zu den inneren Gründen für dieſe Annahme auch einen äußeren Erweis: Der mit Stäudlin in Briefwechſel ſtehende Bodmer hat in einem Briefe an Schinz vom 16. Juli 1782 (Goethe-Jahrbuch V, 184) Schiller als den Verfaſſer der Rezenſion bezeichnet. Die Chiffre C—z, mit der dieſe unterſchrieben iſt, ergibt ſich hiemit freilich als eine um ſo gröbere Myſtifikation des Publikums, das ſie auf Conz deuten mußte; verſtändlicher wird aber nun auch der in Stäudlins Vorrede zum „Schwäbiſchen Muſenalmanach auf 1783“ ſich findende Satz, Schiller möge „künftig Satiren etwas ſchlauer von ſich abwälzen“: damit war auf die Chiffre C—z angeſpielt, „welche allerdings das Odium auf Conz abwälzen ſollte“ (vgl. Minor „Aus dem Schiller-Archiv“ S. 91 und S. 497 meiner Biographie).

73. Zu S. 496, Z. 6—7 v. u. Die Stelle „bratet uns an ſeinem Genie-Feuer“ iſt im Urtext nicht geſperrt gedruckt; ihre Hervorhebung gehört nur zu meiner Beweisführung.

74. Z. S. 511, Anm. Zu ergänzen iſt am Schluſſe: Peterſen ſelbſt verfaßte eine „Geſchichte der deutſchen Nationalneigung zum Trunke“ (Leipzig 1782).

75. Zu S. 521, zum Epigramm **„Grabſchrift“.** Daß mit den „Journaliſten“ der vierten Zeile Stäudlin und die Mitarbeiter ſeines Muſenalmanachs gemeint ſind, habe ich wahrſcheinlich gemacht. Ernſt Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben S. 44—46) meint, ich zöge dieſes Epigramm mit Recht in den Kreis des Gedichtes „Journaliſten und Minos“, in meiner Erklärung aber vermißt er Verſtändlichkeit oder Sinn. Muß man ihm ſagen, daß auch andere Leute zu Lebzeiten — in Scherz oder Ernſt — ſich eine Grabſchrift verfaßt haben, daß daran alſo gar nichts Verwunderliches liegt? Müllers eigene Erklärung aber, daß die Grabſchrift nicht auf Schiller, ſondern auf Stäudlin gehe und die letzte Zeile: (Er ſtarb) „zu ſpät für — Journaliſten“ ſo viel bedeute als: Stäudlin ſtarb zu ſpät für Journaliſten, „weil er als Frömmler das Journaliſtenhandwerk gar nicht verſtand“ und „alſo hätte ſterben ſollen, ehe er Journaliſt wurde“, iſt ſprachlich ſo unmöglich, daß man über ihre ſachliche Ungereimtheit gar kein Wort zu verlieren braucht. Wenn Müller Recht hätte, müßte es heißen: Für einen Journaliſten. — Eine von Rudolf Krauß im „Euphorion“ IV verſuchte neue Deutung des Epigramms trägt ihre Widerlegung in ſich ſelbſt.

76. Zu S. 562, zur **Rezension von Stäudlins „Vermischten poetischen Stücken" im Wirtembergischen Repertorium.** Daß diese Rezension von Schiller herrührt, wird durch den im Goethe-Jahrbuch V, S. 184 mitgeteilten Brief Bodmers an Schinz vom 16. Juli 1782 bestätigt. Bodmer schreibt: „Stäudlin hat von Rousseau gesagt:

Sein Loos glich Bodmers;
Edel war er und verkannt wie der.

In dem Repertorio der Würtembergischen Literatur stehet: Diese Vergleichung zwischen dem Philosoph und Bodmer ist überaus schief und hinkend. Der Autor heißt Schiller, und ist Stäudlins Rival in der Liebe und der Literatur. Er läßt ihm keine onze poetischen Genies, und er selbst beweiset die brocardica, die von den Schwaben umgehen."

77. Zu S. 563, Z. 26 und Anm. 4, **Christoph Städele** betreffend. Ein paar Scherzverse der Chronik Schubarts v. J. 1776 fordern Städele auf, einem vornehmen Besteller mit dem Hut auch den Kopf zu machen. Nach Gradmann (S. 643) hatte Schubart Städele bei einem Aufenthalt in Memmingen kennen gelernt, als er dort eines Schreibers, dem er ein Stück seiner Chronik diktiren könne, bedurfte; die „Teutsche Chronik" brachte hierauf Verse von Städele.

78. Zu S. 571, zu **Helferich Peter Sturz' Einfluß auf Schiller.** Max Koch führt die Rede an, welche Sturz in einem Aufsatz über Todesstrafen (in Boies Deutschem Museum v. Dezemb. 1776) einer vor den Richtern sich verteidigenden Kindsmörderin in den Mund legt. Dieselbe lautet: „Ich rede nicht für mein Leben, denn ich bin geschändet, und ich umarme den Tod als meinen Freund. Ihr strafet mich nicht; ihr erlöset mich nun von einer Reihe unleidlicher Quaalen. Ich war blühend und glücklich, von allen Mädchen beneidet, von allen Jünglingen geliebt. O verachtet mich nicht nach meinem Tode, ihr Ungefallenen! (Hier erinnert Koch an die Verszeile der „Kindsmörderin" Schillers: „Weinet um mich, die ihr nie gefallen!" Man vergleiche auch die 2 im Gedicht vorausgehenden Verse). Gedenket meiner, wenn ihr könnt, in der Stunde der Leidenschaft, wenn das Herz hoch aufschwillt und die Zunge stammelt, in der einsamen Laube, wenn ihr gegen den feurigen Mann, den ihr liebt, keine Waffen als ohnmächtige Thränen findet; rettet dann eure Unschuld, wenn euch ein Gott hilft! Ich rettete sie nicht und nun war der Friede des Lebens dahin. Wie sie nun auf mich herabsehen, meines Stolzes, meiner Schande spotten werden! Wie ich nun ein langes Leben hindurch für den Fehltritt einer Minute büssen muß! Nun bin ich keiner Freundin, keines Mannes, nicht der Achtung meiner Gespielinnen, nicht einer menschlichen Freude mehr wert. (Hier erinnert Koch an die Verszeile: „Einsam sitzt sie in dem All der Welt", wobei sich auch noch die nächste Zeile „durstet ewig an

der Freudenquelle" anführen ließe). Der ehrwürdige Name Mutter ist ein ewiger Schandtitel für mich (Schiller im gleichen Zusammenhang: „Deine Mutter — o im Busen Hölle! —). Ha, Richter! alles das tobte in meiner Brust in der Stunde der Geburt. (Bei Schiller hier die nämliche Reihenfolge der Gedanken). Kennt ihr den Zustand eines gebärenden, geschändeten Weibes? Wenn immer wachsende Marter wütet und hoffnungslose Verzweiflung zugleich, ist es dann Licht im Verstande? Handl' ich frey auf der Folter der Natur und des Gewissens? O lebtest du nicht, Pfand des Unglücks! rief es tief aus der Seele. O Schöpfer, nimm es hin, dieses unschuldige Kind! Es entflieht den Mühseligkeiten des Lebens, und rettet seine Mutter von der Schande, welche bittrer als der Tod, gewiß bitterer als sein Tod ist .... und so erwürgte ich mein Kind. — Ach, ich hätt' es gern erzogen und gebildet; aber mich einer endlosen Verachtung zu opfern, dazu war ich nicht verächtlich genug." (Dieses Schlußwort fällt stark ins Nüchterne; anders bei Schiller). — Daß auch Lenz in seiner Erzählung „Zerbin" das Thema des Kindsmords behandelt hat, erwähnt Max Koch ebenda; vgl. hiezu S. 532—534 der vorliegenden Biographie.

79. Zu S. 574, **Prof. Abels handschriftliche Aufzeichnungen über Schiller** (vgl. die Anmerkungen S. 256, 345 u. 383). Nachstehend folgen, ihrem vollen Bestande nach zum erstenmal veröffentlicht, die Abelschen Aufzeichnungen, soweit sich ihr Inhalt auf die im ersten Bande der Biographie behandelte Zeit bezieht (das Uebrige an späterer Stelle). Vorhanden sind 2 Niederschriften, deren wichtigste ein im Besitz der J. G. Cottaschen Buchhandlung befindliches Quartheft von 24 Seiten ist; die andere, aus 10 Quartseiten bestehend und 1883 im Besitz der Merkelschen Familie zu Eßlingen befindlich, bezieht sich nur zum geringen Teil auf Schillers schwäbische Zeit und wiederholt zumeist die Angaben der größeren Niederschrift. Beide Hefte sind undatirt, stammen aber aus der Zeit nach Schillers Tod. Von einer Eigentümlichkeit der Handschrift werde ich hier absehen dürfen: Abel schreibt viele Wörter mit lateinischer Schrift, ja er wechselt fast in jedem Wort zwischen deutschen und lateinischen Buchstaben. Bei der Wiedergabe der Briefe Schillers an Dalberg (vgl. Nr. 59 des Anhangs) glaubte ich auf Treue des Bildes auch in diesem Punkte achten zu sollen; Abels minderwertige Persönlichkeit überhebt mich wohl der Pflicht, eine Aeußerlichkeit zu kopiren, welche für die Abschrift so lästig ist wie für den Druck. Daß es Abel war, durch dessen Vorbild der jugendliche Schiller jene Untugend der Handschrift sich angewöhnt hat, liegt aber nun am Tage. Bei Abel ist sie, weil noch viel häufiger, noch unleidlicher; ich führe, um ein Beispiel zu geben, den nächstbesten Satz an: „Auch hatte seine erste disputation einen psychologischen Gegenstand." So ist das ganze Manuskript. Die Interpunktion der Handschrift ist nicht immer sicher erkennbar, und stellenweise ist sie geradezu falsch; Hauptwörter sind häufig mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben, und zwar thut dies Abel überall,

wo er lateinische Schrift wählt. Ich setze in letzterer Beziehung das Gebräuchliche ein, wahre aber im Uebrigen zu Gunsten des Zeitkolorits wie in Beachtung der individuellen Eigenart die Schreibung des Originals. Ausgestrichene Stellen übergehe ich. Der stilistische Ausdruck Abels läßt viel zu wünschen übrig, es ist schlechtes Deutsch; auch verrät sich kein Geist höheren Ranges, und von der Moralweisheit, mit der sich der Verfasser so sicher und disputirkräftig fühlt, denkt man am Ende des 19. Jahrhunderts gering. Gleichwohl wird Niemand den Wert dieser Aufzeichnungen, die vom einflußreichsten der Lehrer Schillers geschrieben sind, verkennen. Biographisch wichtig ist insbesondere, was Abel über die seelische Entwicklung Schillers bemerkt, interessant auch sein Bericht über die an der Militärakademie bestehende „geheime Verbindung" zwischen Lehrern und Schülern; desgleichen kommt unserer Kenntniß zu gut, daß als Schillers Hauptlehrer in den philosophischen Fächern hier Schwab und Abel bezeugt sind. (Vgl. zu den philosophischen Lehrern Schillers die trefflichen Partieen bei Minor, I, 192—207). Der Text des dem J. G. Cotta'schen Archive gehörigen Heftes lautet:

„Eltern.

Schillers Vater, Major bei einem würtemb. Regiment und zuletzt Aufseher über das Lustschloß Solitude, war ein Mann von gewöhnlichem Verstande und geraden, redlichen Charakter; aber zu weiterer Ausbildung des ersteren und zu Erweiterung s. Kenntnisse hatte er wenig Gelegenheit indem er, nachdem er die Schule verlassen hatte, zu einem Chirurgen kam bey dem er nach damaliger Weise Chirurgie lernte, zugleich aber die Verrichtungen eines Barbiers, Rasiren u. dgl. üben muste; nicht viel mehr war seine Laufbahn als Militair, erst als Chirurg und dann als wirklicher Officier, geeignet jene Bildung zu erhöhen; nur seine letzte Anstellung als Aufsehers auf der Solitude gab ihm Gelegenheit die Kenntnisse von der Landwirthschaft die er schon früher erworben hatte, zu vermehren, worüber er auch seine Beobachtungen durch den Druck bekannt gemacht hat[1]). Mehr hat seine militairische Laufbahn auf seinen Charakter gewirkt, welcher dadurch große Ordnungsliebe, Genauigkeit und Strenge erhielt.

Seine Mutter war eine Frau von gesundem jedoch nicht vorzüglichem u. ausgebildeten Verstand; auch zeichnete sie sich durch viele Imagination vorzüglich aber durch Lebhaftigkeit und Zärtlichkeit des Gefühls aus; daher war sie auch eine äußerst zärtliche Mutter, und besonders liebte sie ihren Sohn (er war der einzige) so sehr, daß die Entfernung von ihm und der Mangel der Hoffnung, ihn jemals wieder zu sehen, ihr ganzes Leben trübte. Noch in den lezten Jahren ihres Lebens traff [ich sie] nach langer Zeit zum ersten Mal wieder in einem Hause, wo sie mich so wenig erwartete, als ich sie;

[1]) (Anmerkung Abels) in einer Schrift: Betrachtung über Landwirthschaftliche Dinge in Württemberg — 1—4ter St. Stuttg. 1767. 8.

den Augenblick ergoß sie sich in einem Strom von Thränen, die, wie sie sich hernach erklärte, dem Andencken alter besserer Zeiten, vorzüglich aber ihrem damals noch lebenden und glücklichen aber von ihr auf immer getrennten Sohne flossen.

Von Schillers Schwestern ist eine an den Bibliothekar Rheinwald, die andere, noch lebende, an den Stadtpfarrer in dem würtemb. Städtchen Möckmühl verheyrathet; Eine dritte ist längst unverheyratet gestorben.

Einiges über Sch. [Schillers] intellektuelle Bildung in der Akademie.

In der Akademie, in die Schiller 1773, ohngefähr 14. J. alt kam, war der ganze Cursus, den der Schüler zu durchlaufen hatte, in drey Theile getheilt.

Den Anfang machte der philologische, während dessen ich Schillern noch nicht kannte; von diesem trat der Schüler in den sogenannten philosophischen Cursus über, in dem jedoch nicht bloß die eigentliche Philos. sondern auch alles andere gelehrt wurde, was nach der alten Eintheilung zur philosophischen Fakultät gehörte; aber ich muß, da mir das übrige wenig bekannt ist, mich auf Schillers Fortschritte in der ersten u. unter diesen auf das, was er bey mir gehört hat, einschränken.

Sch. hörte bei Prof. Schwab, dem berühmten Gegner Kants und Reinholds und Verfasser mehrerer Preißschriften Logik Metaphysik und Geschichte der Philosophie, bey mir Psychologie, Aesthetik Geschichte der Menschheit und Moral.

Alle diese Wissenschaften interessirten ihn, denn er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu, und laß [las] nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte.

Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademie Thor, biß wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal in dem er die Vorlesung hielt begleiteten und ebenso nach vollendeter Vorlesung wieder bis an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände, welche in der Vorlesung vorgetragen wurden, bald über andere, besonders politische Gegenstände oder auch über Privatangelegenheiten Einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu rathe zogen, gesprochen wurde. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener, Diskurs, besonders, wenn er einen wissenschaftlichen oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungssaal fortgesezt und daher die Vorlesung — öfters nicht zum Nachtheil der Zöglinge — später angefangen.

Solche Gelegenheiten benuzte Sch. emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntniß zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Cursus

in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medicin übergegangen war, fortsezte. Vorzüglich bemühte er sich diese beyde Arten von Kenntnissen zu Einem Zweck zu verbinden sowie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen; Sogar hörte er, nachdem er den dritten Cursus, das medicinische Studium, bereits vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweyten Male. Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand.

Noch erfreulicher für jeden, den Sch. interessierte, war die Bemerckung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. In der That hat dieses Buch Wirkungen auf das Herz, die man von einem, in Aphorismen geschriebenen, Buche nicht erwarten sollte. Ich kenne einen Mann von ausgezeichneten Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben innigen Freund Schill. [Schillers], der überzeugt ist, daß er die Bildung dem häufigen Lesen Fergusons vorzüglich schuldig ist.

Doch allerdings waren es am meisten die schönen Wissenschaften, die Sch. in dieser Periode liebte Gerstenbergs Ugolino, Göz von Berlichingen, Klopfstocks [sic] Messias u. s. w. wurden mit großer, inniger Empfindung von ihm gelesen aber alle diese musten dem großen Shakespear weichen, sobald er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Scene, deren auch schon im Morgenblatt, wie in einer kurzen Lebensgeschichte Schillers Erwähnung geschehen ist. Ich war gewohnt, bey Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher u. interessanter zu machen; dieses that ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer andern Leidenschaft erklärte, welchen anschaulicher zu machen, ich einige der schönsten, hierher passenden Stellen aus Shakespear's Othello nach der Wieland. Uebersezung vorlaß [vorlas]. Schiller war ganz Ohr, alle Züge s. Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, u. kaum war die Vorlesung vollendet so begehrte er das Buch von mir und von nun an laß und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer. Göthe schildert in Meisters Lehrjahren den Einfluß, den das Lesen Shak. [Shakespeares] auf Meisters Bildung hatte; gewiß war der Einfluß dieses unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, dessen Geist obwohl nicht gleicher Größe, aber doch einige Verwandtschaft mit dem Geist des Engelländers hatte. Ich seze gleich hier hinzu, daß Sch. bißweilen auch mit andern seiner Kameraden unter Leitung Uriots den Schauspieler machte, jedoch nicht mit ausgezeichnetem Erfolg.

Nach 2 Jahren gieng Sch. zur Medicin über. Auch diese studierte er mit Eifer, ob er wohl die nun einmal liebgewonnenen Wissenschaften, besonders die schönen Wissenschaften und die Poesie, nicht hintansezte, sondern sie vielmehr mit immer zunehmender Neigung fortsezte. Nachdem endlich seine Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er nach Gewohnheit eine medic. Disputation; allein diese

enthielt so starcke Stellen gegen Haller, daß der Herzog den Druck verbot, weil [er] es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Hallers Verdienste herunterzusezen sich erkühne. (Sch. hatte die damals neueste Physiologie kennen gelernt und unterwarf aus dem Gesichtspunkt dieser Haller seiner Kritik). Aus diesem Grunde muste er in aller Eile eine andere Disputation schreiben und da er sich seiner psychologischen Kenntnisse bewußt war u. zugleich auch seine Kenntnisse in den medicin. Wissenschaften zeigen wollte, so schrieb er über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen.

Einiges über s. moral. Bildung während des Aufenthalts in der Akademie.

Von der Bildung des mor. Charakters Sch. ist mir folgendes bekannt. Offenbar wirkte auf denselben das Studium der Wissenschaften so wie das Lesen besserer Schriften sehr wohlthätig. Außerdem war der Einfluß seiner Mitschüler u. seiner Vorgesezten, besonders einiger Lehrer bedeutend. Schon die Entfernung von andern Menschen u. öfters auch der Druck durch die milit. Disziplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr an einander anschlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des verstorbenen Herzogs Carl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte; dieses hatte die Folge, daß die Lehrer selten in den Fall kamen, die Zöglinge gegen sich aufzubringen; vielmehr wurde die Neigung dieser gegen jene um so größer, je mehr sie von ihren militairischen Vorgesezten gedrückt zu werden glaubten; auf der Solitude, wo die Zöglinge außer ihren Vorgesezten und Lehrern beynahe gar niemand sahen, muste diese Verbindung noch inniger werden und endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Theil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war; aus allen diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität fand; Lehrer und Lernende lebten zum Theil in der innigsten herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte; der Schüler theilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit, und fragte ihn in Gegenständen um Rath die gewöhnlich vor niemand mehr als vor Lehrern u. Vorgesezten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir Eine Folge der obengenannten Verhältnisse: Statt daß in ähnlichen Instituten jeder von allen Mitschülern als Verräther angesehen wird, der einem Vorgesezten von einem Fehler oder dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht giebt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnde Kameraden und zwar mit Wissen der lezteren bey einigen Lehrern an oder drohten ihnen damit, ohne sich dadurch auch nur im geringsten auszusezen. Doch musten freilich sowohl die Zöglinge, die dieses zu thun sich erkühnten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschiedenem gutem Credit

ſtehen, ſo daß man ſicher ſeyn konnte, die Handlungsweiſe beyder habe keinen andern Grund als den Eifer für das gute.

Schon frühe entſtand ſogar eine Art geheimer Verbindung zwiſchen einigen wenigen Lehrern und mehreren der beſſeren Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge theils durch die, auf dieſe Weiſe verſtärckte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde theils durch wohlthätigen, unter Leitung jener Lehrer ſtehenden Einfluß der Zöglinge auf einander zu befördern. Da ſolche Jünglinge in bedeutendem Anſehen bey ihren Kameraden, beſonders den jungen, ſtanden, ſo bemühten ſich die lezteren mit den erſteren in Verbindung zu treten, u. da die Bedingung Fleiß und Bildung des moraliſchen Karakters war, ſo war dadurch den Beſſeren der Weg eröffnet auf andere beſonders die jüngeren höchſt wohlthätig einzuwirken. Dieſe Verbindung war bald mehr bald minder ausgebreitet und wirkſam, aber ganz hat ſie, wenigſtens ſo lange ich noch Glied der Akademie war u. als ſolches Kenntniß davon haben konnte, nicht aufgehört.

In einer Anſtalt in welcher neben manchem, was die moraliſche Bildung beförderte, auch vieles ſtatt hatte, was dieſelbe hinderte, waren ſolche Mittel ſehr nöthig, und noch erinnere ich mich mancher, die durch Hülfe derſelben, beſonders durch ältere Zöglinge, vom Verderben gerettet oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Sch. hatte an allem dieſem Antheil. Er lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundſchaft er war Vertrauter vieler vortreflicher Jünglinge und beſonders auch Glied jener engeren Verbindung u. durch alles dieſes ward ſ. Moralität nicht wenig befördert, Er verließ die Akademie als ein junger Mann, der nichts höheres kennt als Moralität; nur mangelte ihm allerdings noch jene Stärcke, durch die man allein fähig wird, auch die heftigſte Leidenſchaft ſo bald ihre Befriedigung gegen Pflicht oder Klugheit anſtößt, zu beſiegen.

Ein Zug des Charakters, der hierher gehört, verdient noch beſonders erwähnt zu werden.

Sch. kam, wie ſchon bemerkt worden ohngefähr im 14. J. ſ. Lebens in die Akademie; damals war er ein furchtſamer, ſchüchterner Knabe, wozu vielleicht die milit. Strenge ſeines Vaters beygetragen hatte, auch äußerte er nur wenig Selbſtgefühl; allein bald änderte ſich alles dieſes, denn kaum war er zum Studium der Wiſſenſchaften übergegangen, ſo erwachte die Neigung für dieſelbe, ſ. Fortſchritte waren ſchnell und ihm ſelbſt ſowohl als andern auffallend, daher entſtand bald Gefühl ſeiner überwiegenden Kräfte, Vertrauen zu ſich ſelbſt und Muth welches alles überdieß durch den Beyfall ſeiner Vorgeſezten u. Lehrer, u. die Achtung die ihm ſeine Mitſchüler zollten ſehr erhöht wurde. Der vorher ſo ſchüchterne Jüngling fing nun an eine Rolle unter ſeinen Kameraden zu ſpielen und ſelbſt mit den Vorgeſetzten und Lehrern ging er auf viel freyerem Fuß um.

Auch ſein äußeres kündigte die große Veränderung an; Eine Frau, an deren Haus Sch. gleich nach ſ. Austritt aus der Akademie öfters vorbey gieng, pflegte zu ſagen: der Regimentsarzt Sch. trete

einher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre. Indessen würde man ihm dennoch Unrecht thun, wenn man ihn eines zu hohen Selbstgefühls, des Stolzes beschuldigen wollte. Schiller blieb selbst, nachdem sein Name schon berühmt geworden war u. seine ersten Versuche großen Beyfall erhalten hatten, noch so bescheiden, daß er die Ausstellungen auch solcher Freunde, die ihm an Genie bey weitem nicht gleich kamen, mit Dankbarkeit aufnahm.

Austritt aus der Akademie.

Schiller verließ die Akademie 1780 u. trat nun als Regimentsarzt in die herzogl. Dienste. Aber als Arzt schien er wenig Glück zu machen, man klagte, daß er theils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu starcke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesezten, dem Leibmedicus Elwert der übrigens seine Talente schäzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeigenden, Widerspruch was um so mehr erfolgen muste, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter sondern auch höchst pünctlicher Mann war.

Mit mehr Neigung widmete er sich auch jezt wieder seinem Lieblingsfach, der Poesie; Besonders arbeitete er nun die Räuber aus, die er schon in der Akademie zu bearbeiten angefangen hatte. Die Idee zu diesem Werck gab ihm theils der Räuberhauptmann Roque im Don Quixote, theils die Geschichte des sogenannten Sonnenwirths oder Friedr. Schwans, von dem damals durch ganz Würtemb. viel gesprochen wurde u. über die er auch mich öfters fragte (Mein Vater war der Beamte, unter dem Schwan eingefangen und hingerichtet wurde) u. die er auch, jedoch mit einigen Abänderungen, in einem eigenen Aufsaz bearbeitet hat. Einige Namen wie einige Karaktere sind aus seinen Umgebungen in der Akademie entlehnt. Sebst der Plan Spiegelbergs, nach dem h. Lande zu wandern ist eine Idee, mit der einer seiner Kameraden, welchen Sch. als schlecht denkenden Menschen verachtete, [sich] oft u. lange getragen hatte; daß er Graubünden das Paradieß der Jauner nannte, bezog sich auf einen der milit. Aufseher, dem die Zöglinge abhold waren. Die Sensation, die die Räuber erregten, war selbst über Sch. [Schillers] Erwartung. Besonders war ihm eben so unerwartet als angenehm, was ihm H. v. Dalberg aus Mannheim schrieb. Die Folge davon war, daß er mit desto größerem Eifer die Fehler des Stücks zu verbessern suchte; noch immer erinnere ich mich eines Spaziergangs den er mit seinem innigsten Freunde Bibl. Petersen und mir machte und auf dem die Fehler des Stücks der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verleugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinn spürte er selbst allen Fehlern nach u. ohne allen Schein eines Misvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel s. Freunde an. Nun dachte er auch auf neue Plane. Die, obwohl gescheiterte, Unternehmung des Fiesko hatte ihn schon lange begeistert. Er war

gesonnen, die ganze Kraft seines Geistes auf dieses Drama zu wenden und dasselbe nicht eher bekannt zu machen, biß er die Urtheile eines Lessings, Goethes, Wielands vernommen deren Kritik er aufs beste zu benuzen sich vornahm. Einst trat er voll Feuer zu mir ins Zimmer und stellte, durchaus begeistert den Fiesko vor, wie er vor das Gemälde des Romano tritt und dadurch zu großen Entschlüssen entflammt wird. Indessen blieb doch dieses Stück noch weit von dem Ideal entfernt das Sch. Geist schon damals, nur dunckler, vorschwebte; die Flucht aus Stuttgardt und Zerstreuungen mancher Art die daraus entstanden, hinderten ihn; auch machte er es, durch äußere Verhältnisse bestimmt früher bekannt als seine erste Absicht es gestattete. Jetzt arbeitete er auch in Gesellschaft einiger Freunde an dem Würtembergischen Repertorium und gab die Anthologie (1782) in Druck.

Aber alle diese Arbeiten wurden auf einmal unterbrochen; Ghr. von Dalberg ließ in Mannheim die Räuber aufführen u. gab Schillern davon Nachricht; dieser hatte nun keinen größern Wunsch als der Aufführung beyzuwohnen, besonders, da er den Nuzen voraussah, den er bey Umarbeitung des Stücks daraus ziehen würde; aber eine abschlägliche Antwort fürchtend hielt er beym Herzog gar nicht um Erlaubniß an, sondern reiste ohne diese ab. Aber unglücklicher Weise bekam dieser sogleich Nachricht davon, Sch. wurde auf mehrere Tage in Arrest gesezt und ihm überdieß verboten, Comödien zu schreiben. Daß der damalige Garteninspektor Walter mit im Spiel gewesen, wie im Schwäbischen Museum 1. Th. 227 erzält wird, habe ich nie gehört; dagegen nahm man als wahrscheinlich an, daß der Herzog auf Sch. deßwegen so sehr zürne, weil dieser, um seinen Obristen zu schonen, durchaus nicht habe eingestehen wollen, daß die Reise mit dessen Wissen und Willen unternommen worden sey. (Ob Sch. selbst auch dieses geglaubt habe, erinnere ich mich nicht mehr.) Wie aber auch dieses sich verhalte, so war Sch. über das Verbot Com. zu schreiben so aufgebracht, daß dieses ihn bestimmte, Stuttgardt heimlich zu verlassen, von wo er erst auf die Güter der Wolzogischen Familie floh nachher aber als Theaterdichter in Mannheim wieder öffentlich auftrat. Der Herzog war über diesen Schritt um so mehr erbittert je mehr er Sch. Talente schäzte; daher auch alle Versuche, die von sehr geschätzen Fremden gemacht wurden, Sch. die Gnade des Herzogs und die Erlaubniß, auch nur auf Besuch in sein Vaterland zurükzukehren, wieder zu erwerben vergebens waren. Er ist ein Undankbarer, antwortete Carl zwey deutschen Prinzen, die von dem Ruhm den Sch. sich erworben und der Ehre die er seinem durchlaucht. Erzieher mache, zu sprechen anfingen.

Ich seze noch einiges von Sch. Moralität während dieses Zeitraums bey. Die plözliche Versezung außer die Akademie und zwar unter Soldaten war in dieser Rücksicht nicht wenig gefährlich. Eingeschlossen in die Mauern der Akad. hatte er die Menschen meist nur aus Theorien und aus Büchern kennen lernen, besonders da die wenigen, die ihn umgaben, wegen Gleichheit der Verhältnisse sich ziemlich gleich waren; überdieß hatte er bißher stets durch die akademi-

schen Geseze und Vorschriften beschränckt und geleitet seine Freyheit noch gar nicht gebrauchen lernen. Charakterstärcke war ohnehin noch nicht vorhanden. Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttg. das Gerücht verbreitet, daß Sch. einigen Arten von Ausschweiffungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akad. Zögling hatte, auch jezt noch fortdauerte u. einer seiner besten Freunde u. häufigsten Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Rücksicht vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz aber doch gröstentheils Unrecht gethan wurde.

Zweymal oder dreymal geschah es nämlich, daß der junge, onerfahrene, zutrauensvolle des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft die ihn dazu aufmunterte u. sogar täuschte, zu viel tranck; hauptsächlich geschah dieses einmal als der General s. Regiments den Officieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in s. Logis getragen werden muste. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrincken pflege, allgemein.

In Rücksicht auf eine zweyte Art von Ausschweiffungen habe ich nicht ein einziges zuverlässiges Factum gehört; allerdings liebte er zwar eine Person, der seine Dichtkunst viel mehr Vorzüge beylegte als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der Anthologie ist, allein sicher gieng zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte.

Dagegen ist es allerdings wahr, daß seine Ungewohnheit u. Unfähigkeit mit dem Geld umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende, Schulden stürzte die jedoch nicht unbezalt blieben.

Endlich entschuldigte er seine Entweichung dadurch, daß das Verbot ferner zu schreiben, ihn der Mittel theils dem Publikum nüzlich zu seyn, theils sein geringes Einkommen zu vermehren, beraube."

[Von hier ab hat das Heft noch 4 Seiten, die sich auf die Zeit nach Schillers Entfernung aus Stuttgart beziehen.]

Die aus dem Besitz des Kaufmanns O. Merkel in Eßlingen mir zur Einsicht überlassene Handschrift Abels enthält bezüglich der Stuttgarter Zeit Schillers folgende 2 Abschnitte:

„1. Schillers Disputation.

Schiller muste, um Doktor der Medicin zu werden, eine medicinische Disputation schreiben; er schrieb solche und übergab sie medic. Fakultät, die sofort dem Herzog darüber berichtete. Aber der Bericht war nicht ganz günstig; der Verf. habe sich mit jugendlichem Uebermuth dem damals hochverehrten und hoher Ehre zu allen Zeiten würdigen Haller entgegengestellt und sich in der Hize des Kampfes unehrerbietige Ausdrücke gegen denselben erlaubt, daher verbot der Herzog, der Hallern wahrhaft hochachtete und nicht dulden wollte, daß aus seiner Akademie eine [den] großen Mann beleidigende Schrift

kommen sollte, den Druck. Ein Jugendfreund Schillers, Oberamtmann Seufert, ist im Besiz dieser Disputation. Um jedoch dem Gesez Genüge zu leisten, muste eine andere Streitschrift verfertigt und vertheidigt werden und da eine andere mediciniſche zu schreiben, die Zeit nicht reichte, so ward eine mehr psychologische gewählt theils weil Schiller in der Psychologie wirklich mit großem Eifer studirt hatte (er hörte sie noch nach Vollendung der meisten medicin. Collegien zum zweyten mal aus eigenem Antrieb, [theils] weil er aus diesem Fach eine Materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menschlichen Körpers erprobte und in so weit auch zu einer Probeschrift für den medicinae studiosus sich eignete. So entstand der Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit s. geistigen 1780 als Probeschrift des medicinae candidatus.

2. Fiesko.

Schiller hatte schon während seines Aufenthaltes zu Stuttgardt den Fiesko zu bearbeiten angefangen; Geist und Herz war voll von diesem Gegenstand. Einst stürzte er in das Zimmer eines Freundes — Hören Sie, hören Sie, rief er und declamirte mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl den 17. Auftritt, in welchem Verina und einige der Verschworenen mit dem Maler Romano bei Fiesko erscheinen. Noch sehe und höre ich ihn, wie er das Gemälde an der Wand des Zimmers und sich selbst als Fiesko träumend im Zimmer auf und ab rannte und voll Begeisterung jene berühmten Worte sprach: Tritt her, Maler u. s. w. Ueberhaupt lag ihm die Ausarbeitung dieses Stücks sehr am Herzen; es sollte sich — das war sein Vorsaz, der Vollendung möglichst nähern und durch keinen von den Fehlern befleckt werden, die er selbst in den Räubern fand; kurz auf dieses Drama sollte sich sein Ruf als dramatischer Schriftsteller gründen; auch war er entschlossen, das msc. vor dem Druck Lessing zuzusenden und diesen um strenge Beurtheilung zu bitten (an Wieland und Göthe mochte er sich nicht wenden, weil der erstere in einem Brief an Werthes, der ihm auf Schillers Bitten die Räuber zugeschickt hatte, kein ganz günstiges Urtheil über diese gefällt und Göthes Urtheil noch weniger günstig geschildert hatte). Allein Lessing starb, bevor er ihm das Manuscript zusenden konnte und Schiller, aus seinem Vaterlande entflohen und dadurch in vielerley Verlegenheiten, Sorgen und Zerstreuungen gestürzt, auch nicht selten mit Geldnoth ringend, überließ das Stück dem Druck früher, als es diejenige Vollendung erhalten hatte, welche ihm zu geben sein Vorsaz gewesen war."

80. Zu S. 574, Z. 20—27, S. 575, Z. 1—12, S. 581, Z. 8—33, und S. 582, Z. 1—12 (**Unterbrechung der dichterischen Arbeiten Schillers durch geforderte Promotion**) vgl. auch Schillers Brief an Christian Schwan vom 2. Febr. 1782 mit der Stelle: „Gegenwärtig muß ich den Helikon verlaßen und mit der Schlange

von Epidaurus spielen. Ich werde heuer das Diplom eines Doctors annehmen, wozu ich also meine Medicin wiederum durchfliegen muß." Vgl. Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 27 und VII, 269—270, woselbst die Schreibung im Texte der Briefsammlung nach der nunmehr im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Handschrift berichtigt ist.

81. Zu S. 595, Z. 31—34 und S. 596, Z. 1. Ein vollständiges Exemplar des **„Schwäbischen Magazins"** (nebst den „Gelehrten Ergözlichkeiten" und dem „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben") besitzt die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, was gegenüber Minor I, S. 558 verzeichnet sein mag. Meines Wissens besitzt auch der Schwäbische Schillerverein ein solches.

82. S. 601, Z. 3—5, zu den **Grabschriften für Azels Aufsatz.** Das cecinit in der Inschrift für Klopstock („Gratiam cecinit Terris et Inferis") ist mit „ersungen" nicht genau übersetzt, und ich bitte zu lesen: ... die Hölle ihn kenne; die für Klopstock, sein Gesang habe Lebenden und Abgeschiedenen Gnade verkündigt.

83. Zu S. 609, zu Schillers **Gedicht auf Riegers Tod.** Ernst Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben S. 113) bemängelt meine Auffassung des Verhaltens Schillers, als träte sie dem Dichter zu nahe, und verschweigt dabei alles, was ich (S. 609—610) zur Entschuldigung Schillers und der „Todenfeyer" gesagt habe. Müller wirft mir vor, daß ich in der Zeile „Zu erwuchern war Dein Trachten nie" das „Dein" gesperrt habe drucken lassen, während dies in der historisch-kritischen Ausgabe Goedekes nicht der Fall sei. Letzteres ist richtig, aber der Druck bei Goedeke entspricht an vielen Stellen nicht dem Originaldruck. Diesen hat Hermann Fischer aufgefunden und im Archiv für Litteraturgeschichte X, 393 ff. bekannt gemacht. Ich bin in der Wiedergabe, wie es meine Pflicht war, ihm gefolgt (vgl. die Verszeilen auf S. 610) und habe eben darum das „Dein" gesperrt und mit großem Anfangsbuchstaben drucken lassen: der Originaldruck zeigt bei „Dein" wie auch bei dem Wort „Fürsten" der nächsten Zeile eine etwas größere, kräftigere Schriftgattung als bei den Nachbarworten, hat auch den großen Anfangsbuchstaben. Müllers Ausstellung beweist also nur, daß er mir wieder einmal am Zeug etwas flicken wollte, daß er aber nicht wußte, was er hätte wissen sollen.

84. Zu 610—611, **Aufführung der Räuber in Mannheim im Mai 1782.** Max Martersteigs Buch **„Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—1789"** (Mannheim bei Bensheimer, 1890) behauptet S. 430, die Räuber seien während der Monate Mai, Juni und Juli 1782 in Mannheim nicht aufgeführt worden. Als ich mich im Frühjahr 1894 zu Schillerstudien in Mannheim aufhielt, gab mir der Bibliothekar und Archivar des dortigen Hoftheaters, Hugo Grahl, gleichfalls die Auskunft, von

einer Räuberaufführung im Mai 1782 finde sich in den Theaterakten nichts: nach dem „Zettelband" seien die Räuber in Mannheim am 13. Januar, am 24. Januar, am 3. Februar, am 10. Februar und hierauf erst wieder am 6. August 1782 aufgeführt worden. Demnach hätte Schiller bei Dalberg eine Fehlbitte gethan und bei seiner zweiten Reise nach Mannheim die Räuber nicht gesehen. Sämmtliche Schillerbiographen befänden sich hiemit in Irrtum. Ich glaube dennoch, daß wir zu einem Widerruf bis auf Weiteres noch nicht gezwungen sind. Denn auch die Zeugnisse, welche für eine Aufführung der Räuber im Mai sprechen, sind gewichtig. Zunächst ist es Streicher, in jenen Tagen der vertraute Genosse des Dichters, der in seiner Schrift „Schillers Flucht" S. 48 berichtet, Schiller habe den öfteren Wünschen und dringenden Bitten einiger Freunde und Freundinnen nachgegeben, „eine kurze Reise des Herzogs zu benützen, und während dessen Abwesenheit, ohne Urlaub zu nehmen, mit ihnen nach Mannheim zu gehen, und daselbst im Wiedersehen seines Schauspiels seinen eigenen Genuß durch das Mitgefühl seiner Reisegefährten zu erhöhen". Er habe nach Mannheim geschrieben, um die Aufführung der Räuber auf einen bestimmten Tag zu erbitten, „was ihm auch von der Intendanz sehr leicht gewährt" worden sei. „Bei der Anschauung dessen, was er mit seinen ersten, jugendlichen Kräften schon geleistet", sei der Gedanke, wie Vieles und Großes er bei ungefesselten Kräften zu leisten vermöchte, „durch seine enthusiastischen Begleiter um so mehr angefeuert und unterhalten" worden, „je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten". Das sieht denn doch nicht wie ein aus den Fingern gesogener Bericht aus! Und Andreas Streicher ist ein wahrheitsliebender Erzähler. Er berichtet auch des Ferneren S. 55, die Freundinnen des Dichters [Frau Hauptmann Vischer und Frau Henriette v. Wolzogen] hätten „nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber hätten aufführen sehen"; sie hätten dem Drange nicht widerstehen können, die Wirkung des Trauerspiels sowie das Verdienst der Mannheimer Schauspieler „auch andern zu schildern", und so habe es unter dem Siegel des Geheimnisses die halbe Stadt, auch der General Augé und endlich der Herzog erfahren. Man sieht, hier ist Streicher genau unterrichtet, und offenbar ist er selbst derjenige der jüngeren Freunde Schillers, gegen den sich nach S. 49 der Dichter über die Mannheimer Eindrücke ausgesprochen hat. Aber auch die Schwägerin des Dichters, Karoline v. Wolzogen, weiß nicht anders, als daß die Räuber „im Mai" wiederholt wurden und Schiller hiezu wiederum eine heimliche Reise nach Mannheim gemacht habe (vgl. ihr Leben Schillers, 5. Aufl. S. 25). Und schwerlich hätte Schiller nach der Zurückkunft aus Mannheim in seinem Briefe an Dalberg von einem Vergnügen, das er zu Mannheim „in vollen Zügen" genossen habe, gesprochen, schwerlich würde er diese Reise „beinahe die glüklichste" seines Lebens genannt haben, wenn ihr Hauptzweck durch Dalbergs Weigerung vereitelt worden wäre. Daß er „nur deßwegen" reisen will, sagt er in seinem Brief

an Dalberg v. 24. Mai, und an Hoven schreibt er am 25ten: „Ich habe nach Mannheim wissen lassen, daß ich komme, und um eine Vorstellung meiner Räuber ersucht." — Nun haben freilich die Mannheimer Gegenzeugnisse gewissermaßen einen offiziellen Charakter. Aber es ließe sich annehmen, daß die Theaterakten nicht vollständig erhalten sind oder daß ein Eintrag über die Aufführung der Räuber im Mai fehlt, weil sie mit Rücksicht auf Schillers dringliche Bitte unter Abänderung des zuvor festgesetzten Wochenrepertoires und in aller Eile angeordnet worden war. Martersteig gibt für die Zeit vom 13. Mai bis 23. Juli 1782 keinen Repertoriumsvorschlag des Theaterausschusses, während er es für andere Zeitabschnitte thut, er teilt auch kein „Repertorium" mit, welches die Räuber-Aufführungen im Januar und Februar nennt, und über Schillers Angelegenheiten zeigt er sich S. 430—431 nicht gut unterrichtet.

85. Zu S. 611, **Brief Schillers an Friedrich von Hoven vom 25. Mai 1782.** Die Handschrift dieses in v. Hovens Selbstbiographie zuerst zum Druck gelangten Briefes befindet sich nach Jonas, Schillers Briefe I, S. 466 in Dessau im Besitz des Herrn Karl Meinert. Bei v. Hoven (wie bei Boas, Schiller's Jugendjahre) steht „J nach Mannheim"; Jonas bemerkt, das J sei aus dem Klammerzeichen) verlesen, es ist also zu streichen. Die Handschrift hat Wollzogen, Reise-Gesellschaft, Chausséehaus, Suffenhausen. Ein Suffenhausen gibt es meines Wissens in Würtemberg nicht, wohl aber liegt das Pfarrdorf Zuffenhausen an der Stuttgart-Ludwigsburger Straße (zwischen Stuttgart und Kornwestheim), so daß ich der Sache nach richtig geschrieben habe. Vgl. den Abdruck des Briefes bei Jonas I, Nr. 30 nebst den Anmerkungen S. 466—467 und VII, S. 270.

86. Zu S. 617. Vgl. zu **Göritzs Bericht** W. Fielitz, Schiller und Lotte (3. Ausgabe des Briefwechsels) I, Anm. 299—300.

87. Zu S. 630—633. „Ueber den Denunzianten Schillers, **Garten-Inspektor Walter**", hat Archivdirektor A. v. Schloßberger in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 1. Juli 1891 Akten mitgeteilt, aus denen unter Anderm hervorgeht, daß Walter am 10. Dez. 1787 als Garten-Inspektor und erster Hofgärtner zu Ludwigsburg starb und daß der Herzog durch Dekret vom 26. April 1788 bestimmte, Hauptmann Schiller bei der Gärtnerei Solitude solle „wie bishero" nebst freiem logis, Holz und Licht eine jährliche Besoldung von 400 Gulden behalten. Schloßbergers Artikel ist ein Nachtrag zu seinem Aufsatz „Zu Schillers Flucht aus Württemberg" in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 28. Febr. 1891. Letzterer nimmt an, daß Walter wohl schon Anfang Mai 1782 die giftige Apologie Amsteins dem Herzog zu Gesicht gebracht habe. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Zeitbestimmung nicht überzeugen: Amsteins „Apologie vor Bünden" ist im Churer Sammler erst gegen Ende

April erschienen, und erst, als Schiller eine Antwort „verzögerte", wandten sich die Graubündner an Walter (vgl. oben S. 632). Walter macht unter dem 2. Sept. 1782 den Graubündnern Mitteilung, daß er die Apologie dem Herzog zu Gesicht gebracht habe (vgl. oben S. 633), und anzunehmen, daß er ihnen eine Mitteilung gleichen Inhalts schon zuvor gegeben habe und sein Brief vom 2. Sept. „erst nachher aufgesetzt" worden sei, um als Demonstrationsstück gedruckt zu werden, scheint mir künstlich. Von einem solchen vorausgegangenen Brief wissen wir nichts, und der, den wir kennen, verlegt mit seinem „schon damals" den Arrest wegen der Mannheimer Reise vor die Bekanntgabe der Apologie an den Herzog.

88. Zu S. 658. Eine handschriftliche Aufzeichnung Petersens beziffert ohne jegliche Ausführung die Summe der Stuttgarter Schulden Schillers auf 600 Gulden. Diese Angabe galt in der neueren Schillerbiographie als eine Uebertreibung, und auch Minor II, 595 lehnt sie ab, obwohl er II, 307 selbst gewahr wird, daß die 200 Gulden, bei welchen „wieder der Korporal Fricke der Vermittler gewesen zu sein scheint", sich weder auf die Schade'sche noch die Holle'sche Schuld beziehen können. In der That hat Petersen hier so ziemlich das Richtige getroffen.

89. Zu S. 660, Z. 21. Unter dem Gesichtspunkt des Moralischen hat Franz Anders in der Wissenschaftlichen Beilage zum Programm des Berliner Leibniz-Gymnasiums vom Jahr 1887 über Schillers Flucht aus der Heimat geschrieben. Diese Abhandlung ist brav gemeint, bringt aber sachlich nichts Neues, trifft vielmehr in der Darlegung der geschichtlichen Verhältnisse nicht immer das Richtige. Daß Anders die von Oemler erfundenen Briefe an Moser noch für echt nimmt, mag nebenher gerügt sein.

90. Zu S. 667—671. Zu **Schubarts Verhaftung und Gefangenschaft** vgl. die Belegstellen bei D. Friedr. Strauß, (Schubarts Leben in seinen Briefen) Ges. Schriften VIII, 250—51, 267, 236, 288, 243, IX, 25, 83—87, 5, 73—74, 6, 106, 80, 7, 124, 137, VIII, 235. Ueber die Ursachen der Verhaftung vgl. außer Strauß insbesondere Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben u. s. w., sowie Adolf Wohlwills Aufsatz im Archiv für Litteraturgesch. XV, S. 30—32 und S. 126—138 und Gustav Hauffs Aufsatz „Ueber die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik in ihrem gegenwärtigen Zustand", Archiv f. neuere Sprachen LXXXIII, S. 385—390. Hauff prüft die ganze Reihe der Mutmaßungen und hebt die persönliche Gereiztheit des Herzogs hervor: Schubart habe in Ludwigsburg der Frau Franziska von Leutrum Musikstunden gegeben; hiebei scheine etwas Verfängliches vorgekommen zu sein, ein Uebermaß von Bewunderung für die Schülerin scheine des Herzogs Eifersucht erregt zu haben; später habe Schubart die fürstliche Geliebte als Donna Schmergalina verspottet. Auch das herzlose oder doch zweideutige Verhalten Franziskas gegen den Gefangenen finde so seine Erklärung. Als

Mitursachen der Verhaftung nimmt Hauff die freie, der fürstlichen Schwächen nicht schonende Schreibart des Dichters, durch die er den Haß des Autokraten auf dem würtembergischen Throne sich zugezogen habe, aber auch die Rachsucht der Priester, der von Schubart angegriffenen Jesuiten; er hält es — mit Strauß — für wahrscheinlich, daß „die Pfaffen" in dem kaiserlichen Ministerresidenten zu Ulm, dem General von Ried, ein Werkzeug für ihre heimlichen Pläne gefunden hätten, daß Schubart durch den Herrn v. Ried der Kaiserin Maria Theresia als ein Religionsverächter und ein gegen Oesterreich feindseliger Zeitungsschreiber geschildert worden sei und Herzog Karl und Maria Theresia bei der Gefangensetzung im Einverständniß gehandelt haben. Gegen letztere Annahme erhebt Wohlwill auf Grund von Nachforschungen, welche im Wiener wie im Stuttgarter Staats-Archiv angestellt wurden, Bedenken, und gewiß läßt sich in diesem Punkte gegen Hauffs Beweisführung Manches einwenden. Auf alle Fälle ist man auf dem sichersten Boden, wenn man die Gefangensetzung aus der leidenschaftlichen Mißstimmung des Herzogs erklärt und für diesen Groll persönliche wie politische Motive gelten läßt. Gustav Hauff bemerkt: „Schubart hatte über des Herzogs Verhältniß zu einer Mätresse gespottet; dem gefangenen Dichter sollte nun das eheliche Zusammenleben mit seiner Gattin unmöglich gemacht werden. Man lese das Gedicht ‚Liebe im Kerker' [Reclamsche Ausgabe S. 57], dann wird man begreifen, was für ein niedriger Beweggrund den Herzog trieb, den Dichter von seiner Gattin zu trennen, und warum er 9 Jahre lang diese nicht sehen durfte, während Mörder und Gallioten den Besuch der Ihrigen empfingen .... An diese Auffassung streift schon F. Tr. Scholl, wenn er in seinem Werk: „Die letzten hundert Jahre der deutschen Litteratur" I, 131 sagt: ‚Gewiß hätte der Herzog, wenn er nicht andre Mittel gefunden hätte, ihn auf sein Gebiet zu locken, den lockern Vogel am leichtesten durch Liebesnetze gefangen. Wenn er aber auch nicht durch Liebe gefangen wurde, so wurde er um so gewisser an der Liebe gestraft. Seine schwere und lange Kerkerhaft wurde ihm geflissentlich durch Absonderung von seiner Familie erschwert, und die Frage läßt sich aufwerfen, ob nicht der Herzog ihn eben an dem Teil besonders strafen wollte, an dem er von Schubart angegriffen worden war. Auch das Schulmeisterlein ward ihm auf barbarische Weise zu fühlen gegeben.' Ja wohl. Der Herzog, unter dessen Fehlern Eitelkeit und Ehrgeiz obenan stand, wollte ihm nun zeigen, daß er wirklich ein Schulmeister, ein Erzieher sei." — Der Ausdruck „Schmergalina" kommt in einem Briefe Schubarts an Balthasar Haug vor. Zur Erklärung dieses Namens erinnert Hauff an das Zeitwort schmergeln, das nach Schmids schwäbischem Wörterbuch im Ulmischen die Bedeutung habe: nach Schmeer, nach Fett riechen; er setzt hinzu: „Wahrscheinlich wollte Schubart mit jenem Beiwort das eigentümlich ansäuerliche moralisirende Wesen, das besondere ‚Geschmäckle', wie der Schwabe sagt, der tugendsamen Mätresse schildern." Das Deutsche Wörterbuch von Hermann Paul (Halle 1897) kennt zwei Wörter Schmirgel: das eine, welches das bekannte Mineral

bezeichnet, leitet Paul aus dem italienischen smeriglio ab, das andere, im Ostmitteldeutschen gebräuchliche, bringt er nebst dem dazu gehörigen Zeitwort „schmirgeln" in Verbindung mit „schmieren", da es eine schmutzige (oder klebrige) Feuchtigkeit, insbesondere den Saft, der in Tabakspfeifen sich absetzt, bedeutet. Im Archiv für neuere Sprachen führt Hauff aus, daß Schmergelina in der Studentensprache für „Besen", Geliebte, Charmante gebraucht worden sei; zugleich erinnert er an die in Wielands Roman „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" vorkommende Dame Mergelina, die von Sylvios Knappen beständig Schmergelina genannt wird. Zu „Mergelina" ließe sich noch anführen, daß dieser Name schon bei Gil Blas sich findet: in Gil Blas' Histoire du garçon barbier, einer Quelle des Barbier von Sevilla, kommt eine Dame Mergelina vor, die eine „Tigerin von Tugend" ist, aber durch die Liebe zu dem Barbiergesellen ein Lamm an Milde wird. (Vgl. Anton Bettelheim, Beaumarchais, S. 171.) — Schubart seinerseits bezeichnet in seiner Selbstbiographie den ihm feindselig gesinnten General v. Ried als den Anstifter der Verhaftung; in einer autobiographischen Skizze führt er des Näheren aus, eigentlich seien es die Jesuiten gewesen, welche die Wolken gesammelt hätten, zum Zeus aber, der den Donnerkeil auf ihn schleudern sollte, habe man den General v. Ried ausersehen. Ried habe ihn der Kaiserin als einen Abgesandten der Hölle geschildert, worauf Maria Theresia den Befehl gegeben habe, ihn nach Ungarn zu führen und in einen unterirdischen Kerker zu werfen; als der kaiserliche Befehl dem Herzog von Würtemberg bekannt geworden sei, habe dieser die Sorge seiner Verwahrung auf sich genommen. Es ist möglich, daß Schubart, der zur Zeit der Veröffentlichung dieser Skizze herzoglicher Hof- und Theaterdichter war, mit dieser Darstellung den Herzog entlasten wollte (vgl. Wohlwill im Archiv f. Litteraturgesch. XV, S. 128); aber als einen Verderber schildern den General v. Ried auch Briefe aus der Familie Schubart, und Wohlwill selbst gibt (S. 129) die Wahrscheinlichkeit zu, daß diejenigen, welche Schubart durch seine Angriffe auf die Jesuiten und auf den von ihnen begünstigten Wunderthäter Pfarrer Gaßner erbittert hatte, auch den General v. Ried gegen ihn aufzustacheln versucht haben. Das Gegenteil wäre bei der unauslöschlichen Verfolgungssucht, die zu den markantesten Eigentümlichkeiten der Priesterkaste gehört, geradezu verwunderlich; und bis zu welchen Rohheiten und Verbrechen der Haß der jesuitischen Partei gegen Andersdenkende sich damals versteigen durfte, wird aus den Thatsachen deutlich, daß Schubart in Augsburg des Nachts von Freunden begleitet werden mußte, um vor Anfällen der lauernden Jesuitenschüler geschützt zu sein, daß man ihm Nachts Steine durch die Fenster warf und ihn nötigte, wenn er nicht todt geworfen werden wollte, sammt seinem Sohn unter der Bettlade zu übernachten, daß ihn der katholische Bürgermeister zu Augsburg ohne Angabe eines Grundes verhaftete und aus der Stadt wies; daß ferner ein anderer Bekämpfer des Hypnotisten Gaßner, ein Verehrer Wielands, Lessings und Voltaires, ein Parteigänger Schubarts, der Studiosus Joseph

Nickel, im Jahre 1776 zu Wiblingen an der Iller als der Ketzerei verdächtig gefangen gesetzt, enthauptet und verbrannt wurde (vgl. G. Hauff, Schubart S. 128—129 u. S. 145—147). Schubart verließ Augsburg im Januar 1775, er setzte in Ulm seine „Deutsche Chronik" fort und schrieb nach wie vor gegen die Jesuiten und „gegen den rohen Pater Merz in Augsburg, der in der Beschimpfung der evangelischen Kirche und Theologie seines Gleichen suchte" (Hauff, ebenda, S. 147). Es wird also einer gewissen geschichtlichen Unterlage nicht entbehren, wenn der Roman von Adolf Weißer (richtiger: Weisser) „Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff" als denjenigen, der den Dichter denunzirt, den Pfarrer Gaßner schildert, und fraglich ist im Grunde nur die Beteiligung der Kaiserin Maria Theresia. Mag nun aber die Sippe der Pfäffischgesinnten viel oder wenig dazu beigetragen haben, den Boden, auf welchem Schubarts bürgerliche Freiheit blühte, zu unterwühlen, die Verantwortung für die Gefangennahme und die Gefangenhaltung bleibt immer dem Herzog Karl. Und wenn Schubart in späteren Jahren bald diesen bald jenen Umstand als die wesentliche Ursache seiner Verhaftung hervorhob, so wird auch zu erwägen sein, daß er alles zu sagen nicht in der Lage war. Die Bemerkung seiner Selbstbiographie „Geheimere Ursachen brauche ich und der Leser nicht zu wissen. Der Tag der Entscheidung wird alles offenbaren" deutet aber ohne Zweifel auf den Herzog. Das letzte Wort in dieser Sache wird erst eine wissenschaftlich zureichende Biographie Schubarts zu sprechen haben. Eine solche besitzt unser Volk noch nicht, obwohl sie eine lockende, eine sehr schöne Aufgabe wäre. Denn Christian Schubart war einer unserer besten Publizisten, und er ist ein Vorläufer Schillers. In seinem Charakter sind Schlacken, aber er war eine geniale Natur und ein Mensch voller Talente. Zur Schilderung dieses Mannes hat D. Friedr. Strauß einen Anfang gemacht; aber sein die Briefe Schubarts verbindender Text ist kaum mehr als eine biographische Skizze, und neben glänzenden Partieen findet sich mehreres Irrige und Flüchtige. Eine große Bereicherung hat die Kenntniß des Lebens und Wirkens Schubarts durch das Buch des (verstorbenen) Beimbacher Pfarrers Gustav Hauff erfahren. Freilich ist es formlos, ohne jede künstlerische Gestaltung, in den meisten Teilen mehr eine Materialiensammlung, eine kritische Studie über Schubart und die Schubartlitteratur, mehr die Vorarbeit zu einer Biographie als ein biographisches Gemälde; die Masse der litterarhistorisch-kritischen Auseinandersetzungen, welche die Erzählung auf Schritt und Tritt unterbrechen, steht in gar keinem Verhältniß zur biographischen Verarbeitung des Stoffes. Auch haftet an Hauffs Buch der Vorwurf, daß es von Strauß eine Anzahl Stellen entlehnt, ohne diesen zu nennen. Selbstverständlich liegt hier nicht Unredlichkeit vor, sondern schriftstellerisches Ungeschick; aber dem Vorgänger das Seine zu geben, hätte Hauff um so weniger unterlassen sollen, als er gegen Strauß häufig polemisirt. Dennoch ist Hauffs Arbeit eine äußerst verdienstliche; sachkundig und um die geschichtliche Wahrheit überall treu bemüht, ergänzt sie unser Wissen von Schubart nach allen Seiten

hin und berichtigt die Legion der Irrtümer und schiefen Ansichten, mit denen sich insbesondere norddeutsche Litterarhistoriker, Kritiker und Publizisten an Schubart versündigt haben. Die oberflächlichen, ja gedankenlosen Urteile von Gervinus, Vilmar, Robert Prutz, Palleske und andern werden von Hauff in treffenden Bemerkungen zurückgewiesen, und volle Anerkennung verdient sein Mannesmut, der von Herzog Karl und Franziska kein beschönigendes Bild zeichnet und ebendarum die dem fürstlichen Paare widerwärtig schmeichelnde Emma Vely wie auch den Blaustrumpf Amely Bölte gehörig abfertigt. Zu Hauffs Buch ist der oben genannte Aufsatz im Archiv f. n. Spr. zu vergleichen; vom gleichen Autor rührt auch die beste kritische Ausgabe der Gedichte Schubarts her (Reclam'sche Universalbibliothek). Für das Studium Schubarts kommen außer den genannten Schriften in erster Linie in Betracht: Schubart's Karakter. Von seinem Sohne Ludwig Schubart (Erlangen 1798); die Aufsätze von Strauß im Morgenblatt 1847, Nr. 167—170; Strauß, Nachlese zu Schubart (Kleine Schriften, 1860) und Strauß, Barbara Streicherin von Aalen (Kleine Schriften. Neue Folge, 1866); der Aufsatz Adolf Wohlwills im Archiv f. Litteraturgesch. VI, 342 ff. nebst der Charakteristik Schubarts in Ad. Wohlwills Schrift „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben" (Hamburg 1875); Friedrich Pressel, Schubart in Ulm (Ulm 1861); Gustav Hauffs Artikel über Schubart und die Schubartlitteratur im Schwäbischen Merkur, Kronik, vom 10. Juli 1881; J. G. Fischers Vortrag über Schubart, gedruckt in der Besonderen Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg 1882, Nr. 16 u. 17; Karl Geigers Artikel „Zu Schubarts Leben und Schriften" in der Besonderen Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg 1885, Nr. 16, 18, 19 und 1888, Nr. 9; Eugen Nägele „Aus Schubarts Leben und Wirken. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate" (Stuttgart 1888 bei Kohlhammer). — Als Quellenwerke für die Biographie Schubarts haben daneben zu gelten: Hermann Kurz, Schillers Heimatjahre (1843) und das 1845 bei Ulrich in Stuttgart ohne Angabe des Verfassers erschienene Büchlein „Baur und Schubart oder Schieferdecker und Poet". Der Roman von Hermann Kurz verändert allerdings an einigen Stellen die geschichtliche Zeitfolge, verwebt auch dichterisch Erfundenes in das Geschichtliche. Gerne lassen wir uns aber von dem schwäbischen Dichter das Aeußere Schubarts schildern: „Er war," heißt es bei Kurz, „ein breitgebauter Mann mit hoher Stirne, in seinen Augen lag eine ernste Glut; doch der unmäßig große Kopf ließ auf ein Mißverhältniß schließen, und das aufgestülpte Gesicht, in welchem das Kinn einen trotzigen, aber sinnlichen Mund zu verdecken und sich den Augenbrauen zu nähern sucht, stimmte nicht recht zu dem ausdrucksvollen Oberkopf." Ein schönes Porträt Schubarts findet sich bei Götz, Geliebte Schatten; es zeigt starke Züge, ein dickes, aufgedunsenes Gesicht, großes Fettkinn, sehr kräftig zurückspringende Nasenflügel; die Partie um die Augen wölbt sich heraus. Es ist, möchte ich sagen, ein erstaunlicher Kopf, der von Sinnlichkeit wie von

Genialität spricht und merken läßt, daß er einer stark sich hervorkehrenden und geltend machenden Persönlichkeit zugehört.

91. Zu S. 687, Z. 5—7. Bei Marmontels **„Zemire et Azor"** vermag Ernst Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben, S. 32 ff.) zwar „engere Beziehungen" des Stückes zu Schillers Dramen nicht nachzuweisen, sucht aber doch nach Parallelen. Er fügt bei: „Es wäre in der That interessant, einmal genau zu untersuchen, welche Stellung Schillers Väter und Töchter einerseits und andrerseits seine Väter und Söhne zu einander einnehmen und welche Rolle die Mütter [!] dabei spielen. Dabei wäre auch das Verhältnis Schillers zu seinen Vorbildern und überhaupt zu der übrigen Dichtung [!] zu erörtern." Interessant wäre das? Wenn die deutsche Litteraturgeschichte solche Wege geht, kann sie es bald dahin bringen, daß sich kein unmüßiger Mensch mehr um sie kümmert.

92. Zu S. 687, Z. 16—17. Nach Sittard II, S. 212 kam **Demofoonte** im Jahre 1777 zur Aufführung; Haugs „Schwäbisches Magazin" v. J. 1778, S. 91 erwähnt, diese Oper sei durch die Zöglinge „das erste mal" 1778 am 10. Januar, dem Geburtstag der Gräfin, aufgeführt worden. Daß Demofoonte 1780 am Geburtstag der Gräfin aufgeführt worden ist, bezeugt der bei E. Vely (Herzog Karl u. s. w.) S. 103—104 abgedruckte Auszug aus dem Befehlbuch der Akademie. Sittards Verzeichniß der zwischen 1754 und 1793 aufgeführten Opern will weder vollständig sein, noch ist es ohne Widersprüche. Auch an gröberen Versehen fehlt es bei Sittard nicht: so berichtet er II, S. 147—148, daß das Festspiel La nascità di Felicità zur Feier des Geburtstags der Gräfin Franziska am 10. Januar 1772 aufgeführt worden sei, und im Verzeichniß der Opernaufführungen II, S. 212 wiederholt sich diese Angabe, während Frau von Leutrum doch erst im Januar 1772 dem Herzog auf die Solitude folgte und von einer öffentlichen Geburtstagsfeier der fürstlichen Geliebten damals noch nicht die Rede sein konnte. — Sittards Urteile über Personen teile ich nicht immer. Für die neuere Geschichte des Stuttgarter Theaters vgl. Adolf Palms „Briefe aus der Bretterwelt", 2. Aufl. (Stuttg. 1881 bei Bonz).

93. Zu S. 692 (und S. 206), Heinr. Ferdinand **Möllers Schauspiel „Sophie oder der gerechte Fürst"** betreffend, vgl. Ernst Müllers Untersuchung in „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben", S. 19—31. Daß Schiller unter den Akademisten, welche dieses Schauspiel am 10. Januar 1780 zur Feier des Geburtstags der Gräfin Franziska im kleinen Theater oder Komödienhaus aufführten, mitwirkte (wie Müller annehmen möchte), halte ich, weil er am genannten Tage schon als Festredner in Anspruch genommen war, für nicht wahrscheinlich, und ob er am Abend als Zuschauer dieses Stück sah oder der Aufführung der Oper Demofoonte im „Großen Theater" (vgl. oben S. 689) beizuwohnen hatte, wissen wir nicht. Aufgeführt wurde „Sophie oder der gerechte Fürst", wie Müller hervorhebt, auch

bei der Einweihung der Hohen Karls-Schule am 15. Febr. 1782, und einen Nachdruck des zuerst in Leipzig erschienenen Stückes hatte der Stuttgarter Verleger Christoph Gottfried Mäntler im J. 1779 veranstaltet. Daß die Handlung des Schauspiels eine Wiener Begebenheit zur Grundlage hat, ist von Erich Schmidt bemerkt worden, und als eine Anekdote aus der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia hat sie Huber im 9. Heft der Schiller'schen „Thalia" erzählt. Ernst Müller leitet die Beliebtheit, deren sich das Stück bei dem Stuttgarter Publikum erfreute, von dem Umstand ab, daß es Beziehungen auf die Verhältnisse am Stuttgarter Hof zu bieten schien, und in der That weist es in seinen Charakteren und Begebenheiten einige Aehnlichkeiten auf; weniger überzeugend scheint mir die Annahme, daß es Schiller „mit zu eigener Darstellung der Stuttgarter Verhältnisse angetrieben" habe oder überhaupt von Einfluß auf seine Jugenddramen gewesen sei. Unsere litterarhistorische Zeitkrankheit, die Parallelenjagd, spielt auch bei dieser Meinung eine Rolle. Schillers dramatische Vorbilder lagen nicht in der Richtung der Möllerschen Stücke, und für die Darstellung der Stuttgarter Verhältnisse hatte er nähere und mächtigere Motive, als daß er des nach Würtemberg importirten Schauspiels bedurft hätte. Damit will ich nicht in Abrede stellen, daß er auf das in Stuttgart öfters gegebene Stück aufmerksam geworden sein wird.

94. Zu S. 699 (und 482). Ueber **Friedr. Aug. Klemens Werthes** vgl. Max Mendheim in der Allgem. D. Biographie, den Artikel von Rudolf Krauß im Schwäbischen Merkur, Kronik, vom 6. Februar 1897 sowie des nämlichen Autors Schwäbische Litteraturgeschichte (Freiburg i. B. 1897) I, 311 ff., Th. Herold, Werthes und die deutschen Trinydramen (1898), und Max Koch, Hochstiftsberichte 1898, S. 206 ff. Werthes war i. J. 1748 als der Sohn eines aus Darmstadt stammenden Pfarrers im würtembergischen Dorf Buttenhausen geboren, studirte im Tübinger Stift Theologie, begab sich aber, da seine Neigung den schönen Wissenschaften gehörte, 1771 nach Erfurt zu Wieland, der ihn an seinem „Teutschen Merkur" mitarbeiten ließ. Später wurde er Hofmeister in adeligen Familien, kam nach Göttingen und Lausanne und blieb mehrere Jahre in Venedig. Die Professur für italienische Sprache und Litteratur an der Militärakademie und Karlsschule bekleidete er von Ende 1781 bis zum Frühjahr 1783, unbefriedigt von dem wenig lohnenden Posten. Von 1784—1791 war er Professor der schönen Wissenschaften in Pesth, lebte dann als Reisebegleiter und zog sich schließlich nach Ludwigsburg und nach Stuttgart zurück, wo er das Regierungsblatt redigirte, den Hofratstitel erhielt und 1817 starb. Seine ersten litterarischen Veröffentlichungen (1772 und 1774, unter Wielands Einfluß entstanden) waren „Hirtenlieder" und „Lieder eines Mädchens beim Singen und Klavier", 1782 gab er einen empfindsamen Roman heraus, als Dramatiker begann er, gleichfalls von Wieland angeregt, mit den Singspielen „Orpheus" und „Deucalion"

(1775 und 1777). Der Ueberſetzung der Werke Gozzis (1777) folgten Ueberſetzungen aus dem Ruſſiſchen und Engliſchen, von 1785 an wagte er ſich mit (ſteifen und rhetoriſchen) Stücken in die Bahn Schillers. Mehrere dieſer Dramen wurden am Wiener Hofburgtheater aufgeführt.

95. Zu S. 700 Z. 16. **Wielands Urteil über die Räuber,** ſoweit er es in ſeinem Briefe an Werthes kundgegeben hat, kennen wir heute genauer: aus Peterſens nachgelaſſenen Papieren iſt der Wortlaut des Briefes, den Wieland am 6. März 1782 an Werthes richtete, durch Julius Hartmann in der „Beſonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 13. Februar 1891 veröffentlicht worden. Wieland ſchrieb: „Vor Kurzem hat mir Herr Schiller, leider! der Verfaſſer der Räuber, einen ſo honetten, verbindlichen und beſcheidenen Brief geſchrieben, daß ich nicht weiß, was ich antworten ſoll. Aus dem Brief zu urteilen, iſt der Mann unendlich mal mehr wert als ſein Schauſpiel. Aber auch in dieſem ungeheuren Produkt brechen hie und da Funken von Genie hervor, und ich verzweifle nicht, daß aus dem jungen Mann noch was werden könnte, wenn er den Schwaben und Pfälzern, in welche die Goddess of Dulness leibhaftig gefahren zu ſein ſcheint, noch in Zeiten aus den Klauen geriſſen wird. Goethe hat einen ebenſo großen Greuel als ich an der ſeltſamen Hirnwut, die man izt am Neckarſtrom für Genie zu halten pflegt." Nun das Lob, welches Wieland, „die zierliche Muſe von Weimar", für die Räuber übrig hatte, war, wie ſich zeigt, ſehr beſcheiden. Mit einem Anſchein von Befriedigung verzeichnet Peterſen dieſes Urteil, indem er hinzuſetzt, ein Mann von Wielands Sinn und Geſchmack habe ſich von den in den Räubern „vorherrſchenden Rohheiten und Geſchmackloſigkeiten" ſelbſtverſtändlich angewidert und empört fühlen müſſen. Ein ausgleichendes Wort zu Gunſten der Räuber und zu Gunſten ſeines Freundes weiß der klägliche Geſelle nicht zu finden; dagegen meint er, an Schiller ſelbſt werde Wieland als ein ſtrenger Beobachter des Geziemenden und Verbindlichen „nicht ohne Artigkeit" geſchrieben haben; die Antwort ſcheine indeſſen nicht nach Schillers Wunſch ausgefallen zu ſein, denn dieſer habe den Brief ſeine vertrauteſten Freunde nicht leſen laſſen. Letzteres iſt durch Streicher widerlegt. Ein Exemplar ſeiner Räuber hatte Schiller nach der Angabe Peterſens im Februar 1782 an Wieland geſchickt.

96. Zu S. 704 ff., den **Lieutenant Kapf** betreffend. Mit ihm beſchäftigt ſich ein Aufſatz Ernſt Müllers in „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben" S. 118 ff. Hiezu möge folgendes bemerkt ſein. Ich habe nicht „nach dem Vorgang älterer Biographen" S. 332 „Kapff" geſchrieben, ſondern weil ich dieſe Schreibung (neben „Kapf") bei Landsleuten und Mitlebenden des in Rede ſtehenden Offiziers fand; die Gleichgiltigkeit, Nachläſſigkeit und Willkür, welche in Bezug auf die Schreibung der Familiennamen das vorige Jahrhundert auszeichnet, hat auch bei Kapf das Richtige unſicher gemacht. „Ent-

gangen" sind mir die von Würdinger, der als Oberstlieutenant in München lebte, veröffentlichten und auch in einem Vortrag besprochenen Briefe Kapfs nicht; ihre Bekanntmachung ist aber erst nach der Herausgabe der ersten Lieferung meiner Schillerbiographie erfolgt, und erst in der dritten (jetzt S. 704 ff.) hatte ich mir vorgesetzt auf Kapf zurückzukommen. Ich habe S. 333, Anm. Heinrich Wagners und Goedekes Angabe, daß Kapf 1781 aus der Militärakademie ausgetreten sei, als unrichtig bezeichnet und dafür das Datum 15. Dez. 1780 gesetzt. Ernst Müller möchte mir auch dabei etwas am Zeug flicken (die von mir angeführten Belegstellen sollen „nicht ganz stichhaltig" sein); im nächsten Augenblick aber muß er in der Anmerkung zugestehen, daß ihm Archivsekretär Krauß in Stuttgart „nachträglich" bestätigt habe, in den Akten der Karlsschule sei „thatsächlich der 15. Dez. 1780 als Datum von Kapfs Austritt angegeben". Ich hatte das richtige Datum in Haugs Schwäb. Magazin gefunden und verweise darauf in der Anm. S. 333. Bei Heinrich Wagner sind die Angaben confus: im Elevenverzeichnis I, S. 368 heißt es bei Max Franz Joseph Kapf: Austritt 15. Dez. 1781 als Lieutenant; im zweiten Band, im Verzeichniß der akademischen Preise, Orden und Beförderungen, S. 316 erscheint sein Name bei der Preisaustheilung vom 14. Dez. 1781, dabei aber steht, er sei „schon zuvor im Laufe des Jahrs" („am 15. Dez.") „als Lieutenant befördert und ausrangirt worden". Wovon sich Müller leicht überzeugen kann.

97. Zu S. 709, Z. 28. Erst „in weit vorgerückten Jahren": laut der Vorrede zu **Streichers Schrift.** Nach Streichers eigener Angabe (S. 66) fällt die Abfassung eines Teiles der Schrift oder die Vollendung desselben in das Jahr 1828. Vgl. jedoch Streichers ersten Brief an Christophine Reinwald (Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, S. 23), aus welchem hervorgeht, daß Streicher schon um 1820 eine erste Niederschrift oder den Entwurf derselben fertig hatte, sowie seinen Brief vom 26. Aug. 1826 (ebenda S. 27), worin erwähnt wird, daß er die zweite Abteilung seiner Schrift in den „nächsten Tagen" anfangen wolle.

98. Zu S. 715, Z. 15—17. Ueber das **Datum der Flucht Schillers** herrschte lange Ungewißheit. Zwar findet sich die richtige Bestimmung schon in den handschriftlichen Aufzeichnungen Petersens, der bemerkt: „Er wählte die Nacht vom 22. auf 23. Sept., da die prächtige Beleuchtung der Solitude dem Großfürsten Paul zu Ehren halb Stuttgart an sich zog." Da jedoch Streicher, den in diesem Punkte sein Gedächtniß im Stiche ließ, den 17. September angegeben hatte, so ließ sich ein Teil der älteren Biographen und Schillerforscher (Hoffmeister, Schwab, Boas u. Maltzahn), aber auch noch Goedeke und Gottschall in ihren biographischen Skizzen, irre machen. Viehoffs Bearbeitung der Hoffmeisterschen Biographie setzte unter Berufung auf Petersen das richtige Datum ein. Körners biographische Skizze hatte die Flucht vollends in den Oktober verlegt, und von „Anfang

Oktobers" hatte auch Schillers Schwager Reinwald („Neuer Literarischer Anzeiger", 1807) gesprochen, obwohl beiden bekannt war, daß die Flucht zur Zeit der Anwesenheit des russischen Großfürsten in Stuttgart, beziehungsweise auf der Solitude, stattfand. Karoline v. Wolzogens flüchtige und ungenaue Darstellung der Stuttgarter Erlebnisse Schillers begnügt sich mit der Erwähnung einer „schönen Sommernacht". In den urkundlichen, aktenmäßigen Nachweis des richtigen Datums teilen sich E. Vely (Herzog Karl v. Württemberg u. s. w. Stuttgart, 1876, S. 135), Julius Klaiber („Die Chronologie von Schillers Flucht aus Stuttgart" in Nr. 25 der litterarischen Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" v. J. 1876) und v. Schloßberger (Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" vom 8. Nov. 1876, Nr. 26, wiederholt in den „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie", S. 43—48). Wie schon bei Petersen, wird auch bei Streicher, Reinwald und Christophine Schiller (in ihrer Skizze „Schillers Jugendjahre") die Flucht mit der Beleuchtung der Solitude in unmittelbare Verbindung gebracht; sobald also das Datum der Beleuchtung aktenmäßig nachgewiesen war, konnte auch über den Tag der Flucht kein Zweifel mehr obwalten. Aber auch die Datirung des Briefes, den Schiller am Tage seiner Ankunft in Mannheim nach Stuttgart schrieb („24. Sept.") bestätigt diese Zeitbestimmung.

99. Zu S. 721, Z. 34. Andreas Streicher erzählt: „Als [in Enzweihingen] der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das Merkwürdigste darunter war die Fürstengruft" u. s. w. „Die Fürstengruft" war aber damals kein ungedrucktes Gedicht mehr (vgl. S. 181, Anm. 1 vorliegender Biographie), wenn sie auch Schiller von Schubart in Handschrift erhalten haben mochte. Streicher gibt im folgenden auch ihre Entstehungszeit unrichtig an. Andere Gedichte, welche er anhörte, mögen noch ungedruckt gewesen sein. Ich habe mit Rücksicht auf diese Sachlage den auf sämmtliche von Schiller vorgelesene Gedichte passenden Ausdruck „geschriebener" gewählt.

100. **Zur Genealogie der Familie Schiller** habe ich in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 2. März 1899 unter der Aufschrift „Schillers Vorfahren" einen Artikel veröffentlicht, der den Stammbaum des Dichters von mancherlei Ungenauigkeiten, zweifelhaften Annahmen und eingewurzelten Irrtümern gereinigt und auf Grund urkundlicher und unanfechtbarer Zeugnisse die Reihe der Vorfahren Schillers bis in das 16. Jahrhundert hinauf festgestellt hat; vollständiger und Schritt für Schritt den Hergang der neuen Entdeckungen schildernd gibt von diesem Gegenstand meine gleichnamige Abhandlung im 3. Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins (Mai 1899) Rechenschaft. Aus beiden Veröffentlichungen an gegenwärtiger Stelle das Wesentliche anzuführen (teils mit veränderter

Fassung meines Textes, teils im Auszug), glaube ich den Lesern meines Buches um so mehr schuldig zu sein, als der Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins im Buchhandel nicht erhältlich ist; auch habe ich mancherlei Zusätze zu machen, und was hier folgt, dient sowohl zur Berichtigung der S. 17, S. 21 und S. 25 meiner Biographie als zur **Erläuterung der Stammtafel am Schlusse dieses Anhangs.** Ich schicke voraus, daß das Verdienst und die Ehre der neuen Entdeckungen dem stellvertretenden Vorsitzenden und Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Herrn Stadtschultheiß (Bürgermeister) Traugott Haffner zu Marbach, gebühren, der mir in selbstloser Bescheidenheit die Ergebnisse seiner Nachforschungen freundlichst zur Verfügung stellte; doch verhält sich die Sache nicht so, daß ich, wie Dritte meldeten, lediglich „Bericht" erstattet, lediglich Fertiges und Ausgestaltetes übernommen habe. Als ich für den Abschluß des vorliegenden Bandes die Fragen der Schiller'schen Genealogie aufs Neue prüfte und bearbeitete, waren es insbesondere drei Punkte, um deren Aufhellung es mir zu thun war: die Herkunft des in den Lebensbeschreibungen des Dichters vielgenannten „Vetters" Johann Friedrich Schiller; sodann die angebliche Abstammung der Bittenfelder Schiller von den Großheppacher Schillern nebst der Frage, ob irgend ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen der Familie, aus der der Dichter stammt, und der freiherrlichen Familie Schiller von Herdern bestehe; drittens aber der Grad der Verwandtschaft zwischen der Marbacher Bäckersfamilie Schiller und den Bittenfelder Schillern. Die Abstammung der Bittenfelder Schiller von den Großheppacher Schillern, beziehungsweise die Identität des von mir in der Anmerkung zu S. 17 erwähnten Großheppacher Hans Schiller mit dem Bittenfelder Bäcker Johann Kaspar Schiller war, obgleich auf pfarramtliche Zeugnisse gestützt, nicht vollkommen zweifelsfrei; die Identität des in der nämlichen Anmerkung genannten Großheppacher „Jerg" Schiller mit dem Waiblinger Bäcker Johann Georg Schiller beruhte nur auf, wenn auch anscheinend gegründeter, Vermutung. Auch für Haffner waren diese Punkte einschließlich der Herkunft jenes „Vetters" und Taufpaten des Dichters noch ungeklärt; indem ich ihm aber in einem durch den Winter 1898 auf 1899 sich fortspinnenden Briefwechsel meine Wünsche, Bedenken und Zweifel vorlegte, gab ich zu neuen Untersuchungen Anstoß; die Fragen der Schiller'schen Genealogie kamen auf ganzer Linie in Fluß, und in Haffner selbst erwachte der schönste Eifer, die reichen Aufzeichnungen, die er sich für Schillers Stammbaum seit Jahren gemacht hatte, nunmehr zu vervollständigen. So wurde es ein gemeinsames Verlangen nach dem Richtigen, ein gemeinsames Vorrücken zum Ziel, was uns anspornte und uns beide beglückte. Aber freilich die Entdeckerarbeit, die hiebei zu thun war, lag auf Haffners Schultern; er setzte seine Kenntnisse und seine Kombinationsgabe für sie ein, schrieb an weltliche und geistliche Behörden Würtembergs und unternahm in mühevoller Verfolgung neu auftauchender Spuren mitten im Winter und spärliche Urlaubstage opfernd mehrere kleine Reisen zum Zweck

persönlichen Nachsuchens. Das fachmännische Geschick und der Scharfblick, mit dem er uralte Akten ausfindig machte, entzifferte und verglich, waren so groß wie das Glück, das ihn leitete; die in verschiedenen Richtungen geführten Nachforschungen arbeiteten sich gegenseitig in die Hand, und was erreicht wurde, war eine volle, unser Erwarten noch übertreffende Lösung der gestellten Aufgabe.

Das erste Bemühen galt dem „Vetter" des Dichters, dem „Studiosus philosophiae" Johann Friedrich Schiller. Da es mir unzweifelhaft schien, daß seine Abkunft in dem eine Stunde nördlich von Marbach gelegenen Steinheim an der Murr gefunden werden müsse, so bat ich Haffner, dort Erhebungen anzustellen. Die Ergebnisse habe ich in Nr. 7 dieses Anhangs schon mitgeteilt; Haffner fand auf dem Rathaus in Steinheim den beim Ableben der Eltern des Studiosus zu Gericht hinterlegten Verlassenschaftsakt, und gegen Mitte Dezember 1898 überbrachte ihm der Steinheimer Pfarrverweser die Mitteilung, daß sich im Steinheimer Geburtsregister das Geburtsdatum des Studiosus gefunden habe, ferner im Ehebuch ein Eintrag, welchem zufolge Hans Georg Schiller (der Vater des Studiosus) „gebürtig von Bittenfeld, Sohn von Hans Jörg Schiller, Becken zu Bittenfeld" im Jahr 1730 zu Steinheim kopulirt wurde, endlich im Todtenbuch die Angabe des Todestages des Steinheimer Hans Georg Schiller. Die Vermutung Haffners, daß dieser ein Brudersſohn (Neffe) des Großvaters des Dichters gewesen sei, bestätigte sich, als er zu Ende Dezember Bittenfeld besuchte, und auf dem dortigen Rathaus den Erbteilungsakt des im Jahr 1756 kinderlos verstorbenen Michel Schiller, eines Bruders des Großvaters des Dichters, entdeckte: in ihm ist unter den Erben mitaufgezählt als Sohn des Bittenfelder Bäckers Hans Jörg Schiller, der ein verstorbener „Bruder" des Michel Schiller genannt wird: Hans Georg Schiller, „Bäcker in Steinheim". Das Geburtsdatum des letzteren (wie auch seinen Vater) nennt das Bittenfelder pfarramtliche Geburtsregister. Somit war auf Grund übereinstimmender Urkunden der Grad der Verwandtschaft der Steinheimer Linie mit den Bittenfelder Schillern nachgewiesen. — Ergänzen muß ich noch Folgendes. Ich habe im Juni 1899 (nach Beginn des Druckes dieses Anhangs) die im kgl. Geheimen Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrten „Projekte" Johann Friedrich Schillers (vgl. S. 753 f.) durchgesehen. Unter diesen Schriftstücken findet sich ein „Entwurf einer neuen und besseren Einrichtung in Ansehung der Studien". Schiller führt hier aus, wie man die Universität Tübingen zu einem allgemeinen Corpus academicum reformiren könne. Er denkt an eine alle Lehrthätigkeit in sich vereinigende, alle Bildungsbedürfnisse befriedigende Unterrichtsanstalt, deren Hauptteile ein „teutsches" Gymnasium, ein lateinisches Gymnasium, eine Universität, eine teutsche Akademie, eine Academie des Belles Lettres, eine Academie des Beaux Arts u. s. w. wären; auch ein teutsches und ein französisches Theater und eine große Waisenanstalt wünscht er mit diesem corpus academicum verbunden. Ueber die Schwierigkeiten der Organisation

eines solchen Instituts, das ja eine wahre universitas litterarum et artium abgegeben hätte, setzt er sich freilich eben so leicht hinweg wie über alle gegebenen historischen Bedingungen; er bleibt auch bei diesem Projekt der ins Blaue hinein redende Phantast, als welchen wir ihn schon kennen. Aber einen etwas besseren Eindruck als in den von Herrn v. Schloßberger mitgeteilten Projektproben macht er hier doch: er zeigt eine gewisse Weite des Blicks, er kennt Bildungsbedürfnisse, an welche die schwäbischen Magister und Amtleute seiner Zeit noch lange nicht dachten. Und auch darin hat er einen modernen Zug, daß er mit seinem „corpus academicum" eine „Unterrichtsanstalt für Frauenzimmer" verbunden wissen möchte, teils damit man „Schulfrauen" ausbilde, teils damit Frauenzimmern von Stand eine gute Erziehung und Anleitung gegeben werde. — Johann Friedrich Schillers Todesdatum kann ich nunmehr zum ersten Mal nennen. Auf meine Bitte hat die protestantische Kirchenbehörde der Stadt Mainz (Herrn Kirchenrat Frohnhäuser) dortselbst Erhebungen angestellt und in den standesamtlichen Sterbeprotokollen gefunden, daß „Jean Frederic Schiller" am 19. Oktober 1814 im Hause Lit. E 66 (heute Münsterplatz 10) zu Mainz gestorben ist. Und zwar wird er hiebei (das Sterbeprotokoll ist unter französischer Verwaltung geschrieben) als „maître de langue" bezeichnet. Als „Sprachmeister" oder Sprachlehrer führt ihn schon das Mainzer Adreßbuch vom Jahre 1800 auf; damals wohnte er Lit. E 72 (heute mittlere Bleiche Nr. 8). Er hat ein Alter von 77 Jahren erreicht und fristete, wie es scheint, sein Leben zuletzt mit Erteilung von französischem und englischem Sprachunterricht, vielleicht auch mit Diensten als Dolmetsch. Von einer Wittwe oder von Nachkommen ist im Sterbeprotokoll keine Rede. Die protestantischen Kirchenbücher reichen in Mainz nicht über 1829 hinauf. Der von Minor teilweise veröffentlichte, von mir S. 756 erwähnte Brief der Charlotte von Schiller vom Jahre 1810 redet, wie sich nun herausstellt, mit Unrecht von Joh. Friedr. Schiller als von einem bereits Verstorbenen. Seltsam bleibt, daß der auf alle Fälle betriebsame Mann in späteren Jahren niemals einen Versuch machte, sich dem inzwischen berühmt gewordenen Dichter zu nähern. War er wegen Nichtzurückzahlung von Geldern mit dessen Eltern zerfallen oder fühlte er, daß er zu wenig anima candida sei? —

Welche Umstände es bisher hatten glaubwürdig erscheinen lassen, daß der 1687 zu Bittenfeld verstorbene Hans Kaspar Schiller aus Großheppach gebürtig sei, hat meine Abhandlung im Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins des Genaueren auseinandergesetzt. Vollkommene Sicherheit zu gewinnen blieb aber noch übrig, und indem wir uns um sie bemühten, ergab sich, daß die nahezu 60 Jahre hindurch angenommene Abstammung der Schiller zu Bittenfeld von den Schillern zu Großheppach unrichtig ist, daß die in Gustav Schwabs Urkundenbüchlein v. J. 1840 gedruckten Aufstellungen des Pfarrers Hochstetter zu Bittenfeld und des Vikars Klüpfel zu Großheppach die Biographen irregeführt haben; nicht aus Großheppach stammt Hans Kaspar Schiller, der Urgroßvater des Dichters,

sondern aus Waiblingen, und nicht Großheppach hat die Ehre, der älteste erkennbare Stammort der Familie Schiller zu sein, sondern das unmittelbar bei Waiblingen gelegene Neustadt („Neustädtle", ursprünglich Neu-Waiblingen genannt) und Waiblingen selbst, die alte Hohenstaufenstadt an der Rems. Die Großheppacher Jakob, Georg und Ulrich Schiller sammt Ulrichs Frau Apollonia und beider Söhne Hans und Jerg kommen für die Biographie des Dichters gänzlich in Wegfall, und an ihre Stelle treten als die ältesten Ahnen: Stefan Schiller, Bürger und Inwohner zu Neustadt bei Waiblingen, geboren vor 1590, † vor 1634; dessen Sohn Kaspar Schiller, Bäcker und Gerichtsverwandter in Waiblingen, geb. c. 1623 zu Neustadt, † 17. Juni 1695 zu Waiblingen, verheiratet 1646 zu Waiblingen mit Anna Hägelin aus Hößlinswarth; dessen Sohn Hans Kaspar Schiller, Bäcker und Gerichtsverwandter zu Bittenfeld, geb. 21. Dez. 1649 zu Waiblingen, † 4. Sept. 1687 zu Bittenfeld, verheiratet 1671 mit der Waiblinger Stadtküferstochter Anna Katharina Haag. Die Auffindung dieser echten Ahnenreihe des Dichters ist ohne Zweifel die wichtigste und glänzendste der Entdeckungen Haffners.

Auf die Spur des Richtigen hatte ein Eintrag im Bittenfelder Ehebuch gelenkt, welchen Haffner zu Ende des Jahres 1898 bei persönlichem Nachforschen bemerkte: die Aufzeichnung, daß anno 1676 „Hans Schiller, Wittwer und Bürger zu Newenstatt" (Neustadt) mit Katharina Kayser sich verehelicht habe. Wer dieser Hans war, ob man ihn mit dem Großheppacher Hans identifiziren dürfe, ob in ihm wiederum der anderwärts Hans Kaspar genannte Schiller Bittenfelds erscheine, blieb vorerst fraglich; seine Nennung veranlaßte indessen Haffner, beim Pfarramt Neustadt anzufragen, und hiemit war unvermutet der Weg betreten, der aus allen Wirren heraus und zu vollem Licht führen sollte. Eine Menge von Einträgen mit dem Namen Schiller wurde aus Neustadt und Waiblingen gemeldet, und Haffner entschloß sich, um in diese Nachrichten Ordnung zu bringen, an beiden Orten die Akten persönlich einzusehen. Den glücklichen Erfolg meldete mir am 20. Januar 1899 seine Depesche aus Waiblingen: „Alles gefunden hier", und ein Brief vom gleichen Tage, auf der Heimreise im Bahnhof Backnang geschrieben, gab mir freudigsten Eilbericht: die unzweifelhafte Ahnenreihe des Dichters war aufgefunden, und briefliche Berichte der geistlichen und weltlichen Behörden aus Waiblingen, Neustadt und Bittenfeld vervollständigten in den nächsten Tagen und Wochen, was Haffner aus den Kirchenbüchern des Pfarramts II zu Waiblingen und den Akten des dortigen Rathauses ermittelt hatte. Wir wußten aus Schwabs „Urkunden", daß in den Bittenfelder Kirchenbüchern als Vater des Johannes Schiller, des Großvaters des Dichters, verzeichnet ist: „Johann Kaspar Schiller, Becker und Beisitzer des Gerichts, † 4. Sept. 1687. aet. 37. ann. 8 mens. — Anna Katharina, uxor"; ihn, dessen Namen im Tauf- wie im Kopulationsbuch Bittenfelds fehlt, nennt das Waiblinger Kirchenbuch als am 21. Dez. 1649 zu Waiblingen geboren. Die Bitten-

felder Ziffer für das erreichte Lebensalter stimmt zum Waiblinger Geburtsdatum genau. Und weder von seinem Ableben noch von Nachkommen melden die Waiblinger Kirchenbücher; denn hier setzen die Bittenfelder Urkunden ein. Den Namen seiner Ehefrau nennt das Waiblinger Kirchenbuch vollständig: „Anna Katharina Haag", und neuerdings (Mitte Jan.) ist auch im Bittenfelder Kirchenbuch ihr voller Name gefunden worden. Von Waiblingen also, nicht von Großheppach, ist Hans Kaspar Schiller nach Bittenfeld gezogen und so der Gründer der Bittenfelder Linie geworden. Als Hans Kaspars Vater aber ist im Waiblinger Kirchenbuch der Bäcker Kaspar Schiller genannt, geb. in Neustadt c. 1623 („alt 72 Jahre" nennt ihn der Eintrag im Waiblinger Todtenbuch vom Juni 1695), verheiratet 1646 zu Waiblingen, und als dessen Vater nennt das Waiblinger Ehebuch unter dem Jahr 1646 „† Stefan Schiller, Bürger zu Neustadt". Weder eine Bezeichnung seines Standes, noch sein Geburts- noch sein Todesjahr ließ sich finden, auch nicht der Name seiner Frau; bei der ersten Verheiratung seines Sohnes Hans aber, die im Jahr 1639 stattfand, wird er im Neustädter Ehebuch als „weiland Stefan Schiller" genannt, und da ihn das Neustädter Todtenbuch, das mit 1634 beginnt, nicht verzeichnet, so muß er schon vor 1634 aus dem Leben geschieden sein. Von seinen Söhnen ist der eine, Hans, c. 1611 geboren; demnach ist anzunehmen, daß das Geburtsjahr Stefans, des Vaters, vor das Jahr 1590 fällt. Außer Kaspar und Hans hatte Stefan Schiller noch einen dritten Sohn, der den Taufnamen des Vaters führte (Stefan der Jüngere). Was aber Hans Schiller betrifft, so konnte über seine Person Haffner erst später ins völlig Klare kommen: dem Unermüdlichen gelang es, als er in der Osterwoche 1899 Neustadt zum zweiten Mal besuchte, einen vom Jahr 1688 datirten, zwischen der Wittwe des Hans Schiller, ihrer Stieftochter Anna und ihren mit Schiller erzeugten Kindern vereinbarten Erbabfertigungsvertrag aufzufinden, aus welchem sich ergab, daß Hans Schiller, der in Neustadt 1639 zum ersten Mal heiratete, der nämliche ist, der laut der Aufzeichnung des Bittenfelder Kirchenbuchs am 8. Aug. 1676 als Wittwer die Katharina Kayser (Kayßer), Tochter des Hans Kayser zu Bittenfeld, heiratete. Daß er „c. 1611" geboren ist, folgt aus der Angabe des Neustädter Todtenbuchs, das ihn unter dem 17. März 1688 als im Alter von 77 Jahren verstorben aufführt; er war bei seiner Wiederverheiratung also schon 65 Jahre. Gleichwohl erzeugte er mit Katharina Kayser noch 4 Kinder. Seinem Stande nach war er Weingärtner. Sein im Erbschaftsabfertigungsvertrag vom Jahr 1688 als „neuerbaut" genanntes Haus zu Neustadt hat heute die Nummer 114. Auch das Stammhaus der Familie in Waiblingen hat sich nachweisen lassen: in den Akten eines alten Archivkastens zu Waiblingen fand Haffner den Eintrag: „Erbaut anno 1645 Nr. 12 Wachthaus am innern Beinsteiner Thor, ward nachgehends an Caspar Schiller, Bäcker von Neustadt verkauft." An Stelle dieses zur Straßenverbreiterung in-

zwiſchen niedergeriſſenen Hauſes ſteht heute — etwas weggerückt — wieder ein Bäckerhaus.

Die Feſtſtellung der Geſchlechtsfolge in Neuſtadt war um ſo ſchwieriger, als nach Ausweis der dortigen pfarramtlichen Einträge gleichzeitig mit der Familie Stefans zum Mindeſten zwei andere, nicht erkennbar verwandte Familien Schiller in Neuſtadt lebten. Ueber Stefan (den Aelteren) hinaus die Ahnen des Dichters in Neuſtadt oder Waiblingen zu verfolgen, iſt nicht möglich; denn die 3 Kirchenregiſter in Neuſtadt beginnen erſt nach der Nördlinger Schlacht vom Jahre 1634, und Waiblingen wurde während des 30jährigen Krieges im gleichen Jahr gänzlich zerſtört. Das Einzige, was ſich noch thun ließ, war eine erneute und ſorgfältige Durchſicht der Großheppacher Kirchenbücher; denn wenn auch die durch Schwabs Urkundenbüchlein in die Litteratur eingeführte Großheppacher Ahnenreihe bereits endgültig beſeitigt war, ſo mußte doch geprüft werden, ob etwa der Name Stefan Schiller in den Großheppacher Kirchenbüchern ſich finde und ſo auf eine Einwanderung dieſes Vorfahren aus Großheppach nach Neuſtadt geſchloſſen werden könne. Daß der Name Schiller um 1600 häufig vorkomme, hatte der dortige Pfarrer gemeldet, und verlockend ſchien ſchon der Umſtand, daß in Großheppach das Taufregiſter und das Ehebuch ungewöhnlich weit zurückreichen: letzteres bis 1564, erſteres bis 1558! So ging denn Haffner, von meinen Bitten faſt mehr als billig bedrängt, aber wiſſenseifrig wie immer, in der Oſterwoche von Neuſtadt nach Großheppach zu perſönlichem Nachforſchen. Hiebei ergab die Durchſicht der Kirchenbücher von Groß- und Kleinheppach — ältere Erbteilungen, Kaufbücher, Eheverträge u. dgl. waren leider nicht erhalten — daß unter einer Menge von Trägern des Namens Schiller kein Stefan dort vorkommt, daß von 1639 an rückwärts auf 80 Jahre im Tauf- und Geburtsregiſter kein Stefan eingetragen iſt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt Stefan Schiller in Neuſtadt, wo er lebte, wo ſeine Söhne wohnten und der Name Schiller gleichzeitig mehrfach vorkommt, geboren. Der Stammbaum des Dichters aber hört, wie die Dinge liegen, mit ihm auf. Ausgeſchloſſen iſt freilich nicht, daß Stefans Eltern oder Vorfahren aus weiter öſtlich gelegenen Orten des Remsthals nach Neuſtadt gekommen ſind; dafür könnte ſchon der Umſtand ſprechen, daß Stefans Sohn Kaſpar ſich ſeine Frau aus dem bei Schorndorf gelegenen Hößlinswarth holte, Stefan der Jüngere aus dem ſüdlich von Großheppach gelegenen Beutelsbach, Stefan des Aelteren Enkel Georg aus dem bei Schorndorf gelegenen Urbach.

Den authentiſchen Nachweis der Verwandtſchaft der Marbacher Bäckersfamilie Schiller hatte Haffner ſchon bei ſeinem erſten Beſuch in Waiblingen aus den dortigen Kirchenbüchern erlangt. Nach Schwabs „Urkunden" S. 7 iſt im Marbacher Ehebuch als der Vater des Marbacher Bäckers Johann Kaſpar Schiller genannt: Johann Georg Schiller, Bürger und Bäcker zu Waiblingen: eben dieſen Georg (Jörg) Schiller aber verzeichnet das Waiblinger Kirchenbuch als einen im Jahr 1651 geborenen Sohn des Waiblinger Bäckers Kaſpar

Schiller. Somit war er ein Bruder des Hans Kaspar Schiller, des Urgroßvaters des Dichters, und die Verwandtschaft des Hauptmanns Schiller mit der Marbacher Bäckersfamilie Schiller reicht in noch höhere Zeiten hinauf als die mit den Steinheimer Schillern. Der Marbacher Bäcker Johann Kaspar Schiller starb im August 1740; 8 Jahre nachher ritt jener andere Johann Kaspar Schiller, damals Feldscher, in Marbach ein, um seine dort verheiratete Schwester und seine in Murr bei Marbach lebende Mutter zu besuchen.

Nachdem jetzt die Ahnenreihe des Dichters bis auf den vor dem Jahre 1590 geborenen Stefan Schiller zu Neustadt in urkundlichen Feststellungen hinaufgeführt ist, bricht eine Hypothese, die sich gerade in neuester Zeit sehr sicher fühlte, zusammen: die Behauptung, daß die Familie Schiller aus Tirol stamme, daß sie als Zweig einem bis heute bestehenden tirolischen Freiherrngeschlecht zugehöre, in der Reformationszeit aber mit der Annahme des evangelischen Bekenntnisses den Adel wie die alte Heimat verloren habe. Aufgetaucht ist diese Hypothese zuerst im Gothaischen Genealog. Taschenbuch der freih. Häuser auf d. J. 1856, woselbst die tirolische Abstammung als wahrscheinlich bezeichnet wurde; unter dem 4. Febr. 1860 brachte sodann die Leipziger „Illustrirte Zeitung" entdeckungsfroh die Beschreibung und Abbildung eines von dem Münchener Maler Eduard Ille in Obermühlau „aufgefundenen" tirolischen „Schillerhauses", und mit dem (unrichtigen) Zusatz, daß die „Akten der tirolischen Landschaft" eine Bestätigung der Herkunft der schwäbischen Familie Schiller aus Tirol gäben, verwies die „Allgemeine Zeitung" vom 10. Febr. 1860 auf diesen Text. Gleichwohl äußerten sich die wissenschaftlichen Autoren in der Regel mit Vorsicht, bis Minor (Schiller I, 4 ff.) die Frage aufnahm. Das Schiller'sche (mit dem Wappen der Schiller von Herdern übereinstimmende) Petschaft und Wappen — so lesen wir bei ihm — lasse „keinen Zweifel" offen, daß die schwäbische Familie mit der freiherrlichen Familie der Schiller von Herdern gleichen Ursprungs sei. Während die adelige Familie der österreichischen Schiller in der ursprünglichen Heimat fortbestanden und den katholischen Habsburgern hohe Beamte und Militärs geliefert habe, seien die nach Schwaben ausgewanderten protestantischen Schiller genötigt gewesen, von unten anzufangen und mit der schweren Not des Lebens zu ringen; von Stufe zu Stufe aber hätten sie sich stetig hinaufgearbeitet. In Sulz am Neckar habe es einer von ihnen in der Zeit des 30jährigen Krieges schon zum Leutnant gebracht, während seine Verwandte noch Handwerker und Taglöhner gewesen seien; mühsamer sei es dem Zweige gegangen, aus welchem der Dichter stamme. Auf die Großheppacher Bauern, Jakob, Georg und Ulrich — Minor wiederholt hier die Genealogie Schwabs — seien mit dem Urgroßvater des Dichters, Johann Kaspar Schiller, die bürgerlichen Handwerker gefolgt und bald seien diese zur Schultheißenwürde emporgestiegen. Soviel wird uns an dieser Stelle der Minor'schen Schillerbiographie erzählt; in einem späteren Abschnitt aber heißt es in der Schilderung des Aufenthalts der Familie Schiller in Lorch: „Vater

Schiller ahnte wohl nicht, daß einstmals einer seiner adeligen Vorfahren, ein Glied des tirolischen Freiherrngeschlechtes derer von Schiller, der ehemalige Kanzler Leomann Schiller von Herdern, für die ausgezeichneten, dem katholischen Ferdinand von Tirol geleisteten Dienste von dem Erzherzog Rudolf (1601) mit dem heimgefallenen halben Teil des Schlosses und Marktes Wäschenburg oder Wäschenbeuren belehnt worden war, wo die Linie aber schon mit dessen Sohn Marquard im Jahre 1643 ausstarb."

Nein, das ahnte der Hauptmann Schiller nicht und konnte es auch nicht ahnen, obwohl er in Lorch dem Schloß Wäschenbeuren nahe genug war. Denn willkürlich und kritiklos ist Alles, was uns hier Minor als Familiengeschichte geboten hat. Von den Hauptpunkten abgesehen — mit welchem Recht werden die Schiller in Sulz, die von Anton Birlinger im Taufbuch dieser Stadt entdeckt worden sind und in Band X des Archivs für Litteraturgeschichte dem Publikum vorgestellt wurden, mit den Großheppacher Schillern, wenn auch als entfernte Verwandte, in Beziehung gebracht? Es gibt dafür keine Spur eines Beweises. Daß sich in den Tauf- oder Todtenbüchern von noch 20 andern deutschen Städten Träger des Namens Schiller aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges nachweisen ließen, könnte man wetten; wenn aber alle diese Schiller von den zur Reformationszeit aus Tirol angeblich ausgewanderten Sprößlingen der dortigen Adelsfamilie abstammen sollen, so müßte sich die Familie in Deutschland geradezu ins Ungeheuerliche vermehrt haben. Des Weiteren aber: woher wissen wir denn, daß die Großheppacher Jakob, Georg, Ulrich „Bauern" waren? In den Urkunden steht nichts davon. Und was den Kanzler Leomann Schiller von Herdern betrifft, der um 1601 lebte, kann er denn von Minor, der doch an die Großheppacher Ahnenreihe glaubt, als einer der adeligen „Vorfahren" des Hauptmanns Schiller bezeichnet werden? Die von den tirolischen Freiherrn vermeintlich abgezweigte schwäbische Linie reicht mit den Nennungen des Großheppacher Kirchenbuches doch schon in eine beträchtlich ältere Zeit hinauf.

Fassen wir aber nunmehr den Kernpunkt der Sache ins Auge! Was meines Erachtens von vornherein gegen die Annahme eines Verlustes der tirolischen Heimat und des Adels spricht, ist der Umstand, daß in der Schiller'schen Familie nicht die Spur einer Tradition dieser Art vorhanden war. Die Erinnerung an ein solches Ereigniß, an einen Glaubenswechsel und eine damit verknüpfte Verfolgung oder Auswanderung, geht in einer Familie — das lehren viele Beispiele — nicht verloren; sie erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Zumal bei einer Familie, die, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, niemals den untersten Schichten der Gesellschaft angehört hat, sondern auch bei ihren ältesten erkennbaren Gliedern einen gewissen Wohlstand, eine gewisse Bildung aufweist. Bei den Vorfahren des Dichters aber, bei diesem selbst, bei seinen Geschwistern, seinen Freunden und Zeitgenossen wird, soweit wir wissen, mit keiner Silbe von der Verwandtschaft mit einer adeligen Familie Tirols, von einer Aus-

wanderung infolge Glaubenswechsels gesprochen; jedes Zeugniß einer solchen Erinnerung fehlt. Wäre eine solche Ueberlieferung irgend vorhanden gewesen, so wäre sie ohne Zweifel bei den umständlichen schriftlichen Verhandlungen, die zwischen Weimar und Wien gepflogen wurden, als der Herzog Karl August im Jahre 1802 Schillers Versetzung in den Adelstand betrieb, erwähnt worden; aber auch in diesen Schriftstücken fehlt jeglicher derartige Hinweis. Ja, es finden sich sogar Aeußerungen, welche beweisen, daß Schiller von einer Beziehung seiner Familie zur Familie Schiller von Herdern und deren Wappen keine Ahnung hatte. Als der Dichter aufgefordert wurde, wegen des ihm zu verleihenden adeligen Wappens seine Wünsche auszusprechen, gibt er dem Geh. Hofrat Voigt unter Zurücksendung des Trierschen Wappenbuches am 12. Juli 1802 zur Antwort, daß er seinem bisher gebrauchten Wappen „gerne möglichst nahe bleiben möchte", und setzt hinzu: „Das wachsende Einhorn auf dem Helm ist auf dem Herzoglichen Wappen zu Parma und macht eine gute Wirkung. Es wird wohl kein Eingriff sein, sich desselben zu bedienen." (Vgl. die Akten und Briefe zur Adelsverleihung bei Adelbert Kühn „Schiller. Zerstreutes", I, 2, 120 ff.) So ist es denn erst die spätere Zeit, die auf den Einfall einer Verwandtschaft der schwäbischen Familie mit dem Geschlechte der Schiller von Herdern gekommen ist; daß aber die zur Erlangung der Gewißheit eines genealogischen Zusammenhanges mit der tirolischen Adelsfamilie nicht ohne Eifer unternommenen Schritte der Nachkommen Schillers (des Sohnes Karl und des Enkels Friedrich) „resultatlos" geblieben sind, hat mich Freifrau Mathilde von Schiller zu Stuttgart schon im Jahre 1883 brieflich wissen lassen.

Der einzige Anhaltspunkt, welchen jene Mutmaßung zu haben scheint, ist die nahezu völlige Uebereinstimmung des Wappens, das die Familie Schiller von Herdern führt, mit einem von Schillers Vater gebrauchten Petschaft. Nach Kneschke, Adelslexikon, Band 8*, führt die Familie Schiller von Herdern einen der Länge nach geteilten Schild: rechts oben in Blau ist ein einwärts springendes, halbes (goldenes) Einhorn und unten in Gold ein schräglinker, blauer Balken; links in Silber ist eine mit der Spitze aufwärts schrägrechts gekehrte Pfeilspitze. Das Petschaft, mittelst dessen Schillers Vater im Jahr 1774 der Unterschrift unter den bei der Aufnahme seines Sohnes in die Militärakademie ausgestellten Revers sein Siegel beidrückte, zeigt einen bis zur Hälfte der Länge nach gespaltenen Schild, der zur Rechten mit einem aufsteigenden halben Einhorn, im linken Feld aber mit einer gerade aufgerichteten Pfeilspitze geziert ist; die untere Hälfte des Schildes hat 2 breite Querbalken. Auf dem gekrönten (geschlossenen) Helm steht gleichfalls eine aufgerichtete Pfeilspitze, und die nämliche Pfeilspitze auf gekröntem (offenen) Helm zeigt eine mir vorliegende Abbildung des Wappens der Schiller von Herdern im alten Wappenbuch des Nürnberger Buchhändlers Paulus Fürst. Beide Wappen stimmen also sehr nahe überein (die Angabe meiner Schillerbiographie, Band I, S. 17, die Familie Schiller von Herdern führe

ein anderes Wappen, beruhte auf irriger Mitteilung aus der Schiller'schen Familie). Der Dichter selbst benützte vor 1802 einen Siegelstock mit dem nämlichen Wappen, das seine Eltern geführt hatten; er hatte sich ein eigenes Petschaft darnach stechen lassen. Mit der Verleihung des Adels erhielt er ein Wappen, das dem zuvor von ihm geführten angepaßt war: nach dem Reichs-Adelsdiplom d. d. Wien 7 Sept. 1802 hat es einen in gold und blau quergeteilten Schild mit einem „wachsenden" natürlich weißen Einhorn in der oberen und einem goldenen Querstreif in der unteren Hälfte. Auf dem Schilde ruht ein Turniershelm, der mit einem Lorbeerkranz geschmückt ist und auf dessen Krone das aufsteigende halbe Einhorn wieder erscheint (der Lorbeer kam zur Andeutung der Dichtergabe Schillers auf Vorschlag Voigts hinzu, vgl. Adelbert Kühn, Schiller, I, 2 127 und 128). Die Pfeilspitzen aber, die zusammen mit dem Einhorn das Abzeichen des Geschlechtes der Schiller von Herdern bilden, sind weggefallen.

Immerhin ist die vorhandene Uebereinstimmung merkwürdig, und daß das geschilderte Petschaft, dessen sich der Vater des Dichters 1774 bediente, nach einer das Wappen der Schiller von Herdern zeigenden Vorlage angefertigt wurde, muß man auf alle Fälle schließen. Nun spricht Hauptmann Schiller in jenem für den Sohn ausgestellten Revers von einem „angebohrenen" Petschaft, d. h. der Revers schließt mit den Worten: „Urkundlich unter unsern eigenhändigen Unterschriften und vorgedruckten angebohrenen Pettschaften" (worauf mit dem Datum die Namen des Vaters und der Mutter nebst rotem Siegelabdruck jenes einen Petschafts folgen); somit scheint es, daß hier ein Petschaft gebraucht war, das von alter Zeit her in der Familie sich forterbte, ein „Familienpetschaft". Eine zaghafte Bemerkung (wie sie Düntzer macht), daß man „vermuten möchte, beide Familien Schiller seien verwandt", läßt sich unter diesen Umständen nicht verübeln. Indessen erweist sich gerade die Annahme, daß Hauptmann Schiller beim Revers ein altes Familienpetschaft in Gebrauch genommen habe, für das genauere Wissen als Täuschung. Zu diesem Punkt hat mir Haffner auf Grund sorgfältigster Nachforschungen bedeutsame Aufschlüsse gegeben. Das nämliche Wappen, das dem Revers beigedrückt ist, findet sich auf Briefen des Vaters und der Mutter Schillers aus den späteren Jahren ihres Lebens, z. B. auf Briefen vom 6. August 1780, 17. Februar 1785, 20. August 1785; vor dem Jahr 1766 aber führte Kaspar Schiller ein anderes Siegel. In der Unterschrift des Ehevertrags zwischen Johannes Ganns, Bürger zu Murr, und dessen zweiter Ehefrau, der Wittwe des Johannes Schiller (seiner Mutter) gebraucht er unter dem 23. Nov. 1753 ein Wappen, das kein Einhorn und keine Pfeilspitze zeigt, sondern im Schild einen Zweig, an dessen Mittelstiel zur Rechten und Linken je 3 gestielte Blättchen oder Blüten sitzen, auf dem ungekrönten Helm aber einen Arm mit gezücktem Schwert, und dieses nämliche Siegel hat der Brief, den Kaspar Schiller unter dem 24. August 1766 aus Lorch an den Oberamtmann von Marbach schrieb. Demnach hat er

das Petschaft mit dem Einhorn und Pfeil zwischen 1766 und 1774 sich stechen lassen; jenes ältere mit dem sechsblättrigen Zweig aber ist offenbar dasselbe, das bei seiner eigenen Verheiratung im Jahr 1749 im „Zubringens-Inventar" als sein silbernes Petschaft aufgeführt ist. Man kann nun fragen, wie Hauptmann Schiller im Revers ein Petschaft, das er nicht ererbt, nicht aus der Familie hatte, als ein angeborenes bezeichnen konnte; einer bewußten Unwahrheit möchte ihn ja Niemand zeihen. Die Lösung dieses Rätsels ist einfach genug: Hauptmann Schiller hat, wie ich mich im Mai 1899 durch Prüfung des im kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrten Originals überzeugte, für den Revers ein ihm zur Ausfüllung übergebenes stehendes Formular benützt. Handschriftlich sind im Revers nur die auf „unsern Sohn" folgenden Worte: Johann Christoph Friedrich Schiller", sodann in der Unterschrift die Worte: „Ludwigsburg" — „23ten Septembris 1774" — „Johann Caspar Schiller Hauptmann bei dem Herzogl. General Lieut vom Stainischen Infanterie Regiment" — „Elisabetha Dorothea gebohrne Kodweißen"; alles Uebrige sammt dem Ausdruck „Unter unsern eigenhändigen Unterschriften und vorgedruckten angebohrenen Pettschaften" ist gedruckt, ist stehender Formulartext. Hiemit ist die letzte Stütze der Minor'schen Annahme zerknickt. Daß wir es aber bei dem Siegel des Reverses nicht mit einem Familienpetschaft zu thun haben, läßt sich noch weiterhin beweisen: wären die Vorfahren des Dichters im Besitze eines solchen und zwar im Besitze eines Wappens mit Einhorn und Pfeilspitze gewesen, so hätten sich desselben sicherlich auch andere ältere Familienmitglieder, nicht nur Kaspar Schiller, bedient. Der Bruder Kaspar Schillers aber, der Bäcker Johannes, setzt im Ehevertrag der Mutter vom Jahr 1753 ein Siegel bei, das eine Bretzel, über ihr eine Krone und über dieser die Buchstaben J. H. S. zeigt (vgl. v. Schloßberger „Neuaufgefundene Urkunden" S. 12, auch des nämlichen Autors Artikel in der Allgem. Ztg., Beilage Nr. 14 v. J. 1886), und der jüngere Bruder Jakob, der Schultheiß von Bittenfeld, der auch ein silbernes Petschaft sein Eigentum nannte, bedient sich eines Siegels, das nur zwei verschlungene undeutliche Buchstaben J. S. und darüber eine Krone zeigt. Es ist also nichts mit dem „Familienpetschaft".

Die Frage, wie Kaspar Schiller zu dem Wappen des Reverses und der Briefe aus den Jahren 1780 und 1785 gekommen ist, drängt sich nun freilich auf. Eine Nachricht fehlt uns; aber eine genügende Erklärung gibt wohl, was mir Haffner, als unser Briefwechsel zur Erörterung dieser Angelegenheit führte, geschrieben hat, und schwerlich wird sich jemals etwas Besseres darüber sagen lassen. Haffner bemerkt: „Allem Anschein nach" hat sich Kaspar Schiller „zwischen 1766 und 1774" das Petschaft mit dem Einhorn und der Pfeilspitze „von irgend einem der Wappenkünstler, die damals ziemlich verbreitet waren und bis weit in unser Jahrhundert hinein ihr Gewerbe auch auf Messen und Jahrmärkten ausübten, stechen lassen. Fast in jedem bürgerlichen Hause unserer Gegend findet man ‚das Wappen der

Familie' unter Glas und Rahmen, von irgend einem Wappenmaler ‚auf Grund seines alten Wappenbuches' ausgefertigt, Stück für Stück zu ungefähr einem halben Gulden! Ob eine Verwandtschaft des Bestellers mit der im Wappenbuch vorkommenden Familie bestehe, wurde nicht gefragt, es genügte, wenn nur der Name gleich oder auch, wenn er nur „ungefähr gleich" war. So wird der Siegelstock Kaspar Schillers entstanden sein. Dem in allen Teilen pünktlichen und gewissenhaften Manne ist zwar nicht zuzutrauen, daß er blindlings annahm, was ihm so ein Wappenkünstler bot, aber nachdem er selbst sich überzeugt hatte, daß ein Schillersches Wappen mit Einhorn und Pfeil bestund, durfte er, nach damaliger Sitte, sich wohl auch ein solches stechen lassen ... Daß Schillers Vater und dessen Bruder silberne Petschaften hatten, ist durchaus nichts Besonderes gewesen, dies war bei gereisten Leuten vom Schlage dieser Zwei etwas Gewöhnliches zu damaliger Zeit."

Bürgerliche Träger des Namens Schiller gibt es heute in vielen Städten Deutschlands, ohne daß an eine Verwandtschaft mit dem Dichter bei ihnen irgend Jemand denkt, und von adeligen Familien des gleichen Namens zählt Kneschkes Adelslexikon nicht weniger als sieben auf. Die Schiller von Herdern gehören zu ihnen. Das Gothaische Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, Jahrg. 1878, gibt an, daß sie heute „Kleckler Schiller von Herdern" heißen, den Beinamen von Herdern oder „Herderer" von einer alten, ausgestorbenen schwäbischen Familie führen und 1605 in die Tiroler Adelsmatrikel eingetragen wurden; was bei Minor über die Belehnung des Leomann Schiller von Herdern mit Wäschenbeuren, über das Aussterben seiner Linie mit Marquard Sch. v. H. gesagt ist, findet sich ebenso im Gothaischen Taschenbuch. Neues und insbesondere bezüglich des Ursprungs dieses Geschlechtes Beachtenswertes hat zu willkommener Ergänzung der Haffnerschen Forschungen vor Kurzem ein Aufsatz des Amtsrichters Beck im Diöcesan-Archiv von Schwaben, Nr. 8 vom Jahr 1899, gebracht. Ihm zufolge war im 14. und 15. Jahrhundert im oberschwäbischen Städtchen Riedlingen an der Donau eine Patrizierfamilie Schiller ansäßig, die schon im Jahr 1338 durch Kaiser Ludwig den Baier den Adel erhalten haben soll. Aus ihr stammte Bernhard Schiller, 1494 an der Universität Freiburg im Breisgau Magister bei den Artisten, später angesehener Inhaber eines medizinischen Lehrstuhls ebendaselbst. Er besaß als Eigentum das sogenannte Weiherschloß bei dem der Stadt Freiburg gehörenden Dorf Herdern, und von diesem nannte sich die Familie fortan „Schiller von Herdern". Bernhards Sohn Joachim, geboren um 1500, widmete sich gleichfalls der Medizin und schrieb in seinem Fache mehrere Schriften (vgl. über ihn auch Zedlers Universallexikon, Band XXXIV vom Jahr 1742). Im Jahr 1539 ließ er sein Haus „zum Rechen" (heute das neue Rathausgebäude in Freiburg) umbauen, wobei in den (noch heute erhaltenen) Grundstein sein Wappenschild mit einem schrägen Pfeileisen im ersten und vierten Feld, einem Querbalken im zweiten und dritten Feld und einem wachsenden Einhorn über dem Schild eingemeißelt

wurde. Ein Sohn dieses Joachim Schiller war der 1531 geborene, am 25. Dez. 1611 zu Innsbruck gestorbene Leomann Schiller von Herdern, der 32 Jahre lang die Würde eines Kanzlers von Tirol bekleidete und zu Mühlau bei Innsbruck ein Haus, einen nachmals v. Sternbachschen Ansitz, bewohnte. Dessen Sohn Leomann erst ist es, der nach Beck im Jahr 1612 mit Wäschenbeuren belehnt wurde; er starb um 1468, „wie es scheint, ohne männliche Nachkommen" und hatte vermutlich zum Bruder den im Jahr 1628 zu Augsburg gestorbenen Advokaten Dr. jur. Adam Schiller. Was aus der Familie dieses Adam Schiller von Herdern geworden ist, hat sich, wie Beck hinzufügt, bis jetzt nicht erheben lassen. Mit wieviel Recht letztere Angaben dem Gothaischen Taschenbuch widersprechen, habe ich nicht zu untersuchen, von Belang aber ist hier, daß auch die genealogische Studie Becks, des Herausgebers des genannten Diözesan-Archivs, einen Zusammenhang der Familie Schiller von Herdern mit den Vorfahren des Dichters nicht findet und daß sie unter Zustimmung zu den Haffnerschen Nachweisen auch ihrerseits zu der Ueberzeugung gelangt, die Abstammung des Dichters vom Geschlechte der Schiller von Herdern lasse sich nicht festhalten.

Daß der Name Schiller „ursprünglich bairisch" sei und vor dem 15. Jahrhundert nur in Baiern vorkomme, ist eine von Minor wiederholte nicht stichhaltige Behauptung Birlingers; schon die schwäbischen Schiller zu Riedlingen reichen ins 14te Jahrhundert hinauf, und etymologisch verrät der Name nichts über den Ausgangspunkt der Familie (vgl. oben S. 16; für die Bedeutung Schielender — wohl die wahrscheinlichste Erklärung — und gegen Schwab spricht sich auch Birlinger aus, wobei jedoch zu Gunsten Schwabs zu sagen ist, daß dieser die im Texte seiner Biographie gegebene Deutung im Vorwort selbst zurückgezogen hat). Für die Abstammung des Dichters an den Meistersänger Jörg Schiller, der vor 1474 lebte, viele Lieder in Nürnberg drucken ließ und vielleicht ein Franke war, oder an Wolfgang Schiller (der um 1588 als Magister in Stuttgart genannt wird) zu erinnern, ist ein müßiges Spielen mit Namen, und völlig ins Kraut schießt die Genealogie, wenn sie mit Düntzer den heraldischen Blätterschmuck um den Schild des von Kaspar Schiller gebrauchten Petschafts als „Lorbeerblätter" und als Hinweis auf den Vorahnen (!) Jörg Schiller, den Meistersänger, zu deuten Lust hat.

Eine echtschwäbische Familie ist es, aus der Friedrich Schiller hervorgegangen ist; denn in altschwäbischem Gebiet liegen ihre Stammorte Neustadt, Waiblingen an der Rems und (nördlich von Waiblingen in einem Seitenthal des Neckars) Bittenfeld. Und einen Adel höherer Art, als ihn ein Kaiser verleihen kann, hat ihr der Dichter gegeben. Das bürgerliche Gewerbe aber, das sie erblich betrieb, ist das sonderlich ehrsame Bäckergewerbe: zum Mindesten 3 Ahnen, von denen der Dichter in gerader Linie abstammt, übten es aus, und rechnet man die blutsverwandten Schiller der Nebenlinien ein, so weiß die Stammtafel seiner Vorfahren von 10 Bäckern. Dem von Hause aus etwas träge rollenden Bäckerblut halfen sie (wie man in halbem Scherz bei-

fügen möchte) weise auf: aller Wahrscheinlichkeit nach besaßen sie im Remsthal, das ja um Stetten, Endersbach, Rommelshausen, Beutelsbach und auch um Neustadt und Waiblingen einen hochpreislichen Wein erzeugt, Weingüter, und wie der Regimentsmedikus Schiller zu Stuttgart einen guten Durst hatte, so wird schon sein Urgroßvater, der die Waiblinger Stadtküferstochter heiratete, kein Weinverächter gewesen sein. (Vgl. zu den schwäbischen Bäckerstuben S. 23.) Es war augenscheinlich ein aufgewecktes, rühriges und geachtetes Geschlecht, wie denn gerade jene 3 Ahnen nebenbei Gemeindeämter und -Würden bekleidet haben.

Die Verästelungen der Familie mit allen aus Kirchenbüchern und Rathausakten mir bekannt gewordenen Zeitbestimmungen ersieht der Leser aus der beifolgenden Stammtafel; ich hebe für die Reihe der unmittelbaren Vorfahren des Dichters hier nur Weniges hervor:

Der älteste erweisbare Ahne, Stefan Schiller, Bürger und Inwohner zu Neustadt, hat 3 Söhne: Hans Schiller, Weingärtner zu Neustadt, Stefan (der jüngere) Schiller zu Neustadt, Kaspar Schiller zu Waiblingen.

Der zweitälteste Ahne, Kaspar Schiller, Bäcker und Gerichtsverwandter zu Waiblingen, hat gleichfalls 3 Söhne: einen im Kindesalter verstorbenen Hans Kaspar, den als Bäcker und Gerichtsbeisitzer zu Bittenfeld verstorbenen Hans Kaspar Schiller und den Bäcker Georg Schiller zu Waiblingen (dessen Sohn Johann Kaspar durch Verheiratung Bäcker in Marbach wird).

Der drittälteste Ahne oder der Urgroßvater des Dichters, der als Bäcker und Gerichtsbeisitzer zu Bittenfeld verstorbene Hans Kaspar Schiller, hat 6 Kinder, nämlich 3 Töchter und die Söhne: Jörg, Bäcker zu Bittenfeld (dessen Sohn Hans Georg die Steinheimer Linie gründet), Michel, Schuhmacher zu Bittenfeld, und Johannes Schiller, Bäcker und Schultheiß („praetor") zu Bittenfeld.

Der Großvater des Dichters, der Bäcker und Schultheiß Johannes Schiller zu Bittenfeld, hat 8 Kinder. Ihre Zahl und Lebensdata hat unter Mitwirkung der jetzigen Bittenfelder Geistlichen Haffner erst allmählich vervollständigt, wozu seine Auffindung der Erbteilung des Michel Schiller wie auch des Gannsischen Ehevertrags wesentlich beitrug. Die Namen der sämmtlichen Kinder sind: Christina, verheiratete Blumhardt in Neckarrems, Sibylla, verheiratet an den Informator Männer in Stuttgart, Magdalena, verheiratet an den Stadtboten Häberle in Ludwigsburg, Johannes, Bäcker in Bittenfeld, Susanna Maria, als verwittwete Kayser wiederverheiratete Brust in Bittenfeld, Kaspar (Vater des Dichters), Jakob, Schultheiß in Bittenfeld, Margareta, verheiratet an den Fischer Stolpp in Marbach. Der ebengenannte Johannes Schiller wurde der Stammvater der Familien Schwinghammer (in Ludwigsburg) und Sattelmaier; auch Nachkommen Häberles sind heute noch vorhanden (vgl. hiezu den Artikel Otto Schanzenbachs im Abdruck der Frankfurter Zeitung vom 7. Okt. 1887. Zum Namen Häberle schreibt mir Prof. Schanzenbach, daß er in den Kirchenbüchern mit der Form Häberlen abwechsle;

Häberlen gelte für vornehmer, die Form Häberlin für noch feiner. Die Aussprache im Volksmund sei durchaus die gleiche: —le).

Jakob Schiller, der Schultheiß von Bittenfeld, war nicht, wie Minor angibt, der älteste Sohn des Johannes Schiller, sondern der jüngste; er lebte von 1727—1799. Ueber diesen Onkel des Dichters hat Haffner bei seinen Nachforschungen in Bittenfeld nebenher manches Interessante gefunden. Laut seiner „Beibringens"-Beschreibung v. Jahr 1752 war er „als Beckerpursch" in die Fremde gezogen, hatte sich unter die holländischen Schiffssoldaten aufnehmen lassen — es sind also 3 Angehörige der Familie Schiller, die uns zeitweise in den Niederlanden begegnen — hatte es sogar zu Offiziersstellungen gebracht und war nach eilfjähriger Abwesenheit mit einem hübschen Stück Geld und nicht geringem Silbergeschmeide in die Heimat zurückgekehrt. Als Schultheiß that er für die Gemeinde viel: er kaufte z. B. 1777 das Bittenfelder Schloß mit sämmtlichen Gütern und verkaufte es wieder an 20 Bürger. Augenscheinlich war er eines der hervorragendsten Glieder der Familie Schiller. Ein guter Haushalter, hat er ein namhaftes Vermögen hinterlassen; mit seiner weit sich verzweigenden Nachkommenschaft aber, Kindern und Enkeln, gingen Wohlstand und Ansehen zurück. —

Das Stammhaus der Schiller'schen Familie in Bittenfeld hat Haffner unter Mitbemühung des dortigen k. Pfarrers Rippmann, des Vikars Rippmann und des Schultheiß Läpple Ende Dezember 1898 aufgefunden. Man hatte im Ort das Haus Nr. 38 dafür gehalten; aus den Bittenfelder Kaufbüchern aber und den Erbteilungsakten des Michel Schiller und des Jakob Schiller ging hervor, daß dieses Haus dem Michel Schiller gehörte und erblich an den Hauptmann Schiller und den Schultheiß Jakob Schiller, der es 1792 bezog, gekommen ist. Zuvor jedoch hatte der Letztere ein Bäckerhaus inne, das er schon 1752 von seiner Mutter, weil diese in Murr eine zweite Ehe einging, erkaufte. Es hat die Nummer 39, steht gegenüber dem Rathaus an der Hauptstraße als Eckhaus und sein jetziger Besitzer ist Adolf Pfleiderer, Sonnenwirt. Dieses Haus erbauten Schillers Großeltern, und in ihm ist der Vater des Dichters geboren. Ein Eckstein bestätigte, was die schriftlichen Urkunden überliefert hatten: eine ausgemeißelte Bretzel fand sich an ihm, und als man die dicke Tünche abkratzte, kam, in den Stein gehauen, zum Vorschein die Inschrift: „Johannes Schiller, 1721." —

Bei Schillers Vater trage ich gerne noch nach, daß der Klosterbarbier in Denkendorf, bei dem er 1738 in die Lehre kam (vgl. oben S. 18), Fröschlin hieß und der damalige Klosterpropst Weissensee. In Backnang war er bei dem Barbier Scheffler, in Lindau bei dem Chirurgus Seeliger als Gehilfe „in Condition". Aus dem Erbteilungsakt des Michel Schiller vom 7. August 1756 geht hervor, daß Kaspar Schiller, damals Fourier im Regiment Prinz Louis, bei der Teilung in Bittenfeld anwesend war. Nach den von der „Neuen Züricher Zeitung" im Juli 1899 veröffentlichten „Erlebnissen" eines Schweizers, des chirurgien-Major Emanuel Schneider, der während

des siebenjährigen Krieges in würtembergischen Diensten stand, soll Elisabeth Dorothea Schiller ihren Gatten (im Jahr 1760) im Winterquartier zu Würzburg besucht haben; diese mit andern Zeugnissen in Widerspruch stehende Angabe bedarf jedoch noch sehr der Prüfung (vgl. den Artikel im „Schwäb. Merkur" vom 19. Juli 1899).

In Sachen der Genealogie der Familie Schiller ist Ernst Müllers Buch „Schillers Mutter" von Minors Irrtümern abhängig, bezüglich der Vorfahren der Elisabeth Dorothea Kodweiß aber ergänzt es in einigen Punkten die Angaben der „Urkunden" Schwabs. Als das Todesjahr des ältesten bekannten Vorfahren, des Bäckers und Bürgermeisters Johann Kodweiß (vgl. oben S. 23), nennt es das Jahr 1698, als die Ehefrau seines gleichnamigen Sohnes, des im Jahr 1745 gestorbenen Marbacher Bäckers und Bürgermeisters Johann Kodweiß nennt es Anna Elisabeth, geborene Uschalk, als das Todesjahr der letzteren 1740. Mit Recht bemerkt Müller, daß die Familie schon längere Zeit in Marbach ansässig gewesen sein müsse, bevor eines ihrer Glieder die Bürgermeisterwürde erreichen konnte.

Der Vater der Mutter Schillers, Georg Friedrich Kodweiß, ist am 4. Juni 1698 geboren. Von seiner Ehefrau Anna Maria heißt es in allen Biographien, sie sei eine geborene Mautz von Lohrach-Hof gewesen. So schien ja in Kaspar Schillers curriculum vitae, wie es in dem von Emilie von Gleichen-Rußwurm und Alfred von Wolzogen herausgegebenen Buche „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" zum Abdruck kam, ihr Schwiegersohn selbst geschrieben zu haben. Auch Ernst Müllers Biographie der Mutter Schillers wiederholt diese Angabe und setzt noch hinzu, der Lohrach-Hof sei der Stadt Marbach „benachbart". Mir schien die Namensform „Lohrach-Hof" nicht ganz geheuer, weßhalb ich im Frühjahr 1899 Haffners Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenkte. Haffner schrieb mir zurück, einen Lohrachhof gebe es in Würtemberg nicht, er werde Erhebungen anstellen. Bald nachher erhielt ich von ihm die Auskunft, der richtige Name des Hofes sei Rörachhof (oder Röhrachhof) und der elterliche Name der Frau sei nicht Mautz, sondern Munz oder Monz; der Rörachhof liege bei Kleinaspach und Rietenau und nach Auskunft des Kleinaspacher Pfarrers stehe im Taufbuch der Gemeinde Rietenau, daß Anna Maria, Tochter des Johannes Monz, Inwohners auf dem Hof Rörach, am 25. Jan. 1698 getauft worden sei, im Ehebuch der gleichen Gemeinde aber, daß Anna Maria, Tochter des Johann Munz, Inwohners auf dem Rörachhof, sich am 3. Nov. 1722 mit Friedrich Kodweiß, Bäcker zu Marbach, verehelicht habe. Ohne Zweifel ist die richtige Namensform Munz, während „Monz" der schwäbisch-nasalen Aussprache des Volksmunds entspricht. Die Herausgeber des Buches „Schillers Beziehungen" aber haben, wie ich mich nachher mit Haffner in Marbach persönlich überzeugte, das Original des „curriculum vitae meum" unrichtig gelesen. —

Eine Stammtafel der Nachkommen Schillers wird im dritten Band dieses Werkes folgen.

Register zum ersten Bande.

Abbt, Thomas 474, 479.
Abeille, Konzertmeister 694.
Abel, Jak. Friedrich, Prof. der Stuttgarter Militärakademie 117, 154 f., 157, 243, 256, 289, 295, 298, 315, 318, 345, 383 f., 425, 469, 573 f., 582 f., 599 f., 615, 617, 620 f., 647 f., 663, 699, 701, 775, 783, 785 f., 789 f., 793, 825; 836—845 (Abels handschriftliche Aufzeichnungen).
Abel, Konr. Ludw., Oberamtmann 383, 842.
Abel, Oberbürgermeister 327.
Ackermann, Oberhofprediger 542.
Ackermann, Schauspieldirektor 200, 794.
Adam, Frau 813.
Addison 311.
Adelheid 436.
Adelung, Joh. Christoph 472 f., 475.
Aders, Fritz 793.
Aeschylus 371, 376, 530.
Aesop (Fabeln) 241.
Aichbergen, Kutschera v. 161.
Alberti, v., Obristwachtmeister 579, 693.
Alberti, v., Archivrat 328.
Alexander der Große 589.
Amos, A. C. 380.
Am Stein (Amstein), Joh. Georg, Arzt 627 ff., 634 ff., 848.
Anakreon 590.
Anders, Franz 849.
Andler, Oberamtmann 760.
André, Johann, Komponist 695.
Andreä, Chr. E., Hofmedikus 810.
Andreä, Jakob Eberhard, Arzt 428, 810, 815.
Andreä, Marie Luise, geb. Mögling, Frau des Vorigen 810, 815 f.
Andreä, Luise, verheir. Zumsteeg 810, 814 f., 820 f.
Andreä, Johann Valentin 431, 601, 604.
Andreä, Wilhelmine (Reinhards und Stäudlins „Minna"), verheir. Bayha 428, 431, 531, 810 ff.
Aprile, Hofsänger 90.
Aretäus 298.
Aristoteles 390, 394 f., 603.
Armbruster, Joh. Michael 485, 488, 490 f., 493 f., 563, 565, 633, 638 ff., 663, 817, 833; Armbrusters Schwäbisches Museum 475, 478 f., 598, 636.
Armentières, Duc d' 747.
Arnaud, Baculard d', Romandichter 194.
Arnold, Wilhelm 43.
Augé, v., Generalfeldzeugmeister und Regimentsinhaber 328 f., 331 f., 615 f., 701, 708, 844, 847.
Augustus, Kaiser 213.
Autenrieth, Jak. Friedr., Prof. der Militärakademie zu Stuttg. 323.
Azel, Joh. Jak. 600 f., 846.

Babo, Joseph Maria, Schauspieldichter 691.
Bach, Phil. Emanuel 712.
Bach, Sebastian 684.
Backhaus, Schauspieler 809.
Baiersepp, Räuberhauptmann 383.
Baletti (Balletti), Rosina, Schauspielerin 694, 781.
Bathyany, Feldmarschall 748.
Batteux, Charles 394, 789.
Batz, Aug. Friedr. (Baz), Zögling, später Prof. der Karlsschule 230, 621, 781.
Baumann, Hofkaplan 688, 814.

Baumann, Franz Ludwig, Hiſtoriker 40 f.
Bayha, Joh. Friedr., Stabsamtmann 810, 820.
Beck, Amtsrichter 870 f.
Beck, Heinrich, Schauſpieler 390, 412, 809.
Beckenſtuben, ſchwäbiſche 23.
Beethoven 53, 376, 743.
Beil, David, Schauſpieler 390, 412 f. 809.
Bellermann, Ludwig 730, 732.
Benda, Georg, Kapellmeiſter 689, 695.
Benz, Georg Chriſtian, Oberpräzeptor XI, 767.
Berberich, v., Theaterintendant 386.
Berger, Traugott Benjamin 200, 794.
Bernays, Michael XII, 572, 805.
Bernhard, Friedr. Ferd. Religionslehrer 252.
Bettelheim, Anton 727, 851.
Betulius, Antiquar 414.
Beulwitz, Karoline v., ſiehe Wolzogen.
Bilfinger, Georg Bernhard, Mathematiker 474.
Bilfinger, Bernh. Friederike, Taufzeugin Schillers 743.
Birlinger, Anton 731, 871.
Biſſell, A. 419.
Bismarck, Otto, Fürſt 679.
Bittenfeld, Ortslage 15 f., 871.
Blas, Gil 851.
Blumauer, Aloys 537, 777.
Blumhardt, Chriſtine, Schweſter von Schillers Vater 20 f., 872.
Blumhardt, Friedrich, Gatte der Vorigen ſ. Stammtafel.
Boas, Eduard VI, 25, 62, 71, 133, 160, 176, 178 f., 278, 283, 322, 338, 340 ff., 346 f., 391, 417, 425 f., 428 ff., 437, 450 f., 468, 470, 486, 491, 495, 501, 503 ff., 507, 531, 536, 538 f., 541 f., 559 f., 563, 601 f., 621, 629, 637 f., 707, 755, 766, 777, 779, 799, 822, 825, 830, 857.
Bock, J. Chr., Theaterdichter 695.
Bock, Chriſtoph Wilhelm 482, 832.
Bodmer, Johann Jakob 482 f., 486, 817, 820, 834 f.
Böck (Bök), Auguſt Friedr., Prof. 242, 785, 789.
Böck, Michael, Schauſpieler 411, 413, 807, 809.
Böcklin, Arnold 563.
Böhnen, v., Hofmarſchall 206, 246.
Bölte, Amely 853.
Börhave (Boerhaave), Arzt, Phyſiolog 255, 266, 298 f.
Boie, Heinr. Chriſtian 483 (Muſenalmanach), 578, 835 (Deutſches Muſeum).
Boigeol, Georg Friedrich, Zögl. d. Militärakad. 168, 170 f., 173.
Bonaſini, Hofſängerin 90.
Bonani, Hofſängerin 90.
Bondeli, Julie 571.
Bonnet, Charles 259, 262, 268 ff., 320, 456, 797.
Borgia, Cäſar 358.
Boroni, Oberkapellmeiſter 685, 687.
Boſch, Hofgärtner 428, 823.
Boſſert, Guſtav, Pfarrer 592, 777.
Boßhardt, Färbermeiſter 753, 756, 758.
Boßhardt, Anna Dorothea, geb. Schiller, des Vorigen Frau 758.
Bouwinghauſen, v. 593.
Boxberger, Robert 174 f., 179, 182, 193, 208, 275, 311 f., 345, 350, 380, 383 f., 394 f., 456, 506 ff., 511, 521, 591, 730 f., 766, 800, 828.
Brahm, Otto 599, 623, 727 ff., 757, 763, 765 f., 816.
Brand, Zögling 147.
Brandes, J. Chr., Schauſpieler und Schauſpieldichter 691, 695.
Braun, Joh. Bernhard v., Studierender der Karlsſchule 427 f., 431, 823.
Braun, Julius W. 350, 394, 468, 582.
Bregenzer, W. Fr. Karl, Hauptmann 331.
Brendel, Joh. Gottfried, Patholog 255, 298.
Bret, Le, Joh. Friedr., Kanzler der Karlsſchule 580.
Bretzner, Chr. Fr., Luſtſpieldichter 695.
Brodhag, Johannes, Ochſenwirt in Stuttgart 338, 618.
Bruſt, Joh. Ludwig ſ. Stammtafel.
Bruſt, Suſanna Maria, geb. Schiller, Gattin des Vorigen ſ. S. M. Schiller.
Brutus 354.
Bulthaupt, Heinrich 732.

Bulwer, E. L. VII, 370.
Burney, Charles 686.
Bülow, Eduard 504 f., 507.
Bürger, Gottfried August 236, 244, 447, 483, 490 f., 532, 545, 777.
Bürkh, Drucker 329.

Cabanis, Pierre Jean Georges, Arzt 271.
Cagliostro 343, 799.
Camaigre, de, Oberst 750.
Carlyle, Thomas VII.
Carstens, Asmus Jakob 120.
Carteſius 259.
Catilina 354, 358.
Cervantes (und Don Quixote) 190, 194, 368, 382, 399, 585, 842.
Cesari, Hofsängerin 90.
Ch siehe hinter Cu.
Cicero 114, 240.
Cleß, Heinr. David, Prof. an der Militärakademie zu St. 252, 789.
Clodius, Christian August, Prof. der Dichtkunst 691.
Cohn, Albert 351 f.
Colombazzo, Aufseher 621.
Condillac 269.
Consbruch, Joh. Friedr., Prof. der Militärakademie zu St. 253, 254 f., 275 f., 280, 282 f., 296, 298, 317, 323, 581, 789.
Conz, Karl Philipp 65 f., 80, 82, 151, 180, 244 f., 279, 332, 425, 429, 431, 435, 485, 488, 490, 494, 556, 562, 565, 570, 647, 702, 763, 770, 772, 776, 810, 818 ff., 834.
Conti, Prinz 747.
Corai, Aufseher 621.
Corneille, Pierre 353, 586.
Corvinus, Matthias 417.
Cotta, Christoph Friedrich, Hof- und Kanzleibuchdrucker 74, 315, 753, 764, 778.
Cotta, Johann Friedrich, Freih. v., Verleger 177, 420, 433.
Cotta, Johann Georg, Verleger 470, 689.
Cotta, Karl, Freih. v., XII, 346 f.
Cottunius (Cottugni, Domenico) Arzt 274.
Cramer, David, Amtmann 18.
Cramer, Wundarzt 18.
Cranz, Aug. Friedr. 799.
Crüger, Johannes 817.
Cruſius, Siegfr. Lebrecht, Verleger 451, 468.
Cruſius, Martin, Prof. 682.
Culemann, Friedr., Senator 352.
Cullen, Arzt 255.
Curié, Schauspieler 694.
Cuvier, Georg 103, 177, 253, 785.

Chignez, Dichter 341.
Chriſtmann, Joh. Friedr., M. 427.
Chriſtoph, Herzog von Würtemberg 250, 601.

Dalberg, Heribert, Freih. v., Theaterintendant, Kammer-Vicepräſident und Geheimrat 281, 382, 386 ff., 397, 405 ff., 409, 411, 413 f., 416 ff., 572 ff., 610 ff., 614 f., 618 f., 631, 650, 674, 700, 713, 800—806 (zu den Briefen an Dalberg), 807 f., 842 f., 847.
Damerow, Irrenarzt 320.
Dancourt, Luſtſpieldichter 695.
Dann, Pfarrer 696.
Dannecker, Joh. Heinrich 103, 130, 176 f., 217, 286, 327, 340, 689.
Dante 376.
Danzy, Franz, Komponiſt, Operetten-Repetitor 411.
Darwin, Charles 549.
Deller, Florian, Komponiſt, Kammer-Muſikus 90.
Denis, Michael 499.
Diderot 98, 115.
Dieter, Chriſtian Ludwig, Hofmuſikus 694.
Diezmann, Auguſt 177 f.
Dingelſtedt, Franz 409.
Döring, Heinrich VI, 510.
Donndorf, Adolf XII.
Doria, Andrea 571 f.
Doria, Gianettino 572.
Dorothea, Herzogin von Würtemberg zu Mömpelgardt 715.
Dorothea, Prinzeſſin v. Würtemberg zu Mömpelgardt (Großfürſt. Maria Feodorowna) 712.
Drach, Emil, Schauſpieler 372.
Drück, Ferdinand, Prof. der Militärakademie zu St. 245 f., 322 f.
Düntzer, Heinrich VII, 168, 175, 183, 244, 278, 282, 322, 328, 456, 463 ff., 466 f., 470 f., 503,

540, 550, 637 f., 728 f., 742, 745 ff., 763, 766, 777, 830, 868, 871.
Dyk, J. G., Uebersetzer 695.

Eberhard der Greiner, Graf von Würtemberg 539 f.
Eberhard I., Herzog von Würtemberg 250.
Eberhard III., Herzog von Würtemberg 683.
Eberhard Ludwig, Herzog von Würtemberg 84 f.
Eckenberg'sche Schauspielertruppe 684.
Eckermann, Joh. Peter 325, 363, 369, 784.
Eckhof, Konrad 685.
Egger, Aloys 752.
Ehrenmann, Frau, Taufzeugin Schillers 743.
Ehrlich, Moritz 728.
Eibendenz, J. Chr. Gottlob, Hofmusikus, Komponist 694.
Eisenberg, Zögling 147.
Elben, Gottfried 698.
Elias, Julius 833.
Elisabeth, Prinzessin von Würtemberg zu Mömpelgardt 715, 717.
Elsässer, Abraham, Präzeptor XI, 592, 766 ff.
Elwert, Joh. Friedrich, Hofmedikus 323, 331, 337, 433, 647 f., 798, 842.
Elwert, Immanuel Gottlieb, Mitschüler Schillers 75, 176, 253, 278, 282, 769, 780.
Elwert, Dorothea Margareta, verheir. Moser 762.
Engel, Joh. Jakob 117, 691, 695.
Epp, Schauspieler 809.
Erhard, Drucker 606.
Ernst, Herzog von Gotha 601.
Ersch und Gruber (Enkyklop.) 349.
Erxleben, Chemiker 255.
Essig, Joh. Georg, Gymnasialrektor 241, 789.

Faber, Gg. Albrecht, Rittmeister 146, 740.
Faust, Volksschauspiel 684.
Ferguson, Adam 234 f., 258, 839.
Feuerbach, Luise, Rittmeisterstochter, verheir. Pfarrer Haas 483.
Fichte, Johann Gottlieb 37.
Fielding 193 f.
Fielitz, Wilh. VIII, 7 f., 28, 62, 155, 175, 244, 596, 599, 744.
Fischer, Johann Georg 678, 853.
Fischer, Reinhard Heinrich, Hauptmann und Architekt 693.
Fischer, Hermann XII, 606, 637, 728, 795, 816, 846.
Fischer, Kuno VIII, 732, 764 f., 795, 816, 830 ff.
Flaischlen, Cäsar 679.
Flattich, Joh. Friedrich, Pfarrer in Münchingen 92.
Föhr, Zögling 789.
Förstemann, Ernst 752.
Folz, Hans 682.
Forster, Georg 833.
Frank, Schauspieler 809.
Franziska, Herzogin von Würtemberg, zuvor Gräfin von Hohenheim, geb. v. Bernerdin, geschiedene v. Leutrum 94—96, 98, 122, 133 ff., 202—209, 246 f., 252, 343, 434, 610, 669 ff., 686 ff., 717 ff., 781, 786 f., 794, 799, 849 ff., 854.
Frapan, Ilse 679.
Frey, Adolf 311, 456.
Fricke, Korporal 849.
Fricke, Korporalsfrau 658.
Friedrich Barbarossa, Kaiser 65.
Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Baireuth 86.
Friedrich von Hohenstaufen, Herzog 64.
Friedrich der Große, König von Preußen 3, 5, 85 f., 88, 115, 341, 417, 492.
Friedrich, Prinz von Würtemberg 75.
Friedrich Eugen, Herzog von Würtemberg zu Mömpelgardt 712, 715.
Friederike, Prinzessin von Brandenburg-Baireut, erste Gemahlin Herzog Karls von Würtemberg 86 f., 94, 154.
Frischlin, Nikodemus 474, 481, 678, 682 f.
Frohnhäuser, Kirchenrat 861.
Fulda, Friedr. Karl, Pfarrer, Grammatiker 475, 487, 491, 511, 547 f., 601.

Gabelenz, Christoph Friedrich, von der 25, 743.
Gaisberg, v., Hofmarschall 652.

Galenus 265.
Gallisch 26, 757.
Ganns, Johannes, Bürger in Murr 868, 872.
Garrik 596.
Garve, Christian 117, 234, 258, 354.
Gaßner, Pfarrer, Hypnotist 851 f.
Gauß, Schauspielerin 694.
Geiger, Karl 832, 853.
Gellert, Christian Fürchtegott 35, 193.
Gemmingen, Eberhard v., 479, 482 ff., 512, 559, 817.
Gemmingen, Otto Heinrich v. 406 f., 807.
Genie, das, und die Zeit 105—112.
Georgii, Stadtoberamtmann 669.
Georgii-Georgenau, Eberhard v. 815.
Gerhardi, Prof. der Militärakademie zu St. 789.
Gern, Schauspieler 809.
Gerstenberg, Heinr. Wilh. v. 150, 311, 839.
Gervinus, Georg Gottfried 853.
Gesner, Joh. Matthias, Professor in Göttingen 244.
Glaser 740.
Gleichen-Rußwurm, Alexander, Freih. v. 733.
Gleichen-Rußwurm, Emilie, Freifrau v., s. E. Schiller.
Gleichen-Rußwurm, Heinr. Adalbert, Freih. v. XII.
Gleichen-Rußwurm, Ludwig, Freih. v., XII, 733, 789.
Gleim, Joh. Wilh. Ludwig 531.
Glocker, Frau 743.
Gluck 681, 684, 695.
Gmelin, Joh. Friedr., Botaniker 474.
Göckingk (Gökingk), L. F. Günther v., 694, 704, 783, 793 (Journal von und für Deutschland).
Goedeke, Karl VII, VIII, 168, 175, 181 f., 198, 204, 208, 247, 276, 295, 297, 312, 333, 344, 351 f., 399, 414, 490, 496, 501 f., 544, 550 f., 552, 554, 593, 606, 637, 727 f., 730 f., 757, 773, 793, 797, 800, 816, 846, 857.
Göld, Anna 640.
Göritz, Magister und Hofmeister 615, 617, 794, 826, 848.
Göritz (Göriz), Karl August, Waisenhausprediger und Prof. an der Militärakademie zu St. 785.
Görliz, v., Oberst 777.
Goethe 37, 58, 67, 89, 106 ff., 162, 194, 236 f., 280—283, 325, 363 f., 369, 377, 440 f., 461, 481, 533, 552, 574, 586, 732, 735, 739, 764, 784, 826, 843; Goethes Clavigo 150, 288, 574, 691; Egmont 283, 361; Erwin und Elmire 691; Ewige Jude 522; Faust 107, 530; Götz v. B. 150, 162, 311, 361, 382, 389, 395, 573, 685, 700, 803, 839; Iphigenie 283; Wilhelm Meister 839; Gedicht Nähe des Geliebten 508; Sprüche 522; Stella 508; Werther 107 f., 150, 159, 370, 517, 591, 597.
Göschen, Georg Joachim, Verleger 738.
Götz, Friedrich 854.
Götz, Gottlieb Christian, Vater des Vorigen, Verleger 419.
Götz, Joh. Nikolaus, Vater des Vorigen, Dichter 178.
Götz, Joh. Michael, Verleger 415.
Goldoni 695.
Gosse, Lehrer an der Militärakademie zu St. 789.
Gotter, Friedr. Wilh. 357, 483, 695.
Gottschall, Rudolf v. VII, 103, 728, 730, 858.
Gottsched, Joh. Christoph 472, 684.
Gozzi 482, 856.
Gradmann, Joh. Jak., Pfarrer, Lexikograph 563, 755, 759, 773, 835.
Grahl, Hugo, Theaterarchivar 846.
Grammont, Jos. Friedrich, Zögling 294 ff., 791, 796 f.
Graß, Karl 505.
Grassi, Hofsänger 90.
Greif, Martin 441.
Grenze, natürliche, zwischen Süd- und Norddeutschland 46 f.
Gretry, Opernkomponist 687.
Griesinger, Hausmeister der Militärpflanzschule 788.
Grimm, Jakob 475.
Grimm, Melchior 684.
Grillparzer, Franz 165 f.
Groß, Zögling 230.
Großmann, G. F. W., Schauspieler und Schauspieldichter 695.
Grub, Zögling 171.
Gruber, J. G., Romanschreiber und Biograph V.

Grundlinien biographischer Betrachtung 8—13.
Grunert, Schauspieler 787.
Gruppen, natürliche, deutscher Bevölkerung 47—49.
Grün, Karl 727.
Gubitz 544.
Guèpière, de la, Baumeister 144.
Guhrauer 492.
Guibal, Nikolaus, Maler 217, 716.
Guinard, Sprachmeister 242.

Haag, Anna Katharina s. A. K. Schiller.
Haakh, Adolf, Prof. 362, 428, 431, 810 ff., 821 f.
Haas, Luise, siehe Feuerbach.
Häberle, Magdalena s. M. Schiller.
Häberle, Georg, Stadtbote, Gatte der Vorigen 778, 872.
Hägelin, Anna s. A. Schiller.
Händel 684.
Hänle, Siegfried, Justizrat 765.
Häser, Heinrich 263, 265.
Häußler, Hofmusikus 694.
Hahn, Phil. Matthäus, Pfarrer in Echterdingen 474, 605.
Haffner, Traugott, Stadtschultheiß 725, 750, 753, 758, 859 f., 862 ff., 868 ff., 873, 874.
Haller, Albrecht v. 149, 178, 255 ff., 259, 262, 263—268, 269, 272, 274 ff., 299, 306 ff., 311, 336, 384, 455 ff., 482, 484, 494, 525 f., 545, 601, 719, 797, 814, 817, 840, 844.
Haller, J. D. Friedr., Schauspieler 694.
Hamberger 241.
Hannikel, Zigeunerhauptmann 333, 625, 800.
Haren van, General 748.
Harnack, Otto 728.
Hartley, Arzt, Psycholog 267, 269.
Hartmann, Eduard v. 732.
Hartmann, Ferdinand Paul, Bürgermeister 743, 751.
Hartmann, Gottlob David 482 ff., 564, 833.
Hartmann, Julius v., Oberstudienrat, Historiker 779, 856.
Hartmann, Karl Friedrich, Prof. an der Militärakademie zu St. 225, 789.
Harvey, William, Physiolog 264.
Hauber, Gustav, Oberstudienrat 781 ff., 788 ff., 793.
Hauff, Gustav, Pfarrer, Litterarhistoriker 423, 450, 463, 480, 549, 559, 607 f., 779 ff., 793 f., 800, 832, 849 ff., 852 f.
Hauff, Hermann 794.
Hauff, Wilhelm 481, 678, 697.
Haug, Balthasar, Prof. an der Militärakademie zu St. 137, 154, 203, 218 ff., 221 f., 243, 332, 469, 482 f., 494, 617, 755, 773, 775 ff., 786, 790, 793, 850; Haugs Gelehrte Ergözlichkeiten 473 f., 548, 584, 595, 599; Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen 177—180, 182, 183 ff., 215, 217, 245 f., 253, 280, 323, 329, 333, 474, 479, 484, 533, 555, 564, 595—598, 692, 768, 795, 846, 854, 857; Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben 239, 385, 469, 578, 595 f., 599, 800.
Haug, Friedrich 174 f., 177, 238, 488, 490 f., 510 ff., 539, 603.
Hausleutner, Gottlieb, Prof. an der Militärakademie zu St. 245.
Haydn 684.
Heerbrandt, Verleger 485.
Hegel 37, 104, 113, 124.
Heideloff, Karl v., Prof. in Nürnberg 285.
Heideloff, Viktor Peter, Vater des Vorigen 103, 176, 285 f., 471, 542, 703, 812.
Heinroth, Psychiater 320.
Hemsen, Wilhelm XII, 484.
Henneberger, August 149, 505.
Hepp, C. (Karl) IX—X, 730, 734.
Herder, Johann Gottfried 37, 234, 785.
Hermes, Johann Timotheus, Romandichter 194.
Herold, Th. 855.
Herrmann, Max 833.
Herter, Schauspieler 809.
Hertz, Wilhelm v. 552.
Hetsch, Phil. Friedrich 103, 147, 176, 812.
Heyd, Joh. Friedr., Prof. an der Militärakademie zu St. 146, 242, 580, 789.
Heyse, Paul 554.
Hieronymus von Florenz 276.

Digitized by Google

Hiesel, bairischer 383, 800.
Hiller, Johann Adam, Operettenkomponist 691 f., 696.
Hiller, Johann Christian, Zögling 253, 791.
Hippokrates 297 f., 315, 361, 415.
Hochstetter, Pfarrer 861.
Höflinger, Maler 326.
Hölderlin, Friedrich 104, 563.
Hölty, L. H. Christoph 236, 483, 487 ff., 528, 592.
Hörner, Helena, verheir. Schubart 480.
Hoffmann, Friedrich, Arzt 255, 298 f.
Hoffmann, Joh. Daniel, Geheimrat 125.
Hoffmeister, Karl VI, 190, 202, 204, 232, 317, 338, 450, 503, 505, 543 ff., 637, 727, 737, 754, 755, 766, 770, 824, 857. Vgl. auch Viehoff.
Holle, v., Generalsgattin 658, 849.
Holland, Wilh. Ludwig 334.
Holzbauer, Komponist 695.
Homer 243 f., 498.
Honold, Christian, Präzeptor XI, 73, 592, 766 ff.
Hood, Robin 382.
Hooke, Robert, Mathematiker und Physiolog 269.
Horaz 77, 115, 240, 245, 562.
Hoven, v., Hauptmann 74, 292 f., 605, 762, 778, 796.
Hoven, v., August, Sohn des Vorigen 145, 291—294, 796.
Hoven, v., Friedrich, Bruder des Vorigen 73, 74, 80 f., 132, 145, 147, 153, 157, 159, 167 f., 175, 176 f., 183, 189, 201, 225, 238, 252 f., 255, 277, 279, 282, 286, 288 f., 292, 318 f., 329, 336 f., 338 f., 347, 421 ff., 490, 500, 502, 509 ff., 556, 581, 611, 615, 699, 764, 767 ff., 772, 774, 796 ff., 848.
Huber, Ludwig Ferdinand 68, 558, 855.
Huber, Johann Ludwig, Regierungsrat 482 ff., 512, 559 f.
Hübler, Bürgermeister 743 f.
Humboldt, Wilhelm v. 244, 739.
Hutten, Ulrich, v. 58, 224.
Hyperides 393.

Iffland, August Wilhelm 390, 411, 413, 807, 809.
Ilgener'sche Schauspielerbande 690.
Ille, Eduard, Maler 865.
Irene, Königin, Gemahlin Philipps von Schwaben 64.
Innocenz IV., Papst 570.

Jacobi, Christian Friedrich, Mitzögling Schillers 176, 330, 657.
Jacobi, Johann Georg, Dichter 489.
Jacobi, Maximilian, Irrenarzt 320.
Jähns, Oberstlieutenant 756.
Jahn, Johann Friedrich, Oberpräzeptor XI, 77, 142 f., 146, 154, 240 f., 766—770, 775, 788 f., 795.
Janssen, Johannes, Historiker 247.
Jeune, le, Bildhauer 217.
Johnson, Samuel 757.
Jomelli, Nicolò 90, 684, 687, 695.
Jonas, Fritz 699, 731, 798 f., 800 f., 805 f., 808, 810, 830, 846, 848.
Joseph II., Kaiser 94, 102, 182, 341, 575, 600, 610, 687.

Kalb, Charlotte v. 826.
Kalb, Edda v. 62.
Kant 37, 118, 377, 480, 838.
Kapf, Franz Joseph Max, Mitzögling Schillers, Lieutenant 286, 332 f., 348, 424, 702—706, 797, 856 f.
Kapf, Sixt. Gottlieb, Pfarrer in Marbach 740 ff.
Kapff, Johann Melchior, Pfarrer in Lorch 762.
Karl der Große 601.
Karl, Prinz von Lothringen 748.
Karl Alexander, Herzog von Württemberg 85, 380.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 281 f., 867.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 4 ff., 72, 85—87 (Regierung); 97—105, 112—140, 151—153, 201—219, 225—229, 239 f., 252 ff., 321, 575—581, 652—655, 781 bis 786, 788 ff., 792, 799, 838 bis 842, 844 (Militärpflanzschule, Militärakademie, Karlsschule; vgl. auch „Schiller"); 220 ff., 343, 435, 481, 516, 529, 542, 601, 610, 613—617, 625, 627, 641—651, 660 ff., 663 ff., 667, 704, 708, 712, 715 ff., 760 ff., 764—765,

774, 778, 780—781, 787, 807 f., 827, 848 f., 854; Theater- und Musikpflege 89—92, 684, 690, 692 ff., 780; Verhalten gegen Schubart 220 ff., 668—671, 849 bis 853; Aufstellung seines Denkmals in der Akademie 217.
Karl Friedrich, Markgraf von Baden 665.
Karl Friedrich Wilhelm, Markgraf von Ansbach 195.
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz 807.
Kattwitz 23, 753.
Kayser, Katharina s. K. Schiller.
Kayser, Küfer in Bittenfeld s. Stammtafel.
Kayser, Susanna Maria s. S. M. Schiller und Brust.
Kazner, Hofrat 512, 559.
Kehrbach, K. 782.
Keindl, Ottomar, Generalagent 734.
Keller, Adelbert v. 143, 146, 202, 204, 208, 212, 283 f., 324, 697, 739 ff., 777, 788.
Keller, Ernst, Professor 733 f., 747 f.
Keller, Ernst Urban, Pfarrer 740 ff.
Keller, Gottfried 632.
Kempff, Karl, Zögling 148.
Kepler (Keppler), Johannes 55, 474, 601.
Kerner, Johann Simon, Zögling 147, 255, 490, 833.
Kerner, Justinus 72 f., 78, 92, 96, 678, 702, 769.
Ketterlinus, W. Christian, Zögling 787.
Kettner, Gustav 731.
Kielmeyer, Karl Friedrich, Naturforscher 253.
Kinsky, Graf, General 575.
Kirchbach, Wolfgang 711.
Kirchhöfer, Theaterdecorateur 390. 809.
Kirn, Oberlehrer 763.
Kirsch, Friedr. Adam 245.
Kirschner, F. 328.
Klaiber, Friederike geb. Hellwag, Professorsgattin 798.
Klaiber, Julius VIII, 98, 104, 229, 239 f., 243 ff., 715, 768, 771, 777, 781 f., 785, 790, 858.
Klein, Anton v., Prof. und Geheimsekretär 409, 695.
Klein, Christian Konrad, Prof. an der Militärakademie zu St. 254, 274 f., 296, 298, 317, 789, 795.
Kleist, Ewald v. 170.
Kleist, Heinrich v. 381.
Klemens IV., Papst 570.
Klinger, Maximilian v. 159, 200, 562, 794.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 108, 149, 151, 171, 178 ff., 193, 205, 208, 232, 236 f., 311, 384, 405, 430, 460 f., 483, 486 f., 499, 507, 522, 545, 596, 601, 719, 735, 789, 816, 839, 846.
Klopstock, Handelsmann 626.
Klüpfel, Vikar 861.
Knaus, Gymnasialrektor 76.
Kneschke, Ernst Heinrich 195, 867.
Koch, Anton, Maler 103, 119, 176.
Koch, Max 571, 728, 731, 799, 835 f., 855.
Koch, Rudolf, Buchhändler XII.
Kodweiß (Kodweis), Schreibung des Namens 752.
Kodweißisches Haus (Löwenwirtschaft) zu Marbach 60, 752.
Kodweiß, Anna Elisabeth, geb. Uschalk, Bürgermeistersgattin 735, 874.
Kodweiß, Anna Maria, geb. Munz (fälschlich Mautz), Bäckers- und Löwenwirtsgattin 21, 24, 752, 874.
Kodweiß, Elisabetha Dorothea, verheir. Schiller, siehe Schiller.
Kodweiß, Friedrich, Bäcker, Löwenwirt und Holzmesser 23 f., 60 f., 749—752, 874.
Kodweiß, Johann (der Aeltere), Bäcker und Bürgermeister 23, 874.
Kodweiß, Johann, Bäcker und Bürgermeister, Sohn des Vorigen 874.
Kodweiß, Johann Christoph, Ratsverwandter und Handelsmann 735.
Kodweiß, Johanna Dorothea, Ehefrau des Vorigen 735.
Körner, Christian Gottfried VII, 26 f., 177, 201, 225 f., 233, 279, 284, 327, 419, 445 f., 451, 503, 544, 558, 584, 606, 689, 731, 737 ff., 741, 756 f., 793, 806, 858.
Köster, Albert 732, 833.
Köstlin, Karl Heinrich, Zögling 255, 323; 563.
Koffka, Wilh. 391.
Konradin von Schwaben 569.

Digitized by Google

Koppraſch, Frl. 763.
Kotzebue, Auguſt v. 159.
Kräutle, Karl, Prof., Inſpektor des Stuttg. k. Kupferſtichkabinets 821.
Krauß, Rudolf, Archivaſſeſſor, Litterarhiſtoriker 762, 834, 855, 857.
Krauß-Hettenbach, Uhrmacher 798.
Kretſchmann, Karl Friedrich, Dichter 695.
Krieger, Frl., Urenkelin von Schillers Schweſter Luiſe 707.
Krimmel, Otto 782.
Kronenbitter, Schillers Fourierſchütz 339.
Krüger, Joh. Gottlob 267.
Kruſoe (Robinſon) 399.
Kühn, Adelbert 79, 867 f.
Kürſchner, Joſeph, Geh. Hofrat, Statiſtiker 731, 766.
Kuhn, A. 430, 727.
Kurz (Kurtz), Hermann 92, 383, 646, 678, 779, 780, 787, 853.
Kuhorſt, Landgerichtsdirektor 791.
Kuhorſt, Regimentsquartiermeiſterswittwe 791.

Ladner, Anna Barbara, verheir. Schiller zu Steinheim 758.
Ladner, Johannes, Chirurgus 756.
Läpple, Schultheiß 873.
Laiſtner, Ludwig 730.
Lambert (von Hersfeld), Geſchichtſchreiber 601, 605.
Landauer 658.
Lang, Paul 621, 778.
Lang, Wilhelm 818 ff., 828 ff., 833.
La Roche, Sophie 194, 600.
Laube, Heinrich 787, 825.
Laurmann, Pfarrer 762.
Lavater, Johann Kaſpar 151, 308, 493, 523.
Leeuwenhoek, Antonius van, Zoolog 264.
Lehmann, Geſchichtſchreiber 624.
Leibniz (Leibnitz) 305, 601.
Leiningen, Graf von, Zögling 137.
Leiſewitz, Joh. Anton 159, 161, 200, 384, 794.
Lempp, Albr. Friedrich, Mitzögling Schillers 175 f., 719.
Lengefeld, Charlotte von, ſiehe Charlotte Schiller.
Lengefeld, Luiſe Juliane, Frau von, 601.
Leſſing 37, 114, 192, 221, 224, 234, 340 f., 361, 377, 461, 481, 574, 589, 596, 685, 735, 790, 797, 799, 807, 843, 851; Emilia Galotti 150, 356, 395, 585 f., 695; Minna v. Barnhelm 691, 695; Miß Sara Sampſon 585, 691.
Leuchſenring, Franz 339, 699.
Leutrum, Franziska v., ſiehe Franziska von Würtemberg.
Leutrum, Friedrich, Freih. v., erſter Gatte der Vorigen 94.
Lewald, Auguſt 763.
Lewinsky, Joſeph 373.
Leydhecker, Medizinalrat 297.
Lichtenberg, Georg Chriſtoph 468.
Lieſching, Friedrich Ludwig, Mitzögling Schillers 176, 253, 330.
Linguet, S. M. Henri, Publiziſt 481.
Linné, Karl v. 308.
Lith, Johann Wilhelm, von der, Regierungs- und Konſiſtorialrat, Kameraliſt 349.
Löffler, Tobias, Verleger 414, 419.
Löhle, Peter, Ingenieurgeograph 326.
Lohenſtein, Dan. Kaſpar von 560.
Lolli, Antonio, Konzertmeiſter 90.
Lorch, Oertlichkeiten und landſchaftl. Umgebung der Stadt 63 ff., 763.
Lotter, v., Staatsrat 297.
Ludwig der Baier, Kaiſer 870.
Ludwig, Herzog von Würtemberg 249 f.
Ludwig der Jüngere, Herzog von Würtemberg 250.
Ludwig I., König von Baiern 328.
Ludwig XIV., König von Frankreich XI, 98, 222 f.
Ludwig XV., König von Frankreich XI, 3, 4, 88, 98, 116, 132, 223.
Ludwigsburg, Stadt und Oertlichkeiten 72, 74, 777 f.
Ludwigsburger Lateiniſche Schule 73 ff., XI, 592 f., 766—777.
Luther, Martin 149, 224, 367, 384, 472 f., 556, 601, 739, 746.
Lyonnet, Peter, Entomolog 468.

Männer, Informator 872.
Männer, Sibylla ſ. S. Schiller.
Mäntler, Chriſtoph Gottfried, Buchdrucker 336, 340, 566, 855.
Märklin 563.
Maintenon, Frau v. 98.

Malpighi, Marcello, Anatom und Physiolog 264, 266.
Maltzahn, Wendelin v. 291, 350, 658, 730, 796, 857.
Mandelsloh, Ulrich Lebrecht, Graf v., Zögling 283, 329.
Marbach, Ort und landschaftlicher Charakter der Gegend 59 ff.
Maria Theresia, Kaiserin 747, 850 ff., 855.
Marmontel 854.
Marschalk von Ostheim, Dietrich, Freih., Oberforstmeister 421.
Martersteig, Max 846 ff.
Martinelli, Operntextschreiber 685.
Martini, Lehrer an der Militärakademie zu Stuttg. und Garteninspektor 254, 789.
Marx, M. 572, 612; vgl. 801, 805.
Massenbach, v., Zögling 176.
Massi-Giura (Masi-Giura) 90, 780.
Masson, Peter Konrad, Mitzögling Schillers 168.
Maximilian, Erzherzog 716.
Maximilian Joseph III., Kurfürst von Baiern 747.
Max Joseph, Prinz von Pfalz-Zweibrücken 716.
Mautz siehe Munz.
Mayer, Robert, Naturforscher 55.
Mayer, Tobias, Astronom 61.
Mayerlin, Sprachmeister 242.
Medici, von, Familie 159 f.
Medizinische Theorien zu Schillers Zeit 298.
Meinert, Karl 798, 848.
Melanchthon 601.
Mendelssohn, Moses 117, 234.
Merkel, Garlieb 159.
Merkel, O., Kaufmann XII, 256, 844.
Merkel, Dr. 73.
Merz, Pater 852.
Metastasio 687.
Meusel, Johann Georg, Litterarhistoriker 479.
Meyer, Christian Dietrich, Theaterregisseur und Schauspieler 390, 412, 809.
Meyer, Frau des Vorigen 713 f.
Meyer, Joachim 362, 416 f., 420, 450, 503, 505, 548, 603, 731, 800.
Meyerbeer, Jakob 681.
Mezler (Metzler), Johann Benedikt, Verleger 350 f., 437, 469, 502, 504, 507, 558, 647.
Michelangelo 287, 376.
Militärpflanzschule, Militärakademie und Karlsschule s. Schiller und Herzog Karl v. W.
Miller, K. G. Anton, Lieutenant 701 f.
Miller, Johann Martin 181, 200, 237, 474, 479, 703.
Milton 357, 384, 399.
Minor, Jakob 382, 653, 656, 671 f., 698, 727 ff., 755 ff., 759, 775 ff., 787 ff., 793 ff., 797 ff., 806, 808, 816 ff., 821, 824, 826, 828 f., 833 f., 846, 849, 861, 865 f., 869 f., 871, 873 f.
Misani, Gaudenz, Landvogt 624 f., 627.
Mitteldeutsche Bevölkerung, Begriff derselben 47—48.
Mittelstedt, Uebersetzer Robertsons 572.
Mögling, M. L. Friederike, verh. Andreä 810, 816.
Möller, Heinr. Ferdinand, Schauspieldichter 692, 854 f.
Mörike, Eduard 67, 552, 678.
Mörikofer, Joh. Kaspar, Litterarhistoriker 533.
Mohr, H. Fr. Christoph v., Zögling 384.
Molière 154, 585, 686.
Moll, Albert, Geh. Hofrat 245, 254, 781, 786.
Moll, Joh. Gottfr., Prof. an der St. Militärakademie 154, 242.
Molt, Schmied in Lorch 763.
Monmartin, Friedrich Samuel, Graf, Minister 87, 93, 379.
Morgenstern, v., Rittmeister 748.
Moritz von Sachsen, Marschall 747 f.
Morstatt (Morstadt), Joh. Heinrich, Prof. und Prosektor an der Militärakademie zu St. 254 f., 789.
Mosheim, v., Geh. Legationsrat 277, 796.
Moser, Johann Jakob, Landschaftskonsulent, Staatsrechtslehrer 88, 474, 765.
Moser, Ferdinand, Jugendfreund Schillers 68 f., 849.
Moser, „Nanele", Schwester des Vorigen 69.
Moser, Philipp Ulrich, Pfarrer in

Lorch, Vater der beiden Vorigen 68 f., 762, 776.
Moser, Philipp 832.
Most, Joh. Joseph 401.
Mozart 294, 681, 685, 735; vgl. auch Druckfehlerverzeichniß.
Müllenhoff, Karl Viktor, Germanist 41.
Müller, Ernst, Gymnasiallehrer, Litterarhistoriker 735, 762 f., 794, 818, 821—828, 834, 846, 854 f., 856 f., 874.
Müller, Friedrich, „der Maler" 178, 238.
Müller, Georg Heinrich, Akademieprediger u. Religionsprofessor 252.
Müller, Heinrich, Lustspieldichter 695.
Müller, Otto, Arzt 319 f.
Müller, Schauspielerin 691 f.
Munz (Monz), Anna Maria (fälschlich Mautz), verheir. Kodweiß 21, 24, 874.
Munz, Johannes, Inwohner auf dem Rörachhof 874.

Nägele, Eugen, Prof. 853.
Nägelsbach, Karl Friedrich, Philologe 228.
Napoleon I., Kaiser 223.
Nardini, Pietro, Violinvirtuose und Komponist 90.
Nassau, Graf v., Zögling 134.
Nasse, Fr., Arzt 316.
Nast, Johann, Gymnasialprofessor, Grammatiker 547.
Nast, Johann Jakob, Professor der Militärakademie zu St., Sohn des Vorigen 154, 243 f., 246, 323, 547, 785, 789.
Nationalitätsprinzip und Kosmopolitismus 52 f.
Nekker, J. L. Gabr., Zögling 787.
Nefflen, Johannes, Dialektdichter 678.
Newton 267, 304, 443, 455 f., 523, 597, 601.
Neuffer, Amtmann zu Steinheim 753, 756, 758.
Nickel, Joseph, Studiosus 852.
Nicolai, Friedrich 194, 693, 699, 701.
Nielson, Joh. Esaias, Kupferstecher 362.
Ries, Oberaufseher XI, 147, 230.
Normann, Phil. Christian Friedr. v., Zögling 329.
Oemler, Chn. W. VI, 35, 849.
Oetinger, Friedr. Christoph, Prälat in Murrhardt, Theosoph 762.
Olnhausen, Heinr. Friedrich, Garnisonsprediger 779 f.
Orth, Heinrich Fr. Ludwig, Zögling 232.
Osiander, Kloster-Hofmeister 752.
Osiander, Johann, Prälat 85.
Ossian 108, 214, 237, 244, 500, 509, 594, 600.
Ovid 76, 245, 312, 542 f.

Paganelli, Giuseppe, Kammerkomponist 90.
Pahl, Joh. Gottfried, Prälat, Memoirenschreiber 780.
Pallavicini, Postmeister 722.
Palleske, Emil VII, 80, 134, 175 f., 226, 282, 322 f., 338, 352, 395, 424, 471, 486, 505 f., 532, 559, 563, 637 f., 727, 728, 729, 763, 766 ff., 853.
Palm, Adolf, Prof. 854.
Paul, russ. Großfürst, nachmals Kaiser Paul I. 575, 712 ff., 716 f., 857.
Paul, Hermann 851.
Paulus, Heinr. Eberh. Gottlob, Prof. und Kirchenrat 104.
Pazzi, Jacopo und Francesco de 160.
Pergolese, Giovanni Battista, Komponist 695.
Perugino, Pietro 711.
Pestalluz, Hercules de, Kanzler 636.
Pestalozzi, Heinrich 533 f.
Peter der Große, Czar 472.
Petersen, Euphrosyne Regine 349.
Petersen, Georg, Stadtpfarrer in Bergzabern, Oberkonsistorialrat, Gatte der Vorigen 349.
Petersen, Georg Wilhelm, Hofdiakonus in Darmstadt, Sohn des Vorigen 349.
Petersen, Wilhelm, Bruder des Vorigen, Jugendfreund Schillers 77, 80 f., 145, 147, 149, 157, 159, 161 f., 163, 167, 175 (Vorname), 177, 181 ff., 189 f., 202, 204, 231 f., 234, 238, 279, 287 f., 290, 327, 329, 333, 338 f., 344 ff., 347 f., 349 (Herkunft), 352, 385, 409, 412, 429, 490, 494, 498, 500, 509—511 (Beteiligung an

der Anthologie), 547, 571, 573 f., 582 ff., 591, 593, 600, 604 f., 620 f., 638, 663, 667, 699, 710, 766 f., 769 f., 775, 806 f., 823, 834, 842, 849, 856 ff.; Petersens handschriftliche Aufzeichnungen 75, 324 f., 424, 430, 432 f., 436, 641, 702, 713, 739, 778 f., 799.
Pfaff, Christoph Heinrich, Prof. der Physik und Chemie in Kiel 154, 243, 253 f., 781, 785.
Pfaff, Joh. Friedrich (Fritz Pfaff), Prof. der Mathematik in Helmstädt und Halle 653.
Pfaff, Karl, Konrektor in Eßlingen, Historiker 91, 653, 715, 765, 781.
Pfaff, Moriz, Geh. Rat in Stuttgart, Jurist 697.
Pfau, Ludwig 108 f., 681, 833.
Pfeiffer, Ferd. Friedrich 282, 510, 591, 593.
Pfleiderer, Adolf, Wirt in Bittenfeld 873.
Piccini, Komponist 687, 695.
Pichler, Anton 410, 413.
Pindar 590.
Pirker, Marianne, Sängerin 87, 90.
Pirkheimer, Willibald 58.
Pistorius, Luise 429, 825.
Plà, Gebrüder, Hoboe-Virtuosen 90.
Planck, Gottlieb Jakob, Prof. an der Militärakademie zu St., später in Göttingen 104, 252.
Platen, August, Graf v. 552.
Platner, Ernst 255.
Platon 452 f., 589 f.
Plieninger, Theodor, Zögling, später Hofmedikus 147, 176, 232, 253, 278 f., 330, 576.
Ploucquet, Gottfried, Prof. in Tübingen 243, 474.
Plümicke, Karl Martin 695.
Plutarch 190, 233 f., 245, 295, 360, 368, 382, 399, 570, 573, 647.
Pöllnitz, Ludwig und Wilhelm, Freiherren v. 195.
Poli, Augustin, Konzertmeister und Komponist 202, 687 ff., 693, 716.
Poli, Schauspielerin, Gattin des Vorigen 694.
Pompadour, Marquise v. 3.
Portig, Gustav 732.
Pope, Alexander 482.
Pressel, Friedrich, Oberstudienrat, Historiker 175, 790 ff., 853.
Priestley, Joseph, Chemiker, Theolog und Philosoph 264.
Prutz, Robert 853.
Philadelphia, Philadelphus, Taschenspieler 468.
Philipp von Schwaben, deutscher König 64.
Phryne 393.
Physiologische und psychologische Ansichten zu Schillers Zeit 263—272.

Raaf, Anton, Opernsänger 685.
Racine, Jean Baptiste 154, 684.
Raphael 533.
Rappolt (Rappold), Wilh. Gottlieb, Prof. d. Militärakademie in St. 242, 789.
Rau-Holzhausen, Otto Wilh. Alex. v., Obrist 331, 615 f., 843.
Regnaud, Balletmeister 693, 716.
Rehfues, Phil. Joseph 830.
Reichard, Heinrich August Ottokar, Hoftheaterintendant und Bibliothekar 690 ff., 695.
Reichenbach, Jeremias Friedrich, Regimentsfeldscherer 778.
Reichenbach, Johann Friedrich, Leibchirurgus und Leibmedikus, Bruder des Vorigen 333, 685, 778.
Reichenbach, Karl Ludwig, Neffe des Vorigen, Unterbibliothekar, Jugendfreund Schillers 333, 339.
Reichenbach, Ludovike, Schwester des Vorigen, siehe Simanowiz.
Reiff, Prof. 791.
Reimgesetze, deutsche, (und Reime Schillers) 551—558.
Reinhard, Karl Friedrich, Pfarrvikar, nachmals Graf und Pair von Frankreich 478, 483, 485, 488, 490, 491 ff., 499, 513 f., 531, 565 f., 640, 810, 818—821, 828—830, 833.
Reinhard, Philipp Christian, Bruder des Vorigen 829.
Reinhart, Johann Christian, Maler 328, 739.
Reinhold, Karl Leonhard 838.
Reinwald, Christophine, siehe Christophine Schiller.
Reinwald, Wilh. Friedr. Hermann, Schwager Schillers 76, 81, 161, 427,

542, 582, 622, 625, 632, 638, 642, 648, 663, 737, 773, 829, 858.
Remsthal, das 15 f., 871 f.
Rennschüb, Schauspieler 809.
Retti, Leopold, Oberbaudirektor 693.
Reuchlin, Johann 474.
Reuß, Christian Gottlieb, Prof. der Medizin an der Militärakademie in St. 254 f., 274 f., 280, 296, 298, 317.
Reuß, Joh. Aug., Prof. der Rechte an der Militärakademie in St. 789.
Richardson, Samuel 194, 602.
Richter, Jean Paul Friedrich 58 f.
Ried, v., General und Ministerresident 668, 850 f.
Rieger, Karl Heinrich, Hofprediger, später Konsistorialrat 281.
Rieger, Magdalena Sibylla, Dichterin 483.
Rieger, Philipp Friedrich v., Obrist, später General 4, 25, 87 f., 192, 380, 422 f., 512, 606—610, 743, 846.
Riehl, Wilh. Heinrich v. 481.
Rippmann, Pfarrer 873.
Rippmann, Vikar 873.
Robertson, William, Geschichtschreiber 571, 756, 759, 800.
Robinson, Arzt 267.
Rösch, Jak. Friedrich, Hauptmann und Prof. der Militärakademie in St. 789.
Romberg, M., Geh. Medizinalrat 316.
Rooschütz, Oberamtsrichter 752.
Roscius, Schauspieler 357.
Rosenplüt, Hans 682.
Rousseau, Jean Jacques 108, 235, 237, 291, 368 f., 377, 382, 399, 435, 492, 518 f., 533, 549, 570 f., 573.
Rubinello, Hofsänger 90.
Rudolph („Rodolphe") Anton, Kammervirtuos 90.
Rutz, Seminarinspektor 832.

Sacchini, Kapellmeister 685, 687.
Sachs, Hans 522, 682.
Sailer, Sebastian 678.
Salis, Familie 626.
Sallust 245, 542.
Sandmayer, Augusta, Hofsängerin und Schauspielerin 688, 694.
Sandrart 741, 745.
Sattelmaier, Familie 872.
Sauer, August 199 f., 562, 794, 818.
Saupe, Ernst, Julius, Subkonrektor 542.
Sauvages, François Boissier de, Patholog 267.
Sch siehe hinter Sz.
Seeger, Christoph Dionysius v., Oberst, Intendant der Militärakademie in St. 99, 123, 125, 129, 137, 142 f., 156, 215 f., 230, 296, 576 f., 652, 693, 784, 786, 788, 794.
Seeger, Gattin des Vorigen 130.
Seeger, Tochter der Vorigen 297.
Seeger, kais. General 281.
Seeliger, Chirurgus 873.
Seubert, Oberamtmann 256, 795, 845.
Seuffert, Bernhard 810.
Seybold, Dav. Christoph, Prof. in Tübingen, Romanschriftsteller 489.
Seybold, Johann Friedrich, Prof. der Militärakad. in St. 242, 789.
Seyffahrt, L. W. 533.
Shaftesbury, 117, 234.
Shakespeare, William 67, 109, 111 f., 157 ff., 192, 238, 287, 310 f., 353, 357, 376, 384, 394, 399, 406, 476, 533, 560 ff., 586, 647, 681, 684, 839; Shakespeares Julius Cäsar 311; Hamlet 67, 298, 589, 691; Heinrich IV. 585; Heinrich VI. 311; Macbeth 311, 585; Othello 157, 585, 839; Richard III. 311, 691; Romeo und Julia 588, 691.
Sickingen, Franz v. 601.
Simanowiz (Simanowitz), Ludovike, geb. Reichenbach, Malerin 21, 326, 333, 738, 763, 778, 781, 798, 810.
Simanowiz, Artillerielieutenant, Gatte der Vorigen 333.
Simon, H. 800.
Sittard, Joseph 681 ff., 780, 854.
Solger, Heinrich, Reallehrer 832.
Solitude, Schloßgebäude und landschaftliche Umgebung 143—145.
Sommer, Elisab. Marg., Taufzeugin Schillers (verh. Stoll) 79 f., 743.
Sophie, Großherzogin v. Sachsen 733.
Speidel, Ludwig VIII, 340, 710, 814.
Spiegel, Pater 591.
Spittler, Jakob Friedrich, Prälat 474.
Spittler, Ludw. Timotheus, (Freih. v.), Historiker 104, 474, 699.

Sponeck, Graf v. 669.
Sprecher, v. 623.
Stadlinger, Leo Ign. v., Generalmajor 4, 8, 15 f., 175, 332, 422.
Städele, Christoph, Hutmacher, später Schullehrer 563 f., 835.
Stälin, Christoph Friedrich v., Direktor der k. öff. Bibliothek in Stuttg. 40, 539.
Stälin, Paul Friedrich, Sohn des Vorigen, Geh. Archivrat 40, 538.
Stämme, deutsche 40 ff.
Stämme, deutsche, Individualismus derselben 53 f.
Stäudlin, David 484.
Stäudlin, Regierungsrat 483.
Stäudlin, Christiane (verh. Vischer), Tochter des Vorigen 488.
Stäudlin, Gotthold, Bruder der Vorigen 104, 177 f., 347, 445 f., 470 f., 472, 474, 483 ff., 486 ff., 490, 494 ff., 503, 505, 513, 519 ff., 531, 534, 539, 560 f., 562 ff., 566 ff., 584, 593 f., 640, 692, 775, 810, 817 ff., 829, 833 ff.
Stäudlin, Karl (Friedrich), Bruder des Vorigen, Prof. in Göttingen 483.
Stahl, Georg Ernst, Arzt, Physiolog 255, 267, 298 f., 307 f.
Stain, v., Generallieutenant 702, 762, 869.
Stanislaus, König von Polen 154.
Steinkopf, J. F., Verleger 414.
Stephanie der Jüngere, Gottlob, Schauspieldichter 357, 691, 695.
Stern, Adolf 233.
Sterne, Lawrence 108.
Stetten, Karl v. 380.
Stieler, Karl XII.
Stolberg, Leopold und Christian, Grafen v. 236, 486, 499.
Stolberg, Leopold, Graf v. 483.
Stoll, Elisabetha Margareta, Hauptmannsfrau, siehe Sommer.
Stoll, Joh. Nik., Verleger 698.
Stolpp, Eva Margareta, Fischersfrau s. E. M. Schiller.
Stolpp, Georg Kaspar, Fischer in Marbach 872.
Storr, Gottlieb Konrad Christian, Akademiemedikus, später Prof. in Tübingen 141, 255, 788.
Strauß, Dav. Friedrich 55, 79, 175, 221, 224, 480, 656 f., 669, 671, 679, 736, 779, 794, 849 f., 852 f.
Streicher, Andreas, Freund Schillers 7 f., 22 f., 81 f., 183, 201, 233, 279, 322 ff., 326, 332, 349, 351, 378, 385, 398, 409 f., 424, 500, 510, 541 f., 567, 569 f., 573, 581 f., 611, 615, 618, 620 ff., 632, 637, 644, 656, 662, 667, 693 f., 696, 700, 706, 708—712, 713 f., 719—722, 739, 773 f., 776, 847, 856, 857 f.
Streicher, Frau, Mutter des Vorigen 720.
Streicher, Barbara, Magd Schubarts 779.
Strieder 349.
Sturz, Helferich Peter 234, 399, 570 f., 835 f.
Stuttgart, Lage der Stadt 153.
Stuttgarter Zeitungswesen 698.
Süd- und Norddeutsche 38 ff.; vgl. 46—47.
Süß-Oppenheimer („Jud Süß") 85, 380, 780.
Süßkind, Gottlob, Freih. v. 204.
Sulzer, Johann Georg 234, 241, 596, 786, 789, 790.
Suphan, Bernhard 725, 731.
Swammerdam, Jan, Anatom 315, 557.
Swieten, Gerard van, Arzt 255.
Sydenham, Thomas, Arzt 255, 298, 313 ff.
Sydow, Studiosus 800 f., 806, 808.
Sylvius, Franz, Arzt 266.
Szamatólski, Siegfried 833.

Schaber, Verleger 246 ff.
Schade, v., Hauptmann 658, 849.
Schäffer, Georg Jak., Oberamtmann 625.
Schanzenbach, Otto, 777 f., 779, 781, 786, 872.
Scharffenstein, Friedrich, Jugendfreund Schillers 145, 147, 150 f., 156 f., 159, 161, 162 f., 168—174, 175, 176, 181, 233, 279, 324 f., 326, 329, 331 ff., 339, 349 ff., 378, 414 f., 429, 431, 499 f., 510, 530, 603, 648, 699, 710, 713 f., 719 f.
Schatz, Eva Maria, siehe Eva Schiller.
Schaul, Joh. Baptist, Zögling 652.

Schaurodt, v., Hauptmann 510.
Scheeler, v., General 670.
Scheeler, v., Generalswittwe 670.
Scheffauer, Zögling der Stuttg. Militärakademie, Bildhauer 103, 177, 217.
Scheffer, Archivbeamter 603.
Scheffler, Barbier 873.
Scheidlin, v. 197.
Scheinemann, Oberamtmann 762.
Scheler, v. C. F. 781.
Scheler, v., Oberstlieutenant 331.
Schelhorn, Joh. Georg, Pfarrer und Stadtbibliothekar 563.
Scheller, Imman. Joh. Gerhard, Philologe u. Schulmann 245.
Scherr, Johannes 65, 727.
Schick, Zögling der Stuttg. Mil.-Akad., Maler 103, 177.
Schikaneder, Joh. Emanuel, und Frau 690 ff.
Schiller, ältere Vorfahren des Dichters in Neustadt, Waiblingen und Bittenfeld nebst ihren Angehörigen und den Verwandten in Steinheim und Marbach 16 f., 736; 858—874; siehe auch die Stammtafel. Etymologie des Namens Schiller 16, 871; Petschaften und Wappen der Familie 17, 865, 867—870; Stammhaus der Familie in Waiblingen 863 f.; Stammhaus der Familie in Bittenfeld 873.
Schiller, Anna, geb. Hägelin, Urgroßmutter des Dichters 862.
Schiller, Anna, verheir. Kimmich 863 und Stammtafel.
Schiller, Anna Katharina, geb. Haag, Urgroßmutter des Dichters 862.
Schiller, Beata Friederike, Schwester des Dichters 30, 155, 744, 778.
Schiller, Charlotte, geborene Freiin von Lengefeld, Gattin des Dichters 7, 15, 65, 69, 128, 149, 161, 174, 195, 244, 279, 282, 326, 442, 493, 505 f., 543, 558, 737 f., 745 f., 756 und 861, 789, 794, 814.
Schiller, Christiane (Nanette), Schwester des Dichters 35, 79, 331, 744, 838.
Schiller, Christine, siehe Blumhardt.
Schiller, Christophine, verheir. Reinwald, Schwester des Dichters 7, 8 u. 62 (biographische Aufzeichnungen derselben), 14, 18, 24 (Geburt), 26, 28 f., 63, 65, 68 f. u. 591, 70 f., 73, 76, 81, 149, 279, 284, 291 f., 330, 333 u. 778, 425 ff., 429 u. 824—825, 431, 505, 542, 555, 638, 658, 662 f., 666 f., 673, 710, 713 f., 717 f., 741, 745, 754 f., 756, 761 f., 767 f., 770 f., 773, 776, 796, 810, 822, 829, 838, 857 f.
Schiller, Elisabetha Dorothea, geb. Kodweiß, die Mutter des Dichters 6, 14; 21, 23, 744 (Geburt); 21, 23 f., 734 f., 749—753, 874 (Herkunft, Familie, Vorfahren); 21 u. 734 f. (Rufname); 24 (Heiratsinventar); 21 f., 762 (Persönlichkeit, Bildnisse); VI, 34 f., 714, 837 f. (Sinnesart, Charakter, Anlagen); 71, 80, 291, 293, 333, 436, 555, 675, 713 f., 721, 743, 745, 749 f., 756, 762 f., 827.
Schiller, Emilie, verheir. Freifrau v. Gleichen-Rußwurm, Tochter des Dichters 15, 326, 425 f., 822 u. 825, 741, 791, 816, 874.
Schiller, Eva, geb. Schatz, in zweiter Ehe verheir. Ganns, Großmutter des Dichters 18, 20, 868 f., 872, 873.
Schiller, Friedrich (Johann Christoph Fr.), Lebensgang (Dichtungen siehe weiter unten): Geburt u. Taufe 6 ff., 13 f., 737—747, 22, 25 f.; Geburtshaus 22, 24, 61, 733; Herkunft aus bescheiden-bürgerlicher und protestantischer Familie 36 f., schwäbische Abstammung und Merkmale derselben 15 f., 871, 37, 57, 58 f., 60; Kinderjahre in Marbach 61 ff., 28, 30; erste Uebersiedelung mit den Eltern nach Ludwigsburg 28, 30; Uebersiedelung mit den Eltern nach Schwäbisch-Gmünd und Lorch 28 f., 30; Wohnungen der Eltern in Lorch 64, 763; Kinderjahre in Lorch 65—71, Wanderungen in die Umgegend 65, 69, 71, Besuch der Ortsschule und Unterricht beim Pfarrer Moser 96 u. 776, Kameradschaft mit Ferdinand und Nanele Moser, mit Conz 69, 65; Nachahmung von Pre-

digten 69; Eindrücke von Lorch 65, 68, 77; Wiederübersiedelung mit den Eltern nach Ludwigsburg 28, 30, 71, 761 f.; Wohnungen der Eltern in Ludwigsburg 74, 777 f., Beherbergung beim Stadtboten Häberle 778, Eintritt in die lateinische Schule 73 u. 768, Freundschaft und Kameradschaft mit Wilhelm v. Hoven 74, mit den Kindern der Familie Reichenbach 778, mit J. G. Elwert 75, Spaziergang nach Neckarweihingen 75, 176, 769, 770, Wanderungen zu den Großeltern in Marbach 27, 62, 78, 752; Unterricht, Lehrer und Klassen der lateinischen Schule in Ludwigsburg 73—82, XI, 592 f., 766—776; im Landexamen in Stuttgart 73 f., 76, 77, 81 f., 772 f., 776 f.; Konfirmation 79 ff.; 779 f.; Eindrücke von Ludwigsburg 72 f., 76 ff., 81, 764 f., erster Theaterbesuch, Spiele mit Theaterfiguren, erwachende Neigung für Poesie 76 f., Uebungen in lateinischen Distichen 77, 81, 771, erste Versuche im Dichten 75 f., 80 f.; melancholische Regungen 77; Absicht, Theologie zu studieren 73, 81 f., vgl. 148; Einberufung zur herzoglichen Militärpflanzschule auf der Solitude 82, 141, 773 f.; Aufnahme in die Militärpflanzschule 141 f., 788, Eintritt in die juristische Abteilung der zur Militärakademie umgewandelten Anstalt 146, 142, 101; Erneuerung der Freundschaft mit Wilh. v. Hoven, Freundschaft mit Friedr. Scharffenstein und Wilhelm Petersen 145; Schilderung der Zöglinge durch Zöglinge nebst Selbstschilderungen zur Lösung einer vom Herzog Karl gestellten Aufgabe 146 ff., 232; Lösung der Aufgabe: „Welcher ist unter euch der geringste?“ 148; Lavater auf der Solitude 151; Uebersiedelung mit der Militärakademie nach Stuttgart 152, Gebäude der Militärakademie 152 f., 793; Uebergang Schillers zur medizinischen Fakultät 153 f., 839; inniger Anschluß an Scharffenstein 156 f.; Bekanntwerden mit Shakespeare 157 ff., poetischer Wettstreit zwischen Schiller, Scharffenstein, Hoven und Petersen unter dem Einfluß von Klinger, Leisewitz und Goethe 159, 161 f.; anfänglich langsames Erstarken des poetischen Vermögens Schillers 162 f., spöttische Kritik der Mitzöglinge Masson und Boigeol 168, Bruch mit Scharffenstein 168 ff., 548; Erweiterung des freundschaftl. Kreises, Anschluß an Friedrich Haug, Ludwig Schubart, Lempp, an die Mediziner Liesching, Jacobi, Plieninger, Elwert, an die Kunstzöglinge Dannecker, R. Zumsteeg, V. Heideloff, Schlotterbeck 174 ff.; Gedichte Schillers zum 1. Mal gedruckt (im Schwäb. Magazin, mit Lob Haugs) 177 f., 179 f., Aufschwung poetischer Kraft 179 f.; Unterbrechung des dichterischen Bestrebens durch Fachstudium 201; Inschriften für ein Hoffest 202; Schiller als Mitspieler im akademischen Festspiel „Der Preiß der Tugend“ 203 f., Geographisches Schulheft Schillers 789; Aufsatz über den „Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ als Ueberarbeitung eines Diktates 790—793; Schulheft Schillers von Poetik handelnd 789 f.; Schillers 1. akademische Festrede: „Gehört allzuviel Güte, Leutseeligkeit und Freygebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“ 203—206, 794 f.; Schillers 2. akademische Festrede über „Die tugend in ihre folge betrachtet“ 206—208; vgl. 210 ff., 516, 792; Unterrichtsbetrieb und Unterrichtsgang in der Militärakademie, Einrichtungen der Anstalt im Allgemeinen 102—105, 112 bis 140, 146 ff., 239 f., 575—581, 781—786, 788 ff.; Pädagogisches, Hausordnung und Lebensweise, körperliche Erziehung, Geist der Erziehung 120 ff., 126 ff., 137 ff., 229 ff., 253 ff., 782 ff., 840 ff.; akademische Festivitäten 122 ff., devote Schulfeste gemäß dem Servilismus der Zeit 214 ff., die

Schmeichelreden und Schmeichelverse Schotts und Haugs 218 ff.; Richtung des Unterrichts auf allgemeine und populär-philosophische Bildung 112 ff., 782, 839; Betonung der Realfächer und der praktischen Kenntnisse 112 ff., 782; Betonung des Französischen 112, 154, 786; deutscher Unterricht 118 ff., 788 f., 789 f.; Unterricht in den alten Sprachen, insbesondere im Griechischen, und Schillers Anteilnahme am philosophischen und humanistischen Unterricht 112—115, 146, 154, 238 bis 246, 276, 283, 792 f., 838 f., sein Interesse für Psychologie 838 f. Zur Wertschätzung der herzoglichen Schule 102 ff., 224—229, 784, 840 f. Schule und Dichter 103—106. Schillers Lehrer in den sprachlichen und allgemein bildenden Fächern 146, 154 f., 240—246, 249 ff., 252, 785 f., 789—790, 792 f., 838, 839; seine juristischen Lehrer, 146, 242, 789; seine medizinischen Lehrer 254—255, 789; Sch.s juristisches Studium 114 f., 153, 242; sein medizinisches Studium 112, 253 ff., seine Auffassung der Medizin und des ärztl. Berufes 153—154, 298—300, vgl. 348, 646 ff., Studium Hallers 255 f., Kritik an Haller 262, 267 f., 274 f., 840, 844 f.; Sch.s Vorliebe für Brendels Pathologie 255, seine Polemik gegen Stahl 298, 307 f.; Sektion Hillers 253, 791; Tagesrapporte zur Erkrankung Grammonts 294 ff., 791, 796 f.; Sch.s 1. akadem. Dissertation „Philosophie der Physiologie" 256—274, 300 f., 316 f., 456, 795, 840, Ablehnung derselben, Urteile der Lehrer und des Herzogs 274—280, 796, 840, 844; Sch.s tractatio de discrimine febrium inflammatariorum et putridarum 296 ff., 316 f.; seine 2. akadem. Dissertation „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" 245, 298—312, 316—321, 425, 548, 571, 797, 840, 845; Sch.s Beteiligung bei akadem. Disputationen 253, 280, 321 ff., 785 f., 790; seine akademischen Preise 146, 253, 282 f., 321, Zeugnisse der Lehrer 142, 146, 242 f., 789; sein Verhalten als Zögling 288 f., 840 f. An seine akademische Zeit sich knüpfende Legenden und Anekdoten 134 f., 786 ff., vgl. 645 f. — Seelische Zustände und Wandlungen, Erstarken der geistigen Kraft, Hebung des Selbstbewußtseins 180 ff., 233 ff., 289 ff., 792, 841 f.; affektvolle Art des Produzirens Sch.s 287 f., poetischer Wettstreit zwischen Sch., Fr. Haug, Hoven und Petersen 238. Goethes Besuch der Militärakademie 280 ff. Schiller als Clavigospieler 288, 574, 839. Briefe bei Aug. v. Hovens Tod 291 ff., 796. Schlußprüfungen des Jahres 1780: 321 ff., Sch.s Entlassung aus der Militärakademie und Anstellung als Regimentsmedikus in Stuttgart 328 f., 842, seine Gage 329, Feldscheruniform 328, 330, 331 f. Das Aeußere des Dichters 323 bis 328, 432.

Militärärztlicher Dienst, ärztliche Thätigkeit 331, 405, 569, 646 ff. Wohnung in Stuttgart 332, 339, 414, 435, 797 f. Kameradschaft mit Kapf 332, 701 ff., 856 f. Aussöhnung mit Scharffenstein 332 f., Freundschaft mit Reichenbach 333; Ausflug mit Christophine nach Lorch 68, 591; burschikoses Treiben im Gasthaus zum Ochsen 337 ff., 360, 435, 536, 538; Streitigkeiten mit dem Zensor Volz 344, 509, 512; Beginn des Briefwechsels mit Dalberg 386, vgl. zu den Briefen an Dalberg 800—806; 1. Reise nach Mannheim 408 ff., freundschaftliche Verbindung mit Wilhelm v. Wolzogen u. Henriette v. Wolzogen 421, 426, 610 f., 847; Besuche bei Christian Schubart auf dem Hohenasperg 422 f., 559; Liebschaft mit Luise Vischer 424 bis 434, 439 f., 810—828; ero-

tische Stimmungen 434—439, 529 f., 823 f., 827. Patriotische Aufwallungen der Schwaben 472 ff., 594; Zustand der Geschmacksbildung in Würtemberg 476 ff., vgl. 596 ff. Der Schwäbische Parnaß in den Siebziger Jahren 479 ff., 559 f. Beziehungen Sch.s zu Reinhard 491 ff., 499, 829, Armbruster als Parteigänger Schillers 493 f.; Litterarische Fehde mit Stäudlin 485 f., 488, 494—500, 519 ff., 560—568, vgl. auch Nr. 66 des Anhangs. Nächste Wirkung der Mannheimer Reise auf Sch.s Gemütszustand 569; Anlauf zu einer Doktordissertation 574 f., 582; Sch.s zweite Reise nach Mannheim 611 ff., 805 f., Vorladung vor den Herzog, 14tägiger Arrest 615 bis 618; verdüsterte Stimmung 618 ff.; die Graubündner Händel 620—640; Denunziant Walter, zweite Vorladung vor den Herzog, Verbot, „Comödien" zu schreiben 631 f., 848 f. Die tieferen Ursachen des Conflikts mit dem Herzog 641—649; Sch.s Entschluß zur Flucht 650 f. Motive und moralische Berechtigung der Flucht 651—677, 849; Schulden Sch.s 658, 849. Mangelhafte Entwicklung des dramatischen Sinnes in Schwaben 678—681, das Theater in Würtemberg vor und zu Sch.s Zeit 681—696; Enge des Lebens im alten Stuttgart 696—706; Sch.s Versuch eines Schreibens an den Herzog 706 ff.; Freundschaftsbund mit Andreas Streicher 708—712; Vorbereitungen der Flucht 712 ff., Abschiedsgang auf die Solitude 714 f., Ausführung und Zeitpunkt der Flucht 715 ff., 857 f.; Ankunft Sch.s und Streichers in Mannheim 722.

Dichtungen und litterarische Publikationen: Gedichte aus der Ludwigsburger Schulzeit: Neujahrsgratulationsgedicht für die Eltern nebst latein. Uebersetzung 75 f., lateinisches Begrüßungsgedicht an Winter 77, 81, Karmen an Zilling 77; 276. Erstes selbständiges deutsches Gedicht aus Anlaß der Konfirmation 80 f.

Gedichte der militärakademischen Zeit: latein. Distichen auf Kempff 148; Gedicht An die Sonne 149, 505 f., 525; 167 f.; Gedichte Sch.s (Selims) an Scharffenstein (Sangir) 169 f., 172 ff.; Ode Der Abend 177 ff., 180, 792; Hymne an den Unendlichen 179, 503, 508, 525; Der Eroberer 179 f., 182, 232, 541, 792; die Gedichte Die Gruft der Könige und Triumphgesang der Hölle 180 ff., 799. Vgl. 505 f., 525, 527, 528 f. Glückwunschgedichte „Empfindungen der Dankbarkeit" für Franziska v. Hohenheim 202 f.; Rosalinde im Bade 238, Gedicht „eine Leichenfantasie" (bei Aug. v. Hovens Tod) 293 f., 503, 535.

Gedichte der Stuttgarter Zeit nach dem Austritt aus der Akademie: Karmen auf Wiltmeister 333 f., 607, 798; Elegie auf Weckerlins Tod („Auf den Tod eines Jünglings") 334 ff., 293, 366, 457, 493, 503, 525, 535, 551, 607, 798 f. Ode auf die Wiederkunft des Herzogs 340, 343 f.; Der Venuswagen 437 f., 490, 504, 830; Teufel Amor 606; Todtenfeyer am Grabe Riegers 606, 610, 846.

Herausgabe der Anthologie 423, 468, 499 f., 502, 568 f.; Zeit des Erscheinens 468 f., die Mitarbeiter und die Bedeutung der Chiffren der Anthologie 500—513.

Gedichte der Anthologie: die Lauragedichte 424—426, 429 ff., 502, 526, 530, ihr Gehalt 440 bis 443, ihre lyrische Sprache und Bilderwelt 455—468, 536, 540, 551; „Fantasie an Laura" 443 f., 451, 456 f., 458, 460, 462, 527, 551; Laura am Klavier 444 f., 446, 451, 455, 457 f., 467 f., 825; „Die seeligen Augenblike an Laura" („Die Entzükung an Laura") 445 f., 451, 467, 494 f., 526; An die Parzen 424, 446, 451,

549, 599; „Der Triumf der Liebe“ 424, 446 ff., 457 f., 459 f., 548 ff. Vorwurf an Laura 448 f., 451, 458, 460 f., 527, 550; Meine Blumen 424, 449 ff., 463, 502; das Geheimnis der Reminiszenz 451—454, 456 f., 459 f., 462, 463 ff., 526 f., 548 f., 551. Melancholie an Laura 454 f., 456 f., 458 f., 463, 465 ff., 526, 531, 549 f., 830 f.

Die schlimmen Monarchen 182, 503 f., 514 ff., 519, 548; An den Galgen zu schreiben 507, 516; Aufschrift einer Fürstengruft 507, 516; Monument Moors des Räubers 507, 516 ff., 519; „Rouſseau“ 461, 504, 518 f., 549, 557; Der Satyr und meine Muse 507, 519, 521; Die Journalisten und Minos 503, 519 f., 521; Die Rache der Musen 494, 504 f., 520 f., 564; Grabschrift 507, 521, 834; Die Messiade 504, 522; Klopstock und Wieland 507, 522; Der einfältige Bauer 507, 522; Quirl 502, 504, 522 f. Die Alten und die Neuen 507, 522 f. Spinoza 504, 522; Grabschrift eines Physiognomen 504, 523; Die Freundschaft 503, 523 f., 535, 546; Zuversicht der Unsterblichkeit 504, 525; „Räzel“ 507, 525; Die Herrlichkeit der Schöpfung 505 f., 525; Die Größe der Welt 458, 503, 525, 532; Die Pest 503, 526 f. Gruppe aus dem Tartarus 503, 527 f. Elysium 458, 504, 527 f. Ein Vater an seinen Sohn 505 f., 528 f. Das Glück und die Weisheit 504, 529; Kastraten und Männer („Männerwürde“) 437 ff., 504, 529 f., 545, 548; An einen Moralisten 437 f., 504, 529 f. Aktäon 504, 530; Das Muttermal 504, 530; Die Buße 507, 530; Aeschylus 507, 530; Vergleichung 504, 530; An Minna 494, 504, 530 f., 817, 828; An den Frühling 504, 531; Baurenständchen 504, 531 f. Die Kindsmörderin 502, 532—535, 548 f., 571, 835 f. „Morgenfantasie“ (Der Flüchtling) 503, 532, 535 f., 551. Die Winternacht 505, 536, 548, 817; Der hypochondrische Pluto 507, 537, 551; Gespräch 504, 509, 538 f. Bacchus im Triller 504, 538; Der Wirtemberger 504, 538 f. Graf Eberhard der Greiner v. W. 504, 539 f. In einer Bataille (Die Schlacht) 504, 527, 540 f., 546, 550; Gefühl am ersten Oktober 1781: 512. Semele s. Dramatisches. Zweifelhaftes: Der Fluch eines Eifersüchtigen 508, 817, 828; An Fanny 508, 829; An mein Täubchen 508, 817, 829; An Gott 179, 508. Gesammteindruck der Anthologie 544 ff., 828 f.; Provinzialismen, veraltete und seltene Wortformen, Sprachwidriges 548 ff. Behandlung des Reims 551—558. Aufnahme der Anthologie 558 ff.

Episches: Entwurf eines Epos „Moses“ 149; Uebersetzung aus Virgil „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer“ 245 f., 498.

Dramatisches. Entwürfe und Versuche: Absalon 149; Der Student von Nassau 151; Cosmus von Medici 159 ff., 200; Konradin 68, 570 f., 573. — Akademisches Fest-Vorspiel „Der Jahrmarkt“ 202; Komödie auf das Geburtsfest der Gräfin Franziska 794; Semele 501, 503, 541—544, 548, 550. —

Die Räuber: Beginn der R. 183, die Schubartsche Erzählung „Zur Geschichte des menschl. Herzens“ als erste Quelle 183—190, Ursprung, ältere Fassungen und historische Unterlage derselben 190 bis 196, 197; erstes und zweites Stadium in der Erfindung der R. 196, 201, 379; Zusammenhang der Fabel mit dramatischen Lieblingsmotiven und Lieblingssujets der Zeit 198—200; Stocken der Arbeit aus Anlaß der medizin. Studien 201; Wiederaufnahme der Dichtung 284; Ausarbeitung im Geheimen 284, 286, Vorlesen der R. im Bopserwald 285; Vollendung d. R. 345; Mitteilungen über die werdende Dichtung an Freunde 345 f., 842; Herausgabe der R., Auftrag an Petersen we-

gen eines auswärtigen Verlegers 345 ff., Druck bei Mezler auf Kosten Schillers mit erborgtem Geld 349 f.; Druckort und Geschichte des Drucks 350 f., 800, unterdrückte Bögen 351 f., 357 bis 361, Einsendung von Druckbögen an Schwan 352, unterdrückte ursprüngliche Vorrede 351, Erscheinen der Räuber (der 1. Ausgabe des „Schauspiels") im Buchhandel 350, 361, Beschaffenheit dieser Ausgabe 361 f. Aesthetisch-kritische Betrachtung der R. 363 bis 379; vgl. 397 ff. Zeitgeschichtliche Beziehungen des Stoffes 379—284, 800, 842 f. Selbstanzeige in Haugs Magazin 385, 800. Empfehlung des Stückes an Dalberg durch Schwan 385 f., Briefl. Verhandlungen mit Dalberg wegen Ueberarbeitung für die Mannheimer Bühne 386 bis 391, die Theaterbearbeitung (das „Trauerspiel"), Veränderungen von Schillers Hand 391 ff., 404, die Erfurter Rezension 393 ff., Schillers Selbstrezension 397—406, andere Rezensionen 308 f., 400 f., die 1. Aufführung der R. zu Mannheim 406—413, Theaterzettel u. Avertissement" 407 f., 808 f., die 2. Aufl. des „Schauspiels" bei Löffler 414 ff., Nachdruck 415 f., Druck des „Trauerspiels" (der Theaterbearbeitung) bei Schwan 413 f., 416 f., 420, 808, 810; Das Mannheimer Theatermanuskript Dalbergscher Redaktion 417 bis 419; spätere Ausgaben und Auflagen 419 f. Zweite Aufführung der R. in Mannheim 610 ff., 805, 846 ff., 848. Stelle gegen Graubünden 620 ff. Sonstiges zu den R. 69, 104, 106, 159 f., 180, 232, 339, 387, 497 ff., 508, 514, 517, 521, 541, 545, 548, 565, 569, 574, 591, 605, 642 f., 688; vgl. 802—808; 817 f., 842 f.

Anfänge des Fiesko: 521, 549, 570—574, 582, 615, 617, 619, 712 f., 842 f., 845; 245, 377.

Erste Spuren von Kabale und Liebe 514, 617, vgl. 108; 377; erste Spuren von Don Karlos 619; vgl. 377, 570.

Journalistisches: Sch. als Redakteur der Mäntler'schen „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen", seine Beiträge 340—344, 799. Sch. als Herausgeber des „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur" 582—584, 594, 596, 598, 600, 605, 829, seine Mitarbeiter 582 ff., 599 f., 604 f.; seine Beiträge: Abhandlung über die Räuber 397 ff., 521, 584; Anhang hiezu über die Vorstellung der Räuber 410, 413, 584; Anzeige des Schwäbischen Musenalmanachs Stäudlins 471, 488, 497, 562, 564, 584, 775; Anzeige der „Vermischten poetischen Stücke" Stäudlins 562 f., 775, 833, 835; Selbstanzeige der Anthologie 501, 558, 563, 584; „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater" 584—589; der Spaziergang unter den Linden 584, 589 ff., 603; Schreiben eines schwäbischen Paters 585, 591; Anzeige der Pfeiffer'schen Uebersetzung der „Nanine" 585, 591 f.; Anzeige der Kasualgedichte Schwindrazheims 585, 592 ff., 774 f., 776 f.; Anzeige der Poesien Joh. Christoph Schwabs 586, 594 f., 775; Spottvers auf Haugs „Zustand" 595 f., 775; Inschriften zu Grabmälern 600 f., 846; Erzählung „Eine großmüthige Handlung" 601 ff. Der Jüngling und der Greis 603 f.

Schillers Kritik von Stäudlins „Proben einer teutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten" in Haugs „Zustand" 496—499, 564, 833, vgl. 485.

Stammbucheinträge 209 (Preis der Freundschaft), 232, 245, 290, 334, 791.

Zu späteren Werken: Wallenstein 15, 466; Jungfrau von Orleans 15, 558; Wilhelm Tell 67; Demetrius 371; Wunderseltsame Historia 548; Hochzeitgedicht 549; Hymnus an die Freude 455; Theosophie des Julius 210, 444, 453, 503, 523 f.; Spiel des Schicksals 608; Verbrecher aus verlorener

Ehre 383; Die Ideale 524; Die Glocke 463; Gedicht an Goethe 466.

Geistige Einwirkungen: der Dichtungen Klopstocks 149, 151, 171, 178 ff., 205, 208, 232, 311, 384, 460 f., 719 f., 839; Abwendung von Klopstock 236 f., 405, 430, 499, 507, 522, 545; Einwirkungen der Dichtungen Hallers 149, 178, 311, 384, 455 ff., 525 f., 545; der Gedichte von Uz 149, 178; Luthers und der biblischen Sprache 149, 179, 311 f. 384; der Werke und Schriften von Gerstenberg 150, 311, 839; Lessing 150, 234, 340 f., 589; Goethe 150 f., 162, 237, 311, 839; Klinger 159 ff.; Leisewitz 159 ff., 384; Shakespeare 157 f., 238, 291, 310 f., 384, 399, 406, 839; Christian Schubart 180 f., 183 ff., 199, 233, 852, 858; Plutarch 190, 233 f., 360, 368, 382, 399, 570; Cervantes 190, 368, 382, 399, 842; Rousseau 235, 291, 368, 382, 399, 435, 518 f., 533, 570 f., 573; Sturz 234, 399, 570 f., 835 f., Garve 234; Ferguson 234, 839; Schlözer 234, 304; Herder 234; Sulzer 234; Mendelssohn 234; Zimmermann 234; Virgil 245, 498, 542, 312; Sallust 245, 542; Ovid 245, 542 f., 312; Horaz 245; Homer 243 f., 498; Voß 236; Hölty 236; L. u. Chr. v. Stolberg 236; Miller 237 f.; Young 236; Milton 384, 399; Addison 311; Einwirkungen Ossians 237; der altenglischen und altschottischen Balladen 237; Bürgers 236, 447, 533, 545; Wielands 238, 522, 545, 699 f., 843; Müllers des Malers 238; Cranzs 799; Newtons 443, 456, 523; Verhältniß Sch.s zum Christentum 149, 234 f., 524 f.; zur landschaftlichen Natur 67 f.; Eigentümlichkeiten der Orthographie u. Schreibung Sch.s 526 f., 547 f., 791, 801; Sch.s Handschrift 619, 791, 801, 836.

Unechtes: Von Oemler gefälschte Briefe, Tagebücher u. a. VI, 35, 71; Gedicht auf ein Federmesser 788; Gedicht auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein 182 f., Gedicht auf einen Kräuterkenner (Kerner) 490 f., 833; Gedicht „Schilderung des menschlichen Lebens" 490 f.; Geschichte von Würtemberg 246 ff., 795; akademische Festrede „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sey, wie die eines Privat-Mannes" (unter Einfluß Schillers entstanden) 208 ff.; Gedicht „Blaue Augen" u. s. w. 816; Anzeige Robertsons 800; Nachricht betreffs einer Virgilübersetzung 800; Nichtbeteiligung an der Schreibtafel 177 f., 794.

Schiller, Friedrich, Freih. v., Major, Enkel des Dichters 867.

Schiller, Georg (Jörg), Bäcker in Waiblingen 17, 859, 864, 872.

Schiller, Hans, Weingärtner in Neustadt 862—863, 872.

Schiller, Hans Georg, Bäcker in Steinheim, Vater des „Studiosus" Schiller 758, 860, 872.

Schiller, Hans Jörg, Bäcker in Bittenfeld, Vater des Vorigen, Großonkel des Dichters 758, 860, 872.

Schiller, Hans Kaspar, Bäcker und Gerichtsbeisitzer in Bittenfeld, Urgroßvater des Dichters 17 f., 859, 861—863, 865, 872.

Schiller, Jakob, Schultheiß in Bittenfeld, Onkel des Dichters 735, 869 f., 872 f.

Schiller, Jörg, Meistersänger 871.

Schiller, Johannes, Bäcker und Schultheiß in Bittenfeld, Großvater des Dichters 18, 758, 862, 868, 872—873.

Schiller, Johannes, Bäcker in Bittenfeld, Onkel des Dichters 735, 869, 872.

Schiller, Johann Friedrich, der Steinheimer „Vetter" des Dichters, 25 bis 26, 599, 743, 753—759, 860—861, 873.

Schiller, Johann Kaspar, Bäcker in Marbach 17, 755 f., 864 f., 872.

Schiller, Johann Kaspar, Hauptmann und Intendant der Hofgärtnerei auf der Solitude, der Vater des Dichters: sein Rufname 735; Geburt und Jugendjahre 18, 872; als Barbier und Wundarzt in der

Lehre und auf der Wanderschaft 18, 873; Teilnahme am österreichischen Erbfolgekrieg mit Ausmarsch nach den Niederlanden und Besuch des Haags, Amsterdams und Londons als Soldat und Eskadronsfeldscher 19—20, 747—749, 873; Einkehr in Marbach, Heirat 20 bis 21, 865; Wundarzt in Marbach 24; Wiedereintritt in militärische Dienste 24, Teilnahme am Siebenjährigen Krieg mit Ausmärschen nach Oberösterreich, Schlesien, Böhmen, Hessen, Unterfranken, Thüringen und Sachsen 4—8, 15, 27, 733—734, 874; Ernennung zum Fourier mit Thätigkeit als Regimentsfeldscher 5 u. 750, zum Lieutenant 5, zum Hauptmann 27; als Offizier in Urach, Kannstatt, Ludwigsburg, Stuttgart, Ludwigsburg 27 f.; Versetzung als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd und Uebersiedelung nach Lorch 28 f., 760 bis 762, 866; Zurückberufung nach Ludwigsburg 30, 762; Versetzung auf die Solitude 30, 143 und 730, 630, Besoldung 848; Charakterisierung als Obristwachtmeister 35.

Persönlichkeit, Bildnisse 22, 763; Anlagen, Charakter, Thätigkeit 32—35, 65, 78, 762, in der Schilderung Abels 837; Beschäftigung mit der Baumzucht 30 ff., 778, Schriften über landwirtschaftliche Dinge und über Baumzucht 31 ff.; Abfassung von Gebeten 33; sein curiculum vitae 15, 737, 743 f., 747, 749, 756, 759 f., 874; Briefe und sonstige Schriftstücke, Erwähnungen in Briefen 71, 142, 149, 179, 256, 291 ff., 330, 333 f., 508, 617, 658, 701 f., 738, 750 f., 760 f., 763, 769. Seine Petschaften 868 ff.

Beziehungen zum Sohn: 26 f. (Gebet nach der Geburt desselben), 34, 70 f., 77, 80 f., 141 u. 773 f., 148, 316, 541, 675, 714, 765; Ausstellung des Reverses für den Sohn und Folgen derselben 142 f., 652 ff., 661, 674 f., 868—869.

Beziehungen zur Familie v. Hoven 74, 762, 778, zur Familie Reichenbach 333, 778, zu Wanner 433, zum Steinheimer „Vetter" Joh. Friedrich 25, 754 ff., 757, 758 f.; bei der Erbteilung des „Vetters" als Bevollmächtigter in Steinheim 758 f., bei der Vermögensregelung desselben Sachwalter 753. —

Vermögensverhältnisse der Familie 36, 657, 749 ff., bedrängte Lage in Lorch 760 ff. Erbanteil am Hause des Michel Schiller 873, Anwesenheit in Bittenfeld bei der Hinterlassenschaftsteilung des Michel Schiller 873.

Schiller, Karl, Freih. v., Oberförster, Sohn des Dichters 867.

Schiller, Kaspar, Bäcker und Gerichtsverwandter in Waiblingen, Urgroßvater des Dichters 862—863, 864, 872.

Schiller, Luise, verheiratete Frankh, Schwester des Dichters 29 f., 759, 744 (Geburt); 707, 733, 741, 763, 838.

Schiller, Luise, Freifrau v., Oberförstersgattin, Schwiegertochter des Dichters XII, 733, 763.

Schiller, Magdalena, siehe Häberle.

Schiller, Margareta, siehe Stolpp.

Schiller, Maria Charlotte, Schwester des Dichters 30, 744, 778.

Schiller, Mathilde, Freifrau v., Majorswittwe, Enkelin des Dichters XII, 17, 23, 734, 858, 867.

Schiller, Michel, Schuhmacher in Bittenfeld, Großonkel des Dichters 860, 872, 873.

Schiller, Sibylla, siehe Männer.

Schiller, Stefan, Bürger in Neustadt, ältester Ahne des Dichters, Vater des Waiblinger Bäckers Kaspar Schiller 862—864, 872.

Schiller, Stefan (der Jüngere), Sohn des Vorigen 863, 872.

Schiller, Susanne Maria, siehe Kayser und Brust.

Schiller, Wolfgang, Magister 871.

Schiller, Familie in Großheppach (Jakob, Georg, Ulrich, Apollonia, Hans und Jerg Schiller) 17, 859, 862, 864, 865 f.

Schiller von Herdern, Patrizier und freiherrl. Familie in Riedlingen

und in Tirol (Bernhard, Joachim, Leomann I und II, Adam Sch. v. H.) 17, 859, 865—871.
Schink, Dichter 794.
Schinz, Pfarrer 817, 834 f.
Schirach, Gottlob Benedikt, Prof. in Helmstedt 234.
Schlegel, Johann Adolf, Pastor, Konsistorialrat 789.
Schlichtegroll, Ad. Heinr. Friedrich 482.
Schlönbach, Arnold 391, 417.
Schlözer, August Ludwig, Historiker 234, 304, 787.
Schloßberger, August v., Archivdirektor VIII, XII, 143, 146 f., 208, 277 f., 282, 295, 328, 330, 334, 715, 750 ff., 753 ff., 756 f., 758, 760 ff., 775, 782, 796, 798, 848 f., 858, 861, 869.
Schlotterbeck, Christian Jakob, Kupferstecherzögling 176, 286.
Schlotterbeck, Joh. Friedrich, Dichter 816.
Schmeckenbecher, Hauptmann 787 f.
Schmid, Lexikograph 850.
Schmid, Marbacher Bäckersfrau 743.
Schmidt, Erich XII, 200, 731, 855.
Schmidt, Klamer Eberhard Karl 194.
Schmoller, Pfarrer 742.
Schneider, Emanuel, Chirurgien-Major 874.
Schnorr v. Carolsfeld, Litterarhistoriker 352.
Schöll, Johann Ulrich, Pfarrer in Ludwigsburg 383.
Scholl, F. Tr., Litterarhistoriker 850.
Scholl, Oberamtmann 668, 671, 765.
Schopf, Theaterdirektor 386.
Schott, Johann Gottlieb, Prof. an der Militärakademie in St. 154, 218, 246, 249 ff., 569, 789.
Schott, Ludwig August, Prof. in Erlangen 494, 497, 565.
Schröckh, Johann Matthias 799.
Schröder, Friedr. Ludwig, Schauspieler 200, 807.
Schubart, D. Christian 78 f., 97, 102 f., 174 f., 180 f., 183, 188 bis 196, 197 ff., 220 ff., 233, 340, 422 f., 484, 559, 563, 606, 608, 656 f., 667—671, 696, 703, 721, 726, 736, 765, 777, 779, 793 f., 835, 849 ff.; 852 ff. (Persönlichkeit), 858; Stammeszugehörigkeit desselben 479—481 und 832. Siehe auch Herzog Karl und Schiller.
Schubart, Johann Jakob, Vater des Vorigen 832.
Schubart, Juliane (Julchen), Tochter des Dichters 656, 688 f.
Schubart, Helene, geb. Hörner, Mutter des Dichters 480 f., 670.
Schubart, Helene, Gattin des Dichters 669 f., 779.
Schubart, Ludwig, Sohn des Dichters 174, 181, 195, 482, 656 f., 794, 832, 853.
Schubart, Walter Bartolomäus, Großvater des Dichters 832.
Schubart, Stadtschreiber, Bruder des Dichters 670.
Schwab, Gustav VI, XI, 16 und 871, 71, 324, 327, 436, 595, 637, 643 f., 702, 737 ff., 752, 755, 759, 762, 766, 788, 823, 857, 861 f., 864 f., 874.
Schwab, Johann Christoph, Prof. an der Militärakademie zu St., Vater des Vorigen 243, 323, 478, 594 f., 775 f., 837 f.
„Schwäbische Blumenlese" (Poetische Blumenlese) 470.
Schwäbisches Magazin s. V. Haug.
Schwäbischer Musenalmanach siehe Ständlin.
Schwäbisches Museum s. Armbruster.
Schwäbischer Volksstamm, Charakter desselben 54—59, 476, 678—680, 696—697.
Schwäbischer Volksstamm, Herkunft desselben 40—43, 16, 44, 46; vgl. 481.
Schwan, Christian Friedrich, Buchhändler 177, 352, 385 ff., 406, 409, 413, 416 f., 419, 699, 793 f., 806 ff., 845.
Schwan, Friedrich („Sonnenwirtle") 383, 842.
Schwan, Margarete 826.
Schwegler, Johann David, Violinist und Komponist 694.
Schweizer, Zöglinge 384.
Schwenke, Paul 798.
Schwindrazheim, Johann Ulrich, Prof., Pfarrer XI, 592 ff., 768 ff., 774 f., 776 f.

Schwindrazheim, O. Ferdinand Aug., Zeichner, Enkel des Vorigen 592, 774.
Schwindrazheim, Pfarrer, Vater Johann Ulrichs 776.
Schwinghammer, Familie 872.

Tacitus 41, 45, 57.
Terentius 115, 240, 245, 536.
„Thais" 492.
Thamson, Familie 753, 758.
Thill, Magister, Poet 488 f., 592.
Thorwaldsen, Bertel 331.
Thouret, Nikolaus Friedrich, Maler und Baumeister 103.
Thurn, v., Geheimrat 281.
Tibull 492, 513, 590.
Tiedge, Christoph August 794.
Tilger, Paul, Verleger 223, 762.
Timme, Christian Friedrich, Litterat in Erfurt 394 ff., 400 f., 405.
Tischbein, Joh. Friedrich Aug., Akademiedirektor in Leipzig 327.
Tobias 360.
Törring, Joseph August, Graf v. 410.
Tomaschek, Karl VIII, 316.
Toscani, Schauspieler 809.
Toscani, Schauspielerin 412, 809.
Treu, Paul, Verleger 698.
Twesten, Karl, Stadtgerichtsrat, Parlamentarier 317 f.

Ueberweg, Friedrich VIII, 268, 305, 317.
Uhland, Ludwig 552, 678.
Ulrich, Herzog von Würtemberg 539.
Umlauf, Ignaz, Singspielkomponist 718.
Uriot, Joseph, Prof. an der Militärakademie in St. 124 f., 154, 218, 242, 246, 684, 687, 693, 716, 789, 839.
Urlichs, K. Ludwig, Philologe 161, 177, 282, 344, 744 f., 746 f., 794.
Urlsperger, Pfarrer 597.
Ursinus, August Friedrich, Kriegsrat 237.
Uschalk, Anna Elisabeth, verheir. Rodweiß 735, 874.
Uz, Johann Peter 35, 149, 178, 483, 486.

Varenbühler v., Obristwachtmeister 669.
Vely, Emma 95, 202, 248, 576, 688 f., 715, 786, 853 f., 858.
Venningen-Ullner, Heribert, Freih. v. 572.
Verazi, Operntextschreiber 685, 687.
Verhelzt, Egidius, Kupferstecher 469.
Veronese, Feuerwerker 90.
Vestris, Angelo, Tänzer 90.
Vestris, Gaet. Apoll. Baldassare, Tänzer, Vater des Vorigen 90, 780.
Vetter, Ferdinand, Litterarhistoriker 621, 624 f., 627 ff., 631 f., 638 f., 641.
Viehoff, Heinrich 456 f., 462, 464 f., 467 f., 555, 739, 766, 830, 832; Hoffmeister-Viehoff (Biographie) IV, 157, 190, 234, 324, 338, 345, 409, 432, 702, 799, 857.
Vilmar, August, Theologe und Litterarhistoriker 853.
Vio, Hofsänger 90.
Virgil (Vergilius) 76, 245, 312, 389 und 800, 497 f., 542.
Vischer, Auguste, verheir. Bosch 823.
Vischer, Ferdinand Christoph, Hauptmann und Regimentsquartiermeister 424, 822.
Vischer, Friedrich Theodor IV, XII, 55 ff., 555, 678 f., 732, 736, 816.
Vischer, Geheimrat, Vater Ferdinand Christophs 822.
Vischer, Georg Friedrich, Prof. und Bibliothekar 775.
Vischer, Luise, geb. Andreä, Hauptmanns- und Regimentsquartiermeisterswittwe („Laura") 332, 424 bis 434, 439, 443, 454, 611, 615, 797, 810—818, 821—826, 844, 847; vgl. auch Lauragedichte.
Vischer, Robert 306.
Völkercharakteristik, allgemeiner Wert derselben 49 ff.
Vogt, Karl 271.
Voigt, Geh. Hofrat 867 f.
Volborth, Joh. Karl, Pastor in Göttingen 245.
Vollmer, Wilhelm VIII, XII, 334, 352, 414, 417, 420, 492 f., 607, 728, 730 f., 816, 825.
Voltaire 53, 115, 154, 194, 377, 477, 481, 510, 519, 591, 598, 684, 695, 852.

Volz (Volţ), Joh. Christian, Rektor und Zensor 241, 344, 512, 789.
Voß, Johann Heinrich 236.
Voßler, Regine 810.

Wächter, Eberhard, Maler 103, 119, 176.
Wächter, Pfarrer 756.
Wäschenbeuren („Wäscherschlößle") 64, 866, 871.
Wagner, Gottlieb Friedrich, Dialektdichter 678.
Wagner, Heinrich, Archivrat 91, 98, 238 f., 241, 278, 285, 292, 295, 297, 312, 323, 328, 333, 576 ff., 580, 652 f., 781, 787 f., 857.
Wagner, Heinrich Leopold, Dramatiker 533.
Wagner, Richard 542, (681).
Waiblingen, Stadt und Ortslage 16, 862, 871.
Waiblinger, Wilhelm, Dichter 238, 490.
Walter, Johann Jakob, Garteninspektor 621, 630 ff., 636, 638 ff., 663, 843, 848 f.
Wanner, Hofjäger 433.
Weber, Dekan (Spezial) 428, 823.
Weber, Dekansgattin und -Wittwe, geb. Andreä 428, 823.
Weber (aus der Familie der Vorigen) 427.
Weber, K. J. 482.
Weberling, Karl Friedrich, Schauspieler 696.
Weckerlin (Weckherlin), Johann Christian, Mitzögling Schillers, Apotheker 253, 293, 334, 344, 366, 791; vgl. auch Elegie auf Weckerlin.
Weckerlin (Weckherlin), Rudolf, Dichter 482.
Weckerlin (Wekhrlin), Ludwig, Publizist, Satiriker 474, 476 ff., 479 bis 482, 640.
Wedel v., Oberjägermeister 281.
Wegeli, Daniel 571.
Weger 763.
Weiblen, Kandidat 25, 754, 759.
Weisse, Christian Felix 192, 357, 531, 691 f.
Weißensee (Weissensee), Klosterpropst 483, 873.
Weisser, Adolf, Romandichter 852.
Weisser, Friedrich Christoph (in späteren Jahren Oberfinanzrat), Satiriker und Epigrammatist 488, 490, 565.
Weitbrecht, Karl 732.
Welcker, Hermann 328.
Werner, Regine Elisabetha, Taufzeugin Schillers 743.
Werthern v., verheir. v. Wurmb 601 f.
Werthes, Friedr. Aug. Klemens, Prof. der Militärakademie zu St. 482, 699, 855 f.
Wharton, Physiologe 266.
Wieland, Christoph Martin 158, 193 f., 238, 475, 479, 522, 545, 571, 574, 596 f., 640, 678, 699 f., 737, 785, 843, 851 f., 855, 856.
Wildermuth, Ottilie 246, 786.
Wildmeister (Wiltmeister), Joseph Anton v., Hauptmann 333 f., 606 f., 798.
Wilhelm II., König von Würtemberg 733.
Will, G. Andr., Prof. 832.
Winckelmann 119.
Winckelmann, Gymnasiallehrer 464.
Winter, Philipp Heinrich, Oberpräzeptor XI, 77, 81, 592, 766, 768 ff., 773 f.
Wittleder, Lorenz, Kirchenratsdirektor 88, 93, 379.
Wittmann, Hugo, Journalist 340, 814.
Wölfling, Beata Dorothea, Taufzeugin Schillers 743.
Wohlwill, Adolf 191 f., 480, 483, 703, 795, 849 ff., 853.
Wolf, Oberregisseur 409.
Wolff (Wolf), Christian 115 f., 234, 272.
Wolff v., Obristwachtmeister 331.
Wolzogen, Alfred, Freih. v. 15, 741, 874.
Wolzogen, August, Freih. v., Mitzögling Schillers 421.
Wolzogen, Charlotte (Lotte), Freiin v. 812.
Wolzogen, Ernst Ludwig, Freih. v., Geh. Legationsrat 421.
Wolzogen, Henriette, Freifrau v., Gattin des Vorigen, geb. Freiin Marschalk von Ostheim 421, 426 f., 432, 601 f., 611, 615, 702, 713, 746, 812, 826, 847.
Wolzogen, Karl, Freih. v., Mitzögling Schillers 421.

Wolzogen, Karoline, Freifrau v., geb. von Lengefeld, geſchiedene v. Beulwitz, Schwägerin Schillers **VII**, 62, 65, 68, 76, 150, 189, 226, 234, 237, 256, 277, 279, 282, 284, 288, 325 ff., 398, 409, 421, 424, 427, 429, 431, 436, 582, 617, 637, 641 f., 645, 648, 657, 667, 727, 728, 737 ff., 766, 769, 773, 813, 827, 847.
Wolzogen, Ludwig, Freih. v. 134, 421.
Wolzogen, Wilhelm, Freih. v., Mitzögling Schillers, nachmals Schwager deſſelben 421, 798, 787 (?).
Wredow, Chriſtian Karl, Litterat 626 ff., 635 f.
Würdinger, J., Oberſtlieutenant 704, 857.
Würtemberg, Etymologie des Namens 538 f.
Wulkow, R., 297.
Wurmb, Ludwig u. Karl, Frhn. v. 601.
Wurmb, Freifrau v. 602.
Wurzbach v. Tannenberg, Conſtant 727, 763, 787 f.
Wychgram, J. 728.

Young 236, 487.

Zedler, Joh. Heinr., Verleger 870.
Zeller, Eduard 480.
Ziegler, Heinrich Anſelm v. 684.
Ziegler, Theobald 782.
Zilling, Sebaſtian, Dekan („Spezial") 77 ff., 193, 764, 779 f.
Zimmermann, J. G. 570.
Ziſchlaut ſch (im Hochdeutſchen und im Schwäbiſchen) 556 f.
Zuccato, Georg Johann, Graf v. 510.
Zumſteeg, A. G. 810 ff.
Zumſteeg, Rudolf, Vater des Vorigen, Tonſetzer 103, 176, 339 f., 415, 427, 542, 694 f., 810, 821.

Druckfehlerverzeichniß.

S. VI der Vorrede, Z. 7 v. u. lies: die äſthetiſche Begabung Hoffmeiſters — ſtatt: Hoffmeiſters äſthetiſche Begabung.
S. XII der Vorrede, Z. 28 lies: Direktion — ſtatt: Direktorium.
S. 11, Z. 9 iſt „und“ zu ſtreichen.
S. 18, Z. 13 v. u. lies: Propſt — ſtatt: Probſt.
S. 20, Z. 2 v. u. lies nach „und“: Heiratspläne.
S. 20, Z. 2 v. u. iſt an Stelle des Strichpunkts ein Doppelpunkt zu ſetzen.
S. 40, Anm. lies: Neugeſtaltung — ſtatt: neuen Ausgabe.
S. 42, Z. 9 v. u. iſt vor „Baden“ ein Komma zu ſetzen.
S. 52, Z. 2 v. u. lies: reſtlos — ſtatt: raſtlos.
S. 103, Z. 13 lies: luxuriöſe — ſtatt: lukubröſe.
S. 116, Z. 17 iſt „ſich“ nach „gerade“ zu ſtreichen.
S. 140, Z. 10 lies: 1793 — ſtatt: 1794.
S. 175, Z. 7 v. u. lies: 74 — ſtatt: 78.
S. 244, Z. 4 v. u. lies: Lengefeld — ſtatt: Wolzogen.
S. 269, Z. 7 lies: Hookes — ſtatt: Hooks.
S. 285, Z. 23 lies: Freunde — ſtatt: Freude.
S. 294, Z. 13 lies: die auf dem Grabſtein der Wittwe Mozarts — ſtatt: die auf Mozarts Grabſtein.
S. 329, Z. 23 lies: Mandelsloh — ſtatt: Mandelslohe.
S. 344, Z. 2 v. u. lies: 1767 — ſtatt: 1766.
S. 357, Z. 8 v. u. lies: zwar — ſtatt: freilich.
S. 382, Z. 7 lies: Jakob — ſtatt: Jabob.
S. 408, Z. 8 lies: verirrten — ſtatt: verirten.
S. 416, Z. 17 lies: Drittel — ſtatt: Viertel.
S. 423, Z. 9 v. u. lies: wurde ſie veröffentlicht — ſtatt: ſcheint ſie veröffentlicht worden zu ſein.
S. 428, Z. 22 iſt nach „Biſcher“ ein Komma zu ſetzen.
S. 437, Z. 1 v. u. lies: 14 — ſtatt 24.
S. 463, Z. 6 v. u. iſt nach „Tritt“ ein Ausrufungszeichen zu ſetzen.
S. 483, Z. 5 lies: Weiſſenſee — ſtatt: Weiſenſee.
S. 512, Z. 17 lies: herzoglichen — ſtatt: herzöglichen.
S. 525, Z. 12 v. u. lies: einſt — ſtatt: nicht.
S. 548, Z. 18 lies: Scharffenſtein — ſtatt: Voigeol.
S. 558, Z. 26 lies: J. B. — ſtatt: J. J.
S. 560, Z. 24 lies: renne — ſtatt: renn.
S. 567, Z. 12 v. u. lies: einen — ſtatt: einem.
S. 568, Z. 7 lies: von — ſtatt: vom.
S. 582, Z. 4 lies: Doktordiſſertation — ſtatt: Doktorsdiſſertation.
S. 682, Z. 5 lies: Roſenplüt — ſtatt: Roſenblüt.
S. 780, Z. 25—26 iſt „Rubinelli und“ zu ſtreichen.
S. 782, Z. 5 lies: Krimmel — ſtatt: Krimml.
S. 786, Z. 8 iſt nach „vom“ einzuſchalten: Weſen des.
S. 830, Z. 5 lies: Rehfues — ſtatt: Refues.
S. 836, Z. 12 lies: bittrer — ſtatt: bitterer.
In der Stammtafel lies: Stadtboten — ſtatt: Stadtbote.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

fel I d

ren bis herab

er,
o,
chul-

ristina,
. Okt. 1648.
Okt. 1648.

Har
geb
li

Georg (Jörg) Schiller,
Bäcker zu Waiblingen, geb. 30. Juni 1651,
† ?, verheir. am 18. April 1676 zu Waiblingen
mit Anna Margareta, Tochter des Baders
Knaus zu Urbach.

Hans Mich
Schuhmacher
geb. 29. Sept.
feld, verh. am
† kinderlos zu
16. Jul

ar Schiller,
11. Jan. 1683 zu Waib-
1740 in Marbach,
rbach mit Maria Dorothea
, Tochter des Marbacher
odocus Müller.

Johannes Schiller,
geb. 9. Mai 1684.

a,
716,
Georg
tbote
rg.

Joha
Schil
Bäcker in
feld, geb.
1718 in Bi
† daselb
3. Mai

nn Friedrich Schiller, Elisabetha, Regine,
Marbach am 15. Juli
† 31. Juli 1731.

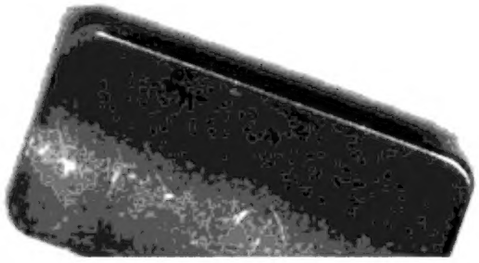
4 weitere
in frühem
Alter ver-
storbene
Kinder.

Johann
Schil
geb. Jan
Stammvater
lien Schwin
und Satte

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07605 9271



Digitized by Google